4° Per. 6 d / 11,3

Digitized by Google

<36631982970012

<36631982970012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Per. 6 d/11

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

Redigirt
von
F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Eilfter Jahrgang. Zweites Quartal.

Herausgegeben
von
Gerhard von Hosstrup.

Hamburg 1835.

Digitized by Google

B. Y Fd 215.

4° Per.
6 d (11, 3

Digitized by Google

Digitized by Google

4° Per. 6 d
(11

Literarische und Kritische

Blätter der Börsen-Halle.

Herausgegeben

von

Gerhard von Hosstrup.

Eilfter Jahrgang. — July, August, September.

Bayerische Staats[illegible]bliothek
München

Hamburg 1835.
Gedruckt in der Börsen-Halle.

ausgeschieden
CANADIAN
Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß
der Literarischen und Kritischen Blätter der Börsen-Halle,
von den Monaten July, August und September 1835.

No. 1063. Anekdoten aus dem Leben Napoleons. Aus den Indiscretions, souvenirs anecdotiques et politiques: 1790 — 1830. — Von der Pest in Aegypten. Auszug eines Briefes an den Doctor Reymonet von Marseille, von Clot-Bey. — Storia degli antichi Popoli italiani. (Geschichte der alten Völker Italiens.) Von Joseph Micali. Zweiter Artikel. — Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, gehalten in dem litterarisch-geselligen Vereine zu Stralsund, von Dr. Gottlieb Mohnike.

No. 1064. Des Kaisers (Napoleon) Hauptquartier. Von Alexis Plater Wolowsky. — Storia degli antichi Popoli italiani. (Geschichte der alten Völker Italiens.) Von Joseph Micali. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Briefe über Amerika. Cincinnati. Erster Artikel. — Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, ꝛc. (Fortsetzung.)

No. 1065. Des Kaisers (Napoleon) Hauptquartier. Von Alexis Plater Wolowsky. (Beschluß.) — Briefe über Amerika. Cincinnati. Erster Artikel. (Beschluß.) — Briefe über Amerika. Zweiter Artikel. — Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, ꝛc. (Fortsetzung.) — Die Volkszählung in Altona am 1. Februar 1835. Nach ihren interessantesten Beziehungen ꝛc., von Pastor Niemann.

No. 1066. Ludwigs XVI. Flucht von Paris am 21. Juny 1791. — Briefe über Amerika. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Verhaftung der Herzogin von Berry. Von Simon Deutz. — Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, ꝛc. (Beschluß.)

No. 1067. Ludwigs XVI. Flucht von Paris am 21. Juny 1791. (Beschluß.) — Zumala-Carregun. Aus der Correspondenz eines englischen Officiers. — Verhaftung der Herzogin von Berry. Von Simon Deutz. (Beschluß.) — Oudipore. — Mein Aufenthalt in Ostindien. Aus dem Tagebuche eines Officiers in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie.

No. 1068. Die Municipal-Corporationen in England. — Das Weib nach dem Willen der Natur und der Gesellschaft. — Belgien und die July-Revolution. Von Ch. L. von Becourt. — Mein Aufenthalt in Ostindien. Aus dem Tagebuche ꝛc. (Beschluß.)

No. 1069. Die Municipal-Corporationen in England. (Fortsetzung.) — Zumala-Carregun. — Belgien und die July-Revolution. Von Ch. L. von Becourt. (Beschluß.) — Orientalische Poesie. Fragment eines persischen Romans von Djami. — Ueber das Duell. — Eine neue Methode auf Leinwand zu zeichnen.

No. 1070. Die Municipal-Corporationen in England. (Beschluß.) — Von den Revolutionen. Von J. P. Pages. Erster Artikel. — Von der Quasi-Intervention. — Erinnerungen an das Seebad auf Helgoland im Jahre 1834. In Briefen von Dr. G. Salomon.

No. 1071. Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. — Von der Quasi-Intervention. (Beschluß.) — Eine Episode aus dem Kriege von Algier. — Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein seit der lutherischen Reformation. Von A. Forchhammer.

No. 1072. Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. (Fortsetzung.) — Eine Episode aus dem Kriege von Algier. (Beschluß.) — Orientalische Poesie. Fragment eines persischen Romans von Djami. — Geschichte Napoleons von W. Hazlitt. Aus dem Englischen übersetzt ꝛc., von J. Sporschil. — Pearson's Methode manche auf den Eisenbahnen sich ereignende Unglücksfälle zu verhüten. — Französische Eisenbahnen.

No. 1073. Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. (Fortsetzung.) — Von den Revolutionen. Von J. P. Pages. Zweiter Artikel. — Troisièmes Melanges par l'abbé F. de La Mennais. — Die zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols, und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Nebst einem Anhange die Berichte des Commandeur James Clark Roß und die Entdeckung des nördlichen Magnetpols enthaltend. Aus dem Englischen von Dr. G. W. Becker und J. Sporschil.

No. 1074. Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. (Beschluß.) — Troisièmes Melanges par l'abbé F. de la Mennais. (Beschluß.) — Bonaparte und Moreau. — Theorie und Politik der Besteuerung. Ein Handbuch für Staatsgelehrte, Volksvertreter und Geschäftsmänner. Von Dr. Karl Murhard.

No. 1075. Tagebuch über den Rückzug des Marschalls Ney von Smolensk nach Orsza. Von einem ehemaligen Ordonnanz-Officier Napoleons. — Storia degli antichi Popoli italiani. (Geschichte der alten Völker Italiens.) Von Joseph Micali. Dritter und letzter Artikel. — Skizzen über eine portugiesische Colonie auf den Inseln des grünen Vorgebirges. — Der Müller und sein Kind. Volksdrama in funf Aufzügen, von E. Raupach. — Der Zeitgeist. Possenspiel in vier Aufzügen, von E. Raupach. — Der Rasenstüber. Posse in drei Aufzügen, von E. Raupach.

No. 1076. Die Ruinen von Copan in Mittel-Amerika. — Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien. Von G. A. Hoskins. — Skizzen über eine portugiesische Colonie auf den Inseln des grünen Vorgebirges. (Beschluß.) — Lustspiele von J. R. Lenz-Kühne.

No. 1077. Borger und Leiher. — Jenseits des Rheins. Von E. Lerminier. Erster Theil. Politik. — Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien. Von G. A. Hoskins. (Beschluß.)

No. 1078. Das Irrenhaus Bicetre zu Paris im Jahre 1792. — Ueber Träume und Hellsehen, mit besonderer Hinsicht auf criminelle Fälle. Erster Artikel. — Der Berg Aetna. — Balladen und Romanzen von J. N. Vogl.

No. 1079. Historische Erinnerungen aus den Pyrenäen. — Tod des Häuptlings eines Tribus. Skizze amerikanischer Sitten. — Briefe über Amerika. Die Dampfboote im Westen. — Schleswig-Holsteinische Geschichte, vom Tode des Herzogs Christian Albrecht bis zum Tode Königs Christian VII. (1694 bis 1808.) Von Peter von Kobbe.

No. 1080. Historische Erinnerungen aus den Pyrenäen. (Beschluß.) — Briefe über Amerika. Die Dampfboote in Westen. (Beschluß.) — Caleb Colton. — De Lamennais Worte eines Gläubigen, vollständig übersetzt und mit kritischen Materialien begleitet ꝛc. —

Digitized by Google

Zur Beurtheilung des Buches der polnischen Pilgrime von Mickiewicz, der Worte eines Gläubigen vom Abbé F. de Lamennais, und der Gegenschriften vom Abbé Bautain, Gaidet u. a. Von F. W. Carové.

No. 1081. Oliviers Leefdaele, aus Brüssel, Pilgerfahrt, um Gottfried den Bärtigen aufzusuchen. — Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. — Thürme von Porcellan. Chinesische Architektur. — Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theodor Mundt.

No. 1082. Oliviers Leefdaele, aus Brüssel, Pilgerfahrt, um Gottfried den Bärtigen aufzusuchen. (Fortsetzung.) — Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Fortsetzung.)

No. 1083. Einiges über den afrikanischen Sclavenhandel. Aus Burkhards Reisen. — Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Fortsetzung.) — Von den Revolutionen. Von J. P. Pages. Dritter Artikel. — Zunahme des Nationalreichthums in Großbritannien.

No. 1084. Die Seen von Schottland. — Von den Revolutionen. Von J. P. Pages. Vierter Artikel. — Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Fortsetzung.) — Maiblumen und Bergfrüchte, oder: Vermischte Schriften in Poesie und Prosa, von W. Schumacher. Erstes Bändchen: Lyrische und Humoristische Gedichte.

No. 1085. Die Republik Uruguay. Aus einer jüngst in Druck erschienenen Schrift des Herrn A. G. Bellemare. — Von den Revolutionen. Von J. P. Pages. Fünfter und sechster Artikel. — Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Beschluß.) — Ueber einen neuen Dampfwagen des Herrn Leroy.

No. 1086. Nachtrag zu: Ein Capitel aus der Geschichte Carls V. (Don Carlos.) Aus den noch nicht in Druck gegebenen Denkwürdigkeiten des Herrn Auguet Saint-Sylvain. — Merkwürdige Flucht des Republikaners Gollombat aus dem Gefängnisse des Fort St. Michel. — Einige Worte über Aegypten.

No. 1087. Das Mittagsmahl. Von Jules Janin. — Einige Worte über Aegypten. (Beschluß.) — Martinique von 1789 bis 1794. Vom General Bernard. Erster Artikel. — Ein Lager von Beduinen.

No. 1088. Zufälle und Fata des Königthums in Frankreich. — Ueber die Einführung der religiösen Reformation und über die Constitution des Calvinismus in Genf. Von Mignet. — Ueber Aegypten. — Neueste Nachrichten aus dem chinesischen Reiche. — Der Capitain Davies oder der Aufstand zur See. — Sir J. Mackintosh's Prognosticon für Botany-Bay.

No. 1089. Veracruz. — Neueste Nachrichten aus dem chinesischen Reiche. (Beschluß.) — Ungedruckte Denkwürdigkeiten, Correspondenzen und Werke. Von Diderot. — Eine Quarantaine in Griechenland. Vom Grafen Cancaux. — Die Emigranten und die Bewohner von Nord-Amerika. — Buchhandel.

No. 1090. Geschichte der Assassinen. Nach morgenländischen Schriften. — Von dem Gewinn der Gelehrten im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert und der finanziellen Lage Shakspeare's insbesondere. — Wissenschaftliche Congresse. Von Nestor Urbain. — Fund eines merkwürdigen Gefäßes von Metall.

No. 1091. Necker und die Frau von Stael. Aus den noch ungedruckten Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes über die Restauration. — Wissenschaftliche Congresse. Von Nestor Urbain. (Beschluß.) — Notiz über Outie Hielan, Häuptling norwegischer Räuber. — Anekdote.

No. 1092. Eine Jagd auf peruanische Schaafe. — Stimme Chateaubriands. — Denkwürdigkeiten Mirabeau's, geschrieben von ihm selbst, seinem Vater, seinem Oheim und seinem Adoptiv-Sohn. — Hexen-Proceesse im Elsaß. Vom Jahre 1615 bis 1635.

No. 1093. Die pariser Lazzaroni's. Von Marc-Michel. — Hexen-Proceesse im Elsaß. Vom Jahre 1615 bis 1635. (Beschluß.) — Jenseits des Rheins. Von E. Lerminier. Zweiter Theil. Die Wissenschaft. — Homöopathie.

No. 1094. Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. — Eigenhändige Briefe der Madame Roland. — Ueberblick über die Republiken von Süd-Amerika. Von Herrn Zavala. — Von der Seeräuberei oder Piraterie.

No. 1095. Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Fortsetzung.) — Christus, dem Jahrhundert gegenüber. Von Rosselly de Lorgues. — Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien ꝛc. Von G. A. Hoskins. Zweiter Artikel.

No. 1096. Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Fortsetzung.) — Versuch über die Grundlage und die Entwickelung der Moralität. Von A. Charma. — Worte eines Gläubigen. Ausgabe für das Volk, mit einer neuen Vorrede. — Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien ꝛc. Von G. A. Hoskins. Zweiter Artikel. (Beschluß.) — Toilette der Bewohnerinnen der Sandwich-Inseln.

No. 1097. Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Fortsetzung.) — Der Maire von Galloway. Eine irländische Tradition. — Die Jakuten, ein nah am Eismeer wohnendes siberisches Volk. — Ueber die Sclaven-Emancipation. — Der Excentrische. Von Friedrich Clemens. — Er kehrt zurück. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz.

No. 1098. Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Beschluß.) — Geschichte der Zerstörung des Heidenthums im Abendlande. Von A. Beugnot. — Wilhelm von Oranien und Ludwig Philipp von Orleans. Vom Baron Barchou von Penhoen. — Der menschliche Wuchs. — Ein Duell in Grönland. — Neffe und Oheim. Novelle von Penseroso.

No. 1099. Die Königsmörder in Frankreich, seit Heinrich III. bis zu Ludwig Philipp. — Briefe über Amerika. — Die Schweiz. — Vaterländische Berichte, für das Großherzogthum Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handels-Vereins. Herausgegeben von G. W. Freiherrn von Wedekind. — Das Vaterland. Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben. Verantwortliche Redacteren: Professor Fr. Bülau und Professor J. Waiske.

No. 1100. Die Königsmörder in Frankreich, seit Heinrich III. bis zu Ludwig Philipp. (Beschluß.) — Rußland während der Kriege des Kaiserreiches. Historische Erinnerungen von Armand Domergue. Herausgegeben von Melchior Tiran. — Geschichte von Wodenblock. Eine holländische Sage. — Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung. — Novellen von E. Ferrand.

No. 1101. Beiruth. Von Jules Amic. — Geschichte von Wodenblock. Eine holländische Sage. (Beschluß.) — Das Haus von Bonaparte zu Ajaccio. — Jaques Permanon oder der Vertheiler des Weihwassers. — Nachtstationen eines Reisenden. Von E. M. Salinger. — Poesie und Kritik, von E. Janinski.

No. 1102. Beiruth. Von Jules Amic. (Beschluß.) — Paul Lander. Eine Geschichte, dreißig Jahre alt.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1063. Hamburg. Mittwoch, den 1. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Anekdoten aus dem Leben Napoleons. Aus den Indiscretions, souvenirs anecdotiques et politiques: 1790 — 1830. Seite 617

Von der Pest in Aegypten. Auszug eines Briefes an den Doctor Reymonet von Marseille, von Clot-Bey. . . . . „ 619

Storia degli antichi Popoli italiani. (Geschichte der alten Völker Italiens.) Von Joseph Micali. Zweiter Artikel. „ 621

Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund, von Dr. Gottlieb Mohnike. „ 622

Anekdoten aus dem Leben Napoleons.

Aus den

Indiscretions, souvenirs anecdotiques et politiques: 1790 — 1830.

(R.)

Der Kaiser Napoleon war Protector aller Classen des Instituts; desungeachtet wollte er auch den Titel als Mitglied der Classe der physischen und mathematischen Wissenschaften von der Section der Mechanik behalten, der ihm als General zu Theil geworden war.

Er war als solches am 5. Nivose des Jahres VI. (26. December 1797) gewählt worden, als er, nach dem Tractate von Campo Formio von der italiänischen Armee zurückgekehrt, dem Directorium seinen Feldzugsplan von Aegypten vorgelegt hatte.

Es war am 6. Nivose (27. December), als der General Bonaparte zum erstenmal im Institut erschien. Er ward zu seinem Debüt nebst den Herren Monge und Prony zum Mitglied einer Commission ernannt, die eine Mechanik des Herrn Hanin, typographisches Siegel benannt, untersuchen sollte.

Napoleon that sich viel auf diese Ernennung zu Gute, ehe er zur Gewalt gelangt war. In Aegypten unterzeichnete er seine Briefe stets: General en chef der Armee von Aegypten und Mitglied des Instituts.

Als Consul wohnte er den Sitzungen der Classe des Instituts, der er angehörte, häufig bei. Sie wurden damals im Louvre gehalten und er begab sich direct aus den Tuilerieen dahin. Es ward ihm dann der Vorsitz angeboten, die begonnene Debatte aber ging ihren Gang.

Als Kaiser kam Napoleon nicht mehr nach dem Institute, doch mußte sein Name nach wie vor auf all den Listen der Mitglieder von der Classe der physischen und mathematischen Wissenschaften obenan stehen, und so liest man in den Jahrbüchern von 1806 bis 1815 unausgesetzt:

„Der Kaiser, am 5. Nivose des Jahres VI. zum Mitglied der Section der Mechanik ernannt."

Auf sein Verlangen mußte der Zahlmeister des Instituts jeden Monat im habit à la française, mit dem Degen an der Seite, nach den Tuilerieen oder nach St. Cloud kommen, um ihm das Notizenblatt zur Unterzeichnung vorzulegen und ihm den Gehalt zu behändigen, der ihm als Mitglied des Instituts zukam. Der Kaiser unterzeichnete, und gab dann dem Zahlmeister die 100 Franken zum Geschenk, die er ihm eingehändigt hatte.

Als Napoleon Kaiser geworden war, verlangte er auch von seinen ältesten Freunden, daß sie den Abstand nicht vergessen sollten, der nun zwischen ihnen eingetreten; dennoch brüstete er sich fast damit, als er eines Tages von einem Mitgliede des Instituts von der Classe der Wissenschaften eine Petition mit folgender Eingangsformel erhalten hatte:

„Sire und erlauchter Confrater."

Es ist gesagt worden, daß der Kaiser mit unter den Mitgliedern des Instituts gewesen sey, welche im Jahr 1815 durch die von Baublanc contrasignirte Ordonnanz Ludwigs XVIII. gestrichen wurden; man hat selbst hinzugesetzt, er habe den Herrn Cauchy pr. Ordonnanz zum Nachfolger erhalten. Es ist dieses ein doppelter Irrthum: der Herr Cauchy, sicherlich gelehrt genug, um als Mathematiker pr. Scrutinium gewählt zu werden, ist freilich pr. Ordonnanz ernannt worden, aber in die Stelle des Herrn Monge; der Kaiser hat folglich seinem ehemaligen Präfecten, den Herrn von Baublanc, das Vergnügen, ihn abzusetzen, nicht gemacht.

In der Sitzung vom 10. April 1815 verlas der Präsident, Herr Lefevre Gineau, ein Schreiben Carnots, Ministers des Innern, folgenden Inhalts:

„Es ist der Wille Sr. Majestät, daß die Classe eine Ernennung für „die Stelle mache, die Er bei der Section der Mechanik einnimmt. Sein „Name soll an der Spitze dieser Gesellschaft in der Eigenschaft als Pro„tector bleiben, mit Erwähnung des Datums, an welchem er als schlich„ter Particulier erwählt worden ist."

Das Scrutinium zur Wiederbesetzung des durch den Kaiser erledigten Platzes ging am 8. Mai 1815 vor sich. Die Stimmenmehrheit entschied zu Gunsten des Herrn Molard, dessen Ernennung auch am 15. Mai genehmigt ward.

* * *

Nach dem Frieden von Tilsit ward der Herzog von Vicenza als Gesandter an den russischen Hof gesandt. Der Kaiser, der nichts versäumte, was ihm als zweckmäßig erschien, fand für gut, das Fräulein Bourgoin, die niedlichste Actrice der Comédie française, mit seiner Gesandtschaft reisen zu lassen und ihr ein ganzes Jahr Urlaub zu geben, um auf dem französischen Theater zu St. Petersburg aufzutreten, das der Kaiser Paul gegründet hatte.

Digitized by Google

Das Fräulein Bourgoin bekam die mächtigsten Empfehlungen an mehrere russische Große und eine ganz besondere Empfehlung an den französischen Gesandten mit.

Bald nach ihrer Ankunft trat sie auf dem Hoftheater auf; ihre hübsche Figur ward vom Kaiser Alexander, der schon ihren Ruf kannte, bemerkt: das hatte man eben gewollt; sie ward nach dem Pallast beschieden: auch dessen hatte man sich versehen. Ehe sie sich aber dahin begab, hatte sie zuvor eine Conferenz mit dem Gesandten, der ihr andeutete, wie sie sich in diesem oder jenem Falle zu benehmen habe; aber es hält schwer, einem hübschen Frauenzimmer, das eine Zusammenkunft mit einem Fürsten haben soll, Instructionen zu geben, die für alle Fälle passen, und die Folge wird zeigen, daß auch der Herzog von Vicenza nicht alles vorbedacht hatte.

Nach einigen Artigkeiten gab der Kaiser der Unterhaltung eine etwas ernstere Wendung und sagte:

„Ist der Kaiser Napoleon beliebt in Frankreich?"

— Ja wohl, recht sehr; nur Eins hat ihm viele wackre Leute abwendig gemacht: der Mord des Herzogs von Enghien. . . . .

Das Wort Mord machte auf den Kaiser Alexander immer einen übeln Eindruck; das Fräulein Bourgoin sah, wie er die Farbe wechselte und die Stirn runzelte, und setzte deshalb, um ihre Inconsequenz wieder gut zu machen, sogleich hinzu:

— . . . Aber es war nicht seine Schuld, sondern die von einem Haufen Bösewichter, die er damals um sich hatte und deren er sich mit jedem Tage zu entledigen sucht.

Nun verging dem Kaiser alle Geduld und seine üble Laune ward so sichtbar, daß dem Fräulein Bourgoin nichts anderes übrig blieb, als ihr Compliment zu machen und sich zu entfernen. Sie begab sich, wie der Herzog von Vicenza es gewollt hatte, gleich nach ihrem Besuche beim Kaiser nach dem Gesandtschafts-Hôtel, wo dann folgender Dialog stattfand:

„„Nun, wie sind Sie vom Kaiser Alexander empfangen worden?""

„Anfangs sehr gut, hernach sehr übel."

„„Haha! und was hat er Ihnen gesagt?""

„Er fragte mich, ob der Kaiser Napoleon in Frankreich beliebt wäre."

„„Nun, das werden Sie mit Ja beantwortet haben.""

„So ist es; ich sagte, der Kaiser Napoleon sey sehr beliebt, nur hätte die Ermordung des Herzogs von Enghien ihm die Zuneigung vieler Leute entfremdet."

„„Das sagten Sie?""

„Ja, und da sah ich, wie er gleich die Farbe wechselte; aber ich habe alles wieder gut gemacht."

„„In welcher Weise?""

„Ich setzte hinzu, der Kaiser sey nicht schuld daran gewesen, sondern ein Haufen elender Menschen und Bösewichter, die er damals um sich gehabt."

„„Immer besser!""

Der Herzog von Vicenza war vor Zorn fast außer sich und sagte nun: „„Fräulein Bourgoin, Ihr Aufenthalt hier wird kürzer seyn, als Sie geglaubt haben; Ihr Urlaub ist zu Ende; richten Sie sich ein, morgen abzureisen. Adieu.""

* * *

Napoleon verwendete, als erster Consul und als Kaiser, fast täglich eine oder ein paar Stunden nach dem Mittagsmahle zu vertraulichen Gesprächen, an welchen nur wenige Leute Theil nehmen durften, als: der zweite Consul oder der Erzkanzler, der Minister Staats-Secretair, Generale vom ersten Range, zwei oder drei Adjudanten und diejenigen Mitglieder des Staatsraths, welche in einem ausgezeichneten Grade die Gunst des obersten Chefs genossen.

Diese Plaudereien währten mehr oder minder lang, je nachdem der Gebieter die Nacht zuvor mehr oder minder gut geschlafen, den Tag vorher mehr oder minder sich abgemüht hatte, und sie waren verstimmt oder fröhlich, je nachdem die Tagesneuigkeiten gut oder bös gewesen. Zuweilen verstummte die Rede mit einemmale, weil Napoleon, auf seinem Kanape hingestreckt — eingeschlafen war.

Eines Abends war der erste Consul (das war er damals noch) geschwätziger als gewöhnlich; er sprach allein und er sprach gut; man hörte ihn mit eben so viel Wohlgefallen als Interesse an. Nachdem alle möglichen Dinge besprochen worden, kam endlich auch das Wort Ehrgeiz an die Reihe.

„Man hält mich für ehrgeizig," sagte der erste Consul. . . . . „Ich ehrgeizig, ich! und wonach? Hören Sie, meine Herren, ich will Ihnen was sagen, und Sie mögen das dreist wiederholen. Nach drei Jahren ziehe ich mich aus den Geschäften zurück. Ich werde dann 50,000 Livres Renten haben, und das ist mehr, als ich bei dem, womit ich zufrieden bin, bedarf. Auch ein Landgut werde ich besitzen, weil Madame Bonaparte gern auf dem Lande lebe. Dann werde ich nur noch um Eins anhalten, das ich wohl verdient habe und wonach ich durchaus trachte: ich will Friedensrichter des Cantons seyn, in welchem ich lebe. Nun, bin ich ehrgeizig?"

So sprach der erste Consul Anfangs des Jahres 1802.

* * *

In dem Augenblick, wo die Höllenmaschine aufflog, traten Fouché und Real eben in die Oper ein, wo das Oratorium Saul aufgeführt werden sollte. Einige Minuten darnach von dem Ereigniß unterrichtet, ließen beide ihre Frauen zurück und gingen, nach der Verabredung, sich in der Soirée im Hôtel des Polizei-Ministeriums wieder treffen zu wollen, jeder seinen eignen Weg, zu Fuße nach dem Schauplatz hin, wo das Attentat stattgefunden hatte.

Schon waren die Straße St. Nicaise und die anderen benachbarten Straßen mit Polizei-Agenten angefüllt und das Militair drängte in der Straße St. Honoré und nach der Seite des Carroussel-Platzes hin, die neugierige Menge zurück. Die Straße St. Nicaise lag voller Trümmer, worunter auch die einzelnen Fetzen eines Pferdes, von welchem aber nur noch ein einziges Bein erkennbar war. Doch war es dies Bein, welches zur Entdeckung des Verlaufs der Sache führte.

Sobald der Herr Real gesehen, daß der Huf des Pferdebeins ein Eisen hatte, welches erst unlängst gelegt zu seyn schien, so leuchtete ihm die Wichtigkeit dieses Beweisstückes ein und er stellte sofort eine Wache dabei aus.

Am andern Tag wurden die Fragmente des Karren und die Reste des Pferdes nach der Polizei-Präfectur gebracht und alle Hufschmiede und Rademacher wurden dahin beschieden, um sie zu untersuchen. Ein Hufschmidt erkannte gleich das Eisen als aus seiner Werkstatt geliefert, und gab dann das Signalement desjenigen, der das Pferd hergebracht hatte, als: Größe etwas über 5 Fuß, und eine Narbe über dem linken Auge. Das war Carbons Signalement.

In dem Augenblicke, wo die Explosion erfolgte, befand sich Armand d'Ailly, damals Komiker beim Theater Troubadour, noch auf der Bühne, war aber eben im Abtreten. Kaum wieder in der Coulisse, zieht er den Regisseur bei Seite, und sagt zu ihm: „Ich habe Kanonenschüsse gehört; die Regierung hat unstreitig die Nachricht von irgend einem Siege erhalten und feiert denselben durch Artillerie-Salven. Sie sollten das dem Publicum ankündigen, das würde von sehr guter Wirkung seyn." Der

Digitized by Google

Regisseur machte einige Einwendungen, die Herr Ally aber bald widerlegte; der Vorhang ward also aufgezogen, der Schauspieler trat hinaus, verneigte sich dreimal, wie es der Brauch wollte, und sagte: „Meine Herren, wir beeilen uns dem Publicum anzuzeigen, daß die Regierung so eben die Nachricht von einem Siege erhalten hat, den die französische Armee davon getragen. Dieser Sieg, dessen Resultate gar nicht zu berechnen sind, wird so eben durch das Geschüz des Invalidenhauses der Bevölkerung der Hauptstadt angezeigt."

Drei Tage darnach saß der Herr Armand d'Ally im Gefängniß der Force und hatte seine liebe Noth, den Beweis zu führen, daß er mit dem Complott der Höllenmaschine nichts zu schaffen gehabt habe.

Von der Pest in Aegypten.

Auszug eines Briefes an den Doctor Reymonet von Marseille,

von

Clot-Bey.

(Aus dem Reformateur.)

(I.)

— Meine Stellung als Chef des Dienstes macht mir zur Pflicht, mit meinem Beispiel voranzugehen, und ich thue es eben so sehr aus Menschlichkeit, als aus dem Wunsche, diese krankhafte Affection zu beobachten, die ich nur nach ihrem sporadischen Zustande kenne, weil sie seit zehn Jahren nicht epidemisch geherrscht hatte. Ich studire sie denn am Krankenbette, wie auf dem (anatomischen) Amphitheater, wo ich Autopsieen mache, denen ich täglich drei bis vier Stunden widme; ich notire mir alle Thatsachen und habe Grund zu hoffen, daß mein Eifer und meine Thätigkeit von einigem Erfolge werden gekrönt werden.

Die Pest hat in Alexandrien erst im November angefangen. Seit einem Monat ist sie da sehr mörderisch geworden und hat über 20,000 Menschen hingerafft: in Cairo ist sie in den letzten Tagen des Decembers ausgebrochen und hat erst seit vierzehn Tagen einen gefährlichen Charakter angenommen.

Beim ersten Anfall der Krankheit: Kopfschmerz, Uebelkeit oder Erbrechen, überfließende Augen, schwankender Gang wie von Betrunkenheit, matter Blick, stupides Ansehen, weißbelegte und feuchte Zunge, voller und schneller Puls, Phänome, die wir als die Wirkung ausleerender Agentien betrachten, seyen sie miasmatisch oder anderer Art, die eine allgemeine Störung in der ganzen Oekonomie hervorbringen, wie das bei allen andern Typhus-Arten sich auch zeigt.

In dieser Periode des Uebels kann man Vomitive und allgemeine Erregungsmittel versuchen. Ich weiß noch nicht, welche Wirkung man davon erwarten darf. Am zweiten oder dritten Tage geistige Störung, bisweilen wirkliches Delirium, trockene Zunge in der Mitte, roth an dem Rande, Hitze in der Haut, oft Schmerz im Unterleibe, selten Durchfall: da nun zeigen sich gewöhnlich die Bubonen und Pestbeulen. In dieser Epoche ist ernstliche Irritation im Darm-Canal, im Gehirn und in den lymphatischen Drüsen: da man dann keine erregende Mittel anwenden darf, so verordnen wir Aderlasse und Schröpfen; wir ätzen die Bubonen und Pestbeulen, um den Reiz auf der Haut zu stiren. Am vierten bis sechsten Tage tritt die Erscheinung von Petechen oder bläulichen Flecken auf der Haut ein: Ableitung auf die Extremitäten.

Wir denken, daß diese ärztliche Behandlung rationell ist, und wir glauben, daß sie einige Kranke gerettet hat.

Die Leichname der an der Pest Gestorbenen haben nicht das widerliche Ansehen, welches ihnen die Aerzte beigemessen haben, die sie beschrieben und die Maler, die sie dargestellt.

(Nun folgt eine anatomische Auseinandersetzung des Befunds in allen innern Theilen den Leichen der an der Pest Gestorbenen, die wir unsern Lesern, als in ihren ärztlichen Details für sie theils unverständlich, theils unnüz und unangenehm, ersparen. Dann fährt der Briefsteller weiter fort:)

Die mehresten Aerzte von Alexandrien wollen, daß die Pest importirt worden sey, was wohl seyn kann; doch ist es noch nicht völlig bewiesen. Sie glauben nicht an die Epidemie, während andere und wir selbst davon überzeugt sind.

Die Frage der Contagion ist zu wichtig und zu complicirt, um sie in einem eiligen Briefe verhandeln zu können.

Wir haben einige Thatsachen beobachtet, welche die Fortpflanzung oder Ansteckung zu beweisen scheinen: aber wie viele giebt es, die nicht erlauben, sie anzunehmen! Zum Beispiel, wir sind sechs Aerzte, welche die Kranken berühren; wir bringen mehrere Stunden an ihren Betten zu und öffnen die Leichname in einem verschlossenen Raume; Zöglinge, welche Medicin studiren, Krankenwärter ꝛc. sind auch mit denselben Kranken in Verbindung und bis jezt hat kein Unfall stattgefunden.

Die Krankheit hat im November zu Alexandrien angefangen. Die ersten Fälle in Cairo haben in den letzten Tagen des Decembers und ersten Tagen des Januars stattgefunden, und die Communication war frei zwischen Rosette, Damiette, die nicht angesteckt worden sind, und Cairo, wohin die Pest nur nach zwei Monaten gelangt ist.

Die Isolirung im Innern der Häuser sichert nicht, und wirklich sind in Alexandrien mehrere Franken gestorben, die gewiß die strengste Quarantaine beobachteten. Die Krankheit ist selbst am Bord von europäischen Schiffen ausgebrochen, die in dem vollkommensten Zustande der Isolirung waren. Man hat bis jezt bemerkt, daß die ärmere Classe schlimmer als die anderen befallen wird. Die Malteser vor Allen, welche die unreinlichsten sind, und deren Temperament die meiste Aehnlichkeit mit dem der Araber hat, sind diejenigen, welche das Uebel auf das Härteste getroffen hat.

Man kann die Entstehung desselben weder der großen Ueberschwemmung, noch dem schlechten System der Beerdigung zuschreiben, denn während der lezten zehn Jahre hat es auch große Ueberschwemmungen gegeben; die Cholera-morbus hat es im Jahre 1831 nicht an Gräbern fehlen lassen und die Begräbnisse wurden nie schlechter gemacht als damals.

Was die Maaßregeln betrifft, welche die Gesundheits-Commission genommen hat, um der Entwickelung der Krankheit zuvorzukommen, so ist es bewiesen, daß sie sie im Gegentheil nur befördert haben. Diese Commission, bestehend aus der Heilkunst fremden Menschen und überspannten Contagionisten, hat die Fahrzeuge, welche von Smyrna kommen, wo die Pest nicht herrscht, einer Quarantaine von 21 Tagen unterworfen. Die von Marseille kommenden Schiffe sind auch unter Aufsicht gestellt, wegen der Cholera, die in dieser Stadt herrschen soll, und es sterben 200 Personen täglich in Alexandrien!

Du siehst nach dieser Auseinandersetzung, daß ich mir alle Mühe gebe, die Natur dieser Krankheit zu erkennen. Meine Arbeiten sind ohne Zweifel gefährlich, aber ich habe Vertrauen auf meinen Glücksstern, und wenn Geistesruhe ein Präservativ ist, so kann ich ohne Furcht seyn.

Inzwischen habe ich mit Bedauern vor wenigen Tagen einen jungen französischen Arzt, Herrn Fourcade, der Krankheit unterliegen sehen, ohne

Digitized by Google

daß man dieses Ereigniß einer andern Ursache hätte zuschreiben können, als der Autopsie eines Pestkranken, die wir zusammen gemacht hatten.

In jedem Falle bin ich, wenn ich unterliege, gewiß, daß Du dem Andenken Deines Freundes einige Thränen weihen wirst!

Clot-Bey.

Ein anderer Brief von Cairo, vom 5. April, enthält Folgendes:

„Ich muß Ihnen ein Wort über die Dienste sagen, welche mehrere französische Aerzte dem Lande unter den unglücklichen Umständen, in welchen wir uns befinden, leisten, und über ihre Arbeiten, die der Wissenschaft werden von Nutzen seyn können. Nach dem Tode unseres Mitbürgers Fourcade, wo die Krankheit mehr Intensität erlangte, wurden die Pestkranken in das Militair-Hospital von Esbekiet aufgenommen und der Pflege der Herren Bulard und Lachaze anvertraut. Dieser letztere war aus Frankreich gekommen, um die Krankheit zu studiren, und hatte sie zu Alexandrien beobachtet. Wenn man auch die Fortschritte der Civilisation in Aegypten übertreibt, so muß man doch mit Wahrheit sagen, daß die anatomischen Studien dort eben so fleißig und gründlich wie zu Paris betrieben werden. Dieser Umstand, verbunden mit der großen Anzahl von Kranken, macht, daß das Krankenhaus von Cairo ein weites Feld zu Beobachtungen darbietet. Unsere jungen Aerzte haben der Wichtigkeit ihrer Stellung entsprochen; sie sind frisch der Pest entgegengegangen, ohne Bedenken und Furcht.

„Die Progression des Uebels voraussehend hat Herr Clot-Bey den klugen Gedanken gehabt, eine ärztliche Commission für die ganze Zeit der Epidemie zu bilden. Diese Commission besteht aus den Herren Clot-Bey, Bulard, Lachaze und Gartin, einem sehr ausgezeichneten spanischen Arzte. Man kömmt täglich zweimal in den Sälen der Pestkranken zusammen, um da über die Wichtigkeit der verschiedenen Symptome und über die zu befolgende Behandlung zu discutiren. Man stellt täglich die genauesten Untersuchungen an Leichnamen an. Durch Vermittelung des Herrn Clot haben diese Herren vom Minister des Innern erlangt, daß zehn zum Tode verurtheilte Verbrecher zur Verfügung der Commission gestellt werden sollen.

„Wenn die Arbeiten und die Dienste der Mitglieder dieser Commission nicht nach Verdienst öffentlich bekannt und anerkannt werden, so muß diese Herren mindestens das Zeugniß ihres Gewissens belohnen. Jeder kann sich sagen, daß er muthvoll die Pflichten einer Stellung erfüllt, die oft sehr beschwerlich und bis jetzt als sehr gefährlich betrachtet worden ist. Wohl niemals hat man noch Aerzte bei Pestkranken mit so wenig Vorsicht zu Werke gehen sehen; sie wollen keine größere anwenden, als die Fellahs, die als Krankenwärter angestellt sind. Diese Zuversicht und Ruhe, welche sie zeigen, wird ohne Zweifel dazu beitragen, den übertriebenen Glauben an die Ansteckung zu schwächen, der, durch die Furcht, welche die Gemüther ergreift, und durch die falschen Maaßregeln, welche er erzeugt, vielleicht eben so unheilbringend ist, als die Epidemie selbst. Endlich kann man sagen, daß noch niemals die Kranken mit so viel Liebe und Sorgfalt behandelt und gepflegt und niemals so detaillirte Untersuchungen mittelst der genauesten anatomischen Analyse mit den an der Pest Gestorbenen angestellt worden sind. Die Wissenschaft und die Menschheit können davon die glücklichsten Resultate erwarten."

— Alexandrien, den 15. Mai. Die Pest, die schreckliche Pest raubt uns hier sechshundert Individuen täglich; man hört nichts als Seufzer und Klagen. Die Araber, ein kindliches Volk, sind sehr lebhaft in den Zeichen und Aeußerungen ihres Schmerzes, wie ihrer Freude; sie fordern mit großem Geschrei vom Tode, daß er ihnen ihre Verwandte und Freunde zurückgebe (das ist buchstäblich wahr); nie hat der Tod seine Beute zurückgegeben; aber die Erfahrung von Jahrhunderten hat nichts über sie vermocht; sie werden fortfahren, die Lebenden durch ohnmächtiges Geschrei zu quälen.

„Ich habe viele Menschen im Krankenhause zu betrauern: zwei Aerzte von vieren, die wir waren; einen arabischen Wundarzt, einen braven jungen Mann, den einzigen, der mir bei den Autopsieen beistand; meinen Apotheker, und drei Krankenwärter. Ob diese alle durch Ansteckung oder durch die Epidemie gestorben sind — ich weiß es nicht; so viel ist gewiß, daß die Ansteckung selten ist, denn wir sind unserer zwanzig, die auf alle mögliche Weise gefährdet sind. Was mich betrifft, so lasse ich die Frage der Fortpflanzung bei Seite und beschränke mich auf pathologische und therapeutische Untersuchungen.

„Man ist auf diesem zweiten Wege der Beobachtung sehr glücklich gestellt: man läuft nicht Gefahr, das Leben des Kranken auszusetzen, denn der Ausgang ist fast immer unglücklich, wenn die Krankheit bloß den Hülfsmitteln der Natur überlassen wird. Die Europäer kommen nie davon wieder auf; man kann kein einziges Beispiel der Genesung anführen. Der Tod ist sanft, das tröstet mich. Zur Unterstützung dieser Behauptung will ich einen Fall anführen, den ich beobachtet habe.

„Leopoldis, ein polnischer Flüchtling, Arzt in meinem Hospital, läßt mir sagen, daß er wegen Unpäßlichkeit das Bett hüte. Ich gehe sogleich, ihn zu besuchen: ich finde scheinbare Ruhe, aber Störung im Puls. Der Kranke spricht obenhin von einem leichten Druck in der Schaamleiste. Ich untersuche ihn: es ist eine Pestbeule! Er trinkt viel in der Nacht. Während dieser Nacht konnte er sich noch selbst helfen. Nur einer seiner Freunde war im Hause geblieben, aber ohne sich ihm zu nähern. Am Morgen trete ich an sein Bett und nehme seine Hand: er war todt.

„Man kann sich nicht vorstellen, welche verschiedene Formen diese schreckliche Krankheit annimmt. Das äußerste Interesse, was dieses Phänomen mir einflößt, hält meinen Geist und mein Gemüth immer in einem Zustande, der gewiß sehr geeignet ist, den Anfällen des Uebels zu entgehen. Uebrigens: alla kerim (auf gut Glück!); ich habe mich freiwillig auf den Posten gestellt, den ich einnehme, und ich werde ihn gesund verlassen oder ich will wenigstens sagen können: Ich habe meine Pflicht als Mensch und als Arzt erfüllt. Oft denke ich an meine guten Aeltern und an meine Freunde; wenn ein Unglück mir begegnet, so mögen sie sich trösten! In der That muß man nur diejenigen beklagen, die wie Pflanzen leben und sterben können.

Ich bin jüngst Ibrahim Pascha vorgestellt worden; er hat mich in einem Garten empfangen, uns bittend, uns fern von ihm zu halten, um ihn nicht mit der Pest anzustecken. Er ist ein gewaltiger Contagionist; er weiß, daß es gefährlich ist, sich den Kranken zu nähern, und unter andern fragte er, welcher von uns sich am meisten aussetze? Als man ihm sagte, daß wir alle drei in gleichem Falle seyen, antwortete er: „„Es thut mir leid, daß man mir von dreien nicht einen nennt, um sagen zu können: Dieser ist der größte Thor von dreien. Uebrigens," fuhr er fort, „wenn ich in Syrien mit drei Soldaten geblieben wäre, so war ich entschlossen, der vierte zu seyn. Jedem ziemt der Muth seiner Stellung. Besuchen Sie mich wieder und sorgen Sie, daß Sie in derselben Anzahl wiederkommen.""

„Alle diese Aeußerungen, die gerade nicht übel gesagt sind, waren von unmäßigem Lachen begleitet. Ich sagte zu meinem Nachbar: „„Ich glaube, daß Se. Hoheit nicht böse seyn würde, uns krepiren (crever) zu sehen, nur um die Furcht zu rechtfertigen, die er vor der Ansteckung hat.""

„Als eine sehr neue Nachricht melde ich Dir einen Aufstand in Syrien. Da wird noch viel Blut vergossen werden. Dieser Ibrahim ist

Digitized by Google

ein wahrhafter Schlachter. Er wird es vermuthlich über sich nehmen, den Aufruhr zu unterdrücken.

„Ich vergaß Dir zu sagen, daß schon drei Saint-Simonisten an der Pest gestorben sind. Die andern sind großentheils auf der Reise in Ober-Aegypten."

Storia degli antichi Popoli italiani.

(Geschichte der alten Völker Italiens.)

Von

Joseph Micali.

Zweiter Artikel.

(Man vergleiche No. 1038 und No. 1039 unsers Blattes.)

(L.)

Setzen wir dieses etwas lange Verzeichniß der verschiedenen Meynungen über die Völker, die die italiänische Halbinsel zuerst bewohnt haben, wie sie vor den Arbeiten des Herrn Micali herrschten, fort. Wir haben sie schon, nach den verschiedenen Systemen, die sie an der Hand führen, aus Asien, aus Afrika, aus Griechenland und Spanien kommen sehen. Ohne Zweifel ist es nicht leicht, ihnen auf ihrem Wege zu folgen, noch zu wissen, wenn und wie sie angekommen sind; es ist selbst nicht leicht, alle Werke zu zählen, worin man ihre Abenteuer geschildert, vielleicht erdichtet hat, und mit einem Blicke alle Zweige der Bibliothek von Voraussetzungen und Fabeln zu übersehen. Wenn der geistvolle Schriftsteller, der jetzt so vielen andern Geschichtschreibern unbekannter Zeiten nachfolgt und der vor seinen Vorgängern, unter andern Vortheilen, auch den haben wird, fast alle seine Ideen auf Texte und Monumente zu gründen, die kostbare Sammlung seiner eigenen Untersuchungen mit dieser Analyse angefangen hätte, so würde ich sie, nach ihm, nicht unternommen haben. Da er sie nicht gemacht hat und es gut ist, daß sie irgendwo sey, wäre es auch nur, um die unzähligen Anhänger der Conjectural-Geschichte ein wenig zu entmuthigen, so wollen wir den Catalog vollenden und sehen, von welcher Seite her man noch Vorfahren für die Römer hat finden können.

Bisher mindestens haben wir in der Liste der Nationen, die auf diesen Titel Anspruch zu machen gewagt haben, nur mehr oder minder civilisirte gesehen; aber man muß in diese Reihe auch Völker aufnehmen, welche die Römer selbst, einmal herausgetreten aus dem in dem Walde des Capitols geöffneten Asyl, niemals für ihre Väter würden haben anerkennen wollen. Die dalmatischen Schriftsteller sind, indem sie die übrigens wahrscheinlichen Traditionen über die Auswanderungen einiger illyrischen Völkerstämme, Traditionen, welchen der neue Geschichtschreiber mit Recht einige Wichtigkeit giebt, übertreiben, so weit gegangen, zu sagen, daß Illyrier Italien zuerst colonisirt hätten. Der Norden vor Allem hat sich nicht vergessen.

Es genügt zuvörderst dem berühmten Geographen, Cluvier, in den Liguriern Celten zu sehen, und Rykins, zu behaupten, daß die Ausonier oder Auruncier wohl ein scythischer Volksstamm seyn könnten: nach ihnen thut sich der Weg über die Alpen plötzlich auf; und Italien öffnet sich schon in frühester Zeit einer Invasion von Barbaren. Prasch, Morhof, Funk, Pelloutier, Freret selbst, welcher vorzüglich gegen die andern Völker die Schwierigkeiten der Schiffahrt in diesen ersten Zeiten anführt, legen den Umbriern und Hetruriern (Etruskern) einen celtischen Ursprung unter.

Italiener ermangeln nicht, diese wenig nationale Meynung mit neuen Beweisen zu unterstützen. Freret hatte behauptet, daß Rhätien, weit entfernt, von den Hetruriern (Rasenae) bevölkert worden zu seyn, Hetrurien selbst seine ersten Einwohner geliefert habe, die durch Tyrol, Trente und die Engpässe der Etsch eindrangen. Ein Jesuit von Piacenza, Bardetti, läßt, nach langen Bemühungen dieses Chaos zu entwirren, auch aus den nördlichen Regionen das Licht kommen, das ihm sein Vaterland nicht giebt; er sucht jenseits der Alpen die Lösung des Problems; er glaubt das alte Idiom der Söhne Gomers wiederzufinden und ihm seine rechten Gränzen anzuweisen; er schwebt über Nieder-Bretagne, im Gallischen, Teutonischen, Irländischen, Baskischen; er macht sich, mittelst zweifelhafter Divinationen und Etymologieen, ein celtisches Wörterbuch, das vollständiger ist, als alle, die man vor ihm zusammengetragen; und mit Hülfe dieses Wörterbuchs erklärt er oder glaubt zu erklären nicht nur mehrere geographische Worte, verschiedene Namen von Städten, Flüssen, Bergen Italiens, sondern auch die berüchtigten engubinischen (?) Tafeln, welche Bourguet die pelasgischen Litaneien nannte und die man noch unter unsern Augen zu erklären nicht aufgiebt. Der Piemonteser Durandi und andere Italiener des Nordens verwarfen ebenfalls dieses System nicht, welches ihnen die Celten zu Vorältern gab. Sie glauben die Abkömmlinge Noahs durch Deutschland, vielleicht durch Gallien ziehen zu sehen und hören sie celtisch oder teutonisch sprechen, bevor sie an die Ufer des Arno kommen, um hetrurisch zu reden. Leibnitzens großer Name gab allen diesen Ideen noch mehr Gewicht. Das ist die Morgenröthe des Systems der indisch-germanischen Wanderungen, das jetzt triumphirt.

Die Gelehrten von Toscana ließen sich minder leicht überreden. Konnte man in der That wohl glauben, daß das glorreiche Hetrurien, die Zeitgenossin der Phönicier und Pelasger, die gelehrte Metropole des alterthümlichen Italiens gern einen barbarischen Ursprung annehmen würde? Suche man solche Vorfahren für die Ligurier, Venetianer, selbst für die Lateiner, aber nicht für eine ehrwürdige Nation, wie die Hetrurier, die auf dieser alten Erde allen andern vorangegangen ist, die vor den Römern Sieg und Herrschaft kennen lernte; sie, die schon Hesiodus besang und welche die Geschichtschreiber Griechenlands, ehe sie nur den Namen von Rom ausgesprochen, als Herren des tyrrhenischen Meeres von der Zeit des medischen Krieges an, proclamiren; die Hetrurier, welche, im vierten Jahrhundert von Rom, reicher als dieses im Antheile von Italien, obgleich ihrer vormaligen Eroberungen beraubt, noch fast den ganzen mittlern Theil von den Apenninen bis zur Tiber inne hatten, und die endlich erst zu Sylla's Zeit, mit ihren reichen Städten, ihren Künsten, ihrer Litratur, ihrer Sprache selbst und sogar mit ihrem Namen als Nation, ihrer unbarmherzigen Nebenbuhlerin unterlagen. Die Gelehrten des modernen Hetruriens, natürliche Erben der Cilnius und der Ceeinas, mochten es wohl, daß man aus ihren ersten Begründern eine orientalische Colonie machte, eine Art von geheimnißvollem Band zwischen dem Orient und dem Occident, oder daß man sie als Eingeborene voraussetzte, d. h. von unbekanntem Ursprunge, was nie dem Adel des National-Charakters schadet; aber zugeben, daß sie in den Wäldern Germaniens campirt hätten, behaupten, daß sie über dieselben Berge gekommen seyen, die späterhin die Horden der Gothen und Lombarden überschritten, — dieser Gedanke verletzte ihren Patriotismus und ihren Stolz.

Unter den Toscanern, welche, bei dem ersten Gedanken, die Bevölkerungen des Süden aus dem Norden kommen zu lassen, einen Schrei der Indignation ausstießen, und sich durch den Zorn zu allen Uebertreibungen des National-Egoismus hinreißen lassen, muß man vor Allem den Prälaten Guarnacci, von Volterra, nennen, der, in einem langen, ehemals berühmten Werke, Origines italicae, zu beweisen versuchte, daß es die Hetrurier sind, welche allen andern Völkern vorangegangen und sie unter-

Digitized by Google

richtet haben, selbst die von Griechenland, und daß diesesmal, gegen den Gang der alten Welt, die Civilisation vom Occident nach dem Orient geschritten ist. Diese Origines, jetzt zu wenig beachtet, beweisen mindestens, mit welchem Enthusiasmus man im letzten Jahrhundert die archäologischen Schätze aufnahm, die aus dem Boden von Toscana zu Tage gefördert wurden. Beim Anblick dieser Monumente, deren schroffe und naive Formen an die ägyptische oder asiatische Kunst erinnerten, beeilte sich die Gelehrsamkeit, inspirirt von Vaterlandsliebe, zu behaupten, daß die alten Städte Italiens um mehrere Jahrhunderte älter seyen, als die Griechenlands; und in der Illusion eines ersten Gefühls von Stolz scheute man sich nicht, zu behaupten, daß Italien Griechenland alles gegeben habe, seine Sprache, seine Künste, seine Gesetze, seine Religion. Wahr ist es, daß, wenn man darum glauben muß, daß Noah hetrurisch gesprochen habe, und daß er niemand anders als Janus sey, Mistrauen wohl erlaubt ist; aber man könnte andere Beweise anführen, die speciöser genannt werden können, weil sie einfacher sind. Die räthselhaften Wanderungen der Pelasger, sehr bequem für alle Systeme, sind diesem nützlich; denn die Griechen selbst haben sie bisweilen tyrrhenische Pelasger genannt. Ich will auch eine aus der Sprache gezogene Muthmaßung anführen, welche Guarnacci nicht hätte übersehen sollen. In den heiligen Büchern der Athenienser las man, wie Varron versichere, die hetrurischen Worte capra und porca, die seitdem lateinische Worte wurden. Einige andere historische oder fabelhafte Umstände bieten auch merkwürdige Analogieen dar. Wie viele systematische Geister haben sich mindestens damit befriedigt!

Die Voraussetzung einer hetrurisch-italischen Monarchie, Herrin der Erde und der Meere, älteste Tochter der Macht und des Ruhmes, gefiel der Eitelkeit zu sehr, um nicht zahlreiche Anhänger behalten zu haben. Man findet diesen Gedanken in den italienischen Antiquitäten des Grafen Carli wieder, ob er gleich kein Toscaner, sondern Illyrier von Geburt war. Die edlen Abkömmlinge der zwölf großen Städte Hetruriens empfanden darüber die größte Freude, welche Perouse und Cortone noch nicht vergessen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Snorre Sturlason

und

seine Beschreibung

der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert.

Eine Vorlesung,

gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund,

von

Dr. Gottlieb Mohnike,

Consistorial- und Schul-Rath.

Meine Herren!

In der thatenreichsten Zeit des Mittelalters, da der Westen von Europa auf den Kreuzzügen im Orient beschäftigt war, und die nördlichsten Provinzen Deutschlands, welche bisher sich dem Christenthume widersetzt hatten, theils von dem südlichen Deutschlande aus, theils von dem skandinavischen Norden her zum Christenthume bekehrt wurden, die historische Kunst aber bei den übrigen Völkern Europa's, sich von den Fesseln des Chronikenstils noch nicht losgewunden hatte oder doch nur schwache Versuche dazu machte, treten im Norden von Europa zwei Männer als Geschichtschreiber in zweien großen Werken auf, die den ruhmwerthen Namen, den sie sich in der historischen Literatur erworben haben, sicher niemals verlieren werden.

Der Eine, im südlichsten Theile Skandinaviens auf Seeland geboren, ist der uns allen wohlbekannte Saxo der Gelehrte oder Grammaticus, der Geheimschreiber des berühmten Erzbischofes Absalon von Lund und Bischofes zu Roeskilde, der seinen Herrn und Freund auf seinen Zügen auch bis in unsere Gegenden begleitet hat, und darauf im Jahre 1177 in der Sprache des alten Latiums seine Geschichte der Dänen schrieb. Der Andere, im äußersten Norden Skandinaviens auf Island geboren, ist Snorre, der Sohn Sturlas.

Snorre, entsprossen sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite aus den edelsten norwegischen Geschlechtern, wurde im Jahre 1178, also zehn Jahre nachdem Arkona zerstört und Rügen zum Christenthume bekehrt worden war, zu Hwam auf Island geboren, und erhielt, als ein armer verwaisster Knabe, in dem Hause des gelehrtesten Isländers seiner Zeit, des John Loptson, Enkels von Sämund Frode, dem Sammler der poetischen Edda, von seinem dritten Jahre an, diejenige Bildung, welche seine Zeit und vaterländische Insel ihm geben konnten. Der talentvolle und fleißige Jüngling wußte sich diese aber in einem solchen Grade anzueignen, daß er in der Folge der ausgezeichnetste Mann seiner Insel wurde. Durch Heirath und andere Verhältnisse kam er in den Besitz eines Vermögens, das auch noch jetzt überall ein großes genannt werden würde, und durch seine Kenntnisse, seine Gelehrsamkeit, und seinen praktischen Blick gelang es ihm zu der Würde und dem Amte der ersten obrigkeitlichen Person auf der Insel, nämlich zu dem des Lagmanns, emporzusteigen. Der in allen Isländern wohnende Trieb zu Reisen außerhalb Landes, trieb auch ihn, Norwegen, die Heimath der Isländer, so wie einen Theil Schwedens zu besuchen; in Norwegen kam der gefeierte Mann in Verbindung mit einem Könige und andern Oberhäuptern des Landes; erhielt von diesen die größten Ehrenbezeugungen und Geschenke, ja König Hakon Hakonson machte ihn zum Drosten (Drotsät), nicht unbekannt damit, von welchem Einflusse dieser Mann den norwegischen Königen werden könnte, in dem Bestreben Island mit Norwegen zu vereinigen. Durch diese Verbindung mit den norwegischen Großen wurde Snorre in die politischen Händel seiner Zeit und seines Vaterlandes verwickelt, welche ihm im Jahre 1240 den gewaltsamen Tod durch die Hand eines seiner nächsten Verwandten des Giffur Thorwaldson, seines gewesenen Eidams, zuzogen.

Werke sehr verschiedener Art sind noch von Snorre erhalten; die berühmten Snorrebäder, die dem zerstörenden Einflusse einer Zeit von 600 Jahren, und was noch mehr sagen will, dem des isländischen Bodens, widerstanden haben, und, daß ich seine andern schriftstellerischen Arbeiten hier übergehe, sein großes historisches Werk, das von dem ersten Worte in demselben *) den Namen Heimskringla, das ist Erdkreis führt.

Snorre schrieb dieses Werk, und zwar so, daß er, wie Cäsar seine Commentarien, es in die Feder dictirte, **) im Jahre 1230, also in demselben Jahre, in welchem unsere Stadt Stralsund ihre zweite eigentliche Stiftung erhielt, und er schrieb es in der alten Norränazunge. Er beginnt dasselbe von Odin, der ersten mythischen Person in der skandinavischen Geschichte, etwa 50 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und führt es fort bis zu Ende der Regierung des Königs Magnus Erlingsson,

*) Nicht in der Vorrede, wie sich bei Geijer eingeschlichen hat (Svea Rikes Häfder I. 382), sondern in dem eigentlichen Buche.

**) Anders lassen der Worte zu Anfange der Vorrede: A bók thessi let ek rita fornar frásagnir, in Zusammenhaltung mit dem ganzen Buche, sich nicht wohl erklären. Ueber die andern Deutungen dieser Stelle anderswo.

Digitized by Google

also bis zum Jahre 1185. Eigentlich ist es die Geschichte der norwegischen Könige, welche Snorre uns erzählt; aber, weil diese ihre Herkunft aus dem alten noch mythischen Ynglinga-Geschlechte zu Upsala oder Sigtun herleiteten, so eröffnet er sein Buch mit der gleichfalls noch mythischen Ynglingasaga; und die eigentlich historische Zeit seines Werkes beginnt erst mit dem Jahre 828, das ist mit König Halfdan dem Schwarzen.

Man würde sich aber irren, wenn man glauben wollte, daß Snorre seine Leser bloß innerhalb der Gränzen Norwegens, ein so großes und würdiges Feld dieses auch wäre, festhielte; nein, er begleitet seine norwegischen Herrscher und ihre Folger zum Theil auch auf den großen Zügen, durch welche sie sich einen ewigen Namen in der Geschichte erworben haben. So führt er denn auch seine Leser von dem alten fabelhaften asischen Swithjod, eben so fabelhaft als das Scythien der alten Hellenen mit welchem es wahrscheinlich gleich bedeutend ist, hin zu dem kleineren Swithjod, das ist dem heutigen Schweden, und von da nach Norge oder Norwegen und von dort hinauf im Verlaufe der Zeiten gen Island und Grönland, ja nach Amerika. Gen Osten hin nach Holmgard und Gardarike, das ist Rußland, und gen Süden und Westen nach Windland, unserm Pommern, nach Sarland, Waland oder Frakland, Bretland, Seotland, Irland, Span, Tuskaland (auch Raumaburg schildert er uns) Sikelé und Grikjaland, bei dessen Himmel und alten Erinnerungen auch die harten Wikinger des Nordens nicht unempfindlich blieben; ferner führt er seine Leser wiederum hin zur Heimath Odins und seiner Begleiter, dem alten Turkland und Asenlande, ferner nach Mikelgard, Constantinopel und nach Jorsala, das ist Jerusalem. Auch nach dem Blaulande, das ist nach Afrika, führt er uns, wie denn die Meerenge von Gibraltar, der Njörwasund, das erste Gewässer ist, das er in seinem Buche nennt. Ueberall aber ist es die Geschichte seiner Normannen, die er berichtet: er bleibt also überall im engern Sinne des Wortes in seiner Heimskringla; obgleich es nicht fehlen kann, daß, je weiter er sich von der vaterländischen Heimath entfernt, desto nebelnder, gespenstiger und ungeheurer manche Gestalten werden, die er uns vor das Auge bringt. *) Hat er dieses doch gemein selbst mit den größten Geschichtschreibern der Alten, mit Herodot, wenn dieser von dem fernsten Asien und von den Wüsten Lybiens und von Aethiopien redet, und mit Taeitus, dem hochgebildeten Römer, wenn dieser von unserm Vaterlande Germanien, und besonders von den Suionen und von dem nordischen Ocean spricht!

Snorre's Buch ist eines der ausgezeichnetesten historischen Werke. Unser Arndt, der in Sachen dieser Art wohl eine Stimme hat, nennt es ein bewundernswürdiges, großartiges Werk, und der feingebildete weitgereiseté Schotte Ebenezer Henderson, der selbst länger denn ein ganzes Jahr auf Island gewesen ist, nennt es das Meisterstück einer historischen Composition; **) daß in allen drei skandinavischen Reichen der Name Snorre nur mit Ehrfurcht ausgesprochen wird, ist ein Zoll, den der nordische Patriotismus mit Recht dem großen Manne des Nordens bringt. Daß er aber in der reichen historischen Literatur der Isländer mit seinen großen Eigenschaften als Geschichtschreiber nicht allein da steht, schwächt seinen Ruhm nicht.

Nachdem ich seit länger denn sechs Jahren mich mit seinem Werke beschäftiget, und mehr denn ein Drittheil des außerhalb Skandinaviens mehr genannten als bekannten Buches auf das allergenaueste durchgearbeitet, ja verdeutscht habe, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Snorre's Heimskringla den größten Erzeugnissen der historischen Literatur aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient. Und dieses wegen der aus jeder Seite in die Augen springenden Wahrheitsliebe des Schriftstellers; wegen des ruhigen durchweg objectiv gehaltenen Ganges der Erzählung, so daß die Subjectivität des Geschichtschreibers völlig zurücktritt; wegen des Adels und der Classicität der Sprache, so daß der Schriftsteller sichtbar verliert, wenn bei der Nachbildung auch nur in Kleinigkeiten von ihm abgegangen wird; wegen der scharfsinnigen umsichtigen Combination, mittelst welcher auch das anscheinend Kleine stets die ihm gebührende, oft einen großen Einfluß habende Stelle gewinnt, so daß Alles durch die meisterhafteste Composition verbunden wird; und vor allem durch die bewundernswürdige Klarheit und Einfachheit der Rede, ohne welche, so wie überhaupt kein Styl, so besonders der ächt historische Styl sich nicht denken läßt. In dieser Beziehung erinnert Snorre an die Einfachheit der Erzählung bei Mose und den andern Historikern der Hebräer; besonders aber an Herodot, den Vater der Geschichte, mit welchem er sich in vielfacher Hinsicht vergleichen läßt. Mit diesem hat er auch den epischen Charakter, so wie die anmuthige lehrreiche Umständlichkeit gemein; er raisonnirt und pragmatisirt nicht, sondern er sagt und erzählt. Ob Snorre den Herodot gekannt hat, weiß ich nicht; seine Biographen erwähnen zwar, er sey des Griechischen und Lateinischen kundig gewesen, und verwundern kann uns dieses nicht, da wir wissen, auf welcher Stufe der Bildung die Isländer zur Zeit Snorre's standen. Auch das hat er gemein mit Herodot und mit allen großen Geschichtschreibern des Alterthums, daß er den Griffel der Geschichte nicht als ein Jüngling erfaßte, sondern als ein Mann, und daß er die Befähigung zum Geschichtschreiber nicht auf der Studirstube sich erworben hatte, sondern durch ein großartiges vielbewegtes Leben.

Es steht die Geschichtschreibung in der innigsten Verbindung mit der Poesie; beide sind nicht so getrennt, wie man oft wähnt; viele große Geschichtschreiber sind große Dichter gewesen; auch Snorre war zu seiner Zeit der größte Dichter seines Volkes. Das sinnvolle Hellas wußte die innige Verbindung der Geschichte und Poesie nicht besser zu bezeichnen als dadurch, daß es die Göttin der Geschichte dem Chor der Musen beigesellte, auch in der nordischen Mythologie ist Saga ein Götterkind und eine Göttergenossin. Die historische Prosa ist ja, wie wir alle wissen, die älteste Tochter der Poesie. Wer wird den poetischen Duft in Herodot nicht gewahr. Bei Snorre tritt die Verbindung der Geschichte und Poesie auch dadurch noch besonders hervor, daß er nach der Weise der Sagenschreiber, das ist der Geschichtschreiber seines Volkes, seinem Buche eine große Zahl der trefflichsten Skaldenlieder eingewebt hat, über deren Bedeutung als historische Quellen, er in seinem Vorworte sich auf das Verständigste äußert; denn auch in Island ging, wie bei allen Völkern, die Poesie der Prosa voran. Ich erwähnte des epischen Charakters von Snorre's Heimskringla. Dieser zeigt sich auch darin, daß er, so wie Homer und Herodot, seinem Buche die wichtigsten, anmuthigsten und belehrendsten Episoden eingeflochten hat. Es ist ein charakteristischer Zug seiner Erzählungsweise, daß, wenn er den Fortgang der Geschichte eines seiner Normannenhelden bis auf einen entscheidenden Punct hingeführt hat, er, um dem Leser oder Hörer gewissermaßen Ruhe zu gönnen, die Erzählung plötzlich abbricht, und von der Darstellung einer Handlung zu der einer Begebenheit übergeht. So ist es der Fall mit derjenigen Episode, welche ich Ihnen, meine Herren heute mittheilen will. Snorre hat am Schlusse seiner Saga von Olaf Tryggweson, der im Jahre 1000 in unsern Gewässern, in derselben Gegend in welcher 630 Jahre nach Olaf der größte Held des Nordens der neuern Zeit, Gustav Adolph, landete, den Tod fand, die Erbauung des langen Drachen *) und die Zurüstung

*) Ein Wort, das schon Arndt ausgesprochen hat, in seinen Nebenstunden S. 98, wo er auch von dem Heimathlichen spricht, das Snorre in der Heimskringla uns überall vor das Auge bringt.

**) Reise nach Island. Deutsche Uebersetzung von Francesson. Th. 2. S. 137.

*) Das große Schiff Olaff Tryggwesons, das größte, das der Norden bis dahin gesehen hatte.

Digitized by Google

Olafs zu dem Zuge nach Windland, namentlich nach Jomsburg beschrieben, und die Aufmerksamkeit der Leser auf das Höchste gespannt. Da bricht er plötzlich ab und redet von den Entdeckungsreisen seiner Normannen nach dem Westen hin und zwar von Island und Grönland aus. Auch in der Stellung, welche er diesen Entdeckungsreisen giebt, zeigt sich seine historische Kunst, und es würde ein Mißgriff gewesen seyn, wenn er diese Fahrten als ein Anhängsel erzählt hätte, nachdem er den Tod des größten Nordlandshelden des Alterthums in der meisterhaften Darstellung der Seeschlacht bei Swold berichtet hat.

Ihnen allen, meine Herren, ist bekannt, daß bei den Untersuchungen über die Frage: ob Columbus der Entdecker von Amerika gewesen, auch die Züge der Normannen nach dem außereuropäischen Westen zur Sprache gekommen sind; von Grönland, als zu Amerika gehörig, sprechen wir hier nicht. Keiner derjenigen Gelehrten, welche sich außerhalb Skandinavien hierüber ausgelassen haben, hat Snorres Heimskringla in der Ursprache gelesen; mehreren ist sie sogar nicht einmal bekannt gewesen, sondern sie haben nur das Werk eines isländischen Gelehrten vor sich gehabt, ich meyne des Thormod Torfaeus Vinlandia antiqua. *) Aber Torfäus kannte, wie er selbst sagt, damals, als er seine Vinlandia schrieb, die nicht lange zuvor herausgekommene erste Ausgabe der Heimskringla noch nicht, **) sondern setzte sein Buch, theils freilich aus dem in dem Flatöbuche ***) enthaltenen Olaf Tryggwesons Saga, mit der unser Snorre im Wesentlichen übereinstimmt; theils aber auch aus andern isländischen Nachrichten zusammen, welche mit Snorre's Nachrichten nicht zu vergleichen sind, da in ihnen, wenn gleich das historische Fundament nicht zu verkennen ist, doch das Fabelhafte zu stark vorherrscht. †) Dieses Fabelhafte veranlaßte denn selbst den besonnenen Robertson, ††) die Nachrichten über die Entdeckung Amerika's durch die Normannen gleichgültig zu betrachten. Durch Schlözer, der in seinem historischen Scepticismus gegen die Isländer ungerecht gewesen ist, und aus Vorliebe für seinen russischen Nestor den Zweifel an der Wahrheit der isländischen Sagen offenbar zu weit getrieben hat, war es einige Zeit gewissermaßen Mode geworden, den nordischen Geschichts-Ueberlieferungen eine unverdiente Gleichgültigkeit zu schenken. Keiner folgte in dieser Beziehung Schlözern so unbedingt als Adelung, dessen Aeußerungen über die Züge der Normannen nach Amerika höchst oberflächlich sind. *) Anders aber urtheilen zwei Männer, Vater und Sohn, die Begleiter Cooks, Reinhold Forster und Georg Forster, **) und nach ihnen ist es unbezweifelt gewiß, daß die Normannen nach Amerika, und zwar nach Neu-Foundland gekommen, und daselbst Colonieen angelegt haben. Nach einer, in einer andern isländischen Saga enthaltenen Erzählung ***) sind sie, und zwar diesmal von Irland aus, nach Südwest getrieben durch einen anhaltenden starken Nordost-Wind, noch viel südlicher nach Amerika gekommen, vielleicht zu einer der westindischen Inseln. Sie stießen daselbst auf ein Volk, das wenn gleich wild, doch von einer viel edlern Art war, als jene Eskimo's, welche sie in Neu-Foundland trafen, und die sie deshalb mit dem verächtlichen Namen der Skrälinger bezeichneten, ein Wort, das noch heute ein Schimpfwort in Norwegen ist. Auch fanden sie daselbst einen isländischen Normann, der sich zum Häuptlinge der Eingebornen emporgeschwungen hatte und ihnen Geschenke an liebe Personen in der Heimath mitgab. †)

Eirik Raude oder Erik der Rothe sah sich wegen eines verübten Mordes veranlaßt in dem letzten Drittheil des zehnten Jahrhunderts Island zu verlassen, und auf gut Glück in See zu gehen. Er ging nach Westen, und gewahrte die Ostküste von Grönland, die damals wohnlicher gewesen seyn muß als jetzt, wie es denn mehr als wahrscheinlich ist, aus äußern und innern Gründen, daß die Kälte im Norden damals nicht so groß war als jetzt. Er landete in einer Bucht im Osten des Landes, die von ihm den Namen Eriksbucht erhalten hat; dem Lande gab er wegen des grünen Graswuchses, den er vorfand den Namen Grönland; Isländer, und Norweger folgten ihm nach, und es bildeten sich norwegische Colonien beides auf der Ost- und Westküste Grönlands, die wie Sie in der Folge sehen werden, daselbst ein fröhliches Leben geführt haben müssen. Bewohner fanden die ersten Entdecker nicht, wohl aber Spuren, daß Menschen früher da gewesen waren, denn sie fanden Stücke von Rudern und zerbrochenen steinernen Werkzeugen. So berichtet uns nicht Snorre, sondern ein noch älterer isländischer Geschichtschreiber, Are Frode, in seinem Isländer Buche ††), einem der allerältesten Geschichtswerke des Nordens, welches in jeder Zeile die unverkennbarsten Spuren der Wahrheit an sich trägt, weshalb auch Dahlmann es seinen Forschungen über die Quellen des Saxo Grammaticus vollständig angehängt hat. †††)

*) Historia Vinlandiae antiquae, seu partis Americae septentrionalis Havniae 1705. 8.

**) Die von Peringskiöld. Stockholm 1697. In der alten dänischen Bearbeitung Snorre's von Peter Clausson, erste Ausgabe 1633, fehlt die ganze Episode. Torfäus sagt S. 69 ausdrücklich: Ubi vero apud Snorronem et in historiis regum Vinlandiae nomen occurrat mihi adhuc nusquam visum est. Als er die Addenda schrieb (m. s. zu p. 1.) da kannte er Peringskiölds Ausgabe. M. s. auch die Vorrede S. 4.

***) Codex Flateyensis. Man sehe über ihn P. E. Müllers Sagabibliothek B. 3. Kopenhagen 1820. S. 421 — 449.

†) Namentlich aus den Grönlands Annalen, einer Sammlung von allerhand Nachrichten über Grönland, veranstaltet durch Björn Johnson von Skardsaa in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Hinsichtlich der Nachrichten über Weinland oder Winland hatte Björn Johnson besonders das Buch eines isländischen Lagmanns Haut (das Hauksbuch) gebraucht. M. v. Müller Th. 1. S. 229. Deutsche Uebersetzung von Lachmann S. 278. Der wackere und gelehrte Torfäus weiß sehr wohl den Werth der verschiedenen Stücke zu sondern. Aber auch die ins Fabelhafte hineinspielenden Stücke, die ich zu seiner Zeit besonders mittheilen will, haben ihren besondern Werth, und mit gehöriger Kritik benutzt, dienen sie zur Bestätigung, zum Theil zur weitern Ausführung des von Snorre Erzählten.

††) Geschichte von Amerika. Erster Theil. Deutsche Uebersetzung S. 508—519. Robertson spricht hier offenbar als von einer Sache, in der ihm die Klarheit des Blicks fehlt. Snorre's Bericht, den er gar nicht gekannt hat, nennt er „ein rohes verwirrtes Mährchen," sagt jedoch auch seiner Wahrheitsliebe: „die nordische Literatur sey ihm nicht so bekannt, daß er die Muthmaßungen der Gelehrten über diese Sache prüfen könne."

*) Geschichte der Schifffahrten und Versuche, welche zur Entdeckung des nordöstlichen Weges nach Japan und China unternommen worden. Halle 1768. 4. S. 32 u. f. w. Snorre selbst ist von Adelung gar nicht gebraucht worden; er hat zum Theil nur französische Schriftsteller vor sich gehabt.

**) Der erste in seiner Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten Th. 1. und der andere in der Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika unternommen worden sind. Th. 2. S. 84. M. v. auch M. Chr. Sprengels Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen S. 211, 216.

***) Der Eyrbyggiasaga, herausgegeben von Thorkelin. Kopenhagen, 1787. 4. S. 328 u. f. w.

†) M. v. auch Torfäus in der Vinlandia antiqua p. 12. und Müllers Sagabibliothek I. S. 194.

††) Neueste Ausgabe des Originals in der von der königlich dänischen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde herausgegebenen Islendinga Sögur, Kaupmannahöfn 1829. S. 3 u. f. w.

†††) Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. B. 1. S. 427 u. f. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1064. Hamburg. Sonnabend, den 4. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Des Kaisers (Napoleon) Hauptquartier. Von Alexis Plater Wolowsky. . . . . Seite 625

Storia degli antichi Popoli italiani. (Geschichte der alten Völker Italiens.) Von Joseph Micali. Zweiter Artikel. (Beschluß.) . . . . . „ 627

Briefe über Amerika. Cincinnati. Erster Artikel. . . . . „ 628

Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund, von Dr. Gottlieb Mohnike. (Fortsetzung.) . . . . . „ 630

Des Kaisers (Napoleon) Hauptquartier.

Von

Alexis Plater Wolowsky,

Staabs-Officier im Hauptquartier des Kaisers während der Jahre 1812 und 1813.

(N.)

Napoleons Leben war rein politisch und rein militairisch; wer Lust hätte, ihn in seinen Privat-Verhältnissen zu schildern, außerhalb des Cabinettes oder der Lager, der würde sehr in Verlegenheit seyn, denn die Arbeit und der Krieg nehmen neun Zehntel davon weg. Ins Hauptquartier hätten diejenigen kommen müssen, die den Mann ausstudiren wollten; dort würde ihnen nicht eine Gebehrde, nicht ein Blick, nicht ein Wort desjenigen entgangen seyn, der Europa funfzehn Jahre lang erzittern machte; dort hätten sie ihn so recht nach Herzenslust beurtheilen und würdigen können.

Ich will es versuchen, eine Skizze von diesem berühmten Hauptquartier des Kaisers zu entwerfen, von welchem so viel gesprochen worden ist und von welchem noch eine lange Zeit und mehr als einmal gesprochen werden wird.

Ich werde auf diese Materie, die so reich an Erinnerungen als fruchtan Begebenheiten jeder Art ist, wieder zurückkommen, denn das Hauptquartier war das eigentliche Element, in welchem Napoleon lebte, und, das ist nicht zu läugnen, sein Lieblings-Aufenthalt.

Der ermüdendste Dienst im Hauptquartier war vielleicht der der Ordonnanz-Officiere, ein sehr ehrenvoller und sehr gesuchter Dienst, der von jungen Officieren verrichtet wurde, welche den ersten Familien Frankreichs angehörten und die sich besonders durch ihre Bildung, ihre schöne Haltung und ihren Eifer auszeichneten.

Es waren mindestens immer acht dieser Officiere beim Kaiser im Dienst, und an einem Schlachttage gebrauchte er sie alle, ohne Unterschied. Sobald er sagte: ein Ordonnanz-Officier! kam der ihm zunächst stehende mit entblößtem Haupte zu ihm heran, empfing mündlich seine Befehle, und richtete sie, welche Hindernisse ihm auch im Wege standen, bei den Marschällen aus, für die sie bestimmt waren. Zuweilen wurden sie als Couriere mit Befehlen an irgend einen Festungs-Commandanten oder irgend einen General, der ein Corps zu commandiren hatte, ausgesandt: in letzterem Falle mußten sie bis nach dem Treffen, wenn es ein entscheidendes war, bei ihm bleiben, um dann dem Kaiser von dessen Ausgang Kunde zu bringen.

Die Ordonnanz-Officiere wurden auch zur Recognoscirung ausgesandt, um im raschen Ueberblick den Plan eines Terrains aufzunehmen, das auf naher Distanz kennen zu lernen von Wichtigkeit war, entweder wegen der Auffindung von Furten durch Flüsse, die man zu passiren hatte, oder wegen der Zahl und der Oertlichkeit von Schanzgräben, die man dort aufwerfen wollte.

Wenn Napoleon in einer Stadt weilte, so mußte Berthier, der Chef vom Generalstaabe, stets mit ihm unter einem Dache wohnen, und der Oberstallmeister durfte auch nicht fern seyn. Der Pallast-Präfect oder ein Fourier eilten immer voran, um vor der Ankunft des Kaisers die nöthigen Einrichtungen zu treffen; dann ward in dem Dienst-Salon ein Verzeichniß all der Wohnungen derjenigen, die in seinem Gefolge waren, angeschlagen.

Ein anderer Fourier wurde vorausgeschickt, um den nöthigen Mundvorrath für die Tische anzuschaffen, die er zu besorgen hatte. Diese Lieferung ward verpachtet, und die Gegenstände der Consumtion, welcher Art sie auch seyn mochten, wurden überall, wo man Halt machte, baar bezahlt, oft noch eher, als sie in Empfang genommen worden waren. Einige Marschälle hielten es nicht so und ließen sich alles im Wege der Requisition liefern.

All dieser Proviant so wie das Gepäck des kaiserlichen Gefolges wurden auf vierzehn Küchenwagen fortgeschafft, und wenn diese Wagen wegen der schlechten Beschaffenheit der Wege nicht mit einander da eintreffen konnten, wo das Mittagsmahl eingenommen werden sollte, so mußten die ersten Hausbeamten sich oft mit Wasser begnügen, wenn sie nicht den schlechten Landwein trinken wollten. Was die Speisen betrifft, so suchte man stets für den Nothfall damit versorgt zu seyn; doch traf es sich bisweilen, daß auch sie fehlten, und dann mußten dieselben Beamten sich statt des Brodes, woran man am häufigsten Mangel litt, an Kartoffeln halten.

An Orten, wo man einigen Proviant einthun konnte, beeilte man sich, die Körbe damit anzufüllen, womit Maulthiere bepackt waren, welche dem Hauptquartiere für den Fall folgten, daß man bivouakiren müßte.

Dann wurden sofort an einer von dem Kaiser gewählten und bezeichneten Stelle fünf Zelte aufgeschlagen. Diese Zelte bestanden aus blau- und

Digitized by Google

weißgestreiftem Zwillich, der mit Stricken und Ringen an eiserne, in die Erde geschlagene Haken befestigt war.

Zwei dieser Zelte hingen mit einander zusammen: das eine diente dem Kaiser zum Schlafgemach, das andere war zugleich sein Cabinet und sein Empfangs-Salon; in dem dritten speiseten und schliefen die höheren Officiere; das vierte war für die Officiere niederen Ranges bestimmt, und das fünfte diente dem General-Major zur Wohnung und als Arbeits-Cabinet: dies war der eigentliche Mittelpunct des Stabes des Hauptquartiers. Was diejenigen betrifft, die in dem dritten oder in dem vierten Zelte kein Unterkommen finden konnten, oder die wegen der Art ihrer Functionen davon ausgeschlossen waren, so hielten sie sich des Nachts bei den Feuern auf, um welche her immer ein Theil der alten Garde gelagert war.

Napoleon erschien nie größer und bewundernswürdiger, als wenn er sich mitten unter seinen Truppen befand: es hieß ihm sein Herz erheben, ihn alle seine Mühseligkeiten vergessen machen, wenn man zu ihm von seiner alten Garde sprach. Man hat ihm oft schuld gegeben, er habe ihrer nicht genug geschont, namentlich nicht in dem so verderblichen Feldzuge von Waterloo; aber weder die Linientruppen noch die junge oder die alte Garde haben je eine Gefahr zu bestehen gehabt, wo er nicht an ihrer Spitze gestanden hätte. Alle seine Soldaten vergötterten ihn; er liebte sie ebenfalls alle, und es kann keiner eine größere Anhänglichkeit an ihn gehabt haben, als er für sie hatte. Hier einige Beispiele davon:

Im Lager von Lobau, im Jahr 1809, am Tage vor der Schlacht von Wagram, blieb Napoleon, der früh Morgens sein Zelt verlassen hatte und in der Umgegend spazieren ging, einen Augenblick bei einer Gruppe von Fußjägern von der Garde stehen, die eben frühstückten.

„Nun, Ihr Herren Alten, wie schmeckt Euch der Wein?" sagte er zu ihnen.

— Hoho! seyn Sie außer Sorgen, antwortete ein Sergeant — einen Haarbeutel bekommen wir nicht davon: sehen Sie, dort ist der Keller, woraus er geschöpft worden ist. —

Und damit zeigte der Unterofficier nach der Donau hin, die wenige Schritte davon vorbei floß.

Napoleon, der Tags vorher befohlen hatte, daß jeder Soldat den andern Tag eine Flasche Wein haben sollte, war sehr verwundert, als er sah, daß dieses nicht geschehen sey und daß man seine Soldaten am Tage vor einer entscheidenden Schlacht Wasser trinken ließ. Er erkundigte sich beim Fürsten von Neuchatel nach der Ursache dieser Vergessenheit, und es ergab sich dann: daß ein Magazin-Verwalter und zwei subalterne Angestellte die zu dieser Austheilung bestimmt gewesenen 20,000 Flaschen Wein unterschlagen und sie für ihre eigne Rechnung verkauft hatten.

Die drei Schuldigen wurden sogleich verhaftet, vor eine Militair-Commission gestellt, schuldig befunden und zum Tode verurtheilt; auch hätte der Kaiser sie sicher alle erschießen lassen, wenn nicht die sämmtlichen Obristen der Garde sich so sehr für sie verwendet hätten. „Es muß ein Beispiel statuirt werden," sagte er, „denn die Schurken haben ja mit Vorbedacht so gehandelt."

Zu Enlau litt man Mangel an Lebensmitteln; seit acht Tagen waren die Vorräthe von Brod und trocknen Früchten ausgegangen und der Soldat nährte sich so gut es gehen wollte.

Am Tage vor dem ersten Angriff ging der Kaiser, der seiner Gewohnheit nach alles mit eignen Augen sehen wollte, aus, um, wie er zu sagen pflegte, *seine Ronde* zu machen.

Bei dem ersten Bivouac angekommen, findet er die gesammte Mannschaft, aus welcher derselbe besteht, hingestreckt und schlafend. Da er zugleich einen Topf mit Kartoffeln über dem Feuer stehen sieht, so kömmt ihm die Lust an, sie zu versuchen und er holt sich eine mit der Degenspitze aus dem Kessel heraus.

In diesem Augenblicke erwacht einer der Schläfer und sagt, ohne sich aufzurichten und sich anders zu legen, zu demjenigen, der dergestalt einen Theil des Abendessens seiner Kameraden usurpirt:

„He! Du kleiner Kauz, wer hat Die denn geheißen, uns unsere Kartoffeln wegzuputzen?"

„„Kamerad,"" antwortet der Kaiser, „„ich bin so hungrig, daß Du es mir schon zu Gute halten mußt.""

„Nun, dann magst Du Dir eine, allenfalls auch zwei nehmen, wenn es Dir wohlbekömmt; aber nicht mehr, und dann scher' Dich fort!"

Der Kaiser übereilt sich nicht mit dem Weggehen; da steht der Soldat auf, es kömmt zum Wortwechsel, ja es wäre wohl gar zum Faustkampf gekommen, wenn der Kaiser sich nicht zu erkennen gegeben hätte.

Nun denke man sich aber die Bestürzung und den Schmerz des Soldaten! *Er hatte die Hand wider seinen Kaiser aufgehoben!* .... Er wirft sich ihm zu Füßen, rauft sich vor Verzweiflung das Haar aus, und schreit unausgesetzt, obgleich Napoleon alle seine Redekunst aufbietet, um ihn zu beruhigen und zu trösten: *man erschieße mich! man erschieße mich! ich bin ein Böswicht!*

„„Komm, stehe auf, ich begnadige Dich,"" spricht Napoleon; „„ich habe schuld, indem ich starrköpfig war, ich werde Dir deshalb nicht gram seyn.""

Als der Kaiser bei nachheriger Erkundigung erfuhr, daß dieser Soldat eine ehrliche Haut sey und es ihm auch nicht an Kenntniß fehle, so ernannte er ihn bei der nächsten Promotion zum Lieutenant.

Es ist aber fast nicht möglich, den Effect zu schildern, den dergleichen Vorfälle bei der Armee machten. Sie wurden der stete Gegenstand der Unterhaltung der Soldaten und enthusiasmirten diese aufs höchste. Wer in einer Compagnie sagen konnte, *der Kaiser habe mit ihm gesprochen*, der stand in hohen Ehren.

Wenn Napoleon Nachrichten von seinen Generalen erwartete; wenn er glaubte, daß irgend ein Gefecht vorgefallen seyn müßte, so schien er aufgeregt und ungeduldig zu seyn. Er stand selbst mitten in der Nacht zwei oder dreimal auf und brachte mehrere derjenigen mit auf die Beine, die in der Regel mit ihm im Cabinette arbeiteten. Uebrigens war es selten, daß er nicht täglich um 3 oder 4 Uhr Morgens aufstand, wogegen er sich aber auch, wenn es nichts Außergewöhnliches gab, fast immer um 10 Uhr Abends schlafen legte.

Sein Feldbett, von einem Maulthiere getragen, folgte ihm überall hin. Wenn er eine Nacht im Bivouak zugebracht, oder während des Tages einen weiten Weg zurückgelegt hatte, so ließ er dies Bett am Fuße eines Baumes an dem ersten dem besten Platze aufschlagen und schlief nun im Freien eben so fest und gut, wie er dies in seinem so behaglich eingerichteten Schlafzimmer zu St. Cloud oder in den Tuilerieen nur hätte thun können.

Wenn die Einstellung der Feindseligkeiten ihm einige Ruhe ließ, so richtete er sich in der nächstgelegenen Stadt ein und schuf sich eine etwas regelmäßigere Lebensweise; doch verzichtete er deshalb nicht auf seine Gewohnheit, mindestens eine oder ein paar Stunden über Nacht zu arbeiten; dann ging er wieder zu Bett und stand wieder auf, um abermals an seine Arbeit zu gehen, bis 6 Uhr Morgens, wo seine Marschälle und seine Generale kamen, um seine Befehle einzuholen. Sie fanden ihn dann gewöhnlich in dem Zimmer, das ihm als Cabinet diente, auf- und abgehen, in einem Schlafrock von weißem Molton, in grünen Marequin-Pantoffeln und ein buntes ostindisches Tuch gleich einem Turban um das Haupt gewunden.

Digitized by Google

Dann brachten Constant oder Rustan ihm bei Tagesanbruch eine halbe Tasse sehr starken Caffee, oder auch eine Tasse starkgezuckerten Lindenblüthen-Thee mit einem Zusatz von einem oder ein paar Theelöffel Rum. Häufig nahm er auch vorher erst ein Bad.

Im Hauptquartier sorgte der Oberstallmeister mit unbeschreiblichem Eifer für alle Bedürfnisse des Kaisers. Er entledigte sich dieses Geschäftes, das zwar in jeder Beziehung ehrenvoll, aber auch sehr mühselig und delicater Art war, mit einer unvergleichlichen Pünctlichkeit und Aufmerksamkeit. Eine unermüdliche Thätigkeit war die Haupteigenschaft des Herzogs von Vicenza, und ungeachtet der vielen Aufträge und der Masse von Geschäften, womit er belastet war, wußte er stets noch so viel Zeit zu erübrigen, daß er sich um die kleinsten Dinge bekümmern konnte, wodurch irgend eine Ersparniß in die Verwaltung des kaiserlichen Haushaltes zu bringen war, wobei er jedoch stets einen gewissen Luxus und Ueberfluß in diesem Haushalte zu erhalten suchte, den der Kaiser in seiner Umgebung nicht ungern sah, obgleich er ihn bei anderen stets verdammte.

Der Herr von Caulincourt verstand sich gleich seinem Gebieter darauf, mit wenigen Worten viel zu sagen. Er hielt sich nur einen einzigen Secretair, und wenn er auch den größeren Theil der Nacht hindurch mit dem Kaiser gearbeitet hatte, so war er dennoch am andern Morgen wieder der Erste auf seinem Posten. Sein Secretair mußte diesem Beispiel schon folgen und ebenfalls frühzeitig auf den Beinen seyn, daher er allen Ernstes zu sagen pflegte, der Herr von Caulincourt müßte wohl schon Abends aufstehen, da er schon so früh angekleidet sey.

(Der Beschluß folgt.)

Storia degli antichi Popoli italiani.
(Geschichte der alten Völker Italiens.)

Von

Joseph Micali.

Zweiter Artikel.

(Beschluß.)

(L.)

Man sieht, daß in diesem Systeme, das die ersten Stammväter der Völker den Hetruriern zum Ursprung giebt, wir immer auf Asien zurückkommen. Die Alten, z. B. Seneca, sagten: Tuscos Asia sibi vindicat. Asien schreibt sich jetzt außer den Hetruriern auch alle andern Völker Italiens und Europa's zu. Populos omnes Asia sibi vindicat. Die Vergleichung der Sprachen scheint vor Allem entscheidend; der Augenblick ist nicht fern, sagt man, wo die verschiedenen Idiome, die ältesten wie die jüngsten, für eben so viele Dialecte einer aus dem Orient gekommenen gemeinschaftlichen Sprache werden anerkannt werden; und wir werden uns zuletzt alle am Fuße des Thurmes zu Babel wiederfinden.

Die Pelasger, diese alten und obscuren Bewohner von Griechenland und von Italien, oder die andern Menschen, wer sie auch waren, woraus die ersten Bevölkerungen unseres griechischen und lateinischen Europa's bestanden, waren schon seit langer Zeit als ein asiatischer Stamm betrachtet worden; aber erst seitdem die Kenntniß der heiligen Sprache Indiens (Sanscrit) sicherer und verbreiteter geworden ist, ist es möglich geworden, dieser vagen Meynung die regelmäßige Form eines Systems zu geben. Obgleich Mazzochi einige analoge Ideen aufgestellt hatte, so hielt Lanzi doch das orientalische System für noch nicht hinlänglich entwickelt, um davon zu sprechen: Dell orientale non parlo; esso è il meno sviluppado di tutti. Bald sollte es aber entwickelt werden: der deutsche Missionair, der fast die ganze Zeit in Italien zubrachte, die er nicht in Indien verlebte, der Patter Paulus von St. Barthelemy, stellte zuerst mit einigem Detail eine kühnere Parallele zwischen dem Sanscrit und dem Lateinischen auf, und zwar in dem 1802 zu Rom herausgekommenen Werke: De latini sermonis origine. William Jones hatte die Götter des alten Italiens mit denen Indiens verglichen; aber diese Aehnlichkeit ist minder instructiv; denn man müßte sehr ungeschickt seyn, um nicht einige hetrurische Götter unter den indischen wiederzufinden, deren Zahl, nach ihm, dreihundert dreißig Millionen beträgt. Die bloß grammatikalischen Uebereinstimmungen sind viel frappanter, und achtungswerthe Gelehrte sind geneigt, zuzugeben, daß die Sprache der Brahmanen über Athen nach Rom gewandert seyn dürfte: ein Conjectural-Itinerarium, wie alles Uebrige, das aber mindestens in der Frage über den Ursprung die Anhänger Griechenlands und die Asiens vereinigen würde. Dies ist immer ein Schritt zu einer vermischten Meynung, die einst vielleicht alles vermitteln kann.

Freret, der vorzugsweise die nördlichen Wanderungen annahm, weil lange Seereisen bei Völkern, die noch in der Kindheit waren, ihm nicht wahrscheinlich dünkten, würde hierin keinen Widerspruch mit der Art sehen, in welcher er vorausgesetzt, daß Italien bevölkert worden sey; denn es ist sehr möglich, daß die Menschen des Orients durch den Norden dahin gekommen sind. Wünschen wir, daß dieser Vergleich, oder irgend ein anderer der Art, diese lange Controverse endigen möge.

Es gäbe vielleicht noch ein anderes Mittel, die verschiedenen Parteien in Uebereinstimmung zu bringen; dieses wäre, sich an die Lösung der symbolischen Schule von Vico zu halten, die in den Thatsachen nur Ideen, und in den Menschen nur phantastische Schatten sieht. Aber bevor man die Geschichte idealisirt, muß man sie wiedergefunden haben. Da die Thatsachen in der der Pelasger und Opiken fehlen, so können sie noch nicht Symbole seyn.

Das ist denn einstweilen, zwar nicht eine vollständige Analyse, aber doch die flüchtige Aufzählung der Haupt-Meynungen über den Ursprung der alten Völker Italiens; Systeme, wovon bis jetzt die einen die andern zerstört haben, und die, gleich den Kriegern des Cadmus, in dieser fruchtbaren Erde nur gekeimt haben, um sich zu bekämpfen und zu sterben. Wenn ich sie auf einen Augenblick wieder habe erwecken wollen, so ist es nicht geschehen, um ihre Streitigkeiten zu erneuern, sondern um sie dahin zu bringen, sich die Hände zu geben.

Was thut nun seinerseits Herr Micali? Er, der schon vor mehr als zwanzig Jahren sich weigerte, in der Geschichte alle die poetischen Fabeln von Evander, Aeneas, den Königen ꝛc. von Alba zuzulassen, versucht er jetzt, der nicht minder fabelhaften Erfindungen des Skepticismus überdrüssig, die nationalen Traditionen der Römer zu vertheidigen oder mindestens zu erklären? Nein; er bleibt noch dabei stehen, was er damals die Philosophie der Geschichte nannte; und wahrscheinlich weil er philosophischer oder auch nur vernünftiger Geschichtschreiber ist, hat er geglaubt, daß diese zwanzig Jahre für die Geschichte des Bodens, der ihn geboren, nicht verloren gewesen sind. Man hat in dieser Zwischenzeit, um die Lücken der Vergangenheit auszufüllen, nicht so viele neue Texte aufgefunden, obwohl einige erschienen sind, als Monumente der Kunst, nicht minder authentische Dollmetscher der Jahrhunderte, die sie hervorgebracht. Statuen von Bronze oder von Marmor, heilige Basreliefs, Trauer-Vasen, Medaillen — das sind die lange im Schooß der Erde verborgen gebliebenen Orakel, die ihm über das alterthümliche Italien neue Offenbarungen haben gewähren können. Ich will nicht sagen, daß er nicht bisweilen den Monumenten und den Texten seine Ideen und seine

Digitized by Google

Sprache geliehen hätte und daß er sich darauf beschränkt habe, das, was er gesehen, gewissenhaft zu beschreiben: vielleicht aber würde der elegante Geschichtschreiber dieses Lob nicht einmal annehmen wollen, für welches er nicht gearbeitet hat.

Sinn- und geistreicher Sohn Hetruriens, Abkömmling des Appius, gehört er dem Vaterlande der Auguren an; er ergreift zuweilen den lituus des Propheten, und durchstreift mit kühnem Blicke die Regionen des Himmels. Man muß sehen, ob er dann nicht alle diese Ruinen mehr sagen läßt, als sie wirklich sagen, ob er von diesen gemalten oder ausgehauenen Göttern nur glückliche Inspirationen empfangen und ob der geheimnißvollste von allen, der weise Tages, in der Erde begraben, wie die Monumente von Corneto und Volci, sich immer aus seiner Gruft erhoben hat, um ihm die Wahrheit zu offenbaren. J. B.

Briefe über Amerika.

Cincinnati.

Erster Artikel.

(L.)

Memphis (Teneſſe), den 1. Januar 1835.

Cincinnati ist durch Mistriß Trollope berühmt geworden, deren aristokratischer Sinn sich gegen den Handel mit eingesalzenen Eßwaaren, der hier in einem sehr großen Maaßstabe getrieben wird, empört hat. Auf ihr Wort haben viele Leute geglaubt, daß die Bewohner von Cincinnati alle Schweinehändler seyen und ihre Stadt ein Schlachterplatz. Die Wahrheit aber ist, daß Cincinnati eine große und schöne Stadt genannt werden kann, die eine reizende Lage in einer der Krümmungen hat, welche der Ohio à regret fugitif bildet. Die Berge, die diesen edlen Strom, nach der ganzen Länge seines Laufes, begränzen, scheinen sich da zurückgezogen zu haben, um an dem Flusse ein erhabenes und ebenes Plateau zu lassen, welchem sie zur Mauer von allen Seiten dienen, damit die Menschen da eine geräumige Stadt, geschützt vor den schrecklichen Ueberschwemmungen des Flusses, *) bauen konnten. Die Geologen, die nicht an die Gefälligkeit der mythologischen Oreaden glauben, werden ganz einfach sagen, daß dieses Plateau das Resultat der Aushöhlung aus der diluvianischen Zeit in den Bergmassen durch den Stoß der Gewässer eines jetzt sehr bescheidenen Flusses, Namens Licking, sey, der von den Höhen von Kentucky herabkömmt und, Cincinnati gegenüber, in den Ohio ausmündet. Wie dem auch sey, so war längs des ganzen Flusses kein einziger Punct, der die Begründer einer Stadt mehr reizen konnte, als dieser.

Die architektonische Physiognomie von Cincinnati ist ziemlich die der neuen Quartiere englischer Städte. Es sind in der Regel Häuser von Ziegelsteinen, am häufigsten von zwei Stockwerken mit reinlichen, glänzenden Glasfenstern, jedes eingerichtet für eine einzelne Familie, in gerader Linie in sehr gut gepflasterten, siebenzig Fuß breiten Straßen stehend. Hier und da ist die Einförmigkeit dieser Gebäude durch andere von großartigerem Ansehen unterbrochen. Dies sind z. B. Häuser von gehauenen Steinen, in trefflichem Geschmacke, wahre Palläste en miniature mit schönen Portalen, welche die Aristokratie der Schweinehändler der Mistriß Trollope bewohnt, oder kleinere Wohnungen, von Gärten und Terrassen umgeben. Anderwärts findet man die öffentlichen Schulen (Common schools), wo Knaben und Mädchen, unter der gleichzeitigen Leitung eines Lehrers und einer Lehrerin, *) lesen, schreiben, rechnen und Geographie lernen. Auf einem andern Puncte sieht man eine Kirche, klein, eng, einfach, ohne Sculptur oder Gemälde, ohne Glasmalerei oder gothische Bogen, aber wohl verschlossen, mit Teppichen ausgelegt und mit trefflichen Oefen versehen, welche die Gläubigen während des langen und eintönigen Sonntags-Gottesdienstes vor Kälte schützen. Es giebt zu Cincinnati, wie in allen Städten der Vereinigten Staaten, viele Kirchen; es sind deren für alle Secten vorhanden, von der bischöflichen Kirche, die den Reichthum des Landes unter ihren Fahnen hat, bis zu denen der Wiedertäufer und Methodisten, dem Cultus der Handwerker und der Neger. **) Auf wieder einem andern Platze steht ein weites Hôtel, das man von Außen für eine königliche Residenz halten könnte, wo man aber, wie ich versichern kann, nichts weniger als eine fürstliche Gastfreiheit findet; oder ein Museum, was eine Privat-Speculation ist, wie alle amerikanische Museen, bestehend nach der allgemeinen Regel, aus einigen Crystallisationen, Mammuths-Knochen, die in Amerika sehr häufig sind, einer ägyptischen Mumie, Costume und Waffen von indischen Volksstämmen, aus einem halben Dutzend Statuen von Wachs, vorstellend z. B. Washington, den General Jakson, und die indischen Häuptlinge Blackhawk und Tecumseh, endlich Napoleon zu Fuß oder zu Pferde; einem französischen Cuiraß, von Waterloo herrührend; aus einer Sammlung von Bildnissen, im Allgemeinen amerikanischen Notabilitäten, Lafayette mit einbegriffen; aus einer andern von ausgestopften Vögeln; von in Weingeist erhaltenen Schlangen und vor Allem einer großen lebenden Schlange, boa constrictor oder anaconda. Eins der Museen von Cincinnati zeichnet sich inzwischen durch merkwürdige indische Antiquitäten aus, die aus den weiten Höhlen des Kentucky herstammen, oder auch aus den tumulis, die an den Ufern des Ohio sehr zahlreich sind und deren mehrere auf der Stelle existirten, wo sich jetzt Cincinnati erhebt. ***)

---

*) Diese Ueberschwemmungen des Ohio sind unglaublich. Im Februar 1832 stieg er 68 Fuß über das Niveau des gewöhnlichen Wasserstandes. Mehrere Tage lang fuhr man mit Dampfbooten in einigen Straßen von Cincinnati.

*) Diese Schulen werden mittelst einer Taxe unterhalten, die unsern (nämlich französischen) centimes additionnels ähnlich ist. Der gleichzeitige Unterricht wird da dem gegenseitigen (der Lancasterschen Methode) vorgezogen. Sie sind in großen Vierecken gebaut, worauf man in goldenen Buchstaben den Namen des Quartiers liest. Nach dem officiellen Berichte der Administratoren und Controleurs, vom 20. July 1833, waren damals in Cincinnati 6000 Kinder von sechs bis zu sechszehn Jahren, 230 farbige Kinder ungerechnet, für welche eine besondere Schule existirte. Ungefähr 2300 Kinder besuchten die Common schools und 1700 Privat-Schulen. Die Zahl der Common schools ist achtzehn. Es sind zwölf Lehrer und fünf Unterlehrer, sechs Lehrerinnen und sieben Unterlehrerinnen. Die Lehrer erhalten 400 Dollars, die Unterlehrer 250; die Lehrerinnen 216 und die Unterlehrerinnen 168. Diese Besoldungen werden für unzureichend gehalten.

**) Es giebt auch viele Katholiken zu Cincinnati. Dies sind Ausgewanderte aus Irland oder Deutschland, arme Leute mehrentheils. Ich weiß von dem Bischof von Cincinnati, daß es im Staate von Ohio ungefähr 20,000 Katholiken giebt, dessen Bevölkerung 1,200,000 Seelen beträgt.

***) Dieses Museum besitzt auch ein Wunderwerk, das ich nirgends anderwärts gefunden habe. Das ist eine Darstellung der Hölle, wo die jungen Mädchen von Cincinnati die Anregungen und gemüthlichen Bewegungen suchen, die ihnen eine konsortable und friedliche, aber kalte und monotone Existenz nicht bieten kann. Man läßt sie da den Renkungen und dem Geschrei der Verdammten mit Springfedern und der Wuth eines ausgestopften Bären beiwohnen, welcher heult und die Kinnladen zusammenschlägt. Man zeigt ihnen daselbst noch eine riesige Schlange von — Papier, die sich zusammenzieht und wieder entrollt, bald mit marmorischer Langsamkeit, bald mit einer drohenden Impetuosität. Dieses sonderbare Schauspiel, vermischt von abwechselndem Licht und Dunkelheit, einigen Wirkungen kleiner Phantasmagorie, Tönen des Tamtams, und Zuckungen, welche einige in den Coulissen verborgene Electricität Maschine den Anwesenden mittheilt, — scheint die Nerven der jungen Cincinnatier und vor Allem der Cincinnatierinnen auf eine wonnige Art zu erschüttern. Das ist die Hauptquelle der Einnahmen des Museums.

Digitized by Google

Was die Banken betrifft, so sind sie zu Cincinnati sehr bescheiden logirt, aber in diesem Augenblicke discutirt man den Plan eines prachtvollen Gebäudes, das eines so großen Reichthums werth ist, wo alle Bureaux vereinigt werden sollen. Die Gießereien, wo die Dampfmaschinen gemacht werden, die Werfte, wo die steamboats gezimmert werden, alle geräuschvollen, ungesunden oder unbequemen Werkstätten sind an den Ausgängen der Stadt oder in der anstoßenden Municipalität von Fulton oder in den Dörfern Covington und Newport, die am andern Ufer liegen, im Staate von Kentucky. Was die unermeßlichen Schlachtereien von Schweinen, (ungefähr 150,000 jährlich) betrifft und die Bereitung des Specks und Fetts, welche die Folge davon ist, so wird die Stadt dadurch weder beschmutzt noch infeirt. Alles dieses geht außerhalb der Stadt vor sich, an den Ufern eines kleinen Baches (deer creek), der von seinem in der Jahreszeit dieses Thiermordens immer rothen Wasser den Beinamen der Blutige (Bloody run) erhalten hat, oder an den Ufern der Bassins eines Canals, der von Cincinnati nach Dayton, im Innern des Staates, geht und den, noch hundert Meilen weiter, bis zum See Erie auszudehnen jetzt die Rede ist. Cincinnati hat übrigens weder auf englische Art gepflanzte squares, noch öffentliche Plätze, noch großartige Zugänge, noch Springbrunnen, ungeachtet es sehr leicht wäre, solche einzurichten. Um sich mit eigentlichen Verschönerungen zu beschäfeigen müssen die Einwohner erst Geschmack dafür gewinnen: bis jetzt hat man nur noch an das Nützliche gedacht. Man muß auch sagen, daß jede Verbesserung eine Erhöhung der Taxen erheische und daß man in den vereinigten Staaten die Bevölkerung nicht leicht dazu bringt, sie zu ertragen. Cincinnati entbehrt für jetzt noch der öffentlichen Erleuchtung und eben der erwähnte Widerwille gegen die Abgaben ist die Ursache.

Es sind ungefähr zwanzig Jahre her, seit Cincinnati ein System der Wasser-Vertheilung (waterworks) besitzt. Gegen einen jährlichen Zins, der für eine Familie 8 — 12 Dollars (43 — 64 Franken) beträgt, hat jeder einen kleinen Wasser-Antheil, der für seine Consumtion mehr als ausreichend ist. Eine am Ufer des Flusses aufgestellte Dampfmaschine treibt das Wasser auf eine Höhe von dreihundert Fuß, in ein Reservoir, das auf einem der Hügel liegt, welche die Stadt umgeben. Von da aus kömmt es, durch Röhren von gegossenem Eisen, in alle Quartiere der Stadt. Das Reservoir liegt so hoch, daß das Wasser in jedem Hause bis zum Dachforst steigt. Verschlossene Brunnen sind längs der Trottoirs in gewissen Entfernungen angebracht und bestimmt, die Feuerspritzen und Röhren im Falle einer Feuersbrunst mit Wasser zu versorgen, und werden nur bei dieser traurigen Gelegenheit geöffnet. Die neuen Städte der Vereinigten Staaten sind meistens mit hydraulischen Anstalten versehen. Unter den alten Städten hat Philadelphia eine prachtvolle, *) die, in Folge unglücklicher Proben und Versuche, sehr viel (mindestens 15 Millionen) gekostet hat. In diesem Augenblicke ist die Rede davon, eine solche hydraulische Maschinerie in Boston zu bauen, die auch Millionen kosten wird, weil man das Wasser sehr weit suchen muß. Die Stadt New-York, die bis jetzt einer solchen entbehrt, will ebenfalls eine errichten lassen, deren Kosten aus demselben Grunde auf 25 Millionen geschätzt sind. Die von Cincinnati, ob sie gleich dreimal umgestürzt und daher neu gemacht worden ist, kostet kaum 800,000 Franken. Man ist in den Vereinigten Staaten allgemein der Meynung, daß die Waterworks Municipal-Eigenthum seyn müssen. In Cincinnati inzwischen gehören sie einer Compagnie, und aus diesem Grunde wird das Wasser daselbst theurer bezahlt, als zu Pittsburg und Philadelphia. *) Die Stadt ist dreimal im Handel mit der Compagnie gewesen, und dreimal hat sie sich geweigert, zu vortheilhaften Preisen zu kaufen. Das erstemal bot man ihr den Verkauf zu 175,000 Franken an; das zweitemal für 400,000; das drittemal forderte man 670,000; sie wird zuletzt noch 1,500,000 bis 2,000,000 Franken bezahlen müssen. In dieser Angelegenheit, wie in der der Beleuchtung, hat die Weigerung der Stadt in der Schwierigkeit neuer Taxen ihren Hauptgrund.

Der Anblick von Cincinnati ist imponirend, wenn man zu Wasser da ankömmt. Er ist es noch mehr, wenn man die Stadt vom Gipfel eines der Hügel besieht, welche sie begränzen. Der Blick überschaut dann den Ohio und den Licking, der in rechtem Winkel in den erstern fällt, die Dampfboote, wovon der Hafen voll ist, das Bassin des Canals mit den Niederlagen, die daran liegen, und die zehn Schleusen, die es mit dem Flusse in Verbindung setzen, die Spinnereien von Newport und Covington mit ihren großen Schornsteinen, das Depôt der Föderal-Armee, wo die besternte Flagge auf der Höhe eines Mastes weht, und die Spitzen der hölzernen Glockenthürme. Von allen Seiten schließt sich die Aussicht in einem Kreise von Bergen und Hügeln, deren Amphitheater noch mit der kräftigen Vegetation der Urwälder bedeckt ist. Dieses reiche Grün wird von Distanz zu Distanz von einigen Landhäusern unterbrochen, die mit Colonnaden umgeben sind, die eben jene Waldungen hergegeben. Man fühlt sich recht glücklich, wenn man sich sagt, daß die Bevölkerung, die sich in diesem Panorama bewegt, im Schooße des Ueberflusses lebt, daß sie industriös, mäßig, sparsam und wißbegierig ist; daß wenn sie, mit wenigen Ausnahmen, den feinern Vergnügungen und eleganten Manieren der raffinirten Civilisation unserer europäischen Hauptstädte fremd ist, sie auch ihre Laster, Zerstreuungen und Thorheiten nicht kennt.

Man sieht beim ersten Anblicke nicht, daß ein Unterschied zwischen dem rechten und linken Ufer ist. Es scheint von Weitem, daß das Wohlbefinden und Gedeihen von Cincinnati sich auch auf das andere Ufer ausdehne. Das ist aber eine Täuschung. Auf dem rechten Ufer, d. h. im Staate Ohio, giebt es nur freie Wesen; gegenüber besteht die Sclaverei. Man kann hundert und wiederum hundert Meilen auf dem Flusse hinabfahren, und man hat immer zur Rechten die Freiheit, zur Linken die Sclaverei, ob es gleich derselbe Boden ist, welchen die Arbeit des weißen Menschen auf gleiche Weise befruchten könnte. Wenn man in den Mississipi fährt, so ist Gleichheit zwischen beiden Ufern: auf beiden Seiten die Sclaverei; ein blindes Gehenlassen, oder vielmehr eine verzweifelnde Ohnmacht von Seite der Regierenden, ein beklagenswerther Egoismus von Seite der Regierten haben diese Pest auf einem Boden einwurzeln lassen, wo keine Nothwendigkeit sie hervorrief. Wer kann sagen, wenn und wie und mit welchen Schmerzen es möglich seyn wird, sie auszurotten?

*) Das Wasser, was in Philadelphia consumirt wird, kömme aus dem Schuylkill, welcher in Südwesten der Stadt vorüberfließt. Ein Wasserfall in dem Fluß setzt die Pumpen in Bewegung, welche die Reservoirs füllen. Diese Anstalt oder Vorrichtung von Fairmount, welche die Räder, Pumpen und Reservoirs in sich begreife, ist mit viel Geschmack und wenigen Kosten decorirt worden. Die eigentliche Decoration besteht in einigen Rasenplätzen, Balustraden ꝛc., mache aber doch einen angenehmen Eindruck.

*) Die Wassertaxe zu Philadelphia und Pittsburg ist fünf bis sechs Dollars für eine gewöhnliche Familie. Sechs Dollars jährlich giebt nur neun Centimes auf den Tag.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Snorre Sturlason
und
seine Beschreibung
der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert.
Eine Vorlesung,
gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund,
von
Dr. Gottlieb Mohnike,
Consistorial- und Schul-Rath.

(Fortsetzung.)

Die Menschen, welche vor den Normannen, wenigstens zu Zeiten, Grönland besucht haben, können keine andern gewesen seyn, als eben jene Eskimos oder Skrälinger, welche Thorwald, der zweite Weinlandsfahrer, und seine Nachfolger in Neufoundland antrafen, und die, wie man aus spätern geschichtlichen Nachrichten bestimmt weiß, im vierzehnten Jahrhundert (1379) in großen Haufen nach Grönland hinübergingen und den Untergang der Normannen-Colonieen, vielleicht in Verbindung mit der zunehmenden Kälte und Unwirthlichkeit des Landes, veranlaßten. Man fand wenigstens, wie man in neuern Zeiten wieder nach Grönland kam, keine Spur von Normannen, und daß die alten edlen Normannen, wie Robertson und Andere zu glauben geneigt sind, zu einem so elenden Zustande, als in welchem sich die Eskimos befinden, geistig und körperlich entartet seyn sollten, ist völlig unglaublich; auch sind die jetzigen Grönländer offenbar ein und dasselbe Volk mit den Eskimos im äußersten Norden des übrigen Amerika. Die jetzigen Grönländer tragen sich aber auch noch mit der Sage herum, daß ihre Vorfahren die früheren Bewohner des Landes vertrieben und vertilgt haben; es wird in einer Bulle Papst Nicolaus V. eines im Jahre 1418 geschehenen Ueberfalls der Colonie auf Grönland von der Seeseite her gedacht; *) ja eine grönländische Ueberlieferung nennt sogar den Namen des letzten Normannen auf Grönland und seinen und der Seinigen Untergang. **)

Mit dem vierzehnten Jahrhunderte ging eine unglückliche Zeit für den skandinavischen Norden an; die alten Normannen hatten ihre goldene Zeit durchlebt; die unglückliche Calmarsche Union schwächte den Nerv der Völker in ganz Skandinavien; innere Zwistigkeiten, zum Theil unter der Herrschaft schlechter ausländischer Regenten, gaben der Thatkraft des skandinavischen Volkes in den drei Reichen eine andere Richtung; Seuchen und Pestilenzen, die fürchterlich im Norden wütheten, mordeten einen großen Theil seiner Bewohner. In dieser Zeit sank Island von seiner früheren Herrlichkeit — die Colonieen, die überhaupt nur das Werk einzelner muthiger und thatkräftiger Männer gewesen waren, gingen so zu sagen in Vergessenheit über. So erging es Grönland, und an Winland dachte man nicht mehr.

Im Jahre 1576 entdeckte man die Westküste Grönlands wiederum, doch ohne es weiter zu verfolgen; und wie Hans Eggede 1720 dahin kam, fand er ein ödes Land und elende Inwohner auf demselben. An der Ostküste, auf welcher die Isländer ihre Colonieen anlegten, sind furchtbare Eismassen aufgeschichtet, und der Küstenstrich, auf welchem ein Bisthum (zu Gardir), zwölf Kirchen und zwei Klöster waren (man kann eine Reihe von siebenzehn Bischöfen auf Grönland zählen) ist jetzt so unzugänglich, daß selbst dänische Gelehrte der neuern und neuesten Zeit die Vermuthung aufgestellt haben, daß es ein Theil der Westküste gewesen sey, die man mit dem Namen Osterbygd belegt gehabt habe; eine Vermuthung, die nach meinem Dafürhalten geschichtliche und selbst geographische Gründe gegen sich hat. In den neuesten Zeiten hat die dänische Nation, die, was die Erforschung ihrer alten Geschichte betrifft, von keiner übertroffen wird, auch auf die frühere Geschichte Grönlands ihr Augenmerk gewendet; der königliche Hof zu Kopenhagen hat zur Erforschung der Küsten von Grönland eigene Schiffe ausgerüstet; der Capitain Graah hat, als Befehlshaber dieser Expedition, wichtige Aufschlüsse gegeben; die Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen, eine der ehrenwerthesten gelehrten Verbindungen unserer Tage, hat ihre ruhmwerthe Wirksamkeit auch nach Grönland und Winland hingewendet, und ist unermüdet beschäftigt auch die historischen Denkmäler Grönlands zu sammeln, so wie die Entdeckungsreisen der alten Nordbewohner nach Amerika zusammenzustellen und zu erläutern. Hierdurch, so wie durch die Reisen des englischen Capitains Roß sind die Augen der Bewohner Europas wiederum nach den arctischen Polarländern Amerika's hingewendet worden. *)

Doch wir haben unsern Snorre fast aus dem Auge verloren. Lassen Sie uns jetzt vernehmen, was er uns über die Entdeckungsreisen seiner Normänner, und namentlich von denen der Söhne Eiriks des Rothen, die man mit dem Namen der Winlandsfahrer belegen kann, in seiner meisterhaften Weise erzählt. Es findet sich diese Erzählung in der Olaf Tryggwesons Saga, und zwar vom 101ten Capitel an:

Grönland wird christlich.

König Olaf schickte dasselbe Frühjahr Leif Eiriksson nach Grönland, das Christenthum daselbst zu verkündigen. Leif fuhr den Sommer nach Grönland. Er nahm auf dem Meer schiffbrüchige Männer auf, die nicht weiter kommen konnten und auf einem Schiffwrack saßen (und da fand er Weinland das gute), **) und kam im Herbst nach Grönland, und hatte dahin mit sich einen Priester und Gelehrte genommen, und fuhr nach Brattahlid zu Eirik seinem Vater, um da zu bleiben. Man nannte ihn seitdem Leif den Glücklichen. Aber Eirik, sein Vater, sagte, es gehe gegen einander auf, daß Leif schiffbrüchige Männer im Meer gerettet und daß er einen schädlichen Mann nach Grönland gebracht habe. Das war der Priester.

Schiffahrt Björn Herjulfssons.

Herjulf war der Sohn Bards, des Sohns Herjulfs; er war ein Vetter Ingolfs des Landnamamannes. ***) Diesem Herjulf gab Ingolf Land zwischen Wog und Reykianes. †) Herjulf wohnte zuerst zu Drepstock; Thorgerd hieß seine Frau und Bjarne ihr Sohn; und dieser versprach viel. Er sehnte sich schon in jungem Alter nach auswärts; er erwarb sich Gut beides an Geld und Ansehen, und war einen Winter um den Andern entweder außer Landes oder bei seinem Vater. Bald hatte Bjarne ein Schiff in der Fahrt. Den letzten Winter, da er in Norwegen war, da rüstete Herjulf sich zur Grönlandsfahrt mit Eirik, und ließ seinen

*) Grönlands Annalen bei Müller. I. S. 340.

**) W. A. Graah, Om Kirkeruinen i Kakortok in Nordist Tidsskrift for Oldkyndighed. B. 1. H. 1. S. 155 (1832). Der offenbar ins Eskimoische corrumpirte Name ist Igaliko, von dem ein Fjord auf der Westseite Grönlands den Namen Igaliko-Fjord führt.

*) Auch eine Grönlandia antiqua Havniae 1706, 8., haben wir bekanntlich von dem wackern Isländer Thormod Torfäus, in welcher die Nachrichten der alten isländischen Sagen über das Land zusammengestellt sind. Die Abhandlung Wormskiolds: Gammelt og Nyt om Grönlands, Winlands-Beliggende in den Schriften der Skandinavischen Gesellschaft zu Kopenhagen, Jahrgang 1814 kenne ich nur durch Anführungen.

**) Die eingeklammerten Worte scheinen mir der Zusatz eines Abschreibers zu seyn.

***) Landnamamänner hießen die ersten Anbauer von Island; daher wird das Buch, welches die Geschichte der ersten Ansiedler auf Island erzählt, das Landnamabuch, landnámabók, genannt.

†) Auf Island.

Digitized by Google

Hof Andern. Mit Herjulf war ein suderöischer *) Mann, ein Christ; der, so das Gedicht Hafgerdingardrapa gemacht hat, worin dieser Stabreim ist:

Meinen Mönchsbeschützer fleh' ich,
Mög' er leiten meine Fahrten.
Und mit seiner Hand behüte
Er, der Himmelsherr, mein Leben.

Herjulf wohnte zu Herjulfsnes und war der preislichste Mann. Eirik Raude wohnte in Brattahlid; er war da am meisten in Ansehen, und alle hörten auf ihn. Diese waren Eiriks Kinder: Leif, Thorwald und Thorstein; Freidis hieß seine Tochter. Sie war mit einem Manne verheirathet, der Thorwald hieß, und sie wohnten zu Garder, da, wo nun der Bischofsstuhl ist. Sie war sehr hochmüthig, aber Thorwald war wenig Manns; sie war ihm viel seines Vermögens willen gegeben worden. Das Volk auf Grönland war zu der Zeit heidnisch. Bjarne kam mit seinem Schiff in demselben Sommer nach Eyrar **) da sein Vater im Frühjahr fortgesegelt war. Darob verwunderte Bjarne sich sehr und wollte sein Schiff nicht ausladen. Da fragten seine Schiffsleute: was er vornehmen wolle? Und er antwortet: er gedächte seine Weise zu halten und bei seinem Vater Winterlager zu nehmen, und „ich will das Schiff nach Grönland steuern, wenn ihr mir folgen wollet. Alle sagten: „sie wollten seinem Rathe folgen." Da sagte Bjarne: „Unverständig mag unsere Fahrt dünken, da keiner von uns in Grönlands Meer gekommen ist." Sie gehen nun aber doch in See, denn sie waren fertig: und segelten drei Tage bis das Land ihnen aus den Augen kam. Aber da nahm der gute Wind ab, und es kam starker Nordwind mit Nebel, und sie wußten nicht, wohin sie fuhren, und das hielt mehrere Tage an. Hierauf sahen sie die Sonne, und konnten da die Himmelsgegenden unterscheiden. Ziehen nun das Segel auf und segeln diesen Tag und diese Nacht bis sie Land sehen; und sprechen unter sich, was für ein Land das seyn möge. Bjarne aber sagte, er glaube nicht, daß es Grönland sey. Sie fragen: ob er wolle, daß sie nach diesem Lande segeln sollten oder nicht? „Mein Rath ist, wir segeln dicht heran an das Land." Und so thun sie; und sehen da bald, daß das Land ohne Berge war und mit Wald bewachsen und kleine Hügel auf dem Lande. Sie ließen das Land an Backbord und die Schoten sich zum Lande kehren. ***) Sodann segeln sie zwei Tage und Nächte, bis sie anderes Land sehen. Sie fragen: Ob Bjarne das für Grönland halte? Er sagt: „Ich glaube eben so wenig, daß dies Grönland ist als das frühere; denn große Jökeln †) sind, sagt man, auf Grönland." Sie naheten bald diesem Lande, und sahen, daß es ebenes und mit Holz bewachsenes Land war. Da nahm der gute Wind für sie ab. Da sagten die Schiffsleute, es bedünke sie rathsam hier an Land zu gehen. Doch Bjarne will das nicht. Sie geben vor, beides Holz und Wasser zu bedürfen. „Die thun uns nicht Noth" sagt Bjarne. Aber bei seinen Schiffsleuten fand er doch einigen Widerspruch. Er gebot die Segel aufzuziehen; und so geschah. Und sie setzten den Vordersteven vom Lande und gehen in die See mit Südwest-Wind drei Tage; und da sehen sie ein drittes Land. Aber das Land war hoch und bergigt und Jökeln darauf. Sie fragen nun, ob Bjarne da landen lassen wolle? Er aber sagt, er wolle es nicht; „denn es bedäucht mir unbrauchbar." Nun legten sie ihr Segel nicht; steuern fort längs dem Lande und sehen, daß es ein Eiland war. Sie kehren den Hintersteven zum Lande, behielten auf der See denselbigen guten Wind. Aber der Wind wuchs zusehends, und Bjarne gebot nun, zu mindern und nicht mehr zu segeln, als beides, Schiff und Geräth aushalten könnte. Sie segelten nun drei Tage und Nächte. Da sehen sie das vierte Land. Da fragten sie Bjarne, ob er gedenke, daß dies Grönland sey oder Nicht? Bjarne antwortet: „Dies gleicht dem, was man mir von Grönland gesagt hat; hier wollen wir ans Land legen." So thun sie, und legen am Abende des Tages unter einer Landspitze an, und da war ein Boot an der Landspitze. Und da wohnte Bjarnes Vater Herjulf auf dieser Landspitze: und hiervon hat die Spitze den Namen erhalten und ist seitdem Herjulfsnes genannt. Bjarne zog nun zu seinem Vater und stellte die Seefahrten ein; und er lebte fortan mit seinem Vater Herjulf, und wohnte auch nachher da nach seinem Vater.

*) Suderöen — die Hebuden.
**) Auf Island.
***) Sie kehren vom Lande ab.
†) Eisberge.

Von den Landen, die Leif, Eiriks Sohn, gefunden.

Nun ist dies zunächst (zu sagen), daß Bjarne Herjulfs Sohn von Grönland aus zu Jarl Eirik *) kam; der Jarl nahm ihn wohl auf. Bjarne spricht von seiner Fahrt, da er die Lande sah, und er schien unverständig gewesen zu seyn, daß er von diesen Landen nichts zu sagen hätte, und er bekam darüber manchen Vorwurf. Bjarne wurde des Jarls Hofmann, und fuhr im Sommer nach Grönland zurück; und es war nun viel Sprechens vom Länderauffinden. Leif, Eiriks des Rothen Sohn, aus Brattahlid fuhr zu Bjarne Herlufsson, und kauft ihm das Schiff ab, und sieht sich nach Schiffsleuten um, so daß ihrer in allen fünf und dreißig Mann waren. Leif bat seinen Vater Eirik, er möge Vormann auf der Fahrt seyn. Eirik schlug es ab, sagte, er sey alt geworden und könne nasse Kleider nicht mehr vertragen wie sonst. Leif sagte: er würde von all ihren Sippen noch das meiste Glück haben. Und nun giebt Eirik Leifen nach, und reitet von Hause, da sie mit Allem fertig waren. Und als er eine kurze Strecke von dem Schiffe war, da stolpert das Pferd, das Eirik reitet, und er fällt herab und nahm Schaden am Fuß. Da sagte Eirik: „Mir ist nicht zugedacht mehr Länder zu finden als das, wo wir jetzt wohnen, wir alle wollen nun nicht weiter zusammen fahren." Eirik kehrte heim nach Brattahlid, aber Leif ging zu Schiff, und seine Kameraden mit ihm, fünf und dreißig Mann. Da war ein Südermann **) unter den Genossen, der Tyrker hieß. Nun rüsteten sie ihr Schiff und gingen in See, als sie fertig waren. Und fanden da zuerst das Land, das Bjarne und seine Leute zuletzt fanden. Sie segeln ans Land heran und werfen die Anker: und setzen ein Boot ans Land, und sehen da kein Gras. Große Jökeln waren überall da oben; und wie ein Stein war Alles von der See bis zu den Jökeln; und das Land bedünkte sie freudelos zu seyn. Da sprach Leif: „So ist es uns mit diesem Lande doch nicht gegangen als Bjarne, daß wir nicht an Land gekommen wären; und nun will ich dem Lande einen Namen geben und es Steinland ***) nennen. Sodann gingen sie zu Schiff und steuerten in See und finden das andere Land. Sie segeln wieder an Land und gehen vor Anker; werfen sodann das Boot aus und steigen ans Land. Das Land war eben und mit Wald bewachsen, und weit hin war weißer Sand, wo sie gingen, und der Seestrand flach. Da sagte Leif: Nach der Beschaffenheit wolle er diesem Lande einen Namen geben und es Waldland †) nennen. Sie kehrten darauf wieder zum Schiffe auf das Eiligste. Nun gehen sie von da wieder in See mit Nordost-Wind, und waren zwei Tage und Nächte in See, bevor sie Land sahen. Und segelten ans Land und kamen an eine Insel, die nördlich vom Lande lag; und gingen da hinauf, und sehen sich um in gutem Wetter und fanden, daß Thau auf dem Grase war; und es traf sich, daß sie ihre Hände in den Thau legten und sie sich an den

*) Nach Norwegen.
**) Kein Suderöer, sondern überhaupt ein Mann aus Süden.
***) Helloland.
†) Markland.

Digitized by Google

Mund brachten, und es däuchte ihnen, etwas so Süßes nie geschmeckt zu haben, als das war. Sodann gingen sie zu ihrem Schiffe und segelten in den Sund, der zwischen der Insel und der Landspitze lag, die gen Norden vom Lande ging, und steuerten westlich die Landspitze vorbei. Da war viel Untiefe zur Zeit der Ebbe, und ihr Schiff stand darauf, und es war weit in See zu sehen vom Schiffe. Sie aber waren so sehr begierig ans Land zu fahren, daß sie es nicht aushielten zu warten, daß die See unter ihr Schiff käme, und liefen ans Land, da, wo ein Fluß aus einem See fiel. Und sobald die See unter ihr Schiff trat, da nahmen sie das Boot und ruderten zum Schiff und brachten es den Fluß hinauf und sodann auf den See, und warfen daselbst Anker, und trugen aus dem Schiff ihre Wadsäcke und machten da Hütten; und beschlossen sodann den Winter über sich da einzurichten, und machten sich da ein großes Haus. Weder Lachs fehlte in dem Fluß noch in dem See; und größerer Lachs als sie jemalen vorher gesehen. Die Landes-Beschaffenheit war da so gut, daß ihnen däuchte, kein Vieh bedürfte daselbst Futter im Winter. Da kam kein Frost im Winter, und das Gras welkte wenig. Tage und Nächte waren daselbst gleicher als in Grönland oder Island; die Sonne ging unter halb fünf und ging auf halb acht, an den kurzen Tagen. *) Und wie sie mit ihrem Hausbau fertig waren, da sagte Leif zu seiner Begleitung: „Nun will ich unser Volk in zwei Theile sondern, und will ich das Land untersuchen lassen, und die eine Hälfte der Mannschaft soll hier beim Hause bleiben, die andere aber soll das Land durchsuchen; und nicht weiter gehen als daß sie am Abend heim kommen könne und sich nicht trennen. Nun thaten sie so eine Zeitlang. Leif that umschichtig so, daß er mit ihnen zog oder beim Hause zurückblieb. Leif war ein großer und starker Mann, stattlich anzusehen, ein kluger Mann und in allen Dingen mäßig.

Leif ist den Winter über auf diesem Lande und nannte es Weinland: segelt darauf nach Grönland zurück und hilft Schiffbrüchigen.

Eines Abends begab sich, daß Einer von ihren Leuten fehlte, und das war Tyrker, der Südermann. Leif war hierüber sehr verdrießlich, denn Tyrker war sehr lange bei ihm und seinem Vater gewesen und hatte Leif in den Kinderschuhen sehr geliebt. Leif sprach nun sehr heftig zu seinen Genossen und machte sich auf, ihn zu suchen und zwölf Männer mit ihm. Und als sie noch nicht weit von dem Hause gekommen waren, da kam Tyrker ihnen entgegen und er wurde wohl empfangen. Leif fand nun bald, daß sein Pflegevater gut gelaunt war: er war scharfsichtig und quickäugig, **) schmal von Gesicht, klein gewachsen und häßlich, aber ein geschickter Mann in allerlei Künsten. Da sagte Leif zu ihm: „Warum bleibst Du so lange weg, lieber Pflegevater und trenntest Dich von der Gesellschaft?" Er sprach zuerst lange auf Türkisch ***) und schoß die Augen allerwegs hin und runzelte sich, und sie verstunden nicht, was er sagte. Darauf nach Verlauf einiger Zeit sprach er Norränisch: „Ich war nicht viel weiter gegangen als ihr beide; ich kann euch was Neues sagen: denn ich fand Weinstöcke und Weintrauben!" „Ist das auch wahr, Pflegevater," sagte Leif. — „Das ist gewißlich wahr," sprach er, „denn ich bin da geboren, wo weder Weinstöcke noch Weintrauben fehlen." Nun ließen sie die Nacht hingehen; aber am Morgen sagte Leif zu seinen Schiffsleuten: „Nun wollen wir zweierlei vornehmen, und ein Jegliches soll seinen Tag haben, Weintrauben lesen und Weinstöcke hauen und Holz fällen, so daß es Ladung für mein Schiff werde." Und dies wurde angenommen. Es wird gesagt, daß ihr Hinterboot voller Weintrauben war. Nun wurde die Ladung für das Schiff gehauen. Da waren auch selbstbesäete Waizenäcker, und die Bäume, welche Masur *) heißen; und sie hatten von allem diesen einige Proben; einige so große Bäume, daß sie in Häuser gelegt wurden. Und als es Frühling wurde, da rüsteten sie sich und segelten fort, und Leif gab dem Lande nach der Landesbeschaffenheit den Namen und nannte es Weinland. **) Nun segelten sie sodann zur See und sie bekamen guten Wind, bis sie Grönland sahen und die Berge unter den Jökeln. Da nahm ein Mann das Wort und sagte zu Leif: „Warum steuerst Du das Schiff so viel unter den Wind?" Leif antwortet: „Ich achte auf mein Steuer, doch auch auf Mehreres — oder Was sehet ihr Neues?" Sie sagten: sie sähen nichts Neues. „Ich weiß nicht," spricht Leif, „entweder sehe ich ein Schiff oder eine Schäre!" Nun sahen sie und sagten es wäre eine Schäre. Er sahe aber weiter als sie, und er sahe Männer auf der Schäre. „Nun will ich, daß wir unter Wind segeln," sagte Leif, „damit wir ihnen nahe kommen; ob es Männer sind, die es bedürfen, daß wir zu ihnen fahren; und ob es Noth ist ihnen zu helfen. Aber gesetzt, daß sie nicht friedlich wären, so stehet es in unserer Macht zu fliehen, aber nicht in ihrer. Nun fahren sie unter die Schäre und lassen ihr Segel fallen und werfen Anker, und werfen das andere kleine Boot aus, das sie mit sich hatten. Da fragte Tyrker: Wer da über die Mannschaft gebiete? Er sagte: er heiße Thorer, und sey Norräner von Herkunft. „Aber wie ist Dein Name?" Leif sagte ihn. „Bist Du Eirik des Rothen Sohn von Brattahlid?" sagt er. Leif sagt, er sey es. „Nun will ich," sagt Leif, „euch alle auf mein Schiff nehmen und so viel Gut, als mein Schiff fassen kann." Sie nahmen den Vorschlag an; und segelten sodann nach Eiriksfjord mit ihrer Ladung, bis daß sie nach Brattahlid kommen; und trugen die Ladung vom Schiffe. Sodann bat Leif Thomas und Gudrid seine Frau, und drei andere Männer, bei ihm im Hause zu wohnen, und den andern Schiffsleuten, beide von Thorers und seinen Genossen, verschaffte er Herberge. Leif barg funfzehn Mann von der Schäre. Er wurde sodann Leif der Glückliche genannt; Leif wurde nun beides reich an Gut und Mannesehre. Den Winter kam große Krankheit unter Thorers Leute, und er, Thorer, starb und ein großer Theil seiner Leute. Den Winter starb auch Eirik Raude. Nun war viel Redens von Leifs Weinlandsfahrt, und Thorwald seinem Bruder bedäuchte, das Land sey lange nicht genug untersucht worden. Da sagte Leif zu Thorwald: „Du sollst mit meinem Schiffe nach Weinland fahren, wenn Du willst, Bruder, erst aber will ich, daß das Schiff wieder nach dem Holze fahre, das Thorer auf der Schäre hatte. Und so geschah.

*) Nach Schöning, der sich auf eine handschriftliche Abhandlung des bekannten Isländischen Gelehrten Paul Widelin beruft. Peringskiöld weicht hier ab; schon Torfäus widerlege ihn in der Vinlandia.

**) laus-eygr, im Isländischen; Tyrkers Augen gingen lebhaft umher.

***) Die meisten Handschriften haben á thyrsku; eine á thyrko; nach der ersten Lesart würde es heißen, auf Türkisch, nach der andern auf Teutsch. Sämmtliche Uebersetzer haben das letztere; doch erklärt sich Schöning in der Anmerkung für das erstere, wofür vielleicht auch der Name Tyrker spricht. Er mochte aus Constantinopel, vielleicht auch aus Ungarn seyn; die byzantinischen Schriftsteller nennen die Ungarn auch Türken.

*) Eine Art Ahorn oder Birke, deren Holz flammicht geadert ist. Wir haben das Wort auch in unserem Maser. M. v. Ihre Glossarium Svio-gothicum s. v. Masur.

**) Vinland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1065. Hamburg. Montag, den 6. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Des Kaisers (Napoleon) Hauptquartier. Von Aleris Plater Wolowsky. (Beschluß.) . . . . . Seite 633
Briefe über Amerika. Cincinnati. (Beschluß.) . . . . . „ 635
Briefe über Amerika. Zweiter Artikel. . . . . „ 636
Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund, von Dr. Gottlieb Mohnike. (Fortsetzung.) . . . . . „ 638
Die Volkszählung in Altona am 1. Februar 1835. Nach ihren interessantesten Beziehungen auf Veranlassung eines höheren Auftrages bearbeitet von Pastor Niemann. . . . . „ 640

Des Kaisers (Napoleon) Hauptquartier.

Von

Aleris Plater Wolowsky,

Staabs-Officier im Hauptquartier des Kaisers während der Jahre 1812 und 1813.

(Beschluß.)

(R.)

Indessen blieb der Oberhofmarschall Duroc doch immer derjenige, der Napoleon am besten gefiel. In dem Wesen des Herrn von Caulincourt lag etwas Kaltes und Ceremonielles, was ihm nicht zusagte; obgleich der Oberstallmeister, mit Ausnahme einiger alten Soldaten der Garde, welche die Feldzüge in Italien und Aegypten mitgemacht hatten, der Einzige war, der mit einer Art Dreistigkeit zum Kaiser sprach und ihm nichts verhehlte, was jeder andere ihm zu sagen nicht gewagt haben würde, aus Furcht, in Ungnade zu fallen. Aber mit dieser Gewohnheit, etwas derb die Wahrheit zu sagen, verband er, wenn er das wollte, eine auserlesene Höflichkeit und das ausgezeichnetste Benehmen; der Herr von Caulincourt würde unter Ludwig XIV. der vollendetste Hofmann gewesen seyn, dem nur allein von dem Herrn von Narbonne die Palme der schönen Rede und der feinen Sitten hätte können streitig gemacht werden. Er war sehr beliebt beim Militair, weil er sich gern zum Mittelsmann hergab, wenn einer von ihnen irgend ein Anliegen beim Kaiser hatte. Das zahlreiche Personal, das unter seinen Befehlen stand, hielt ihn ebenfalls in Ehren, denn er war Allen gerecht, obgleich er sich wohl, wenn er gereizt war, Ausdrücke erlaubte, die keineswegs mit seinem gewöhnlichen Ton und der glänzenden Erziehung, die er genossen, im Einklang standen. Hier eine Probe davon.

Eines Tages, als der Kaiser von Paris nach Fontainebleau fuhr, fand er, daß es zu langsam ging, und winkte den dienstthuenden Pagen herbei, der an dem linken Kutschenschlag galoppirte.

Der Page nähert sich, entblößt das Haupt und beugt sich vorüber.

„Sprenge hin und sage an Jardin (den ersten Vorreiter der kaiserlichen Ställe), man sollte schneller fahren, schneller, verstehst Du?"

Herr von Caulincourt, der in seiner Eigenschaft als Oberstallmeister dem Kaiser voranfuhr, hörte diesen Befehl, und lehnte sich, ohne es abzuwarten, daß der Page ihm denselben bestellt, wie es sich gehörte, mit dem halben Körper zum Kutschenfenster hinaus und sagte zu den Postillons, die den Befehl des Kaisers, da derselbe sehr laut gesprochen, auch gehört hatten: „Der erste Hundsvott, der sich untersteht, die Pferde in einen andern Tritt zu setzen, den jage ich zum Henker, so wie wir angekommen sind." Und so ging es dann nur im starken Trabe weiter.

Der Kaiser rief auf dem Wege, der dennoch in weniger als vier Stunden zurückgelegt wurde, alle Augenblick aus: „Aber das ist doch zu arg! ... ich werde in Ewigkeit nicht an Ort und Stelle kommen! ... sie fahren mich, als ob ich ein Weichling wäre!" — Man fuhr aber doch, wie gewöhnlich, scharf; die Escorte, reitende Grenadiere, waren gar nicht aus dem Galopp herausgekommen, und Menschen wie Pferde langten erschöpft an.

Als der Kaiser aus dem Wagen gestiegen war, beklagte er sich sofort bitterlich über die Langsamkeit seiner Fahrt; aber Herr von Caulincourt antwortete ihm kalt: „Sire, wenn Ew. Majestät mir das Doppelte dessen geben wollen, was Sie mir für die Unterhaltung Ihres Marstalls ausgesetzt haben, so mögen Sie so viele Pferde todt jagen, als es Ihnen beliebt." Der Kaiser kehrte ihm, ohne zu antworten, den Rücken zu.

Unter der Regierung von Napoleon mußte Alles so rasch gehen, daß er eher ein Versehen als die geringste Zögerung verziehen hätte. Es fiel ihm oft ein, hastig auf einen Obersten loszugehen und ihn zu fragen: „Wie stark ist Ihr Regiment?"

— Es zählt 3272 Mann, Sire.

„Gut, und wie viel im Hospital?"

— Hundert und zwei.

„Das ist reichlich."

Zuweilen antwortete ein Oberst dem Kaiser auch wohl einmal so rasch, daß dieser nicht die Zeit hatte, die ihm gegebenen Antworten zu vergleichen. So z. B.:

„Wie stark ist Ihr Regiment?"

— Dreizehnhundert und fünf und zwanzig, Sire.

„Und im Hospital?"

— Vierzehnhundert und zehn, antwortete der Officier dem Kaiser mit der ernstesten Miene von der Welt.

Im Hauptquartier hatte Napoleon es ausdrücklich verboten, seine Staffette je zu irgend einer Privat-Correspondenz zu gebrauchen, und

Digitized by Google

um sich zu überzeugen, ob dies Verbot auch übertreten würde, ließ er eines Tages, als er unterwegs dem Courier begegnete, den er aus dem Hauptquartier mit Depeschen nach Paris abgesandt hatte, diesen anhalten und sich sein Felleisen nach seinem Wagen bringen. Da er keinen Schlüssel dazu hatte, so bediente er sich seines Degens, schlitzte das Leder damit auf, verschonte keine Enveloppe und sah alle die Depeschen durch, die ihm unter die Hände kamen. Unter den verschiedenen Paketen war auch eines, das an den General-Postdirector Grafen von Lavalette adressirt war. Dasselbe enthielt mehrere Briefe an verschiedene Notabilitäten des Reichs. Napoleon schob sie alle wieder in das Paket und schrieb mit Bleistift auf den Umschlag: „Es ist kein Wunder, daß die Posten im vorigen Jahre nur so und so viel eingebracht haben, da der General-Director selbst Contrebande treibt." Als er unterzeichnet hatte, that er alle die Depeschen wieder in das Felleisen, ließ dieses, so gut es gehen wollte, wieder zunähen, und gab es dem Courier mit dem Befehl zurück, nun seinen Weg fortzusetzen, was er dann auch seinerseits that.

In der Regel speiste der Fürst von Wagram allein mit dem Kaiser, wenn nicht Murat oder der Vice-König von Italien zugegen waren.

Wenn Berthier unpäßlich war, so trat der Oberstallmeister an seine Stelle. Das Mittagsmahl bestand immer nur aus einem einzigen Gange; das heißt, alle Gerichte, von der Suppe bis zum Nachtisch, kamen immer zugleich auf die Tafel. — Es ist bekannt, daß der Kaiser im Essen und noch mehr im Trinken sehr mäßig war. Berthier schenkte ihm ein; der Mameluck Rustan, und Constant, der erste Kammerdiener, servirten ihm die Speisen; der dienstthuende Page wechselte die Teller; ein Pallast-Präfect beaufsichtigte den ganzen Dienst, das heißt, er fungirte zugleich als Hausmeister und als Vorschneider.

Unter den Personen, welche Napoleon im Hauptquartier umgaben, war der Fürst von Wagram, Chef des Generalstaabes der Armee, derjenige, der nächst dem Kaiser selbst der größten Vorrechte genoß. Trotz seines schon vorgerückten Alters und den Anfällen von Podagra, an welchen er litt, war er noch äußerst regsam. Immer sehr einfach gekleidet, trug er in der Weise seines Gebieters auch einen nur kleinen Hut und ward deshalb, besonders im Wagen, zuweilen mit jenem verwechselt. Er ritt scharf und hatte stets ausgezeichnete Pferde. Er entsprach vollkommen dem Amte als Ober-Jägermeister, das er bekleidete, indem er ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber war. Diese Liebhaberei ging bei ihm so weit, daß er, wenn ihm ein Vogel über den Kopf wegflog, die Zügel seines Pferdes fallen ließ und mit seinen Armen eine Bewegung machte, wie wenn ein Jäger ein Gewehr abschießt. Man sagt, der Ober-Jägermeister habe sich eines Tages, um dieser vorherrschenden Leidenschaft zu fröhnen, mit dem Kaiser, der sich eben zu Fontainebleau aufhielt, einen Scherz erlaubt, der ihm hätte schlecht bekommen können, wenn er nicht so sehr bei Napoleon in Gunst gestanden hätte.

Es war für den nächsten Tag eine Jagd angeordnet worden. Als Berthier nun am andern Morgen zum Kaiser kam, fragte dieser ihn, was es für Wetter sey.

— Nicht zum Besten, Sire.

„Und wie wird es mit der Jagd werden?" setzte Napoleon hinzu.

— Schlecht, Sire, die Hunde werden keine Witterung haben.

„Da wäre es ja besser, man setzte sie aus."

— Ich halte dafür, Sire.

„Nun, auf morgen denn."

Und der Befehl ward sofort zurückgenommen.

Um 11 Uhr begab sich der Kaiser dann zur Kaiserin, um bei ihr das Frühstück einzunehmen. Die Sonne schien in voller Pracht, und so beschlossen Beide, mit Berthier in einer Kalesche nach dem Walde spazieren zu fahren. Der Kaiser schickte zu ihm und erfuhr dann, er sey nach Gros-Bois *) auf die Jagd gegangen.

Napoleon lachte über die Mystification, deren Opfer er geworden war, und nahm sich vor, sich wegen der Günstigkeit oder Ungünstigkeit der Jagd nicht ferner auf seinen Ober-Jägermeister zu verlassen.

So großen Eifer und so viele Hingebung Berthier auch im Dienste seines Monarchen an den Tag legte, und in so ernstem Tone er zu seinen Untergebenen sprach, war er doch immer äußerst höflich in seinen Ausdrücken und in seinem Benehmen. Sein Ton gegen den Kaiser war durch Zeit und Umstände bedingt; er war vertraulich in der Unterhaltung und ehrerbietig bei ernsten Besprechungen, beim Empfang von Befehlen, oder wenn er über die Ausführung derer, die ihm aufgetragen worden waren, Bericht erstattete. In letzterem Falle hielt er den Hut beständig in der Hand, und wenn er sich dem Kaiser nahete oder von ihm ging, verneigte er sich stets tief vor ihm.

Man kann sich's denken, welche Ehrerbietung, ich möchte fast sagen Furcht, Napoleon denjenigen, die um ihn waren, durch die Art und Weise, wie er selbst gegen die Glieder seiner Familie verfuhr, die ihm am theuersten waren, einflößte. Er hatte sie alle reich und mächtig gemacht, nichtsdestoweniger behielt er gegen sie die Art von Stolz und den eisernen Willen bei, den er in einem so hohen Grade besaß. Der König von Neapel war unstreitig einer derjenigen, den er wegen seiner Tapferkeit am höchsten in Ehren hielt.

Murat war ungeachtet seines theatralischen Anzuges, der mit der schlichten Tracht seines Schwagers nicht eben im Einklange stand, doch der ausgezeichnetste Cavallerie-General der großen Armee. Sein scharfer Ueberblick, seine Geschicklichkeit, die Stellung und die Streitkräfte des Feindes zu beurtheilen, seine kalte Unerschrockenheit in der Gefahr, seine kriegerische Haltung, sein ausgezeichneter Wuchs, sein ritterliches Wesen, Alles, bis auf die schönen und kräftigen Renner, die er ritt, trug dazu bei, ihm das Ansehen eines ächten Helden zu geben. An der Spitze seiner Cavallerie trotzte er jeder Gefahr und stürzte sich gern, die Augen zu, mitten in die feindlichen Bataillone.

Murats Freimüthigkeit und entschlossener Ton und seine stets ruhige Miene arteten zuweilen in eine Art von Sorglosigkeit aus. Die Pünctlichkeit, mit welcher er alle seine Aufträge ausrichtete, gefiel dem Kaiser wohl, und er schien auch viel Vergnügen an seiner Unterhaltung zu finden. Die gute Laune des Königs von Neapel verläugnete sich nie, selbst mitten in den heißesten und mörderischesten Treffen nicht: er hatte immer einen Scherz im Hinterhalt und versäumte selten, ein Wortspiel anzubringen, selbst wenn es nicht eben zu loben war. Auch beurtheilte sein Schwager ihn immer nur aus einem militairischen Gesichtspuncte. Sobald von Politik die Rede war, wandte Napoleon sich an den Herzog von Bassano, an Berthier, an Caulincourt oder an Jeden andern, Murat aber entfernte sich sogleich, ein Beweis, daß er auf solche Dinge nicht eingehen wollte oder vielmehr fühlte, daß er nicht darauf eingehen könnte.

In den Schlachten und auf den Märschen bildete der Kaiser gegen Murat, den er stets zu seiner Linken hatte, einen merkwürdigen Contrast. Wie mußte sich Napoleon auch mit seinem kleinen völlig schmucklosen dreieckigten Hute, seinem grauen oder blauen Ueberrock, seiner kleinen Figur, seinem Hängebauche, seinem dünnen und schlichten Haar, und seiner übeln Haltung zu Pferde neben seinem Schwager ausnehmen, der durch sein edles Ansehen, durch sein glänzendes Costüm, durch die reiche Aufzäumung seines Rosses, durch seine Gestalt, seine schönen Augen, seinen dicken

*) Ein prächtiges Landgut, sechs Lieues von Paris belegen und dem Fürsten zugehörig. Gros-Bois ist noch diesen Augenblick das Eigenthum der verwittweten Fürstin von Wagram.

Digitized by Google

Backenbart und sein schwarzes lockigtes Haar, das in langen Ringeln auf den Kragen seines reichen polnischen Kurtka herabfiel, die um die knappe Taille und an den anliegenden Aermeln über der Schulter nach Art des alten spanischen Costüms geschlitzt war, aller Blicke auf sich zog. An einem breiten, goldgestickten und mit Edelsteinen besetzten Gürtel hing ein leichter Säbel, mit einer nach orientalischer Weise gekrümmten schmalen Klinge. Der Griff dieses Damasceners war von der schönsten Arbeit und mit Türkisen besetzt. Murat trug gewöhnlich knapp anliegende purpurfarbene Pantalons, deren Näthe durch eine breite Silberstickerei verdeckt waren, und Halbstiefel von gelbem Leder oder gar von Rankin, mit kleinen goldnen Sporen an den Absätzen. Der Glanz dieses Costüms wurde noch durch eine grünsammtne polnische Mütze mit einer Diamantaigrette erhöht, über welcher sich eine hohe Straußfeder wiegte. Sein Pferd war in ungarischer oder türkischer Weise glänzend aufgezäumt; eine himmelblaue oder purpurne goldgestickte Schabracke oder ein kostbares Tigerfell bedeckte den ganzen Rücken desselben. Wenn es kalt war, trug Murat über diesem glänzenden Anzuge einen weiten dunkelgrünen sammtnen Zobelpelz mit goldnen Schnüren. Die Livree seiner Bereiter, seiner Pagen und Bedienten war scharlachroth und himmelblau, mit silbernen Tressen oder Stickereien.

So sehr auch der Kaiser selbst das Einfache liebte, so gern sah er sich doch von einem glänzenden Gefolge umgeben. Sein Staab war reich besoldet. Seine Adjudanten, seine Ordonnanz-Officiere und Pagen empfingen nach Beendigung eines jeden Feldzuges bedeutende Gratificationen; auch waren die Letzteren meistens so kokett wie junge Frauenzimmer. Der Kaiser selbst rügte das, denn Weichlichkeit oder Koketterie war ihm im höchsten Grade zuwider.

Sobald das Hauptquartier einmal eingerichtet war, ließ Napoleon durch einen Geistlichen aus der Umgegend jeden Sonntag Messe lesen, welcher dann der größte Theil seines Staabes und seines Haushaltes beiwohnte.

Briefe über Amerika.

Cincinnati.

Erster Artikel.

(Beschluß.)

(L.)

Statt heute über Cincinnati fortzufahren, erlauben Sie mir von einem Zusammentreffen zu sprechen, das mir dort begegnet ist. Ich hatte an der Wirthstafel einen Mann bemerkt, von mittlerer Statur, trockenem aber kräftigem Körperbau, ungefähr von sechzig Jahren, der noch das lebhafte Ansehen und den raschen Gang der Jugend hatte. Ich war von seiner heitern Physiognomie, von der Annehmlichkeit seiner Manieren und dabei von einer gewissen befehlenden Miene, die trotz seiner Kleider von Lindsay *) durchblickte, überrascht. „Es ist," sagte man mir, „der General Harrison, Clerk des Gerichtshofes der plaids communs **) von Cincinnati. — Ist es der General Harrison von Tippecanoe und von der Themse?*) — Derselbe: es ist der Ex-Obergeneral, der Besieger des Indianers Tecumseh und des englischen Generals Proctor, es ist der Rächer unserer Niederlagen von Detroit und am Flusse Raisin; es ist der Ex-Gouverneur des Gebietes von Indiana, Ex-Senator im Congresse der Vereinigten Staaten, Ex-Minister unserer Nation bei einer der Republiken des Südens. Er ist im Dienste seines Vaterlandes alt geworden; er hat zwanzig Jahre seines Lebens in den rohen Kriegen gegen die Indianer zugebracht, wo weniger Ruhm zu ärndten war, als zu Rivoli und Austerlitz, aber mehrere Gefahren drohten. Jetzt ist er arm, mit einer zahlreichen Familie belastet, verlassen oder mindestens vernachlässigt von der Föderal-Regierung, obgleich noch voll Kraft, weil er einen unabhängigen Sinn hat. Da die Opposition hier in der Majorität ist, so haben sich seine Freunde vereinigt, um ihm zu Hülfe zu kommen, den Greffier (Clerk) des Gerichtshofes, welcher ein Jackson-man war, abzusetzen und ihm seine Stelle zu geben, welche von gutem Ertrag als eine Art Ruhegehalt ist. Seine Freunde der östlichen Staaten sprechen davon, ihn zum Präsidenten der Vereinigten Staaten zu machen. Einstweilen haben wir hier ihn zum Schreiber eines kleinen Tribunals gemacht." — Nach einer Pause fügte mein Referent hinzu: „An dieser schlechten table d'hote können Sie noch einen andern Candidaten zur Präsidentschaft sehen, der mehr Aussicht dazu als der General Harrison zu haben scheint: es ist Herr Mac-Lean, Richter beim obersten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten."

Die Beispiele solcher Hintansetzung von Männern, deren Laufbahn die ehrenwertheste gewesen ist, sind nicht selten in den Vereinigten Staaten. Ich hatte schon zu New-York den berühmten Herrn Gallatin gesehen, welcher, nachdem er im Dienste der Republik ergraut, nachdem er vierzig Jahre lang Gesetzgeber, Minister des Innern, Unterhändler nach Außen gewesen war, nachdem er einen thätigen Antheil an Allem genommen hatte, was von der Bundes-Regierung Gutes und Weises bewirkt worden, zuletzt nur einen bloßen und einfachen Dank erhielt und der sein arbeitvolles Leben in Mangel geendigt haben würde, wenn seine Freunde ihm nicht die Stelle des Präsidenten einer der Banken von New-York angeboten hätten. Man kennt die beschränkte Lage des Präsidenten Jefferson in seinem Alter und weiß, daß er gezwungen war, die Legislatur von Virginien um die Erlaubniß zu bitten, seine Ländereien auf dem Wege einer Lotterie zu veräußern; während der Präsident Monroe, noch ärmer als jener, nachdem er sein ererbtes Vermögen im Dienste des Staates zugesetzt, gezwungen war, das Mitleid des Congresses in Anspruch zu nehmen; sie, welchen ihr Vaterland die unvergleichlichen Acquisitionen Louisiana's und der Florida's verdankte!

Das macht, weil das System der Ruhegehalte und Pensionen in den Vereinigten Staaten unbekannt ist. Es findet keine sociale Voraussicht und Fürsorge für das Alter eminenter Männer statt, welche höhere Staats-Aemter annehmen, ob es ihnen gleich unmöglich ist, von ihrem relativ sehr mäßigen Gehalt **) etwas zu ersparen und mehrere selbst ihr Vermögen und ihre Gesundheit in der Ausübung ihrer Functionen aufgeopfert haben. Dies ist eine Folge des Mißcredits, in welchem hier das Princip der Autorität ist. Die öffentlichen Beamten werden wie die geringsten Diener behandelt. Das häusliche Verhältniß ist in den Vereinigten Staaten so eingerichtet, daß jeder Amerikaner im Privatleben mehr Achtung und Rück-

---

*) Lindsay ist ein Stoff, der während des Winters auf den Gütern sehr gesucht wird, aus baumwollenen und wollenen Fäden gewebt, deren letzteres im Hause gesponnen, erstere von Spinnern geliefert werden. Der eine dient zum Einschlag, der andere zur Kette.

**) Der Gerichtshof der plaids communs ist ungefähr das, was in Frankreich die Tribunale erster Instanz sind.

*) Das sind zwei berühmte Schlachten diesseits des Meeres, sehr glorreich für die Amerikaner und besonders für ihren General.

**) Das System der Gleichheit, das in den Vereinigten Staaten herrscht, hat eine Gradation der Besoldungen erzeugt, die sehr verschieden von der ist, welche in Europa besteht. Die Minister haben da ungefähr 30.000 Franken während die subalternen Beamten der Douanen zu New-York 4—5000 Fr. Gehalt beziehen.

sicht für den geringsten weißen Bedienten hat, als die mehresten im öffentlichen Leben den vornehmsten Beamten bezeugen. Bei jeder Gelegenheit und in tausend Formen sagt man ihnen, daß sie nichts sind als Staub und daß sie ein Wink des Volkes in ihr Nichts zurückwerfen kann.

Diese Art des Benehmens der Amerikaner gegen ihre Beamten ist eine logische und mathematische Folge des Princips der Volks-Souverainität. *) Ich wage indessen zu glauben, daß sie weder mit der Vernunft noch der Gerechtigkeit übereinstimmt. Wenn es wahr ist, daß die Völker ein unverjährbares Recht darauf haben, daß ihre Interessen die Richtschnur des Benehmens der Depositarien der Gewalt seyn müssen, so ist es doch auch nicht minder wahr, daß die wahrhaft überlegenen Menschen ein natürliches und heiliges Recht haben, mit den höheren sociellen Functionen bekleidet zu werden. Wenn es verbrecherisch ist, mit den Bedürfnissen der Massen zu spielen, so ist es nicht minder verwerflich, Männer von Geist und Herz unter die Füße zu treten. **) Und wenn diejenigen, welche ihre Fähigkeiten und ihre Anhänglichkeit an das Land zu Aemtern berufen, durch die Aussicht auf Undankbarkeit und Verachtung davon entfernt werden, welchen Händen wird dann die Sorge für das öffentliche Wohl anvertraut werden? Was wird aus der Zukunft des souverainen Volkes werden? In der Handlungsweise eines Volkes, das, jeder Ueberlegenheit abgeneigt, nur mit Widerwillen die Dienste ausgezeichneter Menschen belohnt, und sie nach Laune aus der Thür wirft, liegt nicht weniger Despotismus, als in dem Benehmen der asiatischen Fürsten, die Allen ohne Unterschied gleiche Knechtschaft auflegen, Alle mit gleicher Insolenz und Brutalität behandeln und das Genie und die Tugend mit der Ehre, an den Stufen des Thrones niederknieen zu dürfen, für mehr als belohnt halten.

In Folge der in den Vereinigten Staaten herrschenden Ansichten über die Aemter und Beamten, hat man zu ihren Gunsten keine Bürgschaft aufgestellt. Sie sind absetzbar ohne Formalität irgend einer Art, ohne daß man ihnen Rechenschaft über die Gründe ihrer Entlassung giebt, ohne daß man sich die Mühe nimmt, das Publicum davon zu unterrichten. Dadurch hat man ein furchtbares Werkzeug der Tyrannei geschaffen. ***) Unter der wohlwollenden und gemäßigten Verwaltung der ehemaligen Präsidenten war davon kein Gebrauch gemacht worden; *) aber seit der Präsidentschaft des Generals Jackson, ist ein systematisches Regime von Absetzung eingeführt worden. Die öffentlichen Aemter sind eine Lockspeise geworden: sie sind offenkundig der Preis in den Partei-Kämpfen (spoils of victory). Der Präsident Jackson hat seine Creaturen mit allen Stellen der Administration der Douanen und Posten belehnt. Diese Methode hat die besondern Staaten, die Grafschaften, die Städte gewonnen und bei jeder Veränderung der Meynung verändern die Staaten ihre Administratoren; die Legislaturen ihre Secretaire, ihre Drucker und oft selbst ihre Huissiers; die Tribunale ihre Gerichtsschreiber; die Städte ihre Schatzmeister, ihre Markt-Aufseher, ihre Controleurs von Gewicht und Maaß und selbst ihre Gassenkehrer und ihre Watchmen. Die Beamten wissen jetzt, daß die Erhaltung ihrer Stellen und das Brod ihrer Familien bei jeder Municipal- oder Staats- oder Bundes-Wahl auf dem Spiele steht und von dem Sieg ihrer Partei abhängt. Vormals nahmen sie an den Wahl-Manoeuvres keinen Antheil; die Präsidenten hatten es allen Beamten des Bundes förmlich verboten; jetzt sind sie die thätigsten Agenten der Staatsgewalt. Und wenn man annimmt, wie ich es oft gedruckt lese, daß es vierzigtausend öffentliche Föderal-Beamte giebt, so hat der Präsident jetzt bei den Wahlen eine Armee von 40,000 Menschen zu seiner Verfügung, deren Interesse eng an das seinige geknüpft ist, und welche seine verdammten Seelen sind. So wahr ist es, daß die Extreme sich berühren und daß, wenn man nur ein einziges Princip unbedingt befolgt, wie wahr es an sich immer seyn möge, man zuletzt auf Folgerungen kömmt, deren praetische Ausführung der Umsturz des Princips selbst seyn würde. So kann man dadurch, daß man das Princip der Volks-Souverainität auf die Spitze stellt, endlich zur Tyrannei und Unterdrückung des Volkes gelangen. Ist das nicht ein Beweis, daß die Logik nicht immer die Vernunft ist (?) und daß diese oft, wenn nicht immer, sich in dem Gleichgewichte zweier scheinbar widersprechender Principien finden kann?

*) Wir glauben, daß dies nur indirect daher rühre und zunächst in dem Gefühl für Gleichheit und Unabhängigkeit liegt. Der Amerikaner ist so entwöhnt und abgeneigt, einem fremden Willen zu gehorchen, daß er aus demselben Grunde dem Diener diese Nothwendigkeit durch sanfte Behandlung erträglich zu machen sucht, aus welchem er die Autoritäten eifersüchtig bewacht, ob sie auch überall nur das Gesetz und nicht persönliche Willkühr geltend machen.
Anm. d. Red.

**) Uns dünkt, der Verfasser hätte vor Allem hier bemerken sollen, daß das Volk so gegen sein eigenes Interesse handelt, indem es durch diese Nicht-Achtung der Beamten ihre nothwendige Wirksamkeit entkräftet.
Anm. d. Red.

***) Man hat hin und wieder, selbst in den constitutionellen Staaten Deutschlands (vorzüglich nach Frankreichs Beispiele) den Grundsatz, daß man Staatsbeamte auch ohne ein nachweisliches Vergehen und ohne Urthel und Recht entlassen könne, gelten machen wollen. Da aber, würde es noch weit unbilliger und nachtheiliger als in Amerika seyn, denn 1) würde nur die Regierungs- und Ministerial-Gewalt dadurch erweitert und despotischer Willkühr und Günstlings-Beförderung dadurch Thür und Thor eröffnet worden und 2) wäre die Aussicht auf unwissende und feile Beamte nur noch gewisser, da bei unsern so complicirten Gesetzen und Verhältnissen zu vielen Aemtern das Studium und der Fleiß eines ganzen Lebens gehört. Wer aber von einigem Talent würde ferner Lust haben, sein Lebensschicksal und seine Existenz dem Zufall und der Laune preiszugeben? Ist es doch schon schlimm genug, daß sich der Beamte in manchen Ländern einer aufgedrungenen Verbesserung nicht entziehen kann, sich von einem Ende des Landes an das andere wider Willen versetzen lassen und entweder auf jede Ansiedelung Verzicht thun, oder Gefahr laufen muß, einen theuern Grundbesitz auf das Unvortheilhafteste und übereilt zu veräußern.
Anm. d. Red.

Briefe über Amerika.

Zweiter Artikel.

(L.)

Natchez, den 3. Januar 1835.

Cincinnati hat ungefähr viezigtausend Einwohner, die Dörfer und anstoßenden Municipalitäten mit einbegriffen. Gegründet seit vierzig Jahren, datirt seine reißend schnelle Entwickelung von etwa dreißig Jahren her. Man findet da alle Nationen: es giebt da Deutsche und Irländer in großer Menge und eine gewisse Anzahl Elsasser. Auch habe ich oft auf den Straßen die harte französische Aussprache gehört, wie man an den Ufern des Rheines spricht. Der Kern der Bevölkerung, welcher allen Uebrigen den Ton giebt, stammt aus dem Nordosten der amerikanischen Conföderation. Was die Fortschritte von Cincinnati noch überraschender macht, das ist, daß diese Stadt die Tochter ihrer eignen Werke ist. Andere improvisirte Städte der Vereinigten Staaten sind, so zu sagen, auf Actien erbaut. Lowell z. B. ist eine Unternehmung von Kaufleuten von Boston, die, nach Zusammenschuß ihrer Capitalien, Handwerksleute haben kommen lassen und zu ihnen gesagt haben: „Baut uns eine Stadt." Cincinnati ist nach und nach gebaut und verschönert worden, fast ohne äußere Dazwischenkunft, durch die Einwohner selbst und diese Einwohner

*) Herr Jefferson war der einzige, der eine kleine Zahl nicht politischer Aemter der entgegengesetzten Partei entzogen hatte, um sie seinen Freunden zu geben.

Digitized by Google

waren arm dahin gekommen. Statt aller Güter hatten sie in ihre neue Wohnung die klarsehende, lebhafte, unermüdliche Industrie, den Geist der Ordnung und der Sparsamkeit mitgebracht, welche die mehresten von ihnen auf dem Boden Neu-Englands mit der Muttermilch eingesogen hatten, und welche, nach ihrem Beispiel, die andern sich zur Gewissenspflicht gemacht haben. Man könnte sagen, daß sie Franklin zum Schutz-Patron und die Rede des guten Richard zum Gesetz und Evangelium gewählt haben.

Cincinnati hat, wie ich bereits gesagt, eine reizende Lage. Das ist wahr in topographischem Sinne; aber wenn man auf der Karte dem Laufe der Flüsse folgt und die Hülfsquellen des Bodens in Betracht zieht, so erkennt man, daß es auf einer unermeßlichen Linie von Flüssen im Westen viele eben so vortheilhafte Localitäten, unter dem commerziellen und manufacturiellen Gesichtspunete, giebt, und selbst einige, die in dieser Hinsicht noch mehr begünstigt sind. Pittsburg, was Eisen und Kohlen, d. h. das tägliche Brod der Industrie unter der Hand hat; was an der Spitze von Ohio liegt, am Ausgangspunct der Dampfschiffahrt, am Zusammenfluß des Monongahila und des Alleghany, welche, der eine von Mittag, der andere von Norden, kommen, erscheint als der Mittelpunct eines weitumfassenden Systems von Communicationen, Straßen, Canälen und Eisenbahnen, deren mehrere schon vollendet sind oder es eben werden. Pittsburg war von der Natur geeignet, um zugleich ein großer manufacturistischer Mittelpunct und eine Handelsniederlage erster Classe zu werden. Louisville (in Kintucky), an dem Wasserfalle des Ohio gebaut, an dem Orte, wo die große Dampfschiffahrt anfängt, ist ein natürlicher Zwischenort zwischen dem Handel des Ober-Ohio und dem des Mississipi und seiner Nebenflüsse. Louisville kann an Hülfsquellen für Manufacturen so viel leisten und darbieten als Cincinnati; und letzteres, abgesehen von seiner bezaubernden Lage, schien keine höhere Bestimmung zu haben, als die Niederlage und der Ausfuhrplatz des fruchtbaren Erdwinkels zu seyn, der zwischen der großen und kleinen Miami liegt.

Aber die Macht der Menschen, wenn sie sich einigen, etwas zu wollen und es mit Ausdauer zu wollen, reicht hin, die der Natur zu besiegen oder ihr doch das Gleichgewicht zu halten. Und, trotz der Vortheile von Louisville, als Zwischenort und Niederlage von Lebensmitteln, trotz der Hülfsquellen von Pittsburg für Alles, was der größern Fabrication angehört, kann Cincinnati doch eine Bevölkerung erhalten, welche die doppelte von Louisville und die Hälfte von der von Pittsburg beträgt, und zwar in einem Wohlstand, welcher den mittlern Wohlstand *) des einen und des andern Ortes aufwiegt, wo nicht übertrifft. Die Einwohner von Cincinnati haben dieses Gedeihen bei sich durch eine der instinctiven Tendenzen fixirt, die ihr practisches und berechnendes Genie den Söhnen von Neu-England einhaucht. Geschickte Leute, sagt man, verstehen sich auf ein halbes Wort. Geschickter als die Geschicktesten verstehen sich die Yankees, **) ohne irgend etwas zu sagen. Sie errathen sich wechselseitig und, in stummer Uebereinstimmung, wissen sie ihre Anstrengungen nach einem Ziele zu leiten. Auf die Weise von Boston arbeiten bedeutet in den Vereinigten Staaten so viel, als irgend etwas in vollkommener Uebereinstimmung und ohne Phrasen ausführen. Der Zweck, den sich die Cincinnatier fast von Anfange vorgesetzt haben, ist kein geringerer gewesen, als ihre Hauptstadt zum Mittelpunct, d. h. zum großen innern Markt des Westen zu machen. Das indirecte Mittel dazu, welches sie angewendet haben, ist gewesen, sich gleichzeitig einer Menge secundairer Fabricationen zu bemächtigen, secundair, wenn man sie einzeln nimmt, aber deren Verein eine bedeutende Masse bildet; und indem sie mit diesem Fleiße allen ihren Nachbaren den Vorsprung abgewonnen haben, der eine der Tugenden der Yankee's ist, haben sie sie unter sich getheilt. Dieses Mittel ist ihnen gelungen.

Abgesehen von dem eingesalzenen Fleische ist man verwundert, zu finden, daß Cincinnati keine der großartigen Industrieen hat, die das Glück der Manufactur-Mittelpuncte von England und Frankreich gemacht hat. Die Cincinnatier fabriciren sehr verschiedenartige Mobilien und Ackerbau-Werkzeuge, viele Wagner-Arbeit, wirthschaftliche Utensilien aller Art, *) Uhren **) und tausend Gegenstände der täglichen Consumtion, wie Seife, Lichte, Papier, Leder ꝛc., die einen großen Absatz unter der an Zahl und Wohlstand immer wachsenden Bevölkerung der westlichen Staaten und der neuen Staaten im Süden finden, der Sclaven-Staaten, die sich bloß dem Ackerbau und vor Allem der Erzeugung der Baumwolle widmen und wo, wegen der Sclaverei, jede Manufactur fast unmöglich ist. Die mehresten dieser Producte sind geringer Qualität. Die Mobilien z. B. würden selten von dem Pariser Geschmack anerkannt werden; aber sie sind reinlich und wohlfeil. Das ist es, was man in einem neuen Lande bedarf, wo, außer dem südlichen Theile, ein allgemeiner Wohlstand, aber wenig Ueberfluß und Reichthum herrscht, wo man weit besser die Art von Comfort, die man elementair nennen könnte, als die Raffinements des Lebens versteht. Das Gedeihen von Cincinnati beruht mithin auf dem Wohlstande der Bevölkerungen des Westen, auf den ersten Bedürfnissen der großen Massen. Das ist eine weit festere Grundlage, als die Launen der Mode, die doch das Schicksal der Industrie bestimmt, die wir am meisten in Frankreich betreiben. Man beschäftigt sich auch mit dem Intellectuellen. Zuvörderst ist in Cincinnati eine große Buchstabengießerei, die den ganzen Westen und das Heer von Journalen, die da gedruckt werden, versorgt: nach der englischen oder auch amerikanischen Methode wird die Arbeit des Menschen so viel als möglich durch Maschinen ersetzt, und ich habe da unter andern zwei kleine Apparate gesehen, deren einer zum Gießen, der andere zum Glätten der Buchstaben dient, ***) die wahrscheinlich der königlichen Druckerei fehlen. Dann giebt es mehrere Druckereien, aus deren Pressen nur Werke allgemeinen Gebrauchs, wie

*) Zu Louisville giebt es Sclaven.

**) Das ist der Name, den man in den Vereinigten Staaten den Bewohnern von Neu-England giebt.

*) Die Vervollkommnung der wirthschaftlichen Utensilien berührt die wahre und practische Freiheit näher als man denkt; denn sie trägt viel zur Freiheit im Hause bei, welche für das Glück des Menschengeschlechts nicht minder wichtig ist, als die Freiheit auf dem öffentlichen Platze. Das eine dieser Geräthe kann die Dienenden von einer beschwerlichen, ungesunden oder widerlichen Arbeit befreien; das andere wird einer Person möglich machen, das Werk von dreien zu vollbringen, folglich zwei aus dem Hause davon zu befreien. Die Nord-Amerikaner haben diese Freiheit nicht vernachlässigt. Man begreift, daß sie eine vorzügliche Wichtigkeit da hat, wo sehr viele Familien isolirt auf dem Lande leben. Mehrere Operationen, die in den Städten und in den Ländern der alten Welt der Gegenstand specieller Industrie sind, fallen bei dem Pachter und Landbauer der Vereinigten Staaten seiner Frau und seinen Töchtern zur Last. Man macht im Hause Brod, Butter, Whiskei, Cider und selbst Zucker; man spinnt und webt den Stoff zu Kleidungen; man trocknet Aepfel, Pfirsichen ꝛc. Der erfinderische Geist der Bewohner von Neu-England und ihrer über die ganze Union verbreiteten Abkömmlinge hat mehrere kleine Maschinen ausgedacht und geschaffen, um Zeit und Mühe in den Wirthschaften zu sparen. Es giebt eine sehr schöne, den Mais auszukörnen, der in Menge consumirt wird; eine andere, um Butter zu machen, viele Vorrichtungen für Wäsche und Lauge. Man hat selbst eine Mechanik, um die Aepfel zu brühen oder zu schälen, um eine Art Compot oder Aepfelmuß zu machen, das unter dem Namen apple butter in den Vereinigten Staaten sehr gewöhnlich und beliebt ist.

**) Ich habe eine Fabrik von Pendel-Uhren gesehen, deren Räder von Holz sind. Sie setzt 6 — 7000 jährlich in Umlauf.

***) Diese Apparate sind von der Erfindung der Eigenthümer des Instituts der Herren Guilford und White. Der erste ersetzt die Arbeit von zwei Menschen, jeder mit 8 Franken bezahlt, und eines Kindes, das 2 Franken 70 Cent. erhält: der andere reducirt die Handarbeit im Verhältniß von 1 zu 8.

Digitized by Google

z. B. Journale, Kirchen- und Schulbücher *) hervorgehen. Vermittelst dieser vielfachen Industrie, die im Detail wenig Aufsehen macht, hat sich Cincinnati eine Stellung und einen Erwerb gesichert, welcher dieser Stadt schwer zu entziehen seyn dürfte; denn im Felde der Industrie ist die Priorität kein kleiner Vortheil. Der Kaufmann des Innern, der mit den heterogensten Dingen handelt, und der in seiner kleinen Niederlage alles vereinigt, was auf der Erde verkäuflich ist, ist gewiß, zu Cincinnati sein vollständiges Assortiment zu finden. Er kömmt deshalb, vorzugsweise vor jedem andern Puncte, dahin, um auszusuchen und sich mit Allem zu versorgen. So ist Cincinnati, der That nach, der große Central-Markt des Westen, und eine Menge von Producten finden da ihren Absatz und Umsatz, trotz der Ueberlegenheit, welche die hydrographische Eigenthümlichkeit des Bodens oder die Vertheilung des Mineral-Reichthums im Schooße der Erde andern Localitäten geben zu müssen scheint.

(Der Beschluß folgt.)

Snorre Sturlason

und

seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert.

Eine Vorlesung,

gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund,

von

Dr. Gottlieb Mohnike,

Consistorial- und Schul-Rath.

(Fortsetzung.)

Von Thorwald Eiriksson, Leifs Bruder, und den Skrälingern in Weinland.

Nun rüstete sich Thorwald zu dieser Fahrt mit dreißig Mann, mit Rathgebung seines Bruders Leif. Sodann machten sie ihr Schiff fertig und gingen in See. Und ist von dieser Fahrt nichts zu sagen, ehe denn sie nach Weinland kommen zu Leifs Bude und sorgen da für ihr Schiff und saßen den Winter über stille und fingen Fische zu ihrer Nahrung. Und im Frühjahr sagte Thorwald, sie sollten ihr Schiff rüsten, und das Hinterboot des Schiffs und einige Männer mit, sollten westwärts längs dem Lande fahren und es während des Sommers untersuchen. Das Land schien ihnen schön und waldreich; und kurz zwischen Wald und See **) und weißer Sand. Da waren viele Inseln und viele Untiefen. Sie fanden keine Spur des Aufenthaltes weder von Menschen noch Thieren, aber auf einer westlichen Insel fanden sie einen Kornschoppen von Holz; mehr Menschenwerk fanden sie nicht. Und fuhren zurück und kamen zu Leifs Bude im Herbst. Und im andern Sommer zog Thorwald östlich mit dem Kaufschiff und zwar an der Nordküste längs dem Lande. Da bekamen sie einen schrecklichen Sturm vor einer Landspitze, und trieben darauf und zerbrachen den Kiel unter dem Schiffe, und blieben da lange und besserten ihr Schiff. Da sagte Thorwald zu seinen Genossen: „Nun will ich, daß wir hier auf der Landspitze den Kiel aufrichten, und sie Kielspitze *) nennen:" und so thaten sie. Hierauf segeln sie fort von da und ostwärts um das Land und hinein in die Mündungen der Fjorde, die da die nächsten waren und nach der Höhe, die da vorsprang; sie war ganz mit Wald bewachsen. Da legen sie ihr Schiff fest und werfen die Brücke ans Land, und Thorwald geht auf das Land mit allen seinen Gefährten. Da sprach er: „Hier ist es schön und hier möchte ich meine Wohnung aufschlagen." Sodann gehen sie zu Schiffe und sehen auf dem Sande innerhalb des Vorgebirges drei Höhen, und fahren dahin und sehen daselbst drei Fellkähne und drei Mann unter jeglichem. Da theilten sie ihre Leute und griffen sie alle; einer aber kam fort mit seinem Kahn. Sie erschlagen jene acht und gehen sodann zurück zu dem Vorgebirge und sehen sich da um; und sehen innerhalb des Fjords einige Höhen und hielten dafür, daß es Wohnungen wären. Nach diesem befiel sie so große Müdigkeit, daß sie sich nicht wach halten konnten und alle einschliefen. Da kommt ein Ruf über sie, so daß sie alle aufwachten. So sagt der Ruf: „Wach auf, Thorwald, du und alle deine Gefährten, wenn du dein Leben behalten willst, und gehe zu Schiff mit allen deinen Leuten und fahret vom Lande, so eiligst als ihr könnet!" Da fuhr innen längs der Bucht eine Unzahl Fellkähne und steuerten auf sie. Thorwald sagte: „Wir müssen Streitschirme nach außen aufs Verdeck bringen und uns aufs beste wehren; aber wenig mit ihnen schlagen." So thun sie. Und die Strälinger schaffen auf sie eine Zeitlang, und fliehen sodann fort aufs Schnellste; Jeder so gut er konnte. Da fragte Thorwald seine Leute, ob sie irgendwo verwundet wären? Sie sagten, sie wären nicht verwundet. „Ich habe eine Wunde bekommen, hier unterm Arm und der Pfeil flog zwischen dem Schiffsbord und dem Schilde mir unter den Arm, und hier ist der Pfeil, und er wird mir den Tod bringen. Nun rathe ich, daß ihr euch aufs Eiligste zur Fahrt rüstet zur Rückkehr, und ihr sollt mich auf das Vorgebirge bringen, das mir wohnlich zu seyn schien; es mag seyn, daß wahr wird, was mir in den Mund kam, daß ich da eine Zeitlang wohnen möchte; da sollt ihr mich begraben und Kreuze zu Häupten und Füßen setzen; und der Ort soll in Zukunft hiernach stets Kreuzspitze **) heißen." Grönland war damals christlich geworden, Eirik Raude starb aber noch vor dem Christlich werden. Nun starb Thorwald und sie thaten Alles nach dem, wie er gesagt hatte. Sie fuhren sodann weg und kamen zu ihren Gefährten, und sagten und hörten gegenseitig was sie Neues wußten, und wohnten den Winter daselbst, und brachten Weintrauben und Weinstöcke auf ihr Schiff. Nun rüsten sie sich gegen das Frühjahr zur Rückfahrt nach Grönland, und kommen mit ihrem Schiffe in Eiriksfjord und konnten Leif viel Neues sagen.

Von Thorstein Eiriksson, Leifs Bruder, und seiner Weinlandsfahrt.

Währenddes hatte sich in Grönland Neues zugetragen, daß Thorstein in Eiriksfjord sich beweibt und Gudrid, Thorjörns Tochter genommen, die Thorer, der Ostmann, ***) gehabt hatte, wie oben gesagt ist. Nun rüstete sich Thorstein Eiriksson nach Weinland zu fahren, nach Thorwalds, seines Bruders Leiche, und er rüstete dasselbe Schiff aus, und er wählte Leute von Stärke und Wuchs, und hatte bei sich fünf und zwanzig Mann und Gudrid, sein Weib; und sie segeln ins Meer wie sie fertig sind und haben das Land aus dem Gesichte. Sie trieben umher den ganzen Som-

---

*) In dem mit dem 1. Januar 1831 beginnenden Quartale sind zu Cincinnati ungefähr 88,000 Bände gedruckt worden, die Journale ungerechnet. Diese Bände können folgendermaßen classificirt werden:

Primair-Unterricht und Erziehung	36,500
Religion	26,800
Ackerbau	11,000
Ueber verschiedene Gegenstände	13,700
	88,000

**) Der Wald reichte bis nahe an die See.

*) Kialarnes.

**) Krossanes.

***) Ostmänner, Bezeichnung der Norweger.

Digitized by Google

mer und wußten nicht, wo sie fuhren; und wie eine Winterwoche um war, da treffen sie in Lysafiord in Grönland auf der Westerbygd. *) Thorstein bemühete sich um Herberge und bekam Herberge für alle seine Genossen; aber er und seine Hausfrau waren herbergslos. Sie beide blieben also noch einige Nächte auf dem Schiffe. Da war das Christenthum noch jung auf Grönland. Es geschah eines Tages, daß früh Morgens Männer zu ihrem Zelte kamen. Der Vordermann von ihnen fragte: was für Leute im Zelt wären? Thorstein antwortete: „Zwei Mann, sagt er, aber wer frägt darnach?" „„Thorstein heiße ich und man nennt mich Thorstein Swarte; und das ist mein Geschäft hierher, daß ich euch beide Eheleute bei mir zur Herberge laden will."" Thorstein sagte, er wolle mit seinem Weibe zu Rathe gehen; sie aber bat ihn zu bestimmen; und nun sagt er Ja dazu. „Dann will ich morgen zu euch kommen mit Pferden, denn es fehlt mir an nichts euch Herberge zu geben; aber sehr langweilig ist es bei mir zu seyn, denn wir beide ich und mein Weib, sind nur allein; auch bin ich sehr eigen; eine andere Weise **) habe ich auch als ihr habt; und ich achte die für besser, die ihr habt." Nun kam er am Morgen zu ihnen mit Pferden, und sie zogen bei Thorstein Swarte zu Herberge; und er hielt sie wohl. Gudrid war ein Weib schön anzusehen und ein klug Weib und verstand wohl mit fremden Leuten umzugehen. Es war zu Anfange des Winters, daß Krankheit unter Thorstein Eiriksons Leute kam, und viele Gefährten Thorsteins starben. Er ließ Särge machen für die Leichen derer, die gestorben waren, ließ sie aufs Schiff bringen und Alles dazu einrichten, „denn ich will alle Leichen im Sommer nach Eiriksfiord bringen lassen." Nun währte es auch nicht lange, daß Krankheit in Thorsteins Wohnung kommt, und die Krankheit faßte zuerst sein Weib, die Grimhild hieß. Sie war sehr heftig und stark wie ein Kerl, und doch warf die Krankheit sie nieder. Und bald nach diesem faßte die Krankheit Thorstein Eiriksson; und sie beide lagen zugleich, und Grimhild, Thorstein Swartes Weib, verschied. Und als sie todt war, da ging Thorstein fort aus der Stube nach einem Brett, um die Leiche darauf zu legen. Da sagte Gudrid: „Bleibe nicht zu lange fort, lieber Thorstein," er sagte, also solle geschehen. Da sagte Thorstein Eiriksson: „Wunderlich gebehrdet sich nun unsere Hausfrau; denn nun richtet sie sich auch auf den Ellenbogen und streckt ihre Füße aus der Bettstelle und sucht nach ihren Schuhen." Und indem kommt Hausbonde Thorstein, und indem legte Grimhild sich nieder; und so, daß jeder Balken in der Stube krachte. Nun macht Thorstein einen Sarg für Grimhilds Leiche und trug sie fort und bestattete sie. Er war beides, ein großer und ein starker Mann, und bedurfte das Alles, ehe er sie vom Hofe wegtragen konnte. Nun nahm Thorsteins Eiriksons Krankheit zu, und er verschied. Gudrid sein Weib empfand Leid hierüber; sie waren alle da in der Stube. Gudrid hatte sich auf einen Stuhl gesetzt vor der Bank, auf welche Thorstein ihr Hausbonde ***) gelegt war. Da nahm Hausbonde Thorstein Gudrid vom Stuhl auf seinen Schooß, und setzte sich auf eine andere Bank mit ihr, Thorsteins Leiche gegenüber, und sprach zu ihr allerlei und tröstete sie und versprach ihr, er wolle mit ihr nach Eiriksfiord fahren mit Thorstein ihres Hausbonden Leiche und denen seiner Gefährten: und so will ich auch mehr Hausgenossen zu mir nehmen, Dir zum Trost und Zeitvertreib. Sie dankte ihm. Da hob Thorstein Eiriksson sich auf und sagte: „Wo ist Gudrid?" Dreimal sagte er dies; und sie schwieg. Da sprach sie zu Hausbonde Thorstein: „Soll ich auf diese Rede antworten oder nicht?" Er bat sie nicht zu antworten. Da ging Hausbonde Thorstein über das Estrich und setzte sich auf den Stuhl; und Gudrid saß ihm auf dem Schooß. Und da sprach Bonde Thorstein: „Hausbonde, was willst Du, Namensbruder?" sagt er. Er antwortet nach einer Weile: „Es liegt mir daran Gudrid ihr Schicksal zu sagen, damit sie mein Hinscheiden besser ertragen könne; denn ich bin zu guter Ruhestätte gekommen. Und Dir, Gudrid, muß ich sagen, daß Du einen isländischen Mann heirathen wirst; und ihr werdet lange zusammen seyn, und ein mannichfaches, mannhaftes, berühmtes und herrliches, und lieblich und anmuthiges Geschlecht wird von euch kommen. Ihr werdet von Grönland nach Norwegen fahren, und von da nach Island und auf Island euch anbauen; da werdet ihr lange wohnen, Du aber wirst länger leben denn er; Du wirst auswärts ziehen und nach Süden gehen, und wieder nach Island zu Deiner Wohnung kommen: und da wird dann eine Kirche errichtet werden, und da wirst Du bleiben und Dich zur Nonne machen lassen, und da wirst Du sterben." Und da legt Thorstein sich nieder, und seine Leiche wurde eingelegt und zu Schiffe gebracht. Hausbonde Thorstein hält Gudrid Alles, was er ihr versprochen. Er verkaufte im Frühling sein Gut und Vieh, und ging zu Schiffe mit Gudrid sammt all den Seinen; machte das Schiff fertig und nahm Mannschaft dazu an und fuhr sodann nach Eiriksfiord. *) Nun wurden die Leichen bei der Kirche beerdigt. Gudrid fuhr zu Leif nach Brattahlid und Thorstein Swarte ließ sich nieder in Eiriksfiord und wohnte da so lange er lebte. Und man hielt ihn für einen sehr tüchtigen Mann.

Von Thorfinn Karlsefne wie er nach Weinland kommt, und von den Skrälingern.

Denselben Sommer kam ein Schiff von Norwegen nach Grönland; der Mann, der das Schiff steuerte, hieß Thorfinn Karlsefne. Er war Sohn Thord Hesthöfdes, **) des Sohnes Snorres, des Sohnes Thords von Höfde. Thorfinn Karlsefne war sehr reich an Geld und Gut und war den Winter über in Brattahlid, mit Leif Eiriksson. Bald fiel sein Sinn auf Gudrid, und er warb um sie; sie aber verwies ihn auf Leifs Antwort für sie. Sodann wurde er mit ihr verlobt, und ihre Hochzeit in diesem Winter gemacht. Es war noch dasselbe Gespräch von Weinlandsfahrten wie früher; und manche beredeten Karlsefne zu dieser Fahrt, beide Gudrid und Andere. Nun wurde seine Fahrt beschlossen und er schaffte sich eine Schiffsmannschaft von sechszig Männern und fünf Weibern. Darauf machten Karlsefne und seine Gefährten die Verabredung, daß Alles, was sie von Gütern bekämen, zu gleichen Theilen gehen sollte. Sie hatten mit sich Vieh allerlei Art; denn sie gedachten das Land zu bebauen, wenn sie es könnten. Karlsefne bat Leif um das Haus zu Weinland; der aber sagte, er wolle ihm das Haus leihen, aber nicht geben. Sodann gingen sie mit dem Schiff in See und kamen heil und wohlbehalten zu Leifs Bude und trugen ihre Wadsäcke auf. Ihnen kam bald ein guter Fang zu Händen; denn ein weiblicher Wal, beides groß und fett, war aufs Land getrieben; sie fuhren sodann dahin und zerschnitten den Wal; da fehlte es nicht an Kost. Das Vieh weidete da auf dem Lande; und bald geschah, daß das männliche Rindvieh unregierlich wurde und sich wild gebehrdete. Sie hatten einen Stier mit sich genommen. Karlsefne ließ Bäume fällen und behauen und nach seinem Schiffe tragen; und stapelte Holzhaufen auf zum Trocknen. Sie nahmen das Beste von den Landes-Erzeugnissen, die da waren, von Weintrauben und Weidwerk und Gütern aller Art. Nach dem ersten Winter kam der Sommer; da waren sie Skrälinger gewahr worden, und ein großer Haufe Menschen kam da aus dem Walde. Da war ihr Rindvieh in der Nähe; und der Stier fing

*) Westküste von Grönland.
**) Einen andern Glauben; er war noch ein Heide.
***) Bóndinn hennar: ihr Hausherr; húsfreyja, Hausfrau.

*) Auf der Ostseite Grönlands. Die beiden Küsten des Landes werden hier deutlich unterschieden.
**) Pferdekopf.

Digitized by Google

an zu brüllen und ungeheuer laut zu juchen; *) und davor erschraken die Skrälinger und liefen fort mit ihren Bündeln, und das war Grauwaare und Zobel und allerhand Pelzwaare, und sie wenden sich nach Karlsefne's Wohnung und wollten da ins Haus hinein. Aber Karlsefne ließ die Thüren zuhalten. Kein Theil verstund die Sprache des andern. Da legten die Skrälinger ihre Bündel ab und löseten sie und boten ihnen die Waare an, und wollten am liebsten Waffen dafür. Aber Karlsefne verbot, ihnen Waffen zu verkaufen. Und nun verfällt er auf den Gedanken, daß er den Weibern befiehlt Kuhmilch herauszubringen; da wollten sie die kaufen und nichts Anders. Nun war der Handel der Skrälinger so, daß sie ihr Gekauftes in ihren Magen forttrugen, aber Karlsefne und seine Gefährten erhielten dafür ihre Ränzel und Pelzwaaren. Und solchergestalt zogen sie von dannen. Nun ist davon zu sagen, daß Karlsefne einen starken Bretterzaun um seinen Hof machen ließ und sie sich in Vertheidigungsstand setzten. Zu der Zeit gebar Gudrid, Karlsefne's Frau, ein Knäblein, und sie hießen das Knäblein Snorre. Zu Anfange des andern Winters, da kamen die Skrälinger zu ihnen, und ihrer waren viel mehr denn zuvor, und hatten dieselbe Waare wie früher. Da sagte Karlsefne zu den Weibern: sie sollten dieselbe Kost herausbringen, die früher die reichlichste gewesen war, und nichts Anders. Und als sie das sahen, da warfen sie ihre Bündel über den Bretterzaun. Und Gudrid saß innerhalb der Thüre bei Snorre's, ihres Sohnes, Wiege. Da kommt ein Schatten vor die Thür, und ein Weib in schwarzem kurzem Kleide geht herein, sehr klein und hatte eine Binde um den Kopf, und lichtbraun von Haar, bleich von Gesicht und großäugig, so daß niemand so große Augen an einem Menschenhaupt gesehen. Sie ging dahin, wo Gudrid saß und sagte: „Wie heißest Du?" Sie sagte: „Ich heiße Gudrid. Aber wie heißest denn Du?" „Ich heiße Gudrid," sagt sie. Da reichte Hausfrau Gudrid ihr die Hand, daß sie sich bei ihr setze. Aber in demselben Augenblick begiebt sich, daß Gudrid einen großen Knall hört, und das Weib war verschwunden; und indem war auch ein Skrälinger von einem Hausknecht Karlsefne erschlagen, denn er hatte ihre Waffen nehmen wollen. Sie gingen nun eiligst von dannen, aber ihre Kleider und Waaren ließen sie zurück. Kein Mensch hatte dies Weib gesehen ohne Gudrid allein. „Nun thut es Noth guten Rath zu fassen," sagt Karlsefne; „denn ich glaube, sie werden uns zum drittenmal besuchen in Unfrieden und Vielzahl. Nun wollen wir den Rath fassen, daß zehn Mann hin auf die Landspitze ziehen und sich da sehen lassen; und ein anderer Theil von uns soll in den Wald ziehen und da Gereute hauen für unser Rindvieh, wenn der Haufe heraus aus dem Walde kommt. Wir wollen den Stier auch vorn nehmen und ihn vor uns ziehen lassen. Aber der Platz, der zum Handgemenge ausersehen war, war so beschaffen, daß ein großer See auf der einen, und Wald auf der andern Seite war. Dieser Rath, den Karlsefne gab, wurde ausgeführt. Nun kamen die Skrälinger nach dem Platz, den Karlsefne zum Streit ausersehen hatte, und es kam zum Kampf und viel Skrälingervolk fiel. Ein großer und ansehnlicher Mann war unter dem Skrälingervolk; und Karlsefne schien es, daß er ihr Häuptling sey. Nun hatte einer von diesen Skrälingern eine Axt aufgenommen, und sah sie eine Weile an, und rückte auf einen seiner Kupanen, und hieb nach ihm; der fiel stracks todt nieder. Da griff der große Mann nach der Axt, und sah eine Zeitlang an und warf sie darauf, so weit er konnte, in den See; und das Gefecht hatte nun ein Ende. Karlsefne und seine Leute waren noch den ganzen Winter da: aber im Frühjahr da macht Karlsefne kund, er wolle nicht länger da bleiben; und wolle nach Grönland fahren. Nun rüsten sie sich zur Fahrt, und nehmen von da viel Gut an Weinstöcken und Weintrauben und Pelzwaaren. Nun stoßen sie in See und kommen mit ihrem Schiffe wohlbehalten nach Eiriksfjord, und waren da den Winter über. (Der Beschluß folgt.)

*) Juchen nennt der Landmann in Pommern das anhaltende, gewissermaßen Heulen des Stiers, das von dem Brüllen sich unterscheidet. Das Eine nennt der Isländer belia, offenbar unser Bellen, das wir aber nur von dem Hunde und vom Fuchse sagen: im Niederdeutschen auch Bölken vom Rindvieh; das Andere gialla.

Deutsche Literatur.

Die Volkszählung in Altona am 1. Februar 1835.

Nach ihren interessantesten Beziehungen auf Veranlassung eines höheren Auftrages bearbeitet

von

Pastor Niemann,

Ritter vom Dannebrog.

Altona, in Commission bei Carl Aue.

Von dieser so eben in Druck erschienenen Broschüre würde man glauben, daß sie Alles erschöpft, was ihr Titel nur erwarten läßt, wenn nicht der sehr fleißige Verfasser selbst darin erklärte, wie er ihr noch einen sie vervollständigenden Anhang zu geben gedenkt, der speciell die Zahl der Handwerker jeder Classe, der Wirthschaften, Caffehäuser, Restaurationen ꝛc. ꝛc. enthalten soll.

Der erste Abschnitt der Broschüre enthält die genaue Aufgabe der Bevölkerung der vier Stadttheile von Altona nach Alter, Geschlecht und Eheverhältnissen, in welcher noch höchst interessante Daten über die Oertlichkeit der verschiedenen Districte ꝛc. eingeflochten sind. Die Gesammtzahl der Einwohner belief sich zu der angegebenen Zeit auf **26,393**, worunter **12,789** männlichen und **13,604** weiblichen Geschlechts. Unter Letzteren befindet sich eine Wittwe mosaischen Glaubens von **101** Jahren. Ein Alter von **90** bis **96** Jahren hatten erreicht **16** Personen, worunter **9** lutherischer Religion und **7** mosaischen Glaubens. Von diesen **17** Personen höchsten Alters sind **7** männlichen und **10** weiblichen Geschlechts.

Der zweite Abschnitt theilt die Bevölkerung, mit wundersamer Genauigkeit, nach ihren verschiedenen Nahrungszweigen ein und weiset als Gesammtresultat **3458** Personen als dem Lehrstande und **22,935** Personen als dem Nährstande angehörig nach, was, wie der Herr Verfasser mit Recht bemerkt, ein ganz leidliches Verhältniß zwischen den Erwerbenden und den Verzehrenden darthut. Diesem Abschnitte ist auch ein Verzeichniß der verschiedenen Fabriken der Stadt und der Arbeiter, welche durch sie beschäftigt werden, angehängt.

Der dritte Abschnitt zeigt das Verhältniß der Bevölkerung nach ihrem respectiven Religions-Bekenntniß. Darnach belief sich die Zahl der Lutheraner auf **23,342**, die der Reformirten auf **444**, die der Mennoniten auf **149**, die der Katholiken auf **444** und die der Israeliten auf **2014**.

Nach einer aus den Kämmerei-Registern aufgenommenen Zählung betrug die Totalsumme aller Wohnungen **4741**, als: **2867** Häuser, **817** Säle, **652** Keller und **405** Buden. Darnach käme also **5¼** Personen auf jede Wohnung.

Wer mit einem Blick die vier Quartiere der Stadt und deren gesammte Bevölkerung, nach Alter, Geschlecht und Eheverhältnissen eingetheilt, übersehen will, der darf nur die dem interessanten Werkchen hinten angehängte Tabelle auseinander schlagen.

Daß der Herr Verfasser die ihm gewordene Aufgabe mit Lust und Liebe angenommen und gelöset hat, bekundet sich auf jeder Seite, und es kann ihm der Dank seiner Mitbürger, der Beifall eines jeden, der sich für Statistik interessirt, nicht fehlen. . . . . r.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1066. Hamburg. Mittwoch, den 8. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Ludwigs XVI. Flucht von Paris am 21. Juny 1791. . . . Seite 641
Briefe über Amerika. Zweiter Artikel. (Beschluß.) . . . . . „ 643
Verhaftung der Herzogin von Berry. Von Simon Deutz. . „ 645
Snorre Sturlason und seine Beschreibung der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert. Eine Vorlesung, gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund, von Dr. Gottlieb Mohnike. (Beschluß.). . . . . „ 646

Ludwigs XVI. Flucht von Paris am 21. Juny 1791.

(Aus dem Voleur.)

(R.)

Ludwigs XVI. Flucht und dessen Verhaftung zu Varennes sind dem berechnenden Lügengeiste nicht entgangen, welcher die Pamphletschreiber jener Zeit beseelte, und späterhin sind die Geschichtschreiber, welche mit mehr Kaltblütigkeit und Wahrheit hätten schreiben sollen, vielleicht ohne Arges, den revolutionnairen Traditionen gefolgt: es wäre demnach wohl an der Zeit, die Thatsachen in ihrem wahren Lichte herzustellen. Dies zu thun, sind wir durch ein Manuscript in den Stand gesetzt, das uns zu dem Ende mitgetheilt worden ist und zu dessen Wahrhaftigkeit wir das größte Vertrauen haben.

Die Umstände, welche den König zur Abreise genöthigt, sind bekannt. Seine Autorität war längst nicht mehr erkannt worden; ein systematischer Haß gegen sein Scepter hatte täglich zugenommen, und die Revolution suchte seine Rechte mit jeder Minute mehr und mehr zu verkürzen, um ihn dann desto gemächlicher erdrücken zu können: Gründe genug, um ihn zu bewegen, anderswo die seinem königlichen Charakter gebührende Ehrfurcht, mehr Berücksichtigung seines Mißgeschickes und mehr Gerechtigkeit für seine Absichten zu suchen. „Man hatte ihm wahrlich Leids genug gethan," sagt die Frau von Stael in ihren Considerations sur la revolution, „um berechtigt zu seyn, Frankreich zu verlassen."

Die zur Sicherung seiner Reise getroffenen Maaßregeln waren allerdings von treuen Dienern ausgegangen, nur hatten diese es sich zu sehr angelegen seyn lassen, auch eine Menge Kleidungsstücke ꝛc. mitzunehmen. In riesigen Koffern oben auf den Wagen gepackt, konnten diese Effecten durch ihr großes Volumen unterwegs eine verderbliche Aufmerksamkeit erregen und durch ihr Gewicht die Sicherheit der Reisenden gefährden und ihr Weiterkommen verzögern. Minder bepackt waren die Wagen der beiden Brüder des Königs fast unbemerkt an die Gränzen gekommen, wohin sie bestimmt waren.

Die Reise Ludwigs XVI. gab gleich Anfangs zu Besorgnissen Anlaß. Sie hätte in der Nacht vom 19ten zum 20sten vor sich gehen sollen, mußte aber unvorhergesehener Hindernisse wegen auf die nächste Nacht ausgesetzt werden. Dieser Aufschub verursachte eine Desorganisirung im Dienste der Cavallerie-Pikets, welche als Bedeckung dienen sollten, indem sie um 24 Stunden zu früh auf den ihnen angewiesenen Posten erschienen, wo ihr langes Weilen zu gefährlichen Gerüchten Anlaß geben und selbst zu Revolten führen konnte, obgleich der Vorwand gebraucht worden war, diese Truppen sollten einen für die Armee bestimmten Geld-Transport abwarten, um ihn zu escortiren.

Am 21. Juny um 1 Uhr Morgens erwartete ein schlichter Wagen beim Carousel Ludwig XVI., die Königin, Madame Elisabeth, die beiden Kinder Frankreichs und deren Gouvernante, die Frau von Tourzel. Obgleich gut verkleidet, konnten sie nicht zugleich und nicht durch denselben Ausgang die Tuilerieen verlassen. Der König und Madame Elisabeth gingen durch eine andere Thür als die Frau von Tourzel und ihre erlauchten Eleven; doch trafen sich alle Fünf wieder bei dem Wagen auf dem kleinen Carousselplatze; nur die Königin blieb aus.

Häufiger als sonst in der Nähe der Wege zu dem Schlosse, besonders seit der Untersuchungs-Ausschuß Wind von einer beabsichtigten Flucht erhalten hatte, verdoppelten die Patrouillen ihre Wachsamkeit, und so blieben die Mitglieder der königlichen Familie, welche zuerst ihren Wagen erreicht hatten, eine volle Stunde lang in der peinlichsten Erwartung und in der größten Angst über das Geschick von Maria Antoinette. Nicht minder ungeduldig, zu den Ihrigen zu gelangen, war die Königin wie verloren in Paris, dessen Straßen sie nicht kannte. Der Leibgardist, welcher sie begleitete, wußte von dem Pförtchen aus, durch welches sie gegangen waren, um einen andern Weg als der König einzuschlagen, nicht besser Bescheid. Dazu kam noch, daß die Königin und ihr Begleiter, als sie endlich der Stätte nahe gekommen, wohin sie gehen wollten, den Wagen des Marquis von Lafayette erblickten, dessen Diener mit Fackeln versehen waren, ein Zufall, der sie nicht wenig ängstigte; sie mußten sich demnach unter einem Gewölbe des Kay vom Louvre verbergen.

Endlich erreichte Maria Antoinette den Wagen, wo ihre Familie sie erwartete. Diesen Wagen führte, als Kutscher verkleidet, ein Herr von Fersen, der aber, ebenfalls mit den Straßen von Paris nicht sehr bekannt, nicht den nächsten Weg zum Thore St. Martin einschlagen konnte. So gelangte man erst nach einer abermaligen Irrfahrt zu der Berline und hernach zu der Postchaise.

Ludwig XVI. trug auf dem Kopfe eine große Kappe nach deutschem Schnitt und saß in der Berline auf dem Vordersitz. Er sollte sich vorkommenden Falles für den Kammerdiener einer fremden Dame ausgeben, die in ihr Vaterland zurückkehrte, und die im Passe als Baronin von Korff angegeben war, auf der Reise nach Frankfurt begriffen, mit zwei

Digitized by Google

Kindern, zwei Begleiterinnen, einem Kammerdiener und drei anderen Domestiken. Diese angeblichen Domestiken, in gelben Livreen gekleidet, waren drei Leibgardisten; sie nahmen den äußeren Sitz vor der Berline ein und einer von ihnen war bereit, als Staffette zu dienen, wenn eben kein anderer Postillon zu haben seyn sollte, um im Voraus die Vorspannpferde zu beordern. Der von Ludwig unterzeichnete und von dem Minister Montmorin contrasignirte Paß befahl den Behörden, den Reisenden kein Hinderniß in den Weg zu legen.

Es waren schon mehr als funfzehn Lieues zurückgelegt worden, als die Abreise der königlichen Familie zu Paris bekannt wurde. Es geschah dieses um 8 Uhr Morgens. Bald setzte ein Kanonenschuß alles in Allarm. Die Einen, welche die Mehrheit bildeten, ahneten die gräulichen Anschläge nicht, welche die Revolutionnairen im Schilde führten, zitterten aber doch, in Abwesenheit des Staats-Oberhauptes, des wahren Vaters des Volkes, dem Joch der Anarchie zu verfallen; Andere, die sich über das Schicksal keine Illusion machten, welches Ludwig XVI. treffen würde, wenn man ihn wieder einholte, wünschten schalichst, daß er über die Gränze kommen möchte. Die Verschworenen ihrerseits waren vor Wuth außer sich, sich ihren Raub entschlüpfen zu sehen.

Ohne es abzuwarten, daß die constituirende Versammlung beisammen kam, schickte Lafayette, Befehlshaber der pariser Nationalgarde, der durch die Nacht-Rapporte erfahren hatte, durch welches Thor der König passirt war, ihm zwei von seinen Adjudanten, worunter auch der Herr von Romeuf, nach, und zwar mit der Bemerkung, „daß sie die königliche Familie wohl nicht einholen würden, daß aber doch etwas geschehen müßte.“ Beide Officiere begaben sich zuvörderst nach der Barriere der Vorstadt St. Martin, die sie nach einer allgemeinen Ordre verschlossen fanden und für deren schnelle Oeffnung sie auch nichts thaten.

Währenddem gab die constituirende Versammlung, um den Anstand nicht zu verletzen oder vielmehr um die wahren Motive der Abreise zu ignoriren, sich das Ansehen, als glaubte sie an eine gewaltsame Entführung der königlichen Familie und decretirte deßhalb deren Anhaltung unter dem Vorwande, sie ihren Räubern zu entreißen. Mit dieser Acte versehen, reiseten der Herr von Romeuf und sein College endlich nach 10 Uhr des Morgens am 21. Juny und acht Stunden später als die königliche Familie ab.

Es war 5 Uhr Nachmittags, als diese durch Chalons kam, wo sie nicht länger weilte, als nöthig war, die Pferde zu wechseln; dennoch war der König, als er einmal zum Kutschenschlag hinausgesehen, trotz seiner Verkleidung gleich von einem Einwohner erkannt worden. Derselbe theilte seine Entdeckung auch dem Procurtur-Syndicus der Gemeinde mit, der ihm aber, da er ein guter Royalist war, empfahl, die Sache geheim zu halten, was er auch getreulich gethan hat.

Als Ludwig XVI. bei der Brücke von Sommeville ankam, fand er dort das Cavallerie-Detaschement nicht vor, das Tags vorher dahin gesandt worden war. Die verlängerte Anwesenheit dieses Detaschements hatte die Einwohner allarmirt, so daß sie sich erhoben und es zum Abzuge gezwungen hatten.

Der König traf um 8 Uhr Abends zu Sainte-Menehould ein, wechselte die Pferde und reis'te wieder ab, ohne ausgestiegen, noch von irgend jemand erkannt worden zu seyn. Diesem entgegen ist der Postmeister Drouet als der Haupturheber der Verhaftung des Fürsten genannt worden, und hat auch 30,000 Fr. unter dem Titel einer Nationalbelohnung erhalten. Er hat aber so wenig eine Ahnung von Ludwigs XVI. Gegenwart zu Sainte-Menehould gehabt, daß er, als die beiden Wagen schon wieder eine halbe Stunde unterweges waren, noch nicht wußte, an wen er Pferde geliefert. Es ist demnach nicht wahr, daß Drouet den König erkannt habe, als Se. Majestät ihn mit einer Assignate, auf welcher des königlichen Reisenden Bildniß abgedruckt war, die Postgebühren entrichtet. Diese Fabel hat aber doch bei einem leichtgläubigen Publicum Aufnahme gefunden, das nicht bedachte, daß dergleichen Zahlungen eher, und wie es auch der Fall gewesen, durch die Leibgardisten beschafft werden konnten, welche außerhalb des Wagens ihren Sitz hatten. Und wenn Drouet seinen Monarchen so schnell erkannt hatte, warum ließ er ihn denn nicht, um seine Heldenthat noch zu steigern, sogleich anhalten?

Nein, der unwillkührliche Anstifter der so unheilschwangern Arretirung war nicht Drouet, sondern ein gewisser Guillaume, vormaliger Dragoner im Regiment der Königin, und der noch diesen Augenblick unfern von Sainte-Menehould in friedlicher Zurückgezogenheit lebt. Aber, er möge selbst sprechen:

„Ich befand mich,“ sagt er, „im Schooße meiner Familie zu Sainte-Menehould, als Ludwig XVI., am 21. Junn 1791, dort durchpassirte. Es war 8 Uhr Abends, und schon Tags vorher war eine starke Abtheilung Dragoner vom Regimente des Kenigs in das Städtchen eingerückt. Ich sah, von einem Spaziergange zurückkehrend, vor der Fahrpost zwei Wagen halten, um frischen Vorspann zu bekommen, der schon in Bereitschaft stand. Der vorderste der beiden Wagen war eine schwerbepackte Berline, vor welcher sich sechs Pferde befanden. Da die Reisenden sich nicht am Kutschenschlage zeigten, so war es nicht möglich, sie zu erkennen, ja man konnte nicht einmal sehen, wie stark sie an der Zahl waren. Einer von den drei Leuten, welche den äußeren Vordersitz einnahmen, entrichtete die Postgebühren, wornach die Berline und die dazu gehörige Postchaise abfuhren, ohne daß den Reisenden einmal ihr Paß abgefordert worden war. Auf diesen Umstand machte ich die Nationalgarde aufmerksam, welche auf dem großen Pallastplatze den Dienst versah. Nach der Beschreibung, die ich von den Wagen gab, folgerte der Eine dies, der Andre jenes, doch fiel es niemandem ein, dabei an den König und an die königliche Familie zu denken.

„Nur fuhr es dem Drouet nun plötzlich durch den Sinn, er könne sich sehr compromittirt haben, daß er sich die Päße nicht habe vorzeigen lassen; um dieses möglichst wieder gut zu machen, beschloß er deßhalb, den Wagen nachsetzen zu lassen, obwohl er nicht glaubte, daß sie zu Clermont an der Maas, auf drei Stunden Weite, wieder eingeholt werden würden, da sie einen Vorsprung von fast Dreiviertel-Stunden hatten. Er schickte auf gut Glück einen Postillon ab, mit einem Billette, in welchem von der königlichen Familie keine Rede war, und das nur eine Aufforderung an die Behörden von Clermont enthielt, nachzusehen, was sich in den Wagen befände, und dieselben selbst anhalten zu lassen, wenn man es für nöthig erachtete. Es konnte ein nach Deutschland bestimmter Geldtransport seyn, was die Meisten dachten.

„Als der Postillon zu Clermont eintraf, waren die Wagen schon weit über diese Stadt hinaus. Drouet hatte seinerseits mit einem seiner besten Pferde einen Querweg nach Varennes eingeschlagen, wohin ich ihn, ebenfalls zu Pferde, begleitete. Obwohl wir durch diesen Richtweg zwei Lieues gewannen, waren die Wagen des Königs dennoch vor uns angekommen und hielten vor dem Hôtel der Intendantur, in welchem Herr von Preſontaine wohnte, bei dem nur ein Mann von dem Außensitz der Berline abgestiegen war. Es war 10 Uhr Abends, und die Vorkehrungen, welche man zu den Ruhealtären des Freiheitsnamensfestes am folgenden Tage traf, hielt noch eine Menge Leute auf den Straßen.

„Herr Drouet und ich, wir gingen nun sofort zu Herrn Leblanc, Officier der Nationalgarde und Inhaber des Gasthofes zum goldenen

Digitized by Google

Arm, um ihn von der Ursache unseres Kommens in Kenntniß zu setzen. Er, sein Bruder und Drouet versahen sich dann mit Gewehren und stellten sich am Ende der Arcaden als Posten auf. Ich aber ging zu dem Procureur-Syndicus, einem Gewürzkrämer Sauce, der nicht weit weg wohnte, um auch ihm von der Sache Kunde zu geben.

„Darnach begab ich mich nach der Brücke, um zu sehen, wie man hier die Passage sperren könne. Ein Mann, der mir begegnete, half mir, dort einen Fuhrkarren in die Queere zu stellen. Damit fertig, ging ich wieder zu den Gebrüdern Leblanc und Drouet, bei welchen sich nun auch Herr Sauce befand.

„Die Postchaise erschien zuerst unter dem Thorgewölbe, und man fragte die Damen, welche darin saßen — die Prinzessin Elisabeth und die Frau von Tourzel, wie wir das später erfuhren — nach ihrem Passe. Sie sagten, sie gehörten zu dem Gefolge; der Paß sey in dem andern Wagen. Nun wurden sie aufgefordert, auszusteigen und einstweilen in dem Gasthofe zum goldenen Arm abzutreten, was sie auch thaten.

„Als dann auch die Berline eintraf, leuchtete Herr Sauce mit einer Laterne in den Wagen, um zu sehen, wie viele Personen sich darin befänden. Auf sein Begehren, den Paß zu sehen, ward dieser aus einer Wagentasche hervorgeholt; er erklärte aber, er könne ihn nicht anders als in seiner Wohnung verificiren und visiren, daher er die Reisenden ersuchen müßte, ihn dahin zu begleiten. Aber der Magistrat war schon über ihre Persönlichkeit nicht mehr in Zweifel, denn ein Grenadier, welcher bei dem ersten Bundesfeste zugegen gewesen war und der Ludwig XVI. und dessen Gemahlin erkannt hatte, hatte sie verrathen, und nun war des ersteren Absehn bloß, Zeit zu gewinnen. Deshalb sprach Herr Sauce denn von Gefahren, welche sie bei einer Reise über Nacht treffen könnten, als die Reisenden zuletzt auf endliche Visirung ihres Passes und Entlassung drangen. Vor allem bestand die Königin auf augenblickliche Fortsetzung der Reise. Plötzlich erschall auf den falschen Ruf von zwei zu dem Ende auf die Straße gesandten Kindern: Feuer! Feuer! die Lärmglocke und es ward der Generalmarsch geschlagen. Das war die grausam bedeutungsvolle Antwort auf die Bitte der königlichen Familie, daß man sie ihre Reise fortsetzen lassen möchte.

„Inzwischen sammelte sich doch nicht Volks genug, um sich der Wegführung des Königs durch das Detaschement Husaren, wovon eine Escadron zu Varennes in den Kasernen lag, widersetzen zu können. Gegen dreißig Mann davon, welche schon den ganzen Tag die benachbarten Heerstraßen durchstreift hatten, um den Weg offen zu erhalten, hatten sich schon vor dem Hause des Herrn Sauce aufgestellt, wo die hohen Reisenden, der König, die Königin, ihre beiden Kinder, ihre Schwester und die Frau von Tourzel beisammen waren. Man hatte sie, um ihre Entführung zu erschweren, in den ersten Stock gebracht, zu welchem eine sehr schmale Treppe führte.

„Municipalbeamte forderten die Husaren auf, sich in ihre Quartiere zurückzuziehen, und stellten ihnen vor, wie sie sonst zu großem Unglück Anlaß geben könnten. Sie hätten sich dem auch wohl gefügt, aber ihr Officier schien von nichts wissen zu wollen. Da verfiel ich auf folgenden Ausweg, um auch diesen anderen Sinnes zu machen. Ich ließ unter seinen Augen die einzige Kanone, welche die Varenneser hatten, herbeiholen, band eine brennende Lunte an einen Stock, und erklärte dann an der Spitze von mehreren, mit Gewehren bewaffneten Nationalgardisten, daß ich unmittelbar würde Feuer geben lassen (obwohl wir weder für die Gewehre noch für die Kanone Patronen hatten), wenn das Militair sich nicht entfernte. Die Husaren hatten die geheime Ordre, es nicht aufs Aeußerste kommen zu lassen, und so kehrte denn das Detaschement in die Kaserne zurück. Darnach wurden an den verschiedenen Zugängen starke Barricaden aufgeworfen, um zu verhindern, daß nicht andere reguläre Truppen herbeikommen konnten.

„Es fiel mir damals nicht ein, für den König und seine Familie das Schicksal zu befürchten, das sie späterhin traf. Ich wollte nur, gleich so vielen andern guten Franzosen, verhindern, daß das Vaterland nicht seines Oberhauptes beraubt werden sollte; und für die Reinheit meiner Gesinnung mag der Umstand zeugen, daß ich die 10,000 Fr. nicht annahm, die mir durch das Decret zuerkannt wurden, welches für die Verhaftung des Königs eine Belohnung von zwei Millionen aussetzte. Ludwig XVI., der meine Gesinnung würdigte, behandelte mich ehrenvoller, indem er mich zum Officier beim 11ten Dragoner-Regiment ernannte." (?!)

Hier endigt die persönliche Aussage des Herrn Guillaume.

Während sich, was oben beschrieben, zu Varennes zutrug, ging es zu Clermont an der Maas nicht minder unruhig her. Schon Tags vorher, den 20sten, war eine Escadron Dragoner vom Regiment Monsieur, unter dem Befehl des Obersten von Damas, unter dem Vorwande, dort einen Geld-Transport für die Armee abwarten zu wollen, nach dieser kleinen Stadt gekommen. Sie erregten aber gleich Anfangs Argwohn bei deren Einwohnern, weil sie sich scharfe Steine für ihre Schießgewehre anschafften. Die Besorgniß der Einwohner ward noch gesteigert, als am 21sten des Abends der Trompeter der Escadron zum Abzug blies. Durch die Aufschlüsse des Herrn von Damas nicht zufriedengestellt, ließ der Procureur-Syndicus Martinet den Generalmarsch schlagen, und die Nationalgarde griff zu den Waffen. Herr von Damas eilte zu seinen Leuten, um sogleich aufzusitzen und aufzubrechen; sie kehrten sich aber nicht an seinen mit der Aufforderung der Ortsbehörde im Widerspruch stehenden Befehl und kehrten unter dem Ausruf: es lebe die Nation! in ihre Quartiere zurück. Der Oberst sprengte nun allein davon, ohne daß man erfuhr, welche Richtung er genommen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über Amerika.

Zweiter Artikel.

(Beschluß.)

(L.)

Um die Tendenz des neunzehnten Jahrhunderts zu charakterisiren, hat man das Wort industrielle Feudalität ausgesprochen. Das Menschengeschlecht, haben einige Denker gesagt, hat ein Joch abgeworfen, um ein anderes vielleicht minder hartes, aber auch minder edles wieder auf sich zu nehmen. Die kriegerischen Herren des Mittelalters sind verschwunden; nun kommen die industriellen Barone, die Fürsten der Manufacturen, der Bank und des Handels. Diese neuen Herren werden die Nahrungsmittel des Armen mit weniger Blut, aber auch mit weniger Ruhm würzen. Sie werden die Kost des Leibes vermehren, aber die der Seele vermindern. Wenn man die großen Fabriken Englands und einige von denen, die auf dem europäischen Continent existiren, ja die selbst, die sich in Nordosten der Vereinigten Staaten vermehren, sieht, so scheint die industrielle Feudalität in der That daselbst fast constituirt, sich unter den demokratischen Institutionen, wie die Schlange unter dem Grase, einschleichend oder einschlüpfend. Die verständigen Menschen, welche nicht glauben, daß das Menschengeschlecht in Masse zurückschreiten könne, und

Digitized by Google

die lieber hoffen als sich der Verzweiflung überlassen wollen, glauben, wenn gleich diese Tendenz als eine Thatsache zugebend, sich mit andern nicht minder charakteristischen Thatsachen der Epoche beruhigen zu können, an deren Spitze man eine allgemeine Tendenz zur Befreiung stellen muß, welche keine Hindernisse aufhalten. Wenn es z. B. in England in den Fabriken tausendfältigen Saamen von Despotismus giebt, so ist auch in den arbeitenden Classen tausendfältiger Saame des Widerstandes und in der Bevölkerung tausendfältiger Saame von Liberalismus: es giebt die trades-unions, es giebt die Radicalen. Es ist weder die eine noch die andere dieser Kräfte, welche allein das Loos der Zukunft bestimmen wird. Aus ihren verschiedenen Impulsen wird ein anderer einziger Impuls resultiren, verschieden von allen beiden und der dennoch alle beide in sich schließen wird. Die Kraft der Befreiung wird machen, daß das, was einigen eine Feudalität (ein Lehns-Verhältniß) werden zu müssen scheint, nur eine Patronatschaft seyn wird.

Die Zeit der Patronatschaft ist auf der Erde nicht geendigt; sie wird so lange bestehen, so lange die Vorsehung nicht alle Menschen in eine und dieselbe Form gießt. Aber sie modificirt sich, indem sie durch weniger gewaltsame und successiv immer sanftere Formen geht. Der Untergebene ist Sclave gewesen, dann Leibeigner, nun ist er frei und bezahlt. Er kann, nach einem Zeitverlauf, welcher zu bestimmen unmöglich ist, Associé werden, ohne darum aufzuhören, der Untergeordnete zu seyn. Wie dem nun aber auch sey, in Cincinnati ist kein Keim industrieller Feudalität vorhanden: es giebt da keine großen Werkstätten. Die Industrie ist da getheilt, wie ungefähr bei uns der Boden. Jeder Familienvater hat da seine Domaine mit seinen Söhnen und einigen neuen Ankömmlingen als Gehülfen und Dienern. Cincinnati ist daher unter dem industriellen Gesichtspunct so republikanisch constituirt, als in politischer Hinsicht. Diese manufacturielle Zerstückelung hat noch keine Unfüglichkeiten gehabt, weil in dem weiten Westen, der sich augenscheinlich mit jedem Tage mehr entwickelt, die Production Mühe hat, sich mit den Bedürfnissen im Niveau zu erhalten. Was wird in hundert Jahren, vielleicht in funfzig Jahren, geschehen? Wird dann nicht die Industrie von Cincinnati eine Metamorphose erleiden, oder wird nicht das ganze Land in den Bedingungen seiner Existenz eine gänzliche Umwandlung erfahren, die eine industrielle Reorganisation nach sich ziehen wird? Das ist eine spitzfindige und verwickelte Frage, welche nur anzudeuten ich mich begnüge.

Die moralische Physiognomie von Cincinnati ist wohlthuend in den Augen dessen, welcher die Arbeit vor Allem liebt, welchem die Arbeit alles andere ersetzt. Wer Neigung zu Vergnügen und Aufwand hat, wer, um mit ganzer Seele bei der Arbeit zu seyn, das Bedürfniß fühlt, sich durch Zerstreuung und Lustbarkeiten zu restauriren, würde finden, daß diese schöne Stadt, mit ihrem reinen Himmel und pittoresken Umgebungen, ein langweiliger Aufenthalt sey. Schlimmer noch würde es für den Geschäftslosen seyn, der da wünscht, einen großen Theil seines Lebens dem Cultus der schönen Küste und den Rest dem Vergnügen zu widmen. Für diesen würde das Leben unerträglich, ja unmöglich seyn. Er würde durch die Politik Anstoß finden, denn man fühlt in den Vereinigten Staaten recht wohl, daß müssige Leute eben so viele Hebel für eine einstige Aristokratie sind; er würde von der Religion verfolgt werden, denn die da befindlichen so verschiedenen Secten sind darin alle einig, alles zu verdammen, was Vergnügen, Feste, Luxus, Galanterie, selbst schöne Künste sind; und die Vereinigten Staaten gleichen nicht den Ländern Europa's, vor Allem unsern Frankreich, wo man ungestraft den religiösen Ideen und dem Einfluß der Kanzel trotzen kann. Umgeben und gedrängt durch die Gewohnheit der Arbeit, durch die politischen Grundsätze und religiösen Vorurtheile, müßte er sich zu einer analogen Existenz mit der der Menge bequemen oder fliehen und einen seinen Neigungen minder abgeneigten Aufenthalt in den großen Städten des Littorale, zu Philadelphia,*) New-York, Neu-Orleans oder Europa suchen. Auch fehlt die Classe müssiger Leute, die ohne bestimmten Beruf, von den Einkünften ihres väterlichen Vermögens leben, oder die in einem noch jugendlichen Alter selbst ein solches erworben, in Cincinnati gänzlich, ob es gleich da nicht an Reichthum mangelt und es ziemlich viele Leute giebt, die 500,000 Franken und mehr besitzen. Ich habe da einen jungen Mann gefunden, Erben eines Vermögens von mehreren Millionen, der, nachdem er in der Militair-Schule von Westpoint erzogen war und ein Officier-Patent erhalten, seinen Abschied genommen hatte, um in seine Familie zurückzukehren. Seines einsamen müssigen Lebens bald müde, gedrückt von der Last seiner eigenen Person, hat er kein anderes Mittel finden können, die lange Weile los zu werden, als ein Waaren-Magazin zu eröffnen.

Ueberall in den Vereinigten Staaten, da nämlich, wo keine Sclaverei stattfindet, und außer einigen großen Städten des Littorale, existirt, hinsichtlich müssiger Leute, eine strenge Aufsicht, welche diejenigen, die diese Lebensweise verführen könnte, nöthigt, sich zur eingeführten Ordnung zu bequemen d. h. zu arbeiten, mindestens bis zu dem Alter, wo die Ruhe dem Menschen unentbehrlich ist. Die öffentliche Meynung verwirft einstimmig alles, was die Gewohnheit von Zerstreuungen, selbst den unschuldigsten, acclamatisiren und zur Duldung des müssigen Lebens führen könnte. Philantropische und religiöse Gesellschaften, unter verschiedenen Namen gestiftet, nehmen es über sich, die Beschlüsse der öffentlichen Meynung zur Vollziehung zu bringen. Aufmerksame Wächter halten sie die Hand über die pünctliche Beobachtung strenger Sitten, oder, wenn man will, über die lange Weile des Sonntags, über die Unterdrückung der Trunkenheit, über die Ausrottung der Leidenschaft des Spiels, welche bei einem Volke, das dem make money genigt ist, wenn sie sich verbreitete, große Verwüstung anrichten könnte. Diese Societäten und Ausschüsse verfolgen ihren Zweck mit mehr als brittischer Ausdauer und bisweilen mit einem puritanischen Fanatismus. Als Herr John Quincy Adams Präsident war, ließ er in dem Präsidenten-Pallast ein Billard aufstellen. So groß ist aber die wirkliche oder scheinbare Mißbilligung alles dessen, was man Spiel nennt, daß die politischen Gegner des Herrn Adams aus diesem Billard eine Waffe gegen ihn gemacht haben. Dieses Billard hat ernstlich unter den Gründen eine Stelle gefunden, welche man der Wiedererwählung des Herrn Adams zum Präsidenten entgegenstellte. „Das war ein Scandal!" rief man aus. Herr Adams, dessen Privattugenden seinen gründlichen Kenntnissen gleich kommen, war, wenn man gewissen damaligen Oppositionsblättern hätte glauben sollen, ein Lehrer und Verbreiter der Unmoralität, weil er ein Billard in seiner Wohnung hatte, und ohne Zweifel hat der General Jackson, indem er in White-House an die Stelle des Herrn Adams getreten ist, diesen Stein des Anstoßes verschwinden lassen müssen.

Anderwärts würde dieser Rigorismus für Intoleranz, Inquisition und Frömmelei gelten. Hier unterwirft man sich ihm, ohne zu murren und wenige Personen fühlen sich dadurch gedrückt oder sprechen es wenigstens nicht aus. Der Amerikaner kann eine fortdauernde und rastlose Arbeit ertragen. Er fühlt das Bedürfniß, sich zu zerstreuen und zu amüsiren, nicht. Das Schweigen seines Sonntags, wo er sich sammelt, scheint für ihn eine bessere Erholung zu seyn, als die Zerstreuung und die Feste,

*) Philadelphia hat seit funfzehn Jahren beträchtlich an Bevölkerung zugenommen, ohne daß die Geschäfte in demselben Verhältniß sich ausgedehnt haben. Es ist außer Zweifel, daß es diese Vermehrung dem Zufluß reicher oder doch wohlhabender Familien verdankt, die, weil sie im Innern nicht nach ihrem Geschmacke leben können, sich daselbst niedergelassen haben. Baltimore ist in demselben Falle.

Digitized by Google

die den unsrigen bezeichnen. Man kann selbst sagen, daß der Sinn für solche Genüsse ihm fehlt. Alle seine Fähigkeiten sind bewundernswürdig und kräftig für die Production combinirt; er hat keine andern, welche ihn zum Genusse treiben und für ihn wird das Vergnügen bald eine lästige Beschäftigung. Arbeit für Arbeit, so zieht er diejenige, welche reich macht, derjenigen vor, welche zu Grunde richtet.

Eine solche Organisation ist köstlich für ein junges, auf seine Thätigkeit gewiesenes Volk. Glaubt man, daß die Amerikaner ohne dieses Arbeitsfieber, ohne diese beständige Tendenz zu nützlichen Unternehmungen und Speculationen, ohne diese Gleichgültigkeit für Lustbarkeiten, ohne diese politischen und religiösen Ideen, welche gebieterisch alle Leidenschaften unterdrücken, die nicht Arbeit und Gewinn zum Zwecke haben, die Wunder verwirklicht haben würden, die ihnen die Bewunderung der Welt erworben haben? Mit einem andern minder ausschließlichen System für die Production, würden sie noch bei dem Project stehen, die Alleghanys zu überschreiten. Anstatt vor sich offenes, urbares Land zu haben, das von Straßen durchschnitten, mit Gütern, Dörfern und Städten übersäet ist, die unermeßliche und fruchtbare Strecke des Westen, würden sie vielleicht noch auf den schmalen sandigen Landstrich reducirt seyn, der sich längs des atlantischen Meeres ausdehnt. Man muß gestehen, daß diese feurige und ausschließliche Eingenommenheit für die Geschäfte auf die Physiognomie des Volkes der Vereinigten Staaten einen sonderbaren Schein für einen Europäer wirft. Daher kömmt es denn, daß es den Amerikanern selten gelingt, sich den Beifall der Reisenden ex professo zu erwerben und daß sie selber nur der Minorität der Ausländer, die sie besucht, zu gefallen gewußt haben. Dagegen sind sie gewiß, die Dankbarkeit der unzähligen Nachkommenschaft zu verdienen, für welche sie mit so viel Energie und Scharfsinn einen Wohnplatz des Ueberflusses, ein wahrhaft gelobtes Land vorbereiten. Diese Nachkommenschaft, wird man sagen, wird die Lebensweise ihrer Väter ändern, andere Neigungen und Gewohnheiten annehmen und selbst Institutionen anderer Art einführen. Was liegt daran? Die Frage ist nicht, ob der National-Charakter, die Gewohnheiten und Gesetze der jetzigen Amerikaner den Amerikanern des zwanzigsten oder ein und zwanzigsten Jahrhunderts zusagen werden; es kömmt vielmehr darauf an, zu entscheiden, ob die Amerikaner unserer Tage mit aller Vollkommenheit, welche die menschliche Natur erreichen kann, die Mission erfüllen, welche ihnen die Vorsehung gegeben, die eines urbarmachenden, ackerbauenden, fleißigen, schöpferischen Volkes, und ob sie nicht verdienen, daß man sie entschuldige, Fehler zu haben, wie alle Menschen und alle Völker. So gestellt, wird die Frage leicht gelöst werden von jedem, der einigen Werth auf die Interessen der Zukunft legt. W. G.

Verhaftung der Herzogin von Berry.

Von

Simon Deutz.

(2.)

Es ist jetzt in Paris eine Flugschrift erschienen, in welcher Simon Deutz laut erklärt, daß er der Urheber der Verhaftung der Herzogin von Berry sey, aber in welcher er behauptet, durch keine Regung von Habsucht, sondern einzig durch seine Ueberzeugungen als Bürger dazu bewogen worden zu seyn. Da diese Broschüre Details enthält, die fähig sind, die Neugierde zu reizen, und das ganze Interesse eines Romans hat, so theilen wir unsern Lesern einige Stellen daraus mit.

In den ersten Capiteln erzählt er den Ursprung seiner Verhältnisse mit der Herzogin von Berry; er sagt uns, wie er ihr Bevollmächtigter durch Vermittelung des Papstes Gregor wurde, der ihm mit Wärme zur Pflicht machte, Partei für Madame gegen Ludwig Philipp zu nehmen. Eingeweiht damals in alle Geheimnisse der Partei, wurde er mit einem Auftrag an Don Miguel nach Lissabon geschickt, um von ihm Beistand an Menschen und Waffen zu erhalten, und leistete in die Hände des Grafen Choulot den Eid der Treue.

„Aber indem ich diesen Eid leistete, fügt Deutz hinzu, dachte ich schon daran, mein Vaterland vor dem Unglück des Bürgerkrieges und einer fremden Invasion zu bewahren."

Weiterhin theilt uns Deutz mit, daß er am 1. Juni 1832 von Madrid aus, durch Vermittlung des französischen Gesandten, Herrn von Rayneval, einen ersten Brief an Herrn von Montalivet, Minister des Innern, schrieb. Er machte ihm die Mission bekannt, die er von Madame hatte, sagte ihm, wer er wäre, und schloß damit, sich ganz der Direction der Regierung zu überlassen. Bald schrieb Deutz von Lissabon aus an Herrn von Montalivet einen zweiten Brief, in welchem er die Plane und Projecte der Herzogin und ihrer Anhänger enthüllte und sich anbot, sie zu lähmen und unwirksam zu machen.

Dieser Brief wurde, wie der erstere, Herrn von Rayneval eingehändigt, durch Herrn L..., einen der diplomatischen Agenten zu Lissabon.

„Da ich keine Antwort erhielt, erzählt Deutz, und einige Motive hatte, Verrath *) zu ahnen, so entschloß ich mich, nach Paris zu reisen.

„Kaum aus dem Wagen gestiegen, eilte ich ins Ministerium des Innern. Herr von Montalivet empfing mich. Nach den ersten gewechselten Worten wurde die Unterhaltung folgendermaßen fortgesetzt:

„Der Minister: Ich stimme Ihnen ganz bei; wenn Madame nicht aufgehalten wird, so steht uns ein Bürgerkrieg bevor; aber es reicht nicht hin, das Uebel zu sehen, man muß ihm zuvorzukommen wissen. Sind Sie Mannes genug, diese Verhaftung über sich zu nehmen?

„Diese Frage mußte mich in Verwunderung setzen, denn mein letzter von Lissabon aus geschriebener Brief hatte sie bereits beantwortet und ich konnte nicht umhin, dies dem Minister bemerklich zu machen. Aber ich hörte bald zu meinem großen Erstaunen, daß er diesen nicht erhalten hatte und ich erfuhr später, daß Herr von Rayneval, dem ich ihn eingehändigt, das Unrecht begangen, die Uebersendung zu verspäten.

„Was Sie mich fragen, antwortete ich dem Minister, habe ich Ihnen schriftlich vorgeschlagen und ich erneuere jetzt mündlich diesen Vorschlag.

„Der Minister: Ueberlegen Sie wohl, welche Verpflichtung Sie übernehmen: der Dienst, den wir von Ihnen erwarten, ist unermeßlich für Frankreich und für die Menschheit (?); welches auch die Belohnung sey, die Sie verlangen, so kann ich Ihnen im Voraus sagen, sie wird gewährt werden.

„„Was ich Ihnen geschrieben," erwiderte ich lebhaft, „wiederhole ich Ihnen jetzt. Ich handle aus Ueberzeugung und nicht aus Interesse; ich will das Land vor dem Bürgerkriege retten, aber ich verkaufe mich nicht.

---

*) Wahrlich originell, daß ein Deutz, dessen eigne Erzählung trotz aller Rechtfertigungs-Versuche ihn zum gleich untreuen Diener zweier Herren, zum Verräther, wenn irgend jemand diesen Namen verdient, stempelt, von Verrath, und zwar von Verrath gegen sich, spricht; daß er dieses Wort nur auszusprechen, nur niederzuschreiben wagt. Wir sind weder Parteigänger für der Herzogin Person, noch für ihre Sache; der letztern abhold, achten wir die Charakterstärke und den Muth der erstern; aber wer kann ohne die tiefste Indignation einen Menschen sie verrathen sehen, der ihr Treue geschworen und dem sie ein edles Vertrauen geschenkt!

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Wenn Geld oder Ehre mich versuchten, so würde ich, Gesandter der Herzogin, Rath und Freund mehrerer gekrönter Häupter, in dem Lager der Carlisten bleiben, wo mein Glück und meine Zukunft gesichert sind."

„Diese wenigen mit Wärme ausgesprochenen Worte überzeugten Herrn von Montalivet. „„Wir werden uns wiedersehen,"" sagte er mir, indem er mich verließ, „„wir werden noch ausführlicher mit einander zu sprechen haben."" Aber am nächsten oder darauf folgenden Tage trat er das Portefeuille des Innern an Herrn Thiers ab und mit dem letztern wurden nun die mit seinem Vorgänger angeknüpften Unterhandlungen fortgesetzt.

„Man hat, ohne sie zu kennen, viel von den Bedingungen gesprochen, die ich der Regierung gemacht haben soll. Hier sind sie:

„Ich stipulirte mit dem Minister des Innern, der sich für seine Collegen verbürgte, daß die Herzogin unter keinem Vorwand den Gerichten ausgeliefert und einem Urtheilsspruch unterworfen werde;

„Daß kein Legitimist verhaftet werde in Folge seiner mit mir gehabten Verbindungen und daß insbesondere Herr von Bourmont die Vendee und Frankreich verlassen könne, ohne beunruhigt zu werden;

„Endlich, daß, wenn ich bei meiner Unternehmung umkäme, mein Leichnam auf Staatskosten nach Paris geschafft und bei dem Grabe meiner Mutter beerdigt werden solle.

„Wirklich zeigte ich mich doch wohl, besonders nach meiner Unterhaltung mit Herrn von Montalivet, bescheiden; auch beeilte sich sein Nachfolger, meine dreifache Bedingung anzunehmem

„Für mein Leben fürchtend, wollte Herr Thiers mich zu Paris zurückhalten, von wo aus ich durch seinen Mittelsmann alles hätte dirigiren können. Dieser Vorschlag hatte für mich den doppelten Vortheil, mich den Gefahren zu entziehen, die in der Vendee meiner warteten, und in den Augen der Carlisten den Mann mit einem undurchdringlichen Schleier zu bedecken, der ihnen ihr Haupt raubte und so ihre Partei vernichtete. Gewöhnt, die Gefahr zu verachten und mit erhobenem Haupte zu gehen (?), rührte diese Betrachtung mich wenig; ich glaubte, daß die Verhaftung der Herzogin und die Erhaltung ihres Lebens gleich unerläßlich meine Gegenwart an Ort und Stelle erheische.

„Als Herr Thiers sah, daß mein Entschluß unerschütterlich war, so machte er mir zur Pflicht, mich den Wechselfällen der Reise nicht allein auszusetzen. *) Eines Morgens stellte er mir einen Mann vor, von welchem er sagte, daß er der Regierung Ludwig Philipps so ergeben sey, wie ich. Es war Herr Joly, von dem ich damals noch nicht wußte, daß er bei der Polizei angestellt sey. Er war es, der unter der Restauration den Mörder des Herzogs von Berry verhaftet hatte.

„Ich reiste allein von Paris ab, unter dem Namen Hyacinth von Gonzagues, mit einem vom Cardinal Bernetti unterzeichneten alten Paß. Zu Angers war der erste Mensch, den ich erblickte, Herr Joly; nach einer Unterhaltung von einigen Minuten stieg er in seine Post-Chaise und ich erwartete bis zum andern Morgen das Dampfboot, das mich nach Nantes brachte. So wie ich aus dem Schiffe trat, fand ich Herrn Joly wieder; er folgte mir, ohne ein Wort zu sprechen, nach dem Hôtel de France und da zog er mich bei Seite und kündigte mir an, daß ich an demselben Abend auf der Präfectur erwartet werde und forderte mich auf, ihm das Paquet einzuhändigen, das ich für die Herzogin bei mir hatte. Ich übergab es ihm; es enthielt sechs und zwanzig Briefe, die mehrsten, wie man mir sagte, von Carl X., von Mitgliedern seiner Familie, von mehreren fremden Fürsten und namentlich von dem Prinzen von Oranien, der der Herzogin in jeder Hinsicht die größte Bereitwilligkeit zeigte und sie ermahnte, muthig auszuharren, ihr versprechend, daß sich Antwerpen bis aufs Aeußerste vertheidigen würde.

„In Erwartung der Stunde des Rendez-vous auf der Präfectur machte ich der Madame P —, Verwandte des Banquiers, Herrn Jauge, an welche ich einige Commissionen hatte, meinen Besuch. Als sie hörte, daß ich Briefe für die Herzogin bei mir habe, so bot sie mir ihre Dienste an.

„Von ihr begab ich mich nun auf die Präfectur. Herr Maurice Duval hatte, vor meiner Ankunft, kaum die Zeit gehabt, gewisse Maaßregeln anzuordnen, die zum Erfolg des beabsichtigten Ereignisses unerläßlich waren; er hatte noch zwei oder drei Tage nöthig, während welcher die Umgegend zu besuchen er mir rieth. So reiste ich denn nach Paimböuf, einer kleinen Stadt, zehn bis zwölf Stunden von Nantes; aber von tausend Gedanken gedrängt, von der Ungeduld geplagt, von der Unthätigkeit ermüdet, konnte ich nur zwei Tage da bleiben und eilte von Neuem nach Nantes. Der Präfect hatte unterdessen eine Depesche des Ministers erhalten: sie meldete ihm, daß ich von einem General-Lieutenant, dem ich mich anzuvertrauen die Unklugheit gehabt hatte, verrathen worden sey und daß, in einer Tags vorher gehaltenen Versammlung, der carlistische Ausschuß zu Paris einmüthig beschlossen habe, mich ermorden zu lassen. „„Ein Mann,"" fügte Herr Thiers hinzu, „„von einer so uneigennützigen (?) Anhänglichkeit muß nicht das unnütze Opfer seiner Ausdauer und seines Patriotismus (?) werden.""" In Folge dessen befahl er dem Präfecten mich am Handeln zu verhindern; aber ich bestand so lebhaft darauf, daß Herr Maurice Duval mir die Freiheit ließ, meinen Plan zu verfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Herr Deutz scheint das wirklich für zärtliche Fürsorge genommen zu haben. Darüber muß man nicht blos lächeln, sondern sich selbst verwundern; denn es gehörte doch nur alltägliche Klugheit dazu, um zu sehen, daß man ihm einen Wächter mitgab, der ihn (an Ort und Stelle angekommen) nicht aus den Augen lassen durfte und mit hinlänglicher Gewalt versehen war, um sich, bei dem geringsten Versuch der Treulosigkeit und Desertion, augenblicklich seiner Person zu versichern. Anm. d. Red.

Snorre Sturlason
und
seine Beschreibung
der Entdeckungsreisen der Normannen nach Amerika im zehnten Jahrhundert.

Eine Vorlesung,

gehalten in dem literarisch-geselligen Vereine zu Stralsund,

von

Dr. Gottlieb Mohnike,
Consistorial- und Schul-Rath.

(Beschluß.)

Von Freydis, Eiriks Tochter, und ihrer Weinlandsfahrt und Unthaten.

Nun wurde vom Neuem viel Sprechens von Weinlandsfahrten, denn diese Fahrt däuchte gut, beides zu Reichthum und Ansehen. Denselben Sommer kam ein Schiff von Norwegen nach Grönland, wie Karlsefne von Weinland kam. Dieses Schiff steuerten zwei Brüder Helge und Finnboge, und waren den Winter auf Grönland. Beide Brüder waren Je-

Digitized by Google

länder von Geburt und aus Oksfjord. Nun ist damit zu beginnen, daß Freydis, Eiriks Tochter, sich von Garder aus auf die Reise machte und zu den Brüdern Helge und Finnboge fuhr, und diese bat, sie möchten mit ihrem Fahrzeuge nach Weinland fahren, und Alles, was sie da erhielten, sollten sie mit ihr zu gleichen Theilen haben. Diese sagten Ja dazu. Von da fuhr sie zu ihrem Bruder Leif und bat diesen, er möchte ihr das Haus geben, das er in Weinland hatte bauen lassen. Aber er antwortete ihr dasselbe; sagt: leihen wolle er ihr das Haus, aber geben nicht. So war die Abrede zwischen den Brüdern und Freydis: jeder solle dreißig streitbare Männer auf sein Schiff nehmen, ohne die Weiber. Aber Freydis bricht dieses gleich, und hatte fünf Mann mehr und versteckte sie, und wurden die Brüder es nicht ehr gewahr, als bis sie nach Weinland kamen. Nun stechen sie in See, und hatten auch das verabredet, daß sie zusammen segeln wollten, wenn es seyn könnte, und der Unterschied hierin war nur geringe. Aber die Brüder kamen doch etwas früher und hatten ihre Sachen nach Leifs Hause bringen lassen. Und als Freydis ans Land kommt, da laden auch sie und ihre Leute ihr Schiff aus und bringen ihre Sachen ins Haus. Da sagte Freydis: „Warum bringt ihr eure Sachen hier her?" — „Weil wir glaubten," sagten sie, „daß Alles, was zwischen uns verabredet ist, gehalten werden muß." „Mir lieh Leif das Haus," sagt sie, „und nicht euch." Da sagte Helge: „Uns Brüdern ziemt nicht hartnäckige Feindschaft mit dir." Sie trugen nun ihre Sachen aus und machten sich eine Bude und setzten die Bude etwas weiter ab vom Meer, dicht ans Gestade des See's, und richteten sich gut ein; Freydis aber ließ Holz fällen nach ihrem Schiffe hin. Nun fing es an zu wintern, und die Brüder sagten, man müsse zu Spielen greifen und sich die Zeit vertreiben. So geschah eine Zeitlang, bis daß sie einander überlästig wurden; und es kam Zwietracht zwischen sie und sie standen von den Spielen ab; und kein Verkehr fand Statt zwischen den Häusern, und so ging es fort, den Winter entlang. Es war eines Morgens zeitig, daß Freydis aufstund aus ihrem Bette und sich anzog, aber in ihre Schuhe fuhr sie nicht; das Wetter aber war so beschaffen, daß viel Thau gefallen war. Sie nahm den Mantel ihres Mannes und zog ihn an; sodann geht sie zu der Bude der Brüder und zur Thür. Aber ein Mann war kurz vorher herausgegangen, und hatte die Thür halb aufstehen lassen; sie stand eine Zeitlang hinter der Thür und schwieg. Finnboge aber lag zu innerst der Bude und wachte. Er sagte: „Was willst Du hier, Freydis?" Sie antwortet: „Ich will, daß Du aufstehest und mit mir gehest; und ich will mit Dir sprechen." So thut er. Sie gingen zu dem Balken, der unter der Hauswand lag und setzten sich da nieder. „Wie gefällt es Dir hier?" sagt sie. Er antwortet: „Gut gefällt mir das Land, wie es ist, aber schlecht gefällt mir der Zwist, der zwischen uns ist; denn ich sage, es ist kein Grund dazu vorhanden." „Da sagst Du, wie es ist," spricht sie, „und so bedäucht mir auch. Aber das ist mein Gewerbe, das mich hierher zu Dir führt; ich möchte euch Brüdern euer Schiff abkaufen; weil ihr ein größeres Schiff habt als ich, und ich möchte von hinnen fortfahren." „Das will ich geschehen lassen, wenn es Dir so gefällt." Hiermit trennen sie sich nun; sie geht nach Hause und Finnboge zu seinem Bette. Sie steigt hinauf in ihre Schlafstelle mit kalten Füßen, und ihr Mann Thorwald wacht hierüber auf, und frägt: woher sie so kalt und naß sey? Sie antwortet mit vieler Heftigkeit: „Ich war gegangen," sagt sie, „zu den Brüdern da, mit ihnen um das Schiff zu handeln, und ich wollte das größere Schiff kaufen: aber sie wurden so böse darüber, daß sie mich schlugen und mir übel mitspielten. Aber Du bist ein so elender Mann, daß Du weder meine noch Deine Schmach rächen und strafen willst; und ich will nun dazu greifen, daß ich fortgehe von Grönland, und ich will mich von Dir scheiden, falls Du dieses nicht rächest." Und nun konnte er ihr Schelten nicht länger aushalten und befahl seinen Leuten eiligst aufzustehen und zu ihren Waffen zu greifen. Und so thun sie, und ziehen schnell zu der Bude der beiden Brüder und gehen hinein, da sie schliefen, und griffen sie und banden sie und leiteten sie jeden, gebunden wie er war, heraus. Aber Freydis ließ einen jeglichen todt schlagen, so wie er herauskam. Nun waren die Männer alle erschlagen: aber die Weiber waren noch nach, und Keiner wollte sie tödten. Da sprach Freydis: „Gebt mir die Axt in die Hand!" So geschah. Hierauf schlägt sie die fünf Weiber todt, die da waren, und ging fort, wie sie todt waren. Nun gehen sie zu ihrer Bude zurück nach dieser schändlichen That; und Alle sahen nicht anders, als daß Freydis dafür hielt recht gethan zu haben; und sie sagte zu den Gefährten: „Wenn es uns gelingt nach Grönland zu kommen," sagt sie, „so soll es dem das Leben kosten, der von dieser Sache spricht. Wir müssen sagen, daß sie hier geblieben sind, da wir fortfuhren." Nun richten sie schnell das Schiff, das die Brüder gehabt hatten, im Frühjahr ein, mit all den Gütern, die diesen gehört hatten, und die das Schiff tragen konnte: stachen sodann in See und hatten gute Rückfahrt, und kommen zu Anfange des Sommers mit ihrem Schiffe in Eiriksfjord an. Nun war Karlsefne davor und hatte sein Schiff ganz fertig gemacht zur See und wartete auf Wind: und es ist allgemeine Rede, daß nie ein reicheres Schiff von Grönland abgegangen, als was er steuerte. Freydis zog nun zu ihrer Wohnung, die inzwischen unbeschädigt gestanden hatte: sie gab allen ihren Gefährten viel Hab' und Gut: denn sie wollte, daß ihre Unthat verborgen bliebe. Nun sitzt sie auf ihrem Hofe. Die Männer alle aber waren nicht so worthaltend, daß sie über ihre Unthaten und Schändlichkeiten schwiegen, und daß diese nicht zu Leifs, ihres Bruders, Ohren gekommen wären. Und ihm däuchte diese Sache gar zu schlecht. Da nahm Leif drei von Freydis Leuten und folterte sie, auszusagen, wie die ganze Sache sich verhalte und ihre Aussage war völlig einstimmig. „Nicht kann ich es über mich erhalten," sagt Leif, „meiner Schwester Freydis das anzuthun, was sie werth ist; aber das will ich ihnen prophezeien, daß ihre Nachkommen niemals gedeihen werden." Nun ging es so fort, daß Keiner anders glaubte, als sie müßten nur Böses hiefür erfahren.

Von Thorsinn Karlsefne und seiner Nachkommenschaft.

Nun ist davon zu sagen, daß Karlsefne sein Schiff fertig machte und aus dem Lande fortsegelte. Seine Fahrt ging gut, und er kam glücklich und wohlbehalten nach Norwegen, und saß den Winter über da und verkaufte seine Waare; und beide Eheleute hatten Ehre und Ansehen bei den ausgezeichnetsten Männern in Norwegen. Und im Frühjahr darauf rüstet er sein Schiff nach Island, und als es ganz ausgerüstet war, und sein Schiff an der Brücke auf Wind lauerte, da kam zu ihnen ein Südermann, aus Bremen in Sarland gebürtig; er handelt mit Karlsefne um seine Hausbesen. *) Ich will sie nicht verkaufen, sagt er. „Ich will die dafür eine halbe Mark Goldes geben," sagt der Südermann. Karlsefne däuchte es gut geboten; und sie handelten sodann. Der Südermann fuhr fort mit den Hausbesen; aber Karlsefne wußte nicht was für Holz es war. Und es war Mausor, **) aus Weinland gekommen. Nun geht

*) húsasnotra. Das Wort wird von den schwedischen und dänischen Herausgebern und Uebersetzern sehr verschieden gedeutet. Torfäus übersetzt es durch coronis Vinlandia antiqua p. 28. Nach Peringsköld und Ihre Glossarium Svio gothicum s. v. masur wäre es die Hauswaage, statera. In der großen copenhagener Ausgabe wird es dänisch durch Fric-Kost und lateinisch durch scopae, Kehrbesen, gegeben. Sollte der Kaufmann aus Bremen vielleicht deshalb so viel für die Besen geboten haben, weil er die Reiser des fremden Holzes zu pflanzen gedachte?

**) Andere Form für Masur.

Karlsefne unter Segel, und er kommt mit seinem Schiffe nördlich an Land im Skagafjord und sein Schiff blieb den Winter über daselbst aufgesetzt. *) Aber in Frühling kaufte er Glaumbär-Land, und bauete sich da ein Haus, und wohnte da so lange er lebte, und war der geehrteste Mann, und von ihm und seiner Ehefrau Gudrid sind sehr ausgezeichnete Männer und gute Nachkommenschaft entsprossen. Und als Karlsefne todt war, da wartete Gudrid des Hauses, und ihr Sohn Snorre, der in Weinland geboren war. Und als Snorre sich eine Frau genommen, da fuhr Gudrid auswärts und ging nach Süden, **) und kam wieder nach Hause zu ihrem Sohn Snorre, und er hatte da zu Glaumbá eine Kirche bauen lassen. Hierauf wurde Gudrid Nonne und Einsiedlerin und war da, so lange sie lebte. Snorre hatte einen Sohn, der Thorgeir hieß; er war der Vater Ingwelds, der Mutter Bischof Brands. Die Tochter Snorre Karlsefnesons hieß Halfrid: sie war die Mutter Runolfs, des Vaters von Bischof Thorlak. Ein zweiter Sohn Karlsefne's und Gudrids hieß Björn; er war der Vater Thorunns, der Mutter Bischof Björns. Ein groß Geschlecht ist von Karlsefne kommen und er ist Vater einer glänzenden Nachkommenschaft geworden. Und Karlsefne hat zuerst von Allen die Begebenheiten dieser Fahrten erzählt, wovon hier einiges gesagt worden ist.

So, meine Herren, schließt Snorre seine Erzählung von den Weinlandsfahrern. Die innere Wahrheit springt so klar in das Auge, daß, was für Zweifel auch gegen eine und die andern Einzelnheiten aufsteigen möchten, namentlich gegen die Weinstöcke und Weintrauben, welche man fand, diese innere Wahrheit seines Berichts dadurch doch nicht entkräftet wird. Daß es auf der Nordküste Neu-Foundlands war, wo unsere Entdecker, die aus Grönland kamen, landeten, ist wohl als ausgemacht anzunehmen; jede Karte der Insel zeiget namentlich den Landsee, aus welchem der Fluß, dessen erwähnt wird, ins Meer fließt. ***) Und wer weiß, ob das Klima Neu-Foundlands zur Zeit Leifs und Thorwalds und Karlsefnes nicht ein milderes war, als es war, da Cabot im Jahre 1497 die Insel wiederfand, und als es auch noch heute ist? Erfreuete doch Grönland sich damals eines milderen Himmels.

So ist auch eine innere Wahrheit in der Erzählung der Eyrbyggiasaga, deren ich schon oben gedacht habe. Sie handelt von Gudleif, Gudlaugs Sohn, aus Straumfjord auf Island, und fällt in die Zeit Olafs des Heiligen, also in das erste Viertheil des eilften Jahrhunderts. †) Gudleif wollte von Dyflin (Dublin) in Irland nach Island heimkehren. Ein starker Sturm kam aus Ost und Nordost, trieb das Schiff weit nach Südwest, so daß Keiner wußte, wo man war. Einen großen Theil des Sommers trieben sie auf dem westlichen Ocean umher, und die Mannschaft litt viel an Seekrankheit. Da werden sie ein Land gewahr, und steigen an das Land, um sich von den Mühen der langen Fahrt zu erholen. Aber schaarenweise kommen die Einwohner herbei, greifen und binden sie; sie redeten eine Sprache, welche sie, die Nordmänner, nicht verstanden, doch däuchte sie ihnen Aehnlichkeit zu haben mit der irischen. Die Einwohner stritten sich, wie es schien, darüber, ob sie die Fremden tödten oder zu Sclaven machen sollten. Da kommt ein Greis, von stattlicher Höhe und mit ehrwürdigem weißen Haupthaar, mit einem großen Gefolge und vorgetragener Fahne zum Ufer geritten. Alle empfangen ihn mit Ehrfurcht, und seiner Entscheidung wird das Schicksal der Fremdlinge anheimgestellt. Er fragt sie in der Dänzunge, das heißt, auf alt Norränisch, woher sie gekommen. Da er hört, daß viele von ihnen Isländer seyen, fragt er aus welchem Viertheile Islands sie stammen. Sie sagen aus Borgarfjord. Da erkundiget er sich nach der Lage und den Schicksalen der Angesehensten, und noch weiter gehend fragt er nach Snorre Gode (dem Vorsteher) nach dessen Schwester Thuride und ihrem Sohne Kjartan. Das Volk unterbricht ihn und fordert, es solle etwas Bestimmtes über das Schiff und die Fremdlinge entschieden werden. Da wählt er zwölf Männer aus und rathschlagt mit diesen. Nach einer ziemlichen Weile kehrt er zurück und sagt zu Gudleif: „Ich habe eure Sache vertreten bei den Einwohnern, und sie haben mir zugestanden über euch zu entscheiden; dahero verstatte ich euch wieder abzufahren. Aber wiewohl der Sommer fast zu Ende ist, so rathe und ermahne ich euch doch, sobald als möglich die Segel zu lösen, denn das Volk hier ist sehr unhandlich und es ist ihm nicht zu trauen; es ist schon böse darüber, daß seine Gesetze verletzt sind." Da sagte Gudleif: „Was soll ich im Vaterlande erzählen, welchem Manne wir unsere Freiheit verdanken?" Er antwortet: „Euch ist dies nicht Noth zu wissen; denn ich will nicht, daß meine Freunde und Verwandten aus Liebe zu mir hieher gelockt werden, damit sie nicht das Schicksal erfahren, das euch getroffen haben würde, wenn ich nicht dazwischen gekommen wäre. Ich aber bin schon des Alters, daß jede Stunde der Tod meiner harret; und wenn dieses sich auch noch sehr lange verzöge, so sind doch noch in der Ferne hier im Lande Mächtigere denn ich, welche die Fremden nicht in Frieden wieder heimfahren lassen." Er blieb hierauf bei ihnen, bis daß günstiger Wind kam. Als Gudleif abging, gab er ihm einen Goldring und ein Schwerdt, jenen, um ihn an Thuride, Snorre Godes Schwester, dieses, um es an Kjartan, ihren Sohn zu überbringen, der nach dem Tode seines Vaters auf dem Hofe Frode wohnte. Als Gudleif fragte, was er sagen sollte, von wem diese Geschenke kämen, antwortete er: von dem, welchem die Schwester des Vorstehers zu Helgafjäll lieber war als ihr Bruder es gewesen. Wenn jemand hieraus schließt, wer ich bin, so sollst Du meine Worte wiederholen, daß ich verbiete, daß irgend Einer hierher komme; denn das Land ist größtentheils unzugänglich, und das Volk ist überall feindselig gegen Fremde, welche landen, es müßte denn das Glück sie so führen, wie es euch geführt hat." Gudleif verließ den Hafen und kam noch denselben Herbst nach Dyflin, von wo er abgegangen war, und blieb den Winter daselbst. Gudleif ging im Frühjahr ab von Dyflin, kam in Island an und überbrachte die Sachen, und es wurde klar, daß der Mann kein anderer gewesen sey, als Björn Breitwikingekämpfer, ein geehrter Skald, der zuerst unter Palnatoke, darauf unter Stirbjörn von Schweden, und nach dessen Tode wieder unter Palnatoke gedient habe. Er liebte als Jüngling Thuriden, Snorre Godes Schwester; wurde deshalb von ihrem Bruder verfolgt, täuschte dessen listige Anschläge und wurde landflüchtig. Wohin das Schiff, auf welchem er absegelte, gekommen, erfuhr Keiner bis durch Gudleif kund wurde, wohin er gekommen; aber auf welche Weise dieses geschehen ist, hat Keiner erfahren. — Björns Landflucht wird in das Jahr 998 gesetzt.

Daß diese Erzählung wahr ist, erhellet aus jeder Zeile. Das Land, nach welchem Björn und späterhin Gudleif gekommen, haben Einige für eine der azorischen Inseln gehalten; Müller hält es für eine der westindischen Inseln; und dieses scheint auch mit dem Winde, der Gudleifs Schiff verschlug, am besten übereinzustimmen.

---

*) Man brachte die Schiffe den Winter über auf das Land.

**) Nach Rom.

***) Dahlmann S. 412, meynt, wahrscheinlich in Uebereinstimmung mit Wormstrold, das Land von der Labradorküste bis zur Hudsonsstraße.

†) Olaf der Heilige starb 1030.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1067. Hamburg. Sonnabend, den 11. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Ludwigs XVI. Flucht von Paris am 21. Juny 1791. (Beschluß.) . . . . . Seite 649
Zumala-Carregny. Aus der Correspondenz eines englischen Officiers. . . . . „ 651
Verhaftung der Herzogin von Berry. Von Simon Deutz. (Beschluß.). . . . . „ 652
Oudipore. . . . . „ 653
Mein Aufenthalt in Ostindien. Aus dem Tagebuche eines Officiers in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie. „ 655

Ludwigs XVI. Flucht von Paris am 21. Juny 1791.

(Aus dem Volont.)

(Beschluß.)

(R.)

Man wußte zu Clermont noch nichts von der Flucht des Königs, und aus der Aufforderung, welche der von Drouet gesandte Postillon gebracht hatte, ersah man nichts, ahnete man nichts. Inzwischen traf ein von dem Procureur-Syndicus nach Varennes abgesandter berittener Gensd'arme dort in dem Augenblicke ein, wo Ludwig XVI. schon erkannt und angehalten worden war, daher derselbe eiligst nach Clermont zurückritt, um diesen Vorfall zu berichten. Sofort brachen die Nationalgardisten dieser Stadt, obgleich in der Nacht, nach Varennes auf, mit Hinterlassung einer hinlänglichen Macht, um die Dragoner-Officiere im Auge zu behalten, die von der Menge beschuldigt wurden, Complicen der Flucht zu seyn.

Es war Mitternacht, und Varennes bot ein trauriges Schauspiel dar. Der Ton der Sturmglocke vermischte sich ohne Unterlaß mit dem Lärm des Generalmarsches, mit dem Getrommel der Nationalgardisten, welche aus den benachbarten Gemeinden eintrafen; aus dem Gedränge vor dem Hause des Herrn Sauce erscholl bald ein Angstgeschrei, aus Furcht, erdrückt zu werden, bald ein Anruf an den König, sich zu zeigen; und weiterhin wurden Wehr-Anstalten getroffen, Graben aufgeworfen, die Varennes das Ansehen eines verschanzten Lagers gaben. Trotz all diesem Treiben schmeichelte Ludwig XVI. sich noch, daß die Menge ihn an der Weiterreise nicht hindern würde, eine Hoffnung, in welcher ihn der oft wiederholte Ausruf: es lebe der König! bestärken mußte. Auch zeigte er sich dem Volke am Fenster, und sagte: „Ja, Freunde, ich bin „euer König; aber beweist mir nun auch eure Liebe dadurch, daß ihr „mich ungehindert reisen laßt. Es ist nicht mein Wille, euch ganz verlassen zu wollen, nein, ihr werdet mich wieder unter euch sehen, und „dann wollen wir meine Rückkunft gemeinschaftlich durch ein allgemeines „Fest feiern, zu welchem jeder unvermögende Einwohner der Stadt und „der Umgegend von mir einen Louisd'or erhalten soll."

Alle Umstehenden waren tief ergriffen, außer einem Pfahlschneider, Namens Girebel, welcher dem Fürsten keck erwiederte: Oh! oh! Sire, je nous y fiames, si va nulli vous ne revanrimes. (Wir trauen Ihnen nicht, Sire; wenn Sie einmal weg sind, werden Sie nicht wiederkommen.) Ludwig XVI. beachtete die insolente Antwort nicht und sagte noch, ehe er sich vom Fenster entfernte: „Freunde, ich bin euer „König, und ich hoffe, daß die Franzosen mir alle die Achtung erweisen „werden, die sie stets für mich gehabt haben und die ich auch zu ver„dienen glaube."

Herr von Gauglas, ein höherer Officier in der Armee des Herrn von Bouillé, ward bei dem Könige eingeführt und fragte ihn in Gegenwart des Herrn Roland, Major der Nationalgarde von Varennes, um seine Befehle. „Ein Wort, Sire," sagte er, „und Sie können reisen, wenn Sie wollen." — „„Ich wünsche nach Montmedy abzureisen,"" antwortete der Monarch, „„aber ich will nicht, daß man des Volkes Blut vergieße."" Ludwig XVI. wollte seine Abreise nicht mit Gewalt durchsetzen. Drouet achtete inzwischen auf Alles, um jeden Versuch zur Flucht zu vereiteln. Vergebens hatten der König, seine Gattin und seine Schwester den Dauphin gewissermaßen unter die Obhut des Herrn Sauce gestellt; vergebens hatte Ludwig XVI. diese Magistratsperson aufs dringlichste gebeten, ihm die Weiterreise zu gestatten, von welcher das Heil seiner Familie abhängig sey. Es stand nicht mehr in der Macht des Procureur-Syndicus. Das Einzige, was der königlichen Familie ihre Lage noch versüßte, waren die Aeußerungen von Anhänglichkeit, welche sie von den treuen Einwohnern erhielt, die das Auge der Aufpasser zu täuschen wußten, wozu ihnen die drei Gardisten behülflich waren, die in einem düstern Zimmer in der Mitte des ersten Stocks standen.

Was Ludwig XVI. in dieser traurigen Nacht vor allem am Herzen lag, war, diejenigen Papiere zu vernichten, wodurch andere Leute hätten compromittirt werden können; er verbrannte sie über einer Porzellanschüssel.

Ganz erschöpft, konnten der Dauphin und seine Schwester nicht einschlafen, weil die Tamboure der Dorfmilizen, die jeden Augenblick eintrafen, ein so heilloses Gerassel machten. Die Königin bat die Behörden, doch dies Lärm einstellen zu lassen; aber vergebens! Nur versicherten die Officiere, das Leben der königlichen Familie sey ungefährdet und sie würde auch keiner Kränkung bloßgestellt seyn.

Der eigenen Aufregung und des eigenen Schreiens überdrüssig, ward der große Haufe endlich weniger tumultuarisch. Darnach fiel aber ein Schuß, und die erlauchten Reisenden mußten fürchten, daß es unter den Fenstern des Hauses, in welchem sie sich befanden, zum Handgemenge käme. Es verhielt sich damit aber folgendermaßen: Der Oberst des ersten

Digitized by Google

Husaren-Regiments, Herr von Gauglas, erschien mit einigen Soldaten vor einem schmalen Gewölbe, und wollte sich durch die dort versammelte Menge Bahn brechen. Er erhob zu dem Ende seinen Stock, wie wenn er dazwischen schlagen wollte, erhielt aber sofort von dem ihm zunächst stehenden Major Roland einen Pistolenschuß. Er taumelte zur Seite, und man hielt ihn für getödtet; aber eine dicke Brieftasche hatte ihm das Leben gerettet und er flüchtete sich, so wie es tagte, in einen Laden, wo nur die Besitzerin gegenwärtig war, die ihn, als er ihr die Gefahr erklärt, in welcher er sich befand, zu verbergen versprach, bis er sich würde retten können. Zwei Tage hatte sie ihn schon auf dem Boden ihres Hauses beherbergt und heimlich mit Speise und Trank versehen, als ihr Mann dort zufällig etwas suchen wollte. Wie dieser aber das Individuum erblickte, das er für getödtet gehalten, glaubte er, es sey wieder aufgestanden, um Rache zu nehmen. Darüber verlor Roland — er war es, in dessen Haus der Zufall, oder wie man es sonst nennen will, den Oberstlieutenant geführt hatte — auf der Stelle den Verstand, und ist auch nie wieder zur Besinnung gekommen.

Gegen 6 Uhr Morgens traf Lafayette's Adjudant, Herr von Romeuf, zu Varennes ein und behändigte dem Könige das Decret der constituirenden Versammlung. Ludwig XVI. und seine erlauchte Gemahlin waren wie Recht indignirt über eine solche Gewaltthätigkeit. Die Gefangennehmung eines Königs und seiner Familie decretiren, war wahrlich wohl ein arges Attentat gegen die königliche Würde, gegen die Freiheit des Monarchen. Es wurde dem Monarchen abermals unter der Hand der Antrag gemacht, ihn durch Gewalt zu befreien; er weigerte sich dessen aber entschieden und überantwortete sich mit einer heldenmüthigen Ergebung denjenigen, die ihn verderben wollten.

Er hatte gesagt, daß er, weil seine Kinder der Ruhe bedürften, um 11 Uhr reisen wollte. Aber stand es noch in seiner Macht, Befehle zu ertheilen? Diejenigen, die ihn seit seiner Ankunft zu Varennes in Haft gehalten hatten, wollten eine solche Zögerung nicht zugeben, aus Furcht, die Truppen des Herrn von Bouillé möchten herbeikommen und den Versuch machen, die königliche Familie zu entführen; sie gaben deshalb heuchlerisch vor, die verlängerte Abwesenheit des Königs würde Paris in die furchtbarste Gährung bringen. Das war völlig hinreichend, den Fürsten zu einem früheren Aufbruch zu bewegen, und so bestiegen die unglücklichen Reisenden denn schon um 7 Uhr die Berline.

Varennes ward in Vertheidigungsstand gesetzt und die königlichen Wagen erhielten eine Bedeckung von mehreren tausend Landleuten jeglichen Geschlechts und Alters, theils zu Fuß, theils auf Ackergäulen, bis nach St. Menehould. Dies tragi-komische Gefolge ward unterweges noch durch solche Landleute vergrößert, die nicht hatten nach Varennes kommen können.

Während die königliche Familie so mitten in dichten Staubwolken und einer tumultuarischen Populace nach St. Menehould zog, trafen noch immer mehr Bauern zu Varennes ein, in der Meynung, dort noch den König vorzufinden. Ihrerseits schickten die Husaren dort sich an, zu ihrem Regiment zurückzukehren, da es zu Varennes nichts mehr für sie zu thun gab. Einige von ihnen hatten sich schon mit Sattel und Zeug auf dem Marktplatze eingefunden. So friedlich sie sich auch verhielten, waren sie dennoch einigen Bauern ein Dorn im Auge, und einer derselben, ein Schmidt, würde den Einen mit einer Heugabel erstochen haben, wenn er nicht durch einen Tischler daran verhindert worden wäre. Ein anderer Bauer schoß auf einen Husaren, der sein Pferd tränkte, sein Gewehr ab, doch streifte die Kugel diesen nur die Haut.

Während alles dieses zu Varennes vorging, traf dort auch eine Menge Nationalgardisten aus Verdun ein, welche zwei Kanonen hinter sich herschleppten. Sie wollten den Varennesern beistehen, wenn sie von regulairen Truppen angegriffen werden sollten. Ein überflüssiger Eifer, indem die Abreise Ludwigs XVI. jeden Versuch dieser Art zwecklos gemacht hatte. Auch rückte ein Cavallerie-Corps, das von Stenay und von Dun kam, und das unter dem Befehl des Herrn von Bouillé Sohn stand, nicht in Varennes ein, sondern suchte diese Stadt, die sich immer mehr mit Landmilizen füllte, zu umgehen, um die Straße von Sainte-Menehould zu gewinnen.

Als Ludwig XVI. in der eben genannten Stadt angekommen war, stieg er nicht, wie es gesagt worden ist, bei dem Postmeister Drouet ab, und dachte noch weniger daran, wie gemeine Pamphletisten es ihm nachgesagt haben, bei einer der Herrlichkeiten von St. Menehould des Leibes zu pflegen. Er fuhr direct nach dem Stadthause, wo die erlauchten Reisenden, ganz erschöpft, da sie seit zwei Tagen und zwei Nächten keiner Ruhe genossen hatten, ausstiegen. Bald fuhren sie wieder weiter, stets von einer gräulichen Escorte umgeben, unter welcher man eine Menge Leute bemerkte, die, weit entfernt, durch die Gegenwart des Königs und der Königin gezügelt zu seyn, die niederträchtigsten Reden ausstießen. Auch der Herr Graf von Dampierre, der neben dem Kutschfenster der Berline herritt, ward mit den gemeinsten Schimpfreden überhäuft, ließ sich das aber nicht anfechten, weil er um jeden Preis auf seinem Ehrenposten bleiben wollte. Als Ludwig XVI. sah, wie die Erbitterung gegen seinen getreuen Stallmeister durch dessen bewiesenen Gleichmuth nur größer und größer ward, da forderte er ihn auf, sich lieber zu entfernen. Herr von Dampierre bat aber inständig, den König nicht verlassen zu dürfen. Inzwischen ward ihm immer mehr mit Schimpfen und mit Drohen zugesetzt, und nun sagte sein gütiger Monarch zu ihm: „Entfernen Sie sich, „lieber Dampierre, jetzt gleich, ich befehle es Ihnen!"

Der Graf gehorchte, doch ritt er nur ein wenig voraus, um den Wagen seines erlauchten Gebieters noch einmal vorüberziehen zu sehen und diesen zu begrüßen. In dieser Absicht schoß er sein Pistol in die Luft ab, was sicher keine Provocation seyn sollte. Aber kaum war dieses geschehen, so fielen mehrere Gewehrschüsse, und Herr von Dampierre stürzte, von vielen Kugeln getroffen, vom Pferde. Aber damit war die Wuth der Kannibalen noch nicht gestillt: sie zerhackten die Leiche ihres Opfers und vertheilten dessen blutige Fetzen unter sich wie Siegeszeichen. Einige wühlten selbst in den noch zuckenden Eingeweiden herum, um die Uhr herauszuholen, welche durch die Gewalt der Kugeln in den Leib geschlagen worden war. Furchtbar merkwürdig ist, daß die drei Haupturheber dieser Schandthat Leute waren, welche Herr von Dampierre früher mit Güte überhäuft hatte. Den peinlichsten Eindruck machte dies Ereigniß auf die königliche Familie, die nun mit jedem Schritte auf Aehnliches gefaßt seyn mußte.

Am Abend trafen die Wagen zu Chalons ein; es war dieses die erste Nacht, welche die erlauchten Reisenden in Betten ruhen konnten. Der königlichen Familie ergeben, bewiesen der Maire und die Municipal-Beamten ihr die zarteste Aufmerksamkeit: sie ward im Stadthause empfangen. Da es hier eine Kapelle gab, so äußerte der König, der in seiner Lage nur in der Religion Tröstung finden konnte, den Wunsch, am 25sten des Morgens die Messe zu hören. Der Maire that auch alles mögliche, um es zu bewerkstelligen, daß Ludwig XVI., der von den Strapazen äußerst erschöpft war, erst am 25sten weiter reisen sollte; doch schalt ein tumultuarischer Haufe, der des Nachts aus den Spinnereien von Rheims fortgelaufen war, dies Verfahren kraftfällig und erhob einen so argen Lärm, daß der König sich von den Füßen des Altars losreißen und wieder den Wagen besteigen mußte, der bis Epernay von einer Rotte wüthender Unholde begleitet wurde.

Digitized by Google

Unfern dieser Stadt gesellten sich die Deputirten Barnave, Pethion und Latour-Maubourg zu den erlauchten Reisenden und beschlossen, sich zu ihnen in ihre Wagen zu setzen, damit ihr Leben nicht gefährdet sey. Herr von Latour-Maubourg setzte sich in den zweiten Wagen zur Frau von Tourzel, die Herren Pethion und Barnave in die Berline des Königs. „Pethion, ein Mann ohne Bildung und ohne Seelengröße," sagt die Frau von Stael, „sah den Gram der rührendsten Opfer an, ohne davon ergriffen zu seyn; Barnave aber fühlte ein ehrerbietiges Mitleiden." Auch empfand die Königin, welche, verschleiert, erst an der Unterhaltung keinen Theil genommen, zuletzt gleich dem Könige einige Erleichterung darin, ihn anzuhören.

Am 25. Juny des Morgens hielten der König und dessen Familie durch die Barriere Etoile ihren Trauer-Einzug in Paris: Ludwigs XVI. Kleidung, so auch die der Königin, war ganz bestäubt; die beiden Kinder schauten verwunderungsvoll auf das Volk, welches Angesichts seiner gedemüthigten Gebieter den Herrn spielte. Niemand wagte es, vor diesen gekrönten Häuptern den Hut zu ziehen; niemand wagte es, einen Ausruf erschallen zu lassen, denn die Revolutionnaire besorgten unstreitig, daß selbst einem drohenden Ausrufe ein Vivat! folgen könnte. Madame Elisabeth erschien inmitten der erlauchten Familie wie eine Verklärte, die mit der Erde nichts mehr zu schaffen hat. Die drei Leibgardisten auf dem Außensitz der Berline waren jeden Augenblick in Gefahr, ermordet zu werden. „So kehrte," sagt ebenfalls die Frau von Stael, „der König in den Pallast seiner Väter zurück. Ach! welch eine traurige Vorbedeutung, und wie ist sie in Erfüllung gegangen!"

Zumala-Carreguy.

Aus der

Correspondenz eines englischen Officiers.

(N.)

Die Straße von Villareal nach Villafranca ist schön und malerisch. Eine halbe Stunde von letzterer Stadt standen die Vorposten des Zumala-Carreguy und man stieß alle Viertelmeile auf Pikets von 20 Mann. Unter den Vorposten war ein Braver, dessen ganzes Kinn ein dichtverwachsener Bart bedeckte und der ein rothes Tuch um den Kopf gebunden trug; er hatte ein höchst martialisches Ansehen. Ich besuchte auch den Geburtsort Zumala-Carreguy's, Ormaizsegny. Man hat keinen Begriff von dem Enthusiasmus, womit die Einwohner von diesem Helden sprechen; sie zeigten mir sein väterliches Erbe, eine einfache und saubere Wohnung, und die alte Frau, welche den, der nun ein so ausgezeichneter Mann geworden, als Kind auf den Armen getragen hat, steht im ganzen Dorfe in hohen Ehren. Ormaizsegny ist ein hübsches Dorf, fünf Meilen von Villafranca belegen.

Der General en chef hatte sein Hauptquartier über das Dorf Bessam hinaus, eine Meile von Villafranca. Ich hatte Mühe, die Anhöhe zu erklimmen, wo der Obergeneral campirte; er hatte dort eine kleine Batterie angelegt, die aus einer Haubitze und aus einer achtpfündigen Kanone bestand. Der General saß eben bei Tisch, ließ uns aber gleich eintreten, so wie wir ihm gemeldet worden waren. Um einen ovalen Tisch herum saßen der General en chef und sechs seiner vornehmsten Officiere auf Pulverfässern. Bei unserm Eintreten erhoben sich alle von ihren Sitzen und luden uns ein, ihr Mahl zu theilen. Als wir dankten, verließ einer der Adjudanten die Tafel, um uns in die Batterie zu führen. Diese lag unmittelbar über der befestigten Kaserne von Villafranca, auf welche der Achtpfünder gerichtet war, der nie sein Ziel verfehlte, während die Haubitze Granaten in die Stadt warf, welche während der wenigen Augenblicke, die ich an diesem gefährlichen Orte weilte, an drei Stellen zündeten. Unterdessen wurden zu Villafranca die Sturmglocken als Warnungszeichen für die Einwohner angezogen.

Während ich die Richtung der Schüsse untersuchte, kam auch der General, der abgespeiset hatte, in die Batterie, und ich konnte ihn hier besser sehen als in der düstern Hirtenhütte. Zumala-Carreguy kann etwa 45 Jahre alt seyn; seine Züge sind männlich und wohlmarkirt; er hat eine Adlernase und wenig Bart, aber sein dicker Schnauzbart hängt ihm zu beiden Seiten der Mundwinkel herab; aus seinen braunen Augen sprühen Blitze; sein Gesicht ist von der Sonne verbrannt. Er hat etwas mehr als mittlere Größe; sein Blick ist lebhaft, und es entgeht ihm nichts. Er trägt über der Schulter ein Fernrohr, das ihm, wie man sagt, von dem Obersten Gurwood geschenkt worden ist; es ist dasselbe, dessen sich Wellington während des Krieges auf der Halbinsel bedient hat. An der Seite trägt er einen langen, aber ganz einfachen Degen.

Zumala-Carreguy spricht sehr geläufig; er machte mich auf mehrere schwache Puncte in den Festungswerken von Villafranca aufmerksam und setzte hinzu: Binnen wenig Tagen ist es mein.

Im Treffen ist er bei weitem nicht so gemüthlich, als ich ihn gesehen habe; er ist dann in sich gekehrt und spricht mit niemand. Er hatte immer sein Fernrohr auf die Stadt gerichtet; jeden Augenblick ward ihm irgend ein neuer Umstand gemeldet, und er gab dann Ordre, das Feuer auf diesen oder auf jenen Punct zu richten. Die Kugeln prasselten um uns her und schlugen selbst von allen Seiten durch die Hütte, in welcher ich eine Zufluchtsstätte gesucht hatte.

Der Staab des Generals en chef besteht aus Landleuten, in die er ein unbegränztes Vertrauen setzt, und im Treffen hat er immer ein Dutzend seiner tapfern und getreuen Landsleute um sich: sie sind seine Adjudanten, die seine Befehle überbringen und ihm Kunde von den Manoeuvern des Feindes geben. Er ist stets der letzte, der sich zur Ruhe begiebt und wieder der Erste auf dem Platze. Des Abends läßt er alle Landleute vor sich kommen. Niemand weiß im voraus, was er im Schilde führt, so daß oft der Unterbefehlshaber in dem Augenblicke, wo die Tambours schon zum Angriff trommeln, erst fragen muß: wohin? Mehr als einmal ist es geschehen, daß der Soldat, wenn er nach einem sechsstündigen Marsche bivouakiren zu können glaubte, den Befehl zum Angriff des Feindes erhielt, der unfern von ihm an dem Abhange eines Berges campirte. Im Handgemenge ist Zumala-Carreguy furchtbar: er stürzt sich mitten in die größten Gefahren und man kann es ihm mit Recht zum Vorwurf machen, daß er sein so theures Leben zu sehr bloßstellt. *) Er hält auf die strengste Mannszucht im Lager. Es darf dort nichts ohne sein Vorwissen geschehen; sehr streng bestraft er jede Nachlässigkeit der Soldaten im Reinhalten ihrer Waffen, und Excesse, die sie zufällig in den Dörfern begehen. Niemand in seiner Armee, Officier oder Soldat, darf mehr als zwei Hemden bei sich führen. Die Officiere unter Capitainsrang dürfen kein Pferd halten, und der Obergeneral selbst geht oft zu Fuße, um seine Soldaten bei forcirten Märschen anzuspornen.

*) Leider hat der tapfere Held diese seine edle Unart mit dem Leben bezahlen müssen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Verhaftung der Herzogin von Berry.

Von

Simon Deutz.

(Beschluß.)

(2.)

„Eine der sichersten Mittelspersonen zwischen der Herzogin und ihrem Agenten war der Abbé A. . ., Pfarrer von St. Peter. Ich wendete mich an ihn, aber er empfing mich sehr schlecht, behandelte mich als einen Abgesandten der Regierung und vergaß sich bis zu den empfindlichsten Beleidigungen. Ich glaubte einen Augenblick, daß Herr Thiers wohl unterrichtet und ich wirklich verrathen sey; aber ohne die Fassung zu verlieren bot ich dem Sturme die Stirn: ich setzte der Hitze kaltes Blut entgegen, den Beleidigungen Gründe, mit etwas Ironie vermischt, und wenn meine Bemühungen in fünf Viertelstunden ihn nicht ganz zurückbringen konnten, so ließ ich ihn mindestens in Zweifel und Ungewißheit; und mehr wollte ich nicht. Madame P. . ., zu welcher ich von hier aus ging, empfing mich fast nicht besser; inzwischen willigte sie doch ein, meine Briefe zu übernehmen und Frau von la Ferronaye zu bitten, sie an die Herzogin gelangen zu lassen; aber Frau von la Ferronaye weigerte sich. Woher kam dieses Mißtrauen und diese ungewohnte Vorsicht? Ein neuerer Brief aus Paris hatte die Herzogin benachrichtigt, daß ein junger Mensch von 35 Jahren, Secretair einer legitimistischen Notabilität, sich an die Regierung verkauft habe und im Begriffe sey, in die Vendee abzureisen. Dieser Wink, den die Herzogin ihren Freunden mitgetheilt, hatte ihren Verdacht geweckt und ihre Wachsamkeit verdoppelt. Als ich erschien, wurde ich für den treulosen Secretair genommen.

„Nach allen diesen Hindernissen schien es mir so schwierig, bis zu der Herzogin gelangen zu können, deren Gegenwart zu Nantes ich noch nicht wußte, daß ich mich entschloß, wieder nach Paris vorläufig zurückzukehren. Herr Mauriee Duval billigte meinen Entschluß und schon war mein Paß unterzeichnet, als ich, einige Stunden vor meiner Abreise, vor dem Hôtel de France auf und abgehend, von einer Dame angeredet wurde, die mir, ohne sich aufzuhalten, sagte: „Ich glaube, daß Sie es sind, den ich suche; sind Sie nicht Herr von Gonzagues? — Ja, nun? — Gott sey Dank! Madame P. . . erwartet Sie mit Ungeduld; gehen Sie auf der Stelle zu ihr.

„Einige Minuten nachher war ich bei Madame P. . . Sie entschuldigte sich zuvörderst wegen ihres Mißgriffs und zeigte mir dann einen Brief von Frau von la Ferronaye, in welchem letztere ihr sagte, daß sie trostlos über die Aufnahme sey, die ich von der carlistischen Partei erfahren und daß, nach denen ihr zugekommenen Berichten, die Herzogin mich anerkannt und den Wunsch geäußert habe, mich zu sehen. Diesmal weigerte sich Frau von la Ferronaye nicht mehr, die Besorgung meiner Correspondenz zu übernehmen. Sie stellte sie unverzüglich der Herzogin zu und diese sendete mir unmittelbar ein Billet von ihrer Hand: es war die Anzeige einer Audienz für den Mittwochen, den 28. October, um 6 Uhr Abends. „Ein Mann, welchem Sie sich anvertrauen können," fügte sie hinzu, „wird kommen, Sie zu dieser Stunde abzuholen und Ihnen als Führer zu mir dienen."

„Ich kam mit den Herren Mauriee Duval und Joly überein; es wurde zwischen uns verabredet, daß der letztere, mit einigen nicht weit von meinem Hôtel postirten Polizei-Agenten, in geringer Entfernung mir folgen sollte, doch ohne mich aus den Augen zu verlieren und daß sechshundert Mann, in der Caserne-consigniert, Gewehr im Arm, sich bereit halten würden, auf das erste Signal zu marschiren. Nach diesen getroffenen Maaßregeln erwartete ich den 28sten.

„Um 7 Uhr kam ein trunkener Mensch (es war Herr Duguigny, der eben das Gefängniß verlassen hatte, wohin er, als der Chouannerie angeklagt, gebracht worden war) und suchte mich auf; er gab mir den Arm und ich ließ mich führen; nach einem kurzen Weg kamen wir an. Ich gewahrte zuvörderst den Grafen von Mesnard, bei welchem ich nach der Herzogin fragte: sie hörte mich, denn augenblicklich trat sie hinter einem Verschlag hervor, mit den Worten: „Da bin ich, mein lieber Deutz." Bei diesen mit Wohlwollen ausgesprochenen Worten wurde mir schlimm, meine Augen verfinsterten sich und ich war der Ohnmacht nah; da brachte mir die Herzogin, mit der ihr eigenthümlichen natürlichen Güte, selbst einen Stuhl mit den Worten: „Erholen Sie sich, mein Freund."

„Dieser Ton, dieser Ausdruck, diese Zuvorkommenheit gingen mir zu Herzen und besiegten mich einen Augenblick, indem Zweifel über die Nothwendigkeit ihrer Verhaftung bei mir aufstiegen. Aber im Laufe der Unterhaltung, welche drei Stunden dauerte, erinnerte mich einer der Mitsprechenden, indem er die Ungeschicklichkeit hatte, mir von Neuem die Plane der Partei aufzudecken, daran, daß die Eroberung der Krone für Heinrich V. nur durch Bürgerkrieg und Hülfe des Auslandes möglich sey; und nachdem nun die Herzogin ihrerseits gesagt, daß sie die Vendee nur gezwungen verlassen würde und daß sie auf einen allgemeinen Aufstand bei Eröffnung der Kammer rechne, so vergaß ich die leidende und unglückliche Frau und sah nur die Fürstin, Feindin des Landes, die die Bürger zu den Waffen trieb und die Invasion herbeirief; ich fand meine ganze Entschlossenheit wieder und die Herzogin wäre zur Stunde verhaftet worden, wenn Herr Joly, in der Dunkelheit einer kalten und regnigten Nacht, nicht meine Spur verloren hatte. *)

„Das Conseil der Minister versammelte sich fast jeden Abend, Nachrichten von Nantes mit Aengstlichkeit erwartend. Folgende Zeilen schrieb ich voreilig für dasselbe am 28. October um 10 Uhr nieder:

„„Ich komme eben von der Herzogin. Gleich nach dem Eintritte bei derselben, als sie zum erstenmale mich anredete, fühlte ich mich krankhaft angegriffen. Die Stimme einer Frau hat immer viel Gewalt über mich gehabt; und die Frau, die vor mir stand, war unglücklich. — Erst als man von Neuem die Plane des Bürgerkrieges und die Hoffnung auf die Hülfe ausländischer Armee'n vor mir entwickelte, bin ich ganz meiner wieder Herr geworden. ꝛc."

„Dieses Billet wurde an demselben Abend einem Courier eingehändigt, der ohne Aufenthalt nach Paris eilte. **)

„Der Nichterfolg dieses ersten Versuchs entmuthigte mich nicht. Nach vielem Hin- und Herreden, vielen gegebenen und wieder zurückgenommenen Versprechungen ließ die Herzogin mir endlich sagen, daß sie mich am 6. November den ganzen Tag bis um 10 Uhr Abends bei den Damen Duguigny zu sehen bereit sey.

„Ich beeilte mich, die Herren Duval und Joly davon zu unterrichten. Wir beschlossen, daß die ganze Garnison unter die Waffen treten solle und daß, um keinen Verdacht zu erwecken, man den commandirenden General bitten wolle, für den 6. November eine große Musterung an-

*) Wenn die Herzogin eingewilligt hätte, die Vendee zu verlassen, so würde ich mich beeifert und beeilt haben, ehe die Mittel dazu zu erleichtern. In dieser Absicht nahm ich mir die Freiheit, ihr zu sagen: „Madame, warum beharren Sie darauf, in Frankreich zu bleiben; könnten Sie es nicht verlassen? — — Nein, nein," rief sie mit Laune aus, „ich bin einmal hier und will hier bleiben; ich will Frankreich nur todt oder als Regentin verlassen."

**) Wenn dieser Courier nicht wichtigere Depeschen zu bestellen hatte, so verlohnte es sich wegen dieses idyllischen und nichts sagenden Briefes wahrlich der Mühe nicht, daß ein Courier abging, geschweige daß er eile (qui partit à franc étrier pour Paris.) Anm. d. Red.

Digitized by Google

zuordnen, sie bis um 5 Uhr zu verlängern, dann die Truppen in ihre Casernen zurückkehren zu lassen und sie da zu consigniren.

„Bevor ich mich zur Herzogin begab, ging ich zu Madame P. . ., welche von Herrn Jauge zwei Briefe unter Einschluß erhalten hatte, mit der Inschrift: Geben Sie die hier eingeschlossenen Briefe unserm Freund. Nicht wissend, ob diese Briefe an die Herzogin oder an mich waren, stellte Madame P. . . mir sie zu und forderte mich auf, sie zu lesen. Ich brach einen davon auf; da ich aber weder die Hand noch die Unterschrift kannte, so setzte ich voraus, daß sie an die Herzogin seyen. Ich sprach davon mit dem Grafen von Bourmont, den ich am 5ten Abends sah, und bat ihn, sie zu übergeben, aber er bat mich, sie zu behalten und sie der Herzogin am folgenden Tage in der Audienz selbst einzuhändigen.

Am 6ten Nachmittags um 4½ Uhr war ich bei der Fürstin. Indem ich ihr beide Briefe übergab, deren einer entsiegelt war, entschuldigte ich meine Indiscretion. Sie unterbrach mich auf eine verbindliche Weise und sagte: „„Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen; ich will diesen Brief in Ihrer Gegenwart lesen.““ Zu gleicher Zeit ließ sie, mit Hülfe der dazu in Bereitschaft gehaltenen Mittel, die mit sympathetischer Tinte geschriebenen Zeilen hervortreten. Eins dieser Missive war von Herrn B. . ., der ihr über eine Unterhandlung in Spanien Bericht erstattete, das andere von Herrn Jauge, der sie warnte, auf ihrer Huth zu seyn, „weil er aus sicherer Quelle wisse, daß ein Mensch, der ihr ganzes Zutrauen besäße, sie verrathen und an Herrn Thiers für eine Million verkauft habe.“ Die Herzogin warf sorglos diesen Brief auf einen Tisch, wo er eine Stunde später gefunden und in Beschlag genommen wurde, und sagte, mich lächelnd anblickend: „Sie haben gehört, Herr Deutz, sind Sie es vielleicht?“ Und ich antwortete ihr in demselben Tone: „Das ist wohl möglich.“ Diese zweite Audienz dauerte etwa eine Stunde und als ich die Herzogin verließ, sagte sie mir: „Leben Sie wohl, Herr Baron, kehren Sie auf Ihren Posten zurück und vergessen Sie nicht, daß der erste an der Scheldе abgefeuerte Kanonenschuß das Signal unsers Triumphes in Frankreich seyn wird.“

„Kurz nachher, nachdem mich die Herzogin entlassen, wurde das Haus der Duguigny von den Truppen eingeschlossen, in jedem Sinne von den Polizei-Agenten durchsucht und die Herzogin mit den Herren von Mesnard und Guibourg und Fräulein Stylie von Kersabiec hinter einem Kamin verborgen gefunden, wo sie sechszehn Stunden zu bleiben den Muth gehabt hatten.

„Ich erwartete die Verhaftung der Herzogin nicht; meine Gegenwart zu Nantes war jetzt überflüssig und meine Mission beendigt. Ich warf mich in eine Postchaise und eilte nach Paris. Doch bat ich, vor meiner Abreise von Nantes, den Präfecten noch um eine Gunst, die einzige, die ich je von einem öffentlichen Beamten gefordert, nämlich, daß er den Grafen von Bourmont weder verhaften lassen, noch selbst beunruhigen solle. Herr Maurice Duval gab mir hierauf sein Wort und fügte hinzu: „Mein Auftrag ist, die Vendee zu pacificiren und nicht Opfer daselbst zu machen; nach Verhaftung der Herzogin ist mein Beruf erfüllt.“ Diese Antwort war in vollkommener Uebereinstimmung mit den Instructionen, die Herr Duval vom Minister des Innern erhalten hatte. „Schonen Sie das Blut,“ hatte ihm Herr Thiers in meiner Gegenwart gesagt, indem er ihn zum Nachfolger des Herrn Saint-Aignan ernannte, und vergessen Sie nicht, daß Sie in beiden Lagern Franzosen finden werden. Versäumen Sie nichts, die Herzogin zu verhaften, aber wachen Sie über ihr Leben, lassen Sie lieber sich selbst tödten, als daß Sie sie gefährden.“

„Das Wort des Herrn Duval war für mich die beste Bürgschaft; ich entfernte mich ruhig über die Freiheit des Herrn von Bourmont und ich erfuhr bald, daß er mit allen gleich ihm compromittirten Legitimisten die Vendee und Frankreich hatte verlassen können. Die Polizei ließ sie da suchen, wo sie wohl wußte, daß sie nicht waren. — So endigte das Drama von Nantes.“

Oudipore.

(Aus dem Asiatic-Journal.)

(L.)

Wenn die Central-Regionen von Indien zur Zeit des Doctors Johnson bekannt gewesen wären, so könnte man glauben, daß der Verfasser von Rasselas die Idee seines glücklichen Thales aus der Beschreibung eines der interessantesten Districte von Rajput geschöpft habe.

Die Stadt Oudipore, Hauptort des Fürstenthums, erhebt sich mitten in einer reichen Landschaft, welche ein Amphitheater von Felsen von allen Seiten umschließt. Sie bilden um dieselbe eine undurchdringliche Barriere, wo, auf einem einzigen Puncte, sich ein so enges und krummes Defilé öffnet, daß nicht zwei Wagen neben einander durchfahren können. Darüber hinaus ist das Land unfruchtbar und öde. Dann, wenn der Reisende sich in dem Gebirge befindet, geht er zwischen zwei Wänden von Stein, deren Gipfel sich himmelan erhebt. Nichts zieht seine Blicke an, nichts zerstreut sie. Plötzlich, wenn die Schlucht sich wendet, wird er durch eine unerwartete Aussicht überrascht. Zur Rechten liegt ein See, dessen silberner Spiegel aus dem Grün heraustritt, wie eine Blume aus dem Gebüsch, wo die üppigste Vegetation prangt. Kleine Städte und Dörfer, hier und da im Thale zerstreut, verschönern es durch ihre lachenden Gebäude. Ueberall Ueberfluß und überall Leben. Dann führt die Straße einige Zeit über kleine Hügel und läuft endlich an den Thoren der Hauptstadt aus, welche den Reisenden zuzulächeln scheint, die ihre Wunder anstaunen wollen.

Oudipore wird noch von einem zweiten Wasserbecken benetzt, das ein wenig kleiner als das erstere, aber nicht minder frisch und nicht minder reizend ist. Darin spiegelt sich die Stadt, stolz und coquet, mit der ganzen Pracht ihrer orientalischen Bauart, mit ihren Pagoden, ihren Minarets und ihren Thürmen vom reinsten Marmor, welche in der Sonne glänzen, wie in der Luft schwebende riesige Perlen. Der Pallast des Rana, gleichfalls von Marmor, liegt auf der Höhe. Man könnte ihn eher für eine befestigte Citadelle als für eine königliche Residenz halten. Seine Zeichnung im Allgemeinen ist schwerfällig, ob sie gleich schöne Details darbietet. Immer ist aber der Anblick des Ganzen imponirend. Unmittelbar unter den natürlichen Terrassen, auf deren Gipfel er gebauet ist, ruht der See, der ausdrücklich dazu geschaffen zu seyn scheint, um der Königin der Feen und der Genien zum Aufenthalte zu dienen. Grünende Inseln steigen aus seinem Schooße empor, wie eben so viele Knospen von Smaragd. Jede trägt einen Pavillon von Marmor, à jour ausgehauen mit seltener Eleganz und einer unendlichen Zartheit. Ihre graziösen Formen treten aus den Massen von Laubwerk der verschiedensten Tinten auf eine reizende Weise hervor und in einer höhern Region schweben die majestätischen Dome des Palmbaums, welche die Landschaft krönen. Die Malerei und die Dichtkunst können den glänzenden Luxus dieses magischen Tableau's nicht erreichen. Alles wirkt dazu mit. Die Vögel, die Insecten, die Blumen sind in diesem Lande von einem Farbenglanz, der unvergleichlich ist. Die Felsen selbst scheinen ausgehauen in einer kostbaren Masse. Es ist ein blendendes und glattes Quarz, das, unter den Son-

Digitized by Google

nenstrahlen der Tropen, von einem Glanze schimmert, welchen das menschliche Auge kaum ertragen kann.

Aber die Schönheit von Oudipore ist nur auf der Oberfläche. Das Glück bewohnt dieses Thal nicht, das doch für einen solchen Gast so ganz geschaffen zu seyn scheint. Trotz der Befestigungen, womit die Natur es umschlossen, ist es doch mehr als einmal der Raub von Eroberern geworden. Unterdrückt seit Jahrhunderten seufzt seine Bevölkerung im Elend. Uebrigens hat es kein besseres Schicksal zu hoffen, so lange die Engländer nicht an seinen Tyrannen Gerechtigkeit geübt haben werden.

Der Völkerstamm von Oudipore, oder Mewar, ist der älteste von allen Raçen Hindostans. Er rühmt sich, in gerader Linie von der Sonne abzustammen. Der Kampf, den dieses Volk gegen die mahomedanischen Eroberer bestanden, war lang und hartnäckig. Während seiner ganzen Dauer zeigte es sich des hohen Rufes von Tapferkeit würdig, den seine Vorfahren ihm hinterlassen. Es giebt gewiß nichts in den europäischen Traditionen, was der Idee, die wir uns von einer Epoche heroischen und romantischen Ritterthums machen können, besser entspräche, als die Berichte der Chroniken von Chitore, Name der alten Hauptstadt. Als Chitore in die Hände seiner Sieger fiel, fanden sie fast keine andern Bewohner als Leichname. Die Männer lagen todt auf den Wällen der Stadt und die Frauen hatten sich lieber in die Flammen gestürzt, als Sclavinnen fremder Herren zu werden.

Man zeigt noch eine Höhle, worein die Prinzessin Pudmani sich mit 13,000 Frauen bei der Annäherung Alla-o-Deens einschloß. Ein unermeßlicher Vorrath von Brennmaterial war im Voraus aufgehäuft worden. Nachdem die Höhle verschlossen worden war, steckte man diesen in Brand und diese treuen Patriotinnen erstickten und kamen alle in dieser Riesenhöhle um. Seit dieser Unglücks-Epoche hat niemand die geweihte Höhle betreten. Die Volkssage ist, daß sie von bösen Geistern bewacht werde, die den Sterblichen den Zutritt wehren. Aber diejenigen, welche diese abergläubische Furcht nicht hindern würde, werden weit wirksamer durch die erlangte Ueberzeugung und Gewißheit abgehalten, daß diese Felsenhöhlen jetzt die Wohnung unzähliger Schlangen sind. Die neueren Zeiten bieten wenig Gelegenheit zu Thaten dar, die die irrende Ritterschaft versuchen könnten, wie unsere Väter deren gekannt haben sollen; zu Oudipore aber würde sie eine ihrer würdige Unternehmung finden, denn es würden da nicht bloß Schlangen zu bekämpfen, eine finstere Höhle zu untersuchen seyn, sondern die Belohnung dieser mühsamen Arbeiten würde auch sofort nachfolgen. Denn ist es nicht wahrscheinlich, daß diese großen Damen, wovon die Legende uns erzählt, die Paläste der Hauptstadt wohl nicht verlassen haben werden, ohne ihren Schmuck und ihre kostbarsten Sachen mitzunehmen?

Man kann in der schönen Geschichte des Rajast'han, die der Oberste Tod herausgegeben, noch andere Beispiele von erhabenem Heroismus lesen. Das macht, weil die Rajputs-Frauen sich in einer weit vortheilhaftern Lage befinden, als die übrigen ihres Geschlechts in Hindostan. Neuerlich haben sie die bei diesen Völkern durch die Mahomedaner eingeführten Gewohnheiten angenommen und vermeiden folglich die Blicke der Männer sorgfältig. Trotz dem, wenn sie auch keinen größern Einfluß als die andern hindustschen Frauen ausüben, so steht ihnen doch mindestens frei, diesen Einfluß mit einer Oeffentlichkeit zu bekunden, die anderwärts eine Bevölkerung empören würde, welche den alten Vorurtheilen treuer wäre. Es giebt rajputische Prinzessinnen, die offen als Regentinnen geherrscht haben. Einige haben selbst nicht ruhmlose Namen hinterlassen. Folgendes ist ein solcher Fall, der sich auf eine gewisse Ranie (Prinzessin) von Jeypore bezieht.

Der regierende Prinz starb, ohne einen männlichen Erben zu hinterlassen. Seine begünstigteste Frau behauptete, daß sie schwanger sey und fand Mittel, in die Zenana (Gynecäum) einen Knaben einzuschmuggeln, der das Kind einer Unglücklichen gewesen seyn soll, die zum Kehren und Reinigen im Innern des Pallastes angestellt war. Ehe der Betrug nur selbst geahnet wurde, gelang es ihr, die vornehmsten Edelleute des Hofes zu einem Mahle zu vereinigen, wo sie von denselben Schüsseln wie der Knabe aßen. Auch wagten sie, als sie später die Ueberzeugung erlangten, daß der Thronerbe untergeschoben sey, nicht, diese Nachricht bekannt zu machen, aus Furcht, ihre Kaste zu verlieren, weil sie mit dem falschen Prinzen den Reis getheilt. Inzwischen verbreitete sich das Gerücht wider ihren Willen oder doch ohne ihr Zuthun und die ranie erhielt nur durch Intriguen und Gewalt ihren Schützling auf dem Throne.

Die Bevölkerung dieses Landes bietet in ihrem Charakter eine Mischung von Lastern und Tugenden dar, zwischen welchen ein Gleichgewicht herzustellen schwer seyn dürfte. Die Europäer, die nach einander in ihrer Mitte gewohnt haben, stellen sie in sehr verschiedenem Lichte dar, je nach dem feindlichen oder freundschaftlichen Verhältniß, das sie mit den Eingeborenen unterhielten, die nach den einen eine Art von Dämonen, nach den andern Engel von Sanftmuth sind. Darin ist man indessen einig, ihnen exaltirte und ritterliche Begriffe von Anhänglichkeit und Treue beizumessen.

So ist ihr Lieblingsmittel, eine Beleidigung zu rächen oder zu strafen die freiwillige Hingebung des Lebens. Der verletzte Theil glaubt, daß, durch Hinopferung eines seiner Verwandten, das Blut des Opfers auf das Haupt des Angreifers zurückfallen werde. Bei denen, welche minder edle und minder reine Gefühle beseelen, wählt man für diesen Gebrauch irgend ein unnützes Familienglied; aber man führt im Rajast'han Fälle an, wo die Besten und Edelsten lieber sich dem Tode geweiht haben, als einen Act der Unterdrückung zu erlauben, welchem sie keinen andern Widerstand entgegensetzen konnten. —

Uebrigens sind die Opfer dieser Art zu Oudipore nicht immer freiwillige gewesen. Es war vormals Gebrauch, das Grab des Monarchen mit einer Fluth von Menschenblut zu düngen. Weh dem Fremden, den man zu der Zeit auf der Reise im Lande überraschte! Er wurde vorzugsweise geopfert, ob man gleich kein Bedenken trug, die Zahl der Opfer durch Eingeborne zu vervollständigen. Die Abschaffung dieses grausamen Gebrauchs ist erst in neuester Zeit, nämlich durch den Einfluß der Engländer, bewirkt worden. Inzwischen hatte er schon seinen Charakter alterthümlicher Wildheit verloren. Denn man muß wissen, daß vormals der Tempel der Göttin Kali, zu Jeypore, einer der verehrtesten im Lande, jeden Tag auf seinen Altären ein Menschenopfer fallen sah. Mit der Zeit minderte man die Zahl der Opfer. Die unversöhnlicht Gottheit erhielt wöchentlich, dann nur jeden Monat eins; endlich sind, Dank der Vermittelung europäischer Residenten, in dem blutigen Cultus Ziegen an die Stelle der Menschen gesetzt worden.

Hiernach wird man sich nicht wundern, daß in einem solchen Lande die Suttee's sehr gewöhnlich gewesen sind; sie sind selbst jetzt noch nicht abgeschafft. Bei dem Tode von Bheem-Singh, dem letzten Rana von Oudipore, boten sich vier Frauen an, sich auf seinem Leichen-Scheiterhaufen verbrennen zu lassen.

Das Beispiel dazu gab eine alte Sclavin, die, obgleich nie zur Würde der Gemahlin erhoben, doch im Zenana eine fast unbegränzte Autorität ausgeübt hatte; nun glaubte sie ihre Laufbahn auf keine glorreichere Weise vollenden zu können. Zwei andere Frauen, obgleich jung und schön, faßten denselben Entschluß, nicht aus Liebe, sondern weil sie ihrer monotonen Existenz müde waren. Die eine ließ sich zugleich durch Ehrsucht und den Wunsch verleiten, einen Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln. Voll von dem Aberglauben des Landes erklärte sie, daß sie sich deutlich erinnere, schon unter einer andern Form existirt zu haben, daß sie sich schon einmal für einen frühern Gemahl habe verbren-

Digitized by Google

nen lassen und auch nach ihrem jetzt selbstgewählten Tode nach Oudipore zurückkehren werde; bei ihrer dritten Erscheinung aber werde sie den Leib einer armen Frau wählen, weil das Glück öfter in Hütten als in Pallästen wohne.

Das vierte Opfer war die Lieblingsfrau (favorite) des Rana. Das war eine Person von ausgezeichnetem Verdienst und großen Tugenden. Weder der Aberglaube noch der Schmerz bestimmten ihren Entschluß; einzig der Widerwille gegen das Loos, das ihrer, nach dem Tode ihres Gemahls, wartete. Es ist den hinduischen Frauen nicht nur verboten, eine neue Ehe zu schließen, sondern sie müssen auch ein ganzes Jahr lang die strengsten Fasten beobachten. Ihre Magerkeit muß den öffentlichen Beweis ihrer gezwungenen oder freiwilligen Trauer liefern. Ueberdies hatte sie während des Lebens ihres Gemahls fast unbeschränkt die Staatsgeschäfte geleitet, da der alte Fürst dazu unfähig und schwach war. Das Land hatte sich dabei wohl befunden, und jetzt sollte sie die Zügel der Regierung den Händen von Jaun-Singh, Nachfolger des Rana, überlassen. Dieser allein konnte übrigens sie retten.

So ist es der Gebrauch. Der Erbe eines edeln Hauses hat das Recht, eine der Frauen seines Vaters dem Scheiterhaufen zu entreißen, indem er sie mit dem Titel Raje-baee begrüßt und sie auf diese Weise an die Spitze des Zenana stellt. Aber ein Act der Menschlichkeit dieser Art kömmt sehr theuer zu stehen; denn die Raje-baee bezieht eine jährliche Einnahme von mehreren tausend Rupien. So überließ denn Jaun-Singh, sey es aus Geiz, sey es aus Eifersucht, die Unglückliche dem feierlichen Selbstmord, welchem sie sich geweiht. Fügen wir noch hinzu, daß ohne den Eifer des englischen Residenten, diese Opfer-Manie zu hemmen, Bheem-Singh noch eine weit größere Menge fanatischer Gattinnen in die andere Welt mitgenommen haben würde.

Mein Aufenthalt in Ostindien.

Aus dem

Tagebuche eines Officiers

in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie.

(Calcutta Literary Gazette.)

— Schon sind funfzehn Jahre verflossen, seitdem ich dem Leben der vornehmen und sogenannten großen Welt in der ich geboren und erzogen war, Adieu sagte und den Entschluß faßte, in den Sold der ostindischen Compagnie zu treten und bei der Artillerie in Bombay Dienste zu nehmen. Durch den Tod meines Vaters, eines Juristen und Advocaten, der bei ausgebreiteter Praxis jährlich sein reichliches Einkommen hatte, war meine Mutter in die traurigste Lage versetzt worden; und das kümmerliche Gehalt von 20 £, das ich als Commis in einer Weinhandlung erhielt, war eben nicht geeignet, ihr Unterstützung und Erleichterung zu gewähren. Ich merkte, daß meine Gegenwart, anstatt ihr Nutzen und Vortheil zu bringen, für sie nur drückend seyn konnte oder vielmehr, mit andern Worten, nur eine Kassen-Anweisung auf ihr an sich schon geringes Einkommen war, das kaum für ihre eignen Bedürfnisse hinreichte, obschon sie dies niemals eingestehen wollte. So sah ich mich denn Tag und Nacht nach einer Gelegenheit um, die es mir möglich machen würde, sie von diesem Uebel, das heißt von meiner Gegenwart, zu erlösen, ohne zu ahnen, daß ich eben dadurch das Maaß ihrer Leiden nur noch vergrößern würde, während andererseits ihre täglichen Ausgaben sich natürlich verringern mußten. — Schon war ich vier Wochen lang in der ganzen Stadt umher gerannt, ohne mein Ziel zu erreichen, vergeblich hatte ich jedes Mittel, das mir noch übrig war, genug Alles was in meinen Kräften stand, versucht: überall schöne Worte, glatte Versprechungen und wiederum Worte. In dem Hause meines Principals hatte ich nicht länger bleiben wollen: so stand ich denn fast ganz verlassen in der weiten Welt da, und nur die Hoffnung und meine Mutter waren mir noch geblieben, als ich eines Tages von Ungefähr in der Nähe unsers Hauses einen blaufarbigen Anschlagzettel an der Straßenecke bemerkte, der mit großen Lettern „alle gebildete und kräftige junge Leute der Stadt" einlud, in die Dienste der ostindischen Compagnie zu treten: wer sich löblich und zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten benehme, der solle als „reichliche Belohnung" empfangen erstlich „ein herrliches und fruchtbares Klima," und außerdem noch „ganz angenehme Aussichten." Jetzt war mein Entschluß gefaßt. Schon am folgenden Tage meldete ich mich in Soho-Square, wo ich sogleich der Länge und Breite nach ausgemessen und das Inventar meiner resp. Persönlichkeit in einem Signalement aufgenommen wurde, das eben so genau war, als sollte es ein Steckbrief seyn — Augen: blau, Haar: blond, Größe: 5 Fuß 7 Zoll, Aussehen: gesund, Gesichtsfarbe: frisch und blühend — wahrhaftig, das hatte ich noch gar nicht gewußt, daß ich ein so schmucker holder Jüngling sey. Hierauf wurde mein Name in die Musterrollen eingetragen und der Sergeant-Major King versicherte mehrmals, daß man mich nach meiner Ankunft in Bombay sogleich zum Schreiber befördern würde, ja noch mehr, wie wir zusammen nach dem Stadthause gingen, wo ich mich legitimiren mußte, protestirte er mit Händen und Füßen dagegen, als ich mich dem Zuge der übrigen Rekruten anschließen wollte. „Nein, Sir, das geht auf keinen Fall, das leide ich nimmermehr," wiederholte er mehrmals, „Sie sind ja ein Gentleman. . ."

Uebrigens hatte er ganz Recht, und ich großes Unrecht, daß ich seinem Rathe nicht folgen wollte, denn die Rekruten, die bei uns vorbeipassirten, sahen wie die ärgsten Banditen und Lazzaroni aus, unter der ganzen Compagnie hatte gewiß nicht ein Einziger mehr als ein oder höchstens anderthalb Hemder. Doch ließ ich es mir in diesem Augenblicke nicht träumen, daß sobald schon die blaue Monturjacke, ein Bischen Pfeffer und Salz für den Ranzen, ein schlechter Tschako und ein Gewehr uns Alle, wie wir da waren, Banditen und Gentlemen, zur innigsten Brüderschaft in Noth und Tod, im Leben und Sterben verbinden würde, und daß der ganze Nimbus meiner aristokratischen Persönlichkeit ein Ende mit Schrecken nehmen sollte durch meine Placirung „in der hintern Linie No. 10," während alle Anderen, die noch länger waren als ich, übrigens aber, nebenher gesagt, zu der ordinairsten Sorte gehörten, „auf der Fronte mit Numero 1, 2 und 3" ihre Stelle erhielten.

Während mein Schein auf der Registratur des Stadthauses ausgefertigt wurde, fiel es mir auf, daß der Schreiber mich mit einem langen bedenklichen Gesichte von oben bis unten betrachtete und mit dem Kopfe schüttelte, als wollte er mir zu meinem neuen Lebenslaufe condoliren. Diese Aeußerung seiner Theilnahme war für meinem jungen militairischen Dünkel eben nicht wohlthuend, doch achtete ich in dem ersten Augenblicke nicht weiter darauf. Hernach als wir unsere Papiere dort geordnet hatten, zogen wir in Masse nach einer Schenke, wo die wenigen Schillinge, die wir kurz vorher als Handgeld empfangen hatten, schon wieder in alle Welt wandern mußten für etliche Maaß Bier in langen Kannen und schlechtes Beefsteak auf hölzernen Tellern. Indessen ging hierbei Alles so abschreckend anti-aristokratisch und heißhungrig her, daß ich mein Geld in Stich ließ, zum Wirthshaus hinaus rannte, und herzlich froh war, daß die frische Luft da draußen nichts kostete. Auf Soho-Square wieder angelangt, fragte ich jetzt den Sergeant-Major was ich zunächst zu thun hätte, und erfuhr nun, daß Chatham unser Sammelplatz wäre, und daß die übrigen Rekruten mit Sack und Pack nach Gravesand auf einem

Digitized by Google

Packetboote unter dem Commando des Sergeanten selbst abgehen würden, während ich selbst — da kann man doch sehen, daß man Niemand seine Geburt nehmen kann — allein nachkommen könnte, doch müßte ich jedenfalls in höchstens acht Tagen an Ort und Stelle seyn. Ich dankte dem Sergeant-Major mit dem Hute in der Hand für diesen Beweis seines besondern Wohlwollens und ging nun nach Hause. „Te Deum laudamus," rief ich jetzt aus, „da hast du doch endlich einmal das Glück beim Zipfel erwischt, das heißt doch den Nagel auf den Kopf getroffen. Dein Glück ist jetzt gemacht," raisonnirte ich weiter, „die Compagnie weiß recht wohl was sie thut, und scheint einen besondern Werth darauf zu legen, so gebildete junge Leute für ihre Dienste anzuwerben: die weiß schon wenn sie eine gute Prise gemacht hat." Das aber wäre auch im Traum mir nicht eingefallen, daß ich der Dupe bei der ganzen Geschichte seyn sollte, und daß Alles nur darauf berechnet war, mir Sand in die Augen zu streuen und mich im Dunkeln zu lassen, bis daß ich nicht wieder zurücktreten könnte. Wie hätte ich vermuthen können, daß die vielen Complimente des Sergeant-Majors und alle seine Redensarten von seiner Bildung ꝛc. nichts weiter seyn sollten, als „eitle Pantaloniaden und Brimborions," wie er selbst es ganz nach Art jenes Kautzenbergers ausgedrückt haben würde! Genug ich ging nach Hause, schrieb meiner Mutter einen Brief und machte mich auf den Weg nach Chatham.

Als ich mich nach den Baracken der ostindischen Compagnie erkundigte, wurde ich nach einer kleinen Anhöhe hingewiesen, und nachdem ich eine halbe Stunde weiter fortmarschirt war, kam ich auf einen Exercirplatz, wo ein Musikcorps musicirte und Officiere und Damen oben auf einer Terrasse auf und ab spazierten, während unten eine Menge von Zuschauern, Männer und Frauen, im Halbkreise umherstanden. Ich redete zunächst einen jungen Officier an, einen Lieutenant des 90sten Infanterie Regiments, und bat ihn, mir zu sagen, in welcher Gegend wohl die Truppen der ostindischen Compagnie zu finden wären. „Die exerciren dort hinten" rief er aus, und wies mit dem Finger auf etliche Ingenieur-Cadetten hin, die mit mehreren Sapeurs und Mineurs zusammen exercirten. Ich stutzte einen Augenblick, wie, das sollten die Truppen der Compagnie seyn, meine Kameraden, die Kameraden eines Gentleman! Zuletzt faßte ich mir ein Herz und fragte einen derselben, ob er zur Artillerie gehöre und an wen ich mich wohl wegen meines Quartiers, der Montur u. s. w. zu wenden hätte. Doch anstatt mir hierauf zu antworten, examinirte er mich vielmehr eine ganze Zeitlang, wer mich geworben hätte, wie, wann und wo dies geschehen sey, und nachdem ich ihm hierauf so kurz und erbaulich als möglich geantwortet hatte, verlängerte sich allmählig seine Physiognomie immer mehr und mehr, und wie ich nun selbst etwas ungeduldig wurde, erwiederte er zuletzt ganz altklug und hochnasig: „Na, da will ich Dir was sagen, mein Junge, (mein Junge? das war mir ein Stich durchs Herz) da kann ich Dir gar keinen Bescheid geben, sieh' zu, daß Du hier den Sergeant-Major Mr. Inmean irgendwo trifft." — und kaum hatte er dies gesagt, so machte er eine Schwenkung und weg war er. „Mr. Inmean?" rief ich ihm nach, „Mr. Inmean? Wer ist das?" Von Mr. Inmean hatte ich in meinem Leben, in der ganzen Christenheit nichts gehört und gesehen. Was sollte ich machen? Ich wartete bis es dunkel wurde, verließ dann den Exercirplatz, aß in Brompton zu Abend und am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang war ich schon wieder bei den Baracken, wo ich mich jetzt mit meiner Frage an einen Soldaten wandte, der bei dem Thore schilderte. War es mir aber vorher schlecht ergangen, so ging es mir jetzt noch weit schlimmer, anstatt eine Antwort zu erhalten, wurde ich vielmehr weidlich ausgeschimpft, „was fällt ihm denn ein, meint er, daß der Posten hier auf der Wache steht, um jedem Hansnarren Rede und Antwort zu stehen?" Wie, ich ein Hansnarr? Das sah ich nicht ein; doch wollte ich mich nicht irre machen lassen und ging deshalb meinen Weg ruhig weiter. An der nächsten Ecke, oder vielmehr bei der nächsten Division (denn dies war der eigentliche Kunstausdruck, wie ich nachher erfuhr) begegnete ich einem kleinen schmucken Herrn, der eine lange kupfrige Nase und ganz greise Haare hatte, und in eine rothe goldgestickte Uniform gar wunderlich eingezwängt war und eine Mütze von blauem Tuche trug, die gleichfalls mit Goldlitzen besetzt war. „Verzeihen Sie, mein Herr," redete ich ihn mit leiser flüsternder Stimme an, „wissen Sie vielleicht, wo hier ein Herr Inmean zu treffen wäre?" — „Sergeant-Major Inmean? das bin ich selber," antwortete der kleine Mann, „womit kann ich Ihnen dienen?" — Gottlob, so hatte ich denn endlich den wahren Mann gefunden; ich setzte ihm nun zunächst in aller Kürze auseinander, in welcher Lage ich mich befände, und fügte schließlich die Bitte hinzu, mir zu sagen, an wen ich mich wegen meines Quartiers, der Kost, Montur u. s. w. zu wenden hätte. „Aha, ich verstehe," unterbrach er mich, „Du gehörst wahrscheinlich zu den neuen Rekruten, na, warte nur, ich will schon für Dich sorgen, mein Junge." (Verwünscht, schon wieder mein Junge!) „Mr. Leod, wo sind Sie, Mr. Leod, ein Wort" (dieser Mr. Leod, ein Sergeant-Major, war gleichfalls ein Schotte, ein baumstarker Mann, mit einem langen hagern Gesichte und einem Paar grauer blinzelnder Augen). Seyn Sie so gut, Mr. Leod, nehmen Sie diesen jungen Rekruten da mit sich, ich bitte Sie, und geben Sie ihm Kost und Quartier solange bis seine Compagnie vollzählig ist, und sagen Sie unserm Tambour dem Wilson, daß er ihm die Perücke etwas zustutze, verstehen Sie? — Wie, hatte ich recht gehört? Rekrut — mein Junge — Compagnie — bei dem schottischen Sergeanten sollte ich schlafen und von einem Tambour mich frisiren lassen? — „Verzeihen Sie, Mr. Inmean," unterbrach ich ihn ziemlich schüchtern, „ich glaube, Sie irren sich, man hat mich als Schreiber engagirt, so hat wenigstens der Soho-Sergeant mit mir gesprochen, und daher darf ich mich doch wohl erkundigen." — „Was, Du ein Schreiber, ha, ha, ha! Schreiber hin, Schreiber her, meinetwegen magst Du Gouverneur der Ingees werden, wenn Du dazu Lust hast und erst da bist: doch so lange Du hier und unter meinem Commando bist, mußt Du pariren und thun was deine Pflicht und Schuldigkeit ist, und damit basta!"

Diese Worte öffneten, nein, sie rissen mir die Augen auf, ich stand wie vernichtet da, ein Strohhalm hätte mich in diesem Augenblick über den Haufen geworfen, der leiseste Wind würde mich umgeweht haben. Jetzt durchschaute ich die Wahrheit, Alles war mir nun klar, und ich konnte mich nicht genug über meine eigene Einfalt und Leichtgläubigkeit verwundern, die mich an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte; doch jetzt kam alle Ueberlegung zu spät, ich ergab mich ohne Widerstand in mein Schicksal, und ging so ruhig wie ein dummer Hammel zur Schlachtbank.

Ungefähr acht Tage später war ich schon geschoren, fast so kahl wie ein räudiges Schaaf, und trug nun eine Uniform von dem allergröbsten Tuche, auch verstand ich mich bereits auf die telegraphischen Signale der Trommel und konnte rechts und links schwenken wie ein alter Soldat: meinen Hut hatte ich bei einem Sapeur, meinen Rock bei einem Marketender versetzt, und zuletzt mußte ich noch zu meinem innigen Leidwesen die Entdeckung machen, daß der wahre Erbfeind für einen Soldaten das Wirthshaus ist.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1068. Hamburg. Montag, den 13. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Municipal-Corporationen in England. . . . . Seite 657
Das Weib nach dem Willen der Natur und der Gesellschaft. „ 659
Belgien und die July-Revolution. Von Ch. L. von Becourt. „ 660
Mein Aufenthalt in Ostindien. Aus dem Tagebuche eines Offiecers in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie. (Beschluß.) . . . . . „ 662

Die Municipal-Corporationen in England.

(Aus der Dublin University-Gazette.)

(R.)

Die menschlichen Institutionen bereiten sich in der Stille vor, oder existiren vielmehr so zu sagen längst insgeheim, ehe sie offen zu Tage kommen. Die Annalisten versehen es damit, daß sie nur die Revolutionen für wirkliche nehmen, die zur Urkunde der Gesetze kommen: sie datiren diese Revolutionen genau von dem Augenblicke, wo sie losbrechen, und nicht von der Zeit, wo sie sich entspinnen. Jede Revolution ist nur eine Offenbarung. Es ist eine sonderbare Täuschung, die geschriebenen Gesetze als wirkliche Sitten anzunehmen und die nichtgeschriebenen Gesetze zu vergessen. Daher ein ewiger Wirrwarr; die Worte verändern den Sinn. Es wird auf Institutionen nicht geachtet, die, wenn auch stark und eingewurzelt, anonym sind; man vernachlässigt sie, weil sie noch nicht die Taufe einer legalen Aete bestanden haben.

Daraus entsteht nun eine Verwirrung, aus welcher nicht herauszufinden ist, und die Geschichtschreiber lassen es sich nie angelegen seyn, dies Chaos zu entwirren. Was war ein König zu Clodwigs Zeiten wohl anders, als ein miserabler kleiner Häuptling, den Häuptlingen der Onontagen und der Wampokets ähnlich? ein barbarischer Krieger, der sich in eine Thierhaut kleidet und der kein andres Resultat des Sieges kennt, als die Plünderung. Man sehe aber Clodwig in den französischen Annalen, da ist es ein König wie Ludwig XIV., ein allmächtiger Monarch, ein Eroberer in der Weise Napoleons. Aber neben diesem angeblichen Könige von Frankreich gab es mehr als zehn wilde Könige oder Königsschatten: Ragnachard zu Cambray, Sigebert zu Cöln, Renomer zu Mans, Chararich zu Autun. Was hatte nun wohl diese vorgebliche Königswürde zu bedeuten? Gewann sie nicht eine ganz andre Gestalt, als Curt der Große die Gewalt concentrirte und fester stellte; als das Haupt des Lehnswesens, aus Furcht vor seinen großen Vasallen, sich dem Bürgerthum anschließen zu müssen glaubte; als endlich der alte Adel verschwand und man nur sein Phantom am Hofe des großen Königs beibehielt? Was hatte nun dieser angebliche Adel, diese abgestorbene Aristokratie, die sich das Ansehen geben wollte, als ob sie lebte, zu bedeuten? Und welch eine Aehnlichkeit gab es wohl zwischen dem hohen Herrn, den Ludwig XIV. verbannte, wenn es ihm einfiel, und dem Gefährten Clodwigs, der sich nicht bedachte, seinem Chef zu drohen, wenn er Anlaß zu Beschwerden wider ihn zu haben glaubte?

Wir sollten nie die wichtige Lehre aus den Augen verlieren, daß alle Institutionen längst vorhanden sind, ehe sie sich öffentlich zeigen, und daß sie andrerseits längst hingeschieden noch eine geraume Zeit fortbestehen. Bald brüten sie in der Stille, im Schooße der Gesellschaft sich aus, die sie bildet; bald täuschen sie durch ihren eitlen Schatten die Blicke derer, die sich nur an äußere Formen halten. Haben nicht die römischen Municipalitäten eine ganz andere Gestalt angenommen, als sie gallisch und spanisch geworden sind? Ist man nicht dadurch, daß man dieselbe Bezeichnung für Dinge beibehalten hat, die sich in nichts ähnlich sind, in die ärgsten Irrthümer verfallen? Eine römische Municipalität war ein Verein von Bürgern, welchen es oblag, sich selbst zu besteuern, Gerechtigkeit zu pflegen, Truppen zu stellen, indessen ohne Usurpation irgend einer einzigen politischen Gewalt. Die politischen Gewalten befanden sich zu Rom; es hatte dafür gesorgt, sich diese zu bewahren. Als die Kirche zur Wichtigkeit und zum Ansehen gelangte, ward das Verhältniß der Municipalbeamten noch schlimmer: man pferchte sie in ihren Städten ein; man zwang sie, für die Bedürfnisse des Staats zu sorgen; man beraubte sie aller Freiheit und aller Privilegien.

Die Schaubühne verändert sich, als die politischen Gewalten, deren sich Rom bemeistert hat, mit diesem Rom selbst zusammenbrechen. Nun desorganisirt sich Alles: die römische Centralisation welkt hin und stirbt; die Municipalität wird allmählig zum sociellen Mittelpunct. Um diesen her gruppiren sich die Interessen, und da, wo die Sclaverei gewesen, sprießt die Freiheit auf.

Der gänzlichen Mißkennung dieser Thatsachen zufolge ist die Geschichte nur ein großes Chaos gewesen. Die systematischen Seelen haben Alles darin gefunden, was sie nur finden wollten, Argumente für und wider die Monarchie, Aristokratie und Freiheit. Den Einen zufolge war das englische Parlament längst vor der Magna Charta vorhanden: es stammte aus den germanischen Wäldern, aus Scandinaviens Eisgefilden her. Andern zufolge ist es die Usurpation einiger Großen, die sich nachdem für die Usurpation einiger Bürger hergegeben haben. Niemand zieht den ewigen und in der Stille vor sich gehenden Wechsel in Betracht, welchem die Form und der Grund der Institutionen unterworfen sind, auch nicht die natürlichen Unvollkommenheiten der Sprachen und das Schwanken und die Veränderungen, welche die Form und das Ungefähr nach sich ziehen. Der Abbé Dubois in Frankreich hatte Alles auf die Könige, Boulainvilliers Alles auf die Aristokratie geschoben; Montesquieu hielt es mit Beiden; Mably wollte nur die Volksgewalt anerkennen. In England bemächtigten sich der Whigismus und der Torysmus der sächsi-

Digitized by Google

schen Antiquitäten mit einer Unredlichkeit, die um so größer war, als sie sich auf das Interesse begründete. Man redete dort bald dem göttlichen Rechte, bald dem Despotismus, bald der Republik das Wort und wußte für eins wie für das andere die besten Gründe vorzubringen. Die Ausleger redeten, wie ihnen der Kopf stand oder es ihrem Interesse entsprach, bald dem Monarchen, bald der Bürger-, bald der Volks-Wahl, bald dem Feudalwesen das Wort; die verworrenen Annalen unserer neueren Gesellschaften boten den Dissertatoren ein unerschöpfliches Arsenal dar, in welchem alle möglichen Waffen zu finden waren. Erst in neuester Zeit haben Hallam in England, Savigny in Deutschland und Herr Guizot in Frankreich das Terrain gesäubert und mitten unter den Trümmern, womit die barbarische Invasion vom fünften bis eilften Jahrhundert den Boden bedeckt, einige Wege neu gebahnt, welchen der Geschichtschreiber folgen kann, und wo er bei Geduld, Vorsicht und Scharfsinn die Spur der verlornen Legislationen und der untergegangenen Gesellschaften wieder aufzufinden vermag.

Man hätte glauben sollen, daß die Nationen, welche auf ihre Freiheit am eifersüchtigsten und am meisten bemüht sind, ihre Entwickelung zu begünstigen und zu beschirmen, auch am Besten über die Fragen im Reinen seyn müßten, die sich auf den Ursprung ihrer Regierung beziehen. Doch ist das Gegentheil geschehen: Wir verdanken Deutschland die lichtvollsten Arbeiten über diesen Gegenstand. England hat es im Allgemeinen dabei bewenden lassen, die Thatsachen zu sammeln, niederzuschreiben, zu constatiren, und der Parteigeist hat nur zu oft ihren Sinn verdreht und ihn so gestellt, wie er ihm eben recht war. Die Geschichte der Angelsachsen von Turner ist nichts weiter als eine vortreffliche Compilation ohne Philosophie. Der Whig Palgrave und der Tory Brady haben einer und derselben Begebenheit eine ganz verschiedene Haltung und Anwendung gegeben. Selbst Hallam hat, von der whiggistischen Meynung beherrscht, den wohlthätigen Antheil verkannt, welcher mit den verderblichen Einflüssen des Feudal-Regime verknüpft ist. Was die Whigs betrifft, so giebt es keinen andern englischen Ursprung als bei den Sachsen; von ihnen schreiben sich die ersten Windeln der Freiheit her; bei den Torys hingegen beruhet Alles auf der normännischen Feudalität. Die Einen sehen die Letztern als eine vorübergehende, aber keine Ehre bringende Eroberung an, die Andern aber sehen darin die große Quelle der brittischen Macht und Gewalt. Herr Guizot hat diese große Frage unparteiischer aufgeworfen und gelöst; er hat die Verschmelzung des sächsischen Elements mit dem normännischen Elemente einer Analyse unterworfen, die man chemisch nennen könnte. Nachdem er das Daseyn des Einen und des Andern einmal erkannt und gewürdigt hat, hat er versucht, ihnen den Theil Einfluß anzuweisen, welchen ein jeder von ihnen ausgeübt. Diese Forschung, eine der schönsten Arbeiten der neueren Geschichte, gereicht ihm zur größten Ehre.

Die ursprüngliche Bildung des Parlaments ist den englischen Publicisten nicht bloß eine Arena von Kämpfen, die gar nicht zu beendigen sind, gewesen, sondern die Constitution der Flecken und ihre Rolle bei der Wahl der Mitglieder des Unterhauses haben auch nichts Stätes und Bestimmtes gehabt, so lange diese große Versammlung bestanden hat. Unsichere Traditionen, flagrante Verschiedenheiten, eine Incoherenz von Rechten und Pflichten, die durch kein eingestandenes System geregelt wurde, ein jämmerliches Schwanken, welches es abwechselnd dem Könige und den Bürgern möglich machte, die Tyrannei zu usurpiren, hat ohne Unterlaß bei den Parlamentswahlen vorgewaltet. Als die vom Lord Grey herbeigeführte, durch Chatham prophezeihte Reform diese große, verworrene, unstäte, jeder festen Basis ermangelnde Organisation angeblasen hat, ist sie auf den ersten Hauch zusammengebrochen. Aber worauf bezog sie sich, von wo mag sie sich herschreiben, welches ist ihre Geschichte gewesen, wie hat sie sich constituirt? Ist es das Ungefähr, die Hand des Königs, der Degen des Adels, ein Bruchstück der römischen Municipalität, ein Ueberrest der sächsischen Energie, eine dumpfe Empörung der Bürgerschaft gewesen, welche die Corporationen gebildet? Wie sind sie zu Werke gegangen, wie haben sie sich modificirt? Das ist eine Frage, über welcher das tiefste Dunkel ruht. Jüngst haben zwei Advocaten, Männer, die in der parlamentarischen Geschichte und in den alten Gesetzen des Königreichs wohlbewandert sind, der Lösung aller dieser, in einem einzigen enthaltenen, Probleme drei Bände gewidmet, deren großes Format, zahlreiche Seiten und enger Druck einen der riesigen Folianten darstellen, welche die Buchdruckerei bei ihrem Entstehen dem Publicum darbot. Die Herren Merewether und Stevens haben alle Charten verglichen, alle alten Pergamente analysirt, alle Archive durchwühlt; sie haben aus ihnen alles herausgezogen, was auf die Geschichte der englischen Corporationen Bezug hat, und nie hat man einen reicheren und vollständigeren Documentenschatz gesehen. Und dennoch hat diese Arbeit nicht zur Lösung der aufgestellten Frage geführt! Wem sollte es wohl eingefallen seyn, zu denken, daß diese gelehrten Compilatoren nach einer so hehren und so mühsam verfolgten Route demnach von dem Ziele abkommen würden, auf welches sie es abgesehen hatten?

Den Herren Merewether und Stevens zufolge bezeugen die Charten das Daseyn der Corporationen; man muß die Geschichte dieser Letzteren eben da beginnen, wo die Charten gegeben worden sind. Vor dieser Epoche gab es keine Corporationen. Das ist ein völliger Irrthum. Die Rechte sind immer eher da, ehe sie legalisirt worden sind; eine Charte ist nichts anderes als die ersehnte, erwartete, oft verweigerte, oft nachgesuchte, mit Gewalt entrissene Anerkennung. Die Sitten bereiten, wie wir dies schon gesagt haben, die Gesetze vor, und man hat sehr unrecht, wenn man das reelle, thätige Leben der Nationen nur in den öffentlichen Handlungen, in den feierlichen Manifestationen erkennen will. Das wäre eben so, als ob man jemandes Biographie in der Mappe seines Notars und in den öffentlichen Acten, welche seine Geburt, seine Vaterschaft, seine Ehe und seinen Tod sanctioniren, suchen wollte. Unstreitig laufen fast alle Begebenheiten seines Daseyns schließlich in einer öffentlichen Acte aus; aber die Ehe-Acte enthält nicht die Geschichte einer Ehe, die sich möglicherweise zehn Jahre vorbereitet hat, und der Todtenschein sagt uns nichts über die vielleicht lange und peinliche Krankheit, welche den Tod herbeigeführt.

Aus dem Nichtvorhandenseyn der Charten folgern wollen, daß das Princip dieser Charten nicht vor ihnen da gewesen, hieße die Behauptung aufstellen, daß die Franken Gallien nicht erobert hätten, weil diese Eroberung erst zu einer späteren Zeit pr. Charte geregelt und sanctionirt worden wäre. Diese nicht eben philosophische Ansicht hat bei der ungeheuern Sammlung vorgeherrscht, die wir unter Augen haben, und um die geheime Bedeutung, den practischen Nutzen, die geschichtliche Lehre daraus zu entnehmen, muß man nicht bloß aufs sorgfältigste ihre Documente vergleichen, sondern auch eben so angelegentlich die Systeme daraus beseitigen.

Wir sind der Meynung, daß die Zeit der römischen Eroberung diesen Gegenstand nicht erhellen kann. Rom ließ den Ueberwundenen auch nicht die Spur einer unabhängigen Gewalt; es allein war Königin und entschied über alles; es überließ ihnen nur die innere Einrichtung ihres Haushalts, wenn ich mich so ausdrücken darf. Alle Verlegenheiten fielen den Municipalitäten zur Last, die inzwischen das Recht hatten, sich durch den Handel zu bereichern und wohl zu gedeihen, wenn sie nur die Steuern bezahlten und das Joch der Metropole nicht abwarfen. Rom war vor allem auf seinen Vortheil bedacht; es wußte, daß, wenn es seine Unterthanen aussog, es diese nicht bloß verhinderte, sich zu bereichern, sondern auch ihm zu Hülfe zu kommen und es zu unterstützen: so behandelte es

Digitized by Google

denn seine Municipalitäten ungefähr eben so, wie wir die Hausthiere behandeln, die uns nützen sollen: es machte sie fett, ohne sie frei zu geben. Die römischen Flecken hatten demnach auch nicht den Schein einer politischen Verbindung oder eines bürgerlichen Vorrechts.

Da trafen die Sachsen ein; sie verbreiteten sich über den englischen Boden. Diese Barbaren machten sich alles unterwürfig, was sie nicht ausrotteten; von Rechten war keine Rede mehr, und die einzige schützende Gewalt, die römische, zog sich zurück. Die unglücklichen Bürger, die nie Bürger gewesen, und die kein bürgerliches Band zusammenhielt, fühlten nicht die Kraft in sich, Widerstand zu leisten; sie erlagen oder sie fügten sich; hie und dort ließen sich die siegreichen Anführer nieder und machten sich zu einem Mittelpunct, um welchen sich entweder ihre alten Kriegskameraden oder solche Leute gruppirten, die auf Schutz und Unterstützung rechneten. Sie bemächtigten sich der alten römischen Städte, deren Name sich bis auf eine leichte Abänderung bis zu uns erhalten hat. Die Bürger kauften sich und den Gebrauch ihres Hauses und Gutes durch eine Abgabe los, die sie bald in Natura, wie es häufig bei den Wilden Sitte ist, bald in der Form eines Militairdienstes, zuweilen auch als eine jährliche Rente entrichteten. Man sieht, daß alles dieses nichts Geregeltes, nichts Systematisches an sich hatte: die Gewalt herrschte; von ihr gingen die Vorschriften aus, und die individuelle Laune des barbarischen Eroberers entschied sowohl über den Ansatz als über die Beschaffenheit des Tributs, so auch über die militairische Dienstpflichtigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Weib

nach dem Willen der Natur und der Gesellschaft.

(Aus dem Blatt Etincelle.)

(2.)

Das Verhältniß und die Lage des Weibes scheint zu allen Zeiten dieselbe gewesen zu seyn bei den Völkern, die keine andere Regel des Benehmens beobachten, als die, welche ihnen der allen handelnden Wesen gemeinschaftliche Instinct vorschreibt. Diese Lage hat sich verändert nach den Epochen und Institutionen in den organisirten Gesellschaften. In unsern Tagen haben die progressiven Ideen Veranlassung zu einer ziemlich lebhaften Controverse über die Emancipation des Weibes, über die Rolle, welche sie berufen ist, auf dem Schauplatze der Oeffentlichkeit zu spielen, über die Functionen und die Rechte, die ihr im Vertrage der Privat-Familie zugestanden werden sollen, gegeben. Zu bemerken ist dabei, daß diese Art von Regeneration weit dringender von Männern als von Weibern begehrt wird; daß der Mann, der, aufrichtig gesagt, am wenigsten geeignet ist, den Prärogativen seines Geschlechts zu entsagen, doch der ist, der die Stimme am lautesten erhebt; daß die Frau, deren geistiger und moralischer Werth am wenigsten bestritten werden kann, am gemäßigtesten in ihren Ansprüchen ist.

Indem wir in diese Discussion eingehen, wobei wir uns übrigens kurz fassen, wollen wir uns bemühen, uns streng in den Gränzen zu halten, welche Vernunft, Unparteilichkeit und Liebe für das Gute vorschreiben. Unsere Liebe, unsere Bewunderung selbst für diese Gefährtin, die der Himmel uns gegeben, sollen uns die allgemeinen Interessen nicht aus den Augen verlieren lassen, und wenn wir gern den Frauen den Tribut der Huldigungen zollen, den sie durch ihre Reize, durch ihre Tugenden und den Antheil von Glück, den sie zum häuslichen Heerde bringen, verdienen, so werden wir uns eben so sehr hüten, uns, durch jede Schmeichelei und heuchlerische Gefälligkeit, zu Concessionen hinreißen zu lassen, die der gesunde Verstand zu mißbilligen scheint, und worüber die Frau, welche ein richtiges Gefühl ihrer Würde hat, zuerst erröthen würde. Eben so wenig wollen wir einen solchen Gegenstand mit dichterischen Kränzen und artistischen Combinationen schmücken und behandeln; denn ein religiöser Ernst ziemt der Debatte, die die Zukunft der Familie zum Gegenstande hat, d. h. die Erziehung der Kinder, die Erziehung, deren Grundlage und Elemente des Gedeihens der Mutter obliegen, der Frau, die ihre wahre Bestimmung zu begreifen vermag.

Auf keinen Fall glaube man indessen, daß wir, thörichten Vorurtheilen und falschen Deductionen unterworfen, gänzlich die Frau auf die Wiege ihres Kindes und die Führung der Wirthschaft beschränken wollten; wir haben eben so wenig den Wunsch, sie zu ausschließlichen Functionen zu verdammen, als wir die Absicht hegen, uns bei dem (angeblichen) Unterschied zwischen der Fassungskraft und dem Umfange ihres Gehirns und dem unsrigen aufzuhalten. Wir erkennen im Gegentheil gern in den Frauen eine Menge Eigenschaften an, die sie, in den verschiedenen Lagen des Lebens, häufig über den Mann stellen; aber indem wir aufrichtig ihre Tauglichkeit zur Vollziehung aller socialen Handlungen und Geschäfte zugeben, glauben wir darum nicht minder, daß das höchste Wesen ihnen eine Richtschnur und Gränze von Pflichten vorgezeichnet hat, über welche hinaus sie gänzlich zur Ausnahme werden und folglich ohne absoluten Werth sind.

Der Wille des Schöpfers ist klar ausgesprochen durch die besondere und eigenthümliche Organisation, die er jedem Geschlechte gegeben. Dem Manne die physische Kraft, den Muth, den Rationalismus; der Frau die zartere Constitution, die Annehmlichkeiten der Formen, die Furchtsamkeit, die Reinheit, die Sprache der Seele; sie hat vor Allem die Fähigkeit, neue Menschen hervorzubringen, d. h. zu empfangen, den Keim zu nähren und die Frucht zu gebähren, eine Fähigkeit, die, indem sie unsere Verehrung für sie vermehrt, ihr auch, auf eine unverbrüchliche Weise, die Natur der Verpflichtungen anweist, die sie zu erfüllen hat.

In dem ersten Zeitalter der Welt hatten der Mann und die Frau über diesen Punct nichts zu debattiren; der Starke gewährte großmüthig dem Schwachen seine Stütze und der Schwache lehnte sich nicht gegen die Ueberlegenheit seines Beschützers auf; die Frau sah in dem Manne nur den, der sie zur Mutter gemacht, der sie und ihre Kinder vertheidigte; der Mann liebte in der Frau diejenige, die seine Kinder nährte, die seine Wohnung verschönerte, die seine Freuden theilte und seine Leiden milderte. Die Civilisation brachte anfänglich keine Veränderung in dieser Ordnung der Dinge hervor und die ersten Gesetze, die nach den bestehenden Gebräuchen geregelt wurden, konnten die Abhängigkeit der Frau heiligen, ohne daß dabei eine usurpatorische Absicht des Mannes zum Grunde gelegen hätte. Nach Verhältniß wie die Sitten minder rauh, und vielleicht minder rein, wurden, erlitt die Lage der Frau eine Veränderung, während welcher Epoche sie ihrerseits eine Art von Herrschaft ausübte, eine Gewalt, welche sie der Vervollkommnung der Gaben verdankte, die der Himmel an sie verschwendet hat, so wie der Geschicklichkeit, sie gelten zu machen. Dann folgte dem Rausche des Sclaven, in dem Manne, der Despotismus des Herrn und die Frau, mehr oder minder unterdrückt, aber immer unterworfen, ist so bis auf unsere Zeit gekommen, um jetzt eine Emancipation zu reclamiren. Was fordert sie nun eigentlich? oder vielmehr, was läßt man sie fordern? Hier muß man den Anspruch klar formuliren, hier wollen wir, ohne alle Umschreibung, die klagende Partei auffordern, zu erklären, ob ihr Herz und ihr Gewissen mit ihrem Worte im Einklang ist.

Digitized by Google

„Das Weib ist tauglich, den größten Theil der Functionen zu erfüllen, die der Mann ausübt; somit erfordert die Gerechtigkeit, ihr einen gleichen Antheil an diesen Functionen zuzugestehen.“ Das ist es, was man sagt. Das Argument scheint unwiedersprechlich; dennoch ist es nur speciös. Das Talent, das eine Frau besitzen, und den Grad der Ausbildung desselben, deren sie fähig ist, bestreiten zu wollen, wäre treulos: sie zeigt uns jeden Augenblick, wie weit ihre Intelligenz reicht und die Geschichte öffnet uns ihre Tafeln, um uns die Frau zu zeigen, wie sie bald mit Ruhm das Gewicht einer Krone trägt, bald die Lorbeeren des Kriegers bricht oder anderwärts, mit Auszeichnung, nach dem Kranz der Wissenschaften und der Künste ringt. Jetzt könnten wir fragen ex abrupto, ob das Weib majestätischer sey auf einem Throne, als an der Spitze der patriarchalischen Regierung ihres Hauses; ob sie verführerischer sey, eine Hellebarde in der Hand vor einer Schwadron Cuirassire, als knieend im Tempel, wo sie in heißem Gebet den Segen des Himmels auf ihre Kinder herabfleht; ob es verdienstlicher für sie ist, den Stahl in die Brust eines Feindes zu stoßen, als Hülfe und Trost dem Kranken auf seinem Schmerzenslager zu bringen; ob endlich nicht mehr Zauber darin liegt, sie diejenigen freundlich empfangen zu sehen, die ihre gastfreundliche Schwelle betreten, als sie von der Tribune herab pereriren zu hören? Wenn wir aber die Frage so stellen, so könnte man uns anklagen, daß wir den Fond der Sache umgehen wollten; und diesen Verdacht wollen wir nicht auf uns laden. Wir geben also zu, ohne gegen die Thatsache etwas einzuwenden, daß die Frau eben so geschickt wie der Mann ist, alle Stellen einzunehmen. Gehen wir, nach Annahme der Theorie, zur Praxis über.

In der Association des Mannes und der Frau sind zwei, von einander sehr verschiedene Arten von Pflichten zu erfüllen: nämlich die öffentlichen und die häuslichen. Jede dieser Missionen absorbirt die Zeit dessen, der sich ihr widmet. Daraus folgt, daß, wenn die Frau Minister, Professor, Advocat oder Arzt ist, sie nicht zugleich Amme, Lehrerin, Haushälterin, kurz Schutzengel des innern Lebens seyn kann. In weiterer, eben so strenger Folge müßte der Mann, wenn die Frau die Functionen des äußern Lebens übernimmt, die des Hauswesens übernehmen; wenn die Frau die Toga oder die Simarre trägt, so muß der Mann die Schürze und die Spindel vornehmen; wenn die Frau den Mutterberuf verschmäht, so muß der Mann ihn erfüllen, liebt er anders seine Kinder und ehrt er den Finger Gottes! Wird die Frau uns vielleicht sagen, daß sie nichts ganz besitzen wolle, daß gerechter, als der Mann gegen sie ist, sie alles mit ihm zu theilen bereit sey? Aber liegt es im Reiche der Möglichkeit, diese Theilung auf eine zweckmäßige Weise zu verwirklichen? Wenn sie auch die Arbeit des Mannes zur Hälfte machen könnte, ist der Mann geeignet, ist er bestimmt, die Wartung und Pflege halb zu übernehmen, die ein neugebornes Kind, seine erste Erziehung und alle kleinliche Details der Wirthschaft erheischen? Wird man uns die Existenz eines Paares bei den Thieren als Regel anführen? aber dieses Beispiel würde gerade zur Widerlegung des behaupteten Satzes dienen. Der Löwe vertheidigt seine Jungen und sorgt für ihre Nahrung; aber die Löwin allein übernimmt die ununterbrochene Fürsorge, welche auf eine so rührende Weise den Unterschied beider Geschlechter charakterisirt; das Männchen der Nachtigall selbst, so sorglich für seine Jungen, so zärtlich gegen sein Weibchen, überläßt doch diesem den größten Theil ihrer Pflege und auf einem andern Zweige als dem, an welchem sein Nest befestigt ist, erschallt sein Gesang, der sein eheliches Glück und den Zauber des Frühlings feiert.

Die Frauen klagen auch hin und wieder über die Schranken, die man ihrem Unterricht setzt. Diese Beschwerde, gegründet im Mittelalter (und vielleicht noch vor hundert Jahren) scheint uns in unsern Tagen grundlos. Die Frauen lernen so ziemlich alles, was ihnen nützen kann; wir sehen kein Hinderniß für die Erweiterung ihrer Kenntnisse, als das, welches Mangel an Vermögen und Mitteln ihnen entgegenstellen kann und in dem letztern Falle ist es immer weise von den Aeltern, den Unterricht mit ihrer wahrscheinlichen einstigen Bestimmung in Verhältniß zu setzen.

Saint-Simon.

Belgien und die July-Revolution.

Von

Ch. L. von Becourt. *)

(L.)

Wenn es einen Ruhm giebt, den man der July-Revolution nicht absprechen kann, so ist es der, die Grundlage des Königreichs Belgien gesichert zu haben. Die July-Revolution hat die Unabhängigkeit des belgischen Volkes geweiht. Sie hat seine Rechte unterstützt; sie hat alle Hindernisse entfernt, welche die ersten Entwickelungen seiner Freiheit hemmten. Sie hat diese Hülfe auf eine freimüthige, uneigennützige Weise geleistet, ohne die Umstände provocirt zu haben, die sie nöthig gemacht. Nicht sie ist es, die Belgien gegen Holland in Aufstand versetzt; nicht sie, die die Trennung beider Länder verlangt hat; aber nachdem diese Trennung das Resultat eines National-Sieges geworden, hat die July-Revolution gefordert, daß sie aufrecht erhalten werde. Man sagte damals zur July-Revolution: Verbreite Dein Princip nach allen Puncten von Europa; treibe die Völker an, Dein Beispiel nachzuahmen; ermuthige die Starken und beschütze die Schwachen; das ist das einzige Mittel, Dich selbst zu vertheidigen! Die July-Revolution hat diesen Rath nicht befolgt, der sie in ungerechte und unverständige Unternehmungen gestürzt haben würde. Sie hat nicht geglaubt, daß die Trefflichkeit ihres Princips ihr das Recht gebe, es der Welt aufzuzwingen, noch die Volks-Bewegungen aufzuregen, die immer von selbst entstehen, wenn sie die Kraft und die Gerechtigkeit für sich haben. Sie hat nicht geglaubt, ihre Hülfsquellen nach Außen hin erschöpfen zu müssen, um ihre Haltung im Innern zu sichern; aber so wie sich eine Gelegenheit gezeigt hat, jenseits ihrer Gränzen das Princip, dem sie ihr Daseyn verdankt, zu unterstützen, ohne gegen sich den Verdacht einer chimärischen Ehrsucht zu erregen, noch die Ruhe von Europa zu gefährden, so hat es die July-Revolution mit Eifer und mit Erfolg (?) gethan; die Belagerung der Citadelle von Antwerpen hat es bewiesen.

Diese Uneigennützigkeit (?) und diese Maaßregel der July-Revolution in den belgischen Angelegenheiten, diese Mischung von Mäßigung und Entschlossenheit **) ist die schöne Rolle Frankreichs gegen das Ausland,

---

*) Wir theilen diesen Artikel mit, weil er uns nicht ohne Interesse scheint; es bedarf aber für unsere Leser der Bemerkung kaum, daß er mit einer gewissen nationellen Eitelkeit und einseitiger Parteilichkeit geschrieben ist.
Anm. d. Red.

**) Gleich nachdem die July-Regierung das Nicht-Interventions-Princip, zunächst zu Gunsten der belgischen Revolution, aufgestellt und proclamirt hatte, hat sie es zuerst, durch zweimalige facetische Intervencion, (ohne welche die Belgier den Holländern unterlegen haben würden) verletzt. Es ist hier der Ort nicht, die völkerrechtliche Frage zu erörtern; aber sagen darf man wohl, daß dies eine große politische Inconsequenz war, die noch viele andere nach sich gezogen hat, unter andern die Duldung der österreichischen Intervention in Italien, die eben so eigenmächtige als bis jetzt erfolglose Wegnahme Ancona's in tiefem Frieden mit dem Papst ꝛc. Und ist denn die belgisch-holländische Frage jetzt, nach fünf Jahren, wirklich definitiv gelöst?
Anm. d. Red.

seit fünf Jahren, welche Herr Becourt versucht hat, in einem Buche zu zeigen, das voll feiner und richtiger Bemerkungen ist. Dies Buch ist das Werk eines klaren Geistes, der sich vor Allem bestrebt, die Fragen zu vereinfachen und die wahren Triebfedern der Ereignisse vor Augen zu legen. Es ist der erste Versuch eines jungen Publicisten, der gedacht hat, bevor er schrieb, und der mit viel Natur-Anlagen und Geschmack schreibt.

Herr von Becourt beweist uns zuvörderst, daß Belgien schon vor den July-Ereignissen dahin strebte, sich von Holland loszumachen. Dieser Plan der Trennung war seit langer Zeit entworfen; er reifte mit jedem Tage unter dem Drucke einer Gewalt, welche durch Zwang zwei Länder zu vereinigen suchte, die von Natur durch ihre Interessen, ihren Charakter und ihre Erinnerungen geschieden sind. Das Königreich der Niederlande, eine Schöpfung der europäischen Politik von 1815, war aus Haß gegen Frankreich gegründet worden. Belgien, alliirt (?) mit Frankreich, war darin aufgeopfert. Es hatte sich gezwungen gesehen, sein Schicksal an das eines Volkes zu knüpfen, was selbst nicht einmal die Verwandtschaft gleicher Sprache und gleicher Religion darzubieten hatte. Auch ist die Geschichte Belgiens, von 1815 bis 1830, nur eine Reihe gesetzlicher Beschwerden gegen Holland. Man dringt zuvörderst Belgien eine Constitution auf, die seine Repräsentanten durch Abstimmung verworfen haben; und unter dem Vorwande nöthiger Gleichheit zwischen beiden Völkern, die künftig nur einen Staatskörper ausmachen sollen, entzieht man Belgien die Vortheile, welche Holland nicht hat, und giebt ihm seine Lasten. Holland hatte große Schulden, und Belgien wenige; man kehrt sich nicht daran, die Schulden beider Länder werden verschmolzen und auf den gemeinschaftlichen Schatz gewiesen. Belgien besaß die Bürgschaft der Jury, die nicht in Holland existirt; man raubt Belgien diese Institution. Belgien ist bevölkerter als Holland; man gesteht ihm in der Repräsentation der Staaten nur eine gleiche Zahl von Deputirten zu. Ueberall ist Gleichheit versprochen, aber die wahre Gleichheit wird verweigert. Es sind nicht zwei Völker, die sich vereinigen; es ist ein Volk, das das andere absorbirt und es gewaltsam in den Kreis seiner Institutionen und seiner Interessen zieht; alles geschieht für Holland und durch Holland; die holländische Sprache wird, durch Ordonnanz, die Sprache gesetzlicher Verhandlungen. Die Belgier werden fast überall von Ehren und Aemtern ausgeschlossen. Was wurde Belgien bei dieser Ordnung der Dinge? Was war es einem holländischen Könige, einem holländischen Hofe, einem holländischen Ministerio und einer Armee gegenüber, deren Officiere größtentheils Holländer waren? Man muß sagen, Belgien existirte nicht mehr; es war bloß der Anhang eines andern Staates, den er mit seinen Producten und seinen Hülfsquellen nährte. Wie hätte Belgien nicht darauf denken sollen, sich unabhängig zu machen? Wie hätte es nicht suchen sollen, die gehässige Mischung durch Gewalt zu zerstören, die die Gewalt allein geschaffen hatte? Auch war dies sein fortdauerndes Bestreben während der funfzehn Jahre der Union. Ohne Unterlaß sieht man es seine National-Rechte und seine Privilegien reclamiren; es geht in Discussionen von allgemeinen Interessen nur ein, um darin einen besondern Platz einzunehmen, um gegen die successiven Eingriffe Hollands zu protestiren und um die Unmöglichkeit einer dauerhaften Vereinigung, ja selbst nur Annäherung, beider Länder zu beweisen. Man erinnere sich der politischen Debatten jener Zeit in den General-Staaten; es ist nicht ein Regierungs-System, was man verwirft oder vertheidigt; es sind nicht Parteien, die einander gegenüberstehen; es sind, wie Herr von Becourt sehr richtig bemerkt, zwei abgeschiedene Nationalitäten, zwei Religionen, zwei Länder, deren Charakter und Interessen vollkommen entgegengesetzt sind, wovon der eine ackerbauend, der andere handeltreibend ist. Der Gedanke einer Trennung, den die einen im Stillen hegen und fördern, die andern als einen Empörungsplan bezeichnen, macht den Fond aller Fragen aus. Diese Idee faßt in den Gemüthern immer mehr und mehr Wurzel und ihre Kraft wächst durch die Unzufriedenheit, welche die willkührlichen Maaßregeln erwecken. Endlich gewann der Zwist einen so gewaltsamen und so ausgesprochenen Charakter, daß ein Kampf unerlaßlich war. Die July-Revolution hat vielleicht dies Feuer angezündet, das eine so große Explosion verursachte; aber dieses Feuer hatte schon sehr lange unter der Asche geglimmt. *)

Es giebt übrigens eine Thatsache, welche zeigt, wie fremd die July-Revolution den Debatten Belgiens gegen Holland und dem darauf folgenden Bruche zwischen beiden war: das ist die Verschiedenheit des Charakters, den man zwischen der französischen und der belgischen Opposition unter der Restauration gewahrt. Wenn die liberale Bewegung in Frankreich wirklich die Volks-Empfindlichkeit Belgiens geleitet hätte; wenn, wie man behauptet, die Meynung, welche in der July-Revolution triumphirt hat, auch die belgische Revolution erzeugt hätte, so hätte sich die Opposition in beiden Ländern nothwendig gleichen müssen; zwei Parteien, die abgesondert für eine ähnliche Sache kämpften, und deren eine die andere unterstützte, mußten denselben Weg gehen, einstimmig handeln, dieselben Mittel brauchen, um denselben Zweck zu erreichen: was kann wohl natürlicher seyn? Und dennoch hat man von Allem dem nichts gesehen. Ganz im Gegentheil hat die Opposition in jedem Lande eine ganz verschiedene Bahn verfolgt; keine Conformität der Principien, kein übereinstimmendes (noch weniger verabredetes) System; jede wurde von ihr eigenthümlichen Maximen geleitet. Was in Frankreich unter der Restauration liberal war, war es nicht in Belgien und was man dort als ein Werkzeug der Gewalt verschmähte und verwarf, wurde hier eine Waffe der Opposition. Das liberale Frankreich unter der Restauration mißtraute und entzog sich dem Einflusse der religiösen Ideen; es sah darin eine Quelle politischer Mißbräuche, ein Mittel für die Autorität, um sich über die Gesetze zu erheben; Belgien dagegen, dem Katholicismus ergeben, kämpfte gegen einen protestantischen Staat. Wie Irland verband es den Cultus der ultramontanen Doctrinen mit der Vertheidigung seiner National-Rechte. Ja, was mehr noch ist, wenn man den parlamentarischen Streit beider Länder ins Auge faßt, so dürfte es schwer seyn, zu entscheiden, worin die belgische Partei mehr an den liberalen Ideen hing, als die holländische. Das entgegengesetzte System beider Parteien rührte hauptsächlich von ihrem Contact her. Kein Zweifel, daß, die Theilung beider Staaten zugegeben, die Frage von politischer Freiheit im Haag, in dem alten republikanischen Geiste Hollands, eben so viel Anklang gefunden haben würde, als zu Brüssel, wo die flamändische Geistlichkeit sie, durch ihren religiösen Rigorismus, oft gefährdet haben würde. Die liberalen Tendenzen waren nicht der ausschließliche Antheil Belgiens zum Nachtheil Hollands. In dem Streite beider Länder glich nichts dem Kampfe, der in den letzten Zeiten der Restauration zwischen der Regierung und der Opposition sich entsponnen hatte. Holland war nicht eine durch die Chimären des göttlichen Rechts gemißbrauchte Gewalt, noch Belgien eine Opposition, die, durch Uebereinstimmung der Ansichten und Regierungs-Principien, sich klar aussprach. Es waren zwei Völker, die einen National-Streit unter dem Anschein eines politischen Kampfes verfolgten. Mithin war keine Aehnlichkeit zwischen der belgischen und der französischen Opposition unter

*) Diese Schilderung des gegenseitigen Verhältnisses zwischen Belgien und Holland ist größtentheils wahr, nicht aber eben neu; eine ähnliche ausführlichere und mehrseitige findet man in einer schon im Anfange des Jahres 1829 (also anderthalb Jahre vor der belgischen Revolution) in der Hofmannischen Buchhandlung hier (in Hamburg) erschienenen Flugschrift, betitelt: Die Hauptstaaten der alten und neuen Welt in ihrem jetzigen politischen Zustande und wechselseitigen Beziehungen; man lese darin S. 67 bis 74. Anm. d. Red.

Digitized by Google

der Restauration. Folglich kann man die letzten Revolutionen beider Länder in keine Beziehung und Verbindung setzen. Es ist kein Motiv vorhanden, der July-Revolution den Keim und die Entstehung der belgischen Revolution zuzuschreiben.

Fremd den Zwistigkeiten Belgiens und Hollands, wie der siegreichen Insurrection, die sie beendigt hat, konnte inzwischen die July-Revolution in denen durch diese Insurrection erhobenen Debatten nicht neutral bleiben. Hier begann ihre nothwendig thätige Rolle. Nachdem die belgische Revolution, hinsichtlich der Unabhängigkeit des Gebiets, einmal vollendet war, so handelte es sich davon, ihr die Anerkennung Europa's zu verschaffen. Die Mächte hatten im Jahre 1814 über Belgien, wie über eine Barriere gegen Frankreich, verfügt: sollte man nun versuchen, diese Barriere von Neuem gegen Frankreich zu erheben, das stärker, größer (?) und minder ehrsüchtig als jemals geworden war? Wollte man ein Gebäude wieder erbauen, das in einem Tage zusammenstürzte, nachdem es funfzehn Jahre lang untergraben worden war? Oder würde Europa, unter dem Vorwande, daß die belgische Revolution nichts als ein Aufstand von Unterthanen gegen die constituirten Autoritäten sey, sich weigern, zu interveniren, Belgien und Holland überlassend, ihren Zwist durch einen blutigen Krieg zu entscheiden, als wenn von den Rechten des Königs Wilhelm gegen eine rebellische Provinz die Rede gewesen wäre?

Das waren die Fragen, die sich aufdrangen; Frankreich konnte nicht neutral bleiben, weder im Interesse Belgiens noch in dem seinigen. Seine Pflicht war, zu intervenirn, und die Vermittelung Europa's anzurufen. Seine Pflicht war, die Unabhängigkeit des neuen Staates zu beschützen und seine Verhältnisse mit den umgebenden Staaten so zu regeln, daß für keinen von ihnen das richtige Gleichgewicht gestört werde, welches sie aufrecht halten soll. Diese Pflicht Frankreichs haben die vermittelnden Mächte Europa's begriffen, und die Conferenz von London hat sie erfüllt (?).

(Der Beschluß folgt.)

Mein Aufenthalt in Ostindien.

Aus dem

Tagebuche eines Officiers

in Diensten der englisch-ostindischen Compagnie.

(Calcutta Literary Gazette.)

(Beschluß.)

Die letzte Abtheilung der Rekruten war gegen Ende Mai nach Bengalen unter Segel gegangen, und unser Depôt war daher ziemlich leer und öde geworden; doch brachte fast jede Woche auch neue Rekruten, und es gereichte mir immer zur größten Satisfaction, daß beinahe unter jeder Schiffsladung wenigstens ein oder zwei Rekruten sich befanden, die einem Gentleman, oder doch dem Sohne eines Gentleman nicht ganz unähnlich sahen, und die gleich mir eine Beute des Betruges durch den Sergeant-Major und seine so zu sagen obligaten Anschlagzettel verleitet in die Falle gegangen waren. Für mich war es immer ein Freudentag, wenn neue Rekruten ankamen, denn vor allem Andern sehnte ich mich nach einigen Kameraden, die wenigstens nur einigermaßen gebildet waren, und denen ich mich also schon deshalb näher anzuschließen wünschte, obgleich ich mit ihnen nur in dem einen Punete sympathisiren konnte, daß wir Alle mit einander schändlich betrogen waren. Uebrigens fehlte es in unserer Mitte nicht an buntem Wechsel und sonderbaren Contrasten: überall, wohin man sich wandte, sah man ruinirte Kaufleute, verunglückte Irländische Advocaten, brodlose Aerzte, verabschiedete Militairs, Infanterie-, Cavallerie-, und Marine-Officiere, Comptoiristen, Handelsleute und Mechaniker — und mag nun auch die Alles bekrittelnde Welt aus dieser bunten Zusammenstellung den Schluß ziehen, daß da, wo die Gesellschaft so gemischt war, auch wenig Moralität zu finden seyn mochte, so mußte es doch für den theilnehmenden Menschenfreund ganz unmöglich seyn ohne Bedauern und Mitleid die Erniedrigung so vieler Individuen zu erblicken, die zum Theil eben nicht der niedrigsten Classe des Volkes angehörten, und denen es auch eben so wenig an guter Erziehung und Bildung fehlte.

Der Leser wird gewiß damit zufrieden seyn, wenn ich die nähern Details unserer Fahrt nach Bombay übergehe; nach längerm Aufenthalte in Chatham war mir endlich der Befehl zugekommen, mit dem Bataillon, zu dem ich gehörte, zusammen an Bord zu gehen. Genug, wir erreichten glücklich den Ort unserer Bestimmung und marschirten sogleich nach unserer Ankunft noch an demselben Tage in die verschiedenen Cantonnements ab. Diese Anstrengung — wir mußten nämlich nach 6 Stunden weit marschiren — hatte mich sehr angegriffen, und in Folge der Abspannung, welche der Aufregung des ersten Augenblicks gefolgt war, schlief ich, als endlich die Stunde der Rast und Ruhe gekommen war, bald ungewiegt ein. Am folgenden Morgen, als ich erwachte, ließ ich es mir eben nicht einfallen über mein Schicksal zu murren und zu klagen, doch fragte ich mich selber, in wie fern ich im Allgemeinen ein Recht hätte mit einer Lage unzufrieden zu seyn, der ich mich freiwillig unterzogen hatte. So viel war gewiß, die ostindische Compagnie hatte sich, wie die blauen Anschlagzettel nöthigenfalls beweisen konnten, auf gewisse Versprechungen eingelassen, und nur im Vertrauen auf die striete Erfüllung derselben hatte ich meine Freiheit und meine Dienste verdungen. Wie stand es nun mit diesen Versprechungen? Waren sie in Erfüllung gegangen? Was den ersten Punct betraf, die Fruchtbarkeit des Klima, so ließ sich hiergegen nichts einwenden, und ich mußte gestehen, eben dieser erste Punct hatte mich auch veranlaßt mein Vaterland zu verlassen. Von der andern Seite ließen sich eben so wenig die angenehmen Aussichten in Zweifel ziehen, die dem Soldaten, der nur einigermaßen gebildet ist, in Ostindien sich anbieten, denn obschon diese Aussichten auch ziemlich in der Ferne und im Hintergrunde erschienen, so ließ sich dennoch nicht läugnen, daß genau genommen und im buchstäblichen Sinne des Wortes Alles in Erfüllung gegangen war. Die Compagnie hatte sich also gar keiner unerlaubten Mittel bedient, um ihren Zweck zu errtichen, und so gern ich auch das Gegentheil glauben wollte, so wäre es mir doch sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich gewesen, zu beweisen, daß die Compagnie den Contract verletzt hatte.

Kaum war ein Monat verflossen, so wußte ich auch schon so gut mit einer Kanone Bescheid, als hätte ich schon lange gedient; auch wurde ich bald nach meiner Ankunft, da ich eine deutliche und feste Hand schreib, zum Schreiber und Secretair unsers Adjudanten befördert. Einige Monate später, erhielten wir die frohe Nachricht, daß die Regierung in Bombay beschlossen habe, mit Gewalt der Waffen den Seeräubereien der Joasmees in dem persischen Meerbusen ein Ende zu machen: wer als Freiwilliger an dieser Expedition Theil nehmen wollte, wurde aufgefordert sich zu melden. Mit Freuden ergriff ich diese Gelegenheit, theils um mich einmal auf dem Felde der Ehre umzusehen, theils auch um einen Winkel der Erde näher kennen zu lernen, von dem ich sonst wohl in meinem ganzen Leben nichts gesehen haben würde. Auch war unser Leben in den Cantonnements und der ewige Kamaschen-Dienst gar trist und uninteressant, denn damals gab es dort noch keine Leihbibliotheken und Zeitungen wie jetzt, auch keine Wirthshäuser, und eben so fehlte es an allen Mitteln, um durch wissenschaftliche Beschäftigung sich zu belehren und zu zerstreuen. So war ich denn bald bei der Hand, um mich dem Corps der Freiwilligen anzuschließen. Jetzt gingen wir alle mit frischem Muthe der Zukunft ent-

Digitized by Google

gegen, kaum konnten wir die Stunde unserer Abfahrt abwarten, und in den Augen unserer Kameraden thaten wir uns auch nicht wenig auf unsere neue Laufbahn zu Gute, denn das wußten Alle, daß wir es mit einem Feinde zu thun haben würden, der wenn auch eben so undisciplinirt wie die Mahrotten, doch seither weitmehr Muth und Tapferkeit bewiesen hatte, und eben deshalb auch vor unsern Waffen wohl nicht so leicht das Feld räumen würde. Als endlich der Tag gekommen war, an dem wir aufbrechen sollten, marschirten wir zuerst in unsere Gouvernements-Stadt ab und darauf gingen wir in Gegenwart des Generals W. Grant Keir, der den Befehl über unsere Expedition übernommen hatte, an Bord eines großen Kauffartheischiffes, das zu unserm Transport eigens eingerichtet war. Der Wind war günstig, wir gingen noch an demselben Tage unter Segel, escortirt von einem Kriegsschiffe und im Ganzen 12 Segel mit 5000 Mann an Bord, von denen beinahe 2500 Europäer waren.

Nach einer Fahrt von 10 Tagen hatten wir Muscat erreicht, wo ein kleines Geschwader des Imaum von Muscat zu uns stieß, und 9 Tage später hatten wir das Fort Ras-el-Rhyma vor uns, wo die Joasmees-Araber uns erwarteten. Die Schiffe, die zur Vorhut gehörten legten jetzt bei, und warteten so lange, bis alle übrigen aufgekommen waren, und hierauf erhielten wir Befehl, uns an einem bestimmten Punete zu versammeln, der kaum 20 Schritt weit aus dem Bereiche der feindlichen Festung lag. Gegen Abend waren wir endlich wieder alle bei einander, doch waren noch 2 bis 3 Tage nöthig, ehe wir mit der Landung beginnen konnten.

Unterdessen waren aber auch die Araber bis zum Augenblick unserer Ankunft nicht unthätig gewesen, man sah, alle ihre Forts und Schanzen waren stark befestigt, und überhaupt hatten sie alle Maaßregeln getroffen, um mit allem Nachdrucke unsern Angriff zurück zu weisen. Am dritten Tage nach unserer Ankunft, des Morgens in aller Frühe, ward der Anfang mit der Landung gemacht, und gewiß nie in meinem ganzen Leben werde ich vergessen, mit welchem Enthusiasmus Einer den Andern an Eifer und Thätigkeit zu überbieten suchte. Zuerst wurden einige Compagnien vom 46sten und 65sten Regimente ausgeschickt, um unser Terrain vom Feinde zu säubern; unterdessen brachten wir unsere Kanonen in die Schiffsböte und kamen damit glücklich ans Land, nachdem der Feind zurückgeworfen war. Auch hatte Capitain Cullier, welcher den Liverpool commandirte, eine Abtheilung seiner Marinesoldaten uns zur Disposition gestellt, um bei der Landung des schweren Geschützes, der Errichtung der Batterien und bei der Aufpflanzung der Kanonen behülflich zu seyn, doch fiel es uns wirklich schwer, vor lauter Lachen nur aus der Stelle zu kommen. Diesmal war unser alter John Bull recht in seinem Elemente, zumal als er die Araber sammt ihren Forts in den tiefsten Abgrund der Hölle verwünschte, Alles schrie, lärmte und tobte durcheinander und das Hurrah und Hallo der Matrosen, ihr wildes Toben und Fluchen, das von unsern ernsten Artillerie-Manœuvers gewaltig abstach, machte die ganze Scene nur noch interessanter und unsere Arbeit noch einmal so leicht. Noch an demselben Tage, an dem wir gelandet waren, gelang es uns, eine Batterie zu errichten, die wir sogleich mit vier Kanonen besetzten, auch fehlte es uns nicht an Material, da die ganze Küste sehr sandig war, um unsere Schanzkörbe sogleich zu füllen: außerdem war noch die eine Hälfte unsers Truppencorps gleich an dem ersten Tage ausgeschifft worden. Die Araber ließen uns indessen bei unserer Arbeit keinen Augenblick in Ruhe, doch waren wir durch unsere Flanken-Compagnien hinlänglich gedeckt und überdies kam uns noch im Laufe des Tages ein Regiment Seapoys zu Hülfe, so daß der Feind am Ende seine Keckheit theuer bezahlen mußte und es für gerathen hielt, uns nicht länger zu incommodiren.

Als die Nacht herankam, wurden Piquets und Patrouillen nach allen Seiten hin ausgeschickt, um für unsere Sicherheit zu sorgen, darauf legten wir uns auf die Schanzkörbe und Sandsäcke nieder, um uns zu erholen und frische Kräfte zu sammeln, denn am folgenden Tage sollte die Belagerung beginnen. Einige Stunden später war Alles ruhig und stille geworden, keine Seele rührte sich, und nur dann und wann wurde es wieder laut, wenn die Patrouillen ihr „Wer da" riefen oder die Wachtposten abgelöset wurden. Die Nacht war stockfinster und es mochte ungefähr 12 Uhr seyn, als auf einmal in der Nähe unserer Batterie ein Geräusch entstand, als wenn Jemand wimmere und stöhne, ich horchte, — es ward wieder still — „Ullah-il-Ullah!" erschallte es plötzlich von allen Seiten, eine Kugel jagte die andere, wir waren verrathen, der Feind war da. Wie in einem Nu waren wir alle wieder auf den Beinen und nun ging es darunter und darüber. Bei der gränzenlosen Verwirrung in unserm Lager und bei der Dunkelheit der Nacht war es ganz unmöglich, Freund und Feind zu unterscheiden, ein Jeder war in diesem Augenblicke nur auf sein eigenes Heil bedacht, und die Parole war noch das einzige Mittel, um der Kugel oder dem Schwerdte seiner Kameraden zu entgehen. Der Feind hatte uns überrascht, immer näher und näher wogte der Strom, immer lauter und lauter tobten seine Wogen — „Ullah-il-Ullah" und „Bismillah" erscholl es jetzt von allen Seiten, „England für immer" war unsere Antwort: das Klirren der Waffen, das Wirbeln der Allarmtrommel, der Ruf der Trompete und der Hörner, das Hurrah der Matrosen, die Signalschüsse der Wachtposten, Alles verkündete, daß der Kampf zwischen den Moslim und Christen entbrannt war. Nach Verlauf einer Stunde ließ sich aber kaum noch ein Feind im Felde blicken: so kehrten wir denn ins Lager zurück, doch blieben wir fortwährend unter den Waffen, bis daß der Morgen graute. Schrecklich, entsetzlich! Jetzt sahen wir erst das Unheil und Verderben der vorigen Nacht: allein von unserer Compagnie lagen nicht weniger als acht Mann todt auf dem Boden — und dies ist gewiß eine große Anzahl, wenn man die numerische Stärke der Artillerie in Betracht zieht. Ihre Wunden zeigten, daß die meisten unter ihnen der Tod überrascht hatte, noch ehe sie aus dem Schlafe erwacht waren, und nur zwei derselben hatten sich zur Wehr gesetzt, wie man an ihren Waffen sah, die mit dem Blute des Feindes geröthet waren. Einer derselben, ein alter wackerer Haudegen, Namens D—t, lag auf einem Araber, dessen Hals er mit beiden Händen krampfhaft umklammert hielt, sein Schwerdt hatte das Herz des Feindes durchbohrt, während die blutbefleckte Waffe des Arabers es nicht zweifelhaft ließ, wessen Arm dem armen D. den Todesstreich versetzt hatte. Genug, es war ein herzzerreißender Anblick. Wie es schien, waren die Piquets zu gleicher Zeit auf allen vier Seiten überfallen und in demselben Augenblick niedergemacht worden, noch ehe sie die Nähe des Feindes hatten ahnen können.

Dieser nächtliche Ueberfall des Feindes entmuthigte uns nicht, sondern trug vielmehr dazu bei, daß wir fortan unsere Thätigkeit und unsere Anstrengungen verdoppelten: jetzt wußten wir auch, mit was für einem Feinde wir zu thun hatten, und unsere Erbitterung kannte keine Gränzen mehr. Mit Sonnenaufgang fingen wir an, das feindliche Fort zu bombardiren und bald war es uns gelungen, an zwei verschiedenen Stellen Breche zu schießen. Die Araber antworteten uns indessen mit großer Energie und nicht ohne Geschicklichkeit, und gleich eine seiner ersten Kugeln tödtete unsern tapfern Major Molesworth vom 47sten Regimente. Doch schon am folgenden Morgen waren wir mit Hülfe einer kleinen Mörser-Batterie so weit gekommen, daß die Geschütze des Feindes nur noch schwach antworteten und zuletzt ganz verstummten: hierauf rückte ein detachirtes Corps der Unsrigen zum Sturme vor, warf Alles, was ihm in den Weg kam, zu Boden und trieb mit gefälltem Bayonnette den Feind in die Stadt zurück, der Halbmond des Orients war verschwunden, der Banner der Christenheit und das Panier Alt-Englands entfaltete sich vor

Digitized by Google

unsern Augen. Inzwischen waren die Unsrigen bereits in die Stadt eingedrungen und nun wurde nach Herzenslust geplündert, eine Scene, die gewiß mehr durch die Erbitterung und Rachelust des Augenblicks als durch den Charakter der englischen Nation hervorgerufen wurde. Auch hatte unser Chef, der tapfere General Sir W. Grant Keir, streng verboten, die Stadt zu plündern, und nur in Betracht alles Dessen, was seine Soldaten erduldet hatten, ließ er es jetzt geschehen, zumal da auch eigentlich wenig oder gar nichts in der Stadt zu plündern war. Außer einigen persischen Teppichen und einer kleinen Anzahl venetianischer Decken und Matten hatte sich auch nicht das Geringste von Werth vorgefunden, und daher kehrten denn auch späterhin die meisten der Unsrigen, nach saurer Arbeit, mit leeren Händen und vielem Verdrusse ins Lager zurück.

Der Zweck unserer Expedition war auf diese Weise erreicht. Während der Zeit der Belagerung und bei der Erstürmung von Ras-el-Rhyma selbst waren wir Zeugen mancher tapfern, denkwürdigen Waffenthat gewesen, doch möchte es sehr schwer seyn, besonders für den, der an den Mühen des Tages selbst hatte theilnehmen müssen, ein vollständiges Verzeichniß aller Derer, die durch Muth und Unerschrockenheit sich hervorthaten, zu geben. Das Nächste, was wir nun zu thun hatten, war, daß wir die Festung schleiften, und den Befehl hierzu erfüllten wir mit solchem Eifer, daß auch nicht ein Stein auf dem andern blieb: hierauf suchten wir auch die übrigen Schlupfwinkel und Verstecke der Seeräuber auf, verbrannten Alles, was von Fahrzeugen und Kaperschiffen zu finden war, und zwangen zuletzt auf diese Weise die Häuptlinge der Araber, uns um Frieden zu bitten und sich auf gewisse Bedingungen einzulassen, die der Wiederholung aller ähnlichen Vorfälle für die Zukunft vorbeugen sollten. Nachdem dies geschehen und eine kleine Abtheilung der Unsrigen auf der Insel Rishma im persischen Meerbusen als Observations-Corps zurückgeblieben war, brachen wir endlich wieder auf und kehrten nach Bombay zurück, um dort den Dank der Regierung und die Lobsprüche unserer Landsleute einzuärnten. Auch wurden jetzt ziemlich ansehnliche Prisengelder vertheilt, doch war das kleine Scherflein, welches die Gemeinen erhielten, in Vergleich zu den reichen Belohnungen der Officiere, wie gewöhnlich weiter nichts als ein erbärmliches, kümmerliches — Trinkgeld.

Von nun an war ich mit Leib und Seele Soldat, jetzt konnte ich auch schon ein Wort mit sprechen, wenn von der „großen Retirade" die Rede war, von „Todesverachtung und Kanonenfieber, von dem Pfeifen der Kugeln und dem Donner der Kanonen, von blutigen Nasen" und andern röthlichen und blaugelben Unannehmlichkeiten. Ueberdies war ich zum Sergeanten befördert worden, ich konnte jetzt mit meiner neuen Heimath ganz zufrieden seyn und „Beoolen's Nectar," merkte ich, war ein herrlicher Göttertrank. Doch der schöne Traum meiner Jugend — war entflohen, die frühere aristokratische Allüre meiner Persönlichkeit lag im Schooße der Vergangenheit begraben, und alle Poesie des Lebens „jener süßen Gewohnheit des Daseyns" hatte vor der nüchternen Prosa der Wirklichkeit Reißaus genommen. Jetzt war das nächste Ziel meiner bescheidenen Wünsche die Stelle eines Corporals, doch nicht etwa deshalb, um auf diesem Wege den höhern Regionen des Gentleman-Lebens wieder näher zu treten, sondern weil ich auf diese Weise den Umfang meiner Autorität zu erweitern wünsche, denn viel befehlen und wenig gehorchen, das ist seit jeher meine Passion gewesen. In jener Zeit stand ich mehrere Monate lang mit einem kleinen Detachement in Severndroog, einer sehr gesunden Gegend in der Nähe der Küste, und ich hatte damals gerade einige Aussichten, einen Posten bei dem Arsenal zu erhalten, als mir ganz unerwartet der Befehl zukam, mich mit meinem Detachement einer zweiten Expedition nach dem persischen Meerbusen anzuschließen. Wie wir erfuhren, hatten die Araber die Bedingungen des mit ihnen abgeschlossenen Vertrags nicht gehalten und sogar unser kleines Corps auf der Insel Rishma überfallen und ohne Gnade bis auf den letzten Mann niedergemacht. Genug, wir mußten jetzt das alte Lied von vorne wiederholen und zum zweitenmale gegen die Araber ins Feld rücken, um diesen Friedensbruch und ihre Gewaltthätigkeit zu bestrafen. Doch der Leser wird es mir gewiß erlauben die nähern Details dieser zweiten Expedition zu übergehen; wir hatten ebenso wie das erstemal mit manchem Ungemach zu kämpfen und wurden wiederum durch eine nächtliche Visite des Feindes aus dem Schlafe gestört, doch verließen wir diesesmal jenen Meerbusen nicht eher, als bis wir Alles, was von unsern Feinden dort zu sehen und zu hören war, mit Stumpf und Stiel ausgerottet hatten.

Was ich Dir, lieber Leser, jetzt noch aus meinem Tagebuche zu erzählen hätte, das möchte ich eigentlich gar zu gerne mit dem Schleier der Vergessenheit bedecken. Einer meiner besten Freunde, der aus Mißmuth und Kummer über sein Schicksal sich der Trunkenheit hingegeben hatte, war an den Folgen derselben gestorben: sein Ende war schrecklich gewesen. Dessen ungeachtet hatte ich selbst Tag für Tag immer größeres Gefallen am Weine und seinen Freuden gefunden, doch — seine Freuden verwandelten sich bald in bitteres Herzeleid und die Süßigkeit des Weins in die Schärfe des Essigs, kaum mag ich es gestehen, ich hatte mich soweit vergessen, daß ich selbst an den Tagen des Wachdienstes und auf der Parade mir keine Mühe mehr gab, meinem, soll ich so sagen? kanibalisch-seligen Zustande einen nüchtern Anstrich zu geben. Was aber schon längst hätte geschehen müssen, traf endlich ein, ich ward in Arrest gesteckt und vor ein Kriegsgericht gestellt, mein Urtheil lautete — Degradation zum Gemeinen. Von diesem Augenblicke an habe ich alle Achtung vor mir selbst verloren, ich thue jetzt Alles, was mein Dienst erfordert, aber nur wie eine Maschine und mit der größten Gleichgültigkeit. Vergebens habe ich alle Mittel und Wege zu meiner Rettung versucht, vergebens, ich kann mich dem hundertarmigen Ungeheuer nicht entreißen, meine Freiheit nicht wieder finden. Mein Auge trübt sich, wenn ich in die Zukunft blicke, wenn ich daran denke, daß ich bald, nach Ablauf meiner Dienstzeit, nach England zurückkehren muß, in mein Vaterland, und das mit einem Vermögen von einem ganzen Schilling für den Tag!

Das ist es, lieber Leser und schöne Leserin, was ich Dir zu erzählen hatte, und was ich Dir erzählt habe ist lautere traurige Wahrheit, die einfache Prosa meines poesielosen Lebens. Und diese Wahrheit, diese Prosa enthält eine Moral, und diese Moral wie lautet sie? Ich will sie Dir aufrollen, die Devise meines Lebens, sie lautet: „böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten!" Du kennst das Thier, das Moses Kinder scheuen, und hat man Dir gesagt, daß wer es anrührt sich besudle, so glaube es nur, mein Leben hat es erfahren.

So rufe ich Dir denn zum Schlusse zu: „Laß Dich nie auf irgend eine Verbindlichkeit und Verpflichtung ein, in der Hoffnung, daß Du späterhin von Deiner Seite das, was die Verpflichtung von Dir verlangt, nicht zu erfüllen braucheſt."

Jetzt sage ich Dir Lebewohl, und gedenkst Du mein, so bitte ich Dich, schließ mich in Dein Gebet ein, und bete für meine Seele, auf daß sie „nüchtern werde und frei." Gewiß, Du wirst mich erhören, so nimm denn hin den Dank des armen verlornen Wachtposten in Poonah, in Ostindien.

Den 22. November 1832.

— A. —.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1069. Hamburg. Mittwoch, den 15. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Municipal-Corporationen in England. (Fortsetzung.) . . Seite 665
Zumala-Carregup. . . . . „ 667
Belgien und die July-Revolution. Von Ch. L. von Becourt. (Beschluß.). . . . . „ 668
Orientalische Poesie. Fragment eines persischen Romans von Djami. . . . . „ 669
Ueber das Duell. . . . . „ 672
Eine neue Methode auf Leinwand zu zeichnen. . . . . „ 672

Die Municipal-Corporationen in England.

(Aus der Dublin University-Gazette.)

(Fortsetzung.)

(R.)

Es wäre, wie man sieht, lächerlich, wenn man bei einer solchen Organisation auch nur die kleinste Spur von Freiheit suchen wollte. Als dann auch noch die Dänen kamen, um eine so unglückliche und so unterdrückte Gesellschaft über den Haufen zu werfen, da häufte sich Unordnung auf Unordnung, Druck auf Druck. Vor der Eroberung Wilhelms des Normannen sah man die Bürger mehrerer angränzender Städte sich dahin vereinigen, den verlangten Zins in Gemeinschaft aufzubringen: durch diese Gruppe des Interesses schimmert zuerst die Corporation hindurch. Dies haben die Verfasser des neuen Werkes völlig aus der Acht gelassen. Die Corporation existirt in ihren Augen nur in der Charte, welche ihr ihre Privilegien sichert; aber diese Privilegien waren schon da, ehe sie geschrieben wurden. Der, durch die sächsischen Traditionen begünstigte, Vereinigungsgeist, trägt immer seine unvermeidlichen Früchte: sobald die Menschen sich gruppiren, läßt sichs vorhersehen, daß sich eine Gesellschaft bilden wird.

Die Sachsen und die Dänen waren seit länger als vier Jahrhunderten im Besitz von England, als Wilhelm, dies große Feudal-Oberhaupt, seine Krieger überredete, mit ihm zu ziehen, und nun sein Reich nach Großbritannien verlegte. Er hatte das Lehnswesen in einer mächtigeren und concentrirteren Weise zu organisiren gewußt. Zwei barbarische Nationen, beide kräftig, stießen auf einander und bekämpften sich; sie hatten einen gemeinschaftlichen Ursprung und ihre Sprachen, ihre Institutionen waren von einem und demselben Punkte ausgegangen. Die Eine erdrückte die Andere nicht, aber sie rangen mit einander. Die Sachsen ließen sich eine dienstbare Unterwürfigkeit nicht so ganz willig gefallen. Ueberwunden, erinnerten sie sich, daß auch sie Sieger gewesen waren: einerseits zeigte sich die normännische Feudalität mächtiger und regsamer; andererseits war die sächsische Bevölkerung widerspänstiger und ungeduldiger. Man sah die Individuen sich nicht über den Boden hin verbreiten und hie und dort kleine absolute Souverainitäten constituiren. Alle Gewalten endlich gewannen an Energie.

Dieser hartnäckige Widerstand spricht sich in einer edlen Weise die ganze englische Geschichte hindurch aus. So wie die unterdrückten Sachsen nur ihr Haupt erheben konnten, forderten sie ihre früheren Gesetze, die Gesetze Eduards des Beichtigers, zurück. Als die Bürger von Exeter Wilhelm und seine Armee sich nähern sahen, da erklärten sie, daß sie die Abgaben, wie sie zwischen ihnen und ihren vormaligen Königen bestanden, wohl bezahlen wollten, jedoch nicht Willens wären, seine Vasallen auf dem Lehnsfuß zu werden, und daß sie vor allem ihr ehemaliges Privilegium in Anspruch nähmen, nur dann die Milizensteuer zu bezahlen, wenn London, York und Winchester darin einwilligten. Augenscheinlich bildeten diese vier Städte hinsichtlich dieses Gegenstandes eine Art von Corporation oder Ligue. Aber Wilhelms Stolz fühlte sich verletzt, und Exeter hatte einen mehrstündigen Sturm zu bestehen. Sein muthiger Widerstand war vergebens, und als die Stadt endlich fiel, nachdem sie ihre vormaligen Rechte Schritt vor Schritt vertheidigt hatte, da legte der König ein Castell an, das sie beherrschte und das ihre Einwohner in Unterwürfigkeit erhielt. Eine Domaine des Königs geworden, reclamirte die Stadt noch unter Eduard die Rechte, für welche sie sich geschlagen hatte. Sie erhielt endlich die Wiedereinsetzung in ihre vormaligen Privilegien, welchen nach sie nur dann eine Militairsteuer zu zahlen brauchte, wenn auch die schon genannten anderen drei großen Städte sich dazu bewogen fanden.

Ich glaube nicht, daß die Städterechte, wie es von mehreren gelehrten Freunden der Freiheit behauptet worden ist, viel älter sind. Hinsichtlich der allgemeinen Regierung des Landes, so gingen die Privilegien der Bürger, wenn sie dergleichen besaßen, nicht über den Umkreis ihrer Mauern hinaus. Wenn sie sich in öffentliche Angelegenheiten mischten, so geschah das zufälliger- und unregelmäßigerweise: keine Institution, kein permanenter Brauch sicherte ihnen einen Platz in der Central-Verwaltung. Sie schritten in die Begebenheiten des Landes mit ein, so oft der Zufall dazu Anlaß gab. Unter Ethelred II. wohnten die Bürger von Canterbury dem Gerichte der Grafschaft bei; die von London concurrirten zu der Wahl der Könige. Was aber die politische Nothwendigkeit und der Zufall mit sich führen, das hat noch keine legale Gewalt und Autorität erlangt. Einige Städte waren reich, bevölkert und von Wichtigkeit. Unstreitig würden sie mit der Zeit schon den Rang und die politischen Rechte erlangt haben, die ihnen gebührten; aber die Eroberung bricht herein wie ein Blitzstrahl und versetzt alles in eine unvorhergesehene Lähmung.

Unordnung und Druck machen die Quelle jedes Reichthums, jedes Handels bald versiegen. Die Städte bedurften der Zeit, um sich zu erholen. Die Stadt York, welche 1607 Häuser gehabt hatte, zählte deren

Digitized by Google

bald nur noch 967. Die 720 Häuser von Oxford waren auf 243 eingeschmolzen. Chester hatte sich von 487 auf 282, Derby von 243 auf 140 Häuser verringert. Inzwischen übte das feste Zusammenhalten des Feudalbandes auf die Flecken und Städte einen Einfluß aus, der späterhin die Bürger zum Vereinigungsgeiste und zur Einforderung ihrer Privilegien anspornen mußte. Man hat es nicht genug berücksichtigt, daß das Feudal-System ein wahres Gegenseitigkeits-System war, welches einerseits Beschützung und andererseits Dienstleistung bedang und nur denen Rechte zuerkannte, welche Pflichten zu erfüllen hatten. Trotz der durch das Lehnswesen ausgeübten blutigen Tyrannei, konnte es doch nicht fehlen, daß diese, in ihrem Princip liberale und hochherzige, Constitution über lang oder kurz den Völkern das Gefühl ihrer Würde aufdrückte.

Es hält schwer, inmitten des Chaos und der Unordnung, welche auf die Eroberung folgten, die Drangsale, die Fortschritte und die Kämpfe der bürgerlichen Freiheit im Auge zu behalten. Die meisten großen Flecken waren terrae regis geworden. Zuweilen erhielten sie durch stetes Reclamiren die Immunitäten wieder, deren sie ursprünglich genossen hatten und welche durch die Invasion unterbrochen worden waren. Diese Immunität, Gafol genannt, specificirte zugleich das Privilegium der Stadt und die Dienste, welche sie zu leisten hatte. Zu Dover war jeder ansässige Bürger auf seinen Reisen durch England zollfrei, unter der Bedingung, daß der Ort dem Könige alle Jahr auf vierzehn Tage zwanzig Schiffe, jedes mit 21 Matrosen, einen Steuermann und einen Gehülfen bemannt, stellte. Der Königsbote erhielt im Winter 3 Pence und im Sommer 2 Pence als Transport-Vergütung. Trotz des herrschaftlichen und tyrannischen Rechtes, welches die Normänner ohne Erbarmen geltend machten, waren die Bürger doch den tiefen Demüthigungen nicht unterworfen, wozu sich der feudalistische Landmann verstanden hatte: der Lehnsherr hatte kein Recht über ihre Weiber und Töchter. Die Verhältnisse der Bürger unter einander blieben sich gleich; man hinderte sie nicht, sich zu vereinigen, weder zur Feier ihrer Feste noch zur Austheilung von Almosen. Die Stadt London erhielt selbst von dem Eroberer einen Strich Landes als Eigenthum angewiesen; das Eigenthum der Bürger und das Erbrecht wurden geheiligt. Endlich erhielten sie den Titel als Barone und wurden für lawworthy, gesetzwürdig, erklärt, d. h. dem Gemeindegesetz unterworfen und erbfähig. Dahingegen war man so verständig, den Gnichtguild aufzuheben, ein Verein, der ein gewisses Einkommen hatte, welches zu keiegerischen Zusammenkünften und Exercitien verwandt wurde. Diese Einkünfte und die Ländereien, welche dieselben aufbrachten, wurden den Stiftsherren von St. Trinity überwiesen. Von da ab war die Geistlichkeit die alleinige Volksgewalt.

Zur nämlichen Zeit entstanden auch die Hans oder commerciellen Versammlungen, welchen in jedem Flecken ein besonderes Gebäude überwiesen wurde. „Ich will, daß meine Bürger von Beverlei ihr Hanshus (Kaufmannshaus) haben, und ich überlasse und gebe es ihnen, damit sie dort zur Ehre Gottes, des heiligen Johannes und der Stiftsherren, auch zum Nutzen der gesammten Gemeinde ihre Statuten in Ausführung bringen." Ein philosophischer Geist gewahrt hier schon die Fortschritte des Associationsgeistes; allerdings hatte das Feudalrecht noch immer die Oberhand; doch erhielt sich in der Stille der mysteriöse Kampf des Freiheitsgeistes. So versuchten die Bürger, wenn der König einen Sherif nach einer Stadt schickte, um dort Verpachtungen zu besorgen und ihm gebührende Gelder einzutreiben, ihre Verbindlichkeiten abzukaufen und diesen Beamten, der ihnen lästig war, fortzujagen, sich zur Bezahlung einer weit größeren Summe anheischig machend, als der Sherif zu erheben beordert war. Um ihre Angelegenheiten selbst zu fordern und der Bedrückung der königlichen Beamten enthoben zu seyn, brachten sie Anfangs große Opfer dar, die sich nachdem aber doch vergalten.

Auch unter der härtesten Tyrannei darf der Mensch nicht verzweifeln, so lange er sich nicht selbst verloren giebt. Obwohl fast unbeachtet dahingegangen, war es doch eine große Epoche, als die Flecken nur noch eine geregelte Summe zu bezahlen hatten, als sie aus ihrer Mitte einen Beamten ihrer Wahl ernannten, um die Gefälle zu repartiren und deren Ertrag in den Schatz zu liefern. Wenn der königliche Despotismus ihnen neue Steuern auflegte, so wichen sie der Macht und ertrugen sie, nur durfte die Regierung ihnen keinen Beamten schicken, dessen grausame Habgier die Last ihrer Knechtschaft noch vermehrt und die Plackereien noch geschärft hätte. Unter der Regierung Johanns und Heinrichs III. ward Newport der Gerichtsbarkeit des Sherifs oder irgend eines andern königlichen Beamten enthoben und die innere Verwaltung der Stadt völlig den Einwohnern selbst anheimgestellt.

So entstanden nach und nach die Municipalrechte; ihnen folgten die Charten, welche jeder Classe von Bürgern den Genuß ihrer Rechte sicherten und die einen Beweis des langen und ausdauernden Widerstandes der Gemeinden geben. Bald wird man sehen, wie die Keime der Corporationen, welche Anfangs nur ein Damm wider die feudalistische Usurpation gewesen, nun selbst usurpirend in ihren Händen alle die Gewalt concentrirten, deren sie habhaft werden konnten. Sie hatten mehrere merkwürdige Privilegien an sich gekauft. Die inneren Magistraturen gehörten ihnen an, auch hatten sie das Recht, sich ihren Mayor, ihren Sherif ꝛc. zu wählen. Der Handel der Bürger war frei, und die Gemeinde konnte über alle die herrenlosen Ländereien verfügen, welche zu ihrer Gerichtsbarkeit gehörten. Oft kamen die im Innern erhobenen Geldbußen und Gefälle der Gemeinde-Casse zu Gute. So stellten sich denn die vormaligen sächsischen Freiheiten in den Flecken allmählig wieder her, und die Könige, welche ihre Barone fürchteten, unterließen es nicht (so namentlich in Frankreich), die Gewalt der Municipalitäten, die Macht der Bürger zu mehren, weil sie auf deren Beistand wider die unruhigen und feindseligen Großen rechneten. Die Londoner erstanden für die Summe von 300 £ das Recht, sich ihren Richter in den Rechtssachen der Krone und aus ihrer Mitte den Sherif von Middlesex zu wählen, auf welche beide Privilegien sich alle die anderen beziehen, deren London theilhaftig ist: sie alle bezwecken die bürgerliche Unabhängigkeit vermittelst eines gewissen Zinses an den König. Um dieselbe Zeit ward dem Flecken Wallingford von Heinrich II. eine sehr liberale Charte zugestanden.

Die Bürger werden, wie ich nicht zweifle, bei der Reclamirung der Freiheiten ihrer Vorfahren — Freiheiten, die sich, wie sie behaupteten, von Eduard dem Beichtiger herschrieben — es sich haben angelegen seyn lassen, die Sphäre dieser Freiheit nach Möglichkeit zu erweitern. Man nahm das nicht so gar genau. Dem Könige war es nur um Geld zu thun, und dies gab man ihm gerne. Was hatte er, umgeben von seinen Kriegesmännern, von diesen kleinen kaufmännischen Corporationen zu befürchten? Aber nützen konnten sie ihm schon. Vor allem lag ihm daran, seine Barone im Zaum zu halten. Das, auf gegenseitigen und starken Verpflichtungen beruhende, Feudalsystem hatte etwas scharfes und strenges, welches die Leistungen unstreitig noch beschwerlicher machte, das aber auch zugleich den Begriff des Rechts auf dem der Pflicht beruhend heiligte. Vasallen der normännischen Feudalität geworden, verloren die Angelsachsen ihre alten Principien, ihre alten teutonischen Axiomen nicht; es scheint vielmehr, als ob der sächsische und der normännische Geist, aus derselben, ursprünglich identischen, Quelle hervorgegangen, nur ihre Nüancen mit einander verschmolzen hätten, um auf die Dauer die Intensität ihres intimen und wirklichen Charakters zu vermehren.

Bald folgten die Großen des Reichs dem Beispiel des Königs nach: gleich ihm, ließen sie sich von ihren Vasallen Rechte abkaufen. Bei solchen

Digitized by Google

unmerklichen Graden ließen die Feudalaristokratie und ihr Chef, der Monarch, der stets mit ihr im Kampfe war, unter ihren Augen eine neue Macht erstehen, die gegenwärtig die Oberhand zu gewinnen trachtet: die Macht der Bürgerschaft. Sie bemächtigte sich in der Stille und ohne irgend jemands Einrede der Municipalorganisation.

Als die Bürger sich erst so gestellt hatten, da waren sie zuvörderst darauf bedacht, diese Stellung zu befestigen und zu erweitern. Durch die Pest der Eroberung zur Vasallenschaft heruntergebracht, gewinnen sie, schrittweise weiter gehend, wieder, was nur zu erlangen ist. Ihrer wirklichen Freiheit beraubt, lassen sie es sich mindestens angelegen seyn, ganz ihrer Privilegien zu genießen.

Es bildeten sich kaufmännische Versammlungen, und die Klöster, die wahren Bürgen des Volksrechts, wurden reicher und blühender. Die Flecken erhielten neue Privilegien so oft den Baronen Furcht anwandelte oder der Monarch rebellischen Lehnsträgern gegenüber stand; selbst die habgierigen und verschwenderischen Monarchen suchten in den Corporationen, die sie als einen Wall zwischen sich und ihren Lehnsträgern aufzuführen strebten, eine Stütze für sich zu gewinnen.

So hatten denn der demokratische Geist und das Volkselement Eingang in die Staatsverfassung gefunden. Die innere Verwaltung der Municipalität ward nur allein von den alten Gebräuchen geleitet. Man weiß aber, wie sich aus den Worten: alte Gebräuche, vieles, alles machen läßt. Die Municipalitäts-Magistrate waren faktisch die Herren und man kann Bürgern, die so gestellt sind, eine politische Existenz nicht absprechen. Wer in einer Stadt lebte, der hatte Anspruch auf ihre Privilegien; es war selbst in dem Text der Charten ausgesprochen worden, daß alle Einwohner und Nachfolger der Einwohner als Bürger angesehen werden sollten. Als die Letzteren aber ihr Patent und ihre Charte erhalten hatten, da sorgten sie dafür, sich einerseits das Recht, ihre neuen Genossen selbst zu wählen, vorzubehalten, so wie andererseits alle diejenigen auszuschließen, die später in ihre Stadt ziehen möchten. Die Immunitäten der Corporationen wurden das Eigenthum derjenigen, die sich im Guildhall oder im Saal der Kaufmannschaft versammelten, eine Usurpation, wovon die Könige Anfangs Vortheil zogen, die sie aber bekämpften, sobald sie das demokratische Element größer werden, sich erweitern und erheben sahen. Wenn alle ansässige Bürger das Municipalcorps gebildet hätten, so würde die Volksgewalt einen furchtbaren Zuwachs erhalten haben; aber die privilegirten Corporationen bildeten im Gegentheil eine Art bürgerlicher Aristokratie unter der Hand des Königs: dies haben die Stuarts nie vergessen.

Die Mitglieder der Corporationen machten aus den Freiheiten aller ein ausschließliches Recht und aus der Unabhängigkeit der Gemeinde ein Werkzeug der Knechtschaft, indem sie in ihrer Mitte neue Bürger nur nach der Wahl ihrer Laune aufnahmen, die Municipalität-Gewalt usurpirten und sie nach eignem Gutdünken umänderten und modificirten. Es waren nicht mehr die Einwohner, die, nach einem Aufenthalt von einem Jahre und einem Tage, sich in dem natürlichen und nothwendigen Besitz aller bürgerlichen Vorrechte befanden. Die von der Corporation ausgeübte Wahl war eigenmächtig, und statt diesem Mißbrauch einen Damm entgegen zu setzen, autorisirte das Unter- und das Oberhaus das Verjährungsrecht, welches die Corporationen sich angemaßt hatten. Freilich hatte das alterthümliche Gesetz es den Bürgern anheimgestellt, die Gesetzmäßigkeit oder Ungesetzmäßigkeit der neuen Bürger zu entscheiden, doch hatte dies Gesetz ein anderes Absehen: ihm zufolge handelte es sich darum, ob der Einwohner, welcher sein Recht in Anspruch nahm, lange genug das Haus besessen hatte, auf welchem dies Recht beruhte; ob er in gutem Rufe stand und ein hinlängliches Vermögen hatte. Es war nicht die Rede davon, außerhalb des Fleckens ein neues Mitglied der alten Corporation zu wählen, wie es die Bürger gethan.

Ein anderer sehr wichtiger und von den Geschichtschreibern unbeachtet gebliebener Schritt war der, vermittelst welchem die Privilegien der gesammten Bürgerschaft in die Hände weniger Leute übergingen, welche die Benennung Select Body (auserwähltes Corps) annahmen. Dieser Triumph der Oligarchie ward allmählig und in der Stille errungen: man sucht vergebens in den Werken der Jurisprudenz nach den Spuren dieser bedeutenden Veränderung. Die kleine Anzahl eignete sich die Gewalt an, und da es in dem Gesetze hieß, die Privilegien seyen den Mitgliedern der Corporationen und ihren Nachfolgern bewilligt, so schien dieser Text des Gesetzes zugleich den Geist der Association, d. h. den Nationalgeist, zu begünstigen, und constituirte für alle künftige Jahrhunderte eine bürgerliche Aristokratie.

Diese Aristokratie erhob bald ihr Haupt, erlitt aber auch einige Niederlagen. Am Ende der Regierung Heinrichs III. wollten die Aldermänner und diejenigen, welche sich die Discretesten der Stadt London nannten, einen unpopulairen Lord-Mayor erwählen; die allgemeine Bürgerversammlung aber, welche im Kreuze von St. Paul gehalten wurde, widersetzte sich dem und blieb Sieger. Unter den Eduards hatte jedes Kirchspiel Leute ernannt, um ihr Votum bei der Wahl eines Lord-Mayors zu geben. Ihrer ursprünglichen Constitution nach bildeten die Aldermänner nur einen Rath, welcher dem Lord-Mayor in der Justiz-Verwaltung beistehen sollte und dessen jährliche Wahl von den Bürgern der Kirchspiele beschafft ward. Die allgemeine Versammlung sollte stets mit einer höheren Gewalt als die der Aldermänner bekleidet bleiben. Aber die vielfältigen und verschiedenen Beschäftigungen der Bürger und die Schwierigkeit, sie zusammen zu bringen, machten die Permanenz einer jährlich erwählten Comittee nöthig, eine Art repräsentativen Körpers, in welchem man schon eine Concentrirung der Gewalten wahrnahm. Die Corporation riß die Autorität an sich und substituirte sich den Bürgern.

Inzwischen war das wahre Gesetz noch nicht verstoßen; die Municipal-Gesetze wurden von einer Woge der Unsicherheit hin- und hergeworfen; die Angelegenheiten der Gemeinde wurden bald von dem Ausschusse, bald von dem Vereine der Bürger, bald von einigen Aldermännern wahrgenommen. Der große Krieg zwischen dem sächsischen und dem normännischen Volke, zwischen der obersten Gewalt und dem Vasallenthum, zwischen der Monarchie, die im Entstehen war, und der bewaffneten Aristokratie, gestattete es nicht, auf diese kleinen, vorübergehenden Bewegungen, auf diese undemerkten Veränderungen der Municipal-Regierung zu achten. Die Meistbegüterten und die Einflußreichsten beherrschten natürlich die Räthe zu einer Zeit, wo alle unsere neueren Gleichheits-Principien wenn nicht verkannt, mindestens noch tief vergraben waren. Die Bürger waren nur darauf bedacht, ihr Ansehen zu verewigen und die Masse ihrer gesetzmäßigen Privilegien zu vergrößern.

(Der Beschluß folgt.)

Zumala-Carreguy.

Nachtrag zu dem Aufsatz in No. 1067 d. Bl.

Don Thomas Zumala-Carreguy war im Jahre 1789 zu Ormoyastegui, einem Dorfe in der Provinz Guipuscoa (1½ Stunde von Villafranca und 3½ Stunden von Bergara) in einer der angesehensten Familien des Landes geboren worden. Zur Zeit des französischen Einfalls studirte er die

Digitized by Google

Rechte in Pampeluna. Er verließ die hohe Schule, um an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen. Nach einiger Zeit war er Capitain und diente unter Mina, dem er vor Kurzem den Beweis lieferte, daß der Schüler dem Meister keine Schande mache. Im Jahre 1821 lag er zu Pampeluna in Garnison. Seine bekannte Abneigung gegen das constitutionelle System zog ihm Verfolgungen zu, die ihn im Jahre 1822 bewogen, seinen Abschied zu nehmen, und in die Glaubensarmee unter Quesada zu treten, wo er als Bataillons-Chef sich durch Tapferkeit und militairische Talente hervorthat.

Nach dem Kriege von 1823 wurde er Oberstlieutenant eines Garde-Regimentes. Bei einer Revüe fand Ferdinand VII. die Haltung des Regiments und seine Geschicklichkeit im Manoeuvriren so ausgezeichnet, daß er den Oberst darüber belobte, der so bescheiden war, Zumala-Carreguy das Verdienst zuzuschreiben. Auf die Frage des Königs, warum er noch nicht Oberst sey, erwiederte man, er habe das gesetzliche Alter noch nicht erreicht. „Desto schlimmer für die Militair-Gesetze," sagte lachend der König, „sie haben Unrecht, und kraft meiner königlichen Macht ernenne ich Don Thomas Zumala-Carreguy zum Oberst; ein so guter Officier soll nicht von der Zeit das erwarten, wozu sein Talent ihn jetzt schon berechtigt." Zumala-Carreguy wurde Commandant des Regiments Estramadura (15ten Linien-Regiments), das binnen kurzer Zeit für das Muster der Armee galt.

Bei den Ereignissen von Lagranja wurde Zumala-Carreguy in die Verbannung vieler Royalisten mit eingeschlossen; er verlor sein Commando, weil er im Jahre 1822 und 1823 gegen die Constitutionellen gedient hatte; man beschuldigte ihn sogar, er hätte noch zu Lebzeiten Ferdinands den Infanten Don Carlos als König proclamiren wollen. Ein Kriegs-Gericht sprach ihn frei, der König selbst erklärte ihn für unschuldig, und befahl dem Kriegs-Minister und dem General-Inspector Quesada, ihn wieder anzustellen. Ersterer setzte ihn auf halben Sold. Zumala-Carreguy beschwerte sich darüber bei der Königin und bei Quesada, der ihm die unverschämte Antwort gab: „da er Truppen der Glaubens-Armee in Navarra commandirt habe, sey er der Regierung verdächtig, und müsse von der activen Liste gestrichen werden." Ohne sich zu besinnen, erwiederte Zumala-Carreguy: „Wenn ich strafbar bin, weil ich in der königlichen Armee von 1823 Bataillons-Chef war, wie kommt es, daß Sie, mein damaliger Divisions-General, jetzt so glücklich sind, das Vertrauen der Königin zu genießen, und beauftragt, mich nach Willkühr meines Grades zu berauben, den ich mit meinem Blute erkauft habe, der mein und der Meinigen einziges Vermögen ist?" Die Antwort war so logisch, daß Quesada nichts darauf erwiedern konnte. Er schlug Zumala-Carreguy mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit die Thüre vor der Nase zu, mit den Worten: „Ich kann nicht anders handeln." Zumala-Carreguy wurde mit 1200 Fr. Pension in Ruhestand versetzt. In seiner Entrüstung theilte er mehreren Freunden seinen Plan mit, nach dem Tode Ferdinands dessen Bruder Carlos zu proclamiren, und suchte mehrere, gleich ihm abgesetzte Officiere zu gewinnen.

Damals ließ ihn Don Carlos in die Gemächer der Prinzessin von Beira kommen, und sagte zu ihm: „Ich betrachte Dich als einen Freund; Du hast Diejenigen zurückgewiesen, die Dich zu einer Verschwörung gegen meinen Bruder verleiten wollten; Du hast als ein treuer Spanier gehandelt; ich werde Dich nicht vergessen." Don Thomas erwiederte, er habe nur seine Pflicht gethan; er werde sie auch nach Ferdinands Tode thun, und Don Carlos als rechtmäßigen König von Spanien proclamiren. Zumala-Carreguy suchte nun um Erlaubniß nach, sich nach Pampeluna, dem Geburtsorte seiner Frau, zu begeben. Quesada schlug sie ab, aber Ferdinand bewilligte sie, und Zumala-Carreguy reiste vier Tage vor dem Tode des Königs ab. In der Hauptstadt Navarra's lebte er, um dem Verdacht zu entgehen, sehr zurückgezogen. Doch war Alles mit seinen Freunden vorbereitet, um gleich nach dem Tode des Königs loszuschlagen. Als die Nachricht von diesem Ereignisse eintraf, stellte sich Zumala-Carreguy unter die Befehle des Santos Ladron, der zuerst die carlistische Armee in Navarra organisirte. Nachdem Letzterer auf Befehl des Generals Lorenzo erschossen worden war, nahm Oberst Eraso seine Stelle ein; aber Krankheit zwang ihn, sich nach Frankreich zurückzuziehen; Zumala-Carreguy folgte ihm im Commando, und betrat so die Laufbahn, auf der er sich europäischen Ruhm erwarb. Nach hergestellter Gesundheit entkam Eraso aus Frankreich, und kehrte zur Armee zurück. Zumala-Carreguy wollte ihm bescheiden das Commando wieder abtreten; er schlug es aber mit der Erklärung aus, daß Don Thomas diesen Posten zu würdig ausgefüllt habe, um ihn nicht beizubehalten, und daß er es sich zur Ehre schätzen werde, unter ihm zu dienen. Von diesem Augenblick an trat zwischen beiden Feldherren eine unverbrüchliche Freundschaft ein. Don Carlos ernannte Eraso zum Brigade-General und Zumala-Carreguy zum Marechal de Camp. Bei der Ankunft des Prätendenten in Navarra wurde Zumala-Carreguy General-Lieutenant und Chef der königlichen Armee. Bald darauf stand er dem stolzen und rachsüchtigen Quesada (jetzt Marquis von Montego) gegenüber, und schlug ihn in jedem Treffen.

Zumala-Carreguy ist nicht sehr groß, aber ziemlich beleibt; seine Physiognomie ist ausdrucksvoll, sein Auge lebhaft und durchdringend; der aufwärts stehende Schnurrbart und ein großer Backenbart geben ihm ein martialisches Ansehen. Seine Thätigkeit und Lebhaftigkeit, wie die Stärke seines Gedächtnisses sind bewundernswerth. Er spricht wenig, ein einziger Blick macht seine Soldaten zittern; dennoch ist er von ihnen geliebt, und unter der rauhen Hülle verbirgt sich Gutmüthigkeit, Uneigennützigkeit und bescheidene Gesinnung. An seine Frau schreibt er selten, und sehr lakonisch. Die gewöhnliche Formel ist: „Ich bin wohl; sey ruhig. Ich sende unserer Tochter zwei Küsse."

Zumala-Carreguy ist sehr tapfer und giebt im Nothfall seine Person gleich dem gemeinen navarresischen Freiwilligen preis. Bekannt sind die Erfolge, die er während eines achtzehnmonatlichen Krieges in den baskischen Provinzen errang, von dem Augenblick an, wo er ohne Heer und ohne Hülfsmittel mit schwachen Banden gegen die Macht der Königin Christine zu kämpfen begann, bis zu dem Moment, wo er als Sieger über die fünf besten spanischen Generale, an der Spitze eines Heeres von 30,000 geübten Soldaten seinen Gegnern so großen Schrecken einflößte, daß ihre demoralisirten Heerhaufen nirgends mehr Stand hielten, und sie die Hülfe des Auslandes als letztes Rettungsmittel anrufen mußten. Bei der Belagerung von Bilbao erreichte ihn die Kugel, die seinem Siegeslauf ein frühes Ziel setzte.

Belgien und die July-Revolution.

Von

Ch. L. von Becourt.

(Beschluß.)

(L.)

Ich will die Unterhandlungen der Londoner Conferenz nicht zurückrufen. Man weiß, wie viele Schwierigkeiten sie überwunden hat, und mit welcher bewundernswerthen Geduld! Niemand bestreitet jetzt die Frucht ihrer Arbeiten. Das Vertrauen, das zwischen den Hauptstaaten von Europa hergestellt worden ist, der Friede, dessen wir genießen, die industrielle

Digitized by Google

Thätigkeit, die von allen Seiten wieder erſteht, ſind großentheils die Wirkungen ihres feſten und gemäßigten Benehmens. Was das Geheimniß ihrer Politik betrifft, ſo iſt es leicht zu erkennen und die Einfachheit macht gerade das Verdienſt davon aus. Die Geheimniſſe der Diplomatie ſind nie ſo verwickelt, als man glaubt. Sie iſt in den Augen vieler Leute ein ewiges Räthſel; man ſieht darin nur eine Verkettung von Myſterien und Intriguen. Man irrt ſich. In der Diplomatie, wie in jedem andern Geſchäft, iſt das natürlichſte Motiv oft das wahrſte und die einfachſten Mittel ſind die beſten. Zwei Motive haben alle Beſchlüſſe der Londoner Conferenz in der belgiſchen Frage dictirt: einestheils der Wunſch aller Mächte, einen allgemeinen Krieg zu vermeiden; anderntheils die Furcht einer unmittelbaren Vereinigung Belgiens mit Frankreich, ein Motiv, welches die Conceſſionen, welche Frankreich für die Belgier reclamirt hat, nur ſchneller und umfaſſender bewirkt hat. Die Furcht vor einem Kriege, aber eine beſchränkte, vernünftige Furcht, die in keinem Cabinet, bis zur Verletzung der Intereſſen und der Ehre gegangen ſeyn würde, iſt vor Allem das entſcheidende Motiv geweſen. Kein Krieg über die belgiſche Frage: das iſt der Grund, worauf Herr von Becourt am meiſten fußt und den er vollkommen in der Stelle zeigt, die ich anführen will:

„Das Frankreich vom Julius und das England der Reform haben geſagt: Kein Krieg, damit das revolutionaire Belgien Luxemburg ohne Compenſation behalte und die freie Schiffahrt auf der Schelde und der Maas erlange, ohne ſie zu kaufen. Preußen, Oeſterreich und Rußland, bedrohte (?) Reſte der heiligen Allianz, haben zu gleicher Zeit geſagt: Kein Krieg, damit das Haupt des Hauſes Oranien Großherzog von Luxemburg bleibe, und daß Rotterdam, mit Ausſchließung Antwerpens, allein im Beſitz des ganzen Flußhandels mit Deutſchland bleibe.

„Man hat zu Belgien geſagt: Wenn ihr dahin ſtrebt, euch mit Frankreich zu vereinigen, ſo werden wir Frankreich und euch den Krieg machen. Aber wenn ihr darauf beharrt, einen unabhängigen Staat bilden zu wollen, ſo werden wir eure Unabhängigkeit reſpectiren.

„Man hat zu Holland geſagt: Wenn ihr verſucht, Belgien wieder zu erobern, ſo wird euch Frankreich den Krieg machen und wir werden dem kein Hinderniß in den Weg legen. Aber wir wollen euch ſolche Bedingungen der Trennung garantiren, daß euer vormaliges Gedeihen nicht darunter leide und daß euer Verluſt nicht ohne Compenſation ſey. Frankreich hat erklärt, daß es die Unabhängigkeit des belgiſchen Volkes unter ſeinen Schutz nehme und nicht dulden werde, daß der geringſte Angriff von Außen darauf gemacht werde.

„Andere Mächte haben erklärt, daß das europäiſche Gleichgewicht nicht erlaube, Belgien Frankreich zu incorporiren und daß ſie ſich dem widerſetzen würden.

„Frankreich hat frühzeitig begriffen, daß die Trennung Holland wieder auf den Fuß von 1790 ſtellen müſſe.

„Die nordiſchen Mächte haben zu gleicher Zeit begriffen, daß das einzige Mittel, die erſte Tendenz des belgiſchen Volkes und die Forderungen ſeiner materiellen Intereſſen wirkſam zu bekämpfen, darin beſtehe, dem neuen Königreiche Belgien alle Handelsvortheile zu ſichern, welche zu erwarten es das Recht hatte und deren Bürgſchaft es zunächſt im Beſitze von ganz Limburg und des linken Ufers der Schelde geſucht, ein Beſitz, der ihm verweigert werden mußte. Das war das beſte Mittel, die Vereinigung Belgiens mit Frankreich zu verhindern und den Krieg zu vermeiden. Kein Krieg für die belgiſche Frage — das iſt die ganze Conferenz von London."

Man findet in dem Buche des Herrn von Becourt viele der lebendigen und klaren Stellen, welche die Fragen reſumiren. Er befleißigt ſich im Allgemeinen mehr, die Thatſachen zu discutiren und zu analyſiren, als ſie auszumalen. Ein mit Anekdoten und Portraits vermiſchter Bericht, eine Folgereihe von Tableaux, eine dramatiſche Geſchichte lagen nicht in ſeinem Zwecke, und überdies eignete ſich der Gegenſtand auch nicht dazu. Die belgiſche Revolution intereſſirt die Einbildungskraft wenig. Die Haupt-Aufgabe des Verfaſſers war, das Enſemble der Fragen, welche die Conferenz von London beſchäftigt haben, darzulegen. Sein Zweck war, falſch aufgefaßte Schwierigkeiten zu erklären und die Weisheit eines Syſtems zu zeigen, welches den Frieden von Europa gerettet hat. Unter dieſem Geſichtspunct hat Herr von Becourt ſein Ziel vollkommen erreicht. Sein Buch iſt nicht eine Sammlung von diplomatiſchen Documenten; er hat deren ſehr wenige angeführt, aber alle gekannt, ſtudirt, mit Sorgfalt und Unterſcheidungsgabe analyſirt. Es iſt ein Werk, welches ſeinen Verfaſſer der Achtung der guten Bürger empfiehlt, nach welcher er vor Allem ſtrebt, wie er in einer Vorrede ſagt, die eben ſo viel Beſcheidenheit als Feſtigkeit in den Meynungen athmet. Aber ſeiner Arbeit wird noch ein anderer Lohn werden, und indem man die Principien ſchätzt, wird man auch das Talent der Zuſammenſtellung würdigen. Wenn man, zu einer andern Partei als der unſrigen gehörend, auch ſeine Concluſionen nicht annimmt, ſo wird man ihm ſtets für ſeine Mäßigung in der Sprache und in der Auseinanderſetzung der Ideen Dank wiſſen, welche mit der gewöhnlichen Heftigkeit politiſcher Controverſen ſehr contraſtirt; man muß es ihm ſelbſt danken, die Sache der belgiſchen Unabhängigkeit in ihren Beziehungen mit Frankreich von der belgiſchen Revolution ſelbſt und von der Regierung des Hauſes Oranien ſorgfältig unterſchieden zu haben. Mit einem Worte, dieſer hiſtoriſche Verſuch iſt das klarſte und genügendſte Reſumé einer ſehr complicirten Frage, die jetzt, Dank ſey Frankreich, für Belgien und für Europa glücklich gelöſ't iſt (?). R. P.

Orientaliſche Poeſie.

Fragment eines perſiſchen Romans

von

Djami.

(2.)

Wenn wir von der orientaliſchen Poeſie ſprechen, ſo bietet ſich oft die Gelegenheit dar, die muſelmanniſche Legende von Joſeph und Zuleikha zu erwähnen. Die Legenden der Liebe ſind ſehr zahlreich im Orient; aber es giebt keine, die den Charakter der Heiligkeit trägt, den die Orientalen der Geſchichte von Joſeph aufgedrückt haben. Ihrer allein wird in dem Koran gedacht; Joſeph iſt da in der Reihe der Propheten aufgeſtellt, die von Adam bis auf Mahomed einander gefolgt ſind; und ſeine Abenteuer ſind für die muſelmanniſchen Dichter ein religiöſer Gegenſtand; auch ſpielen ſie ſehr oft auf die wunderbare Geſchichte des Patriarchen an, und die Sonfi's beſonders ſchöpfen daraus mehr als aus den andern Legenden ihre Bilder von himmliſcher Liebe. Sie bildet daher eins der wichtigſten Capitel der muſelmanniſchen Literatur, und mehrere perſiſche, indiſche und türkiſche Schriftſteller haben ſie in Gedichten voll Beredtſamkeit und Einbildungskraft gefeiert.

Da keins dieſer Gedichte noch ins Franzöſiſche überſetzt war, ſo wollen wir, durch einige Auszüge, dasjenige bekannt machen, was das berühmteſte bei den Orientalen iſt, das romantiſche Heldengedicht von Djami, dem größten Dichter Perſiens und einem der fruchtbarſten Schriftſteller,

Digitized by Google

welchen der Orient hervorgebracht. „Der strahlende Ruhm von Djami," sagt einer seiner Biographen, „verbreitete sich vom Orient nach dem Occident, und die mit Gelehrsamkeit reich besetzte Tafel dehnt sich von einem Ende der bewohnten Erde zum andern aus." Dieses große Genie war das letzte, welches die muselmannische Welt auf dem Schauplatze erscheinen sah; sie sah die schöne Sonne verlöschen, die ihre wohlthätigen Strahlen von Ispahan bis nach Lissadon verbreitet hatte. Djami schließt die Augen in dem Augenblicke, wo die neue Welt entdeckt ist; die Fahne des Propheten weht auf den Kirchen von Constantinopel; aber das Gestirn des Orients geht (im Occident) unter und läßt kaum noch einige schwache Strahlen auf die Minarets von Grenada fallen.

Es ist um die muselmannische Civilisation geschehen und die Reihe kömmt an das christliche Europa. Wir sehen daher Djami, den letzten Repräsentanten der muselmannischen Welt, in sich alle Zweige dieser Civilisation von sieben Jahrhunderten resumiren. Religion, Philosophie, Wissenschaft, Dichtkunst und selbst der Soufische Mysticismus — alles beschäftigt nach einander seinen Geist und seine Feder; er hat uns sechszehn poetische Werke hinterlassen und zweimal so viele in Prosa. Sein Meisterstück ist der Roman Joseph und Zuleikha. Er hatte schon den National-Traditionen Persiens seinen Tribut bezahlt, indem er die Liebe von Khosron und von Schirin besang; die arabische Tradition inspirirte ihn dann und er besang die unglückliche Liebe von Medjnoun; aber Joseph war für ihn ein Gegenstand der Vorliebe, der sein Alter angenehm beschäftigte. Er vollendete sein Gedicht im Alter von 70 Jahren, wie er dies selbst am Ende des Werkes, in einem an seinen jungen Sohn gerichteten Capitel, erzählt:

„Ich bin 70 Jahre alt und Du erst sieben; Dein glückliches Gestirn geht auf, das meinige geht unter, ich bedaure das fliehende Leben, ich sehe mit Schmerz die Jahre, die Monate, die Wochen entfliehen. Aus dem, was mein Genie säet, wird keine Frucht mehr reifen, keine Rose mehr erblühen, die den Sieg über die Dornen davontrüge"

Der Fond des Gedichts von Djami ist die biblische Geschichte von Joseph, die alle Welt kennt; aber die Liebe, welche Potiphars Frau für Joseph fühlt, ist in der Genesis nur leichthin berührt; so wie sie da erzählt ist, kann sie Stoff zu einem Capitel der Moral, aber keinen zur Poesie geben. Die Rabbiner haben diese Geschichte durch mehrere dichterische Traditionen verschönert; wenn wir den rabbinischen Legenden glauben, so war Joseph für die Reize seiner Herrin nicht unempfindlich, er war selbst nah daran, zu unterliegen, als das Bild seines alten Vaters ihm düster und drohend erschien. Folgendes lesen wir darüber in den jüdischen Traditionen:

Als das Weib Potiphars Joseph ergriff, berauschte sie alle seine Sinne; aber die ehrwürdige Gestalt des alten Jacob trat dem Jüngling vor Augen. „Die Namen Deiner Brüder," sprach der Patriarch, „werden eines Tages mehr als die zwölf kostbaren Steine des Petorale des „hohen Priesters glänzen und im Heiligthume die Orakel Jehova's geben; „Du auch sollst mit ihnen eingeschrieben werden. Willst Du, daß Dein „Name ausgelöscht werde und man ihn den Schäfer der ehebrecherischen „Frau nenne?" Bei diesen Worten kam Joseph wieder zu sich, die Träume seiner Jugend traten vor seine Seele, seine Arme wurden stark und er siegte. Und zwei Namen glänzten statt eines auf der Brust Aarons, die von Manasse und von Ephraim. Und Jacob, seine Söhne im Augenblicke des Todes segnend, prophezeihte Joseph eine zahlreiche Nachkommenschaft, zur Belohnung seiner Frömmigkeit und Tugend und sprach also: „Joseph ist ein junger Baum, der nah an einer Quelle „steht und dessen Zweige über Mauern hinausragen." (Genesis Capitel XLIX. Vers 22.)

Der Koran spielt auf diese Tradition an; einige andere rabbinische Legenden sind in dem Capitel von Yussuf aufgenommen worden, das Mahomed die schönste der Geschichten nennt. Djami hat dieses Capitel des Koran zur Grundlage genommen; er hat es durch noch andere Traditionen verschönert und seine reiche Einbildungskraft hat den schönsten Roman des Orients daraus gemacht.

Damit die Fragmente, die wir übersetzt haben, besser verstanden werden, geben wir zugleich eine kurze Analyse des ganzen Werkes, worin wir uns bemühen, so viel möglich, die eignen Ausdrücke des Verfassers beizubehalten. In den Fragmenten haben wir den persischen Text Wort für Wort übersetzt. Es handelt sich hier nicht davon, die Form des Originals nachzuahmen, wie wir es mit den Fragmenten von Hariri thun zu müssen geglaubt haben. Was das vorzüglichste Verdienst und die Originalität der Dichtungen Hariri's ausmacht, ist die Form; hier im Gegentheil ist die Form äußerst einfach, das ganze Gedicht besteht aus jambischen Versen von eilf Sylben, die ihrer zwei und zwei sich reimen. Was wesentlich ist, um es zu reproduciren, das sind die Ausdrücke und die Bilder des Originals, mögen sie auch immerhin bisweilen den Geschmack des europäischen Lesers verletzen. Herr von Chezy hat, in seiner Uebersetzung von Medjnoun und Laila dem Geschmack des Abendlandes vielleicht zu viel nachgegeben.

Das Gedicht fängt mit Capiteln an, die in den muselmannischen Werken an der Tagesordnung sind: mit Anrufungen der Gottheit, mit dem Lobe des Propheten, mit der Geschichte seiner Himmelfahrt. Darauf kommen schwülstige Lobsprüche auf den Sultan Hussein, den Mäcen Djamis. Bevor er in die Sache eingeht, feiert der Dichter die Schönheit und die Liebe, deren Allmacht sich in den Abentruern von Joseph und Zuleikha offenbart. Als unser Stammvater, aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, die Seelen der Propheten, der Heiligen und der Könige sieht, die von ihm abstammen sollen, so haftet sein Blick vorzugsweise auf der Josephs; er fragt Gott, in welchem Garten dieser Baum blühen wird, den so viele Reize umgeben? Eine Stimme antwortet: „Das ist ein Baum aus dem Garten Jakobs, eine Gazelle des Freundes Gottes (Abraham), er wird höher wohnen, als das Gestirn des Saturns und die Erde von Aegypten wird sein Thron seyn." Da drückt ihn Adam an sein Herz und seine noch reine Seele flößt ihm den Hauch einer göttlichen Tugend ein.

In dem Magreb, oder Mauritanien, lebte ein König, Namens Teimons; seine Tochter Zuleikha, sagt der Dichter, war das schönste Gestirn am Firmament des Königthums, der glänzendste Stein der Krone. Sie sieht im Traume Josephs Bild; von dem Augenblicke an ist es um ihre Ruhe geschehen, sie bringt ein Jahr in der tiefsten Traurigkeit zu. Da erscheint ihr das Bild zum zweitenmale und bittet sie, ihm treu zu bleiben. Endlich erklärt ihr, in einem dritten Traume, Joseph, daß er Aziz oder Vezier von Aegypten sey. Teimons sieht die Unruhe, die seine Tochter ängstigt; sie will die Gesandten der großen Könige nicht hören, die ihre Hand begehren, und sie erklärt, daß ihr Herz dem Unbekannten des ägyptischen Landes angehört. Teimons schickt an den Großvezier Pharao's einen Gesandten und trägt ihm eine Verbindung mit der schönen Zuleikha an. Sie reist nach Aegypten ab; der Vezier kömmt ihr mit einem glänzenden Gefolge entgegen; noch hat er sich seiner Braut nicht gezeigt, als diese der Sehnsucht, ihren Geliebten zu sehen, nicht mehr widerstehen kann und einen verstohlenen Blick in das Zelt des Vezier wirft.

Grausam getäuscht überläßt sie sich der heftigsten Verzweiflung; aber eine himmlische Stimme sagt ihr: „Erhebe, Unglückselige, Dein bestürztes Gesicht, denn aus dieser Unruhe wird einst Freude entstehen; der Vezier von Aegypten ist nicht der, den Dein Herz sucht, aber ohne ihn würdest

Digitized by Google

Du nicht den Gegenstand Deiner Wünsche finden. Fürchte nicht, seine Gefährtin zu werden; durch ihn wirst Du einst die Schönheit des Geliebten schauen." Zuleikha hält ihren feierlichen Einzug in der Hauptstadt; ihr Herz, der Traurigkeit hingegeben, bleibt gleichgültig bei den Freudenfesten, die ihr gegeben werden. In einem prächtigen Pallaste, wo Gold und Steine glänzen, empfängt der Vezier seine zitternde Braut: „Die Perlen, womit man ihr Haupt bedeckt, scheinen ihr ein Regen von Schmerz; es sind Perlen, die die Houri's selbst ihr beneiden, aber ihre Augen sehen keine andere, als die der Thränen. Wenn sich das Auge mit den Thränen der Verzweiflung füllt, welchen Reiz können ihm dann Perlen bieten? Wehe dem, welcher einen Thron sucht, wenn sein Herz von dem Schmerz der Trennung zerrissen ist!"

So lenkt der Dichter die ganze Theilnahme des Lesers auf die unglückliche Zuleikha; er stellt sie uns dar als das Opfer eines unseligen Schicksals; und nachdem er uns vorbereitet, in ihren Fehlern nur ein unvermeidliches Fatum zu sehen, in dem Benehmen von Potiphars Gattin, so strafbar nach der Bibel, nur eine unverletzliche Treue gegen das Ideal ihrer Jugend zu erblicken, behandelt er die biblische Geschichte Josephs. Nach Aegypten geführt von der Caravane, die ihn im Lande Canaan gekauft hat, wird Joseph öffentlich zum Verkauf ausgeboten. Basiga, Prinzessin aus dem alten Geschlecht der Aaditen, hört von dem schönen Sclaven sprechen; sie kömmt, sieht und liebt ihn. Joseph stellt ihr die Eitelkeit der irdischen Schönheit vor, die nur ein schwacher Abglanz der himmlischen Schönheit ist, und bittet sie, ihre Blicke gen Himmel zu richten und das ursprüngliche Licht, die Quelle aller Schönheit, zu erkennen. Basiga, so geistreich und tugendhaft als schön, opfert ihre Liebe der ewigen Wahrheit: sie vertheilt ihre unermeßlichen Reichthümer unter die Armen und bringt, allen Freuden dieser Welt entsagend, den Rest ihres Lebens in der Einsamkeit und in Handlungen der Frömmigkeit zu.

Alle reiche Frauen machen sich den Sclaven von Canaan streitig; Zuleikha, welche in ihm das Ideal ihrer Träume erkennt, bietet unermeßliche Schätze und Joseph wird ihr Eigenthum. Der fromme Hebräer wünscht Schäfer zu bleiben, wie seine Väter; Zuleikha gewährt ihm diesen Wunsch. Sie macht tausend vergebliche Versuche, den unschuldigen Schäfer zu verführen. Endlich läßt sie, auf den Rath ihrer Amme, einen Pallast mit sieben Gemächern bauen. Sie befiehlt Joseph, ihr in den neuen Pallast zu folgen und bringt ihn endlich unter verliebtem Geschwätz bis zum siebenten; hier soll sich der Kampf zwischen der Verführung und der Tugend entscheiden. Hören wir den Dichter:

„Der, dessen Wort diesen geheimnißvollen Pallast schildert, spricht hinter dem Schleier also:

„Als sie endlich an das siebente Gemach gekommen waren, seufzte Zuleikha tief und sprach: O Joseph, beschleunige Deine Schritte und komme mit mir in diesen glänzenden Harem! Und als sie ihn nun in diesen bezaubernden Ort eingeführt, sperrte sie das eiserne Schloß mit einer goldenen Kette. In diesen Harem drang nicht der Blick des Eifersüchtigen, das Auge des Neidischen erforschte die Umgebungen nicht, die Thür war den Gehenden und Kommenden verschlossen und die Freunde selbst konnten nicht hoffen, einzutreten. Die Liebenden waren sich selbst überlassen, ohne durch einen Spion oder Wächter gestört zu werden; die Wangen des Geliebten erglühten im Glanze der Schönheit und das Herz der Liebenden hob sich in den Harmonieen der Liebe. Ein weites Feld öffnete sich den Wünschen der entflammten Sinne.

„Zuleikha, Augen und Herz von Liebe berauscht, legte ihre Hand in die des Geliebten, zog ihn mit Schmeichelworten bis zum Throne und sprach unter heißen Thränen zu dem edlen Hirten die klagenden Worte: O Mann mit dem rosigen Antlitz, wirf auf mich einen Blick der Güte; die Sonne selbst, wenn sie mich anschaut, entlehnt wie ein Mond einige Strahlen meines Glanzes — wie lange wirst Du mich in dieser Angst lassen? Wirst Du mir für immer das Auge der Barmherzigkeit verschließen? So überließ sie sich der ganzen Gewalt ihres Schmerzes, Joseph die Wünsche ihres Herzens offenbarend. Joseph schlug die Augen nieder und wagte, aus Furcht vor Verführung, nicht das Haupt zu erheben; als aber seine Blicke auf den Teppich fielen, sah er sein und Zuleikha's Bild. Er wendete seine Augen von diesem verführerischen Anblick nach einer andern Stelle; aber an der Thür, an der Wand sieht er gleichfalls die beiden rosigen Gesichter. Er erhebt den Blick zu dem Gott des Himmels, aber die Decke zeigt ihm dasselbe Bild. Da fühlt er sein Herz zu Zuleikha hingezogen.

„Zuleikha schöpft aus seinen Blicken neue Hoffnung; sie setzt ihre Bitten fort und droht selbst, sich den Tod zu geben. Joseph ist nah daran, zu unterliegen, als sein Blick auf einen goldenen Vorhang fällt.

„Wer ist hinter diesem Vorhang? fragt er Zuleikha. Sie antwortete: Das ist der, dem ich mein Daseyn weihe und den ich anbete, wie eine niedere Magd; es ist ein Idol von Gold mit Augen von Diamanten, dessen Inneres mit reinem Bisam angefüllt ist. Zu jeder Stunde werfe ich mich vor dem Gotte nieder und neige mein Haupt zum Zeichen meiner Ehrfurcht; ich habe ihn mit diesem Vorhang bedeckt, damit sein Blick nicht auf mich falle; ich will nicht, daß er mich in diesem Zustande sehe und daß er Zeuge meines strafbaren Benehmens sey. — Bei diesen Worten stieß Joseph einen Schrei aus: Ach! und ich sollte nicht einen Obolus *) von diesem Schatze (der Frömmigkeit) haben? Du erröthest vor einem Götzenbilde ohne Leben, dieser seelenlose Körper beunruhigt Dein Gemüth und ich sollte nicht den Allsehenden, den Allwissenden, den Ewigen, den Allmächtigen fürchten? Sprachs und erhob sich augenblicklich und machte sich, erwacht aus seinem berauschenden Traume, aus ihren zärtlichen Umarmungen los.

„Und als er so mit schnellen Schritten entflieht, öffnet ihm jede Thür den Weg zur Flucht; kaum setzt er den Fuß in eine Thür, so springt das Schloß und der Riegel fliegt auf. Ein bloßes Zeichen mit dem Finger wird zum magischen Schlüssel. Zuleikha stürzt ihm nach und erreicht ihn im letzten Zimmer; sie faßt ihn, um ihn zurückzuführen, und zerreißt seine Tunika auf dem Rücken. Er entwischt ihrer Hand, gleich einer Blume, deren Kelch gespalten ist.

„Zuleikha zerreißt, in ihrer Bestürzung, ihr eignes Gewand; sie wirft sich zur Erde, wie ein Schatten, und aus dem Grunde ihres trauernden Herzens stößt sie tiefe Seufzer aus. — Eines Tages, sagt sie, unternahm eine Spinne eine Reise, um sich Nahrung zu suchen; an einem Orte sah sie einen Falken ruhen, der seine Banden zerrissen und sich aus den Händen der Tyrannen befreiet hatte; sie umspann ihn von allen Seiten, um ihn zu verhindern, wegzufliegen; sie brachte lange Zeit damit zu und verwendete all ihren Speichel; der Falke bewegte sich und es blieben von dem ganzen Gewebe nur einige zerrissene Faden übrig. Ich selbst bin diese traurige und unglückliche Spinne, zurückgeschleudert von dem Ziele meiner Wünsche. Meine Adern sind zerrissen, wie das Gespinnst der Spinne, und der Vogel der Hoffnung ist mir nicht zugefallen. Mein Gewebe ist zerstört und es bleiben nur einige zerrissene Faden in meiner Hand."

S. Munk.

*) Die kleinste Scheidemünze, ungefähr einem Heller gleich.

Digitized by Google

Ueber das Duell.

(L.)

Man lieſ't über dieſen für die Geſellſchaft ſo wichtigen Gegenſtand im Indicateur folgenden nicht unintereſſanten Artikel:

Wir haben mit dem lebhafteſten Vergnügen die Rede des Herrn Dupin des älteren über die Unterdrückung des Duells geleſen; die wählbare Kammer hätte nicht ſo lange warten ſollen, um ſich mit einer Frage zu beſchäftigen, welche die Geſellſchaft in einem ſo hohen Grade intereſſirt. Das Duell hat alle Beſtrebungen der Civiliſation, alle Edicte, alle Ordonnanzen, alle Geſetze und die Gründe der beſten Philoſophen überlebt; das Duell, dieſer ſocielle Krebsſchade, der ſich überall an die Schritte der Menſchheit heftet, der das Glück der Familien zerſtört, den Jüngling am Eingang ſeiner Laufbahn aufhält, bleibt in unſerer Mitte, wie ein Monument der Barbarei, mitten unter milden abgeſchliffenen Sitten.

Inzwiſchen iſt dieſe wilde Manie, ſeinem Nachbar die Kehle abzuſchneiden, glücklicherweiſe doch nicht im Fortſchreiten; vormals war das Duell die Anwendung des Geſetzes: der Stärkſte oder Geſchickteſte von zwei Rittern ging als Sieger aus dem Kampfe hervor; das war ein Gottes-Urtheil. Dann bedurfte es eines Befehls, um das Blut ſeines Gegners zu vergießen, der jedoch niemals verweigert wurde; das Duell war eine Art von Turnier, welchem, wie einem Spiele, Frauen, Fürſten und große Herren beiwohnten; aber dieſe unſelige Gewohnheit entſprang nicht, als Princip, aus der Geſetzgebung, ſie war nur ein autoriſirtes Recht.

Aber bald war die Autoriſation nicht mehr erforderlich; das ganze franzöſiſche Königreich wurde ein geſchloſſenes Lager, wo das Blut durch franzöſiſche Hände floß; es kam bis zu einem Paroxismus von Wuth: ein Mann war nicht in der guten Geſellſchaft zugelaſſen, wenn er nicht zwanzig Ehrenſachen (?!) gehabt hatte. Da trat das Geſetz in die Schranken mit dem Duell, das dennoch von dem Geſetz ausfloß; die Intenſität des Uebels minderte ſich nach und nach, aber die Macht der Gewohnheit, das Vorurtheil, die Leidenſchaft, ein falſches point d'honneur triumphirten über die Geſetzgebung. Das Duell exiſtirt noch in unſern Tagen.

Der Geſetz-Vorſchlag des Herrn Dupin zu Unterdrückung des Duells iſt neu; aber er ſucht das Heil der Geſellſchaft in dem Geſetz: darin täuſcht er ſich. Bis jetzt hat, nach Herrn Dupins Anſicht, die Geſetzgebung die moraliſchen Zwangsmittel vernachläſſigt; der Duellant fürchtet den Tod nicht; aber wenn er zu fürchten hätte, von jedem öffentlichen Amte, von dem Rechte, vor Gericht zu zeugen, zu teſtiren ꝛc. ausgeſchloſſen zu werden, ſo würde er die Achtung des Geſetzes dem Duell vorziehen.

Wir glauben im Gegentheil, daß der Duellant von Profeſſion, daß der Mann, der es ſich zum Geſchäft macht, ſich in alle Zwiſtigkeiten, alle Zänkereien zu miſchen und die Ruhe der Familien zu ſtören, ein Feiger iſt; früh hat er die Waffen führen gelernt, und er weiß ſich faſt immer einen Gegner zu wählen, der minder darin geübt iſt, als er. Man ſchlage dieſem Manne vor, ſich nicht dem Loos der Waffen, nicht der grauſamen Geſchicklichkeit des Schlägers, nicht einem ungleichen Kampfe, ſondern dem Zufalle, der die Geſchicklichkeit und die Stärke nutzlos macht, zu vertrauen, und alsbald wird man ihn erblaſſen und zittern ſehen. Dieſer Mann, der es ſich zum Verdienſt macht, Menſchen zu tödten, liebt das Leben und hält es, auf Koſten ſeiner Ehre und ſeines Rufes, feſt.

Herr Dupin hat von ſocialen Vortheilen geſprochen; aber was kümmern den Duellanten die geſellſchaftlichen Vortheile, die Moral, die Menſchlichkeit, die Rechte des Bürgers? Er verſpottet, er verachtet ſie, er macht ſich ein Vergnügen daraus, der Gerechtigkeit zu trotzen; er zieht dem Recht zu teſtiren oder zu votiren, die Freude vor, mit ſeiner Degenſpitze die Bruſt eines Menſchen zu treffen.

Das Mittel, das Duell auszurotten, iſt, die öffentlichen Sitten auf die Aſſociation zu richten, zu machen, daß die Menſchen ſich vereinigen und lieben; man theile die Geſellſchaft nicht in Caſten, man zerſtückele die materiellen und moraliſchen Intereſſen der Bürger nicht, man ſtrafe den Duellanten nicht durch das Geſetz, aber man belohne den, der zuerſt ſich weigern wird, ſich zu ſchlagen; den, der zuerſt ſeine Perſon über die Beleidigung ſeines Gegners erhaben glaubt. Die Geſellſchaft, weit entfernt, aus Furcht oder Vorurtheil, ihn aufzunehmen, werfe ihn aus ihrem Schooße, wie ein wildes Thier; ſie zertrete ihn, wenn er verſucht, Uneinigkeit und Trauer auszuſäen; ſie ſage nicht mehr zu dem Beleidigten, der die Rache verweigert: Du biſt ein Feiger! aber wohl: Du biſt groß und muthig, Du haſt Abſcheu vor Vergießung von Blut durch Bruderhände: Du ſchätzeſt Dein Leben höher, als das des Duellanten; Du ſtellſt es unter den Schutz der Geſellſchaft, welcher es geweiht iſt, und dieſe drückt Dir ihre ganze Dankbarkeit aus.

Dann nur wird das Duell, wie ein verwittertes Monument, fallen, unwürdig einer Epoche der Civiliſation und des Friedens; es wird fallen wie die Baſtille, die Sclaverei, die Tortur gefallen ſind; wie die Todesſtrafe abgeſchafft werden wird. Nicht von oben, nicht von einem Geſetzgeber wird die Strafe des Duells kommen, ſondern von unten, von Familien, die auf ihre Kinder halten, von hochherzigen Männern, die den ohne Mitleiden brandmarken, der das Blut eines Menſchen vergießt, von der ganzen Geſellſchaft, die ihre nützlichen Glieder ſchätzt: der Duellant muß wie ein Mörder betrachtet werden; man wird ihn, ſeine Familie, ſeine Freunde fliehen und ſein Haus mit einem Kreuz von Blut bezeichnen. Das würde weit mehr zur Ausrottung des Duells beitragen, als alle Geſetzgebungen der Welt. Wir hoffen, daß die Menſchheit durch die Kraft der ſocialen Bewegung, durch die Fortſchritte der Vernunft und der Aufklärung zu dieſem Ziele gelangen werde.

Eine neue Methode auf Leinwand zu zeichnen.

Dieſe ſoll kürzlich von Herrn John Buck in Weſtminſter erfunden worden ſeyn, und in Hinſicht auf Dauerhaftigkeit vor allen übrigen bekannten Methoden den Vorzug verdienen. Dem Mechanics' Magazine No. 611 gemäß wird nach dieſem Verfahren zuerſt eine Compoſition eingerieben, welche die Leinwandfäden ſo an einander klebt, daß mit derſelben Leichtigkeit wie auf Papier darauf gezeichnet werden kann. Nach Vollendung der Zeichnung wird ein dünner durchſichtiger Firniß von ſolcher Elaſticität aufgetragen, daß man die gezeichnete Leinwand auf beliebige Weiſe zuſammenfalten kann, ohne daß ſie Sprünge dadurch bekommt. Ganz vorzüglich geeignet dürfte ein ſolches Verfahren für Landcharten ſeyn, die auf dieſe Weiſe leicht in jeder Briefta[illegible] untergebracht werden könnten.

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1070. Hamburg. Sonnabend, den 18. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Municipal-Corporationen in England. (Beschluß.) . . . Seite 673
Von den Revolutionen. Von J. P. Pages (vom Kriege-Departement.) Erster Artikel. . . . . „ 676
Von der Quasi-Intervention. . . . . „ 677
Erinnerungen an das Seebad auf Helgoland im Jahre 1834. In Briefen von Dr. Gotthold Salomon. . . . . „ 678

Die Municipal-Corporationen in England.

(Aus der Dublin University-Gazette.)

(Beschluß.)

(R.)

Es fand wohl einiger Widerstand abseiten der anderen Bürger statt, und es ward selbst Blut vergossen; doch gelangten diese Debatten nie zu dem Grade von leidenschaftlicher Intensität, welcher ähnliche Debatten zwischen den Gemeinen und der französischen Feudalität auszeichnete. Es war die königliche Unterstützung nöthig, um die Macht der Corporationen zu mehren und zu befestigen. Die Krone hütete sich weislich, die Wichtigkeit der königlichen Flecken zu verringern, welche ihr wider die ritterliche Aristokratie als Schild diente. Sie wußte, daß die Unterdrückung der Gemeinen der Monarchie den Todesstoß gegeben haben würde. Ihre Politik erforderte es vielmehr, die Gemeinen von den Großen, die Corporationen von den übrigen Bürgern unabhängig zu machen. Die neue Aristokratie der Flecken stand unter dem besondern Schutz der Krone, deren Gunst sie sich erworben hatte. Von dem übrigen Theil der Gemeinde unabhängig, stand sie mit unter dem Haufen der Höflinge oder nahm vielmehr den ersten Rang darunter ein.

Unter Eduard II. ist in den Statuten und Gesetzen von der Gemeinde von Lynn in der Grafschaft Norfolk die Rede, jedoch noch ohne die Bemerkung, daß sie eine Corporation sey, und ohne ihr die besondern Rechte beizulegen, die mit einer Corporation verbunden sind. Unter Eduard III. herrschte noch dieselbe Verwirrung; nichts war ganz geregelt: im Assisenbuche hieß es, daß man, um als londoner Bürger zu gelten, dort geborn seyn und ein Erbtheil erhalten haben, dort wohnen und Steuern entrichten müsse. Dasselbe Buch setzt hinzu, die Gemeinde von London sey eingesetzt auf ewige Zeiten. Zuweilen befindet sich das Wort Corporation am Rande, aber nicht im Texte des Manuscripts. Endlich, im Jahre 1409, unter Heinrich IV., kömmt das Wort Corporation im Texte als auf die Universitäten Bezug habend vor. Man sieht an der natürlichen und vertraulichen Weise, wie es angebracht worden, daß der Begriff, den es repräsentirt, nicht mehr neu ist. Die Dinge sind immer älter als die Namen; auch sind die Corporationen wirklich schon vor dieser öffentlichen Anerkennung und Erklärung da gewesen, was man auch darüber sagen möge. Jede Gewalt strebt dahin, sich festzusetzen und zu verewigen, und diese über England ergossenen Menschengruppen, Besitzer von liegenden Gründen im Namen einer kleinen Municipalgemeinde, ermächtigt, neue Mitglieder zu erwählen und ihre Einkünfte zu vermehren, bildeten bald eine Menge kleiner Mittelpuncte, die auf ihre eigne Autorität eifersüchtig waren.

Im Jahre 1484, unter der Regierung Heinrichs VII., wurden die Municipal-Corporationen zum erstenmal als ein politischer Körper aufgeführt. Sie behaupteten sich in dieser Form, und bald sah man sie sich allen Ernstes alle die Rechte anmaßen, die mit diesem Worte verknüpft sind. Die Einwohner von Plymouth wandten sich an den König, um eine Incorporation zu erhalten, das heißt die authentische und legale Anerkennung der Privilegien einer bürgerlichen Corporation. Es verflossen 28 Jahre, ehe sie eine solche Charte erhielten. Kingston-upon-Hull ward im Jahr 1489 incorporirt. Im Jahr 1466 endlich ward als legaler und universeller Satz angenommen, daß jede Charte, welche einer Stadt bewilligt werde, das Daseyn einer Corporation voraussetze. Die Usurpation währte fort, und wenn man ein Recht hat, darüber zu klagen, hat man doch Unrecht, nicht einzusehen, daß dem unter den Umständen nicht anders seyn konnte. Von der in Rede stehenden Zeit ab schlossen die Corporationen das einemal Mitglieder, die ihnen mißfielen, eigenmächtig aus, oder riefen auch ein andercsmal, wie dies namentlich zu Exeter geschehen ist, eine Menge Individuen in ihre Mitte, um eine imponirende Majorität zu bekommen. Ursprünglich bedeutete das Wort Incorporation nur das Recht, in Gemeinschaft liegende Gründe zu haben, sie veräußern, neue kaufen und sie an andere übertragen zu dürfen. Bald nahmen nun die Corporationen eine wichtige Stellung in der Politik des Landes ein.

Im Jahr 1499 erneuerte sich der Aldermansrath zu Bristol aus eigenmächtiger Wahl; Heinrich VII., Heinrich VIII., Eduard VI., Maria und Elisabeth sahen schon den Umfang der Macht ein, welche diese kleinen Corporationen, die insgesammt eifersüchtig auf die Aristokratie waren und der Gewalt als so viele Stützen dienten, dem Throne geben mußten. Seitdem ließ der Thron es sich angelegen seyn, die Corporationen in Schutz zu nehmen und ihnen die Macht und die Freiheiten der Gemeinde selbst zufließen zu lassen. Heinrich VIII. erhielt diese alterthümlichen Gebräuche durch neue Statuten, die er gab, aufrecht. Inzwischen haben diese Gebräuche sich in der Ausartung ihres Fortschreitens von ihrer Urquelle sehr weit entfernt. Es handelte sich nicht mehr, wie sonst, um einige Einwohner, welche sich verständigten, ihre Steuern gemeinschaftlich zu entrichten, statt sich einzeln von einem königlichen Beamten hudeln und prellen zu lassen. Allmählig war auch die parlamentarische Institution entstanden, wozu Mitglieder des Raths erwählt worden waren, und da behielten sich die Corporationen dieses Recht vor. Nach und nach bekamen sie

Digitized by Google

den ganzen parlamentarischen Einfluß in ihre Hände. Maria und Elisabeth schufen eine Menge Municipalitäten, wobei sie sich an dasselbe System hielten und den Corporationen, die ihre eigne Regierung und Wiedererwählung hatten, die Wahlfreiheiten ließen. So oft der Thron seine Macht vergrößern wollte, schuf er eine neue Corporation, die er für sich unabhängig machte. So ließen einerseits die alten Flecken, die sich entvölkerten, ihr ganzes Ansehen in den Händen von zwei oder drei Leuten, zuweilen eines einzigen Individuums, während sich andrerseits die neuen Flecken dergestalt organisirten, daß sie unter die unmittelbare Controlle der Krone kamen.

Die großen Städte, in welchen sich die Haupt-Corporationen befanden, boten schon mehr Widerstand dar; ursprünglich mußten die Municipalbeamten von der General-Versammlung und nicht von dem kleinen Rathe, durch die Corporation selbst, gewählt werden. Da letztere das in Rede stehende Recht usurpirt hatte, so zogen die Bürger um die Mitte der Regierung Elisabeths die Oberrichter Popham und Anderson darüber zu Rathe, ob eine vom kleinen Rathe gemachte Wahl gültig sey. Die Richter bejaheten das, weil sie es nicht mit der Monarchie verderben durften.

Die Sachen waren in einem guten Zuge, und die nach Eigenmächtigkeit höchst begierigen Stuarte beschleunigten die Bewegung. Man war der Irregularität aller dieser Flecken und der geringen Gleichmäßigkeit ihrer administrativen Organisation überdrüssig. Um zu solcher Gleichmäßigkeit zu gelangen, überredete man die Corporationen, daß sie sehr dabei gewinnen würden, wenn sie ihre Freiheiten dem Könige mit der Bitte, sie zu bestätigen, unterwürfen. Es wurden in der That neue Charten ertheilt, aber laut diesen Charten stand künftig nur der Krone die innere Polizei der Flecken und die Ernennung der Personen zu, welche die Municipalräthe bilden und die örtlichen Steuren vertheilen sollten. Es war eine Usurpation neben einer Usurpation. Der König bestätigte das eigenmächtige und ausschließliche Privilegium, welches einige Bürger sich zum Nachtheil ihrer Mitbürger angemaßt hatten, und er übernahm nun selbst wieder Rechte, wonach die Corporation und das Volk auf Alles gefaßt seyn, Alles fürchten mußten. Auffallend ist der sonderbare Gang und die doppelte Bewegung der menschlichen Dinge: es bilden sich mitten in der feudalistischen Welt Gruppen, die den Keim der Freiheit in sich tragen; dieser Keim entwickelt sich nur, um eine Art von Bürger-Aristokratie ins Leben zu rufen, welche neue Aristokratie sich wieder vor der monarchischen Gewalt beugen und ihr einen Theil seiner Beute ablassen muß; aber von dem Augenblicke an wo die Bürgerschaft in sich die Basallin des Thrones sieht, schließt sie sich enger an die niederen Classen an und der demokratische Keim kömmt kräftiger und furchtbarer als je im Schooße der Corporation zum Vorschein.

Ein König, der, wie die Stuarte, zwischen einander feindlichen religiösen Secten, zwischen einem noch stolzen Adel und einer ehrsüchtigen Bürgerschaft seine Stellung hatte, mußte seinen Scepter schon auf die Corporationen legen, sie einschüchtern, sie für sich gewinnen, sie zu Machtgewalts-Maschinen umwandeln. Jemehr sie aus einer kleinen Anzahl Leute bestanden, desto leichter konnte man sie um einen billigen Preis haben. Auch ließ man keine Gelegenheit vorbeigehen, Close-boroughs, geschlossene Flecken, zu schaffen, die nicht mit den Rotten-boroughs oder verrotteten Flecken zu verwechseln sind. Ein verrotteter Flecken hieß derjenige, welcher, früher von einer ganzen Corporation regiert, entweder in die Hände des Königs gefallen oder der Erbe aller liegenden Gründe in den Händen von zwei oder drei Individuen geworden war. Unter Carls I. Regierung ist es vorgekommen, daß das einzige Mitglied der alleinigen Corporation eines verrotteten Fleckens sich selbst zum Parlaments-Mitglied erwählt hat und diese Wahl als gültig anerkannt worden ist. Geschlossene Flecken hieß man diejenigen, wo keine neue Zulassung gestattet wurde: dort wählte eine Corporation diejenigen Mitglieder selbst, welche für die verstorbenen Mitglieder eintreten sollten. Sie bildete einen den Volksinteressen feindseligen Senat, der nur von dem Könige abhängig und demnach ganz der souverainen Autorität ergeben war. Die alten Mißbräuche waren permanent; indessen gewannen auch die parlamentarischen Rechte eine neue Autorität, einen neuen Einfluß. Die Corporationen boten, so tyrannisch sie auch waren, eine solide Basis dar, welche der Beweglichkeit der parlamentarischen Wahlen die Wage hielt.

Unter den Stuarts war die Dienstbarkeit der Corporationen nicht ohne eine Beimischung des Widerstandes noch ohne einen Hang zur Freiheit. Ihre Lage zwischen dem Volke und dem Könige war sonderbar. Sie hatten alle die Besorgnisse, aber auch alle die Bitterkeit einer untergeordneten Stellung. Sie hatten sich von dem Volke losgerissen, ohne es vergessen zu haben, daß sie dem Volke angehörten. Die Art von Aristokratie, deren sie sich bemeistert hatten, konnte weder auf den Glanz noch auf das Alterthum eines wirklichen Adels Anspruch machen: eine unnatürliche Stellung, die, wie alle unnatürlichen Stellungen, in einer Catastrophe endigte. Sobald der Thron bei den Corporationen die kleinste Spur des Widerstandes, des Schwankens, der Unzufriedenheit wahrnahm, empörte es ihn, ein so serviles Werkzeug die Freiheit suchen oder mindestens wünschen zu sehen. Nachdem man allmählig die Masse der Flecken zu verführen getrachtet, legte man es auf ihre Vernichtung an. Darin hatte die Restauration nun ein leichtes Spiel. Einige der besten, der Licenz überdrüssigen, Geister erklärten sich zu Gunsten der absoluten Gewalt. Carl II. erließ seine berühmten Quo Warrantos. Beschlüsse, welche die Municipal-Freiheiten vernichteten. Während der Glaube an die Göttlichkeit der absoluten Gewalt bei allen Bürgerclassen Eingang fand, während die Autokratie und die Theokratie ihr Bemühen verdoppelte, sich der Gewalt zu bemeistern, begannen die Bürger der alten Flecken einzusehen, daß es sich um ihre Existenz handle und daß sie bald mit den niederen Classen, wovon sie sich losgesagt, in gleicher Knechtschaft stehen würden.

Durch die Quo Warrantos angegriffen, zeigten die Corporationen sich der Revolution günstig, von welcher Wilhelm III. die Früchte erntete, nachdem er ihren Erfolg vorbereitet hatte. Auch hütete der neue König, halb aus Dankbarkeit, halb aus Politik, sich wohl, sie zu vernichten oder auch nur zu erschüttern. Man würde Unrecht haben, wenn man ihm das zum Vorwurf machen wollte; er konnte nicht anders handeln. Er bestätigte aufs gewissenhafteste die Privilegien der Corporationen, Privilegien, die schwankend und widersprechend, und wie schon gesagt, mancherlei Ursprungs waren. Die Gleichförmigkeit ist ein Begriff neuerer Zeit, der sich mit der Feudalität, einem aus der barbarischen Civilisation entsprungenen Zustande, aus dem Rechte der Eroberung, folglich aus einer individuellen Kraft hervorgehend, nicht wohl vertrug.

Unter Elisabeth war es gesetzlich entschieden worden, daß die Rechte einer jeden Corporation vielfältig seyen und daß sie verschiedenen Gebräuchen gehorchten. Die Verschiedenheit und das Ungewisse dieser Gebräuche mußte nothwendig zu vielen Processen, Zwistigkeiten und Verlegenheiten Anlaß geben. Das Parlament, welchem man als letzte Autorität die Clauseln zur Beurtheilung anheimstellte, welche sich auf die Flecken und auf deren Wahlrechte bezogen, entschied bald so, bald anders. Ein und derselbe Ausspruch ward wechselsweise bestätigt und annullirt. Es würde ein merkwürdiges Repertorium abgeben, wenn man all die Widersprüche, die aus dieser Materie hervorgegangen, alle die Entscheidungen, welche das Unterhaus erlassen und vernichtet hat, eine Quelle ewigen Streites, aufzeichnen wollte. Wechselsweise wurden dem Könige, dem Volke, den Bürgern über den Ursprung der Gewalt, die man verkürzen oder vermehren wollte, Vorträge gemacht.

Digitized by Google

Wir wollen einmal die Corporation von Briſtol als Beiſpiel aufſtellen, und man wird ſehen wie eine und dieſelbe Inſtitution verſchiedene Formen annehmen und zu entgegengeſetzten Reſultaten dienen kann. Die Gemeinde von Briſtol hatte mehrere Jahrhunderte lang ihre inneren Angelegenheiten ſelbſt geleitet. Den alten Bräuchen und dem Wunſche der Gemeinde zufolge, erlaubte Heinrich VII. es ihr im Jahre 1499 durch eine ſpecielle Charte, einen gemeinſchaftlichen Rath von vierzig Mitgliedern nebſt fünf Aldermännern zu haben. Da ſind wir nun ſchon aus der Demokratie zu der ariſtokratiſchen Form übergegangen. Eliſabeth ſteigerte die Zahl der Aldermänner auf zwölf, und beſtimmte, daß ihre Wiedererwählung von ihnen ſelbſt ausgehen ſolle. Da haben wir eine ſtärkere und compactere Ariſtokratie auf ewige Dauer. Lange erhielten ſich die Bürger in dieſer Lage: ſie waren mächtig und zahlreich genug, um wider die Eigenmächtigkeit der Stuarte anzuringen, und ihre Freiheiten wurden zu mehrerenmalen neu beſtätigt. Erſt nach der Reſtauration erſchraken ſie vor den Drohungen der Gewalt und lieferten aus freien Stücken ihre Charte der Gnade des Königs aus. Carl II. bewilligte ihnen eine neue Charte, ernannte den Mayor, die Aldermänner und alle Beamte ſo wie auch den Gemeinderath, und erklärte, daß die wiedergeborene Corporation, ſtatt, wie vorher, die Bürgergemeinde zu repräſentiren, ein beſonderes politiſches, bleibendes Corps bilden und in Zukunft ſeine eigene Wiedererwählung ſo wie die Wahl ſeiner Mayore und anderer Beamten beſchaffen ſolle. Alle die anderen Städte Englands waren mit dieſer Vernichtung ihrer Rechte bedroht, und London ſtand ſchon auf dem Puncte einem derartigen Ausſpruche unterworfen zu werden, als ſich die Revolution von 1688 ankündigte. Den ſchon erwähnten Clauſeln hatte man noch andere, die noch tyranniſcher waren, beigefügt: der König konnte dies oder jenes Mitglied nach Gefallen aus dem Rath verjagen, und der Kanzler hatte das Recht, deſſen Ausſprüche durch ſein Veto zu ſuspendiren. Alle Corporationen Englands ſahen ein, daß es ſich um ihre Exiſtenz handle und daß ihnen ein gleiches Geſchick wie Briſtol zugedacht war. Es war dies eine der Urſachen, welche am meiſten zur endlichen Vertreibung der Stuarts beitrugen. Jacob II. ſah einige Wochen vor ſeiner Abdankung das Thörichte dieſer Maaßregeln ein und machte den Verſuch, durch den Widerruf dieſer eigenmächtigen Acte ſich die Zuneigung ſeiner Unterthanen wieder zu gewinnen. Es war zu ſpät — das Mißvergnügen hatte ſeine Früchte getragen: Wilhelm ward König!

Vor der Thronbeſteigung oder auch, wenn man es ſo nennen will, vor der Uſurpation dieſes Letzteren, machten ſich einige andere Flecken die durch Jacob herbeigeführte Revolution zu Nutz und nahmen ihre alten Charten wieder an, wozu ſich aber, was merkwürdig iſt, Briſtol nicht verſtehen wollte. Die Corporation dieſer Stadt wollte lieber dem Könige die eigenmächtigen Privilegien preisgeben, deren er ſich bemächtigt hatte, als den Raub fahren laſſen, welchen ſie unter ſich getheilt. Erſt um die Mitte der Regierung Anna's ward die Briſtoler Charte, jedoch mit Unterdrückung des von dem Könige uſurpirten Rechts, die ihm mißfälligen Mitglieder zu verbannen, beſtätigt. Die ganze hannöveriſche Dynaſtie iſt dem Beiſpiel ihres Stifters gefolgt; ſie hat aufs ſorgfältigſte die Corporationen reſpectirt, und daß auch dieſe zum Fall gekommen, iſt erſt dann möglich geweſen, als ſich der Reformationsgeiſt über ganz Europa verbreitet hatte.

Wenn man zu der wirklichen Quelle der Corporation zurückgehen will, ſo wird man ſehen, daß dieſe Inſtitution urſprünglich auf der Wohnung und auf dem Grundeigenthum beruhete, indem die Bürger darnach das Recht bekamen, ihre Steuern zu repartiren und ſich ihre Repräſentanten zu wählen. Vergebens wollen gewiſſe Organe der legalen Ariſtokratie in jeder Corporation die Ueberreſte des herrſchaftlichen Gerichtshofes (Court-lee) ſehen, welchem alle Einwohner beiwohnten. Wenn dieſe Anſicht begründet wäre, ſo dürfte der König nur einen Aufſeher oder Kron-Beamten ernennen, um jedes Jahr die Städte oder Flecken zu bereiſen und in dem Court-lee den Vorſitz zu führen. Eine ſolche Suppoſition iſt übrigens nicht haltbar, obgleich die gelehrten Verfaſſer des früher angeregten Werkes ihr ganzes Talent aufbieten, um ſie durchzuführen. Vor allem iſt ſie nicht mit der jetzigen Epoche im Einklange; denn wenn die Corporationen von einem königlichen Beamten präſidirt würden, wenn ihre oberſte Leitung dem Monarchen und dem Hofe angehörte, ſo würde das ganze Syſtem der neueren Freiheit bedroht ſeyn.

Wird man auf die urſprüngliche Organiſation zurückkommen und die Privilegien, wie in den erſten Zeiten, lediglich an den Grundbeſitz im Verein mit dem Wohnſitz des Bürgers knüpfen? In dieſem Puncte eben befindet ſich die Legislatur, er iſt es aber auch, der von den Radicalen als ein heilloſer Mangel bezeichnet wird. Sie fragen nämlich, ob die Einwohner nicht eben ſo viel werth ſind als die Grundeigenthümer, und ob alle Künſtler, alle Handwerker von den Corporationsrechten ausgeſchloſſen ſeyn ſollen. Sie wollten geradezu die Demokratie, die Herrſchaft der Mehrheit. Die Begründung des neuen Zuſtandes der Dinge, die ſie herbeiführen möchten, ſteht im Widerſpruch mit all den alterthümlichen Autoritäten, die ſie in Anſpruch nehmen und worauf ſie ſich berufen. Es iſt nicht wahr, daß die Corporationen aus einem demokratiſchen Geiſte hervorgegangen ſind, wir haben dies ſchon bewieſen. Alles, was ſich dieſerhalb ſagen läßt, iſt, daß die erſte Ausſaat dieſes Geiſtes in ihnen lag und daß er ſie zuletzt verſchlungen und abſorbirt hat.

Franz Palgrave, ein whiggiſtiſcher Publiciſt, deſſen Namen in dieſer Art Dingen von großem Gewichte iſt, möchte gern, daß alles das, was zu den Corporationen gehört und darauf Bezug hat, dem geheimen Rathe unterworfen würde und daß der König einer jeden von ihnen eine beſondere Charte bewilligte. Das würde aber den vollſtändigſten Despotismus autoriſiren, jede örtliche Freiheit vernichten heißen. Dem Palgrave zufolge würde der König die einflußreichſten Mitglieder, wenn ſie ihm gefährlich ſchienen, verbannen können, und ein Viſitator der Krone ſollte die Schritte der Gemeinde in Obacht nehmen. Die Localgeſetze müßten ſtets von dem geheimen Rathe ſanctionnirt ſeyn. Die Einwohner, welche Non-operatives (Nichtgewerbtreibende) wären, genöſſen ihrer Municipalrechte nach einer ſiebenjährigen Anſäſſigkeit, die Handwerker aber nach einem viel längeren Zeitraum, es wäre denn, daß ſie gewiſſe Summen in den Sparcaſſen belegt hätten.

Man kann ſich nicht genug verwundern, wie ſolche Ideen einem neueren Geſetzgeber haben in den Sinn kommen können. Man beſehe ſich die Sache einmal in der Nähe: die Corporationen ſind abgeſtorben, die Gemeinden nicht mehr vorhanden; alles dieſes iſt Aſche und Phantom. Es liegen noch hie und dort Trümmer auf dem Boden umher; aus dieſen Trümmern muß eine neue Inſtitution wieder aufgebauet werden. Die Corporationen haben bei der Unterdrückung wie bei der Freiheit von Europa eine Rolle geſpielt; ſie ſind wechſelsweiſe eine feudaliſtiſche Stütze, die letzte Zuflucht einiger armen Vaſallen, ein Werkzeug in den Händen des Monarchen, eine ariſtocratiſche und unterdrückende Gruppe geweſen: jetzt ſind ſie erloſchen. Wir wollen noch zu ihrer Ehre und zu ihrem Ruhm bemerken, daß ſie ſelbſt in der Verſchiedenheit, in der Wunderlichkeit, in der abſurden Thorheit ihrer Inſtitution zu dem politiſchen Fortſchritt von Großbritannien beigetragen haben. Die verrotteten Flecken, die abgeſchloſſenen Flecken, auf welche ſo viel raiſonnirt worden iſt, haben zu einem Syſtem gehört, das wohl todt iſt, das aber doch nach ſeinen Reſultaten beurtheilt werden ſollte. Möge der neue Weg, den die Welt einſchlägt, um gleiche Mühe, um gleiches Streben einen ähnlichen Ruhm, ähnliche Fortſchritte geben!

Digitized by Google

Von den Revolutionen.

Von

J. P. Pages (vom Ariege-Departement).

Erster Artikel.

(1.)

Ich möchte die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Art und Weise lenken, auf welche die reellen und dauerhaften Revolutionen bewirkt und vollbracht werden. Einige Artikel werden diesen wichtigen Gegenstand kaum andeuten: der Scharfsinn des Lesers wird das Uebrige thun. Die Frage ist vielumfassend, und ich bin um so bedenklicher und zaudernder daran zu gehen, als meine isolirte Meynung auffallend seyn wird, weil sie der angenommenen Meynung entgegen ist. Ich habe die Publicisten aller Zeiten und die Revolutionairs aller Parteien gegen mich. Ist das aber ein Grund, zu schweigen? Entweder ich habe Recht oder ich habe Unrecht: wenn ich mich irre, so wird der gesunde Verstand des Publicums meinen Irrthum richten; wenn ich die Wahrheit für mich habe, so wird ein neuer Gedanke in Umlauf kommen und dieser Gedanke, welcher in der Vergangenheit viele Fehler und Verbrechen verhindert haben würde, wird vielleicht für die Zukunft nicht unfruchtbar seyn. Sie wird der Gewalt die Achtung andeuten, die sie der öffentlichen Meynung schuldig ist; sie wird der öffentlichen Meynung die Achtung empfehlen, die sie der Staatsgewalt zu zeigen verpflichtet ist.

Bis dahin sind die Revolutionen in Frankreich von dem Mittelpunete nach dem Umkreise ausgegangen: ich glaube trotz dieser Erfahrung oder, um richtiger zu sprechen, wegen dieser Erfahrung, daß es keine nöthigen und bestehenden Revolutionen giebt, als diejenigen, die von dem Umkreise nach dem Mittelpunete gehen. Inzwischen stehe ich an, die Frage auf eine so absolute Weise und fast a priori zu stellen.

Bei Gegenständen, die keiner Controverse fähig sind, und deren Lösung keine Wirkung auf das Schicksal der Völker haben kann, nehme ich gern die synthetische Form an. Ein herrschender und fruchtbarer Gedanke, aus welchem nothwendige Folgen fließen, um welchen sich unvermeidliche Resultate gruppiren, ein Gedanke, der ein ganzes System in sich faßt, eine Phrase, die ein ganzes Buch enthält, scheinen dem Schriftsteller immer den Vorzug zu verdienen. Diese Höhe, von wo er auf seinen Gegenstand herabschaut, sagt der Intelligenz zu und schmeichelt seinem Stolze. Aber dieser hohe und dogmatische Ton legt eine Meynung auf, und legt sie nicht dar (erklärt sie nicht.) Das ist die Tactik der Sophisten, welche die Lüge verstellen wollen; es ist die Kunst der Rhetoriker, welche die Wahrheit übertünchen. Groß und edel, wenn sie durch eine tiefe Ueberzeugung inspirirt wird, ist diese stolze Form bei Fragen an ihrem Orte, die der menschliche Geist bereits abgeurtheilt hat; sie paßt aber nicht bei Fragen, die ein einsamer Geist untersucht.

Die Synthesis wird übrigens noch lange in Mißcredit seyn, durch den Mißbrauch, welchen die doctrinaire Schule seit fünf Jahren davon gemacht hat: sie hat ihre Vernunft in den Dienst ihrer Interessen gestellt und ich habe wenig Glauben an die Intelligenz, die sich zur Sclavin der Ehrsucht macht. Ich mache niemandem ein Verbrechen daraus, sich der Waffen zu bedienen, die er besitzt: Spanien hatte den Dolch; Italien Gift; in England hält der Soldat ein Schwerdt; der Weltmann eine Pistole; das Volk hat: jeder hat sein Loos.

Die doctrinaire Polemik ist nicht von heute: sie ist alt, wie das persönliche Interesse, welches nöthig hat, das öffentliche Interesse zu täuschen, alt, wie die Ehrsucht, die sich mit Uneigennützigkeit und Legalität schminkt. Demosthenes hat seit zweitausend Jahren die Declamatoren gebrandmarkt, die die Thatsache zum Recht, das persönliche Interesse zum politischen Princip, und die Lüge zur Wahrheit machen; welche die Thatsachen hervorrufen, im Verhältniß, wie ihre Ehrsucht ihrer bedarf und welche eine Doctrin schaffen, um jede Thatsache zu legitimiren; welche die Freiheit preisen, um Athen zu unterjochen, und von Ordnung reden, um Griechenland an Philipp zu verkaufen. Und diese Männer, die der große Redner angreift, waren nicht gemeine Menschen; mächtig durch das Wort, durch ihren Einfluß auf die Berathungen, durch Vermögen, das ihnen zugefallen war, ohne daß man den Weg kannte, auf welchem sie sich es erworben, entbehrten sie weder Gold, noch Credit, noch Stellen, noch Ueberlegenheit. Was sie nicht hatten, das war das politische Gewissen, die Moralität des Staatsmannes, den wahren Patriotismus und die Nationalität.

Rom bot ein noch beklagenswertheres Schauspiel dar; und wahrlich, ich senke meine Blicke nicht bis zu dem Haufen gemeiner Declamatoren und unedler Angeber herab, deren Namen uns selbst unbekannt seyn würden, wenn die strenge Tugend des Tacitus sie nicht an den Galgen der Geschichte geschlagen und ihre Stirn mit dem unauslöschlichen Brandmal gezeichnet hätte, das die Gerechtigkeit des Schriftstellers dem ungerechten Richter aufdrückt. Der Geschichtschreiber Sallust, ein bestechlicher Richter, erpressender und verschwenderischer Beamter, angeklagt durch den öffentlichen Hülfsruf, dem Cäsar einen Theil seiner Reichthümer abtretend, um die andere Hälfte ungestraft zu genießen, Sallust affectirt in seinen Schriften den strengen Patriotismus der alten Republikaner, er breitet ihre alterthümlichen Tugenden prunkend aus, er studirt sorgfältig die schneidende Kürze ihrer alten Sprache, daß es an dem Buch genug ist, um den Verfasser zu verdammen. Der Philosoph Seneca, der einen Gott aus dem lebenden Claudius macht und den todten Claudius dann schändet, der die Ausschweifungen Nero's vertheidigt, und der so erfinderisch in Motiven zu seinen Verbrechen ist, daß er dem Senat erklärt, die Ermordung Agrippinens sey ein glücklicher Fall für Rom, Seneca, überhäuft mit Gold, umgeben von geheimnißvollem Raub, im Besitz durch hofmännische Intriguen erworbener Gewalt, nimmt in seinen Werken die Larve des Stoicismus, der Uneigennützigkeit und der Rechtlichkeit vor. Er affectirt eine ungewöhnliche, stolze, dogmatische, schneidende Form, die den unerhörten Contrast seines Benehmens und seines Wortes noch auffallender macht.

Was soll man von denen zur Gewalt gelangten Philosophen der neuern Zeiten sagen? Von den Bacon's unserer Tage — giebt es einen, den man nicht in zwei entgegengesetzte Menschen theilen müßte? Der, welcher die Feder führt, mit seiner hochklingenden Sprache und seinem Theater-Costume, stellt Lehren für die Nachwelt auf; der, welcher die Autorität hat, lebt von Habgierde und Ehrsucht. Für den ersteen giebt es eine Redlichkeit, Grundsätze, Gerechtigkeit und eine Tugend für alle Orte und für alle Zeiten; für den zweiten ist es die Macht, die über Recht und Unrecht, Gutes und Böses entscheidet; er sieht Freiheit nur in der Gewalt und Gewalt nur in der Willkühr. Nun, diese Menschen hoffen ohne Zweifel die Hälfte ihrer selbst im Sarge zurückzulassen; sie denken, daß die andere Hälfte, die, welche ihr Talent mit einigem Glanze umgiebt, allein stehen bleiben wird auf ihrem Grabe. Sie täuschen sich: die Gegenwart hat die Menschen der Vergangenheit zurückgefordert; die Zukunft wird sich der Menschen der Gegenwart eben so bemächtigen. Sie werden nicht einen Theil ihrer selbst auf dem Wege der Zeit verlieren: sie sind verdammt, so zu leben, wie sie sind.

Allerdings finde ich unter den großen Bürgern, die ich bewundere, die dialectische Form wieder, die ich verwerfe, das absolute Princip, das allgemeine Axiom, das fest und glänzend über dem Gegenstande schwebt, den sie umfaßt haben. Ich sehe sie in ihrer bittern Strenge, indignirt von jeder Concession, liberal und despotisch zugleich, alles fordernd oder

Digitized by Google

nichts, abstrahirend von Zeit und Ort, von der Schwäche der Menschen und dem Wechsel der Conjuncturen. Aber diese edlen Geister, stolz und rein zugleich, absolut in einem einzigen Puncte, weil das Heil, die Moralität, die Freiheit, das Gedeihen des Vaterlandes daran geknüpft ist, scheinen mir nachgiebig und tolerant in allen andern Puncten, weil Alles andere glücklichere Tage abwarten kann. Ich sehe sie vor Allem, in der vollkommensten Selbstverläugnung, ihren Weg mit Beständigkeit und Muth verfolgen und das Vaterland beschützen in Gefahren, ohne sie herbeizurufen oder zu fürchten. Phocion verlangt den Frieden, er, der nur im Kriege mächtig seyn kann; Demosthenes fordert Krieg, er, dessen Thron die Tribune ist und der nur im Frieden herrschen kann; Cicero verbannt sich aus Rom, um nicht die Republik der Anarchie zu überliefern; er verbannt sich aus dem Senat, um nicht die Welt Cäsars Usurpation preiszugeben; der aristokratische Stolz Mirabeau's stürzt die Ungleichheit der Stände, um die Freiheit zu gründen; Vergniaud treibt zur Revolution aus Furcht, daß die Gleichheit untergehe; und der Haß gegen das Ausland, der Eifer für die National-Unabhängigkeit erfüllen Danton mit der strafbaren Kühnheit, die das Schreckenssystem herbeiführte.

Täusche man sich nicht! Von Socrates bis auf Cicero, von Gracchus bis zu Camille Desmoulins haben alle Stifter und Verfechter religiöser, moralischer und politischer Freiheit das große Vorgefühl gehabt, das dem Menschen das geheimnißvolle Buch seines Looses und seiner Bestimmung öffnet; alle wußten, was die Eroberungen des menschlichen Geistes, die Befreiung der Völker, die Erscheinung irgend einer Freiheit kostet: der Kampf ist der Tod, der Triumph ist das Märtyrerthum. Die alte Zeit erzürnt und empört sich beim Anblick einer neuen Zeit; es ist der Riese des Vorgebirges der Stürme, der Camoëns erscheint, um die Civilisation Europa's zu hindern, in Hindostan einzudringen; es ist der Genius der Vorzeit, welcher Vergniaud in der Gestalt des Saturn erscheint, welcher die eigenen Kinder verzehrt. In diesem Kampfe eines Princips gegen ein anderes suche man einen großen Bürger von edler Sinnesart und geprüftem Muthe, mit reinem Herzen und reinen Händen, der den Sturm seines Schicksals hätte beschwören können: Demosthenes, Cicero, Sidney, Vailli, Barnave — alle sind untergegangen. Von dem Schierlingsbecher Athens an bis zum Schaffott von Frankreich ist das Loos Aller erfüllt worden und der Tod hat nie seine Beute verfehlt.

Das sind die Menschen, die einer ersten und absoluten Idee bedürfen. Sie bedürfen eines Gottes, einer Religion, eines Cultus; sie bedürfen der Freiheit des Gewissens und des Gedankens, der socialen Ordnung, des Menschen selbst, und Alles das ist wiederum Gott. Kein großer Gedanke kann sich der Erde bemeistern, wenn er nicht vom Himmel herabsteigt. Der Evangelist, der Apostel, der Märtyrer der neuen Idee kann einer vollständigen und tiefen Ueberzeugung nicht entbehren. Was mächtig in ihm waltet, das kann er für andere auch mächtig ausdrücken. Der Glaube ist ihm nöthig und der Glaube ist absolut.

Aber derjenige, welcher nicht der Evangelist einer neuen Idee seyn will, der, welcher den Ursprung und die Entwickelung socieller Erneuerungen sucht, der mit Wahrheit wissen will, wie diese großen Ereignisse entstehen und vollbracht werden, dieser muß nach einer minder glänzenden aber sicherern Methode verfahren. Die Synthesis setzt ein a priori entworfenes System voraus; sie kann leicht eine Quelle unfreiwilliger Irrthümer werden und die Irrthümer sind unheilbringend, wenn es sich vom Schicksal eines Landes handelt. Die Analyse, welche die Thatsachen sammelt, um sie auf eine gemeinschaftliche oder mehrfache Ursache zurückzuführen, ist ohne Zweifel eine minder glänzende, aber sichrere Form; sie eignet sich besser zur Prüfung, zur Kritik, zur Widerlegung, und dieser Eigenschaften halber werde ich sie bei den folgenden Reflexionen vorziehen.

Von der Quasi-Intervention.

(2.)

Ueber diese vielbesprochene und auch unbestreitbar wichtige Frage ist es wohl der Mühe werth, verschiedene Ansichten zu hören und zu prüfen. Wir theilen zuvörderst die Bemerkungen mit, die der Temps in einem der neuesten Blätter macht:

Jede Epoche hat ihren eigenthümlichen Charakter. Es scheint, daß die unserige bestimmt ist, ein Diminutiv von Allem zu liefern, was zu andern Zeiten geschehen ist.

Ist die July-Revolution, der Ausgangspunct dieser neuen Aere, nicht ein Diminutiv der von 1789 gewesen? Sie hat auch ihre entthronte Dynastie, aber ohne Gewaltthätigkeit entthront, gehabt; ihre veränderte Constitution, aber nur in einigen Puncten verändert.

Die Revolution und das Kaiserreich hatten ihre Feldzüge am Rhein und in Italien; wir haben den Spaziergang nach Belgien und die Einnahme von Ancona gehabt. Die Restauration hat in Spanien mit einer Armee von hunderttausend Mann intervenirt; wir denken die Fremden-Legion und einige pariser Freiwillige dahin zu schicken.

Sollten wir gar in einiger Hinsicht ein Diminutivum der Restauration seyn, wie diese ein Diminutiv vom Kaiserreich war und wo würde diese Progression endlich stehen bleiben?

Die Thatsache ist, daß wir, nicht ohne Grund, den Krieg fürchten, und doch wollen wir ihn nicht zu fürchten scheinen; daher Demonstrationen, welche berechnet sind, die Ehre zu retten, ohne die Dauer eines nothwendig erachteten Friedens zu gefährden.

Zwei Erinnerungen beherrschen Frankreich und Europa: die Erinnerung an die revolutionaire Schreckenszeit und die an die Kriege des Kaiserreichs. Die eine macht, daß man gegen die Freiheit auf der Hut ist; die andere, daß man den Krieg um jeden Preis vermeidet.

Aber dieses doppelte Gefühl giebt Allem, was geschieht, einen kleinlichen und zweideutigen Charakter. Es ist weder Freiheit noch Despotismus, weder Friede noch Krieg.

Giebt es wohl etwas bizarreres als das Benehmen hinsichtlich Spaniens? — Wir beeilen uns, gegen die Meynungen und Ansprüche des Infanten Don Carlos, Isabelle anzuerkennen. Wir schließen einen Traetat zur Vertreibung des Prinzen (am 23. April 1834); aber was versprechen wir? Nichts, als das zu thun, was zwischen uns und unsern drei Alliirten verabredet werden wird. Der vertriebene Don Carlos kömmt nach Spanien zurück. Es erfolgt ein neuer Traetat (vom 18. August); welche Verpflichtung enthält er unsererseits? Die, zu verhindern, daß Waffen und Munition von Frankreich aus an Don Carlos gesendet werden.

Man kann in der That nicht umsichtiger seyn und man hat nicht geglaubt, große Verpflichtungen zu übernehmen.

Inzwischen drängen sich die Ereignisse und Don Carlos macht Fortschritte. Man fürchtet in Madrid für den Thron Isabellens und Frankreichs Intervention wird gefordert.

Was wird das Cabinet der Tuilerieen thun? Wird es sich hinter dem Tractat verschanzen, der nichts Aehnliches verspricht, oder wird es auf die Forderung eingehen? Weder das eine noch das andere.

Es verweigert die französischen Truppen, denn es will nicht intervenieren, aber es bietet seine Fremden-Legion an. Es bietet auch an, bei sich werben zu lassen.

Kaum ist man in dieses System eingegangen, als man wieder zurücktritt. Die den Journalen zugesendete Aufforderung oder Erlaubniß zur Werbung wird zurückgenommen.

Die Thatsache ist, daß diese Bekanntmachung etwas Sonderbares hatte. Nicht Spanien war dadurch autorisirt, in Frankreich zu rekrutiren,

Digitized by Google

wie dies in England der Fall ist, sondern es war Frankreich, das selbst für Spanien warb.

Nicht für eine Regierung wurde man aufgefordert, sich anwerben zu lassen; es geschah für ein Princip, um die constitutionelle Sache aufrecht zu erhalten: eine wunderbare Sprache, welche die diplomatischen Empfindlichkeiten hat aufregen müssen, denn sie schmeckt so ziemlich nach Propaganda. Heißt das nicht sagen, daß man das Princip unterstützen wolle, überall, wo es sich zeigen würde?

Lord Mahon hat über die freiwilligen Anwerbungen für einen fremden Dienst ein wenig harte Dinge gesagt; aber waren sie ganz unwahr? Man hat es als einen wahrhaften Fortschritt in der Civilisation betrachtet, daß jede Macht ihre National-Armee habe, um die Unabhängigkeit des Landes zu vertheidigen, und nicht genöthigt sey, Fremde dazu zu brauchen; von dieser Epoche datirt die Ehre, welche die Uniform des Soldaten begleitet. Eine ungünstige Meynung oder selbst Vorurtheil regt sich bei uns gegen den, welcher sich für Geld als Stellvertreter anwerben läßt, und doch ist er Franzos und schlägt sich, im Falle des Krieges, für sein Vaterland. Wie würde das erst seyn, wenn er ein Fremder wäre? Wir haben bei uns die Schweizer-Regimenter verbannt, und wenn wir eine Fremden-Legion als ein nothwendiges Asyl für die Flüchtlinge anderer Länder haben, so geht der Eifer unserer Gesetze für die National-Unabhängigkeit so weit, daß sie nicht erlauben, diese Legion auf dem Continental-Gebiet Frankreichs zu gebrauchen.

Wer würde hierin nicht ein Zartgefühl, die Frucht einer vorgeschrittenen Civilisation erkennen? Muß dieses Gefühl nicht noch steigen, wenn es sich von einem Bürgerkriege handelt? Diese Art von Krieg ist grausam selbst unter Landsleuten. Er muß es weit mehr seyn und werden, wenn sich Fremde darein mischen; diese sind gewiß, den Haß der Partei zu tragen, die sie bekämpfen, und die Undankbarkeit derjenigen zu erfahren, welcher sie dienen, denn welche Partei kann bekennen, daß sie den Sieg den Fremden verdanke? Die Niederlage ist für sie von größern Gefahren begleitet, und der Sieg verliert seine Vortheile.

Spreche man uns nicht von den französischen Rittern, die in Ungarn gegen die Türken gekämpft, oder von Lafayette, der nach den Vereinigten Staaten ging, um die Sache ihrer Unabhängigkeit zu verfechten. Dieses waren einzelne Individuen von hohem Range, getrieben von einer aufrichtigen Leidenschaft für Freiheit oder Ruhm, ein Gefühl, das man nicht von einer Masse Menschen erwarten kann, die für Geld angeworben sind; und wenn späterhin französische Corps nach den Vereinigten Staaten gegangen und Lafayette dahin gefolgt sind, so waren sie von ihrer Regierung dahin gesendet und dienten unter französischer Fahne und Cocarde. Es ist folglich kein Vergleich zwischen ihrer Lage und der, welche man den von Frankreich oder England ausgesendeten Rekruten bereiten will.

Erkennen wir an, daß in dem, was vorgeht, in der Art, wie man Spanien zu Hülfe kommen zu wollen behauptet, mehr List und Industrie als Größe liegt; erkennen wir, daß man, aus Liebe zum Frieden, zu dem barbarischen Zeitalter des Krieges zurückkehrt.

Ueber denselben Gegenstand drückt sich das ministerielle Journal des Débats, das übrigens sich stets (vermuthlich im Sinne einiger Glieder des Ministeriums, für deren Organ es vorzugsweise gilt) für eine directe Intervention ausgesprochen hat, folgendermaßen aus:

Es giebt in der Frage der Intervention mehrere Phasen, welche flüchtig anzudeuten wichtig ist, um zu zeigen, welches der Gang dieser Angelegenheit in Spanien, in Frankreich, in England und im übrigen Europa gewesen ist.

In Spanien ist die Idee einer französischen Intervention mehr in der liberalen Opposition, als im Ministerium entstanden. Die Liberalsten, d. h. diejenigen, welche am lebhaftesten die Begründung und Consolidirung des constitutionellen Regimes in Spanien wünschen, haben vom Anfange geglaubt, daß die französische Intervention in den nördlichen Provinzen das beste Mittel sey, den Bürgerkrieg zu ersticken. So lange dieser Bürgerkrieg dauert, kann Spanien weder Ruhe noch Sicherheit haben. Von Frankreich foderten sie, diese böse Wunde zu heilen. Nach Verhältniß, wie der Krieg von Navarra ernsthafter geworden ist, ist der Gedanke und der Wunsch der Intervention in Spanien klarer und lebendiger geworden. Man hat in Paris viel von dem Widerwillen und dem Widerstreben der alten Castilianischen Ehre gesprochen. Dies sind ohne Zweifel schöne Phrasen, aber aus ziemlich alter Zeit. In unserm Jahrhundert verlöschen die National-Antipathieen mit jedem Tage mehr und mehr. Man verabscheut ein Volk nicht mehr, weil es eine andere Sprache als die unsrige redet; es ist der Unterschied oder die Aehnlichkeit politischer Institutionen, was die Abneigung oder Sympathie der Nationen bestimmt. Die liberalen Völker stützen sich auf die liberalen Völker und die Gemeinschaft der Schicksale und Bestimmungen, welche aus gleichen politischen Grundsätzen resultirt, entscheidet die Allianzen, alten Vorurtheilen und altem Hasse zum Trotz.

Ich sage nicht, daß nicht hier und da einiger Widerwille zu überwinden gewesen wäre, um Spanien dahin zu bringen, die Intervention zu begehren. Einige Spanier konnten glauben, daß dieses Verlangen ein Geständniß von Schwäche und Verzweiflung sey und in dieser Hinsicht sträubte sich ihr Stolz. Die Bitte um Intervention war aber keineswegs ein Nothruf. Nein! Spanien verlangte nur von uns, ihm zu helfen, daß der Bürgerkrieg schneller geendigt werde. In diesem Sinne forderte Spanien die Intervention. In diesem Geiste und in diesen Gränzen glauben wir noch, daß es dem Interesse und der Ehre Frankreichs gemäß war, sie zu gewähren, nicht vergessend, daß, welche gute Hoffnungen wir auch hinsichtlich des constitutionellen Spaniens hegen, in Bürgerkriegen und Partei-Stürmen der Ausgang immer ungewiß ist.

Die zweimal von Spanien geforderte Intervention, gefordert mit Bewilligung der einflußreichsten Mitglieder der Cortes und mit Zustimmung der Armee von Valdes — wie ist sie in Frankreich aufgenommen worden?

(Der Beschluß folge.)

Deutsche Literatur.

Erinnerungen an das Seebad auf Helgeland im Jahr 1834.

In Briefen

von

Dr. Gotthold Salomon.

Hamburg, bei Perthes & Besser.

Der als Gelehrter, als ausgezeichneter Redner und eben so correcter als eleganter Schriftsteller längst rühmlich bekannte Verfasser hat sich durch diese kleine Schrift einen dreifachen Dank erworben, erstlich bei jedem Leser, der einige Stunden der Muße gewiß mit keiner lehrreichern

Digitized by Google

und angenehmeen Lectüre füllen kann, als mit dieser, dann bei allen denen, welche dort in den Fluthen der Nordsee ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu restauriren gedenken und nun, nach dem Lesen dieser Briefe, mit der frohen und begründeten Hoffnung der Genesung dahin gehen werden, was schon der Anfang der Genesung selbst ist, und endlich bei den Helgolandern, deren romantisches Eiland und deren gemüthlichen Charakter er auf eine so anziehende Weise schildert, daß man sich von Sehnsucht ergriffen fühlt, dahin zu eilen und solcher Genüsse, solcher Erinnerungen theilhaftig zu werden, wie er sie uns mittheilt; wozu man denn freilich einen so klaren, reich mit Kenntnissen aller Art geschmückten Geist und ein so reines und reges Gefühl mitbringen muß, wie es sich in dem Schriftsteller ausprägt.

Lange weigerte sich die Bescheidenheit desselben gegen zahlreiche Aufforderungen, diese Briefe durch den Druck bekannt zu machen, und er motivirt in der Vorrede diese Herausgabe dadurch, „daß mehrere wackere Helgolander, denen seine geschriebenen Erinnerungen in die Hand fielen, ihn aufrichtig und ungekünstelt, in einem ächt helgolandischen Tone, baten, doch ja diese Briefe zu veröffentlichen, weil, das Ausland besonders, durch dieselben eine weit richtigere Ansicht von Helgoland und dem dortigen Seebade bekommen werde." Und darin hatten die braven Helgolander ganz recht und wir wissen es ihnen aufrichtig Dank, daß sie die Bedenklichkeiten des Verfassers zu überwinden gewußt haben. Er revidirte nun diese Briefe. „Manches," sagt er, „wurde von mir gestrichen, und was ich nicht strich und sogar recht gern stehen ließ, strich der vorsichtige Censor (eine Thatsache, die wir nicht anders als herzlich bedauern können); manches fügte ich indessen hinzu, so daß ich glauben darf, ein ziemlich vollständiges Bild von Helgoland den Nahen und Fernen in die Hände zu geben: Was die Bade-Anstalt betrifft; was die Insel Eigenthümliches besitzt; was die Fremden dort finden und zu erwarten haben; zu welchen Leuten sie kommen und wie sie bei den biedern Insulanern aufgehoben sind." Ja, das Alles hat wirklich Herr Doctor Salomon dem Leser klar und deutlich vor die Seele geführt und somit seine Aufgabe gründlich gelöst. Und wenn er nun sein anspruchloses Büchlein mit dem Wunsche in die Welt sendet: „gehe und finde nachsichtige Leser und falle nur solchen Recensenten in die Hand, die die Menschen und die Schriftsteller lieben und für ihre Tugenden ein weit besseres Auge, als für ihre Mängel haben," so können wir versichern, daß wir nicht nur zu dieser so bezeichneten Classe von Recensenten gehören, sondern auch diese Stimmung vorzugsweise hinsichtlich seiner bewähren möchten, wenn er überall, auch bei schnell hingeworfenen Arbeiten, fremde Nachsicht in Anspruch zu nehmen hätte, was wir, bei den vorliegenden Blättern, durchaus nicht einräumen können. Der Leser wird im Gegentheil weit mehr darin finden, als er sucht, manche Notiz, manche wissenschaftliche Belehrung, die nicht unmittelbar mit dem Gegenstande zusammenhängen, die fast unwillkührlich dem Reichthum seiner Kenntnisse entfallen, aber in keiner Art als herbeigezogen oder als ein hors d'oeuvre erscheinen. Diese Durchdrungenheit, möchten wir sagen, diese schöne Verschmelzung von Wissen, klarer Anschauung und tiefem Gefühl tritt, nicht nur in allem Historischen, Geographischen und Literarischen, sondern auch ganz besonders bei allen sich ihm aufdringenden Betrachtungen über Natur und Menschen auf das Wohlthuendste hervor, und kein Leser wird der Schrift das Bild von Helgoland entnehmen, ohne zugleich ein freundliches Bild von dem Beschreiber in empfänglichem Gemüthe zu bewahren. Es ist nicht eitle Lobhudelei, wenn wir dem Verfasser einen einzigen Vorwurf zu machen wissen, den nämlich, daß er uns nicht noch einmal so viele Briefe gegeben, weil er durch diese bescheidene Selbstbeschränkung uns um eben so viele angenehme Stunden verkürzt hat — ein Vorwurf, welchem wohl wenige Schriftsteller unserer Tage ausgesetzt seyn dürften.

Wären diese Briefe auch zu einer Analyse geeignet, so würden wir schon darum darauf verzichten, weil dies nur eine trockene Zergliederung, ein Skelett an die Stelle eines blühenden lebendigen Ganzen setzen würde und vielleicht manchen Leser von dem Genusse, die Sache und die Form mit eigenen Augen und eigenem Gefühl in sich aufzunehmen, abhalten könnte. Wir beschränken uns daher, unsern Lesern aus dem dritten Briefe eine kleine Probe von dem Styl und der Behandlungsart des Verfassers mitzutheilen, nicht weil andere Briefe diesem an Interesse in Gehalt und Form nachstehen, sondern weil diese Stelle ein Sittengemälde der Helgolander (hinsichtlich ihrer Heirathe-Gebräuche und ihrer Leichen-Feierlichkeiten) enthält und weil dieser Schilderung noch ein höchst interessantes Fragment aus dem Reise-Tagebuche einer geistreichen Frau über türkische Hochzeiten eingeschaltet ist, wodurch die allzu bescheidene Verfasserin, wenn sie den Bitten ihrer Freunde nachgeben wollte, es ganz oder doch mindestens theilweise zu veröffentlichen, dem Publicum einen seltenen Genuß gewähren und selbst in die Reihe der genialsten Schriftstellerinnen unserer Zeit treten würde — eine Ueberzeugung, die wir gleichfalls aus der gütig mitgetheilten Handschrift geschöpft haben und mit Herrn Dr. Salomon theilen:

— „Merkwürdig und interessant ist die Art und Weise ihrer ehelichen Verbindungen. Wahl und Neigung leiten und beleben sie. Ohne daß sich „„das Herz zum Herzen findet"" wird kein Bund geschlossen. Erst wenn Jüngling und Mädchen sich gefunden und erklärt haben, werden die Eltern um ihre Einwilligung und ihren Segen angegangen. Doch trotz der Gluth im Herzen fügt sich der Sohn dem Willen der Eltern, kein eheliches Band zu knüpfen, bevor er nicht Lootse geworden. Nun erst darf er die Erkorne dreimal in der Woche besuchen: die Freiertage, — „„der ersten Liebe goldne Zeit,"" haben nun ihren Anfang genommen, und dauern nicht selten mehrere Jahre hindurch. Da mag wohl oft gebetet werden: „„Führe uns nicht in Versuchung!"" aber da sich beide Liebende ihrem Herzen überlassen: so wird die Gränze, von Religion und Sitte vorgeschrieben, eben so oft überschritten und der Traualtar muß den gethanen Schritt heiligen und legitimiren: Dem leichtbeweglichen Cupido muß sich nunmehr der phlegmatische Hymen um so schneller fügen. Der Bräutigam darf nun aber nicht eher zur See fahren, bis die Kirche das Bündniß geweihet hat.

„Je näher ein Volk der Natur stehet, und je weniger es von unsern verfeinerten Sitten weiß, desto ceremonieller wird der Hochzeitstag gefeiert und ausgezeichnet.

„Sie werden es mir gewiß danken, wenn ich Ihnen, um meine Behauptung zu bestätigen, aus dem überaus anziehenden und lehrreichen Tagebuche, das meine innigst verehrte Freundin, die geistreiche Frau von Bacheracht in Hamburg auf ihren Reisen im Jahr 1833 und 1834 hielt, und das ich in der Handschrift zu lesen so glücklich war, die Beschreibung einer türkischen Hochzeit wörtlich mittheile: „„Unsere Wirthin (der Brief ist aus Smyrna datirt) erzählte uns heute bei Tische, wie eine türkische Heirath geschlossen und gefeiert wird,"" beginnt der sinnige Bericht:

„„Den Bräutigam sieht die Braut vor der Hochzeit nicht; die Eltern beschließen den Bund, und das oft erst neunjährige Mädchen wird dem Manne, ohne ihn je gesehen zu haben, übergeben. Die Hochzeit beginnt an einem Freitage; der Bräutigam ist in einer, die Braut in einer andern Stube. Der Priester fragt die Braut: Ob sie gesonnen sey, dem Manne, den sie nie gesehen, Gehorsam und Treue zu schwören. Die

Digitized by Google

Braut antwortet: Ja! „„Selbst wenn er verwachsen, selbst wenn er einäugig, selbst wenn er hinkend ist?““ sie sagt wieder: Ja! Dann zerschneidet der Priester ein Tuch, giebt die zwei Hälften dem Paare, bricht ein Stück Zucker über dem Haupte der Braut entzwei, reicht die Stücke der Braut, dem Bräutigam und — der Bund ist geschlossen.

„„Statt nun die Braut zu sehen und Theil an der Festlichkeit zu nehmen, entfernt sich der Bräutigam, und die Hochzeits-Feierlichkeiten, die in Essen und Tanzen bestehen, dauern nicht länger als — sieben Tage. Am siebenten Tage wird die Braut in reiche Gallakleider gehüllt, ihr Gesicht wird mit — Eiweiß bestrichen, die Augen werden ihr verklebt, die Wangen und Stirne mit Goldschaum bedeckt, auf dessen Grund man Blumen malt, und die Hände werden roth gefärbt. Während dessen sagen die Eltern dem Kinde, daß es nun keinen Vater und keine Mutter mehr habe, daß es dem Manne, dem sie es übergeben, Gehorsam und Treue schuldig sey, daß es Niemand auf der Welt mehr habe, als ihn allein. Dann, wenn das Opfer geschmückt ist, bindet der Vater der Tochter die Hände, und so blind und gebunden wird die Tochter in einem rothen Sack, entweder zu Pferde, oder in einem mit Ochsen bespannten Wagen, dem Bräutigam zugeführt. Dieser empfängt die Braut an der Schwelle seines Hauses, nimmt sie in die Arme und trägt sie hinauf in die Zimmer. Hier enthüllt er sie und sieht sie zuerst. Er löst ihr die Hände und bittet sie, ihm — ihren Namen zu sagen; sie aber schweigt und wäscht sich schweigend Hände und Gesicht. Die Bitten um den Namen werden dringender. Der Bräutigam, um ihn zu erfahren, bietet Olivenbäume, einen Weinberg, ein Haus; endlich, wenn das Geschenk, das er giebt, groß genug erscheint, öffnet die Braut die Lippen, und mit dem Namen, den sie nennt, hat sie ihre Freiheit verwirkt.““

„So ist es freilich auf Helgoland nicht, denn Helgoland liegt nicht in Asien; aber originell bleibt die Art der ehelichen Verbindung auch hier.

„Fürchtete ich nicht, daß mein Brief — ein Buch werde, und noch dazu ein langweiliges und langweilendes Buch: so würde ich Ihnen über den im Lebens-Calender am rothesten oder weißesten angemerkten Tag umständlicher geschrieben haben. Die Furcht setzt meiner Unterhaltung Gränzen; daher nur etwas Eigenthümliches. „„Die Glocke ladet zu des Festes Glanz““ und die Gäste, im Hause der Braut versammelt, schicken sich an, in das Heiligthum zu gehen. — Tiefe Stille. — Jetzt tritt der Vater der Braut in die Stube und fragt den beglückten Bräutigam:

„„Wuar es di, d'jar min Dochter tu en Wüf hab' well?““ (Wo ist der, der meine Tochter zum Weibe haben will?)

„Der Bräutigam antwortet:

„„Ick wull here giaren hab'.““ (Ich wollte sie gern haben.)

„Scherzweise führt ihm der Vater der Braut ein anderes Mädchen aus der Gesellschaft zu, und fährt mit seinen Fragen fort:

„„Es det die rechte?““ (Ist dies die rechte?) Natürlich wird diese Frage kopfschüttelnd — verneint: „„Neen, det is see nicht.““ (Nein, das ist sie nicht.)

„Noch einigemal wird dies Frage- und Antwortspiel wiederholt, und beharrt der Bräutigam auf seinem Mädchen und seiner Antwort, so führt ihm der Vater endlich die Ersehnte zu, und, indem er ihre Hände in einander legt, sagt er zu dem künftigen Schwiegersohn:

„„Hier awerlewwere ick Dü mien Dochter; Du meyst der met lewwe, dat Du't vör Gott en Mensken verantworde kannst.““ (Hier überliefere ich Dir meine Tochter, Du magst so mit ihr leben, daß Du es vor Gott und Menschen verantworten kannst.)

„Darauf giebt der Bräutigam seiner Braut, ich glaube, drei Küsse; dem Vater aber die Antwort: „„Ja, ick tenk der so met tu lewwen, dat ick der Ejar van hab.““ (Ja, ich denke so mit ihr zu leben, daß ich Ehre davon habe.) Nun geht der Zug nach der Kirche. Sonst wurde den Verlobten bloß das bekannte Formular vorgelesen. Jetzt aber, da wir in einer Zeit leben, wo viel und überall gesprochen wird, geht dem Formular eine förmliche Traurede voran, und die Einsegnung macht den Beschluß der kirchlichen Feier. Ich selbst habe einer solchen Trauung mit beigewohnt, und in einem herzlich-väterlichen Tone sprach der wackre Pfarrherr von Helgoland, Herr Langenheim, zu dem Brautpaare. Die Pflichten und das Glück einer treu zu führenden Ehe war der Inhalt der kurzen, aber erbaulichen Rede.

„Eine helgolander Hochzeit möchte ich wohl von unserm Meister Oppenheim in Frankfurt gemalt wissen! Das würde ein köstliches Gemälde geben!!

„Berühren sich die Extreme, und gränzen Freude und Schmerz gar oft nah an einander im bunten Lebenswechsel, so braucht unser Briefwechsel jene auch nicht zu scheuen. Und so will ich Ihnen denn neben die Myrthe die Cypresse pflanzen, und unmittelbar nach der Beschreibung der Hochzeitfeier von den Ceremonieen der Helgolander bei Sterbefällen das Wesentlichste mittheilen. „„Die Geschichte lehrt uns, daß alle Menschen sterben können, ja höchst wahrscheinlich sterben müssen;““ so fängt der geistreiche Verfasser der Tutti Frutti sein Buch an. Also müssen, trotz ihrer kernfesten Gesundheit und der stärkenden Seeluft und Seefische, auch Helgolander sterben. Und sie sterben auch!! Das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, erzähle Ihnen aber nur, wie sie begraben werden. Die Bestattung zur Erde wird als ein Liebesdienst betrachtet, und, welche Handlungen auch dabei vorzunehmen sind — es geschieht alles — wie bei den Juden — unentgeldlich. Die besten Freunde werden dazu erkoren, den Sarg nach dem Trauerhause zu besorgen; sie bereiten das Grab und tragen die Leiche. Am Beerdigungstage wird geläutet, und wer es nur möglich machen kann, erweiset dem Verstorbenen die letzte Ehre und folgt der Leiche bis auf den Kirchhof, auf dem ich einmal fast ganz Helgoland versammelt sah und einen großen Theil der Badegäste dazu. Wenn die Leichenrede kürzer und der Gesang vor und bei der Beerdigung wohlklingender wäre: so könnte diese Scene sehr ergreifend werden, und der Volkslehrer könnte solche Momente benutzen, um seiner Gemeinde ins Herz zu reden, und an dieser Stätte auf herrschende Fehler und Untugenden aufmerksam machen und zur Besserung ermahnen. Auf diese Weise könnte das Grab — ein heiliger Altar werden. Von Herzlichkeit zeugen die wenigen Worte, deren sie sich bedienen, um ihr Beileid an den Tag zu legen. Einem Händedruck werden die Worte zugefügt: „„Dien Sorg es mien Leed.““ (Dein Kummer ist mein Leid.) — „„Wenn man weiß,““ sagt der Herr Pastor Kruse, „„welch ein Aufwand an den meisten Orten bei Leichenbegängnissen selbst unbemittelter Leute gemacht wird: so kann man sich nicht enthalten, die einfachen Gebräuche dieser Insulaner lieb zu gewinnen, und ihnen mehr Allgemeinheit zu wünschen.““ Oft, wenn ich diesen Aufwand in unserm Hamburg sehe, denke ich: Gottlob, daß der im Grabe Schlummernde keinen — Banquerott mehr machen kann; Tausende würden sich sonst eine Stunde nach der — Beerdigung für insolvent erklären. — Doch für heute genug und mehr als genug. Künftig mehr.

— † —

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1071. Hamburg. Montag, den 20. July. **1835.**

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. . . . . Seite 681
Von der Quasi-Intervention. (Beschluß.) . . . . . „ 684
Eine Episode aus dem Kriege von Algier. . . . . „ 685
Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein seit der lutherischen Reformation. Von A. Forchhammer. . . . . „ 687

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands.

Von

Roger de Beauvoir.

(Aus der Revue de Paris.)

(R.)

Es giebt ein Land, das mehr noch durch sein Porcelan als durch die Tradition aller Welt bekannt geworden ist, das die Confituriers in Zucker abbilden und das von der Opera-Comique in Couplets besungen wird; ein zugleich groteskes und ernstes Land, wo die Häuser, wenn der Wind weht, von selbst eine Glöckchen-Harmonica machen, wo der Pantoffel einer Frau eine Lebensstrafe, die Perspective in der Malerei etwas Ueberflüssiges ist. Dort laufen wirklich alle Linien in einander und sind wie zum Scherz närrisch verflochten; man wird von den Dächern begrüßt, sieht die Balcons tanzen und selbst die Brücken als Raketen über die Flüsse und Berge von blauem Lack hinwegschießen. Dies Land, in welchem meines Wissens nicht viele reisen, findet sich, so sehr hat es selbst gereist, dennoch überall, gleich einer weichen Oase, die sich von ihren Ufern losgerissen hat, seit den Missionarien, die es uns zuerst in den Falten ihres schwarzen Gewandes mitgebracht haben, bis zu der Frau von Pompadour, die ihm in allen Boudoirs von Versailles ein Asyl gegeben. Die Theehändler liefern es uns theuer und gefirnißter als je. Der Jesuit, Pater Alexander von Rhodes, erzählt uns in dem Hauptinhalt seiner vier Reisen im Orient die schönsten Bekehrungen und die schönsten Dinge von diesem Lande. Die Mandarinen dort sind wissenschaftliche, die Kaiser artige Leute. Alles was ein kindliches Volk nur Anmuthiges und Frohsinniges in der Vorstellung, an naivem Parfum und an geistreicher Indolenz haben kann, bildet den Geist dieses Volkes. Dennoch war dies Volk, wie man dies schon allein aus den erbaulichen Briefen ersieht, bestimmt, eben so, wie irgend ein Araber-Stamm mitten in der Wüste, dereinst das heilige Wort am Ufer des gelben Flusses zu vernehmen. Es könnte auch nöthigenfalls wie ein einziger Mann aufstehen für den Krieg, groß werden inmitten seiner zwergartigen Natur, von selbst das Geheimniß seiner Stärke erlernen und mitten unter seinen Lapalien und Pagoden sein eigner Herr bleiben wie der Perser, der schlagfertig ist, während er noch im Buche der Rosen des Dichters Saadi liest.

Warum ist es für uns denn nur ein Volk des Tands und der Mährchen, ein kleines winziges Monstrum, höchstens würdig, Ihnen, meine Damen, Thee in seinen kleinen Tassen zu bereiten oder über ihren Häuptern einen Schirm von gemalten Blättern auszuspannen? Warum wird ihm seine stete Unbeweglichkeit, sein Kasten-Adel, seine Druckerei und sein Handel nicht in Rechnung gebracht? Giebt es wohl Viele, die den Namen des kaiserlichen Arbeiters wissen, welcher 303 Jahre vor Jesu Christo die berühmte Mauer erbaute, die wechselsweise hin und zurück von den Söhnen des Genghis-Khan und von den Tartaren überschritten worden ist? Bei unserem Stolze und unserer Aufgeblasenheit fällt es uns kaum ein, uns um Andere zu bekümmern! Das buntscheckige Aeußere des großen Kaiserreichs China ist es, das dasselbe von Jahrhunderten zu Jahrhunderten verläumdet hat; man hat seinen kaiserlichen Mantel mit einer großen Musterkarte von Zeugen verglichen, und seine kleinen Pferde, seine Seidenwürmer und seine Mandarinen sind ein Gegenstand des Gelächters geworden. Aber ein Volk, über das man lacht, ist ein Volk, über welches der Stab gebrochen ist.

Holland bietet, das läßt sich nicht in Abrede stellen, denjenigen, welche nur nach dem ersten Eindruck urtheilen, den eine Landschaft auf sie macht, eine unvermeidliche Parallele mit China dar. Wir lassen diese Wahrheit erschallen, und sollten wir uns auch an Geotius und an dem Großpensionnair de Witt versündigen. Der häufige Verkehr der Holländer mit China, ihr Bedürfniß des Austausches, ihre Handels- und Gewohnheits-Sympathie, ja selbst ihr mit dem Wasser auf gleicher Höhe liegender Boden, den schwimmenden Gärten zu Nankin ähnlich, die aus Bambus-Flössen angefertigt sind, mußten nothwendiger Weise Einfluß auf das äußere Ansehen dieses Landes haben. Man denke sich nur einen unermeßlichen Abstand der Studien zwischen diesen beiden Völkern. Das Erstere ist bei der Oberhaut seiner Natur stehen geblieben und hat, so zu sagen, nur seine Rinde gesehen; es hat unvorsichtigerweise alle seine Reichthümer nach Außen geworfen, es hat seine Kaiser-Gewänder und die hohen Thore seiner Städte vergoldet; es hat seine Märkte mit Seide überzogen und Perlenschnüre vor seine Buden gehangen: sein flottes äußeres Leben bedurfte der Sonne. Die arabische Fee, die der Tausend und Einer Nacht, hat, verschwenderisch mit Amuletten, Ananas und Perlenschnüren, den Aufschwung dieses Volks geleitet; sie hat in dessen Kinderschürze die klingenden Kugeln, die Opiumpfeifen, die Papierlaternen und die Spiegel geworfen. Dies Volk hat demnach, wie man sieht, sein Leben mir nichts dir nichts, weich gebettet in seiner Jenke, in der Kühlung seiner schönen Flüsse, den Frauen die Sorge des Hanfes und der Maulbeerzucht überlassend, sich selbst auf seine gemächliche und prachtvolle Industrie beschränkend, hingebracht. Bewundernswürdig durch den Glanz seiner Farben, hat es nie eigentliche Maler gehabt; seine Sybaritenfinger entwerfen noch immer kleine Blumen

Digitized by Google

auf Gaze. Es ist schon durch den einzigen Umstand, daß es sich selbst in seinem Wachsthum behindert hat, ein altes Volk, ein grotesker, kindischer Acteur, der sich seit tausend Jahren die Füße zusammen gebunden, um hübsch zu seyn. Das andere Volk hat auch, wie das erstere, sein Terrain bemalt, nachdem es selbst muthig darüber triumphiret. Es hat nach jenem Beispiel seine Fabriken, seine Deiche und seine Ruder bunt angestrichen. Es hat wie das Erstere die Liebe zum Golde und zur Seide empfunden, wodurch Tyrus zu Grunde gegangen ist; aber mehr nach Innen gekehrt oder geiziger, hat es sich mit seinen Reichthümern verschlossen wie Rembrandts Alchimist; kaum hat man es von Zeit zu Zeit das Hintertheil seiner Flotten aufputzen und sich in fürstlicher Verschwendung ergehen sehen; denn einmal in dem Kampfe des Bodens gegen den Ocean, hat es eingesehen, daß es anhäufen müsse, um zu siegen, sparen, um zu behaupten. Durch Geschicklichkeit und Geduld ist es dahin gekommen, ein sehr opulenter und sehr gefürchteter Herr zu werden, stark durch große Colonial-Besitzungen, von strenger und unangefochtener Ehre. Sein einziger Berührungs-Punct mit den Chinesen liegt darin, daß es zuweilen neugierig nach dem Koketten und dem Niedlichen gewesen ist und noch ist, so sehr thut den robusten Naturen der Contrast kleiner Dinge Noth. Man ist deshalb mit vollem Rechte verwundert, mitten in den rauhen Linien, von welchen seine nebelichte Physiognomie umgeben ist, Schminke zu finden; wenn man die so stämmigen Leute sieht, so kann man sich ihre große Vorliebe für angestrichene Häuschen und für Spielwerk nicht erklären. Dieser Berührungs-Punct mit dem chinesischen Reiche fällt noch mehr in die Augen, wenn man von Flandern scheidet. Flandern, diese schöne Königin mit der gothischen Kappe, wirft uns einen langen traurigen Blick nach, wie wenn es uns über das Weggehen einen Vorwurf machen will. Guter Gott! was willst Du in dem Lande der japanesischen Sammlungen machen, wo alle Mühlen der des Signor de la Mancha ähnlich sind, wo die chinesischen Namaquas und Majore von Batavia unter gläsernen Glocken stehen? Und das Marquisat von Antwerpen, welches sich majestätisch zur Rechten hinzieht, scheint uns ein „Halt!" zuzurufen. Adieu ihr Denkmäler des alten katholischen und spanischen Glaubens! Adieu ihr Kirchen, Portale und Kapellen! Adieu ihr alten Wunder des stolzen Gents, dessen prachtvolle Katafalke Spanien bekunden! Adieu Ypern und Löwen, die ihre steinernen Blumen vermählen, Brüssel, genau und düster, mit seinen beiden St. Gudulen-Thürmen. Alles dieses wird vor dem öden und kalten Cultus, dem leeren und nackten Cultus, den man die Reformation nennt, weichen. Dann giebt es keine Schieferthürmchen mehr mit moscovitischen Thurmspitzen, keine Kathedralen mehr aus schwarzem und weißem Marmor mit hölzernen Beichtstühlen, geschmückt mit den Statüen der Apostel. Vergebens wird man, ach! sich nach den großen Kirchenschiffen, nach den frommen Ueberresten, nach den Erzengeln umsehen. Gott mit Euch, ihr undankbaren Pilger, die ihr von uns geht!

Auf den ersten Blick, den man auf Holland wirft, muß man schon von selbst bekennen, daß die Neidischen, die uns ihr Raca! zurufen, wohl Recht haben könnten. Man legt zehn todtlich langweilige französische Meilen durch Haideland zurück, ohne etwas anderes als erbärmliche Strohhütten, räucherichte Wirthshäuser und ein heilloses Fuhrwerk zu sehen, das man mit dem Namen Kaleschen schmückt. Die Beschaffenheit des Landes bis Breda trägt noch Spuren des brabanter Gebiets an sich und man merkt es nur an den sammtartigen Linien der Landschaft, an den fahlen Sandschichten, und an dem wellenförmigen und weichen Lichte in den Hintergründen, daß man sich den Wiesen Hollands nähert. Die gerade Schnur der Häuserlinie zu Breda und ihre ziegelrothe Farbe geben dieser Stadt das Ansehen eines alten schmutzigen Grundrisses, der in der Tasche eines Lanzenknechtes scharf mitgenommen ist. Von Groet-Zundert ab hat man es schon nicht mehr mit Pässen und mit Tambours zu thun. Man ist ganz verwundert, statt der schwerfälligen niederländischen Vorhut jugendliche blonde Douaniers, ein Militair neuer Art, flinke Inspecteurs, anzutreffen, die uns den Erlaubnißschein des Prinzen von Oranien abfordern, indem sie uns Cigarren anbieten. An diesen eleganten Bataviern ist auch nicht die Spur mehr von den Kesselstiefeln, von dem dreieckigten Hute und von den dicken Schnauzbärten, wodurch sich ihre Vorfahren in den Siegen von Enkeren bei Antwerpen, von Hachstet und von Gibraltar auszeichneten. Ein Visa des Herrn Lehon würde schon hinreichend seyn, sich in ihren Augen zu compromittiren, indem Belgien von diesen Gränzen ab weder Rechte noch Gewalt hat. Was den eigentlichen holländischen Soldaten betrifft, so scheint die Natur ihn für die Scherereien des Waffendienstes so recht geschaffen zu haben. Ich habe deren auf der Esplanade im Haag gesehen, die sich fünf Minuten lang unbeweglich und in ihr Geschick ergeben auf einem Beine erhielten; der Schweiß rieselte diesen geduldigen Conscribirten über die Stirn hernieder.

Wir haben im Voraus den großen Denkmälern Valet gesagt, deshalb wollen wir uns mit der Erwähnung begnügen, daß das alleinige und schönste gothische Kleinod Hollands sich zu Breda befindet. In der Kapelle der Jungfrau, vormals das Chor der Herren von Breda genannt, gewahrt man das ehrwürdige und heilige Monument der Nassau's, das weißmarmorne Mausoläum Engelbrechts II. und seiner Gattin Limburge von Baden. Heinrich, Graf von Nassau und Neffe des Verstorbenen, ließ dies Grabmal aufführen, das die Tradition, man weiß nicht warum, dem Michael-Angelo zuschreibt. Ohne eine Controverse, die nur leicht seyn würde, in Betreff dieses großen Steinhauers eröffnen zu wollen, bemerken wir bloß, daß schon die Eleganz und die Feinheit des Meißels einer solchen Voraussetzung entgegenstehe. Eher möchte dies Meisterwerk aus der Schule Johanns von Bologna seyn. Es ist dieses, wir wiederholen es, das einzige gothische Denkmal dieses großen Königreiches des Graslandes und der Cahäle. Es wirft den kolossalen Schatten seiner Statüen über ein protestantisches Pflaster hin, das ganz stäubig von Kreide und von Schmutz ist. Nach unserm Sinne giebt es selbst in Italien kein Mausoläum, das edler und schöner wäre. Dieser eitle und castilianische Tod hat sich selbst mit seinem Spielwerk und mit seinem Rüstzeuge umgeben: sein Helm, seine Handschuhe, sein Degen figuriren Stück vor Stück aus Marmor gehauen auf einer langen Tafel, die von vier Atlassen getragen wird. Wenn schon die Arbeit dieser Wappenstücke höchst vollendet ist, so sind die vier Figuren, welche auf ihrem rechten Beine knieen, an und für sich wahre Meisterwerke. Uebrigens giebt es keine Worte, womit man das Traurige dieser Kirche von Breda (sie wird die Alte genannt) bezeichnen könnte. Der protestantische Cultus hat das Monument nach der Seite des Chors bürgerlich mit einem vergoldeten kupfernen Gitter, blank und schimmernd wie eines londoner Schneiders Namensschild, umgeben. Sein klägliches Verlassenseyn und seine wirkliche Profanirung machen Einem das Herz bluten. Es ist eine weiße, kahle Kirche, schlecht mit Grabsteinen gepflastert, die erhabene Wappen führen, aber auch schon oft umgelegt worden sind. Die lieblichen Sculpturen der Kapellen, welche das Kirchenschiff umgeben, haben sehr gelitten; die meisten der Nassau's, die über ihren gypsernen Vettern, den großen Degen auf der Erde hinter sich herschleppend, beten, sind ohne Arme und ohne Kopf; die Frauen, mit dem großen Schleier von weißen Streifen, sind mehr respectirt worden. Auch die Arabesken des Chors verrathen die den Protestanten, welche die profanen Pächter dieses Tempels sind, eigenthümliche Sorglosigkeit: sie sind nie gebürstet oder abgewaschen worden, was in Holland sicher ein arges Vergessen ist. Es sind dieses meistens mockante und satyrische Figuren, unverschämt in Naivität und dem so unverschämten Männecken zu Brüssel ähnlich. Engel, Laubverzierun-

Digitized by Google

gen und Thierfiguren, wie sie in der Apokalypse vorkommen, machen aus diesen Abbé-Chorstühlen einen köstlichen Pendant zu denen im Westminster.

Von da ab und nachdem man die Schwelle dieses Tempels überschritten hat, giebt es keine Statüen, keine Kapellen mehr; dies macht auch die tiefe Verachtung erklärlich, welche die Antiquarien für Hollands Gebäude und Denkmäler haben. Am meisten trifft man in der That am Eingang der Städte einen viereckigten Thurm an, der eine Uhr mit vier Zifferblättern hat und gleich dem Sancho mit der Mütze eines Zauberers angethan ist; so, und im zunehmenden Verhältniß, geht es bis tief in Westfriesland. Die Vorderseite dieser Thürme ist in der Regel mit dem alten Stadtwappen ausgeschmückt; Hollands Löwen sind da in der allergroteskesten Weise gemalt oder in Bildhauerarbeit dargestellt, und stets mit der Devise: je maintiendrai.

Fast alle diese Bauten führen die Jahreszahl 1660. Diesen Barrieren und Thoren fehlt es in der Regel an einer richtigen Haltung, und ihre melancholischen Glockenspiele sind weit minder zauberisch als die Amsterdammer, welche täglich die schönsten Sonaten von Leo und Durante geben. Die holländischen Kirchen haben wenig mehr Styl und Relief als die Stadtthore; ihre Gewölbe bestehen aus plumpem und schwerem Gebälk; das Gestein ist grau und ohne Effect; nur die Thürme haben, von fern gesehen, mit ihren Eisenkronen und ihren Reifen à jour an einem schwerfälligen und ins Graue spielenden Himmel etwas Schlankes und Auffallendes. Im Ganzen ermüdet die holländische Bauart mit ihrer gemischten Ordnung und ihren schmutzigen oder grellen Farben das Auge, ohne dem Ganzen zum Vortheil zu gereichen: sie ist ohne Anmuth und Einheit. Es scheint in der That, als ob die Architectur dieses Landes aus Mühlen bestände, so unerschöpflich mannichfaltig sind diese. Ueber den Städten, über den Canälen ragt der zugespitzte Helm dieser sonderbaren Riesen hervor, bald glänzend und flach wie die Pickelhaube des Don Quixote, und mit einem Streh, so fein wie ein Panzerhemd, garnirt; ein andermal sieht man sie, wie Schiffe, an der Achse vergoldet, mit grüngemaltem Rohr, mit Säulen, Peristilen und Arabesken. Es giebt Königsmühlen, Kindermühlen, Statthoudermühlen, Müllermühlen und Bürgermeistermühlen. Diese großen Orchflügel mitten in den grünen Ebenen oder den weißlichten Gewässern unterbrechen schon allein durch ihr scharfes Pfeifen die hehre Stille, welche durch die Reibung der Barke an den Weiden oder durch das Gebrülle des Rindviehes kaum gestört wird. Holland hat sein neues Gewand angelegt; das Gras, welches sich seit dem Herbste unterm Eise verborgen gehalten, beginnt die spitzen Häupter aus dem Wasser hervorzustrecken; diese Ebene, die vormals ein See war, entfaltet ihre zottigen Ufer und nimmt ihre Farbe wieder an. Die Schuyte gleitet, lieblich und leicht, mit ihrer mit Muscheln überstreuten Kuppel, noch erwärmt von ihrer Tabacks-Atmosphäre und dem Trott des Jagertjen folgend, der für sie die Zugbrücke von Harlingen lichten macht, indem er in das Kuhhorn stößt, das er über der Schulter trägt, über das Wasser hin. Nach den Fischern von Dordrecht mit den weißwollenen Beinkleidern, sieht man schon die Friesinnen mit seinen Spitzen und langen Ohrringen, die wie Reliquienkästchen glänzen, erscheinen; auf ihren Wangen strahlt das holländische Incarnat von Mieris. Von dieser Landschaft mit der aschgrauen Erde, diesen Waiden, diesem leichten Säuseln des Wassers wird man, man mag es wollen oder nicht, in eine unaussprechliche Träumerei versenkt. Für einige Stüver mehr allein im Innern der Barke hingestreckt, bewundert man das lange Genre-Bild, das oft zu vollkommen und zu vollendet, stets duftig und lieblich in seinem Widerschein ist. Besonders des Abends und bei dem bebenden Mondenschein haucht diese, sanft verschleierte, Natur um uns her ihren Zauber mysteriöser Kühlung aus. Bei den ersten Strahlen des klaren Gestirns zertheilen sich selbst die Nebel wie ein weißes Netz; die Linie dieser flachen Wege bildet einen Rahmen um die Ebene, wo in den Hütten Lichter sichtbar werden; die Fernen sind beweglich und okergefleckt gleich dem Grunde auf Vandermeer's Bildern; der Mond lagert noch auf seiner Wolkenschicht. Allmählig hat die harmonische Trauer dieses Bildes zugenommen, das Licht versilbert langsam diese großen Gewässer, diese Schiefer-Pavillons, diese Segel und diese schönen Schwäne, welche selbander auf der Pfeil einher schwimmen. Um das Eintönige des Träumens zu unterbrechen, kreischt von weitem die Landstraße unter der Wucht kleiner Fuhrwerke; auch kann unsre Einsamkeit etwa durch ein Kind gestört werden, das seine drei Hunde in Galopp setzt. Ob eine solche Einsamkeit ein Glück ist, kann ich nicht sagen, aber sie ist sicher der Dämpfer alles Denkens.

Das erste holländische oder chinesische Haus, das wir erblickten, war zu Dordrecht; wir waren über den schlammigen und traurigen Fluß des Moerdyks mit den gekräuselten Fluthen gekommen, welche so sehr gut in den Bildern von Backhuysen wiedergegeben worden sind. Bis dahin würde in der That ein jeder andrer eben so wie wir das Land mehr englisch als chinesisch gefunden haben mit Bezug auf die kleinen Mauersteine, über die man wie auf den macadamisirten londoner Wegen dahinrollt, auf das niedliche, mit Pfeeden und Kühen bevölkerte, Grasland, auf die Barrieren und die angemalten Schilder. Selbst der Eingang in Dordrecht, diesem belebten und handelsgeschäftigen Hafen, mit seinen Jalousieen und seinen durch die am Fenster stehenden Blumentöpfe verborgenen Frauen, erinnerte uns zunächst an Plymouth mit seinem frischen Prospect, seinem feinen und goldschimmernden Sande. Wir fanden im goldnen Löwen einen heillosen Wein und eine prächtige Schlaguhr, auch ein Gemälde, welches die nur zu berühmte Ueberschwemmung von 1421 darstellte, welche diese Stadt, indem sie 72 Dörfer verschlang, von Brabant losriß.

Die drei Fenster des Gasthofes hatten die Aussicht auf die Maas; ein plumper Damm, der wie eine Verpfählung in den Fluß hineintrat, führte zu dem Horizonte oder vielmehr zu der Draperie von originellen Häusern. Unter all den übrigen bemerkte ich zur Linken eins, worüber ich mich aussprechen will. Es war von einem Pavillon mit greisen Schuppen flankirt und glänzte auf seiner Vorderseite in goldenen Sonnenstrahlen; die Fensterladen waren mit Vögeln der barockesten und gezwungensten Zeichnung übersäet. Was das Haus selbst betrifft, so hatte seine Façade eine Farbe, die der der Weinhefe ziemlich nahe kömmt; die Fenster waren von schwarzem Marmor, die Freitreppe von grünem Granit; die Wetterfahne bildete vier reitende Figuren, welche meiner Meinung nach die vier Söhne Aymons darstellen sollten. So gestellt und durch den Saum des Canals beengt, hatte es dennoch einen kleinen Abbé-Garten mit Bäumen, die bis an die ersten Zweige roth und weiß angestrichen waren, mit kleinen Allee'n und mit kleinen mit der Harke gemachten Zeichnungen. Mitten in den Feldern von rothem und schwarzem Sande erblickte man ungeheure, als Felsen aufgestapelte, Muschelberge, oder auch große Glasperlen in allen Farben, vermittelst eines Messingdrahts als Orangen verbunden. Eine länglich viereckigte, rothangestrichene und hellglänzende Jacht lag zwischen dem Röhricht des Ufers vor Anker. Es herrschte an dieser Stätte ein so tiefes Schweigen, daß ich mich wirklich auf den kaiserlichen Canal von China versetzt hielt: alles was die Feenmährchen Kleines haben, Belleau's Festons und Säulenreife, waren nichts gegen Dieses. . . . Die Taxusbäume schauten uns als Lesehütchen ausgeschnitten an, und Hirten von angemaltem Gips mit Hunden neben sich, die Glasaugen hatten, schienen unserer zu spotten. Statt des Mandarinen, den wir erwarteten, erschien bald eine lange, steife, trockne und gothische Frau, von welcher ich nur das Gesicht und die Fingerspitzen sehen konnte: sie war in schönes buntgeblümtes Zeug gekleidet; ihren Kopfputz bildete ein gesteifter Madras, der in der Weise arrangirt

Digitized by Google

war, wie es die Mode zur Zeit Caels VI. mit sich brachte; in der Hand hielt sie ein sonderbares Instrument, eine große Sprütze. Es sagte mir jemand, daß sie wie die Frauen von Molqueren gekleidet sey. Ihr Anzug zeigte weder Brust noch Hüften, und hatte die täuschendste Aehnlichkeit mit dem der grotesken Fee'n in den Erzählungen von Perrault. Bald ließ sie ihre Sprütze spielen und reinigte im Verein mit einem sehr feinen Regen, der ihr dabei helfen zu wollen schien, das Dach mit den verglas'ten Ziegeln. In diesem Augenblicke zeigte sich — eine seltne Erscheinung in Holland — ein Regenbogen am Himmel, der dieser großen Maskeraden-Figur, welche nun, nachdem sie ihre Sprütze bei Seite gelegt hatte, einen Volett und mit Guirlanden gemalten Besen schwang, einen sonderbaren Farbenton gab. Es ist mir nicht möglich, das naive Erstaunen auszudrücken, in das mich diese merkwürdige Beschauung versetzt hatte. Nie im Leben war mir etwas Sonderbareres, als diese so einfache Frau, und etwas Unerhörteres, als dies Haus vorgekommen. Die Treckschuyten, welche mit ihren länglichten Häuschen und ihrem gelbeanrirten Hintertheil, unter dem Schalle eines Posthorns, das den Conducteur anmeldete, über dem Wasser hinglitten, das Klappern der Mühlen und das Rauschen der Wellen, die sich an den Pfeilern des Dammes brachen, konnte mich kaum von meiner stummen Betrachtung abziehen; ich war nicht mehr zu Doedrecht, sondern zu Ho-Nan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Von der Quasi-Intervention.

(Beschluß.)

(2.)

Man weiß, welches die einstimmige Meynung der Oppositions-Blätter über diese Frage war. Mechten sie denken, daß das Ministerium die Intervention wollte, und mag folglich die Gewohnheit des Widerspruchs sie bewogen haben, sie nicht zu wollen, oder sey es, daß sie sie für das Land unnütz und gefährlich hielten, Alle Blätter der Opposition verwarfen die Intervention. Seit es aber klar ist, daß die franzöfische Regierung die Intervention nicht will, stehen sie an, sind ungewiß und in einer großen Verlegenheit. Denn nachdem die Regierung gethan hat, was sie wollten, sind sie fast gezwungen, der Meynung der Regierung zu seyn, und vor Allem fürchten sie, daß der Rath, den sie gegeben, und der befolgt worden ist, eine üble Wendung nehmen möge. Bisher kritisirten sie gemachte (fremde) Werke und machten keine selbst. Auch war das sehr bequem für sie. Jetzt sind sie von der Kritik zum Werke, zum Handeln, gekommen durch einen ganz unvorhergesehenen Umstand. Diese neue Rolle setzt sie in Verlegenheit, und sie haben Ursache dazu. Auch sparen sie keine Mühe, sich von dieser drückenden Verantwortlichkeit zu befreien, und einige versuchen selbst in diesem Augenblicke, ihre gewöhnliche Stellung dem Ministerium gegenüber wieder einzunehmen; und weil sie die Intervention nicht entschieden wollen, so wollen sie sie doch beinahe.

Außer dem Rath der ganzen Opposition, was etwa das Ministerium bestimmen konnte, die Intervention nicht zu wollen, hatte, wie man sagt, England gegen eine Maaßregel dieser Art einen Widerwillen. Es wollte sich unserer Intervention nicht beigesellen. In diesem Sinne, das erkennen wir an, war die Antwort des englischen Ministeriums abgefaßt. Es glaubte nicht, daß der Tractat der Quadrupel-Allianz zu Gunsten der Intervention auszulegen sey; es ließ uns die Freiheit, zu handeln, wie wir wollten; aber es verweigerte alle Mitwirkung. Das war die Antwort Englands. Sie schien diejenigen zu begünstigen, die keine Intervention wollten: nach einer solchen Antwort waren wir sehr verwundert, über den Eifer, den England an den Tag legte, Spanien durch eine indirecte Intervention zu unterstützen. Menschen, Munition, Officiere, kurz Hülfe aller Art giebt England Spanien und dies mit öffentlicher und officieller Zustimmung seiner Regierung. Von da an fingen wir an, zu begreifen, daß die Frage der Intervention oder vielmehr die Frage der Erhaltung Spaniens in der Zahl constitutioneller Regierungen, eine Frage sey, welche ihren Weg ganz allein gehe; wir fingen an zu begreifen, daß man die Intervention wohl verweigern könne, aber daß es unmöglich sey, Spanien die Hülfe zu verweigern, die es von seinen Alliirten forderte, weil es unmöglich ist, Spanien von dem liberalen System des westlichen Europa zum absolutistischen Systeme des nördlichen Europa übergehen zu lassen. Wenig bekümmerte es uns mithin, daß man nein sagte, wenn man ja that (handelnd bejahte).

Was sich jetzt bei uns begiebt, bestärkt uns noch in unserer Ansicht über diese Frage. Frankreich bleibt in der That nicht hinter England zurück. Die Fremden-Legion geht nach Spanien; unsere Schiffe beobachten seine Küsten; Werbungen werden veranstaltet: alles mit Oeffentlichkeit, mit Würde. Ein neuer Beweis, daß, wenn die Regierung gleich nicht direct in Spanien interveniren will, es ihr doch unmöglich ist, eine carlistische Restauration ruhig geschehen zu lassen; ein neuer Beweis, daß die Sachen stärker sind als die Worte und daß ein großes politisches Interesse sich zuletzt immer auf eine oder die andere Weise erkennbar und fühlbar macht, trotz alles Widerwillens und aller Hindernisse, die es findet. Die directe Intervention, die, welche wir forderten, weil sie uns die wirksamste und entscheidendeste schien, ist nicht verwilligt worden; aber da, ungeachtet dieser Weigerung, das politische Interesse nichts von seiner Kraft und von seiner Wichtigkeit verloren hat und da es, nach wie vor dieser Entscheidung, evident geblieben ist, daß es im Bereich der Macht Frankreichs gewisse Ereignisse giebt, die es nicht vollenden lassen darf, so gewährt Frankreich Spanien nun eine Hülfe, welche, wie wir hoffen, dieselbe Wirkung haben wird, wie die Intervention, ohne den Namen davon zu haben. Diese Hülfe gewährt es, man kann es nicht leugnen, weniger dem Ansuchen der spanischen Regierung, als der Nothwendigkeit der Dinge und nie wird es ein augenfälligeres Beispiel von dem unwiderstehlichen Uebergewichte geben, was die großen politischen Interessen über den Willen der Menschen haben.

Die Journale, die, in Deutschland und in Holland, hartnäckig die Principien des alten europäischen Regimes vertheidigen, haben sich über diese indirecte Intervention nicht getäuscht und greifen sie mit derselben Bitterkeit an, wie sie eine entscheidendere Intervention angegriffen haben würden. Mit Recht fühlen sie, daß sie denselben Zweck hat und dieselbe Sache verficht: denselben Zweck, d. h. die spanische Constitution aufrecht zu erhalten; dieselbe Sache, d. h. die unvermeidliche Sympathie, welche die Völker des westlichen Europa mit einander verbindet, und die Nothwendigkeit, die ihnen gebittet, sich wechselseitig zu unterstützen. Sie donnern gegen die angeblich undisciplinirten Banden, die wir nach Spanien schicken wollen, gegen die unregelmäßige Armee, die niemand, wie sie sagen, anerkennt, noch autorisirt. Beleidigende Voraussetzungen, welche die Thatsachen, die Angesichts von Europa vor sich gehen, laut Lügen strafen. Wie kann man sagen, daß niemand die Truppen anerkenne oder autorisire, welche nach Spanien zu gehen im Begriffe sind, da, im englischen Parlament, Lord Meldourne erklärt, daß die Convention Lord Elliots für die Erhaltung der Kriegsgefangenen, auf die Hülfstruppen Spaniens eben so angewendet werden müsse, als auf die Spanier selbst; da in Frankreich die Fremden-Legion, welche Algier verläßt, um Don Carlos und seine Armee zu bekämpfen, dreimonatlichen Sold aus unserm Schatze erhält und von einem unserer Generale commandirt wird. Es ist keine Intervention im

Digitized by Google

Namen Frankreichs gemacht; aber der Name Frankreichs, wie der Englands, steht an der Spitze der Hülfstruppen, die Spanien erhalten soll; und das ist ein großer Theil ihrer Kraft. Wir verwerfen daher mit tiefer Indignation alle diese Namen von irregulairen und undisciplinirten Banden, welche die holländischen Journale den Hülfstruppen Frankreichs und Englands verschwenderisch ertheilen.

Es giebt keinen unregelmäßigen und wilden Krieg, wenn ein englischer Oberster und ein französischer General ihn führen. Man greife diese Intervention an, als einer officiellen Intervention zu ähnlich, das kann man thun; aber man greife sie nicht als unmoralisch und criminell an. Sie ist eben so gerecht und regelmäßig, als es eine directere Intervention gewesen seyn würde. Sie wird die Kriegsgesetze üben, so wie sie unter civilisirten Völkern anerkannt sind und sie hat ein Recht zu fordern, daß man dieselben Gesetze gegen sie übe. Das Völkerrecht beschützt die französischen und englischen Hülfstruppen, die nach Spanien gehen; und um die Beobachtung dieses Völkerrechts zu sichern, wachen Frankreich und England, wir hoffen es, mit ihrer ganzen Macht.

Wir resumiren in drei Worten die Phasen, die die Interventions-Frage gehabt hat: Spanien hat die Intervention gefordert; Frankreich und England haben sie verweigert; die Nothwendigkeit hat sie gewährt trotz der Weigerung der Politik.

Eine Episode aus dem Kriege von Algier.

(Aus dem Musée des Familles.)

(2.)

Es war der Tag des Gefechtes von El-ou-Fiah, der schrecklichen Hinschlachtung eines ganzen Tribus, der mit seiner gänzlichen Ausrottung Gewaltthätigkeiten und Raub büßen mußte, die er an einem uns verbündeten Völkerstamme begangen hatte, der ohne Zweifel, wenn er der stärkere gewesen wäre, ein Gleiches an jenem gethan hätte; wir hatten zwei Schwadronen Chasseurs ausgesendet, die Alles getödtet, was sie fanden, die wenigen Uebrigbleibenden, als sie des Mordens müde geworden, zu Gefangenen gemacht und eine ansehnliche Beute nach Algier zurückgebracht hatten. — Brennus hat gesagt: vae victis! Zwar war Brennus ein Barbar und wir machen den Anspruch, vorzüglich civilisirt und hier selbst civilisirend zu seyn; aber dennoch vae victis! Das ist ein Axiom des Krieges, wie es eins in der Geometrie bleiben wird, daß von einem Puncte zum andern die gerade Linie der kürzeste Weg ist.

Also es war der Tag dieses Blutbades. Die zwei Schwadronen von Afrika kamen ruhig nach Algier zurück — hinter sich ein mit Leichen bedecktes Feld lassend; mit arabischen Leichen, und einen einzigen der ihrigen sammt einem Pferde; das war nicht viel für ein so schönes Resultat! Sie kehrten durch die weiten Ebenen zurück, so schön zum Anbau, so geeignet, in der Folge unerschöpfliche Schätze zu bieten. Die Pferdehufen zertraten aromatische Pflanzen, womit die Erde bedeckt ist, und ein balsamischer Geruch erhob sich rings umher, als wenn den guten Soldaten die Freude des Sieges nicht durch den Geruch des von ihnen vergossenen Blutes verkümmert werden sollte. Das tiefste Schweigen herrschte in ihren Reihen, und man hörte nur in der Ferne das Heulen des Schakals, ähnlich dem Ton eines weinenden Kindes, oder das Gesumme der Insecten, der einzigen Bewohner dieser weiten Einöden.

Plötzlich hält ein Officier an; er hat seufzen gehört. Zuerst glaubt er, daß ihn seine Sinne getäuscht haben, denn rings um ihn ist die Wüste! Indessen er hört es nochmals und diesmal täuscht er sich nicht. Ein zerreißender Klageton hat sein Ohr getroffen, und ob es gleich zu dunkeln beginnt, so lenkt er doch sein Roß nach der Seite hin, von wo der Ton ausgegangen; aber er hatte nicht funfzehn Schritte gemacht, als das edle Thier still steht, die Ohren spitzt und wiehert, wie Pferde thun, wenn sie vor etwas erschrecken. Ich muß doch sehen, was das ist, sagt der Capitain, und steigt ab.

Es hatte Recht, das gute Roß, daß es keinen Schritt weiter thun wollte; denn sechs Zoll von seinem Hufe liegt ein Mensch ausgestreckt am Boden; dieser Mensch beißt vor Schmerz in die Pflanzen, die die Erde bedecken, schreckliche Verzuckungen bewegen alle seine Glieder und ein Strom von Blut umgiebt ihn.

Dieser Mensch ist nicht todt, sagt der Capitain. Zwei Mann hierher, ruft er einem Brigadier zu. Diese eilen im Galopp herbei.

Da liegt ein sterbender Mensch; aber noch ist es Zeit, ihn zu retten. Und indem er sich an einen der beiden Chasseurs wendet, sagt er: Steige ab und wenn es für den Unglücklichen nicht zu spät ist, so setze ihn auf Dein Pferd.

Der Chasseur stieg unwillig ab. Es war ein Deutscher. Es schien ihm nicht natürlich, auf diese Weise sein Pferd abtreten zu sollen. Auch machte er eine schreckliche Miene und sagte verdrießlich: Aber, Hauptmann, es ist ein Beduine!

Der Officier warf ihm einen Blick zu, der ihn verstummen machte, ohne daß er begriff, was Grausames in seinem Worte lag und mit Hülfe seines Kameraden hob er den Sterbenden auf. Dieser war ganz nackend; er hatte fünf Lanzenstiche erhalten, deren einer ihm in der rechten Seite eine Wunde gemacht hatte, in welche man beide Hände legen konnte. Er hatte fast alles Blut verloren; doch lebte er noch und es schien, daß er noch gerettet werden könne. Als er aufrecht gesetzt war, öffnete er die Augen, schaute mit unruhigen Blicken um sich her, wie ein Mensch, der etwas oder irgend jemanden sucht. Der Capitain, welcher glaubte, daß er vielleicht nicht allein sey, schaute im hohen Grase umher und nach einigen Minuten Suchens fand er ein todtes Pferd. Diese Entdeckung erklärte ihm, was er bisher nicht begriffen hatte, die Gegenwart dieses so schwer verwundeten Menschen in einer so großen Entfernung von irgend einer Wohnung. Er schloß mit Recht, daß dieser Unglückliche zu dem Stamme von El-ou-Fiah gehöre, daß er dem gewissen Tode habe entrinnen wollen und auf dem ersten Pferde, das sich ihm dargeboten, entflohen sey; aber daß das arme Thier, selbst tödtlich verwundet, nur bis dahin in der Wüste ihn getragen habe, wo sie beide gefallen waren. Der Capitain machte noch diese Reflexionen, als ein Ausruf der beiden Chasseurs ihn schnell zu dem Gefangenen zurückrief.

Hauptmann, riefen sie, es ist kein Beduine! es ist kein Beduine, es ist ein Deutscher!

Der Capitain erstaunt, wie man wohl denken kann, verlangte Erklärung, aber die Chasseurs wiederholten nur: es ist ein Deutscher! und während der Zeit war der Unglückliche von Neuem ohnmächtig geworden. Endlich kam man doch mit ihm in Algier an; er hatte die Besinnung wieder erhalten, konnte aber noch nicht sprechen. Man trug ihn in das Hospital Bab-a-zoun, wo er sich, von den geschickten Herrn Giraudin behandelt, der die Anstalt leitet, bald außer Gefahr befand.

Inzwischen hatte der Officier nicht versäumt, den Gefangenen zu besuchen. Er ging zu ihm, sobald sein Dienst es ihm erlaubte, und so wie der Unglückliche im Stande war, ihm zu antworten, so eilte er, ihm einige Fragen vorzulegen. Der Capitain hatte vormals in Deutschland gedient und war also um die Sprache nicht verlegen. Auf diese seine Fragen

Digitized by Google

schaute ihn der Verwundete mit der Miene des Schreckens an, ohne zu antworten; es schien, daß mit dem Tone dieser Stimme eine ganze Vergangenheit voll Unglück und Bitterkeit vor seine Seele, wie ein Fluch Gottes trete. Endlich sah er den Capitain mit stieren Blicken an, in denen sich die innere Bewegung seiner Seele malte: Sie wollen mein Geheimniß wissen, sprach er, wozu das? Lassen Sie mich ruhig sterben. Habe ich nicht an diesen Wunden genug, ohne die meiner Seele wieder zu öffnen? Lassen Sie mich in Ruhe sterben; mindestens habe ich nur Gott Rechenschaft von meinem Leben zu geben.

Diese seltsamen Worte steigerten die Neugierde des Capitains. Sie werden nicht sterben, sagte er zu dem Kranken; man bürgt für Ihr Leben, jeden Tag vernarben Ihre Wunden mehr und wenn, wie Sie sagen, Ihre Seele auch verwundet ist, so glauben Sie, daß es Ihnen Erleichterung gewähren wird, das Geheimniß in meinen Busen niederzulegen, das Ihr Herz drückt.

Der Kranke besann sich; nach einigen Augenblicken schien er seine Erinnerungen zu sammeln und wie ein Mensch, der ungern einem Einfluße weicht, dem er sich nicht entziehen kann, richtete er sich in seinem Bette auf, ergriff die Hand des Capitains und sagte: So hören Sie mich denn:

Ich bin 1788 zu Braunau, einer kleinen Gränzstadt Oesterreichs, von Aeltern geboren, die in der kaiserlichen Administration ziemlich hohe Aemter verwaltet hatten. Ich verschweige Ihnen den Namen meiner Familie; Sie kennen sie vielleicht.

Kaum von Universitäten zurückgekommen und schon in meiner ersten Jugend fing ich an, ein regelloses Leben zu führen. Das Vermögen, welches mir mein Vater hinterlassen, war in einigen Jahren verschwendet; ich machte große Schulden, die meine Mutter bezahlte, sich selbst dem Mangel preisgebend. So viele Lehren besserten mich nicht. Ich fuhr fort, wie ich angefangen, und der Kummer, den ich meiner armen Mutter verursachte, brachten sie ins Grab.

Damals war ich zwei und zwanzig Jahre alt. Der Tod meiner guten Mutter erfüllte mich mit einem Schmerz, der auf meinen Charakter influiren zu müssen schien. Ein alter Freund meiner Familie, welcher Hofrath war, glaubte an die Aufrichtigkeit meiner Reue, ließ mich nach Wien kommen und nahm mich zu sich, aber ich war mehr sein Sohn, als sein Secretair. Ich theilte seinen Tisch; seine Gesellschaft war die meinige; und er trieb seine väterliche Fürsorge so weit, daß er sich selbst mit einer vortheilhaften Heirath für mich beschäftigte. Aber der Himmel oder die Hölle hatte es anders beschlossen.

Das Wort war von beiden Seiten gegeben; der Tag der Verlobung sollte eben bestimmt werden, als mein böses Gestirn mich in der Oper einen der vormaligen Genossen meiner Ausschweifungen finden ließ. Meine Besserung war zu wenig aufrichtig, als daß ich seinen Versuchungen hätte widerstehen können. Er zog mich von Neuem in die ehrlose Welt herab, welche ich seit einiger Zeit gemieden hatte. Er hatte gerade Geld; wir verpraßten es jubelnd, ich bekümmerte mich nicht mehr um meine Heirath und vernahm mit der größten Gleichgültigkeit von meinem Beschützer, daß das Band zerrissen sey.

So lange mein Mephistopheles Geld hatte, ging es lustig und in Freuden. Aber die Quelle war nicht unerschöpflich; sie versiegte endlich und nun erst begriff ich das Schreckliche meiner Lage. Ich verwünschte das unselige Zusammentreffen, aber es war nicht mehr Zeit. Ich wollte mich an dem rächen, der mich ins Verderben gestürzt hatte. Ich suchte Hader mit ihm; er lachte mir ins Gesicht und sagte, daß er sich nicht mit mir schlagen würde; daß es besser sey, unser Unglück durch einen engern Bund als je wieder gut zu machen; mit einem Worte, er gestand mir, daß er ein sicheres Mittel habe, das Glück im Spiel zu bemeistern, aber daß er dazu einen Associé haben müsse und mir den Vorzug gebe. Ich muß sagen, daß dieser Vorschlag mich so empörte, daß ich ihn im Zorne schlug. Er begnügte sich zu sagen, daß, wenn der Schimpf öffentlich gewesen wäre, er Genugthuung von mir fordern würde; aber daß eine Beleidigung von mir gegen ihn, unter vier Augen, keinen Eindruck auf ihn machen könne, der länger dauere, als die Spur meiner Hand auf der Wange. So viel Niederträchtigkeit erweckte in mir einen unsaglichen Ekel und ich verließ dieses verworfene Wesen, das zu verachten ich noch das Recht hatte.

Aber nicht auf diese Art entgeht man seinem Schicksal. Mein Beschützer verschloß mir sein Haus; ich sah mich ohne Zufluchtsort, ohne Brod, ich, welchem der Luxus zum Bedürfniß geworden war; ich scheute mich nicht mehr, den Menschen wieder aufzusuchen, der, wenige Tage vorher mir so großen Widerwillen und so tiefe Verachtung eingeflößt hatte. Ich fand ihn in einem prachtvollen Zimmer. Als er mich sah, lächelte er mit einer Miene, die mir übel machte. — Du siehst, sagte er mir, daß nicht jederman so gewissenhaft gewesen ist, als Du. Ich habe einen Associé gefunden und hier siehst Du das Resultat. — Indem er dies sagte, ging er zu einem Schreibpult, wovon er ein Fach öffnete. Darin zeigte er mir Haufen von Gold. Er nahm eine Handvoll daraus: Wenn Du Geld brauchst, fuhr er fort, so genire Dich nicht; ich hege keinen Groll. Ich war verblendet. Ich stammelte einige unverständliche Worte, die ich selbst nicht begriff, aber die er ohne Zweifel für die Bitte nahm, mich als Theilhaber seiner Schande und seines Goldes in Dienst zu nehmen; denn von dem Augenblicke an bemächtigte er sich meiner und machte einen Menschen aus mir, der eben so verächtlich war, als er selbst.

Unsere Infamie konnte nicht lange verborgen bleiben. Eines Tages hatten wir, in einem der gewähltesten Zirkel von Wien, einen bedeutenden Gewinn gemacht. Einer der Spieler, die am meisten verloren hatten, näherte sich mir und sagte, mir starr in die Augen sehend, mit lauter Stimme: Mein Herr ich bin dafür bekannt, gefaßter Spieler zu seyn, aber wenn es mir gleich ist, zu verlieren, so kann es mir nicht gleichgültig seyn, bestohlen zu werden; in Folge dessen, und da ich nicht genau weiß, um wie viel Sie mich betrogen haben, fordere ich von Ihnen nicht einen Ducaten zurück, aber ich will für mein Geld eine Genugthuung haben. Beim Schlusse dieser Apostrophe gab er mir mit der Rückseite seines Handschuhes eine Ohrfeige. Ich schrie, daß ich Genugthuung haben wolle; aber er weigerte sich auf das Bestimmteste und da er ein ausgezeichneter Mann war, der hinlängliche Proben seines Muthes gegeben hatte und sich überdies tausend Stimmen gegen mich und meinen Mitschuldigen erhoben, so war ich genöthigt, meinen Zorn zu verbeissen und die Gesellschaft eilig zu verlassen. Nach einem solchen Handel konnte ich in keinem Hause von Wien mehr erscheinen. Ich machte alles, was ich hatte, zu Gelde und reiste nach Amsterdam, wo ich mich auf einem gerade nach Neapel absegelnden Schiffe nach dieser Hauptstadt einschiffte.

Ich hatte Sorge getragen, meine Spur dem Ehrlosen zu entziehen, der die Ursache an allem war, was mir widerfahren, und den mein letztes Abentheuer mir über allen Ausdruck verhaßt machte. Aber durch eine Eingebung der Hölle hatte er den Einfall, auch nach Neapel zu gehen. Als ich ihm begegnete kehrte ich ihm den Rücken. Anstatt seine Zeit mit Wiedergewinnung meiner Freundschaft zu verlieren, wählte er mich zum Ziel seiner Angriffe und eine Nacht schlich er sich in mein Zimmer und plünderte mich so rein aus, daß mir nichts als das nackte Leben übrig blieb.

Ich ertrug dieses neue Mißgeschick mit weit mehr Philosophie, als man von mir hätte erwarten sollen. Mein Räuber wurde ergriffen, aber man konnte nichts von dem wiederfinden, was mir gehörte; man schickte

Digitized by Google

ihn auf die Galeeren, aber seine Strafe schaffte mir nichts zu leben. Ich faßte einen energischen Entschluß. Ich trat, unter dem Namen Werner, in eins der deutschen Regimenter im Dienste Neapels.

Dies war im Jahre 1817. Ich hatte mein dreißigstes Jahr erreicht. Ich versah meinen Dienst mit Eifer; der Militairstand gefiel mir. Ich lernte mein Fach mit Feuer und wurde bald Unteroffizier. Ich weiß nicht, wie der Oberste erfahren hatte, daß ich von guter Familie aus Oesterreich sey, ohne zu wissen, was mich dazu bewogen hatte, Soldat zu werden. Er behandelte mich mit Achtung und meine Freude erreichte den höchsten Gipfel, als er mich eines Tages zu sich rufen ließ und mir sagte, daß mein Betragen und meine Erziehung mich über die gewöhnlichen Unteroffiziere stelle und er mir daher verspreche, daß ich die erste Offizierstelle erhalten solle, die im Corps vacant werden würde.

Ich empfing dieses Versprechen mit mehr Freude, als ich noch je in meinem Leben empfunden. Das Alter hatte mich ernstliche Reflexionen machen lassen und ich sah mit einem sehr glücklichen Gefühl ein neues Leben beginnen; ich wußte noch nicht, daß es im Buche des Schicksals geschrieben steht, daß mir kein Glück blühen solle.

Der gute Oberst, welcher mich beschützte, starb an einem Blutsturz. Sein Nachfolger war ein stolzer und harter Mann. Ich weiß nicht, warum ein geheimes Vorgefühl mir sagte, daß er meine ganze Zukunft hemmen werde. Aber als er erschien, verwandelte sich mein Vorgefühl in schreckliche Wirklichkeit.

Am Tage seiner Ankunft musterte er sein Regiment und als er bis zu mir kam, stand er still. Es schien, als wolle er sich erinnern, wo er mich gesehen. Ich zitterte, denn ich wußte es recht wohl; er war der Bruder dessen, der mir in Wien die Ohrfeige gegeben und er war in der unseligen Abendgesellschaft zugegen. Als er mich aufmerksam betrachtet, sagte er: Wie heißen Sie? — Werner! — So! und Sie haben keinen andern Namen? — Franz Werner, Herr Oberst. — Sie sind Oesterreicher? — Ja. — Sind Sie in Wien gewesen? — Vormals Herr Oberst!

Er zog die Augenbrauen zusammen und erblaßte. Drei Tage nachher wurde ich zu ihm gerufen.

Sie heißen nicht Werner, redete er mich an, mir entgegenkommend. Ich blieb unbeweglich, ohne zu antworten. Er fuhr fort: Sie sind der Baron von ....; Sie haben Wien verlassen müssen wegen eines schändlichen Auftritts, den Sie mit meinem Bruder hatten! Bin ich gut unterrichtet?

Ich stand vernichtet von diesen schrecklichen Worten. Ich fühlte Lust, mich auf den Obersten zu stürzen; aber ich hielt mich zurück und begnügte mich, ihm mit einem wutherfüllten Lächeln zu sagen: Herr Graf, ich bin in Ihrer Gewalt; Sie können mich schimpflich aus dem Regiment stoßen: Sie haben die Macht dazu. Aber, fügte ich mit von Zorn erstickter Stimme hinzu, Sie werden besser thun, mich unverzüglich erschießen zu lassen, denn wer weiß, was sonst geschehen kann?

Ich sprach diese Worte in einem Tone aus, der etwas Prophetisches haben mußte, denn der Graf trat mir mit Milde näher und sagte: Sie mißverstehen meine Absicht, mein Herr; ich will Sie nicht aus dem Regiment stoßen und noch weniger Sie erschießen lassen. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß ich Sie erkannt hatte, damit Sie sich nicht wundern sollten, wenn ich Ihnen das Versprechen nicht halte, das Ihnen mein Vorgänger gegeben; aber fahren Sie fort, sich so zu betragen, wie ich weiß, daß Sie es seit Ihrem Eintritt in das Regiment gethan haben, und ich werde mich bemühen, zu vergessen, was ich Nachtheiliges von Ihnen weiß, und nur dessen gedenken, was Sie Lobenswerthes thun. Ihren Dienstfeifer als guter Unteroffizier werde ich belohnen; aber ich hatte es für meine Pflicht, Ihnen zu erklären, daß, so lange ich die Ehre haben werde, das Regiment zu commandiren, Sie auf keine Offizierstelle rechnen können.

Ich fühlte zu gut, daß sich darauf nichts antworten ließ. Ich ging weg, aber die Wuth im Herzen. Ich war acht Tage lang wie wahnsinnig. Ich schweifte in den Umgegenden von Neapel umher, ohne größtentheils zu wissen, wohin ich ging. Nicht lange dauerte es, daß ich neuen Grund zum Verdrusse bekam.

Kaum vierzehn Tage nach der Ankunft des Obersten verließ ein Officier das Corps, um in eins der Garde-Regimenter zu treten. Das war die Stelle, die der vorige Oberste mir versprochen hatte. Nun erhielt sie der Graf von ...., der frisch von Wien angekommen war: es war ein Knabe von achtzehn Jahren. Ich weiß nicht, warum ich gegen ihn einen Haß faßte, den ich nicht bemeistern konnte. Es schien mir, daß er mir wahrhaft eine Stelle gestohlen habe, die mir gehörte. Ich faßte den tollen Vorsatz, Händel mit ihm zu suchen. Meine Lage machte diesen Gedanken doppelt abgeschmackt; aber blind durch die Leidenschaft und, ich muß es sagen, erbittert durch das Unglück nährte ich diese Idee mit Wohlgefallen und suchte nur die Gelegenheit, sie auszuführen.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Literatur.

Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein seit der lutherischen Reformation.

Von

A. Forchhammer.

Erstes Heft. Kiel, Schwers, 1834. 152 S. Gros Octav.

Auch die bekannteste Geschichte beut der Bearbeitung so vielseitigen unerschöpflichen Stoff, daß sie dem wohlunterrichteten, verständigen und verständlichen Erzähler Aufmerksamkeit und Theilnahme erwirbt, und der Verfasser der vorliegenden wird diesen Zweck nicht verfehlen. Gleich die Einleitung, welche auf wenig Seiten den Zeitraum von 1448 bis 1523, die Throngelangung des Grafen Christian von Oldenburg, dessen Regierung und die seiner Söhne, Königs Johann und Herzogs Friedrich, Königs Christian II., und die Thronbesteigung seines Oheims umfaßt, ist höchst gelungen, und verbreitet genügendes Licht über die nachfolgende umständlichere Darstellung.

Das erste Buch, welches bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges reicht, eröffnet die alleinige Regierung Königs Friedrich I. Das Aufkeimen der Reformation unter ihm, ihre Gunst und Ungunst unter vornehmen und niedrigen Ständen, ist einleuchtend entwickelt. Erst unter seinem Sohne, König Christian III., kam sie völlig zu Stande. Die Anmaßungen und Umtriebe der lübeckischen Bürgermeister, Meyer und Wullenweber, richteten viel Unheil an, und gereichten ihrer eigenen Vaterstadt, der sie eine Art Weltherrschaft bereiten wollten, zu bleibendem Nachtheil. Die Grafenfehde, nach ihrem Haupthelden, dem genialen und classisch gebildeten Grafen Christoph von Oldenburg so genannt, begann im Jahr 1534 und endigte im August 1536, durch den siegreichen Einzug des Königs und seiner Gemahlin in Copenhagen. Ein volles Jahr hernach ward er gekrönt. Der aus Wittenberg berufene Bugenhagen war für das

Digitized by Google

Kirchenwesen thätig. Auch Kaiser Carl V. erkannte 1544, im speierschen Frieden, Christian III. für König von Dänemark, und dieser sah sich endlich von auswärtigen Feinden befreit. Die Ruhe that auch den hart mitgenommenen Herzogthümern Noth. Am 1. August 1542 erfolgte auch deren feierliche Theilung, zwischen dem König und seinen mündig gewordenen Brüdern, nachdem sie allerseits die bisherigen Landes-Privilegien bestätigt hatten. Dem Könige fiel der sonderburger Antheil zu, dem Herzog Adolf der gottorfische, dem Herzog Johann der hadersiebensche.

Die hergebrachte Theilung veranlaßte viel Streitigkeiten und Erörterungen. Ihr Hauptfehler bestand darin, daß man die nothwendige Veränderlichkeit der Verhältnisse übersehen, die Verbindung der Landestheile außer Acht gelassen, und einzig die Einnahmen ins Auge gefaßt hatte. So trug dieses System, schon in seiner Anlage, den unvermeidlichen Keim des Verderbens. Der schmalkaldische Krieg, welchem Schweden und des Königs Brüder ihre Theilnahme verweigerten, setzte diesen in große Verlegenheit; doch gelang ihm, Bremen und Hamburg gegen die Befehdungen seiner eignen Bundesgenossen zu schützen. Er durfte sich edelmüthig und gefahrlos dem Vergnügen überlassen, das Schicksal seines gefangenen Vetters Christian II. möglichst zu erleichtern, der bald nach ihm 1559 starb. Friedrich II., Sohn und Nachfolger Christians III., trat für sich und seinen unmündigen Bruder, Johann den jüngeren, die Regierung der Herzogthümer an. Unter ihm verlor Dithmarschen seine zwar erschlichene und vielfältig gemißbrauchte, doch lange, tapfer und glücklich behauptete Unabhängigkeit, um an Sicherheit bürgerlicher Freiheit zu gewinnen. Es hatte übel berechneten, unzeitigen, saumseligen oder übereilten Angriffen der Uebermacht widerstanden; es erlag der weisen Leitung des erfahrenen und tapfern Johann Ranzau. Seine Verfassung, die Lage der Verhältnisse, die billigen und nachsichtigen Bedingungen, welche die Sieger ihnen auflegten, sind genügend geschildert. Desgleichen alle nachherigen friedlichen und feindlichen Begebnisse, deren Aufklärung man hier zu erwarten berechtigt ist.

Herzog Adolf starb 1586, und hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Er war von seinen Unterthanen mehr geliebt als irgend ein Fürst seines Hauses, weil sein Charakter mit dem seines Volkes mehr übereinstimmte, und seine Leutseligkeit ihm alle Herzen gewann. Die Friesen schätzten besonders den Helden in ihm; auch weilte er gern unter ihnen, erbaute deshalb die Schlösser Husum und Tonningen, und hatte sich ihre Volkssprache vollkommen zu eigen gemacht. Ehe noch seinem ältesten Sohn Friedrich II. gehuldigt werden konnte, starb dieser, und sein zwar noch nicht völlig achtzehnjähriger Bruder Philipp trat, nach dem Wunsch der Räthe, ohne Vormund die Regierung an. König Friedrich II. starb 1588. Mit ihm und Herzog Adolf ward der innere Friede der Herzogthümer auf zwei Jahrhunderte zu Grabe getragen, nicht weniger ihre landständische Freiheit. Bald nach der Reformation setzte sich die Ritterschaft in Besitz der erhaltenen Jungfernklöster, aber nur durch Verjährung, denn ein geschriebener Vertrag ist darüber nicht aufzuzeigen.

Der Handel in den Herzogthümern blühte mehr als jemals. Die Finanzen waren unter Peter Oxe so musterhaft bestellt, daß langjährige Kriege nicht vermochten eine Erhöhung der Auflagen nöthig zu machen, und die Herzogthümer nur einmal um eine Bede von 2 ℔ Lübisch vom Pfluge angesprochen werden durften, welche gern bewilligt ward. Feldmarschall Johann Ranzau gründete 1580 die Herrschaft Breitenburg, die ansehnlichste unter den adelichen Besitzungen Holsteins, in der Landesmatrikel zu 180 Pflügen angeschlagen. Sein Sohn, der Statthalter Heinrich Ranzau, als Staatsmann und Krieger ausgezeichnet, war unstreitig der gelehrteste und großmüthigste Dynast seiner Zeit, gebildet in Wittenberg unter Luther und Melanchthon, Kenner, Theilnehmer und Beförderer jedes Zweiges der Wissenschaft und Kunst, Schutzherr, Gastfreund und Mitarbeiter des vom dänischen Hofe verfolgten Tycho Brahe, auch als Schriftsteller bedeutend, und der erste, welcher eine Statistik der Herzogthümer übernahm und ausführte. Als er am Ende des sechszehnten Jahrhunderts starb, hinterließ er nicht weniger als 21 Güter. König Christian IV., beim Ableben seines Vaters erst eilf Jahr alt, und unter die Vormundschaft von vier Reichsräthen gestellt, war in Dänemark schon acht Jahre frühre zu dessen Nachfolger erklärt. In den Herzogthümern ward ihm die Thronfolge nicht streitig gemacht, aber Herzog Philipp läugnete das Wahlrecht der Stände, und bestand darauf, er regiere durch Erbrecht, wovon er sich nur durch dringende Vorstellung und naheliegende Gefahr, alles zu verlieren, abbringen ließ. Die Stände wählten einstimmig König Christian und Herzog Philipp, brachten aber 21 zum Theil wichtige Beschwerden vor, über Verletzung der Privilegien. Nachdem diese so viel thunlich erledigt oder beseitigt waren, erfolgte 1590 die gemeinschaftliche Huldigung beider Fürsten, und Herzog Philipp starb bald darauf unvermählt. Ihm folgte sein Bruder Herzog Johann Adolf, der das bisher verwaltete Erzbisthum Bremen und die Coadjutorschaft des Bisthums Lübeck seinem jüngern Bruder Johann übertrug. 1593 trat der funfzehnjährige König Christian IV. die Regierung der Herzogthümer selbst an, und ein Jahr später die Regierung Dänemarks. 1597 trat Herzog Friedrich seinem Bruder Johann das Bisthum Lübeck ab, 1606 auch einige Holsteinische Aemter und Städte. 1603 erhielt Husum Stadtgerechtigkeit. 1611 brach ein Krieg mit Schweden aus, den weder Gustav noch sein größerer Sohn, Gustav Adolf, mit Glück führten, und Englands Vermittelung beilegte.

Die Einführung des Roßdienstes bewog die Fürsten, alle adelichen Güter und Klöster in Lehen verwandeln zu wollen, was die Stände glücklich ablehnten, und außerdem auch die Abhülfe einiger gegründeten Beschwerden verlangten. Herzog Johann Adolf starb 1616. Auch dessen Sohn und Nachfolger, Friedrich III., begehrte Erbhuldigung und bestritt das Wahlrecht der Stände. Endlich erhielt er, von dem Könige unterstützt, so viel von ihnen, daß sie das anstoßige Wort abänderten, und sich statt dessen erklärten, den ältesten Sohn des verstorbenen Herzogs als regierenden Landesfürsten und Herrn anzuerkennen und anzunehmen. Dies ist das erste und letzte Landes-Privilegium, welches in Folge von Unterhandlungen aufgehoben ist; da späterhin die Unterhandlungen bloß Folge der Aufhebung wurden.

Herzog Friedrich empfahl den Predigern nicht bloß Duldung, sondern befahl sie unbedingt. Glückstadts Bau begann 1616 unter König Christian. Friedrichstadt verdankt seine Gründung der Duldsamkeit Herzogs Friedrich; die ersten Ansiedler waren 1621 aus Holland vertriebene Remonstraten. Die Stadt erhielt unbeschränkte Religions-Freiheit. Des Königs Bruder Friedrich ward Coadjutor von Bremen und Lübeck, sein Bruder Ulrich Bischof von Schleswig und Schwerin. Nach dessen Tode 1624 zog der König die Stiftsgüter eigenmächtig an sich, welches die erste Ursache zu gegründeten herzoglichen Beschwerden gab. 1622 starb Herzog Johann der jüngere zu Glücksburg, durch dessen zahlreiche Nachkommenschaft dessen Landestheile in so viele Linien zerfielen, daß sie nicht hinreichten für die Bedürfnisse der Fürsten, die daher Anstellungen in fremden Kriegsdiensten suchten und fanden, und deren fünf ihr Leben auf dem Schlachtfelde verloren. Mit der Annäherung des dreißigjährigen Krieges schließt das vorliegende Heft. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische
Blätter der Börsen-Halle.

№ 1072. Hamburg. Mittwoch, den 22. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. (Fortsetzung.) . . . . . Seite 689
Eine Episode aus dem Kriege von Algier. (Beschluß.) . . . „ 691
Orientalische Poesie. Fragment eines persischen Romans von Djami. . . . . „ 693
Geschichte Napoleons von W. Hazlitt. Aus dem Englischen übersetzt, und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen, von J. Sporschil. . . . . „ 695
Pearson's Methode manche auf den Eisenbahnen sich ereignende Unglücksfälle zu verhüten. . . . . „ 696
Französische Eisenbahnen. . . . . „ 696

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands.

Von

Roger de Beauvoir.

(Aus der Revue de Paris.)

(Fortsetzung.)

(R.)

Diese basteiartige und nachgebildete Ansicht der Häuser verliert bald vor der Physiognomie der Städte. Von ihnen allen wollen wir uns Amsterdam und den Haag wählen, und Rotterdam als Mitteltinte. Amsterdam ist gegenwärtig zweifelsohne der Mittelpunct des batavischen Handels und der batavischen Opulenz. Weyninge berühmte Allegorie auf den Tod von J. de With stellt Amsterdam bewunderungswürdig dar. Es ist der Kampf eines Schwanes, der gegen einen Hund sieben Eier vertheidigt, die mit dem Namen der vereinten Provinzen bezeichnet sind. Seit Weyninge ist dieser Eierkorb ungestraft von dem belgischen Hunde umgestoßen worden; doch wird Amsterdam noch immer von des Schwanes verwundeten und blutenden Flügeln geschirmt; er brütet aus, was es noch jetzt an Industrie, Patriotismus und Erinnerungen besitzt. Es ist eine gar merkwürdige Stadt, das Amsterdam, aufgeregt durch so manche Stöße, so viele Religionen und Gäste bei sich herbergend, obscurer Weise illustre. Trotz seiner genialen Männer, seiner großen Maler und Dichter, noch ganz in Wallung und zerknittert von seinen letzten Kämpfen, selbst nach den theatralischen Siegen Ludwigs XIV. Eine große, verschleierte, unbekannte Stadt, einer indianischen Stadt ähnlich, wo alles, was auf den Beinen ist, seinen Allen verborgenen Geldzweck, sein eignes Projet, seine eignen Gedanken hat. Eine Stadt, wohin sich Hollands Gewohnheiten und Bürgerschaft, der wankende christliche Glaube und das Judenthum neben der Reform retirirt haben. Eine friedliche Stadt, heute glücklich und ruhig vor Anker liegend wie ihr Schiff, morgen wogend und laut. Eben so geräuschvoll, als Venedig traurig ist, ernst wie Rom und reich wie London, deren Geschütz überall, selbst auf den Meeren der neuen Welt, ertönt hat, und welcher in Ermangelung des Namens Republik stets der des ersten Bürgerthums des Universums verbleiben wird.

Aus so vielen verschiedenen, protestantischen, christlichen und jüdischen Elementen zusammengesetzt, mußte Amsterdam schon, selbst in der jetzigen Apathie, eine einzige Stadt, ein besonderer und großer Abdruck der Geschichte und der holländischen Gesellschaft seyn. Welche Wechselfälle hat es nicht selbst vor 1806 und seinem Könige Ludwig Napoleon erlitten, und welchen Zorn, welche bittere Nachgefühle hat es nicht gehabt! Arrogant gegen Ludwig XIV., den reizbarsten der Könige, hat es mit der thörigten Verwegenheit eines Musketiers, der gegen den Staat schreibt, Pamphlete gegen diesen Fürsten drucken lassen. Mitten in seinen Niederlagen hat es sich mit einem neuen Meere zu umgeben gewußt, so wie Leyden und dessen Umgebungen; es häuft Dreiche auf Deiche, Schiffe auf Schiffe; Ruyter, dieser Türenne zur See, hat sich lange vor Russel durch die Verbrennung unserer Schiffe berühmt gemacht. Jene Zeit der Halbmonde und Contrescarpen, wo selbst die Historiographen am hellen Tage aufsitzen und Fagon seinem Herrn in kleinen Tagereisen folgen mußte, ist Amsterdams schönste Periode gewesen, denn Ludwig XIV. machte vor seinen Thoren rechtsumkehrt. Während Boileau in harten Versen die Einnahme der flandersche Städte feierte, rächte der zweiundzwanzigjährige Prinz von Oranien, jung und glühend wie einer der Helden von Jordaens Apotheosen, Utrecht und Geldern wegen ihrer Niederlagen, und Amsterdam war frei! Es hatte wieder seine Maler, seine Arbeiter, seine Dichter. Ruysdael und Berghem stellten seine Dämme, seine dichten Waldungen, seine Flüsse dar. Der alte Rembrandt hatte seine Nachtwache gemalt, Vanderheldt seine Schmäuse der Capitaine und Bürger-Compagnieen aufs prachtvollste skizzirt. In dieser Stadt, zu dieser Zeit war Alles aufs pompöseste, Alles, selbst die Karossen im spanischen Schnitt, deren Wucht das Pflaster zerstieß und aus welchen große Allongenperrücken hervorschaueten, unter andern auch die des Grootenhuys, der aus Freundschaft für den Dichter Vondel diesen wegen seiner politischen Tragödie Palamedes nur zu einer Geldbuße von 300 Gulden verurtheilte! Die großen Bassins in der Art der englischen Docks, die hehren Schoppen aller Reichthümer des Erdballs, strotzen von all den Schätzen Japans; die Bürgermeisterkammer selbst läßt mit vieler Kunst und großem Geldaufwande die Thürfüllungen des Senats und die Kaminmäntel mit künstlichem Schnitzwerk schmücken. Wenn man die Stadts-Jacht mit ihren vergoldeten Rudern, ihren purpurnen Vorhängen, in welche das oranische Wappen gestickt ist, sieht, so möchte man glauben, den venetianischen Bucentaur im kleineren Maaßstabe zu erblicken, so sehr blähen sich diese vergoldeten, funkelnden Leute auf den kühlen Gewässern der Amstel, so vielen Reichthum und Eleganz zeigen

Digitized by Google

die Holländer, welche dem Könige von Frankreich beweisen wollen, daß sie groß sind! Der Name Louvois und das Edict von Nantes trüben diese ruhigen Tage; Holland sieht sich von Verbannten überschwemmt, die dessen Boden mit Deutschland und England unter sich theilen. Als diese flüchtigen Protestanten sich nach Holland retirirt hatten, da runzelte sich Amsterdam, die Stadt ward düster und traurig. Die ehemals so lebensfrohe Stadt, die Stadt eines Rembrandt von Ryn, wird sicherlich den quäkerischen und reformirten Zuschnitt eine lange Zeit behalten! Sie geht auf die jansenistischen Debatten, auf Controversen und Schismen ein; nicht genug, daß sie Synagogen statt Theater erhalten, langweilig und spröde geworden ist, schlägt sie sich auch noch zu der kleinen Kirche des guten Herrn von Utrecht! In einem Augenblick wimmelt Amsterdam von Diakonen und von Kirchen. Griechische, jansenistische, lutherische, anabaptistische, jüdische und katholische Tempel bilden die buntscheckigsten Farben ihres Schildes; Franciskaner, Augustiner und Karmeliter tragen ihre Priesterröcke in der Stadt zur Schau, deren Herz bei dem bloßen Namen der Bulle Unigenitus pocht!

Der Einfluß dieser großen religiösen Umwälzungen drückt noch diesen Augenblick, wie das nicht in Abrede zu stellen ist, Amsterdam einen Charakter der Dürre und Traurigkeit auf: man zählt dort nur nach Straßen und nach Kirchen. Auch wüßte ich nichts Kläglicheres und Düstereres als die Kirchen des reformirten Cultus; ihre Wände sind feucht und gänzlich kahl, und wenn die holländische Sprache durch die Weitschweifigkeit und den Schmutz, welchen ihr die Schauspieler geben, schon auf dem Theater fast lächerlich ist, so ist sie dies noch weit mehr in dem Munde der Dominés oder der geistlichen Herren. Diese Herren sprechen nicht, sondern sie zischeln buchstäblich ihre Predigten von Anfang bis zu Ende in einem und demselben singenden Tone ab; auch versinkt die Gemeinde während der Predigt meistens in einen tiefen Schlummer. Eine große Kanzel aus geschnitztem Holze mit vielen Oeffnungen um das Licht durchzulassen und mit kleinen Dreiecken von Wachskerzen, bilden die ganze Vorrichtung der großen Feste; die Damen und die jungen Mädchen sehen, durch schwerfällige kupferne Gitter geschirmt oder versteckt, so recht den Beguinen ähnlich. Der Geistliche ist in der Regel ein Mann zwischen dreißig und vierzig Jahren, in schwarzer Tracht wie ein Huissier und dabei gepudert, mit einem Bischofsringe und Manschetten. Als wir zu Amsterdam ankamen (am dritten Tage der heiligen Woche), bildeten die Karossen und die Fuhrwerke ohne Räder, Sleen genannt, fast alle mit langen, hageren Kleppern bespannt, die mit rothen Federbüschen geschmückt waren, eine majestätische Reihe vor der neuen Kirche in der Nähe des Dam, vor der Pfarrkirche Notre-Dame und vor der St. Catharinenkirche, welche im Jahre 1578 so arg von der Wuth der Bilderstürmer heimgesucht ward. Die prächtige Kanzel dieses Tempels, ein Meisterstück der Sculptur des berühmten Winkenbrink, strahlte in dem Feuer der Kronleuchter; ihre hölzernen Basreliefs und ihr mit geschnitztem Laubwerk gezierter Dachhimmel, machten sie den elfenbeinernen Denkmälern ähnlich, welche die Diepper noch jetzt mit so vieler Geduld ausschneiden. Allein das Geländer dieser von Weinreben durchschlängelten Treppe erschien mir weit merkwürdiger als das Grabmal des Admirals Ruyter, der in seiner schwerfälligen Seemannstracht ganz am Ende dieser Kirche ruht, die damals, der heiligen Woche wegen, ihre großen und kleinen Orgeln ertönen ließ. Diese Ceremonie, oder vielmehr dieser Ritus ohne Ceremonie, erschien mir als das Kläglichste auf Erden. Der Pastor oder holländische Prediger predigte an diesem Abend auf Französisch. Er hatte unstreitig von einer Gouvernante der Picardie oder von einer Bonne Redensarten, welche der Sprache durchaus entgegen waren, angenommen; so sagte er: n'oser pas statt ne pas pouvoir, und attendre statt sortir; auch ließ er seine End-Consonanten in der Art die Schweizer hören: alles dieses mit einer salbungsreichen, süßlichen und gekniffenen Miene, welche gewisse Prätensionen auf Kanzelberedtsamkeit nicht ausschloß. Die Frauen hörten den Sermon mit langweiliger Miene an; ihrer viele verstanden ihn nicht, vor allen die Engländerinnen, anbetungswürdige Misses mit Strohhüten, die mit übergroßen Bändern aufgeputzt waren. Nur das blau und rothe Costüm der amsterdammer Waisenkinder und die schönen bunten Trachten einiger Friesinnen contrastirten mit diesem großen Conclave von schwarzen Kleidern, und diese Waisen, diese Bäuerinnen hielten sich gleich uns bescheiden außerhalb der Gitter. Die traurige Menge innerhalb verglichen wir mit dem großen Haufen zu Neapel, der um dieselbe Stunde sein Wesen mit Weihrauch und ex voto's treibt und zugleich vor den Bändern und Reliquienkästchen der Madonna vom Bogen so geräuschvoll und doch so andächtig ist. Dorten hatten die Frauen mindestens das linkische und fade Ansehen nicht und zogen auch nicht wie die Schülerinnen einer Pensions-Anstalt zwei und zwei hinter einander her: es waren gebräunte Winzerinnen von Ischia, den Weinrebenkorb auf dem Haupte, mit ihrem schönen, Schnee's würdigen, Sammt, ihren großen schwarzen Augen und ihrem Tambourin in der rechten Hand. Hier hingegen war es als ob wir irgend einer jüdischen oder herrenhuthischen Beerdigung beiwohnten. Alle diese Bäsierinnen, Irländerinnen oder Holländerinnen, waren gerade, mit Nadeln besteckt und steif wie Tom Jones Lady Western. Die jüngsten ließen von ihrem Haar nur zwei Locken sehen, die freilich seidenartig und leicht waren, aber durch die Kraft des arabischen Gummis, der sie dort festhielt, elendiglich wie ein paar Korkzieher über die Wangen herabhingen. Trotz dieses steifen Ansehens waren einige doch wahrhaft göttlich, un paquet de lis et de roses, wie Carmontelle sagte. Die Mütter und Matronen schienen in derselben Weise statt der Haarlocken Streifen Weißblech auf die Schläfe geleimt zu haben, was sie zu wahren Herengesichtern machte. Ich habe nie den Ramadan gesehen noch mitgemacht, aber ich kann wohl sagen, daß dieser mein Eintritt in Amsterdam in der heiligen Woche mir als höchst rigide erschien.

Die Promenade der Plantage ist nicht heiterer. Im Monat September besteht kaum noch eine Spur von dem Worte Kirmeß in dem, was man den großen Markt nennt. Wir durchfuhren in einer Kalesche mehrere Quartiere, ehe wir nach dem Judenviertel kamen. Die Kaisersgragt, die Prinzesgragt und die Herrengragt, drei mit schönen Ulmen bepflanzte und von schweigsamen Häusern eingefaßte Kayen, würden sicher einen Bewohner unserer Boulevards in Erstaunen setzen. Diese Kayen sind öde; man sieht dort niemand an den Fenstern, und einige Sleen führer oder Leichenzüge sind das Einzige, was einem dort in den Weg kömmt. Die Häuser längs dieser drei Kayen haben alle die äußere und innere Vollkommenheit der schönen Häuser Hollands; die Bäume und das Leben auf den Canälen spiegeln sich in ihren großen Glasfenstern ab; ihre vergoldeten blanken kupfernen Drücker laden die weißen Handschuhe eines Gentleman ein. Ueber den, so wie in London, bronzirten Thüren und Fensterpfosten befinden sich in der Regel lange Reverberen mit goldnen Leisten, und das Licht des Gazes rieselt des Abends über diese Thüren, so glänzend als kalt, hin. Den Kayen sind noch bis auf die heutige Stunde einige der lebenden Traditionen in Fleisch und Bein geblieben, welche sich seit Molieres göttlichen Komödien in unserem Gedächtniß inscribirt haben. Es sind dieses z. B. gegen 4 Uhr Kaufleute von 1660, mit einer Haarbeutelperücke, einem Stocke mit elfenbeinernem Griff und einem Kleide mit Stahl-Knöpfen, ehrwürdige Geronten, welchen die holländischen Nessen mit spitzen Stiefeln nach den neuesten Mode-Journalen, ihres Geldes wegen, die Cour machen. Die jüdische Nation zu Amsterdam hat den classischen Bart eines griechischen Papa's und kleine Wucherterwaden unter einem immensen Ueberrocke als gewöhnliches Costüm angenommen. Ein noch sonderbarerer Typus ist der Leichenbitter, ein schwarzgekleideter pa-

tron mit einem Trauerflor am Hute, der noch tiefer herabfällt als zu Ludwigs XIII. Zeiten eine Reiterfeder. Diese, von dem dreieckigten Hute ab bis zu den stählernen Schnallen, völlig leichenbegängnißmäßig ausgestattete Person, durchrennt zu jeder Stunde die ganze Stadt. Sie trägt einen weißen Kragen und hält lange Papierstreifen in der Hand; diese Streifen sind ihre Todesregister, auf die sie die Reichsten wie die Aermsten bringt. Man hüthe sich wohl! Der Mensch da, den man heute gleichgültig in die Rippen stößt, jagt uns morgen vielleicht einen nicht geringen Schrecken ein, indem er unsere Thür öffnet und uns die Karte von dem Herrn so und so bringt, die letzte, mit Requiescat's und Gebeinen übersäete Abschiedskarte! Dieser Aanspreker, das ist seine holländische Benennung, zeigt sich überall: im Sommer dehnt sich sein schwarzer Schatten über die Wiesen von Harlem aus, gleitet längs den Blumen und Gärten hin, ja die jungen Mädchen fürchten, ihn selbst zwischen dem Schilf des See's anzutreffen. Des Winters, zur Eiszeit, schießt er mit seinen in Belzebubs Schmieden gerötheten Schlittschuhen über das Y, ja selbst über den Zuyderzee einher.

Ein Costüm, das meiner Ansicht nach noch schauerlicher ist als das des Leichenbitters, ist die Tracht, in welche man die Findelkinder kleidet, welche Amsterdam auf seine Kosten erzieht. Sie besteht aus einem kleinen schwarzen Jäckchen mit einer auf weiße Leinewand gedruckten Nummer. Was die Waisen betrifft, so sind sie halb schwarz, halb roth. Ich überlasse es den Philantropen, ihre Stimme gegen die kränkende Nummerirung zu erheben, welche die Stadt diesen armen Kindern von Amsterdam aufgedrückt hat, die fast sämmtlich so ernst und gravitätisch aussehen, wie die kleinen englischen Jockeys, mit welchen sie auch im Schnitt ihrer Jacke Aehnlichkeit haben. Man muß sie so an einem Sonntag langsam, die Hände in der Tasche, sauberer gebürstet als gewöhnlich, mit ihrem roth, weiß und schwarzem Achselbande, der sie putzt und sie zu kleinen holländischen Prinzen aus der Zeit Ludwigs XIV. machen würde, wenn die verdrückte Nummer nicht da wäre, über die Prinzengracht spazieren sehen. Ihr Hospiz hat übrigens seine eigene Bäckerei, seine eigene Apotheke. Die Mädchen mit ihrer kleinen stark bespendelten Mütze, ihren langen gelben Faustshandschuhen und ihrer leinenen Schürze haben eine Miene glücklicher Einfalt, die sehr anspricht: ich sah eine darunter, schön und groß, die eben sowohl als Johann Secundus lateinische Verse machte. Sie verlassen dies Haus mit einer Aussteuer, die jedoch höchst mager ist: die meisten von ihnen werden Mägde, was in Holland der schlimmste Stand ist, indem dort die Frauen die gröbsten Arbeiten verrichten. Ein anderesmal sieht man sie Zwei und Zwei durch das Utrechter Thor längs der Amstel ziehen, um die Lustjachten bei der Brücke der Verliebten zu sehen. Diese Brücke ist in der That eine Promenade, die etwas für das lange Getöse von Amsterdam und das wirre Gerassel seines Pflasters entschädigt: es ist dort reizend und stille. Beim Einbruch der Nacht dehnen die beiden Ufer der Amstel ihre Schattenarme wie zwei große, von funkelnden Sternen durchlöcherte, Deiche aus. Die erleuchteten Fenster reflectiren ihre Lichtgarben in den Canälen; die Masten schimmern noch an dem bläulichen Firmamente durch, so daß ihr Takelwerk wie seidene Fäden erscheint. Es ist dies der einzige Fleck der tumultuarischen Stadt, wohin sich gegen Abend ein grämlicher und armer Greis, mit einem abgetragenen Kleide, eine Nichte statt eines Stabes zur Stütze, und ein altes Buch zum Gesellschafter, schleppen kann. Des Nachts, wenn alle Glockenspiele von Amsterdam wehklagten, ging der Sänger Luciefers und der Jungfrauen, Vondel der Katholik, aus, dies letzte Geräusch und dies Gesumme zu hören; da sah Vondel dann nicht eine Wimpel eines Ostindienfahrers, die ihn nichts an seinen undankbaren und verlornen Sohn erinnert hätte, an den Sohn, dessentwegen er Alles, selbst seinen Ruhm, verkaufte, und der ihn langsam in seiner Armuth hinschmachten ließ, damit man selbst in Holland nicht sagen könne, ein Dichter stürbe anders als im Hospital.

Vir Phoebo et Musis gratus Vondilius hic est. *)

Die Zahl der Hospize ist eben so groß als die der Kirchen; man kann nirgends mehr fromme und schöne Stiftungen sehen. Amsterdam hat ein Hospiz für alte Männer und für alte Frauen, ein englisches und ein lutherisches Hospiz, die Rozengracht, das Hospiz der dürftigen Wittwen, das St. Lazarus und St. Peters Gasthaus und das Irrenhaus. Diese gesammte mystische Stadt hat mitten in der wirklichen Stadt Antheil an ihren Gesetzen und privaten Sitten; und die Zahl der Privat-Stiftungen ist nicht minder groß. Deshalb fühlt sich auch die zerstreuteste Einbildungskraft bei dem bloßen Anblick von Amsterdam gefesselt; Amsterdam ist die Stadt der politischen und kirchlichen Umwälzungen. Was Holland Monumentales und Merkwürdiges hat, sein buntscheckiger Cultus und seine verschiedenen Schichten alter Sitten — alles dieses liegt in Amsterdams Mauern eingeschlossen. Diese amsterdammer Häuser haben den Katholiken zuweilen eben so wie die alten Katacomben zur Retraite gedient. Seit der Reformation von 1578 haben die Katholiken sich genöthigt gesehen, daselbst die Messe in ihren Zimmern zu feiern und die Frühmette leise abzusingen: daher mag wohl die wunderliche Benennung kommen, welche sie unterscheidet. So heißt das Eine das Posthorn, ein anderes der Papagoy. Wenn man einmal des Morgens vor dem Fluwelen Burgwal vorbeikömmt, so trete man in ein Haus von ziemlich ordinairem Aeußeren, da wird man im dritten Stock eine kleine Kapelle finden, die mit einer Kreuzigung geschmückt ist: es ist dies die Hirschkirche No. 125, und es wird dort um 10½ Uhr die Messe gelesen. Einige andere heißen noch der Strauch, die Taube, der Pole. Der Bischof von Harlem versieht noch oft im priesterlichen Ornate den Gottesdienst im Storch, eine arme Kirche, die nur ein von Goet gemaltes Bild hat, das, wie Simeon Jesus in den Tempel führet. Wenn man sich schon über die Nacktheit des protestantischen Cultus gewundert hat, so findet man dies Misere des katholischen Cultus vollends unerklärlich. Das erstemal, wo ich diese Gemächer, die man Kirchen nennt, sah, glaubte ich auf dem pariser Kirchhofe zu seyn, welcher dem Thale Josaphats ähnlich ist. Die griechischen und russischen Kirchen, die armenische und die polnische Kirche, sind in ein und dasselbe Stadtviertel eingezwängt, und so arm, daß der Bischof Chatel sich dafür bedanken würde. Bei den Armeniern, in Boomsloot, findet man mindestens einigen Anschein von Reichthum. Ueber einem Agnus Dei von weißem Marmor liest man in armenischer Sprache folgende Inschrift:

„Ich, Arachiel, gebürtig aus der Stadt Amasia, Sohn von „Paul Aracheleuz, gebürtig aus Ispahan, habe diese Pforte neu „zurecht machen, diese Vorhalle vergrößern, die Lambris und „das Pflaster mit Marmor auslegen und das Gewölbe mit „Stuccatur-Arbeit schmücken lassen, zur Erinnerung an meinen „in Gott entschlafenen Vater Paul und an meine noch lebende „Mutter, im Jahr der Gnaden 1749."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Episode aus dem Kriege von Algier.

(Aus dem Musée des Familles.)

(Beschluß.)

(8.)

Die ersehnte Gelegenheit zeigte sich bald. Eines Tages, als ich in der Oper war, sah ich den Gegenstand meines Hasses im Orchester sitzen. Vor-

*) Vondels Grabschrift.

Digitized by Google

schriften der Militair-Polizei verboten den Unterofficieren, sich auf gewisse Plätze zu setzen, welche die Officiere einnahmen. Dies Verbot nicht achtend ging ich im Zwischen-Act, wo er im Foyer war, ins Orchester und setzte mich gerade auf den Platz, von welchem er eben aufgestanden war und wo er seinen Handschuh gelassen hatte. Bald kam er zurück und sagte mir, mit vieler Höflichkeit, daß ich auf seinem Platze sitze. Ich antwortete nicht. Darauf sagte er mir, immer noch höflich, daß er in diesem Augenblicke nicht von dem Reglement sprechen wolle, das mir den Eintritt in das Orchester verbiete, aber daß es ihm um seinen Platz zu thun sey, da alle andern besetzt wären, und er ihn bestimmt zurückfordere. Ich sah ihn unverschämt an und sagte ziemlich laut: Es war im Regiment eine Stelle, die mir gehörte; die haben Sie genommen, ich nehme Ihnen heute die Ihrige wieder; Stelle um Stelle, so sind wir quitt. Er fand den Scherz sehr unzeitig, wie ich erwartete, und befahl mir wegzugehen. Dahin wollte ich ihn haben. Ich sagte ihm ganz laut, daß ich ihm rieth, nach der Wache zu schicken, weil er zu jung sey, um mit mir fertig zu werden. Da sah ich ihn erröthen und erblassen. Er warf mir einen schrecklichen Blick zu und ging hinaus, ohne ein Wort zu sagen. Ich blieb zurück, unzufrieden mit der Wendung, welche die Sache nahm und erwartete, beim Ausgang verhaftet und mindestens einen Monat ins Gefängniß geschickt zu werden. Wie groß war mein Erstaunen, als sich nach dem Schauspiel der Lieutenant mir näherte und sagte: Werner, Sie haben mich tief verletzt, indem Sie mich für unfähig hielten, wegen Ihrer Insolenz Genugthuung von Ihnen zu fordern. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß man diese Meynung von mir haben könne. Wir müssen uns schlagen, wohlverstanden ohne Zeugen; mein Grad macht uns dies zum Gesetz. Aber da das, was diesen Abend zwischen uns vorgegangen, nicht unbekannt bleiben wird und da, im Falle daß ich bliebe, aus meinem Tode die unangenehmsten Folgen für Sie resultiren würden, so werde ich für Ihre Sicherheit sorgen; und um zu verhindern, daß man keinen Argwohn schöpfe, so bringen Sie vier Tage im Polizei-Saale zu. Ich werde diese Zeit dazu anwenden, um mich mit Allem zu beschäftigen, was Ihre Lage für den erwähnten Fall sichern soll.

Er drückte mir die Hand und verschwand. Am andern Morgen war ich im Polizei-Saale und am fünften Tage sah ich den jungen Grafen ankommen.

Alles ist fertig, sagte er mir; sehen Sie hier Herrn W..., der uns beiden zum Zeugen dienen wird, wenn Sie es zufrieden sind; er ist Wundarzt der englischen Brigg ..., die Sie nach Marseille bringen wird, wenn Sie das Unglück haben, mich zu tödten. Dann näherte er sich mir und fügte, mir ins Ohr flüsternd, hinzu: und da ich sehr wohl weiß, wie selten es ist, fern vom Vaterlande bei Geld zu seyn, so finden Sie in diesem Portefeuille, was Sie in den Stand setzen wird, nach Oesterreich zu gehen. Dieses Benehmen rührte mich bis auf den Grund des Herzens. Ich bat ihn, mir mein Betragen zu verzeihen; er war unerbittlich, und ich war genöthigt, mich zu schlagen. Was soll ich Ihnen noch sagen? Das feindliche Schicksal, das bei allen Handlungen meines Lebens waltet, leitete die Kugel meines Pistols. *) Ich traf ihn ins Herz. Der Wundarzt sagte mir, daß keine Hoffnung sey. Ich wollte nicht abreisen. Er übergab mich seinem Diener, der mich nach der Brigg zog, während er sich noch mit dem unglücklichen Lieutenant beschäftigte.

*) Man sieht nicht ein, wie man so etwas Schicksal nennen kann. Stand es ihm denn nicht frei, absichtlich zu fehlen? Mußte er denn, nach so großmüthiger Behandlung seines Gegners, dies neue Verbrechen auf sich laden?
Anm. d. Red.

Das Fahrzeug ging noch an demselben Tage mit günstigem Winde unter Segel. Aber als wir in hoher See waren, erhob sich ein Mistral, *) der uns alle unsere Masten zerbrach, und uns nach der Küste von Afrika trieb. Ungeachtet aller unserer Anstrengungen, um bei Algier oder Tunis zu stranden, wurden wir auf die Küste von Bona geworfen. Fast die ganze Schiffsmannschaft war umgekommen. Ein Trupp Beduinen fiel auf die Uebriggebliebenen und behandelte sie ungefähr eben so, wie Sie die von El-on-Fiah behandelt haben! Ich war schwer verwundet; ich weiß nicht, durch welchen Zufall sie mich am Leben ließen und mich mit sich nahmen. Ich war bald von meinen Wunden geheilt und sie ließen mich arbeiten. Da ich sah, daß fleißige Arbeit mein Loos verbessern konnte, so bemühte ich mich, die Zufriedenheit meines Herrn zu gewinnen und mich nützlich zu machen; es gelang mir, mich zuletzt unentbehrlich zu machen. Nach und nach wurde meine Sclaverei gemildert, dann theilte ich ihr herumschweifendes und abenteuerliches Leben. In einem Kampfe, den sie gegen einen Gebirgsstamm zu bestehen hatten, trug ich, durch meine Kenntniß der europäischen Tactik, die so wirksam gegen Menschen ist, die sich wie Heerden wilder Thiere schlagen, viel dazu bei, den Sieg auf ihre Seite zu lenken. Ich machte mir einen Namen. Bald nahm ich ihre Gewohnheiten, ihre Sitten, ihr Costume an. Der Tribus verlor seinen Häuptling; einstimmig fiel ihre Wahl auf mich. So lebe ich nun bald zehn Jahre unter ihnen, und Gott ist mein Zeuge, daß diese zehn Jahre die glücklichsten meines Lebens gewesen sind.

Hier schwieg Werner. Er hielt seine Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich. Der Capitain betrachtete, mit einer von Schrecken und Mitleiden gemischten Theilnahme, diesen sonderbaren Menschen, den das Fatum des Verbrechens aus dem Rathe des Kaiserhofes an den Fuß des Berges Atlas geführt hatte. Endlich brach er das Schweigen:

Sie haben ein an Ereignissen reiches Leben gehabt; aber glauben Sie nicht, daß, nach so viel Wechsel, das Schicksal, das Sie bisher verfolgte, sich gewendet hat und daß die Vorsehung in dem Zufalle waltet, der Sie in die Mitte der Christen zurückführte und Sie der Civilisation wiedergiebt?

Nein, antwortete der nationalisirte Beduine, die Civilisation hat mich ausgestoßen, mit Recht ohne Zweifel; aber, wie dem auch sey, Werner ist todt für sie. Für Mohammed ist nur noch die Wüste.

Der Capitain fuhr fort, ihn zu versichern, wie sehr er wünsche, ihn in die Welt wieder eintreten zu sehen, und versprach ihm, alles zu thun, was von ihm abhänge, daß er so aufgenommen werde, um es nie bereuen zu dürfen. Alles war aber vergebens. Er erhielt nur die tausendmal wiederholte Antwort: Werner gehört dieser Welt nicht mehr an; was ist Ihr Europa für Mohammed?

Am folgenden Tage kam der Capitain, ihn zu besuchen. Er hörte mit Schmerz, aber ohne Verwunderung, daß man ihn am Morgen nicht in seinem Bette gefunden und ihn im Hospital und in der Stadt vergebens gesucht habe.

Am 2. October 1832, in dem Treffen von Bouffarik, griff der Capitain einer Chasseur-Schwadron einen Haufen von Beduinen an, deren Anführer sich mit merkwürdigem Muthe wehrte. Der Capitain schoß nach ihm und er sank vom Pferde. Der Reichthum seiner Waffen-Rüstung versuchte den Officier; er stieg ab, um mindestens seinen Yatagan zu nehmen. Der Beduine machte eine convulsivische Bewegung und entblößte sein Gesicht. Werner! rief der Capitain. Nein, sagte jener, Mohammed! und hauchte sein Leben aus.

Napoleon von Abrantes.

*) Der Mistral ist ein Nord-Westwind, der die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere in gewissen Epochen des Jahres sehr gefährlich macht.

Digitized by Google

Orientalische Poesie.

Fragment eines persischen Romans

von

Djami.

(Man vergl. No. 1069 unsers Bl.)

(2.)

Man weiß durch die Bibel, welches der Ausgang der Geschichte von Joseph und Zuleikha war. In dem Roman wird Josephs Unschuld durch das wunderähnliche Zeugniß eines Kindes anerkannt. Zuleikha wird allein schuldig befunden und wird der Gegenstand aller Unterhaltungen; die Frauen vor Allen überhäufen sie mit ihren kränkenden Spöttereien. Dem Schmerz und der Schande preisgegeben, ladet sie alle edle Frauen von Misr zu einem Feste ein und rächt sich durch eine List.

„Nach Aufhebung der Tafel richtete Zuleikha sanfte und schmeichelnde Worte an sie; aber, das Herz voll List, gab sie jeder eine Orange und ein Messer; in die eine Hand legte sie das wohlgeschärfte Messer, in die andere die dunkelgelbe Orange, welche ein gutes Heilmittel für Gallsüchtige ist. Und folgende Worte fügte sie hinzu: O reizende Frauen, die ihr den ersten Platz beim Feste der Schönheit verdient, warum gießt ihr so viele Bitterkeit über mich aus? Warum tadelt ihr die Liebe, die mir der hebräische Sclave einflößt? Möge sein Glanz eure Augen blenden; ein einziger Blick, und ihr werdet mich entschuldigen. Wenn ihr es erlaubt, so führe ich ihn hierher. Und sie antworteten alle: Das ist der Zweck aller unserer Worte, der einzige Gegenstand unserer Wünsche; befiehl daher, daß er seine majestätischen Schritte hierher richte und daß er auf unser Haupt einen Strahl seiner Reize fallen lasse; unsere Seele und unser Herz ist ihm zugethan, wir lieben ihn, ohne noch sein Angesicht gesehen zu haben. Wir finden keinen Genuß darin, die Orange, die wir in der Hand halten und die ein Heilmittel für Gallsüchtige ist, zu zerschneiden, ohne das Gesicht Josephs zu schauen. Niemand wird sie zerschneiden, bevor er erscheint. Zuleikha sendet hierauf ihre Amme zu Joseph und läßt ihm sagen: Komme zu uns, edle Cypresse; lenke Deine Schritte hierher, auf daß wir Dir zu Füßen fallen und uns vor Deiner majestätischen Gestalt in den Staub werfen; komme, Deinen Thron in unserm bekümmerten Herzen aufzuschlagen.

„Joseph leiht aber der Rede der Amme kein Ohr; die schmeichelhaften Worte machen seine Rose nicht erblühen. Zuleikha begiebt sich nun selbst nach dem Pallast; vertraulich sitzend, Knie an Knie, sagt sie ihm mit Thränen: O Licht meiner Augen, Wunsch meines betrübten Herzens, Du hast mir anfänglich einige Hoffnung gemacht — muß ich der Verzweiflung zum Raube fallen? für Dich bin ich dem Tadel der Welt ausgesetzt, Deinetwegen trifft mich Verachtung. Wenn ich in Deinen Augen niedrig, selbst unwerth des kleinsten Blickes wäre, so wirst Du mich nicht vor allen Frauen von Misr der Schande preisgeben; mein zerrissenes Herz saugt von Deinen Lippen das heilende Salz, ich mache meine Rechte geltend, denn meine Treue trotzt jeder Probe.

„Joseph bleibt für den Hauch dieser bezaubernden Worte nicht unempfindlich; mit bewegtem Herzen willigt er ein, ihr zu folgen. Schnell, gleich dem Winde, schmückt sie ihn mit Kleidern, grün wie die Cypresse; sie läßt seine duftenden Locken, wie frisches Ambra, auf sein Gewand herabfallen; man könnte sie Schlangen von Moschus vergleichen, die über einen grünenden Wiesengrund schlüpfen. Um seinen Leib schlingt sich ein goldener Gürtel. Es ist zu verwundern, daß sein zarter Wuchs dem Gewicht der Perlen und Juwelen, die ihn bedecken, widerstehen kann. Auf das Haupt setzt sie ihm eine Krone von kostbaren Steinen; jeder Stein erhöht tausendfältig den Glanz seiner Schönheit; die Sandalen sind mit Rubinen geschmückt und Perlenschnüre hatten sie an den Füßen fest. Noch legt sie ihm einen Schawl, als Amulet um; hundert Seelen und hundert Herzen knüpfen sich an jeden Knoten; in die Hand giebt sie ihm eine goldene Vase; ein junges Mädchen, mit einer goldenen Binde geschmückt geht hinter ihm, einen silbernen Becher in der Hand tragend; sie folgt ihm, wie sein Schatten, Schritt vor Schritt. Wer ihn so sah, verlor augenblicklich die Ruhe des Herzens. Ich will nicht versuchen zu sagen, wie er war, denn er war über jede Beschreibung erhaben, die ich versuchen könnte.

„Dieser verborgene Schatz ging aus der Einsamkeit hervor, wie eine blühende Pflanze; als die Frauen von Misr diesen Rosenbaum sahen, brachen sie die Rose des Blickes. Ein einziger Blick raubte ihnen die Ruhe, und der Zügel des Willens entschlüpfte ihren Händen; sie waren betäubt von dem Glanz seiner Gestalt und in ihrer Verwunderung waren sie wie entseelte Körper. Und als jede, den Blick auf ihn geheftet, die Orange zerschneiden wollte, konnte sie die Orange und die Hand nicht unterscheiden, und schnitt sich in die eigne Hand und der Finger wurde ein Schilfrohr, um mit blutigen Buchstaben das Wort Treue einzugraben. Als sie diesen kostbaren Edelstein sahen, riefen sie alle aus: Das ist kein Sterblicher! er ist nicht geformt wie Adam von Wasser und Erde; er ist ein Engel, vom Himmel herabgestiegen! — Da ist er denn, sagte Zuleikha, er, der mich zum Ziel eurer Beleidigungen gemacht hat; die Vorwürfe, womit ihr meine Seele überhäuft habt, gelten der Liebe, die ich für diese bezaubernde Gestalt empfunden. Ich habe ihn den Wunsch meiner Seele und meines Leibes genannt, ich habe ihn zu einem zärtlichen Bunde aufgefordert, aber er hat sich meinen Wünschen nicht hingeben wollen, er hat nie die Sehnsucht meines Herzens befriedigt. Wenn er noch meine Liebe verschmäht, so wird der Kerker seine Wohnung seyn; da wird er der Verachtung preisgegeben werden und seine Tage in Qual verleben. Der Kerker wird seine harte Seele erweichen, er wird sein Herz wieder erwärmen und empfindlich machen: der wilde Vogel wird nur zahm, wenn er einige Zeit im Bauer gewesen ist.

„Ein Theil dieser Frauen mit den zerschnittenen Händen, ohne Vernunft, ohne Kraft, ohne Bewußtseyn, die Unruhe im Herzen, konnten dem Liebesdolch Josephs nicht entrinnen; sie gaben in dem Saale des Festes den Geist auf. Andere erlagen durch den Zauber dem Wahnsinn: sie gingen barfuß und barhaupt weg und sahen das Licht der Vernunft nicht wieder. Noch andere kamen wieder zu sich, aber ihr Herz wurde vom Feuer der Liebe verzehrt; wie Zuleikha hatten sie sich in diesem Becher berauscht; ihr Herz hatte sich wie ein Vogel in dem Netz Josephs gefangen. Denn die Schönheit Josephs war wie ein Krug voll Wein, woraus jede ihren Theil getrunken: die eine berauscht sich darin, die andere wird von den Illusionen des Lebens befreiet; diese haucht die Seele aus vor seiner Schönheit und jene bleibt stumm vor seinem Bilde. Die Unglückliche allein war zu beklagen, die keinen Theil an diesem berauschenden Weine hatte."

Nach diesem Ereignisse nehmen alle Frauen Partei für Zuleikha und muntern sie auf, ihren Sclaven ins Gefängniß werfen zu lassen; sie befolgt diesen Rath, aber bald erschwert die Reue ihren Schmerz. Oft sucht sie einigen Trost darin, auf das Dach ihres Pallastes zu steigen, um den Kerker ihres Geliebten von weitem zu sehen. Hier nimmt der Dichter die biblische Geschichte wieder auf; man weiß, daß Joseph in Freiheit gesetzt wird, indem er Pharao's wunderbaren Traum erklärt, und daß er sich bald zur Würde des Vezirs erhebt. Nach dem Tode ihres Gemahls zieht sich Zuleikha, welcher der Kummer die Haare gebleicht und das Gesicht geschwächt hat, von der Welt zurück und bewohnt eine Hütte von Rohr, die sie sich nahe bei der Stadt hat bauen lassen. Sie zerbricht ihre Götzenbilder und erkennt den wahren Gott. Eines Tages, als

Digitized by Google

Joseph ausreitet, wirft sich eine alte blinde Frau ihm zu Füßen; Joseph, der sie den wahren Gott anrufen hört, befiehlt, sie in seinen Pallast zu führen. Da erkennt er in der alten Frau die schöne Zuleikha und er betet zum Himmel für die Unglückliche; Gott giebt ihr ihre Jugend und ihre Schönheit wieder und befiehlt Joseph, sie zum Weibe zu nehmen. Zuleikha, auf dem Gipfel des Glückes, verlebt eine Reihe Jahre mit Joseph. Eines Tages sieht dieser im Traume seinen Vater und seine Mutter, die ihn einladen, sich mit ihm im Paradiese zu vereinigen. Joseph bittet, nach seinem Erwachen, Gott, ihn in die andere Welt aufzunehmen. Folgendermaßen erzählt der Dichter seinen Tod:

„Am andern Morgen, mit Tages Anbruch, als die Morgenröthe die Herzen aufschloß, trat Joseph, in den königlichen Mantel gekleidet, hervor, um zu Pferde zu steigen. Kaum hatte er den einen Fuß in den Steigbügel gesetzt, als der Engel Gabriel ihn rief und zu ihm sagte: Uebereile Dich nicht; es ist nicht gewiß, ob der Himmel, der das Leben abkürzt, Dich den andern Fuß auch in den Bügel setzen läßt; schneide den Faden der Hoffnung und des Wunsches ab und ziehe Deinen Fuß aus dem Steigbügel des Lebens zurück. Joseph vernahm diese gute Nachricht und vergaß, von Freude erfüllt, das irdische Daseyn. Frei von Regierungs-Sorgen rief er einen seiner Erben, ernannte ihn an seiner Stelle zum Vice-König des Landes und gab ihm heilsame Lehren. Darauf sprach er: „Ruft mir Zuleikha; führt sie her, damit sie mein letztes Lebewohl empfange." Aber man antwortete ihm: „Niedergedrückt von Schmerz, wälzt sie sich im Staube und im Blut; ihre Seele kann diese Bürde nicht ertragen, überlasse sie ihrem Schicksal." Ich fürchte, sagte Joseph, daß dieser brennende Schmerz in ihrem Herzen bleibe bis zur Auferstehung. Gott wird sie trösten, antworteten die Freunde, und sie aufrecht erhalten durch Entsagung.

„Gabriel hielt in seiner Hand einen Apfel, der zur Zierde des Paradieses gedient hatte; er legte den Apfel in die Hand Josephs, der den Duft davon einathmete und sein Leben aushauchte. Aber seine Seele fand da den Geruch des Gartens der Ewigkeit und sie entfloh nach der himmlischen Wohnung. Als sich die Seele Josephs auf diesem Dufte erhob, so stießen alle Anwesende einen Schrei aus, Trauertöne erfüllten die Luft und hallten bis an das azurne Gewölbe wieder. Was bedeuten, fragte Zuleikha, diese Schreckenstöne, diese Klagen, die Himmel und Erde erfüllen? Ach! antwortete man ihr, der hochherzige Fürst ist von dem Throne ins Grab gestiegen, er hat der engen Zelle dieser Welt Lebewohl gesagt und wohnt nun in der erhabenen Sphäre, die nicht im Raume liegt." *)

Bei diesen Worten fällt Zuleikha in Ohnmacht und ist drei Tage ohne Bewußtseyn. Als sie wieder zu sich kömmt, ist Joseph begraben. Ihr Schmerz ist gränzenlos; sie ruft den Tod und will auf dem Grabe Josephs sterben. Hören wir nochmals Djami.

„Nach der alten Gewohnheit streuten diejenigen, welche in Kummer und Schmerz versunken waren, schwarze Mandeln auf den Sarg des Verstorbenen. Die unglückliche Zuleikha warf, bevor sie das Grab des Geliebten verließ, zwei schwarze Mandeln darauf, legte ihr mit Blut bedecktes Gesicht darauf, umfaßte in ihrer Verzweiflung die Erde und gab den Geist auf. — Die Freunde hüllten sie in ein grünes Leichentuch und legten sie an Josephs Seite in das Grab." —

Folgendes aber sagt der Weise, der diese Geschichte nach den alten Traditionen erzählt: „Als man den reinen Körper Josephs an dem Ufer des Nils begraben hatte, wüthete Hunger und Pest an dem andern Ufer und dem Glück folgten Calamitäten. Man faßte daher den Entschluß, Joseph in einen steinernen Sarg zu legen; man schloß die Spalten der Steine mit Pech und versenkte den Sarg in den Grund des Nils. Erkenne daraus die List des treulosen Himmels (!); selbst nach dem Tode trennt er Zuleikha von Joseph. Ich weiß nicht, warum er sie mit so viel Haß verfolgte, daß er ihnen nicht einmal Ruhe in der Erde ließ; der eine schwimmt in den Wellen, die andere bleibt zerstört in der Erde der Trennung zurück.

„So spricht der Mann, der in der Liebe alt geworden ist, aber der weder Genuß noch Schmerz von ihr erwartet: da, wo die Liebe in ihrem ganzen Feuer herrscht, erlaubt sie niemals die Ruhe; sie beunruhigt selbst den Sarg des Geliebten und läßt ihm im Schooße der Erde keine Ruhe. Glücklich der hochherzige Geliebte, der, in dem Schmerz der Trennung, die muthige Seele in die dunkle Zelle der Geliebten trägt; aber man sage mir nicht, daß je irgend ein Mann in das Grab gestiegen sey mit dem Löwenmuthe, den diese Frau zeigte. Früher blind für jeden andern als ihren Freund, stürzte sie sich nach ihm in das offene Grab; tausend Segen über ihre Seele und ihren Leib; mögte ihr unsterblicher Blick auf den Geliebten zurückfallen können!"

Der Dichter fügt philosophische Reflexionen hinzu, eine Rede an seinen jungen Sohn und in einem letzten Capitel sagt er dem Leser und der Welt Lebewohl.

„Zerbrich Deine Feder, sagt er, denn schon zittert Deine Hand, zerreiße das Papier, denn Deine Gedanken sind schwach, es bleibt kein Glanz mehr in der Fackel Deiner Ideen, kein Saft in dem Grün Deiner Poesie, und in dem glücklichen Garten sehe ich Dich nur den Fuß eines Raben (einen vertrockneten Zweig) in der Hand halten. Warum willst Du mit diesem Fuße hervortreten, stolz wie ein Pfau? Suchst Du so Dich von den Banden zu befreien, die Deinen Geist fesseln? Die wahre Freiheit ist die, frei zu seyn von Täuschung, von dem eitlen Ruhme, Linien zu ziehen und Verse zu machen. Nizami, dessen Dichtungen voll Reiz das Product eines ausgezeichneten Talents sind, hat sich hinter den Schleier zurückgezogen; diejenigen, welche hier unten bleiben, sind außerhalb des Schleiers. Seit er verschwunden ist, giebt es keinen Erfolg mehr als in dem Geheimniß, das er mit sich genommen; dieses Geheimniß kennen nur diejenigen, die mit reinem Herzen sich zur Gottheit erhoben haben. Er ist von diesem engen Kloster nach dem weiten Pallast der Heiligkeit gegangen; er ist diesem Netz voll Gefangener entschlüpft, um am Fuße des himmlischen Thrones auszuruhen. Da hat sich sein Geist losgemacht von dem Bilde der Vielheit und versenkt sich in das Geheimniß der Einheit."

Djami endigt würdig sein letztes Gedicht mit einem Tribut von Lobsprüchen für den berühmten Nizami, den er zum Vorbilde genommen hatte und dessen Nebenbuhler er wurde, indem er Gedichte über die nämlichen Gegenstände wie sein Vorgänger machte. Wenn man dem Zeugnisse mehrerer Schriftsteller glauben darf, geben die Orientalen Djami den Vorzug. Wir haben versucht, zwei der berühmtesten Schriftsteller des Orients, Hariri und Djami, der eine Araber, der andere Perser, bekannt zu machen. Indem wir uns bestrebten, treu wiederzugeben, haben wir keinen andern Anspruch gemacht, als denjenigen, die nicht im Stande sind, die Originale zu lesen, ein historisches Document zu liefern. Wir überlassen dem Leser, zu urtheilen, in welchem Grade unsere Auszüge das Lob rechtfertigen können, das man gewohnt ist, der arabischen und persischen Dichtkunst zu widmen.

S. Munk.

*) Man weiß, daß, nach dem System des Aristoteles, der Raum durch den obern Himmel beschränkt oder begränzt ist.

Digitized by Google

Deutsche Literatur.

Geschichte Napoleons
von
W. Hazlitt.

Aus dem Englischen übersetzt, und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen versehen,
von
J. Sporschil.

Zweiter und letzter Band. Leipzig, Wigand, 1835. VI. u. 515 S. Groß Octav.

Kein uns bekannter Schriftsteller hat jemals die Gesinnungen, aus denen sein Werk hervorging, unverhohlner und erschöpfender vor Augen gelegt, und dem Leser, der mit Worten Begriffe zu verbinden weiß, einen so untrüglichen Maaßstab dessen in die Hand gegeben, was er ihm darreicht. Wir begnügen uns daher, die Worte abzuschreiben, mit denen dieser Band beginnt:

„Es scheint mir angemessen, sowohl über den Zweck als über den Ton der Biographie Napoleons Aufschluß zu geben, um Mißdeutungen zu verhindern. Ja es ist wahr, ich bewundere den Mann, aber hauptsächlich fesselt mich an ihm der Umstand, daß er, wie er seit langer Zeit genannt worden, der Sohn und Kämpe der Revolution war. Diesen Charakter konnte er nicht ablegen, wenn er auch gewollt hätte. Er war nichts, konnte nichts seyn, als was er sich selbst und seinen Triumphen über diejenigen verdankte, welche die Menschheit, Kraft göttlichen Rechtes, als ihr Eigenthum ansahen; und so lange er ein Stachel in den Seiten der Könige war, und sie im Zaume hielt, erhob sich seine Sache aus den Niederlagen und Trümmern ihres Stolzes und ihres Rachedurstes. Er stand, er allein, zwischen ihnen und ihrer natürlichen Beute. Er wehrte von einem ganzen Volke, und dadurch von der ganzen Welt, jene äußerste Unwürdigkeit ab, daß es wie eine Heerde Vieh einer besonderen Familie überantwortet wurde. Die große Frage, welche auf dem Spiele stand, und gegen welche alle andern nichtssagend und unbedeutend erschienen, war: ob die Menschen, vom Anfange bis an das Ende der Zeiten, geborne Sclaven seyn sollten, oder nicht? So lange er obenan war, gab sein bloßes Daseyn eine kühne und erschöpfende Antwort auf diese Frage. So lange er eine Schranke, einen Eisendamm zwischen uns und denjenigen erhoben hielt, welche ein altes unverjährbares Recht über uns geltend machten, konnte keine Zunahme seiner Macht zu groß seyn, um diese Ansprüche zu vernichten; ja selbst der Mißbrauch und sein Nachäffen des Stols und Titels der eingebildeten Götter der Erde, überantwortete sie nur um so mehr dem Spott. Er beging manches Unrecht und manche Thorheit, doch das waren individuelle Thaten, und fielen auf das Haupt ihres Urhebers zurück. Dieselben wurden nach ihrem eignen Werthe gemessen, und man konnte zu ihrer Vertheidigung nicht das göttliche Recht der Könige, schlecht zu regieren, in Anspruch nehmen; es waren Thaten, weder von dem öffentlichen Tadel noch von der öffentlichen Meynung ausgenommen; weder durch Verjährung gemildert, noch durch Aberglauben geheiligt, noch durch den Grundsatz furchtbar gemacht, der sie allen kommenden Geschlechtern als geheiligte Verpflichtungen auflegte; es waren entweder Staats-Nothwendigkeiten vom Drange der Umstände erzwungen, oder Thaten des heftigsten Eigenwillens, welche in sich selbst ihre eigne Verdammung trugen. Wie fehlerhaft sie auch seyn mochten, stammten sie doch nicht aus dem eingestandenen Grundsatze, daß Millionen für einen Einzelnen da sind, sondern aus dem entgegengesetzten. So lange dieser Unterschied im Auge gehalten wurde, war die Freiheit gerettet, blieb die Republik unangetastet; denn um denselben festzusetzen, ward die Revolution begonnen, und um ihn zu stürzen, wateten die Feinde der Freiheit durch Meere von Blut, — und triumphirten zuletzt. Es ist die Sitte der Anhänger der alten Schule, zu rufen: Vive le Roi, quand même! Warum ahmen die Völker diesem Beyspiele nicht nach? Bis sie dieses thun, werden sie zuletzt stets durch ihre Gegner unterdrückt werden, da halbe Maaßregeln und Grundsätze nie gegen ganze etwas ausrichten können. Genau genommen, war Buonaparte nicht im strengsten Wortsinne frei. Er konnte, den Ehrgeiz abgerechnet, kaum anders handeln, als er handelte, um sich selbst und das Land, das er beherrschte, zu erhalten. Frankreich befand sich in einem Belagerungszustande, war eine Citadelle, worin die Freiheit die Fahne des Aufruhrs gegen die Drohung erblicher Knechtschaft aufgepflanzt hatte; eine Citadelle, welche in Mitte der Convulsionen, die auf die von ganz Europa ausgesprochene Aechtung folgten, einen soldatischen Dictator haben mußte, um innerem Verrath und störende Parteienwuth zu unterdrücken, und äußere Feinde zu vertreiben. Wer kann daher Buonaparte tadeln, daß er die Zügel der Regierung ergriff und mit fester Hand hielt? Etwa die Engländer, welche, nachdem sie der Welt das Beyspiel der Freiheit gegeben, alles thaten, um sie zu unterdrücken? Oder die Souveraine des Festlandes, welche die Grundsätze der Freiheit nur aus Furcht vor denselben und aus Haß gegen dieselben kannten? Oder die Ausgewanderten, Verräther an der Menschheit wie an Frankreich? Oder die Jacobiner, welche dem Freiheitsbaum nur Ströme von Blut zu entlocken wußten? Oder jene löschpapiernen Anwälde, die sie auf eine bloße harmlose Theorie zurückführen? Oder endlich ihre wahren Freunde, welche alles für sie zu opfern bereit sind? Diese letzteren, die allein das Recht hätten, ihn zu strenger Rechenschaft zu ziehen, werden es nicht; denn sie wissen, daß sie, ein zerstreutes vereinzeltes Häuflein, nicht im Stande wären, selbst auszuführen, was sie ihm empfohlen haben würden, und daß ihnen nur die Wahl zwischen ihm und jener Sclaverey blieb, welche Leib und Seele tödtet! Auch zwei andere Gefühle hatten bei Abfassung dieses Werkes Einfluß auf mich: Liebe des Ruhms, wo er nicht mit höheren Dingen in Zwiespalt tritt; und der Wunsch, persönliches Verdienst über äußeren Rang und Umstände zu erheben. Stolz, nicht Neid, beseelte mich bei dem Gedanken, daß es in der neueren Zeit wenigstens eine Berühmtheit gab, welche jenen des Alterthums gleich kam, wenigstens einen Mann, größer als der Thron, auf dem er saß!"

Auf diesem Standpuncte, den neue Ansichten und Grundsätze wie die vorgelegten annehmlich machen können, hat sich der Verfasser mit folgerichtiger Festigkeit erhalten; sie erhellen aus jeder Zeile seines Buches, aus allem was er sagt — und was er verschweigt. In der letzten Kunst allein ist er den übrigen einseitigen Geschichtschreibern Buonaparte's überlegen: denn er entstellt nicht nur wichtige Thatsachen, und eilt über unähnliche, an deren Vertheidigung er verzweifelt, hinweg, wie der Hahn über glühende Kohlen, sondern läßt höchst bedeutende gänzlich unerwähnt, wiewohl die einzigen Gewährsmänner, denen er sonst blindlings folgt, sie nicht übergehen zu dürfen glaubten. Dadurch wird seine Geschichte Buonaparte's, selbst wenn man ihr zugestehen will, parteiisch seyn zu dürfen, ungeachtet ihres Umfangs, wesentlich unvollständig; und ihr englischer Herausgeber und unbedingter Lobredner behauptet, was jeder allfällige Leihbibliotheksleser unwahr finden muß, Hazlitts Werk enthalte Anekdoten und Thatsachen, die sich sonst nirgends vorfinden. Uns ist manches Bedeutende unbekannt geblieben, doch bei aufmerksamer Durchsicht des Vorliegenden, auch nicht der kleinste Zug dieser Art vorgekommen.

Wir finden uns nicht berufen, diese Darstellung zu sichten und zu berichtigen: das hieße den Stall des Augias ausmessen wollen. Bücher solchen Schlages verdienen nur deshalb durchblättert zu werden, weil sie als Beispiel menschlicher Verkehrtheit dienen, und man einen Sophisten

Digitized by Google

selbst vernommen haben muß, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Wir begnügen uns daher anzuzeigen, daß dieser Band den Zeitraum seit Aufhebung des Friedens von Amiens im Februar 1803, bis zum Tode Buonaparte's, den 4. Mai 1821, umfaßt. Ehe wir uns jedoch dem Bedürfnisse überlassen, reinere Geistesluft zu athmen, als dieser Gegenstand einzuflößen im Stande ist, können wir nicht umhin, aus unzähligen Zügen, die selbst Hazlitt zu unterdrücken nicht vermochte, wenige auszuheben, um unsere längst gehegte Ueberzeugung zu rechtfertigen, daß Buonaparte's Bewunderer nur den Namen eines großen, beispiellos glücklichen Feldherrn, nicht aber den eines Menschenfreundes, nicht einmal eines verständigen Politikers, für ihn in Anspruch nehmen dürfen.

Fouché's fürchterliches Wort, nur einer verderbten Zeit angemessen: C'est bien pire qu'un crime, c'est une sottise! macht eine unläugbare Wahrheit geltend. Auch die Politik, welche dem Gebot der Sittenlehre keine Stimme einräumt, untersagt jede unnütze Uebertretung desselben. Als Buonaparte, nach seiner ersten, durch ihn selbst herbeigeführten, allein durch ihn selbst erzwungenen Entsagung des Kaiserthums, die Wahl hatte, entweder Corsika, oder Elba, oder Corfu, als künftiges Eigenthum zu beherrschen, wählte er nicht sein Vaterland, für welches der verworfenste Vagabund nie ganz unempfindlich zu seyn pflegt, sondern das unbedeutende Elba, ohnerachtet jenes der beabsichtigten Wiederherstellung seiner Macht nicht entfernter und ungünstiger lag. Aber Elba hatte er seinem vormaligen fürstlichen Besitzer, ohne allen rechtmäßigen Grund, im willkührlichen Despotenrausch geraubt, und gönnte dem rechtmäßigen Eigenthümer nicht einmal augenblickliche Erstattung seines Erbes. Nie wollte er sich und seiner Umgebung, in welcher er freilich künftige Schriftsteller erblickte, zugestehen, er sey ein Staatsgefangener, von dessen Gewahrsam die Sicherheit und der Friede aller europäischen Mächte abhing; immer kam er darauf zurück, die nachsichtige Behandlung mit gewöhnlichen Kriegsgefangenen zu fordern, für den er doch sonst kaum angesehen zu werden gestatten wollte. Nie begriff er, oder wollt' er scheinen zu begreifen, seine Treubrüchigkeit auf Elba leye seinen Wächtern die Verbindlichkeit auf, ihn ungleich behutsamer zu beschränken. Ohne Zweifel hatte er auf die schon einmal erprobte Fahrlässigkeit englischer Hüter gerechnet, als er sich an Bord eines brittischen Kriegsfahrzeuges begab; und nur die Kleinigkeit übersehen, daß sie unbestechlich waren. Denn sehr vermuthlich hatte er über ungleich größere Summen zu gebieten, als seine letzten Willens-Verfügungen namhaft machen, von denen er voraussah, daß sie zu allgemeiner Kunde kommen würden, und die er nicht höher anschlug, um die Augen der Unwissenden zu verblenden. Verheimlichungen solcher Art sind, bei der größeren Leichtigkeit des Geldverkehrs, die thunlichste Sache von der Welt; und auch der entschiedenste Waghals hat Aufwallungen, die ihn veranlassen, den Ueberfluß seiner Baarschaft im Auslande unterzubringen, um sich gegen die unwahrscheinlichsten Wechselfälle des Glücks zu decken. Noch in seinem letzten Codicill, wenige Wochen vor seinem Ende, vermachte er dem Unterofficier Cantillon 10,000 Franken, ungeachtet ihm mißglückt war, den Meuchelmord Wellingtons zu vollziehen. Mit welchen Schätzen würde er ihn überhäuft haben, wenn das anbefohlene Verbrechen gelungen wäre!

Alle Verzweigungen menschlicher Bosheit vermag nur das Auge der Allwissenheit zu durchschauen; immer kommen nur die wenigsten davon, und auch die nur unvollständig, zu öffentlicher Kunde. Denn der vollendete Arglistige sagt selbst denen, die sich für seine Vertrauten halten, nie mehr als Handlanger zu wissen brauchen, um nicht zu wenig auszurichten; und sie selbst fühlen sich aus Selbstliebe verpflichtet, bei weitem nicht alles zu berichten, wozu sie sich hergegeben haben.

Der Verleger des Buches äußert auf dessen Umschlage die Hoffnung, es werde Fabrikarbeiten verdrängen. Fabrikarbeiten sind selten Werke der Kunst, aber genügen zu augenblicklichem Gebrauch; dagegen eigentliche Kunstwerke, in böslicher Absicht gefertigt, Giftmischereien von kundiger Hand verglichen werden dürfen. Der Uebersetzer, den der Verleger einen berühmten Publicisten nennt, hat seine bekannte Sprachkenntniß und Geschicklichkeit auch hier bewiesen, und hie und da nicht umhin gekonnt, auffallende Ungerechtigkeiten und Unrichtigkeiten der Urschrift zu rügen. Aber er hat uns gewöhnt, Erzeugnisse des Auslandes, die unter seiner Firma erscheinen, mit Vorliebe in die Hand zu nehmen; und wir möchten nicht gern ein Vorurtheil aufgeben müssen, dem wenigstens er keine Ursache hat zu zürnen.

Fr.

Pearson's Methode manche auf den Eisenbahnen sich ereignende Unglücksfälle zu verhüten.

(Aus dem Polytechnischen Journal.)

Herr Will. Pearson erzählt im Mechanics' Magazine No. 608 folgende zwei Unglücksfalle, deren Augenzeuge er an der Stockton- und Darlington-Eisenbahn war. Eines Tages rollte ein schwer beladener Wagenzug mit einer Geschwindigkeit von 16 englischen Meilen in einer Zeitstunde dahin, als das eine der vorderen Räder auf ein Stück Steinkohle traf. Der Wagen sprang in Folge dieses Hindernisses zwischen zwei und drei Zoll hoch von der Schiene, auf der die Steinkohle lag, empor; allein er fiel glücklicherweise so herab, daß er wieder in gehöriger Stellung auf die Eisenbahn kam, und daß also kein weiterer Unfall entstand, als daß die nachfolgenden Wagen gegen den, durch den Sprung in seiner Bewegung verspäteten Wagen stießen, wodurch in dem ganzen Wagenzuge eine leichte Erschütterung fühlbar wurde. Nicht so gut lief es ein anderesmal ab, wo böswilligerweise ein Holz quer über die Bahn gelegt worden war, und wo der schnell dahinrollende Zug durch die Erschütterung von der Bahn abglitt, und wo sich der Maschinist an dem Wasserbehälter den Kopf zerschellte. Um nun Unfällen dieser Art für die Zukunft vorzubeugen, schlägt Herr Pearson vor, an dem ersten Wagen eines jeden Zuges zu beiden Seiten eine Schaufel anzubringen, welche bis in die Nähe der Schiene herabreichte, zur Verhinderung der Reibung aber doch nicht in Berührung käme. Auf diese Weise könnten seiner Ansicht nach Steine und andere dergleichen fremdartige Körper, größere Schneemassen, Menschen, die das Unglück hatten, auf die Bahn zu fallen, ohne Nachtheil und mit Leichtigkeit weggeschafft werden. — Man wird sich erinnern, daß bereits mehrere ähnliche Vorschläge zu verschiedenen Zeiten gemacht wurden; wir führen als Beweis hiefür nur jene des Baronets Sir George Cayley, und des Herrn Suddington an.

Französische Eisenbahnen.

Nach dem Journal de Commerce, besitzt Frankreich gegenwärtig folgende fertige Eisenbahnen: 1) Jene von St. Etienne bis zur Loire, 13 Meilen 1194 Fuß. 2) Jene von St. Etienne nach Lyon, 37 Meilen 1495 Fuß. 3) Jene von Andrezieux nach Roanne, 42 Meilen 1341 Fuß. Im Baue begriffen sind die Eisenbahnen von Alais nach Beaucaire von 43 Meilen 2624 Fuß, und eine von Epinac an den Canal von Burgund von 17 Meilen 2105 Fuß. Mehrere andere sind bekanntlich im Plane.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1073. Hamburg. Sonnabend, den 25. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. (Fortsetzung.) . . . . . Seite 697

Von den Revolutionen. Von J. P. Pages (vom Kriege-Departement). Zweiter Artikel. . . . . „ 699

Troisièmes Melanges par l'abbé F. de La Mennais. . . . „ 701

Die zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols, und sein Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833. Nebst einem Anhange die Berichte des Commandeur James Clark Roß und die Entdeckung des nördlichen Magnetpols enthaltend. Aus dem Englischen von Dr. G. W. Becker und J. Sporschil. „ 702

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands.

Von

Roger de Beauvoir.

(Aus der Revue de Paris.)

(Fortsetzung.)

(R.)

Die große jüdische Synagoge zu Amsterdam ist sicherlich nebst der von Livorno die merkwürdigste, die ein Künstler sehen kann. Die Niederlassung der Juden in dieser Handelsstadt schreibt sich nach dem judäischen Kalender von 1595 her. Es ist ein merkwürdiges Ding um diese Kaufleute, die fast die Könige einer Handelsstadt geworden sind; überall anderswo haben sie das Ansehen, nicht zu Hause zu seyn: Florenz und Rom schließen sie zwischen die Gitter ihres Ghetto's ein; hier findet man sie an der Börse und in den Buden, so wie ihren Herrn und ihr Vorbild den ewigen Juden. Erinnert man sich wohl der Synagoge von Livorno? Hat man dort einmal an einem Sonnabend an eine kleine Thür der Straba Balbiana gepocht, eine schmierige und plumpe Thür, die sich gleich der Pforte eines Feenmärchens von selbst auf ihren Angeln dreht? Ist man in den Tempel eingetreten, wo die Anwesenden ihren Hut auf dem Kopfe behalten, dessen Gewölbe sammt, und der auf den ersten Anblick unserm Börsen-Parquette ähnlich ist? Der Saal ist viereckig, groß und hoch; er ist mit Schnitzwerk à la Louis XV., mit hebräischen Chiffern, und mit Versen aus den Psalmen geschmückt. Das Licht Italiens dringt in Fluthen durch seine Fensterscheiben; es wird nur wenig durch die Seide der großen rothen Gardinen gedämpft. Da kreischen Kinder und Erwachsene, Hebräer in türkischer Tracht, Greise in Jacken, und zwanzigjährige Armenier, die auf rothen Teppichen hingestreckt liegen, bunt und wirre durch einander. Was hat dieser Cultus, der, bleich und wankend, auf die Neige geht, noch mitten in dem marmornen Italien zu thun, das silbern-vergoldete Heilige, mit Fresco's, Panieren und goldgeflügelten Erzengeln ausgestreuerte Kathedralen besitzt? Was will diese Religion der Wechselbank und der Armuth, die seit Shylok laut, agiotirend und singend spricht? Wollen diese Menschen, meistens vom Hunger und vom Ungeziefer verzehrt, deren heißhungrige Zähne auf die Lehne ihres Stuhles beißen, dem alten Andreas d'Orgagno oder dem Murillo als Modell sitzen? Ein schwarzgekleideter Rabbiner sammelt in seinem großen Sammtbeutel die milden Gaben ein. O Gott! wie ergreifend ist in Italien der Eindruck eines solchen Schauspiels! Da sieht man zwischen einer göttlichen Verwünschung und einer Ewigkeit des Lebens einen heidnischen Tempel auf einem von Kirchen strotzenden Boden, Leute, die wie eine moralische Ausnahme unter dem florentinischen Himmel leben, verhöhnt von den Italienern und gezwungen, den kühlen Wind zu bezahlen, der ihnen von dem neapolitanischen Meerbusen zuweht!

Sie hatten, das muß ich gestehen, fast alle ein trübseliges und leidendes Aeußeres. Der jüdische Typus, ein Ideal der Anmuth und der Schönheit bei den Frauen, ist bei den Männern ein Typus der Erniedrigung und des Duldens. Möglich, daß der Engel der Strafe mit dem weiblichen Geschlechte Mitleid gehabt hat!

Nun, dieselben Menschen, die in Italien so wenig an ihrem Platze, so kümmerlich, so verachtet sind, habe ich opulent und kräftig in Amsterdam gesehen, wo sie ihre Zugbrücken, ihren Handel, ihre politischen Rechte haben und ihre Häuser respectirt werden, wie wenn es Festungen wären. Dies kömmt daher, daß zu Amsterdam ein Jude eben so viel gilt als ein Katholik, und daß diese Stadt für jede kriegerische Idee der Ligue und des Glaubens erstorben ist. Ueberdem ist der holländische Jude reich, er handelt mit den tausend obscuren Schnurrpfeifereien, an welchen dies kindische Volk seine Lust hat; der italienische Jude besitzt nur seine von Motten zerfressene Zeuge, seine hebräischen Bücher, und seine Armseligkeit. Ich habe zu Amsterdam eine Versammlung Parnassier gesehen, die man für einen Senat von Bürgermeistern zu halten hätte versucht werden können. Ihre Unsauberkeit war reich, ihre Pettschafte an der Uhr waren sehr schön, und mehrere unter ihnen trugen Onyxe an ihren mit Taback bekleckten Jabots. Bei dem großen Eingang der Synagoge gewahrt man eine Tribune, wo der Chacham oder Oberrabbiner seinen Sitz hat; die Parnassier sitzen tiefer unten. Die Bänke haben kleine Schränke, in welchen die Schleier und die Bibeln verschlossen gehalten werden. Außer den Kronleuchtern, welche des Abends die Synagoge erleuchten, hängt eine Lampe am Plafond, die stets brennend unterhalten wird und die man die ewige Lampe nennt. In dem östlichen Theile wird der Gottesdienst verrichtet, und dieser ist durch eine Ballustrade von Mahagenyholz von dem übrigen Raum geschieden. In einem großen, mit fünf Feldern aus-

Digitized by Google

geschmückten, Schranke werden die fünf Bücher Mosis aufbewahret. Die Juden nähern sich diesen geheiligten Büchern Mosis nicht anders, als mit bloßem Haupte und abgelegten Schuhen! Eben so wie zu Liworno befinden sich zu beiden Seiten eine Reihe vergitterter Tribunen für die Frauen. Zwischen dem Gegitter durch sieht man die weißen Schleier, die hagern Hände und die griechischen Nasen: Abzeichen der jüdischen Frauen. Für diese Jessica's zweiten Ranges wird selten von einer Strickleiter Gebrauch gemacht; selten werden sie von einem holländischen Baron, der von gleicher Liebe mit dem Kaufmann von Venedig entbrannt ist, aus der Muiderstraat entführt.

Es giebt noch gute Seelen und haager Hofräthe, welche glauben, die Juden würfchen ihre Todten mit Essig. Warum nicht hinzusetzen, wie es in einem alten Buche italienischer Reisen geschieht, daß sie ihn hernach gebrauchen, um Gurken für die Christen einzumachen?

Nachdem man sich nun Amsterdam, die Stadt der Cultе, die düstre und theologische Stadt besehen hat, klopfe man auch einmal an die gemalten Thore des Haags, der Stadt der Etikette an. Haag, die königliche Residenz, hat ganz das Ansehen einer englischen Hauptstadt. Wenn man über Delft, eine hübsche, reinliche und mit Kieseln gepflasterte Stadt, hinaus ist, eine Stadt der Canäle, die von zahllosen Posten passirt wird, welche von Rotterdam kommen, so erblickt man eine Menge schöner Häuser unter Lindenbäumen, Linden, die irgendwo durch Bernhard de St. Pietro in großer Prosa gefeiert worden sind. Hier sieht man Equipagen in Menge und es durchkreuzen sich mit Kreuzen behangene Kammerherren. Haag ist wie eine ehrwürdige Wittwe von Stande, die von alten Bräuchen und Usanzen unterrichtet ist, die besser als der heilige Simon die Regeln des Traghimmels im Theater und des kleinen Sitzes in der Karosse anzugeben weiß; sein Bosch ist der Schauplatz all der Verhandlungen wegen des Vortritts gewesen, worüber sich vordem die Gesandten Frankreichs und Spaniens stritten. Der Gesandte Ludwigs XIV., Graf von Estrades, nahm dort selbst vor dem Stathouder den Vortritt! Man besehe sich den großen Saal, in welchem alle die Bildnisse der Nassau's figuriren, riesige Portraits von batavischen Herkulessen und Liebesgöttern, in Puder und mit den Wappen der sieben Provinzen gemalt, die Einen mythologisch mit Flügeln ausgestattet, die Andern auf eine Keule gestützt! Die Herzogin von Berry, die zu St. Simons Zeiten all die Ehren einer Königin usurpirte und in Paris unter Paukenwirbeln auftrat, hätte, das betheure ich, im Haag in solchem Aufzuge nicht erscheinen dürfen. Alle Räthe, die man noch jetzt dort antrifft, sind wahre hofmannische Räthe, die alle vormaligen Schöffen und Groß-Bailey's auswendig wissen. Wenn man Empfehlungsbriefe für den Haag hat, so thut man am Besten, sie ohne weiteres in den Canal zu werfen. Die Untersuchung eines Empfehlungsschreibens wird in einem großen Familienrathe vorgenommen, wo sich ein jeder vernehmen läßt; darnach erhält man am vierten Tage eine Karte und am siebenten eine Einladung! Das trifft aber gerade mit dem Tage zusammen, wo man wieder abzureisen im Begriff ist — so viele Zeit braucht der Holländer, ehe er zu einem Entschluß kömmt.

Der Haager Bosch ist eine köstliche Promenade. Wenn man in den Hôtels dieser Stadt mit ihren angemalten Steinen, ihren persischen Teppichen, ihren schmalen und langen Kaminspiegeln einen Abdruck der Häuser von London zu sehen glaubt, so erscheint einem vollends die haager Promenade als der Hyde-Park. Alte und junge Hirsche werfen dort, im Grase gelagert, den Schatten ihres Geweihes auf ein sanftes Grün, und die göttlichen Rasen scheinen einen Fielding herbeizurufen. Ohne den breiträndrigen Strohhut der scheveninger Frauen würde man dem Kutscher „Picadilly!" zurufen. Der berühmte Salon des Hauses im Bosch, ein japanesischer Salon, stark in Gold bossirt, ist ein prächtiges Geschenk des vorigen Kaisers von China an den verstorbenen Stathouder, königlich in der Größe und in der Ausstaffirung. Die Vögel der Tapisserie sind von Federn, die Terrassen von Moos und Quecken. Der Oraniensaal, ein Salon prachtvoller, von Jordaens gemalter Apotheosen, hat das Ansehen eines Vaticanssaales. Aus einer, übrigens sehr philosophischen, wunderlichen Grille hat die Wittwe von Prinz Friederich Heinrich (ich glaube sie hieß Amelie von Solms) ihr Bildniß, Kleid und Schleier schwarz, über diesen schimmernden Salon aufhängen lassen. In der Hand hält sie einen gräulichen Todtenkopf.

Die Clubbs und die Caffeehäuser sind jetzt die Seele dieser Stadt; doch würde der Besuch eines haager Caffehauses einen Fremden in den Augen des holländischen Puritanismus noch mehr compromittiren als der der wilden Nachthäuser zu Amsterdam. Indessen geht dort alles in der methodischesten und trübseligsten Ordnung zu. Die Wände dieser Tabagieen, die stark nach Taback und Genever duften, bewahren in der Regel noch die großen Armleuchter aus Ludwigs XIV. Zeiten. Wer in diese Tabagieen, ausgeschmückt mit dem Bildnisse des Prinzen von Oranien zu Pferde und einem in einen großen Käfig eingesperrten Papagey, eintritt, dem wird sogleich eine enorme Pfeife angeboten. Der arme, eingeräucherte Vogel scheint sich sehr nach den mystischen Zuckermandeln von Vert-Vert zu sehnen.

Trotz seines comfortablen Aeußeren von Reichthum und Eleganz, hat der Haag dennoch eine große Aehnlichkeit mit des verstorbenen Picards kleiner Stadt, denn ein jeder weiß dort aufs Haar, wann sein Nachbar zu Mittag ißt und wer seine Geliebte ist. Im Hause verrammelt, täglich den Riegel vorschiebend vor seine Sitten und Gewohnheiten, hat das holländische Leben nur an Einem seine Freude, daran, die Schritte der Fremden auszuspioniren, die seine Gäste geworden sind. Alle die kleinen, vor den Fenstern angebrachten, Spiegel rapportiren ihren Herren jeden Tag getreu, was an Küssen ausgetheilt und eingenommen worden ist, ꝛc. Das giebt dann eine tägliche Anekdoten-Ernte. Die so oft gerühmte Redlichkeit des Bataviers in den Geschäften, seine glückliche Einfalt und seine große Oeconomie gehen oft in den vollständigsten Geiz über. Der Marquis von Ros . . . . ., der 4000 Morgen Ländereien besitzt, hat keinen Diener auf Reisen bei sich und schnürt sich sein Felleisen selber. Man machte mich auf der Straße auf einen Gentleman aus Leyden aufmerksam, der sich ein Pferd hielt, das ihm — 1500 Franken gekostet! Die neuere Verbindung mit Rußland hat hier dem Hofe, der sonst das Ansehen einer guten und schwerfälligen Präfectur haben würde, noch einiges Relief gegeben. Der König giebt täglich ein Couvert für zwölf Officiere, worunter in der Regel zwei Officiere höheren Ranges. Die königliche Tafel ist sehr gut bedient, und des Königs freundlicher Empfang ist im Haag zum Sprichwort geworden. Ein junger russischer Graf, der sich seit zwei Jahren im Haag aufhält, erzählte uns, daß er in den Zirkeln auch einen kleinen schwarzen Mann mit Jabot, und die Hände so weiß wie seine Halsbinde, angetroffen habe, der ein excellenter Pianospieler gewesen und welchen die Damen mit zärtlicher Stimme Monsignor angeredet hätten. Es war dieses der Internuntius des Papstes, und man riß sich um ihn, wie wenn es sich um japanesisches Porcellan gehandelt hätte.

Was die Engländer betrifft, so macht man sich in dieser Residenz nicht viel aus ihnen. Der Geschäftsträger und dessen einziger Secretair repräsentiren die Nation; dieses fällt übrigens um so mehr auf, als der Haag, ich wiederhole das, eine ächt englische Stadt ist: die Hôtels sind insgesammt in dem Styl der Clarendon'schen.

Mir ist in der Welt nichts widerwärtiger als Sauerkraut und die scheveninger Promenaden. Die Leute im Haag werden indeß nicht ermangeln, Scheveningen als sehr schön anzupreisen. Von diesem kahlen Pla-

Digitized by Google

teau ab kann man nach Bequemlichkeit des Nordmeers, das weit weniger schön als die Fluth zu Dieppe und Boulogne ist, genießen. Die Bade-Anstalt, womit Scheveningen sich brüstet, ist viel zu groß für die Oertlichkeit; sie läßt die Pariser Neokthermen um hundert Lieues hinter sich zurück. Da wir eben von Bädern sprechen, will ich doch bemerken, wie es im Haag der Brauch ist, sich zuvor einschreiben zu lassen, wenn man, in der einzigen Bade-Anstalt, welche die Stadt hat, im Hôtel des Marschalls Türenne, eins haben will. Nach dreitägigem Warten wird man durch einen Livree-Diener durch die Küche zu einer großen und runden Wanne geführt, welche der maceabäischen Brüder würdig wäre. Darin kocht man nun, so lange man Lust hat, in einem grünen und schlammigen Wasser, und wird auch rein, wenn man sich, wie Diogenes spottend sagt, nach diesem Bade gehörig wäscht.

Die fremde Literatur ist es sicherlich nicht, warum sich die Holländer am meisten bekümmern. Sie waren im April 1825 beim ersten Bande der Memoiren der Marquise von Créquy, bei den Abenden Walter Scott's und beim Bugjargal. So sind auch die Lesezimmer und die französischen Zeitungen, außer im Clubb, eine wahre Seltenheit. Als die Frau Gräfin Rossi, indem sie bei dem Prinzen von Oranien sang, ihren Freunden hat in Erinnerung bringen wollen, daß sie noch das Fräulein Sonntag sey, verstand sich, glaube ich, ein Herr Vox, Secretair des Justizministers Herrn van Maanen, dazu, über sie ein Feuilleton drucken zu lassen. O glückliche Stadt, die so ohne Journale leben kann!

Uebrigens ist es der Haag, wo der Bürger noch eine Wahrheit ist. Es ist, als ob die Onkel mit den spitzbübischen Neffen und die Vormünder à Brandebourgs des Herrn Alexander Duval sich nach dieser Stadt geflüchtet hätten. Zuweilen sieht man des Abends durch ein niedriges Fenster, welches die Aussicht nach dem Canal hat, so einen ehrlichen Bataver, gekrümmt wie Jean-Jaques, und, gleich ihm, ein Blümchen zwischen den Fingern; seine Pfeife und sein Kohlenbecken hat er neben sich; seine wie eine Vogelkralle gekrümmte Nase trägt ein Paar classische runde Brillen: er liest sicher über die Geschichte des Fischfangs, über die Entdeckungen und Niederlassungen der Holländer in dem Nordmeere, von Herrn Bernard de Reste.

Man hat sich sehr über die Gefügigkeit der Sitten der Holländerinnen lustig gemacht; was mich betrifft, so halte ich sie, wenn ich sie nicht minder rosig und minder frisch, als auf den Bildern von Gerhard Dow gefunden habe, eben so wenig sich vergessend, als auf denen von Johann Steen. Sie zeigen ihre Gesichter wenig anders, als zwischen den Vorhängen oder den Gittern ihrer Kirchen durch. Zuweilen gleich den türkischen Frauen eingesperrt, durchbrechen die Holländerinnen wohl einmal die Wehren des Harems; doch wird dabei kein Lärm und Aufsehen wie in Italien gemacht, sondern es geht alles hübsch piano zu, wie im ersten Chor von Almaviva.

Ein andres ist es mit dem innern Familienleben: mit Sturm muß man den Widerwillen und die Scheu der Holländer überwinden, um da hinein zu gelangen. Kaum auf der Schwelle, und sobald der nach Außen angebrachte doppeltglasige Spiegel dem Wirthe den Besuchenden verrathen hat, bringt die Gevatterin die jungen Mädchen auf die Seite. Die jungen Holländerinnen werden, gleich den Haarlemmer Blumen, bis zum großen Tage der Schaustellung, dem Tage Hymens, immer unter Glas gehalten. Die englische übertriebene Strenge kömmt doch dieser nicht gleich. Wenn man Abends einem sogenannten Thee beiwohnen soll, so empfehle ich folgendes Bild. In einem, mit chinesischen Dingen jeder Art verzierten, Saal von mittler Höhe figurirt ein blanker Tisch, über welchem sich ein Obelisk von über einander gestellten Tassen, eine trajanische Säule von Porcellan, erhebt. Die Frau vom Hause rührt mit großer Behendigkeit zwischen diesen Tassen herum, reinigt sie, spült sie aus und übernimmt dann selbst die Schenke. Da zeigt sich keine Spur von dienstbaren Geistern; diese gähnen oder schlafen unterdessen unter dem mit Glasfenstern versehenen Peristyl. Bei dem Thee wird dann von den großen und kleinen Orgeln zu Haarlem gesprochen. Der Sohn vom Hause, ein unschuldiger junger Mann, der den Heinsius übersetzt, spielt schüchtern mit zwei englischen Greisgeiern, die in großen Weidenkörben beherbergt werden. Zuweilen stellt sich auch ein Professor ein und erzählt Hugo Groot's, uns mit seinem Koffer bekannter als Grotius, Geschichte als eine Neuigkeit.

(Der Beschluß folgt.)

Von den Revolutionen.

Von

J. P. Pages (vom Kriegs-Departement).

Zweiter Artikel.

(Man vergl. No. 1070 unsers Blattes.)

(L.)

Ich muß es nochmals sagen: alle Revolutionen in Frankreich sind vom Centrum nach dem Umkreis ausgegangen; und nach meiner Meynung sind nur die Revolutionen reell und dauerhaft, die von allen Puncten des Umkreises ausgehen, um im Mittelpuncte zusammenzutreffen und zu vollenden. Bis jetzt hat Paris alles gethan: Aufstände, Staatsstreiche, Revolutionen — alles geht von da aus. Der 14. July kündigt an, daß, in dem Kampfe, die Kraft der Staatsgewalt ohnmächtig gegen die Kraft des Volkes ist; der 20. Juny degradirt den König; der 10. August brandmarkt das moralische Königthum; der Act der Absetzung zerstört das politische Königthum; die Anklage, die Verurtheilung, die Hinrichtung Ludwigs XVI. erschütterten, indem sie großes Licht auf alles warfen, was Geheimnißvolles in jeder Regierungsform liegt, auf lange Zeit vielleicht alle Grundlagen der Monarchie. Der gewaltsame Tod Ludwigs XVI. war, wie der Carls I., ein Todesstreich für die monarchische Form, so wie sie bis zu diesen schrecklichen Ereignissen gewesen. Vergebens versuchten Carl II. und Jacob II. die Macht ihrer Vorfahren wieder herzustellen; sie veranlaßten dadurch eine neue Revolution. Das Königthum von Heinrich VIII., von Maria, Elisabeth, und Jacob I., mit ihren Ideen absoluter Gewalt, die Willkühr ohne Controlle und ohne Prüfung; diese vom Himmel gekommene Gewalt, die auf der Erde nur einen stummen und passiven Gehorsam finden sollte, fiel unwiederbringlich unter dem Streiche, der Carl I. traf. Man brauchte weniger einen neuen König, als ein neues Königthum zu suchen; und Wilhelm, muthiger Soldat und geschickter Staatsmann, sah jeden Tag mit Verzweiflung und Zorn die königliche Gewalt in constitutionellen Schranken schwächer werden, das Parlament zu einer unwiderstehlichen Macht anwachsen, die Kraft in dem Volke durch die Gemeinden repräsentirt und die Regierung in der Aristokratie durch die Pairie repräsentirt. Carl X. erneuerte den Fehler Jacobs II. Weil eine alte Dynastie restaurirt worden war, hielt der eine und der andere die Restauration einer alten Monarchie für möglich; der Irrthum war gleich, die Strafe war es auch. Das jetzige Ministerium fällt in dieselbe Schlinge; es rechnet auf die Feinheit und die List: aber die Arglist ist ohnmächtig bei Acten, die bei hellem Tage vollzogen werden.

Digitized by Google

Wo es nur einen neuen König erblickt, muß man ein neues Königthum sehen. Die Alternative ist inhaltsschwer und entscheidend: man muß wählen zwischen dem Benehmen der Stuarts und dem Betragen des Hauses Oranien.

Ohne Zweifel kann man den Gedanken fassen, die Constitution auf eine constitutionelle Weise zu zerstören. Diese Idee ist ohne Ziel, ohne Zukunft; sie hat nicht einmal das Täuschende der Neuheit. Die Kammern reichen dazu hin. Die gesetzgebende Versammlung, erwählt, um eine monarchische Constitution zu befestigen, proclamirte die Absetzung des Monarchen; der Convent, berufen, um Frankreich alle Bürgschaften der Freiheit zu geben, schuf einen furchtbaren Despotismus; der Rath der Alten, beauftragt mit der Erhaltung der Constitution des Jahres III., überlieferte die Regierung der Consular-Gewalt, die Kammern des Consulats gaben uns das Kaiserreich; die Kammern des Kaiserreichs proclamirten die Absetzung des Kaisers und riefen die Bourbonen zurück; die Kammern der Restauration stürzen die Dynastie der Bourbonen und geben den Thron dem Hause Orleans.

Die Geschichte ist da, um diese Thatsachen zu bestätigen; und in Ermangelung der Geschichte können wir alle Zeugniß davon ablegen. Alles ist unter unsern Augen geschehen. Seit funfzig Jahren haben die constitutionellen Körperschaften nach und nach alle Constitutionen zerstört. Was wird noch erfolgen? Niemand weiß es: die Vergangenheit gehört allein der philosophischen Intelligenz an; die Zukunft der Zeit und den Propheten.

Aber diese Thatsachen genügen uns, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß von 1789 bis 1830 alle Revolutionen im Centrum vollführt worden sind.

Die Revolutionen sind das Werk des Volkes von Paris gewesen; sie hatten zum einzigen Gegenstand, die bestehende Gewalt umzustürzen; und das Volk hat nur ein einziges Mittel, die Gewalt zu zerstören, Aufstand und Gewaltthätigkeit. Auch war vom 14. July bis zum 13. Vendemiaire die Insurrection fast immer in Permanenz in der Hauptstadt. Die Unordnung war da organisirt, wie eine factische Gewalt: sie hatte ihre Redner, ihre Tribunen, ihre Generale, ihre Hauptleute, ihre Unterofficiere. Man wußte, welcher Mann diese oder jene Vorstadt in Bewegung setzen konnte; welcher Mirabeau den Eifer auf diesem oder jenem Platze aufzuregen vermochte; wie viele Insurgenten eine Straße hergebe und durch wen die Insurrection zum Kampfe geführt werden würde. Die Meuterei hatte ihre Controllen, ihre Appels, ihre Musterungen, fast ihre Disciplin. Es war eine geheimnißvolle, aber reelle Armee. Es war eine überall unsichtbare und doch überall gegenwärtige Macht. Ein Signal vereinigte sie, ein Signal löst'te sie auf. Beschützt von den Gesetzen birgt sie sich in der bürgerlichen Ordnung; bewaffnet gegen die Gesetze wälzt und schlägt sie sich durch die Straßen.

In der That, der Aufstand hat bei uns viele Revolutionen gemacht. Was aber hat er Nationales, Dauerhaftes geschaffen? Aufgeregt durch Männer des Volkes, was hat er je Volksthümliches hervorgebracht? Vollendet durch die Proletarien, was hat er je bewirkt, um das Loos des Armen, des Handwerkers, des Taglöhners zu verbessern? Der Aufstand ist nur eine zerstörende Gewalt, er kann keine Organisation hervorbringen, welche es auch sey. Er entreißt allen Händen die Autorität; er wirft sie aus einer Hand in die andere; er trägt sie von den Royalisten zu den Constitutionellen, von den Constitutionellen zu den Girondisten, von den Girondisten zu der Bergpartei. Was hat er dem Lande Gutes gethan? Welches Gute den Empörern selbst? Wenn die Sturmglocke aufhört, die Stadt zu erschrecken, kehrt der Sieger in seine verlassene Werkstätte zurück und müht sich nach wie vor ab, sein Brod im Schweiße seines Angesichts zu gewinnen.

Ohne Zweifel kann ein Partei-Haupt, eine Partei selbst von einer Insurrection erben. Aber die Parteien arbeiten für sich: was sie wollen, das ist die Gewalt; so wie sie erlangt haben, was sie begehren, ist der Kampf beendigt. Was die Empörer bedürfen, ist eine bessere sociale Organisation; was die Häuptlinge wollen, ist eine Veränderung in dem Personellen der Regierung. Darum wechseln in den Revolutionen die Menschen immer, während die Dinge stets dieselben bleiben. Ja, was mehr noch ist, die siegende Partei hat nur in Paris gesiegt; sie fürchtet, daß Frankreich ihren Sieg nicht billigt und um sich Verzeihung für seinen Triumph zu verschaffen, läßt sie das Land, wie sie es gefunden hat; sie wagt nicht, ihrer aufkeimenden Gewalt Feinde zu machen, sie respectirt alle Mißbräuche, die sie selbst angegriffen, sie weicht vor den Männern zurück, die sie selbst bedroht hatte. Man fühlt nun wohl, daß es ihr unmöglich ist, Gutes zu thun, weil sie alle die Hindernisse befestigt, die sich der Verwirklichung des Guten entgegenstellen.

Darum bleiben die Dinge immer dieselben, das Bedürfniß einer Veränderung wird stets empfunden, die Furcht einer neuen Revolution droht immer und alle Revolutionen, duech die Thatsache triumphirend, sind stets unvermögend, ihre Versprechungen zu halten.

Das Land fühlt seit funfzig Jahren, daß der Gesellschaft etwas fehlt: es spricht nicht deutlich aus, was ihm fehlt; aber die kurze Dauer aller politischen Gewalten bezeichnet einen großen Mangel an Sicherheit in der gesellschaftlichen Ordnung. Es ist dieses Gefühl, das es treibt, alle Regierungen, die kommen, mit Freudengeschrei zu begrüßen. Der Enthusiasmus ist sehr weit gegangen für das Kaiserreich, für die Restauration, für die July-Revolution. Frankreich hat geglaubt, daß jede seiner neuen Gewalten ihm das bringen würde, was ihm fehlt. Es hat sie alle in Thätigkeit gesehen: die erste hat sich in einen nie aufhörenden Krieg geworfen, die zweite bekämpfte die Revolution, um zu Ludwig XIV. und Heinrich IV. zurückzukehren, und hatte weder Ludwig XIV., noch Colbert, noch Heinrich IV., noch Sully. Frankreich hat sich von ihnen zurückgezogen, hat aber nichts gegen sie gethan. Europa hat den Kaiser gestürzt; Paris hat Carl X. besiegt. Die July-Revolution ist doctrinair geworden; und wenn sie doctrinair bleibt, so ist ihr Schicksal leicht vorauszusehen.

Warum haben alle diese Revolutionen die Gewalten nicht befestigen können, die sie geschaffen? Der Grund davon ist einfach: jede ist das Werk einer Stadt, die That einer Partei; sie ist bewirkt worden, um ein gegenwärtiges Hinderniß wegzuräumen, um einem augenblicklichen Schrecken zu genügen, um eine vorzeitige Ehrsucht zu befriedigen. Das Land ist nie zu Rathe gezogen, seine Stimme nie in die Waage gelegt worden: es hat nie sagen können, was es für die Freiheit, die Sicherheit, für das gemeinschaftliche Gedeihen forderte. Man hat alles ohne das Land, zuweilen selbst gegen dasselbe gethan. Die Parteien, die Ehrsüchtigen, die in der Rennbahn wetteifern, bekümmern sich nicht um dasselbe. Das Land seinerseits läßt sie machen, stets leidender, bezahlender, unthätiger Zuschauer; und dennoch wird nichts fest und stabil seyn, als was es selbst machen wird. — Bevor ich dieses beweise, will ich zeigen, daß die durch die politischen Corporationen gemachten Revolutionen eben so ephemer als diejenigen sind, die durch Insurrection bewirkt werden.

Digitized by Google

Troisièmes Melanges

par

l'abbé F. de La Mennais.

Ein Band in 8.

(L.)

Wir haben uns früher in diesen Blättern über Herrn de La Mennais und seine Paroles d'un Croyant dahin ausgesprochen, daß und warum diese Schrift wohl in Frankreich einen großen und selbst gefährlichen Eindruck machen konnte, daß sie aber in Deutschland, ohne die ängstlichen Verbote, spurlos vorübergegangen seyn und nicht den zehnten Theil der Leser gefunden haben würde, welche dann die Neugierde ihr verschafft hat. Immerhin bleibt Herr de La Mennais eine in seiner Art merkwürdige Erscheinung; deshalb theilen wir auch mit, was das Journal des Débats über vorliegende Schrift sagt, die uns nicht im Original vor Augen liegt. Wir geben unsern Lesern den Titel des Buches in der Ursprache; er scheint vorauszusetzen, daß der Verfasser schon mehrere Lieferungen vermischter Schriften oder Aufsätze herausgegeben habe, die wir inzwischen noch nicht erwähnt gefunden haben.

Herr von Bonald hat irgendwo gesagt: „Gott allein kömmt es zu, „die Welt zu ändern, weil er allein das Bedürfniß, den Augenblick und „die Mittel der Veränderung kennt; und wenn es nöthig ist, offenbart „er sie Menschen von Genie. Man muß sagen: der Ruhm des kriegerischen Genius ist erschöpft (?); aber der Ruhm des religiösen, die moralische Ordnung restaurirenden Genie's ist noch ganz und unzerstückelt „zu erwerben und kann nach einem erhabenen Charakter streben."

Durch diese Worte scheint mir Herr von Bonald mit Wahrheit ausgedrückt zu haben, welches der Charakter unserer Epoche seyn und auf welches Ziel die Arbeit der Intelligenzen sich richten soll. Das Heilmittel ist angedeutet durch die Natur der Symptome des Uebels. Wir alle sind jetzt dahin gekommen, uns tief ergriffen und betrübt zu fühlen durch das Schauspiel intellectueller Desorganisation, durch den Mangel jedes moralischen Bandes, durch die Insubordination, die fast wilde Unabhängigkeit der Geister, das Delirium, die Regellosigkeit, die Inconsequenz und den Widerspruch der Ideen, durch die Entartung der Systeme. Und dennoch existirt, ohne Streit, selbst im Schooße dieser schrecklichen Anarchie, eine lebendige, schöpferische Gährung, der fruchtbare Keim trefflicher Naturen, welche treiben und an der Sonne erblühen möchten. Es ist nicht, wie die Secten so oft wiederholt haben, eine Gesellschaft, die vor Erschöpfung stirbt; es ist vielmehr eine Gesellschaft voll Leben, aber von einem Leben, das sie nicht zu regeln und dem Gesetz fester, unveränderlicher, ewiger Principien unterzuordnen weiß; von einem Leben, das sie, für diese Sache, zu jeder Stunde, in unfruchtbaren, todtgeborenen Werken verbraucht.

Welches ist nun für jeden Menschen, der von dem Wunsche für das Gute, von dem Bedürfniß, den menschlichen Leiden, den socialen Bedrängnissen ein Ziel zu setzen, durchdrungen ist, der sich durch seinen Charakter, sein Talent oder sein Genie berufen fühlt, einen Einfluß auf die Gesellschaft auszuüben, welches, sagen wir, ist für diesen die Pflicht, die er zu erfüllen hat, welches ist der Beruf, den er sich auflegen muß? Soll er nicht dahin arbeiten, die Gemüther auf den geraden Weg zu führen, wo die Wahrheit allein sich finden kann, das moralische Element wieder zu ordnen und zu beleben, das in gewissen Seelen erstarrt, in andern verfälscht ist, laut und kräftig die unerlaßlichen Bedingungen ins Gedächtniß zu rufen, ohne welche nicht nur die Menschheit nichts Großes, nichts Nützliches verwirklicht, sondern ohne welche sie ihre Kräfte erschöpft, ohne jemals irgend einen Zweck zu erreichen, d. h. die Nothwendigkeit, die Rechte, die Achtung der Einheit und der Autorität?

Diese Inspiration und diese Sprache ist es, die den Ruhm des heiligen Augustin, Hieronymus, Bernhards und Bossuets, kurz aller der großen Männer gemacht haben, die mit so viel Glanz aufgetreten sind, um im Schooße der Gesellschaft die Grundsätze der Einheit und Autorität, in Zeiten, wie die unsrige, nämlich der moralischen Erschlaffung, des Egoismus, der ungeregelten Geistes-Aufwallung, des blinden Bedürfnisses und des Mißbrauchs der Freiheit und des Rationalismus, zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten.

Setzen wir einen Augenblick voraus, daß die Doctoren und großen Bischöfe der Kirche, in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aere, der in Auflösung begriffenen Gesellschaft gegenüber, ohne anerkannte und respectirte Vollmachten, der Menge der Secten und Ketzereien gegenüber, welche gährten und feindlich gegen jede Einheit und Autorität ankämpften, unter den Invasionen der Barbaren, welche die letzten Reste der gesellschaftlichen Ordnung vernichteten; daß der heilige Bernhard und das Papstthum, im zwölften Jahrhundert, als Europa kaum anfing, in der Einrichtung der Fundal-Gesellschaft einige Ruhe zu genießen, als die großartige Bewegung der Kreuzzüge die Könige und Fürsten in weite Ferne führte, als glühende Secten diese neue Gesellschaft bedrohten, als die ersten Bestrebungen der Unabhängigkeit der Vernunft hervortraten, Angesichts der Albingenser, Abellards, Arnolds von Breseia und Berengars; setzen wir voraus, daß Bossuet, in der Epoche, wo die Reformation alle ihre Früchte getragen, die europäische Einheit vernichtet und die Grundsätze der Autorität in den Gemüthern geschwächt hätte; setzen wir voraus, daß, unter diesen kritischen Umständen, diese bewundernswerthen Geister, wie der Verfasser der Worte eines Gläubigen und dieser neuen vermischten Schriften, gegen alle Gewalten declamirt, alle bestehenden Institutionen, alle Grundsätze der Ordnung, auf welchen die Existenz und die Kraft der Gesellschaft beruht, angegriffen, und die Völker zum Aufstand gegen ihre Regierungen aufgerufen hätten, so würde, ohne allen Zweifel, die Sache des Christianismus und der modernen Civilisation unwiderbringlich zu Grunde gegangen seyn. *) Dieselbe Sache, wie sie bestimmt ist, sich im neunzehnten Jahrhundert zu entwickeln, würde gefährdet und vielleicht zerstört werden, wenn die Ideen des Abbé de La Mennais unglücklicherweise etwas anderes gebähren könnten, als eine ephemere und radical ohnmächtige Exaltation.

Wenn ein Schriftsteller von einer aufrichtigen Liebe zu menschlicher Vervollkommnung beseelt ist, so muß sein erstes Bestreben seyn, sich wahrhafte Rechenschaft zu geben von den moralischen Bedürfnissen seiner Zeit, von den besondern Bedingungen, unter welchen das Fortschreiten der Civilisation möglich ist, und von der speciellen Natur der Ideen, auf welche die öffentliche Meynung geleitet werden muß. Das Genie ist nur eine Wohlthat, wenn sein Einfluß nützlich dazu verwendet wird, die legitimen Bedürfnisse einer Epoche zu befriedigen, den Ideen und Ueberzeugungen ihren regelmäßigen und friedlichen Lauf zu verschaffen, sie zu berichtigen, wenn sie verfälscht sind und kräftig gegen sie zu kämpfen, selbst um den Preis einer vorübergehenden Popularität; wo nicht, so ist das Genie nur ein Fluch, eine Beleidigung gegen Gott, der es bloß zum Heil des Menschengeschlechts ausgetheilt hat. Nun scheint es mir aber, daß der Abbé de La Mennais sich besonders über den Charakter unserer Zeit und über den Beruf dieses Jahrhunderts getäuscht hat. Nach seinen letzten Werken und denen aller philosophischen und politischen Sectirer unserer Tage, so ist das von den neuen Generationen zu vollendende Werk ein ganz revolutionaires Werk. Es ist ein neuer Arnold von Brescia, Wiclef, Johann Huß, Hieronymus von Prag, Savonarola und Luther — deren die

*) Dieser Behauptung widerstrebt unser Innerstes. Wir glauben an den Sieg der Wahrheit und des Rechts und weil der Christianismus, der ursprüngliche und reine, religiöse und moralische Wahrheit enthält, so hat keine menschliche Leidenschaft und Schwäche, keine Tyrannei und kein Schicksal ihn unterdrücken können; aus dem Zweifel, wie aus dem Märtyrerthum, aus dem Kampfe wie aus der Erschlaffung wird er ewig gleich siegreich hervorgehen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Kirche bedarf; Mirabeau, der Convent und ein Robespierre, welcher der Gesellschaft Noth that; es ist die katholische Hierarchie, die man reformiren und transformiren muß: es sind die Könige, die man von ihren Thronen stürzen soll; es ist die moderne Aristokratie, die europäische Bürgerschaft, die man verwünschen und depossediren muß; es ist, in diesem Zwecke, die jetzige Constitution des Eigenthums, die zu zerstören ist; es ist endlich die unbeschränkte Volks-Souverainität, die zu erklären Pflicht ist; es ist die Vernichtung jeder bestehenden, von dieser Souverainität unabhängigen Autorität, die man bewirken muß. Ich resumire hier nur die Ideen der Worte eines Gläubigen und der Vorrede dieser neuen vermischten Schriften.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Literatur.

Die zweite Entdeckungsreise des Capitain John Roß nach den Gegenden des Nordpols,

und sein

Aufenthalt daselbst während der Jahre 1829 bis 1833.

Nebst einem Anhange

die Berichte des Commandeur James Clark Roß

und die

Entdeckung des nördlichen Magnetpols

enthaltend.

Aus dem Englischen

von

Dr. G. W. Becker und J. Sporschil.

Erster Band, erste und zweite Lieferung. Zweite Auflage. Leipzig, Weber. 1835. 208 S. Groß Octav.

Dieser trefflich übersetzten, auf Velinpapier schön und mit seltener Richtigkeit gedruckten, und zu einem überaus billigen Preise gestellten Entdeckungsreise eines hochverdienten Seefahrers, ist eine so meisterhafte, unbefangene und angemessene Uebersicht und Würdigung ihres Gehalts vorangeschickt, daß wir ein Verbrechen an den Lesern dieser Blätter begehen würden, wenn wir solche nicht größtentheils aufnähmen:

„Als Capitain Roß von seiner ersten Untersuchung der nordwestlichen Durchfahrt Amerika's zurückgekehrt war, schenkte man seinen Aussagen nicht nur kein Vertrauen, sondern zweifelte auch an der Genauigkeit seiner geographischen Angaben und Messungen. Dies konnte das Ehrgefühl des kühnen brittischen Seemanns nicht ertragen, und um die schmachvollen Flecken des Vorurtheils von seinem Namen und Ruf zu tilgen, entschloß er sich, unter Aufopferung seines Vermögens, und wenn es gälte seines Lebens, noch eine zweite Fahrt zu unternehmen; und nicht eher zurückzukehren, als bis er nicht nur die Nordküste Amerika's möglichst genau geographisch berichtigt, sondern noch weiter als alle seine Vorgänger vorgedrungen wäre.

„Im Sommer 1829 verließ er daher England mit dem Dampfschiffe Victoria, um, durch den Prinzregent-Canal nach südwestlicher Richtung segelnd, die große Aufgabe zu lösen, ob eine Durchfahrt möglich sey und zu einträglicher kaufmännischer Anwendung benutzt werden könne. Er erreichte schon im August den Eingang des benannten Canals, an dessen Westküste Parry vor ihm sein Schiff, die Furie, verlassen müssen. Von da setzte er seine Reise fort, bis zu einer nördlichen Breite von 70, und westlichen Länge von 90 Graden, wo ihn der Winter verhinderte vorzuschreiten. Man fand einen trefflichen Winterhafen, welchem man das Schiff anvertraute, und wo es keiner Gefahr ausgesetzt schien, den man daher Glückshafen nannte. Der Winter ward auf gewohnte Weise zurückgelegt: man jagte Eisbären, Wallrosse, Vögel u. s. w. und die Berührung, in welche sich die Mannschaft mit den hier wohnenden Eskimo's setzte, trug dazu bei, daß man die lange Dauer und Strenge des Winters vergaß.

„Im Sommer 1830 stieß das Schiff auf eine lang sich ausstreckende Küste, deren Richtung man folgte, aber keinen Canal zur Durchfahrt fand. Also trat man eine Fußreise an, zu der man sich auf mehrere Tage mit dem nöthigen Mundvorrath versorgte, und nicht wenig erstaunte, als man, nach einem kurzen Marsch von etwas mehr als drei deutschen Meilen, das entgegengesetzte Meeresufer erreichte. Folglich wird der Prinzregent-Canal durch eine schmale Landenge gesperrt. Auf einer Breite von wenig mehr als zwei deutschen Meilen streckt sich eine Kette von Landseen mit frischem Wasser. Roß ging westlich weiter, und drang bis zum 99sten Grad westlicher Länge, ungefähr 26 Meilen entlegen von dem Punete Turnagain (Kehrwider), welchen Franklin erreicht hatte. Den Rest der Jahreszeit verbrachte man damit, die Küste zu nivelliren und geographisch aufzunehmen, und aus deren fortgesetzter Richtung schloß Roß, daß sie mit dem Küstenstriche der Repulsebai in Verbindung stehe.

„Der Winter 1830 kündigte sich an mit ungewöhnlicher Strenge. Roß begab sich mit seiner Mannschaft zurück in die Gegend der ersten Winterquartiere.

„Der Sommer 1831 ward angewendet, um den nordwestlichen Küstenzug jenseit der Landenge zu messen. Die Steinkohlen waren erschöpft, und für diesen Fall das Schiff mit Segeln versehen; daher segelte die Victoria im Herbst drei deutsche Meilen nordwärts. Hier war das Ziel der Unternehmung, und alle Hoffnung verloren, bei weiterem Vordringen das Schiff vom Untergange zu retten. Noch strenger als der vorige Winter war der von 1831.

„Die Seefahrer verließen das Schiff im Mai 1832, und gelangten nach einer gefahrvollen und mühsamen Pilgerschaft zur Furiebai, als dem einzigen Zufluchtsort um ihr Leben zu retten. Sie erreichten dieselbe am 1. Julius, und legten sogleich Hand an, die noch übrigen Boote der Furie auszubessern und eine Hütte zu bauen.

„Am 1. August segelte die Unternehmung wieder ab, und erreichte am 1. September die Barrowstraße. Weiter vorzudringen war hier nicht möglich. Unabsehbare Eismassen bedeckten den Canal, und es blieb kein anderer Ausweg, als geradezu nach der Furiebai zurückzukehren, und noch einen traurigen Winter in den schauerlichen Oeden des Norden zu verleben. Dort kommt die Sonne drei Monden lang nicht zum Vorschein, nur läßt ihr Untergang eine lange Dämmerung nach, wie ihr Aufgang eine lange Morgenröthe vorausendet. Hat die gewöhnlich von düsteren Nebeln umhüllte Sonne eine Höhe von mehr als 20 Graden erreicht, so neigt sie sich nur dem Horizonte zu ohne unterzugehen, und taucht gleich wieder auf; steht sie höher als 20 Grad, so zieht sie sich, mehrere Monate hindurch, kreisförmig um das Himmelsgewölbe. Die traurigen Nächte der Wintermonate werden dadurch gemildert, daß in ihnen der Mond am längsten über dem Horizonte verweilt, zwar nicht in so beträchtlicher Höhe wie bei uns, sondern in seiner scheinbaren Bewegung der Sonne vergleichbar. Auch Schnee und Nordlichter tragen das ihrige bei zur Erhellung der Nächte. Erwägt man die Einförmigkeit des geselligen Verkehrs, die Rauheit des Clima, die Entbehrung frischer Lebensmittel und vieler anderen Bequemlichkeiten, die stete Gefahr das Schiff zu verlieren und dem Hungertode auf dem Landwege entgegen zu gehen, so dürften Nordpol- und Durchfahrts-Unternehmungen schwerlich etwas Einladendes darbieten,

Digitized by Google

außer der Ehre und dem unsterblichen Namen eines Entdeckers, und der unauslöschlichen Erinnerung an Naturscenen, ganz andern Charakters als unsere Gegenden aufstellen; Naturscenen, die durch ihre Großartigkeit den Geist gleichsam erstarren, und auf die Dauer das Auge ermüden. Kein Reisender hat im hohen Norden jemals so lange verweilt als Roß, denn er war vier Jahre abwesend.

„Die Isabelle von Hull bemerkte die Seefahrer, als sie den Navyboard-Canal durchkreuzte, nahm sie an Bord und landete mit ihnen am 2. October 1833.

„Die Hauptergebnisse der Untersuchung sind kürzlich folgende:

„„Roß entdeckte ein neues Festland, eine Landenge, die er Boothia nannte,“ (aus Erkenntlichkeit gegen den großmüthigen Beförderer seiner Unternehmung, den Sheriff Booth, der sich erst alsdann dazu entschloß, als das Parlament die bis dahin für die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt ausgesetzte Belohnung von 20,000 £ zurückgenommen hatte, mithin jeder Verdacht eigennütziger Beweggründe unmöglich war) „außerdem eine große Menge Inseln, Flüsse und Seen; bestimmte als nordöstlichsten Punct von Amerika den 71sten Grad nordwestlicher Breite; und machte viele naturgeschichtliche und naturkundige Erfahrungen, unter denen sich die genaue Angabe des magnetischen Nordpols besonders auszeichnet, an welchem die feinschwebende Magnetnadel einen Winkel von 90 Graden bildet und lothrecht steht. Durch diese geographischen Bestimmungen erhalten die Landkarten von Nord-Amerika beträchtliche Zusätze.

„Die letzten Nachrichten, welche man in England von Roß erhielt, waren vom Julius 1829 datirt, wo er sich auf der Diskoinsel befand.

„Drei Jahre verstrichen ohne die mindeste Spur von ihm. Dies berechtigte zu der Vermuthung, er sey ein Opfer des Unternehmens geworden, oder befinde sich in einer gefahrvollen und höchstbedürftigen Lage. Vaterlandsliebe und Theilnahme an seinem Schicksale, vermochten die geographische Gesellschaft Englands, am 17. Februar 1832 den Capitain Back von Liverpool nach ihm auszuschicken.

„Zwei Tage früher, ehe die Nachricht von glücklicher Erhaltung der Seefahrer in England eintraf, erhielt Back einen Brief von Roß, worin ihm dieser seine Ankunft am Jacksluß meldete. Man beschloß daher einen Eilboten an ihn abzusenden, sowohl um umständlichere Auskunft einzuziehen, als ihn zu bewegen, den Versuch der Durchfahrt aufzugeben, und dem vormaligen Nebenzweck der Unternehmung, geographischen Entdeckungen, seine Bemühungen zu widmen. Denn nicht, wie viele irrig meinen, der Wunsch die Wissenschaften zu bereichern, sondern Aussichten auf Handelsvortheile, veranlaßten die ersten Versuche, eine nordwestliche Durchfahrt aufzufinden. Man wollte einen näheren Seeweg nach Indien entdecken; und die Aussagen aller erfahrenen Seemänner, welche schon hohe Breitengrade auf offenem Meere erreicht hatten, und dahin lauteten, das tiefe Meer gefriere nie, bestärkten vorzüglich diese Hoffnung. Allein die Ergebnisse der Reisen Franklins, Parry's, Beechy's und Roß's beweisen, daß John Davis und andere Schiffer sich irrten. Ist nun der frühere Hauptzweck verfehlt, so fühlt sich doch der Britte, durch das stolze Bewußtseyn das Gebiet der Wissenschaft erweitert zu haben, hinreichend entschädigt für die großen Opfer, welche er den Durchfahrts-Unternehmungen gebracht hat.“

Die Beschränkung dieser Blätter gestattet uns nur, wenige anziehende Thatsachen, aus den vorliegenden ersten Lieferungen dieser Entdeckungsreise zu entlehnen.

Sehr richtig hatte Roß eingesehen, die Schiffahrt im Polarmeer sey viel leichter zu bestehen mittelst eines Dampfschiffes, als mittelst eines bloß mit Segeln versehenen. Ist das Eis offen und die See ruhig, so giebt es entweder Windstille oder entgegengesetzten Wind, und das Segelschiff wird gerade überall zurückgehalten, wo sonst alles die Fahrt begünstigt; das Dampfschiff hingegen kann ansehnliche Fortschritte machen. Ein anderer bedeutender Vortheil ist, daß dieses nicht tief ins Wasser geht, daß seine Kraft durch Eisfelder zu dringen vermag, wo ein Segelschiff, wenn ihm kein frischer und günstiger Wind zu Hülfe kommt, gänzlich gehemmt ist; wozu sich die Leichtigkeit gesellt, es ohne Wind und gegen Wind zu bewegen, mithin große Eismassen zu vermeiden und sichere Ruheplätze zu finden, die dem Segelschiff unerreichbar sind. Ein festgebautes Dampfschiff, Victoria, das bereits zwischen Liverpool und Man als Packetboot gedient hatte, ward angekauft, verstärkt, erhöht und erweitert, und die neu verfertigte Maschine auf hohen Druck berechnet. Sie war trefflich erfunden, aber so unverantwortlich schlecht ausgeführt und aus so untauglichen Materialien jeder Art zusammengesetzt, daß sie sich gleich in den ersten Tagen des Gebrauchs als fehlerhaft bewies, alle während der Fahrt unablässig aufgebotenen Bemühungen der Ausbesserung vereitelte, nie leistete was sie sollte, und selbst ihre unvollkommenen Dienste nicht auf die Dauer geltend machte.

Die Schiffsmannschaft bestand aus 23 Personen, von denen der Befehlshaber, dessen Neffe, der Commandeur Roß, welcher schon früher eine Polarreise mitgemacht hatte, und als Naturforscher und Seemann wichtige Dienste leistete, und noch drei andere, freiwillig mitgingen und keinen Sold nahmen. Um Vorräthe und Lebensmittel für mehrere Jahre mitzuführen, ward in Greenock ein Wallfischfahrer, Johann, angenommen und mit 54 Mann besetzt, der unter dem Befehl seines Schiffers Comb blieb, und in Loch Ryan zur Victoria stoßen sollte. Außerdem gab die Admiralität ein Deckschiff von 16 Tonnen her, den Krusenstern, welches schon früher eine Polarreise gemacht hatte, und zwei Schaluppen. Fremde Gesandte ertheilten Neutralitätsgrüße, und der Zoll auf alle Schiffsartikel ward erlassen. Viel vornehme und gelehrte Fremde besuchten das Schiff vor seiner Abreise von Wolwich am 22. Mai, unter ihnen auch der jetzige König von Frankreich, damals Herzog von Orleans und der Herzog von Chartres.

Morgens am 9. Juny erreichten die Victoria und der in Schlepptau genommene Krusenstern Port Logan. Hier aber erklärten sich Schiffer und Mannschaft des vorgefundenen Wallfischfahrers Johann fest entschlossen, die Victoria nicht zu begleiten, wenn ihnen nicht neue höchst übertriebene und durchaus unthunliche Bedingungen zugestanden würden. Alle ernstlichen und gütlichen Vorstellungen des Capitains Roß, alle Versuche, ihre Forderungen einigermaßen mit der Billigkeit auszugleichen, scheiterten an ihrer verblendeten Hartnäckigkeit, und nur zwei Matrosen nahmen Dienste auf der Victoria.

Im folgenden Jahre segelte der Johann, unter demselben Schiffer, denselben Officieren und denselben Leuten, auf den Wallfischfang nach der Baffinsbai. Nun entstand Meuterei an dessen eignem Bord, der Schiffer Comb ward ermordet, der Steuermann in ein Boot ausgesetzt, von dem man nichts weiter gehört hat, und das Schiff ging unter Befehl des Unterharpuniers mit der ganzen Mannschaft zu Grunde, von welcher ein vorbeisegelnder Wallfischfahrer nur einige auffischte.

Während der stürmischen und gefahrvollen Fahrt machte Roß die willkommene und belehrende Entdeckung, daß auch die verschrieenen Sturmvögel nicht weniger genießbar sind als Landvögel, und ihren ranzigen und fischartigen Thrangeschmack, der sich bloß auf das Fett beschränkt, gänzlich verliere, wenn man ihnen die Haut, besonders die Rückenhaut, abzieht. Am 1. July ward die Victoria das Cap Farewell ansichtig, und schon etwas früher eine Menge Eisberge. Die Erscheinung eines reizenden grünen Landes, das von Seefahrern, die nur Himmel und Wasser, Eis und öde Felsen gesehen haben, mit Recht Grönland genannt worden, that auch unsern Seefahrern wohl; und am 22. July bewillkommte sie der Gouverneur Kall und der Prediger Kjer eines kleinen dänischen Hafens Hol-

Digitized by Google

steinburg, am Bord eines mit Eskimo's bemannten Bootes. Von ihnen erfuhren sie, ein englischer Wallfischjäger sey dort vor einigen Wochen gestrandet, und als Wrack zurückgelassen, nachdem der Schiffer den Vorrath von Lebensmitteln zum Theil dem Gouverneur verkauft, zum Theil nebst Rumpf und Takelwerk unter dessen Obhut zurückgelassen habe. Gouverneur Kall bewilligte Roß den Ankauf alles dessen, was zu seinem Gebrauch dienen könnte, und leistete ihm dadurch wesentliche und unentbehrliche Dienste. Auch er versicherte, das Jahr der Reise habe nicht glücklicher gewählt werden können, indem die ältesten Leute der Colonie sich eines so gelinden Sommers nicht erinnern könnten. Gegen die fünf vorhergehenden war der Abstand ungemein groß.

Die Niederlassung besteht aus zwei hölzernen Häusern für den Gouverneur und den Geistlichen, einer Kirche, zwei Magazinen, einer Bäckerei und vierzig Eskimo's-Hütten. Das Innere der Kirche ist edel und einfach, mit einer Orgel versehen, faßt 200 Menschen, und der Gottesdienst wird abwechselnd in der dänischen und Eskimo's Sprache gehalten. Die Religion ist lutherisch, und hat sehr vortheilhaft auf die Eingebornen gewirkt. Diese nennen in ihrer Sprache die Niederlassung Tirieniak Pudlit, Fuchshöhlen.

Fortdauernd qualvoll und unersättlich sind die nicht zu verscheuchenden Muskito's, die Roß für schlimmer als Vipern erklärt. Sonst zweifelt er, Frieden und Glück irgendwo vollkommner anzutreffen. Geldgeiz besitzen die Eingebornen gar nicht, und nahmen, wenn man ihnen Ersatz ihrer Bemühungen, Stiefeln und Handschuhe aufdrang, lieber ein altes Tuch, als Silber und Gold. Ihr Hauptbetrieb ist Jagd der Landthiere und Fischfang. 3000 Rennthierhäute werden jährlich nach Dänemark ausgeführt; Thran hängt ab von dem Fange der Wallfische und Seehunde, der nach der Witterung ausfällt, und von zwölf Wallfischen in milden Jahren bis auf zwei herabsinkt. Die Grönländer sind im Allgemeinen friedfertig, selten unsittlich, und nie der angreifende Theil. Bäume sind hier nicht zu finden, doch baut der Gouverneur in seinem Garten Salat, Radischen und Steckrüben. Die wilde Engelwurz ist häufig, wie Löffelkraut und Sauerampfer. Der Winter gilt für die gesundeste Jahreszeit, im Sommer sind Lungenbeschwerden und Katarrhe vorherrschend. Der Statthalter nahm keine Bezahlung an für das, was er selbst geliefert hatte, worunter sich sechs Eskimo's-Hunde befanden, die sich überaus nützlich bewährten; und für die vom gestrandeten Wallfischjäger genommenen Vorräthe begnügte er sich mit einer Angabe an den Schiffseigenthümer und eine Anweisung auf Herrn Booth.

Die Breite von Holsteinburg beträgt 66 Grad 58 Minuten, die Länge 53 Grad 54 Minuten. Ueber die Anmuth des Kirchengesanges der Eskimo's, welche selbst die Singkunst der deutschen Schule sich angeeignet hatten, war Roß mit Recht erstaunt. Ihre musikalische Anlage muß sehr groß seyn. Zwei Strophen eines geistlichen Eskimo's-Gesanges, die sich mit dem neunsilbigen Wort Amèrdlarsor-soangortikit anfangen, möchten freilich den meisten Europäern die Lust verleiden, sie nachzusprechen oder gar nachzusingen.

Die Britten trennten sich am 26. July von ihren edlen und menschenliebenden Bewirthern, unter herzlichen Bezeugungen gegenseitigen Wohlwollens. Am 7. August erreichte das Schiff den Lancastersund, am 11ten die Spitze der Prinzregent-Einfahrt. Hier hörten dessen drei Compasse zugleich auf sich zu regen, die Magnetnadel ward unnütz, und das Schiff konnte seine Fahrt nur, mittelst astronomischer Berechnung, nach der Sonne bestimmen. Am 13. August, dem Geburtstage der Herzogin von Clarence, entdeckten die Seefahrer eine neue Einfahrt, die sie Adelaidenbai nannten. Hier fanden sie, nach langem Aufsuchen, den hohen Felsenvorsprung, an welchem die Furie gescheitert war, auf der Commandeur Roß damals als Lieutenant diente. Ihr Wrack war gänzlich verschwunden, ein Feldzelt hatte sich ziemlich vollständig erhalten; von drei andern nur die Stangen und Stricke; denn sie waren häufig von Bären besucht, und alles ihnen erreichbare zerstört, ein Sack ausgenommen. Nur Donkins Patentkisten, welche die Fleisch- und Pflanzenspeisen enthielten, waren ihnen unzugänglich geblieben, und diese, obschon ein Jahr lang allen Veränderungen der Witterung ausgesetzt, hatten nicht im mindesten vom Frost gelitten, noch an Schmackhaftigkeit eingebüßt. Auch Wein, geistige Getränke, Brod, Mehl und Zucker, waren guter Beschaffenheit; und nur ein Theil Cacao, der in schlechten Fässern gelegen hatte, machte davon eine Ausnahme. Selbst Citronensaft und Pflanzenspeisen, in Essig aufbewahrt, hatten sich ziemlich gut erhalten. Gut verwahrte Segel zeigten sich trocken, und schienen gar nicht naß geworden zu seyn. Die besten der naßgewordenen dienten zur Verfertigung dünner Seilen. Nur das Schiemannsgarn war weiß gebleicht, doch unverwittert, und hatte allen Theeranstrich und Geruch verloren; auch schienen die Ankertaue vollkommen gesund.

Sonach vervollständigte die Victoria ihren Vorrath von Lebensmitteln, Geräthen und Bedürfnissen jeder Art, für zwei Jahre und drei Monate; und was sie nahm war alles vortrefflich, obgleich ihre reichliche Ladung die Berge von Behältnissen kaum verminderte. Das Lederwerk hatten die Bären fast ganz verzehrt. Die Lichtkisten waren von Mäusen und Hermelinen durchlöchert, Ankerketten und Caronaden nur eben angerostet, und das Pulver in Tonnen von Patentarbeit vollkommen trocken geblieben. Auch von diesem nahm die Victoria so viel ihr nöthig schien, und vernichtete das übrige, dem Wunsche Sir Edward Parry's gemäß, damit es nicht späteren Eskimo's-Ankömmlingen schaden möchte. Damit schloß die erneuete Ausrüstung, welcher schon durch die Beschränkung des Raumes verboten wär, etwas Ueberflüssiges aufzunehmen.

Auch diese Blätter huldigen dem Gesetz, da sie voraussetzen dürfen, der empfängliche Leser werde die eigne belehrende Unterhaltung nicht versäumen. Sie entsagen daher, obgleich ungern, dem Geschäft, alle unermeßlichen und stündlichen Gefahren, welche die Seefahrer unter dem Beistande der Vorsehung überstanden, alle Küsten und Inseln, die sie entdeckten, zu bezeichnen; und bemerken nur noch, daß die zweite Lieferung mit dem Ende Septembers 1829 schließt, als sich die Victoria in einer neuen Bai befand, in der sie die Insel Andreas Roß, das Margarethen-Cap, den Best-Hafen und die Martins-Inseln entdeckte; und mit Darlegung der Gründe, weshalb Roß für unmöglich hält, jemals weiter im Norden vorzudringen.

Wir können uns jedoch nicht von ihm beurlauben, ohne dem Mann unsere innige Achtung zu bezeugen, der in seiner bescheidenen Darstellung nicht nur den Forscher und Befehlshaber von seltner Einsicht und Fassung, den Naturbeobachter, Zeichner, und sogar den Wundarzt bewährt, dem die lebensgefährliche Abnehmung eines Armes gelang, ehe der Schiffsarzt an Bord gekommen war; sondern auch den Menschenfreund, von lebendigem Religionsgefühl durchdrungen, welches die Seeleute Englands vor allen andern auszeichnet und wunderähnliche Wirkungen hervorbringt; und den Schriftsteller, dessen Ausdruck eben so unverkünstelt und einfach, als angemessen und würdig ist.

Zöllners schöner Steindruck, das Bildniß des Entdeckers, gewährt der Physiognomik einen Triumph, und eine Karte und zwei Ansichten wird die Fortsetzung mittheilen. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1074. Hamburg. Montag, den 27. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands. Von Roger de Beauvoir. (Beschluß.) . . . . . Seite 705
Troisièmes Melanges par l'abbé F. de la Mennais. (Beschluß.) . . . . . „ 706
Bonaparte und Moreau. . . . . „ 708
Theorie und Politik der Besteuerung. Ein Handbuch für Staatsgelehrte, Volksvertreter und Geschäftsmänner. Von Dr. Karl Murhard. . . . . „ 708

Physiognomie der vornehmsten Städte Hollands.

Von

Roger de Beauvoir.

(Aus der Revue de Paris.)

(Beschluß.)

(R.)

Die Tulpenzucht ist der große Typus der holländischen Conversation. Man spreche von schönen Künsten, von der Malerei, von der Poesie oder selbst von der Politik, und man wird immer mit Hyacinthen und Amaryllis antworten. Die Stadt Harlem ist der Mittelpunct dieser Blumenwuth. Der, von Arie Corneille ꝛc. gedruckte, große Catalog der schönsten holländischen Blumenzwiebeln ward eines Tages in unsrer Gegenwart durch so wüthige Hyazinthenliebhaber verhandelt, daß noch nach Mitternacht von der porzelanblauen Herzogin von Ragusa, die man auf 200 Fr. schätzte, die Rede war. Am Tage der Blumenschau zu Harlem läßt die Orgel der Kathedrale ihre Stimme ertönen, jedes Treibhaus und jede Thür duftet gar schön. Die an der Heerstraße liegenden holländischen Villa's werden schon Tags vorher mit Sand bestreuet; selbst die Statue von Laurent Coster, diesem erlogenen oder wirklichen Erfinder der Buchdruckerkunst, strahlt im Schmuck der Anemonen, Gladiolen und Rosen. Unschuldiges Volk, unschuldige Stadt! Es giebt Bürger, die funfzehn Meilen weit reisen, um den Erbprinzen von Oranien, die Marquise von Anspach, die Stadt Amsterdam oder Herrn Pitt zu beriechen. Bekanntlich hat man Ludwig XVI. bis 600 Fr. bezahlt.

Diese Eigenthümlichkeiten eines für die Miniatur geschaffenen Volkes sprechen sich im Resumé nirgends besser aus, als durch das extravagante Ansehen des berühmten Dorfes Broek. Nord-Holland ist in der That das merkwürdigste Arsenal aller dieser alten Gebräuche. Unfern Buiksloots findet man eine Menge Bauern und Kochöfen auf freiem Felde: es sind dieses Leute aus Broek, die hier kochen, um nicht ihre Häuser zu beschmutzen. Man hüte sich wohl, den feinen und saubern Sand zu zertreten, auf welchem künstlich pr. Besen Landschaften und Figuren angebracht worden sind: es sind dieses die Zeichnungen der Leute von Broek. Man muß schnell Eggenschuhe anlegen, um überall hingehen zu können. Der große Friedrich nahm diese Zumuthung, als er incognito in Westfriesland reis'te, alles Ernstes übel. — „Wißt Ihr nicht," sagte Herr von Lamettrie zu den Einwohnern von Broek, „daß dies Friedrich von Preußen ist?" — Sie aber antworteten: „„Und wenn es der Bürgermeister von Amsterdam wäre!"" — Ein Glück, daß der König Friedrich und Herr von Lamettrie Philosophen waren!

Thatsache ist es, daß dies Dorf einst einem preußischen Obersten, dessen Regiment durch eine seiner Straßen — und eben die größeste — ziehen sollte, eine ansehnliche Summe Geldes, die man schnell zusammengebracht hatte, zusandte, unter der Bedingung, einen andern Weg zu ziehen und so den Frauen von Broek die Mühe zu ersparen, neue Sandzeichnungen anzufertigen. Würde nicht dieses alles auch des chinesischen Volkes würdig seyn?

Wenn man erzählt, wie es dem Kaiser Joseph II. nicht minder schwer geworden, in einem Hause zu Broek Zutritt zu erhalten, so müssen wir uns schon glücklich schätzen, mindestens die dortigen Remisen gesehen zu haben. Dieser Theil von Broek ist sicherlich das allermerkwürdigste. Die Eingebornen von Broek mögen sich wohl überzeugt haben, daß es, der Sauberkeit wegen, noch nicht hinreichend sey, den Kühen in den Ställen die Schwänze anzubinden, und so haben sie ihr Fuhrwerk noch besser aufgehoben. Das Geschirr der Kabriolette, mit kleinen Muscheln besetzt, wird in einem großen Mahagany-Glasschranke aufbewahrt, der mit einer cirunden Vase geschmückt ist, aus welcher zu beiden Seiten zwei Guirlanden vergoldeter Blumen herabfallen. Mitten in der Remise hängt ein sauber geputzter Armleuchter, und die Fensterladen sind eben so stark vergoldet, als die Säulen der Vorderbühne der Oper.

Saardam oder vielmehr Saandam bietet eine gleiche ländliche Ironie dar: das Grün der Häuser ist dort eben so zart als das Grün der Wiesen; seine Gärten sind von 7 Uhr Morgens an in großer Toilette; an den Lindenbäumen sind Gas-Laternen aufgehängt; die Frauen in ihren schwarzseidenen Mäntelchen sind gebürstet und bespendelt, lieblich und glänzend. Es giebt zu Saardam für alle frommen Pilger einen Besuch zu machen, wovon die Reisebücher nicht sprechen, und der doch tausendmal interessanter ist, als der der Hütte des Czars Peter, von welchem uns St. Simon so viel erzählt.

Man thut deshalb besser, den Czar Peter in jenes Memoiren zu lesen, als seine Baracke aufzusuchen. Dieselbe besteht aus vier Brettern, auf welche Narren der ganzen Welt Verse und ihre Namen geschrieben haben. . . . Der Besuch aber, von dem ich sprechen will, war der beim Bürgermeister von Saardam. Seit dem Lustspiel dieses Namens kann

Digitized by Google

man nicht ohne Lachen Saardam passiren, und es war gleich unsere erste Sorge, uns zu dieser würdigen Magistratsperson führen zu lassen. Es verlangte uns recht darnach, ihn mit seinem Doppelgänger zu vergleichen, und ihn hinsichtlich Englands zu studiren und auszuforschen. So bedenklich es auch war, bei dieser Zusammenkunft ernst zu bleiben, zogen wir uns doch recht gut aus der Affaire. Den Barrieren und Mühlen dieses Dorfes, das nicht weniger als 10,000 Seelen zählt, entlang gehend, gelangten wir mit unserm Führer zur Wohnung des Herrn Van der Staat. Dieser, keineswegs fingirte, Name stand in schönen kupfernen Buchstaben über einer Thür, die von zwei Lorbeerrosen beschattet wurde. Das kleine Haus war schwarz angestrichen, hatte glasirte Ziegel und Mauern von gebrannten gelben Steinen. In unserm Schritte lag eine große Etourderie; uns pochte das Herz; aber wir sollten einen Mann der Tradition, unsterblich, ohne daß er es vielleicht ahnete, einen Bürgermeister wie er leibt und lebt, zu sehen bekommen! Bei dem officiellen Geklingel des kleinen Gartenglöckchens mußte der Herr Bürgermeister zuvörderst glauben, daß wir in Geschäften zu ihm kämen.

„Fassen Sie sich kurz, meine Herren," sagte der würdige Herr van der Staat auf Französisch zu uns.

Er hatte die Serviette noch am Munde und hielt sein Käppchen mit dem grünen Schirmbach in der rechten Hand. Hinter unserm Führer gehend, sahen wir wie ein paar Klagende oder vielmehr als ein paar Vagabonden unter der Obhut eines Wächters aus. Der Bürgermeister ließ uns in ein Gemach treten, das an den Speisesaal stieß, und schob ein Gitter von Kupferdraht zwischen ihn und uns, zwischen welchem hindurch er nun mit größerer Unbefangenheit sein Verhör begann. Er sprach Französisch, und recht gut Französisch. Er gestand, den Potier nicht zu kennen, es sey denn, setzte er hinzu, der Rechtsanwald. Während einer von uns ihn plaudern machte, wagte der andere es unehrerbietigerweise, ihn abzuconterfeien. Es fehlte seiner Figur nicht an einer gewissen Anmuth; er war von sehr geradem Wuchse, hatte viel Farbe und trug eine völlig runde, braune Perrücke; die beiden Enden seines weißbattistenen Halstuches traten so schroff hervor wie ein Paar spanische Reiter. Originell erschien uns, daß er ein silbernes Fünfguldenstück mitten vor der Stirn trug. Unser Führer sagte, er thue das wider ein anhaltendes Kopfweh, das ihm der ewige Lärm der Mühlen verursache. Die Mühlen von Saardam machen in der That ein ewiges Gerassel. Damit dem Bürgermeister das Essen nicht gar zu kalt werden sollte, empfahlen wir uns endlich unter einer Menge von Kratzfüßen. Er konnte es gar nicht begreifen, wie man einen Bürgermeister, um zu lachen, habe auf die Bühne bringen können.

Nun erst sahen wir durch die großen Fensterscheiben des Eßsaales seine Familie, die wegen seines Ausbleibens ziemlich unruhig zu seyn schien. Seine beiden Töchter waren, so weit wir dies unterscheiden konnten, recht hübsch; sie waren mit dem palmyrischen Diadem der Frauen von Alkmaar und von Horn geschmückt, dessen massiv-goldener flach anliegender Reif gar wundersam das blonde Haar festhielt.

Am dritten Tage sahen wir Rotterdam und Leyden. Darüber habe ich nur zweierlei zu sagen, nämlich, daß die erstere dieser beiden Städte ohne Erasmussens schwarze Statue und ihre Börse das Ansehen irgend eines bevölkerten Stadtviertels von Amsterdam haben würde, und daß die zweite, aus Dankbarkeit und zum Andenken ihres Malers, sich lieber Lucas von Leyden nennen sollte.

Wir könnten nun auch noch Utrechts erwähnen, der patrizischen Stadt pr. Excellence, so alt und so stäubig wie der Sammt ihrer Fabriken, der Mittelpunct der adelichen Familien, und die sich ganz füglich die Vorstadt St. Germain von Holland nennen könnte. Man dürfte die Bildergallerie des Professors Blumland, die sich vor all den andern zu Utrecht auszeichnet, für sehenswürdiger erkennen, als die Feder im Schlosse Loo, die durch den Umstand historisch geworden, daß damit der Friede unterzeichnet worden ist. Das Land, zwischen welchem man von Utrecht nach Oudenarde in einer Jacht passirt, hat ein sehr frisches Ansehen und macht einem fast die mährischen Brüder, ihre weißen Gewänder und ihr Jägerhorn vergessen. Es ist viel Wesens von dieser Gemeinde, einer lutherischen Maskerade, wo die Frauen bis zu ihrer Verheirathung, nach welcher sie den Statuten gemäß himmelblau anlegen, statt dunkelrothe blaßrothe Bänder an den Mützen tragen, gemacht worden. Inzwischen hat diese Secte noch diesen Augenblick Anhänger in Deutschland und in Preußen.

Wir machen keineswegs Anspruch darauf, in dieser Uebersicht den Hauptinhalt einer vollständigen Physiognomie von Holland gegeben zu haben. Nach dem Boden müssen die Arbeiter kommen. Die Einen, z. B. die Maler, haben sich darauf beschränkt, auf ihrer Leinwand seine so frische und schöne Natur wiederzugeben; die Andern, z. B. die Dichter, die Admirale und die Staatsmänner, haben sein Feld erweitert und die Gränzen zurückgesteckt.

Es bliebe noch Stoff zu einem schönen Buche über dies Volk übrig, das uns mindestens nicht unsere Industrie stiehlt, wie es Belgien thut, das sich selbst reich gemacht und erhalten hat, ohne, wie die Emporkömmlinge, darauf stolz zu seyn; gewerbfleißig, wie wenn es noch arm wäre, allerdings in Dingen der Verzierungen und des Spielwerks oberflächlich, aber an wahrhaft unterrichteten Mannern vielleicht reicher als wir; so despotisch in seinem Handel, daß sein König eingesehen hat, daß er nur dessen erster Geschäftsverwalter seyn dürfe; ein sonderbares Volk, dessen Durst nach Reichthum so groß ist, daß es sich um seine Waarenballen mehr als um seine Geschichte bekümmert, und es so an uns, Durchreisende, kömmt, seine alte Asche aufzurühren, um darauf mit den Daten das Leben seiner großen, oft vergessenen, Männer wieder aufzubauen.

Troisièmes Melanges

par

l'abbé F. de La Mennais.

Ein Band in 8.

(Beschluß.)

(L.)

Indem er ein ganz revolutionaires Werk schreiben wollte, ist Herr de La Mennais genöthigt gewesen, revolutionaire Grundsätze anzunehmen und unter diesem Gesichtspuncte kann ich sagen, daß er seinem Gedanken weder in dem Memorial catholique, noch im Avenir, weder im Essai sur l'Indifference, noch in den Paroles d'un Croyant und diesen Troisièmes Melanges untreu geworden ist. Ich will bloß bemerklich machen, daß, wenn er immer dasselbe Ziel im Auge gehabt hat, er nicht immer dasselbe Mittel zur Erreichung gewählt hat. Ein Theil der Vorrede dieser neuen vermischten Schriften bezweckt, die Beständigkeit des Verfassers in seinen Ansichten auseinander zu setzen, den scheinbaren Widerspruch zwischen seinem Ultramontanismus der Restauration und seinem Republikanismus der letzten Jahre zu rechtfertigen. Prüfen wir diese Apologie.

In dem philosophischen System des Herrn de La Mennais existiren zwei erste, fundamentale und universelle Gesetze: das Gesetz der Einheit, welches die Pflichten begreift, die die Menschen unter sich und mit

Digitized by Google

Gott selbst verbinden; und das Gesetz der Freiheit, durch welches die individuelle und die gemeinschaftliche Entwickelung bewirkt wird. Diesen Gesetzen entsprechen zwei Classen oder Gattungen von Rechten: die Ordnung des Gehorsams und die Ordnung der Freiheit. Die Wahrheit und die Legitimität finden sich nur in der Vermittlung und Vereinigung, in der Achtung und der Unabhängigkeit dieser beiden gleich nöthigen Classen. Wenn ich jetzt die Anwendung betrachte, die Herr de La Mennais von dieser Theorie auf die religiösen, philosophischen und politischen Fragen gemacht hat, so sehe ich ihn, in dem ersten Theile seiner Laufbahn, unter der Restauration, in dem Essai sur l'indifference, in dem Memorial catholique, in den Progrès de la revolution et de la guerre contre l'Eglise, in der Religion considerée dans ses rapports avec l'ordre civil et politique, in seiner ganzen polemischen Heftigkeit gegen den Gallicanismus, die Philosophie und den Liberalismus, ich sehe ihn ausschließlich beherrscht von den Ideen der Einheit, der Autorität und des Gehorsams.

Wem erkennt er in dieser Epoche das Recht zu, das Gleichgewicht zwischen den beiden Gattungen von Wahrheiten, Gesetzen und Rechten zu behaupten und aufrecht zu erhalten, die in seiner Theorie nothwendig die ganze Legitimität constituiren? Der Kirche, dem Papstthum, d. h. der Personification der Einheit und der Autorität. Hier hat der Abbé de La Mennais keineswegs seine revolutionairen Prätentionen aufgegeben; denn er will im Namen dieser Principien der Einheit und des Gehorsams die Gesellschaft umkehren, die durch die Eroberungen der Revolution von 89 gegründeten politischen Institutionen zerstören, die Beziehungen, welche die Kirche und den Staat vereinigen, verändern, vernichten. In dieser Epoche kann jede Regeneration, jedes Werk der modernen Civilisation nur durch die Autorität und Einheit, durch die katholische Hierarchie und den Papst vollbracht werden.

Welche Sprache führt jetzt Herr de La Mennais? Mit welchen Ideen belehrt er uns jetzt? Er hat sich in das entgegengesetzte Extrem seines Systems geworfen. Es ist das Gesetz der Varietät, es ist das Recht der Freiheit und der Vernunft Aller, was er anruft. Sonderbare Weise, zwei Principien zu vereinigen dadurch, daß man eins nach dem andern ausschließlich behauptet, eins durch das andere tödtet! Wahrlich auf dem neuen Terrain, worauf er sich gestellt hat, hat ihn der revolutionaire Geist nicht verlassen; man kann wohl sagen, daß er sich hier heimischer gefühlt hat, als in dem unwandelbaren Kreise der Kirche, als unter den Klauen des Papstthums. In der That sagte die Unterwürfigkeit, die Demuth, die christliche Liebe, der Zaum des Gedankens und der Sprache, der jedem Kinde der Kirche aufgelegt ist, dem Verfasser der Worte eines Gläubigen nicht sehr zu. Unter der Kutte und der Sprache eines Mönches des eilften Jahrhunderts war ein Schwerdt und ein Wort des Soldaten verborgen, ungeduldig hervorzutreten, frei und drohend; die Kanzel Gregors VII. lastete zu schwer auf der Tribune eines Conventes, auf dem Haupte eines Robespierre; unter der Doctrin einer absoluten Autorität kochte eine Doctrin der Unabhängigkeit und des Aufstandes, die bald die erstere überfluthen und verschlingen mußte. In der That war der Keim, der Grund-Gedanke des Avenir, der Paroles d'un Croyant, der Vorrede und der letzten Artikel dieser Troisièmes Melanges in der Theorie der Gewißheit des zweiten Bandes des Essai sur l'Indifference niedergelegt. Daher hat Herr de La Mennais, wenn er in der Vorrede dieser Melanges zu beweisen sucht, daß er, mit Vorbehalt einiger Berichtigungen im Detail, consequent gewesen sey, indem er von den Ideen des Memorial catholique zu denen des Avenir und der Paroles d'un Croyant übergieng, Recht in der Behauptung, daß er nie seine Philosophie verleugnet habe; aber diese ganze Philosophie ist eine monströse Inconsequenz in dem Sinne, daß sie, ohne aus der katholischen Orthodoxie treten zu wollen, unternimmt, widersprechende, unvereinigbare Principien zu vereinigen, die Legitimität, die Autorität, die Infallibilität in der Offenbarung und in der allgemeinen Vernunft, in dem Papstthum und in der Volks-Souverainität zu begründen.

Das überzeugendeste Dementi, das dieser Philosophie gegeben worden ist, ist die Geschichte der Entwickelung der Ideen ihres Urhebers selbst in der Anwendung und der Praxis; es ist dem Herrn de La Mennais nicht möglich gewesen, sich in der rechten Mitte, in einem weisen Gleichgewicht zwischen der Einheit und der Mannichfaltigkeit, zwischen der Autorität und der Freiheit, zwischen dem Papstthum und den Volksrechten, wo, nach ihm, allein die Wahrheit sich befindet, zu halten.

Er hat, in der Vorrede der vorliegenden Schrift, welche alle Grundsätze des Avenir und der Paroles d'un Croyant resumirt, jede Autorität und jeden religiösen und philosophischen Gehorsam, Namens der Souverainität der allgemeinen Vernunft verleugnet; jede politische Autorität und Gehorsam im Namen der absoluten und zügellosen Volks-Souverainität; jede denkbare Gesellschaft im Namen seines Hasses gegen jede mögliche Gewalt und Hierarchie; seinen Charakter als katholischer Priester, im Namen der Verachtung und der Bitterkeit, die er über das Papstthum ausgießt wegen des Despotismus und der Unwissenheit, die es, wie er ihm vorwirft, auf der Menschheit wolle lasten machen, im Namen der Interessen, der Freiheiten des Volkes und der Fortschritte der Civilisation, wovon er erklärt, daß sie von der katholischen Hierarchie der Zeit weder begriffen noch befriedigt werden könnten; er hat endlich nicht nur seinen Charakter als katholischer Priester, sondern selbst den des Christen verleugnet durch die Heftigkeit seiner Sprache gegen Gewalten der modernen Gesellschaften ohne Ausnahme, gegen Classen von Bürgern, die das Unglück haben, Frankreich und Europa nicht revolutioniren und der Fahne des Abbé de La Mennais nicht folgen zu wollen.

In Wahrheit, ich weiß nicht, was dem Verfasser der Worte eines Gläubigen noch übrig bleibt, um das Recht zu haben, sich noch Katholik und Christ zu nennen. Die philosophischen und politischen Secten, welche träumen, daß die soeielle Umwandlung dieses Jahrhunderts ohne den Christianismus bewirkt werden könne, haben instinctartig die Art von Abschwörung des Abbé de La Mennais gefühlt; auch haben sie ihn mit Enthusiasmus adoptirt und ihm innig Glück gewünscht, in ihre Reihen übergetreten zu seyn. Und in der That, wo hat er seine Popularität und seine feurigsten Sympathieen erobert? Unter den Aposteln aller Nuancen des Saint-Simonismus, unter den Bürgern der Republik, unter der ganzen Jugend, die sich noch mit der aufgeblasenen und leeren Phraseologie von soeieller Regeneration, religiöser Umbildung, Befreiung der Proletarien, und von unbegränzter Vervollkommnungsfähigkeit ꝛc. begnügt.

Gott behüte mich, die hochherzigen Tendenzen der neuen Generation, die trefflichen Regungen des Herzens und Geistes, die sie beseelen, das Feuer, welches sie zur Erforschung der Wahrheit und zur soeiellen Vervollkommnung treibt, zu verkennen! Aber je schätzenswerther diese Tendenzen sind, je mehr diese Exaltation durch eine edle Ursache angeregt wird, desto mehr muß man darüber wachen, daß sie nicht unfruchtbar und verwüstend werden. Dies ist besonders die Pflicht des Genie's und vor Allem des beredten Genie's. Seit vier Jahren hat, dünkt mich, die neue Generation von löblichen Absichten inspirirte Systeme genug scheitern, ausgezeichnete Talente genug auf einen falschen Weg gerathen sehen, daß es wohl Zeit ist, anzuhalten und in die emancipatorischen Einbildungen mißtrauisch zu seyn, wie in die heftigen Provocationen zu Aufstand und Anarchie, im Namen der Liebe zu Gott, dem Volke und der Freiheit, der Fabeln genug gelesen, wo die Könige das Fleisch des Proletars essen und sein Blut aus seiner Hirnschaale trinken, wo das Elend der

Digitized by Google

Bevölkerungen dargestellt wird als das Werk des Egoismus der Bürgerschaft, wo die Nation sich erheben und zu ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung marschiren. Seit vier Jahren, das kann man sagen, nährt die neue Generation ihren Geist nur mit phantastischen Dichtungen und religiösen und sociellen Declamationen; glücklicherweise fängt sie an zu sehen, zu welchen verfehlten Ansichten von individueller Verbesserung und practischer Vervollkommung sie sich hat hinreißen lassen. Wenn alle diese Declamationen unserer Zeit einigen vorübergehenden Anklang gefunden haben, so muß man es dem Umstande zuschreiben, daß sie die edlen Sympathieen benutzten, die in den Gemüthern sich regten. So haben alle, in Romanen und Revuen, auf den Lehrstühlen und in philosophischen Werken, die subversivsten, aller Moralität, Ordnung und jeder regelmäßigen Gesellschaft widersprechendsten Theorieen auseinandergesetzt, indem sie den Namen Gottes, die Gefühle der Bruderliebe, der Freiheit und der Humanität mißbrauchen.

Uebrigens legt die Vorsehung in dieser Welt jedem Unheil bringenden Gedanken, der den allgemeinen und ewigen Gesetzen entgegen ist, unter deren Bedingung allein sie die Fortschritte der Menschheit erlaubt, eine unvermeidliche Strafe auf, nämlich Isolirung und Ohnmacht. In der That, ist es nicht ein offenkundiges Zeichen von dem Fluche Gottes, der auf den Lehren des Abbé de La Mennais ruht, daß alle diejenigen ihn verlassen haben, die ihm früher so innig anhingen und sich seine Schüler nannten? An wen hat sich der Verfasser der Worte eines Gläubigen jetzt angeschlossen, und wen hat er an sich gekettet? Seine Kirche hat ihn verdammt, die philosophischen und politischen Secten applaudiren ihm und benutzen nöthigenfalls sein Talent, aber sie vereinigen sich nicht mit ihm, weil er noch behauptet, Christ und Katholik zu seyn. Ist das nicht eine wahrhafte sociele Excommunication, welche die religiöse Excommunication bestätigt? Ein isolirter Gedanke aber, ein Gedanke, der nicht die Kraft hat, zwei Menschen an einander zu knüpfen, eine Association zu schaffen und ihr einen gemeinschaftlichen Zweck zu geben, dieser Gedanke ist radical ohnmächtig, ist todt und wird nie practisch ins Leben treten. St. G.

Bonaparte und Moreau.

(Aus dem Cabinet de Lecture.)

(2.)

Moreau war der persönliche Feind und Nebenbuhler von Bonaparte; schon als erster Consul hatte er sich davon überzeugen können, und zwar durch ein Pamphlet, das in der Bretagne gedruckt und an die General-Officiere und Corps-Commandanten gerichtet war. Nur wenige Exemplare gelangten an ihre Adresse; eins kam indessen doch an den General Rapatel, Freund Moreau's und vormaligen Adjutanten desselben. Der erste Consul beauftragte den Polizeiminister, über diesen Gegenstand eine Conferenz mit Moreau zu halten. Der General vertheidigte sich schlecht, mit anscheinender Sorglosigkeit und Nichtbeachtung im Ton, und als der Minister dem ersten Consul über diese Unterhaltung Bericht abstattete, antwortete dieser: „Alle diese geheimen Umtriebe machen mir Langeweile und ermüden mich. Wenn Moreau an meiner Stelle wäre, so würde ich sein erster Adjutant seyn. Wenn er sich geeigneter glaubt als mich, zu regieren — doch, er regieren! armes Frankreich! — Komme er, mir die Gewalt streitig zu machen, aber freimüthig, offen; sagen Sie ihm, daß er sich morgen um 7 Uhr im Boulogner Wald einfinden soll. Unsere beiden Säbel sollen den Streit entscheiden, die Collision endigen!"

Mit dieser Mittheilung beauftragt ging der Polizeiminister wieder zu Moreau und überzeugte ihn ohne Mühe, daß er am folgenden Tage den ersten Consul nicht im Boulogner Holz, sondern in den Tuilerieen aufsuchen müsse. Moreau erschien daselbst und Bonaparte, der in der Nacht zuvor davon benachrichtigt worden war, empfing ihn mit besonderm Wohlwollen, ohne ihm ein einziges Wort über den Gegenstand der Conferenz zu sagen, d. h. ohne des Pamphlets zu erwähnen.

Bis auf den letzten Augenblick hoffte Bonaparte immer, Moreau durch Freundlichkeit und Nachsicht zu gewinnen; aber Moreau, stolz und rauh, entzog sich hartnäckig allen entgegenkommenden Schritten. Er sah im ersten Consul nur den Usurpator einer Gewalt, auf welche er den gerechteren Anspruch zu haben meynte.

Als Moreau, von Roland, dem Freund Pichegru's, denuncirt, verhaftet und in den Tempel gebracht wurde, gab der erste Consul dem Großrichter, der ihn verhören sollte, seine ersten Instructionen in folgenden Ausdrücken: „Vor Allem sehen Sie, ob Moreau mich sprechen will; in diesem Falle setzen Sie ihn in Ihren Wagen und bringen Sie ihn zu mir — damit alles zwischen uns beiden abgemacht werde!"

Aber Moreau schwieg und beharrte bei seinem Schweigen.

Deutsche Literatur.

Theorie und Politik der Besteuerung.

Ein Handbuch für Staatsgelehrte, Volksvertreter und Geschäftsmänner.

Von

Dr. Karl Murhard.

Göttingen, Dietrich, 1834. XX. und 682 S. Groß Octav.

Das Buch entspricht seiner Bestimmung, und verdient nicht bloß das Handbuch derer zu seyn, welche der Titel namhaft macht, sondern von allen gelesen und beherzigt zu werden, die ein Bedürfniß empfinden, richtige und anwendbare Begriffe über das zu hegen, was sie in jedem denkbaren Verhältnisse des staatsbürgerlichen Lebens nicht umhin können zu erfahren.

Abgaben, unter welcherlei Namen und Form sie vorkommen mögen, entziehen dem Reichen wie dem Armen einen Theil seiner Habe, und wirken geradezu entgegen der Erweiterung seines Wohlstandes, und dem von der Natur in jegliches Menschen Brust gelegten Streben nach Verbesserung seiner Lage. Wen sie treffen, der ist berechtigt, sie für Uebel zu halten; aber eben so verbunden, zu erkennen, daß er sich ihnen eben so wenig zu entziehen vermag, als den Uebeln, welche die Natur über ihn verhängt, ohne auf den unentbehrlichen Schutz und die Sicherheit seiner Person und seines Eigenthums zu verzichten, und daß möglichst billige Erleichterung seiner Beschwerden alles ist, was er in Anspruch zu nehmen hat. Wo gegen die Nothwendigkeit der Besteuerung, gegen das unbezweifelte Bedürfniß der Summen, die dadurch allein aufgebracht werden können, nichts verständiges einzuwenden war, hat die Art und Weise ihrer Erhebung nicht selten zu gerechten Klagen Anlaß gegeben, und ist unmittelbare Veranlassung zu Volksaufständen und Staatsumwälzungen geworden, denen es nie an Schutzrednern und Bewunderern unter denen fehlt, die nichts dabei verloren haben.

Als Thatsache ergiebt sich, daß die inneren und äußeren Verhältnisse jedes Staates, jeder Provinz, ja sogar jeder besondern Gemeinheit, eine Abgabe

Digitized by Google

an einem Orte drückend, unerträglich und verderblich machen, die anderswo keine nachtheiligen, vielmehr im Ganzen vortheilhaften Wirkungen äußert. Darüber entscheiden Clima, Lage, Religion, Volkscharakter, Gewöhnung, und was sonst nichtwegzuvernünftelnden Einfluß auf die Verhältnisse besitzt, so gebieterisch, daß die scharfsinnigste Theorie fürchten muß, sich zu verirren, wenn sie über die Anwendung ihrer Grundsätze die Eingebungen der Politik und die Erfahrungen der Geschäftskunde zurückweiset. Mit musterhafter Umsicht und unbestechlichem Gleichmuth hat der Verfasser beide zu Rath gezogen, beide zum Wort kommen lassen, und jede Einseitigkeit vermieden. Es ist seine Schuld nicht, wenn Jemand sein eben so freimüthiges als von aller Weltstürmerei entferntes Werk unbelehrt und ungebessert aus der Hand legt. Indem er ohne Neid und Groll Gebrechen und Irrungen der Maaßregeln aufdeckt, großentheils nicht von bösem Willen und Eigennutz, sondern von vaterlandsliebenden menschenfreundlichen Denkern erfunden und empfohlen, welche einen Zweck für erreichbar hielten, weil er gewünscht zu werden verdiente, warnt er den Verständigen und Gewissenhaften vor der Erneuerung solcher Versuche, die jeder Tag und jede Messe zur Sprache bringt, und die fehlschlagen werden, weil sie fehlschlagen müssen.

Wie in seiner Theorie des Geldes und der Münze und der Theorie und Politik des Handels, ist ihm gelungen, auch über die Besteuerung die Lehrsätze der ausgezeichnetsten Forscher in einem faßlichen und verständlichen Vortrage zu ergänzen und zu berichtigen. Wie willkommen und zeitgemäß die Erscheinung einer solchen Belehrung in unsern Tagen seyn muß, liegt vor Augen; aber sie will studirt, nicht ausgezogen und angedeutet seyn, und wir begnügen uns, hier einige Sätze abzuschreiben, um von der Art und Kunst des Ganzen einen Vorschmack zu geben.

(S. 19.) „Gebühren, auf den Durchgang fremder Waaren gelegt, sollten nie die Natur eigentlicher Steuern annehmen, sondern immer nur den Ersatz der Kosten betragen, welche dem Lande die Beförderung der Durchfuhr veranlassen. Uebersteigen sie diesen billigen Ersatz, so werden sie Verletzungen des Völkerrechts und Ungerechtigkeit gegen das Ausland."

(S. 21.) „Gegenstand der Besteuerung ist einzig und allein das Vermögen der Staatsgenossen, innerhalb der Gränzen des Staatsgebiets; denn nur dieses kann vom Staate geschützt werden: wo aber kein Schutz möglich ist, da ist auch kein Recht denkbar, Schutzgeld zu erheben. Auch ist nur sachliches Vermögen steuerbar."

(S. 26.) „Oeffentliche Abgaben sind kein Tribut, welchen die Staatsgenossen der Regierung entrichten, sondern vielmehr billige Beiträge zum gemeinschaftlichen Aufwande der Gesellschaft, deren Glieder sie sind. Dieser Aufwand ist für alle Classen der Bürger nützlich, daher sind auch alle verbunden, zu dessen Bestreitung beizutragen, und die Gesammtmasse dieser Beiträge ist ein Theil des National-Vermögens."

(S. 36.) „Keine Regierung darf den Eigenthümer von seinem Eigenthum eigenmächtig scheiden. Ein Theil des Eigenthums, das Einkommen, kann nur dadurch der Regierung zufließen, daß die Nothwendigkeit der Steuer erwiesen wird."

(S. 40.) „Einige Staatsklügler haben sich verstiegen, öffentliche Abgaben für eine Vermehrung des National-Reichthums zu erklären. Wenn jedoch die Steuerpflichtigen zur Nation gehören, so sind sie es wenigstens nicht, deren Wohlstand durch die Abgabe befördert wird; oder man müßte die bereichern, denen man nimmt. Wie viel richtiger entscheidet Montesquieu auch hier: Steuern sind ein Antheil, den der Bürger von seinem Vermögen hingiebt, um dieses mit Sicherheit zu genießen, und der Antheil muß so gering seyn als möglich. Die Aufgabe der Finanzwissenschaft ist keineswegs, den Menschen alles zu nehmen, worauf sie zu verzichten vermögen, oder was sich ihnen entreißen läßt, sondern bloß so viel als für das Staatsbedürfniß unentbehrlich ist; und die Opfer, welche man von dem Bürger begehrt, dürfen dessen Erwerbmittel nie so sehr verkümmern, daß sie sich nicht alljährlich wiederholen ließen."

(S. 49.) „Nur Sophisten blicken mit Verachtung auf die materiellen Interessen der Völker. Die materiellen sind zugleich intellectuelle. Denn eine Nation muß in einem gewissen Wohlstande leben, wenn sie in der Cultur und Civilisation Fortschritte machen soll."

(S. 50.) „Volkswohlstand und Reichthum lassen sich nur erhöhen durch Vermehrung der Güter, und von dieser ist die Belebung des Geldumlaufs stets die unmittelbare und natürliche Folge. Daß durch öffentliche Verschwendung das Geld im Lande bleibe, ist eine jämmerliche Entschuldigung. Hätte man es den Steuerpflichtigen gelassen, sie würden es gleichfalls im Lande verzehrt und unentbehrlichen Nutzen dadurch beschafft haben. Niemand läßt sich überreden, er werde fett, weil ein anderer in seinem Namen Mahlzeit hält."

(S. 76.) „Schwerlich wird der Finanzkunst je gelingen, eine Theorie der Besteuerung so practisch anzuwenden, daß der Zweck vollkommen erreicht würde, alle Staatsgenossen auf gerechte und gleichmäßige Weise zu belasten; immer wird man sich begnügen müssen, der Erreichung dieses Wunsches möglichst nahe gekommen zu seyn. Aller Zeiten Erfahrung lehrt, daß ein reiner Ertrag, in allen Erwerbszweigen und in ihrer Verknüpfung, nur in ungewisser Annäherung erforscht werden kann; daß bei dem vielseitigen Verkehr der Menschen, nicht in menschlicher Macht steht, eine Steuerabwälzung von dem einen zum andern zu verfolgen; daß die Bedürfnisse, sonach auch die Forderungen des Staates, nicht stetig seyn können, sondern nach Umständen und Verhältnissen abwechseln müssen. Berücksichtigen wir endlich, welche große Rolle der Eigennutz der Menschen, auf diesem wie auf dem ganzen Felde der Erwerbung des National-Vermögens spielt, welche Verschiedenheiten Rechte, Lagen und Verhältnisse erzeugen, so müssen wir leicht gewahr werden, daß kein wissenschaftlicher Grundsatz in diesem Fache in vollkommener Reinheit zur Ausübung kommen kann. Gleichwohl werden wir der Grundsätze nie entbehren können, weil sie der Anwendung zur Richtschnur dienen müssen; nur nicht vergessen dürfen wir, die Stimmen der Billigkeit und Nachsicht zu hören."

(S. 78.) „Besteuerungskunst ist immer abhängig von dem Entwickelungsgrade der Gesellschaft, und soll sie dazu beitragen, die Entwickelung des gesellschaftlichen Lebens zu befördern, so wird dieses nur dadurch möglich, daß alles dazu hinlänglich vorbereitet ist."

(S. 82.) „Bei Einführung einer neuen Steuer darf nie übersehen werden, daß sie ihre endliche Wirkung im Verkehr nur allmählig ausbildet, und daß Wirkungen mancher Art nur aus der Erfahrung sich ergeben. Das haben alte Steuern vor neuen voraus, darum darf eine einmal bestehende nur wegen überwiegender und einleuchtender Gründe abgeändert werden. Denn Steuern sind, wie alle Beschränkungen, nur so lange unerträglich, bis man sich an sie gewöhnt hat, bis alle andern Lebensgewohnheiten mit ihr in Einklang gebracht sind, und was mit ihnen nicht bestehen kann, verloren, zerstört und verscheucht ist. Alle gewohnte Steuern scheinen keine Last mehr, sondern ein Bedingniß des Lebens, angeborenen Gebrechen gleich; neue hingegen Verstümmelungen, die man bisher nicht empfunden. Daher sind die Völker, in der Regel, nur gegen neue Steuern eingenommen, und verlangen erst dann die Abstellung langhergebrachter, wenn man ihnen vorpredigt, sie wären keine nothwendigen Bedingungen des bürgerlichen Daseyns, sondern willkührliche Beschränkungen. Es kostet beinahe eben so viel Mühe, einem rechtliebenden Mann begreiflich zu machen, weshalb er eine ererbte Last nicht fortzutragen brauche, als daß er seinen Erben neue Lasten übertragen dürfe. Doch untersagt sich das ächte und ehrenwerthe Stabilitäts-System nur diejenigen Steuer-Veränderungen, die keine nothwendige sind. Keine Regierung in der Welt kann die Summe bestimmen, welche hinreicht, sie vor allen

Digitized by Google

Verlegenheiten der Zukunft zu sichern. Schon die Schwankungen des Geldwerths machen die absolute Unveränderlichkeit unmöglich; zweckmäßige Veränderungen sind dem wahren und wohlverstandenen Besten der Unterthanen vortheilhaft. Würde nicht das allerdrückendste Verhältniß entstehen, wenn ein Gegenstand beständig dieselben Steuern tragen müßte, obgleich dessen Ertrag sich vermehrt oder vermindert? Es ist für die Gesammtheit so wie für den Einzelnen billig, daß erweiterte Geschäftsbetriebe einen größeren Beitrag zu öffentlichen Lasten leisten, und herabgekommenen die bürgerliche Bürde erleichtert wird. Provinzen und Ortschaften, die ihren alten Flor einbüßten, dürfen nicht mehr zu den alten Abgaben verpflichtet werden; Bezirke und Gewerbschaften, die neu aufblühen, sind zu höheren Abgaben eben so geeignet als verbunden. Gewisse Regeln sind auf alle Systeme anwendbar, müssen der Verwaltung jedes Landes zur Richtschnur dienen: Gerechtigkeit der Vertheilung, Mäßigkeit der Anlage, Bestimmtheit der Beiträge, Einfachheit und Wohlfeilheit der Erhebung."

(S. 92.) „Je größer die Masse der Vertheilung, desto erleichterter ist der Beitrag. In der verständigen Anwendung dieses einfachen Grundsatzes vereinigen sich alle Pflichten und Verdienste des Financiers. Das Problem seiner Kunst besteht nicht in dem Ergebnisse, daß Nichts zu zahlen sey, — denn unmögliche Dinge soll Niemand begehren — sondern, daß man so wenig zahle als thunlich und Jeder nach seinem Verhältnisse. Ob eine Nation durch Abgaben gedrückt werde oder nicht, hängt keineswegs von der Größe der Zahlen ab, sondern von dem Verhältnisse zum Nationalvermögen. Was vor hundert Jahren ein ganzes Jahr hindurch vorhielt, kann jetzt ein Monat verschlingen, ohne daß man daraus den Verfall des Staats oder die Verminderung seines Nationalwohlstandes folgern dürfte. Das Ergebniß weit verbreiteter Industrie und Geschicklichkeit ist die beste und einzige Grundlage der Finanzen. Es bleibt daher für alle Regierungen eine goldene Maxime, den Staat nicht mehr anzustrengen, als dessen innere Kraft und Stärke ertragen. Sie dürfen nicht üppigen Glanz, sondern des Staates Wohlfahrt, nicht eitle Entwürfe, sondern innere und allgemeine Stärke der Nation zu ihrem Zweck machen. Glanz und weitaussehende Unternehmungen, wie viel anlockendes sie haben mögen, bleiben am sichersten Privatpersonen überlassen, denen der Regent sich beigesellen mag, wenn sein eigenthümliches Vermögen ihn dazu berechtigt. Greifen die öffentlichen Ausgaben den gesellschaftlichen Reichthum an, so leidet und entbehrt das Volk. Der beste Finanzplan ist wenig auszugeben, die beste Steuer die geringste."

(S. 130.) „Es bleibt immer ein großer Unterschied, ob die Bürger sich selbst besteuern, oder ob die Regierung ohne ihr Zuthun das Besteuerungsrecht ausübt. Im ersten Fall können sie, bei größeren Abgaben die sie sich selbst auflegen, weil sie sich von der Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit überzeugt haben, mit einer bestehenden Ordnung zufriedener seyn, als bei geringeren Abgaben, die ihnen willkührlich von oben herab aufgelegt worden. Die meisten Menschen werden sich große Geldaufopferungen leichter gefallen lassen, als Verletzungen ihres Rechts und ihrer Sitte, obgleich sie diese nur zu oft mit bloßen Gewohnheiten und leeren herkömmlichen Vorrechten verwechseln."

(S. 133.) „Große Ungleichheit der Besteuerung bringt weniger Uebel hervor, als eine kleine Unbestimmtheit derselben. Daher muß öfterer Wechsel der Abschätzung so viel möglich vermieden, und darf nie vorgenommen werden, wenn er nicht unerläßlich nothwendig ist."

(S. 141.) „In despotisch beherrschten Staaten scheinen öfters die Abgaben, welche von der Regierung eingefordert werden, wenig bedeutend, ja sogar verhältnißmäßig geringer, als in Ländern nach freisinnigen Grundsätzen verwaltet; aber bei genauer Bekanntschaft mit der Art und Weise ihrer Erhebung, überzeugt man sich bald vom Gegentheil. Die Verpachtung indirecter Auflagen hat unläugbare Vortheile und unbesiegliche Gefahren. Vollkommen würde die Erhebungsart seyn, bei der die Abgaben gewiß, zur bestimmter Zeit, und unverkürzt eingingen; deren Kosten so gering als möglich wären, nicht nur die öffentlichen, sondern auch die gehelmen; und von denen die Besteuerten weder Unbequemlichkeit, noch Verdruß, noch Zeitverlust hätten."

(S. 172.) „Man besteuert entweder was ist, oder was geschieht; jenes sind directe, dieses indirecte Steuern. Der Betrag der ersten läßt sich im Voraus bestimmen; über die zweiten lassen sich nur Vermuthungen äußern, zwar auf hohe Wahrscheinlichkeit gestützt, die aber der Erfolg zum Theil bestätigt, zum Theil widerlegt."

(S. 176.) „Grundeigenthum läßt sich nicht verläugnen, aber der Besitz zinstragender Documente, und selbst deren Zinserhebung sehr leicht; daher sind zinsbar belegte Capitalien kein zweckmäßiger Gegenstand directer Besteuerung. Der Gegenstand indirecter ist um so viel glücklicher gewählt, je weniger es möglich ist, die besteuerte Handlung der Aufmerksamkeit der Hebungsbeamten zu entziehen. Directe Steuern sind leichter zu erheben als indirecte, weil im Bestehenden etwas Bleibendes, im Geschehenden etwas, oft schnell Vorübergehendes ist. Bei der directen Steuer bestimme die Regierung, wie viel und wann jeder Steuerpflichtige zahlen soll; sie kann daher leicht drückend für ihn werden. Bei der indirecten bleibt ihm die Möglichkeit, die besteuerte Handlung und die Zeit der Entrichtung seinen besondern Verhältnissen anzupassen. Beschränkt sie sich auf Handlungen, die der Mensch aus freier Wahl vornimmt, wenn ihm wohl ist, oder wenn er auf Gewinn hofft, so steht sie hoch über der der directen."

(S. 183.) „Unläugbar, aber oft übertreten ist die Wahrheit, daß nie die Person, immer nur das Sachvermögen derselben, besteuert werden sollte. Das bloße Daseyn eines Menschen beurkundet sein Einkommen nicht. Ungleichheit der Besteuerung zeigt sich am auffallendsten bei der Rangsteuer. Nur selten steht diese mit der Zahlfähigkeit im Verhältniß. Der Mann hohen Ranges kann oft weit weniger ermüssigen, als der in der viel niedrigeren Classe; und gerade in der höheren Volksclasse ist Einkommen und Vermögen ungleich verschiedener und öfterem Wechsel ausgesetzt, als in der geringeren."

(S. 195.) „Müssen absolutnothwendige Lebensmittel besteuert werden, so ist es dennoch vielleicht besser, da Jeder ungefähr gleich viel solche Lebensmittel verzehrt, die Abgaben durch eine directe Kopfsteuer, als durch eine indirecte, weitläufige und kostspielige Accise zu erheben."

(S. 229.) „Vermögenssteuer scheint keinen andern Zweck zu haben als den, durch ihr widersinniges Nehmen den Reichen ärmer, und am Ende alle arm zu machen. Denn Uebertastung des Reichen drückt nicht ihn allein; sondern da sie ihm die Gütermasse nimmt, welche er zur nützlichen Beschäftigung und zur Ernährung der ärmeren Volksclassen anwenden konnte, richtet sie in nothwendiger Folge auch diese zu Grunde."

(S. 236.) „Abzugssteuer, sie mag Fremde treffen oder Einheimische, ist dem Vortheil jedes Staates zuwider; denn sie stört den wechselseitigen Verkehr der Völker und der Einzelnen, wirkt der Einbringung fremder, den Nahrungsfleiß belebender Capitale entgegen, und giebt zu Retorsionen Anlaß, die den National-Wohlstand gefährden."

(S. 242.) „Das öffentliche Hypothekenwesen ist eine vortreffliche Anstalt; die Höhe der Eintragungsabgaben aber hat solche hin und wieder verpestet, indem der Gläubiger gewöhnlich den Betrag derselben vom Darlehen zurückbehält, oder doch wucherliche Zinsen zu decken bemüht ist. So lange sich Jemand sein Eigenthum erhalten kann, bezahlt er der Regierung nichts; aber in dem Augenblick, wo Unglück oder Unverstand ihn zwingen, sich von einem Besitzthum zu trennen, das vielleicht durch lange Geschlechtsfolge auf ihn herabgekommen ist, in demselben Augenblick tritt der Staat hinzu, nicht um sein Ungemach zu lindern, sondern um sein Elend zu mehren und sein Verderben zu beschleunigen."

Digitized by Google

(S. 273.) „Da die Grundrente des Bodens wirklicher reiner Ertrag ist, so kann ihre Fähigkeit zur Besteuerung keinem Zweifel unterliegen. Nur darf der Gesetzgeber nie vergessen, daß ihre genaue Erforschung zu den Unmöglichkeiten gehört, und daß die scharfsinnigsten dafür aufgebotenen Mittel, wie kostbar sie auch gewesen, von jeher fehlgeschlagen sind und in alle Ewigkeit fehlschlagen werden."

(S. 313.) „Man wird, nach wiederholten vergeblichen Versuchen, endlich zu erkennen gezwungen seyn, daß die Grundsteuer nicht Einkommensteuer ist, sondern Steuer vom Stamm-Vermögen, und nur aus diesem Standpuncte gleichformig behandelt zu werden vermag. Bis dahin wird die gerechte Klage über unverhältnißmäßige Bürde der Grundsteuer nicht aufhören, und muß zu der Entscheidung führen, diese Steuer, wie jede directe Abgabe, möglichst zu mäßigen, und wenn die Nothwendigkeit befiehlt, lieber die indirecte Besteuerung zu erhöhen. Wo sie seither nicht stattgefunden, ist deren Einführung unpolitisch und den National-Wohlstand gefährdend. Wo sie seit Menschenaltern bestanden, ist ihre anfängliche Härte um vieles ausgeglichen und aufgehoben. Abgaben, seit undenklicher Zeit von der Grundrente entrichtet, sind in der That nichts als Reallasten, Erbzins, welchen der Staat als Zinsherr von den Besitzern des Bodens der Zinspflichtigen zu fordern hat. In Ansehung dieser Steuern ist er als erster Gläubiger des Landbesitzes zu betrachten. Nicht die jetzigen Grundeigenthümer haben Ursache, Klage zu führen, daß ein Theil ihrer Bodenrente vom Staat in Anspruch genommen wird; denn der aus der ständigen Besteuerung ihnen erwachsende Verlust ist ihnen ja, bei Erwerbung des Grundeigenthums, bereits im Preise vergütet. Die, welche gerechte Ursache hatten, sich darüber zu beschweren, sind längst dahin gegangen. Eine Verzichtung des Staats auf die ihm zustehenden Verrechte wäre Aufopferung des Staats-Vermögens, nicht Großmuth, sondern Verschwendung; nicht eine Handlung der Gerechtigkeit, sondern der Ungerechtigkeit gegen die übrigen Steuerpflichtigen, welche die Lücke, die dadurch in den öffentlichen Cassen entstehen würde, durch neue Abgaben decken müßten. Das widerspräche allen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Staatsklugheit, hebt jedoch die Ablösbarkeit der Grundrente nicht auf, in sofern keine Maaßregel der Vorsicht dabei versäumt wird."

(S. 368.) „Landbau ist und bleibt der Grundpfeiler des National-wohlstandes, die sicherste Grundlage seines Aufblühens; und die Masse der Grundbesitzer bildet fast allenthalben den wichtigsten und ansehnlichsten Theil der Bevölkerung. Hat nun jede Besteuerung des Vermögens oder Einkommens mehr oder weniger Einfluß auf ihre Betriebsamkeit oder auf ihren Verkehr, sowohl unter einander als mit den übrigen Gewerbtreibenden, so kann keinem Zweifel unterliegen, daß Werthschaffung und Handel einer Nation im ganz vorzüglichen Grade betheiligt sind, bei der Art und Weise wie die Boden-Rente im Lande mit öffentlichen Abgaben belastet ist. Gewiß dürfen daher auch, bei keinem andern Zweige der Besteuerung, Weisheit, Umsicht und Mäßigung dringender zu empfehlen seyn, den Regierungen nicht minder, als den Vertretern und Stimmführern der Völker."

(S. 370.) „So lange das Werthserzeugniß der Arbeit bloß hinreicht zur Erhaltung und Erneuerung der schaffenden Kraft des Menschen, wirft die Arbeit keine Rente ab; mithin kann sie erst dann ein Gegenstand der Besteuerung werden, wenn sie einen Ueberschuß darbietet über den zur Belebung der Kraft nothwendigen Bedarf. Die Ausmittelung der wirklichen Arbeits-Rente ist daher wenigstens eben so großen Schwierigkeiten unterworfen, als die der Boden-Rente, und vollständiger Lösung der Aufgabe unerreichbar. Denn geistige menschliche Kraft zeigt sich regelloser und freier, aber auch unbeständiger und schwankender, als der Gang der schaffenden Naturkraft."

(S. 400.) „Nicht ohne äußerste Vorsicht läßt sich die, an sich schon schwer zu ermittelnde Capital-Rente eines Landes, als Gegenstand der Besteuerung benutzen; soll diese Abgabe nicht binnen Kurzem die Werthschaffung und den Verkehr des Volks in hohem Grade gefährden und großes Unheil zur Folge haben. In dem Verhältnisse, wie die Capital-Rente von der Finanz-Behörde in Anspruch genommen wird, müssen sich die Capitalisten aufgefordert fühlen, ihre Fonds der Besteuerung zu entziehen; und diesen Zweck erreichen sie am sichersten, wenn sie solche aus dem Lande schaffen, wo die Steuer auf ihnen lastet. Dadurch muß die bisherige Werthschaffung allmählig abnehmen, die nur mit Hülfe jenes Fonds Statt haben konnte, und mit der Verminderung der Werthschaffung auch der Verkehr in Stockung gerathen. Die Herausziehung stehender Capitalien wird dem Manufactur-Herrn, dem Gläubiger, nicht immer thunlich seyn, er wird sich die lästige Uebersteuerung gefallen lassen müssen; aber er wird sich wohl hüten, neue Fonds auf ähnliche Weise anzulegen."

(S. 405.) „Die Größe des Land-Eigenthums kann nie ein Geheimniß seyn, und ist auszumessen. Was für Geld-Capitalien Jemand besitzt ist, fast immer ein Geheimniß, und kann fast nie mit einiger Zuverlässigkeit ausgemittelt werden. Eine Auflage, welche die Geld-Capitalien aus dem Lande treibt, ist verderblich für alle Landes-Einwohner. Auch die mäßigste dieser Art wird und muß, in der Regel, immer mehr den Schuldner treffen, als den Gläubiger."

(S. 424.) „Jegliche Steuer, unter welchem Namen sie auch vorkommen mag, ist wesentlich immer Einkommen-Steuer."

(S. 446.) „Es ist völlig unausführbar, Cataster von gehöriger Brauchbarkeit nach den unterschiedlichen Quellen des reinen Einkommens anzulegen, und darauf eine allgemeine Besteuerung der Staatsgenossen zu gründen."

(S. 452.) „So wahr der Mensch ein Vernunftwesen ist, muß Jedem nicht bloß das gelassen werden, was ihm zum sinnlichen, sondern auch das, was ihm zum geistigen Leben unentbehrlich ist."

(S. 474.) „Eine directe Einkommen-Steuer, nach Verhältnissen rohen Einkommens vertheilt, hat alles gegen sich, was einer Gebrauchs-Steuer entgegen steht, welche auf den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens lastet. Diese kann nur die Kraft zur Arbeit schwächen, jene zerstört selbst den Willen dazu. Sie ist nur geeignet den Fleiß zu lähmen und zu vernichten, nicht ihn zu wecken und zu beleben."

(S. 491.) „Die Ausmittelung des Einkommens hat nicht nur alle Schwierigkeiten der Ausmittelung des Vermögens wider sich, sondern noch weit mehr, weil es bei allen Menschen noch ungleicher und veränderlicher ist. Die Wendungen und Künste, um jeden Unterschleif zu entdecken, würden noch verderblicher werden als bei der Accise, weil es bei ihnen auf den Verrath häuslicher Geheimnisse ankäme. Der Gewissenhafte wäre im unläugbaren Nachtheil, der Gewissenlose unwiderstehlicher Versuchung Preis gegeben."

(S. 508.) „Nie wird die Finanz-Kunst dahin gelangen können, das reine Einkommen des Einzelnen ganz zuverlässig zu entwickeln."

(S. 528.) „Der gutherzige Narr und der Arme wird hoch, der Schalk und der Reiche, der sein Vermögen zu verheimlichen weiß, wird verhältnißmäßig niedrig besteuert werden, und am Ende wird sie auch die Ehrlichen zu Schalken machen. Oberflächliche Untersuchungen geben keine genügende Aufklärung, genaue Nachforschungen veranlassen bösartige Nachreden und große Uneinigkeiten. Dadurch wird der Friede unter Bürgern und Bauern gestört, und Aergerniß, Zwietracht und Feindschaft angestiftet, so daß der Fleiß, die Ruhe, der Wohlstand und das Glück der Unterthanen mehr leiden, als die beabsichtigte Einkommen-Steuer Gewinn bringt."

(S. 561.) „Am rathsamsten erscheint eine geschickte Verbindung directer Besteuerung mit indirecter, damit jede von beiden minder drückend

Digitized by Google

werde. Der große Vorzug aller Verbrauchs-Steuern, von dem Erzieler oder Kaufmann vorgeschossen, deren Betrag auf den Preis der Waare geschlagen wird, besteht darin, daß kein Erlaß zu ertheilen ist; daß keine harte Maaßregel der Beitreibung Statt findet, als nur gegen Schleichhändler und Uebertreter; daß sie unmerklich entrichtet werden und der Geringe dazu beiträgt ohne sich belästigt zu fühlen; daß der Steuerpflichtige sie zu einer Zeit entrichtet, die er selbst gewählt hat; und endlich, daß mit dem Fortschreiten des allgemeinen Wohlstandes diese Art der Steuern, ohne erhöht zu werden, immer größeren Ertrag abwerfen. Es versteht sich von selbst, daß sie so hoch und unbillig nicht seyn dürfen, um die Sittlichkeit des Volks zu gefährden, und die Entwickelung seines Verkehrs zu hemmen."

(S. 597.) „Treibhaus-Anstalten zur Beförderung und Erhaltung heimischer Fabriken, Manufacturen und Erzeugnisse," (das Paradies der Pfuscher) „entschädigen das Volk nicht für theuere Erkaufung schlechterer Waaren, für den Verlust seiner auswärtigen Märkte, für die Beschränkung des Weltverkehrs, für das fortschreitende Herabsinken seines Handels mit dem Auslande." (Man darf nie besorgen, daß der schlichte Menschenverstand in der Ferne suche, was ihm die Nähe genügend beut, und schon ihrer Nähe wegen wohlfeiler gewähren kann; denn die Versuche des Auslandes, eigne Erzeugnisse unter ihrem Werth loszuschlagen, bestrafen sich zu schnell und zu fühlbar an diesem selbst, um jemals von Dauer zu seyn.) „Es ist dem Volke wenig damit geholfen, daß in Folge des Anschlusses an einen großen Zoll-Verein, der Spielraum seines Verkehrs erweitert werde, wenn in den meisten zum Verein gehörigen Ländern keine Nachfrage Statt hat nach den Erzeugnissen seines Bodens und Gewerbfleißes; wenn jene Länder, ihrer geographischen oder gewerblichen Verhältnisse wegen, keinen Gebrauch zu machen im Stande sind von diesen Erzeugnissen. Nicht der Umfang des Gebiets, nicht die Ausdehnung eines Landes, bestimmt den Bewohnern den Umfang ihres inländischen Marktes; letzterer kann vielmehr nur so weit reichen, als das Land von Menschen bewohnt ist, welche sich gegenseitig Verdienst und Auskommen geben." (Die Umgehung der Zölle auf die Einfuhr ausländischer Erzeugnisse, ist ein so kostbares und gefährliches Handwerk, daß sie nie von Bedeutung seyn kann, wo nicht die Vermeidung eines überhohen Zoll-Tarifs den Waghals dafür entschädigt. Alle hochgepriesenen und in der That bewundernswürdigen Anstalten zur Beförderung unerhört schnellen Verkehrs werden den Aufwand nicht ersetzen, den sie erfordern, wo der Verkehr selbst gelähmt wird. Wer nichts auf die Post zu geben hat, wird nichts auf die Post geben, wie vortrefflich sie auch bestellt ist.)

(S. 600.) „Für ein unabhängiges Volk — und Trieb zur Unabhängigkeit ist jedem angeboren und unvertilgbar — bleiben das Vermögen desselben und der Bedarf des öffentlichen Aufwandes, die einzigen Regulatoren der öffentlichen Abgaben." (Darüber hat keine ausländische Regierung ein unbefangenes Urtheil, und sollte sich keine Entscheidung anmaßen.)

(S. 603.) „Auf der ganzen Erde, diesem unermeßlichen Reiche, dessen Provinzen die verschiedenen Staaten sind, ist eine Provinz dieser Gattung von Erzeugnissen, die andere einer andern günstig. Durch wechselseitigen Verkehr wird das menschliche Geschlecht in den Stand gesetzt, seine Arbeit in der Art zu vertheilen, wie sich solche am besten für die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Landes und Volkes schickt. Dadurch wird der Kunstfleiß und die Betriebsamkeit des Ganzen ohne Vergleich fruchtbarer, und jede Gattung nothwendiger, nützlicher und angenehmer Gegenstände in weit größerem Ueberfluß und mit geringeren Kosten erzeugt." (Der geschlossene Handelsstaat wird zur Zuchthaus-Anstalt für seine schuldlosen Bürger, und zur Wüste für die Welt.)

(S. 610.) „Eine Verbrauchssteuer auf Gegenstände des Luxus im engern Sinn, gleichviel ob heimisch oder fremd, ist die untadelhafteste von allen, weil diese zu den entbehrlichsten gehören. Nur darf sie solche nicht so vertheuern, daß sie die Natur eines Verbots annimmt, denn davon wäre die unausbleibliche Folge, daß sie, im graden Widerspruch mit ihren Zwecken, wenig einbrächte. Schon jetzt bilden, wegen unabweislicher Bedürfnisse, in den meisten Ländern, alle herkömmlichen Genußmittel des Wohllebens im weitern Sinn, Wein, Bier, Branntwein, Taback u. s. w., die ergiebigsten Quellen der Verbrauchsbesteuerung, obgleich das Gefühl ihrer Unentbehrlichkeit nur von denen angefochten wird, die es nicht theilen, und sicherlich dieser und jener Völkerschaft so wenig aufgedrungen werden kann, als einzelnen Menschen. Nie wirft eine Steuer der Staatsbehörde so viel mehr ab, als sie solche erhöht. Jede Uebertreibung derselben zerstört den Grund, auf den sie sich stützt. Als Turgot den Einfuhrzoll auf Stockfische um die Hälfte herabsetzte, blieb dessen Ertrag derselbe. Mithin hatte sich ihr Verbrauch verdoppelt, mit ihm der Gewinn der Fischer und der Höker, die Ersparniß der Käufer gleichfalls, und der Staat verlor nichts dabei. Das Gehässige der Verbrauchssteuer in Europa, und namentlich in Deutschland, rührt hauptsächlich her von ihrer fehlerhaften Vertheilung und Erhebung, besonders von dem Umstande, daß man kein Bedenken getragen hat, selbst die unentbehrlichsten Genußmittel dieser Abgabe zu unterwerfen. Wo dergleichen Fehler vermieden werden, sind sie eine der vorzüglichsten Hauptquellen der Finanzen, und ein sehr passendes Mittel, das subjective reine Einkommen der Staatsgenossen, was auf directem Wege gehörig zu erfassen unmöglich ist, auf indirectem Wege zur Besteuerung herbeizuziehen."

(S. 619.) „Die ausgebildetsten Steuer-Systeme, das brittische, das niederländische, das nordamerikanische, bringen den größten Theil ihres Staatseinkommens durch indirecte, namentlich durch Verbrauchssteuern auf. Der in Folge der Kornbill in England zu entrichtende Zoll von fremdem Getraide ist nicht als Steuer, nicht als Hülfsmittel der Finanzen zu betrachten, sondern als staatspolizeiliche Auflage, lediglich eingeführt zum Schutz der brittischen Naturerzeugnisse gegen die Mitbewerbung des Auslandes." (Das Festland hat, mit Keulenschlägen des Continental-Systems, Großbritannien in die Nothwendigkeit gesetzt, mehr Land unter Pachtung zu nehmen, als seit einer Reihe von Menschenaltern geschehen war. Die Kosten der Urbarmachung sind nirgends wohlfeiler als auf dem Papier, am wenigsten in England. Ist es denn ein Wunder, daß menschenliebende und aufgeklärte Vaterlandsfreunde Bedenken tragen, durch übereilte, nicht sehr unmerklich herbeigeführte Hinwegnahme wohlverdienter Begünstigung, Brüder der Verarmung Preis zu geben, die ihr Volk vor Hungersnoth bewahrt haben? Ist überhaupt rathsam, die Befriedigung eines unentbehrlichen allgemeinen Bedürfnisses von der trüglichen Willkühr wankelmüthiger Fremden abhängig zu machen; und dabei einzig nur die augenblickliche vorübergehende Verminderung des Preises, nicht aber die bleibende Sicherheit der Versorgung ins Auge zu fassen?)

Nicht Mangel, sondern Ueberfluß an Stoff und trefflicher Belehrung, zwingt uns hier, die Feder niederzulegen, und uns auf den Zusatz zu beschränken, daß der Leser alle von uns angedeuteten Thatsachen im Werke selbst bewiesen finden wird; und daß wir kein Bedenken tragen, die dasselbe beschließende vorurtheilsfreie und besonnene Würdigung des Mercantil-Systems, des physiokratischen, des Industrie-Systems, und desjenigen, welches der Graf von Soden aufgestellt, als Muster gerechter und billiger Kritik anzuerkennen. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1075. Hamburg. Mittwoch, den 29. July. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Tagebuch über den Rückzug des Marschalls Ney von Smolensk nach Orsza. Von einem ehemaligen Ordonnanz-Officier Napoleons. . . . . Seite 713

Storia degli antichi Popoli italiani. (Geschichte der alten Völker Italiens.) Von Joseph Micali. Dritter und letzter Artikel. . . . . „ 717

Skizzen über eine portugiesische Colonie auf den Inseln des grünen Vorgebirges. . . . . „ 719

Der Müller und sein Kind. Volksdrama in fünf Aufzügen, von E. Raupach. — Der Zeitgeist. Possenspiel in vier Aufzügen, von E. Raupach. — Der Rasenstüber. Posse in drei Aufzügen, von E. Raupach. . . . . „ 720

Tagebuch über den Rückzug des Marschalls Ney von Smolensk nach Orsza.

Von

einem ehemaligen Ordonnanz-Officier Napoleons.

(Aus der Sentinelle de l'Armée.)

(R.)

Der nach dem glänzenden Treffen von Malo-Jaroslawetz angetretene Rückzug von Moskau ging in guter Ordnung vor sich, obgleich die französische Armee eine gänzlich verwüstete Straße eingeschlagen hatte und die gesammte russische Macht ihr auf der Ferse folgte. Unser Anblick blieb imponirend, unsere Haltung drohend — wir wollten in Lithauen die Winterquartiere beziehen und Smolensk, welcher Platz mit allem Möglichen in Ueberfluß versehen war, sollte unser Stützpunct seyn. Aber binnen wenig Tagen ward dieser Rückzug zur gräulichsten Catastrophe. Im Bivouac von Semlewo, zwischen Wiasma und Dorogobuy, stellte sich in der Nacht vom 2. zum 3. November eine plötzliche und strenge Kälte ein, die vom 6ten ab, im Bivouac von Michalewska, unerträglich ward. Die Armee hatte sich eines so vorzeitigen Frostwetters nicht versehen und noch vor dessen Eintritt Smolensk erreichen zu können gehofft. Nicht lange, und unsere erstarrten Soldaten waren kaum noch im Stande, sich ihrer Waffen zu bedienen; unsere schlecht genährten und nicht gut geschärften Pferde stürzten auf den mit Glatteis bedeckten Wegen; die Cavallerie, die Artillerie und die Bagagewagen, welche auf einer Linie, die zu einer großen Wüste geworden war, unsere Vorräthe transportiren sollten — alles gerieth zugleich ins Stocken: wir hatten weder Lebensmittel, noch Obdach, noch Ruhe. Die russische Armee, welche uns auf Seitenwegen nachzog, fand ein bewohntes Land vor und litt an gar nichts Mangel; ihre Soldaten, besser vorbereitet, um eine strenge Kälte zu ertragen, hatten ihr Unterkommen und Lebensmittel in Fülle, so daß sie der herben Witterung, welche uns zu Boden warf und binnen wenig Tagen in einen Zustand versetzte, daß wir keine Schlacht mehr wagen durften, widerstehen konnten.

In einem solchen Zustande, mit einer fast völlig desorganisirten Armee, traf der Kaiser am 9. November zu Smolensk ein; wir konnten diesen Platz nicht mehr behaupten, und waren bedroht, von der großen russischen Armee auf unserm linken Flügel überflügelt zu werden. Napoleon verweilte nur wenige Tage, um den Truppen etwas Rast zu geben, Lebensmittel unter sie vertheilen zu lassen, die verschiedenen Armee-Corps zu sammeln und sie nach einander abzusenden, um die Communicationen zu erhalten. Er selbst brach am 14. November um 9 Uhr Morgens mit der Garde von Smolensk auf, nachdem er dem Marschall Ney den Befehl gegeben hatte, den Nachtrab zu decken, der sich noch auf dem rechten Dnieperufer befand.

Ich war, mit einem Auftrage zum Marschall Ney gesandt, bei ihm geblieben. Wir verließen die Stadt in der Nacht vom 16ten zum 17ten, nachdem wir mit größter Mühe alle die Nachzügler gesammelt hatten, welche schon unsere Reihen unterbrachen und die späterhin allen unseren Bewegungen hinderlich waren. Ungefähr eine Stunde nach unserm Aufbruch ließ man von den Minen, welche unter den dicken Mauern von Smolensk angebracht worden waren, eine nach der andern springen. Diese furchtbaren Detonationen hemmten unsern Marsch; nie hat man ein Schauspiel gesehen, das zugleich imponirender und entsetzlicher gewesen wäre! die Erde erbebte unter unsern Füßen; ungeheure Feuersäulen stiegen zum Himmel empor, der ganze Horizont schien in Feuer zu stehen: bald aber trat dann eine tiefe Stille und eine Finsterniß ein, die nur durch die Weiße des Schnee's in etwas gemildert wurde, und wir marschirten so die ganze Nacht hindurch unter dem Eindruck des gräulichen Werkes der Vernichtung, wovon wir Zeuge gewesen waren.

Am 17ten und 18ten setzten wir unsern Weg fort, unausgesetzt von Kosackentrupps harcellirt, die uns bald mit Kanonen anzugreifen begannen: wir wußten noch immer nicht, was aus den Corps geworden, die uns vorauf gezogen waren. Als wir endlich bei dem Hohlwege von Merline, ungefähr zwei Lieues von Krasnoe, angekommen waren, dessen Eingang hoch genug lag, um von da aus einen Theil des Weges, den wir noch zurückzulegen hatten, übersehen zu können, gewahrten wir eine Menge Infanterie- und Cavallerie-Colonnen, die uns zur Linken eintrafen und die schon vor uns beide Seiten der Straße besetzt hielten. Nun zweifelten wir nicht mehr, daß die Corps Eugen und Davoust gezwungen worden, uns im Stich zu lassen, und daß uns jede Gemeinschaft mit dem übrigen Theil der Armee abgeschnitten sey.

Die einzige Hoffnung des Heils, die es noch gab, war, den Versuch zu machen, ob sich nicht ein Weg mitten durch des Feindes Reihen er-

Digitized by Google

zwingen lasse. Der Marschall Ney hatte drei Divisionen Infanterie, nämlich, die Divisionen der Generale Ledru und Razout, welche aus den Trümmern seines Armee-Corps gebildet worden, und die von dem Corps Davousts detaschirte Division des Generals Ricard. Die Gesammtzahl dieser drei Divisionen mochte sich auf 6000 Combattanten und auf eine fast gleiche Zahl isolirter Leute, die meistens keine Waffen führten und die unsern Bewegungen nur hinderlich waren, belaufen. Außerdem hatten wir noch einige Detaschements leichter Cavallerie und 12 Stücke Geschüz.

Nachdem der Angriff beschlossen worden war, passirten zwei Divisionen den Hohlweg übers Eis und über eine kleine hölzerne Brücke, die kaum die Kanonen tragen konnte, während die dritte als Arrieregarde an der anderen Seite des Hohlweges stehen blieb, um den Colonnen die Spize zu bieten, die unsern linken Flügel bedrohteten. Kaum hatten wir das jenseitige Plateau erreicht, als wir von 50 Stücken begrüßt wurden, die zu unserem Empfange in Batterie aufgefahren worden waren und eine furchtbare Verheerung in unsern Gliedern anrichteten. Wir griffen desungeachtet mit einem solchen Ungestüm an, daß wir die drei ersten Linien, die uns gegenüber standen, über den Haufen warfen; aber je weiter wir vordrangen, desto mehr Feinde hatten wir zu bekämpfen. Bald befanden wir uns in der Mitte einer furchtbaren Armee, die, indem sie sich längs unsern Flanken zusammenzog, uns von allen Seiten zu umzingeln drohte. Nach unerhörten Anstrengungen, nachdem wir mit einer Erbitterung gekämpft, die vielleicht ohne Beispiel war, mußten die Soldaten, von der Menge erdrückt, und nachdem sie schon über die Hälfte der Ihrigen eingebüßt hatten, endlich der Wucht der Massen weichen und wurden durch wiederholte Angriffe leichter Reiterei, die sie zu Boden warfen, in den Hohlweg zurückgedrängt. Der Marschall war mitten im Getümmel; er sammelte ein Bataillon um sich her, kehrte nach dem jenseitigen Plateau des Hohlweges zurück, und vereinigte die Trümmer der beiden ersten Divisionen mit der dritten, die glücklicher Weise noch nicht im Kampfe gewesen war. In diesem verzweifelten Treffen verdankten wir unser Heil nur dem Umstande, daß die Russen, über die Wuth unsers Angriffs verwundert, es nicht wagten, uns über den Hohlweg hinaus zu verfolgen.

Bald erschien ein russischer Major als Parlamentair, um den Marschall zur Capitulation aufzufordern, indem er ihm anzeigte, die Corps von Eugen und Davoust seyen gänzlich vernichtet, die Armee, welche ihm gegenüber stehe, sey die des Miloradowitsch, 100,000 Mann stark, welcher die große Armee unter Kutusow folge; ein längerer Widerstand wäre demnach, da er gar keinen Erfolg haben könnte, unnüz. Der Marschall schickte ihn zurück, ohne ihm eine Antwort zu geben; als er aber, bei den dreimaligen Wiederholungen der Aufforderung durch denselben Parlamentair, bemerkte, wie dieser Officier sich immer langsam näherte und sich wieder langsam entfernte, um zu erforschen, wie stark wir seyen, so benuzte er den Umstand, daß die Kosacken während der lezten Conferenz einige Kanonenschusse abfeuerten, um ihn fest und gefangen zu halten.

Beim Einbruch der Nacht ward bei dem Dorfe Danikowa, zur Rechten der Heerstraße, Halt gemacht; der Marschall ließ Feuer anmachen, um die Meynung zu erwecken, daß er dort die Nacht über bleiben werde. Uns als eine sichere Beute für den nächsten Tag ansehend, standen die Russen von unserer Verfolgung ab und gingen auch ihrerseits ins Bivouac. Wir vernahmen dann mehrere Artilleriesalven in der Richtung des Hohlweges von Merline, was uns, in der Meynung, es könne dies das Signal eines Angriffs des Marschalls Davoust seyn, wieder einige Hoffnung gab; den Marschall Ney aber täuschte das nicht, auch erfuhren wir nachdem, daß die Russen nur zur Feier unserer Niederlage die Kanonen gelöst hatten.

Sobald alles ruhig war, ließ der Marschall uns in größter Stille wieder aufbrechen, mit Hinterlassung einiger Reiter, um noch vorerst das Bivouacfeuer zu unterhalten: wir zogen dem Dorfe Sirokorenie am Ufer des Dnieper zu. Dort angelangt, ward dem Marschall berichtet, daß es hier keine Furt gäbe, daß der Fluß mindestens 12 Fuß Tiefe habe, daß das Eis nicht mehr recht sicher und die Ufer zu beiden Seiten sehr jäh seyen. Er überzeugte sich persönlich von der Richtigkeit dieser leidigen Angaben, und doch mußte man hinüber, wenn man sich nicht ergeben wollte — so ward denn der Uebergang beschlossen. Alle die Truppen, die sich an den Ufern des Flusses drängten, brachen bald das Eis am linken Ufer ein, und einige der Pferde, die sich zuerst darauf gewagt hatten, aber beim Erklimmen des jenseitigen Ufers wieder zurück gefallen waren, trugen mit dazu bei; so war denn bald nur noch eine große Scholle übrig. Man mußte sich schon entschließen das Wenige an Geschüz und Pferden, was uns noch übrig geblieben, so wie all das Gepäck, was dem Armee-Corps gefolgt war, im Stich zu lassen, und der Marschall befahl, daß alles in den Fluß geworfen werden sollte. Die Fußgänger passirten Ein bei Ein die Eisscholle, wobei sie beim Auf- und Abtreten noch nasse Füße bekamen, indes das jenseitige Ufer erreichten.

Dieser außerordentliche Uebergang wurde in der Nacht vom 18ten zum 19ten ausgeführt. Als wir uns nun durch diesen Fluß von der großen russischen Armee geschieden sahen, da zündeten wir wieder Feuer an, um uns dabei zu trocknen, und weilten noch einige Augenblicke, um unsere Truppen zu sammeln und unsere Stärke zu überzählen. Es waren unserer nur noch etwa 3000 Combattanten nebst einer noch ziemlichen Anzahl von Nachzüglern, welchen es gelungen war uns wieder einzuholen.

Nach unserm Halt auf dem rechten Ufer des Dnieper marschirten wir den übrigen Theil der Nacht in einem großen Walde, wobei wir den Lauf des Flusses zu unsrer Richtschnur nahmen. Wir waren nun fast wunderbarerweise der großen russischen Armee entronnen, mußten aber fürchten, noch auf irgend eines Theil des Wittgensteinschen Corps zu stoßen, von welchem sich vermuthen ließ, daß es nach dem Rückzuge der Marschälle Victor und Oudinot die Ufer der Dwina verlassen haben würde, um sich mit der Armee von Kutusow zu vereinigen. In dieser Unsicherheit trafen wir am 19ten mit Tagesanbruch beim Dorfe Gusinoe ein. Es herrschte dort die größte Stille; aber so wie die Einwohner wach wurden und uns erblickten, gerieth alles in Aufruhr und wir sahen eine ziemliche Anzahl Kosacken aus den Häusern kommen; wir erwischten davon an zwanzig, deren Pferde nun dazu dienten, mehrere unserer Officiere beritten zu machen; auch ich verschaffte mir eins, was mir sehr zu statten kam, indem mir wegen einer Contusion am Schenkel das Gehen höchst beschwerlich fiel. Wir erfuhren von unsern Gefangenen, daß Platoff, mit 25,000 Kosacken und einer Menge leichter Kanonen auf Schlitten, in der Umgegend kantonnirte.

Wir waren in der größten Verzweiflung, indem wir gar nicht wußten, was aus der französischen Armee geworden. Nachdem wir mit so vieler Mühe der Armee des Miloradowitsch entgangen waren, befanden wir uns mitten in dem Platoffschen Corps und in einer so kritischen Lage, wie nur immer möglich. Der Marschall sprach seinen Truppen Muth ein und regte ihre Hoffnung auf; aber gegen mich machte er kein Hehl aus der fürchterlichen Lage, in der wir uns befanden: er sagte, es habe unstreitig etwas Abschreckendes für jeden Officier, sich gefangen zu geben, aber unter den vorliegenden Umständen könnte er das schon, ohne seiner Ehre das Geringste zu vergeben; ein General könnte immer capituliren, er aber, ein Marschall, dürfte nicht lebendig in die Hände der Russen fallen, das würde eine Trophäe für sie seyn, und deshalb sollten sie seiner nimmer habhaft werden; das Wort nimmer betonte er in einer Weise, welche einen unwiderruflichen Entschluß kundgab. Er setzte hinzu, daß er uns bis zum äußersten Extrem Führer seyn würde, und daß er dafür einstände, daß wir nicht eher als nach seinem Tode erliegen sollten. Ich

Digitized by Google

konnte nicht umhin, eine solche Seelengröße, ganz geeignet, um bei allen, die um ihn waren, den Muth der Verzweiflung zu entflammen, zu bewundern.

Wir brachen aus dem Dorfe Gusinoe auf, um uns völlig auf das Ufer des Dnieper zu werfen, welchem wir den ganzen Tag entlang gingen. Inzwischen waren die Kosacken allarmirt worden; sie setzten uns von allen Seiten nach, und wir sahen ihre Zahl sich jeden Augenblick vergrößern. Das Ufer des Flusses, an den wir eine unserer Flanken lehnten, ist sehr abschüssig und von Hohlwegen und Gehölzen durchschnitten, die fast nicht zu passiren sind; in diese Gehölze flüchteten wir uns und suchten dort Angriffen auszuweichen, welchen wir nicht gewachsen waren. Bauerhütten und einige elende Dorfschaften, die wir antrafen, mußten uns mit Lebensmitteln aushelfen, welche die Soldaten so im Marschiren mitnahmen. Das eine dieser Dörfer, Dubrowka genannt, lag am Ufer eines kleinen Flusses, der in den Dnieper einmündete und den wir passiren mußten; dies Hinderniß verursachte uns Anfangs einige Unruhe: das Eis war gebrochen und das Wasser voll Schollen; wir ließen es zuvörderst durch einige Leute zu Pferde sondiren; es war nicht tief, und wir konnten es durchwaten, wobei wir uns zwischen den Eisschollen durchzwängen mußten. Unsre durchnäßte Kleidung ward erst bei dem fortgesetzten Marsche wieder trocken.

Bald darnach sahen wir uns in einer der kritischesten Lage unseres Rückzuges, mitten in einer lichten Stelle, die wir zu passiren hatten. Die Kosacken, welche durch das kleine Flüßchen von Dubrowka nicht aufgehalten worden waren, griffen unsern Nachtrab aufs lebhafteste an; unsere linke Flanke lehnte sich an das jähe Ufer des Dnieper, und unsere rechte Flanke war durch eine Anhöhe eingeengt, welche der Feind mit Kanonen bespickt hatte und von wo aus er ohne Unterlaß in unsere Reihen donnerte. Wir mußten, in Colonnen marschirend, dies furchtbare Feuer aushalten, ohne es anders als durch die Tirailleurs beantworten zu können, und hatten keine andere Hoffnung als die, ein Gehölz zu erreichen, das wir vor uns sahen. Kaum waren wir aber in seiner Nähe angekommen, als mehrere dort im Hinterhalt versteckte Kanonen mit Kartätschen auf die Spitze der Colonnen feuerten und fast alle die Officiere über den Haufen warfen, die sich um den Marschall befanden: er und ich waren die einzigen, die frei ausgingen. Der Oberst Laboissiere, sein erster Adjutant, fiel, von einem Gewehrschusse an der Stirn getroffen; man hielt ihn für todt, doch ließ ihn der Marschall, der ihn nicht liegen lassen wollte, mit forttragen, und er ist gerettet worden. Dieser unerwartete Angriff steigerte die Muthlosigkeit aufs Höchste; die Soldaten warfen sich nieder auf die Erde, schleuderten die Waffen von sich, und riefen zum erstenmale, daß man sich ergeben müsse. Der Marschall, der fast allein noch zu Pferde saß, schäumte vor Wuth und knirschte mit den Zähnen, daß man es hören konnte; er ritt durch die Colonne hin, feuerte die Soldaten mit einer Donnerstimme an, indem er ihnen auf der einen Seite Frankreich, auf der andern den Tod oder die scheußlichste Gefangenschaft zeigte: es gelang ihm, sie mit sich fortzureißen und ihnen seine Kühnheit mitzutheilen: alle sprangen wieder auf und stürzten, indem sie ein furchtbares Geschrei erhoben, auf die Stücke ein, aus welchen sie beschossen worden waren, so daß diese kaum Zeit hatten, im schnellesten Laufe davonzujagen. So erreichten wir dann das Gehölz, und sahen uns abermals geborgen.

Es ward Nacht; wir marschirten immer zu, stets harcellirt, und kamen so an den Rand eines sehr großen Hohlweges, den man unter allen andern Umständen als durchaus unwegsam angesehen haben würde. So zwischen diesen Hohlweg und den Dnieper eingekeilt, glaubten die Kosacken uns sicher gefaßt zu haben. Wir glitten aber auf dem Schnee, welcher die jähe Wand des Hohlweges bekleidete, hernieder. Als die Kosacken sahen, daß wir ihnen noch einmal entgehen würden, da machten sie einen lebhaften Angriff auf unsern Nachtrab, den diesen Augenblick der Oberst Fegensac vom vierten Linien-Regiment befehligte: sie brachen in ein furchtbares Hurrah! aus und ihr Geheul drang bis tief in die Schlucht. Der Nachtrab hielt den Anlauf ab, bis auch er den Rand des Abgrundes erreicht hatte und ihn, wie wir, hinunterglitt. Diese ungeheure Schlucht bestand aus mehreren Absätzen, die an manchen Stellen so beschaffen waren, daß wir uns mit unsern Säbeln und Bayonnetten erst wieder aufwärts arbeiten mußten, um eine neue Niederfahrt zu gewinnen. Endlich hatten wir sie im Rücken, nachdem wir eine Menge Leute und die wenigen Pferde, welche uns von den zu Gusinoe erbeuteten noch übrig geblieben waren, eingebüßt hatten.

Am 20sten, vor Tage, erreichten wir das jenseits des Hohlweges belegene Dorf Peleleia; der übermäßigen Strapazen der vorherigen Tage wegen mußten wir dort einige Stunden weilen, indem unsre Soldaten so gänzlich erschöpft waren, daß sie dem Schlafe nicht widerstehen konnten. Es wurden hier einige Wunden verbunden und man erkannte, daß die des Obersten Laboissiere nicht tödtlich sey. Das Platoffsche Corps, welches nicht über den Hohlweg hatte kommen können, mußte, um uns einzuholen, einen bedeutenden Umweg machen, und so zogen wir, nach einer sehr kurzen Ruhe, uns immer an den Lauf des Flusses haltend, einen Theil des Vormittags, unbehelligt weiter.

Um die Mitte des Tages, in dem Augenblick, wo wir aus einem Gehölz kamen, um eine Ebene von mehreren Stunden Umfang zu durchziehen, kam Platoff wieder zum Vorschein und unsere Lage ward um so kläglicher, als die ununterbrochenen Märsche und Gefechte unsere Kräfte verringerten und unsere Munitionen erschöpften. Wir hatten nur noch 7 bis 800 Mann pr. Division, selbst mit Einschluß aller der vereinzelten Leute, die in die Reihen eingetreten waren und sich mit den Waffen der Gefallenen gerüstet hatten. Die Kosacken waren eher als ihre Artillerie eingetroffen; der Marschall eilte, sich diesen Umstand zu Nutz zu machen, um den Uebergang der Ebene zu versuchen, an deren äußerstem Ende wir wieder ein großes Gehölz und in diesem eine Zufluchtsstätte erblickten; er bildete seine Divisionen in drei Bataillons-Quarrees, die er auf zwei Flintenschuß Weite einander folgen ließ, um die Cavallerie, welche unsere Flanken angriff, so viel als möglich zu theilen und sie zu verhindern, zwischen den Quarree's hindurch zu gehen. Auch hier, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, verdankten wir unser Heil der Furcht, welche die Kosacken vor dem Feuer unserer Infanterie bezeigten und weshalb sie uns fast nie ganz auf den Pelz rückten. Wir durchzogen also diese uns so gefährliche Ebene und erreichten, als der Tag zu Ende ging, ein ansehnliches Gehölz, vor welchem ein Fluß und das kleine Dorf Teolino uns glücklicher Weise eine gute Defensivposition darboten und uns die Zeit ließen, einiger Augenblicke Ruhe zu genießen. Als die Kosacken endlich ihre Artillerie erhalten hatten, kanonirten sie uns eine Zeitlang und tödteten uns einige Leute, ohne uns jedoch nahe genug kommen zu können, um uns aufzujagen. Der Marschall wollte diese Stellung wieder zu einem Schein-Bivouac benutzen, um so abermals den Feind zu täuschen und ihm einen Vorsprung abzugewinnen. Wir zündeten an dem Saum der Waldung große Feuer an und sahen bald, wie auch die Kosacken uns gegenüber ihre Bivouacs einrichteten. Das war es eben, was wir gewollt hatten, und schon gegen 9 Uhr Abends zogen wir in größter Stille wieder ab.

Wir hielten dafür, daß die Stadt Orsza nicht mehr sehr fern seyn könnte, und da wir wußten, daß die französische Armee sich dort hatte sammeln sollen, so hofften wir, mindestens daselbst eine Arrieregarde anzutreffen, und diese Hoffnung war es, die unsere erschöpften Kräfte neu belebte. Während unsers Weilens zu Teolino hatte der Marschall zwei verkleidete und auf Bauerpferden reitende polnische Officiere fortgesandt,

Digitized by Google

um unsere Annäherung zu verkündigen, unsere Noth zu schildern und die schleunigste Hülfe zu reclamiren. Bald darnach, als wir uns in Marsch gesetzt hatten, gelangten wir zu einer großen Heerstraße, die wir für die erkannten, welche von Witepsk nach Orsza führt; wir folgten ihr um so lieber, als sie sich mitten durch eine Waldung zog und uns demnach mehr Sicherheit gewährte. Aber wie erstaunten wir, als wir, an einer lichten Stelle debouchirend, an einer Menge ausgebrannter Feuer die Stätte eines ungeheuren Bivouaks erkannten! War ein französisches Corps, war die Armee von Wittgenstein in der Nähe? Das war eine Alternative, die furchtbar war, die über Leben oder Tod entschied! Der Marschall schickte eine Recognoscirung aus: sie ward mit Musketenschüssen empfangen, und die zugleich auf allen Seiten wirbelnden Trommeln ließen uns nicht mehr an unserm sichern Untergang zweifeln. Platoff, der unsers Abzugs inne geworden war, saß uns schon mit seinen Kosacken auf den Fersen: nichts konnte uns retten! Nach der Hoffnung, womit wir uns zu schmeichlen vor wenigen Augenblicken begonnen hatten, bemächtigte sich unserer nun die Wuth der Verzweiflung; wir beschlossen aus freien Stücken, lieber alle umzukommen, als uns nun, nach all den Anstrengungen und Strapazen, zu ergeben. Wir stürzten auf die vermeinten feindlichen Linien ein .... aber wie erstaunten wir, als wir nirgends einen Gegner fanden und nur einige Kosacken wahrnahmen, die hinter uns wegsprengten. .... Platoff war, erbost darüber, daß er uns mit seiner Cavallerie nichts hatte anhaben können, zu der Zeit, als wir im Gehölze von Teolino Halt gemacht hatten, auf den Einfall gekommen, die von uns vorgefundenen Feuer durch ein Hundert seiner Kosacken anzünden zu lassen und ihnen alle die Trommeln zu geben, welche wir während des Rückzugs verloren hatten. Er hatte gehofft, uns durch diese Kriegslist, wonach wir glauben sollten, daß uns ein Corps Infanterie gegenüber stände, dem wir nicht hätten widerstehen können, muthlos zu machen und zur Capitulation zu bewegen.

Wir setzten unseren Nachtmarsch fort, und konnten uns nun endlich bald für gerettet halten. Das Land war sehr durchschnitten; wir zogen eine Straße, die von beiden Seiten fast unzugänglich war; so wurden wir dann noch nach hinten verfolgt, wo die Tirailleurs unsers Nachtrabs die Kosacken abhielten, uns dicht auf den Leib zu rücken; ja zuweilen machten wir alle Halt, um ihnen die Spitze zu bieten. Unsere Hoffnung mehrte sich nun immer mehr, und endlich erblickten wir dann auch die ersten französischen Vedetten wieder, von welchen wir erfuhren, daß sie glücklich Orsza erreicht hätten und daß der Fürst Eugen, welcher sich dort noch befunden, uns eiligst entgegen gezogen sey. Die Kosacken wurden unsichtbar, und wir sahen uns bald mit dem Corps des Fürsten Eugen vereint mitten unter Franzosen, die gekommen waren uns aus der allergrößten Noth zu retten. Wir empfanden ganz die Freude von Schiffbrüchigen, wenn sie nach einem wilden Sturm den sicheren Hafen erreicht haben. Von allen Seiten ertönten Aeußerungen des Glückes, der Dankbarkeit und der Bewunderung. Wir waren längst verloren gegeben worden, und unsre Ankunft ward deshalb als eine Art von Wunder angesehen.

Wir kamen, von 6000 Combattanten und 6 bis 7000 einzelnen Leuten fast auf 2000 Mann reducirt — der Rest war getödtet oder gefangen genommen worden — in der Nacht vom 20sten zum 21sten zu Orsza an. Der Marschall Ney brachte den Rest der Nacht zu Orsza bei dem Fürsten Eugen zu; und so endigte der verzweifeltste Rückzug, der wohl je gemacht worden ist. Der Weg, welchen wir von Smolensk zurückgelegt hatten, war mit Einschluß der Umwege, welche wir gemacht, auf etwa vierzig Lieues zu berechnen, und wir hatten uns all die Zeit mit einer Macht herumschlagen müssen, die außer allem Verhältniß zu der unsrigen stand. Der Ordonnanz-Officier Gourgaud, der sich zu Orsza befand, als die polnischen Officiere dort ankamen, eilte, der erste zu seyn, welcher Napoleon, dessen Hauptquartier sich im Schlosse Baranoui, zwei Stunden davon, befand, die Kunde unserer Rettung überbrächte.

Ich reiste eine Stunde nach unserer Ankunft mit Rapporten des Fürsten Eugen und des Marschalls Ney ab und traf am 21sten, noch ehe es Tag geworden war, im Hauptquartier ein. Ich hatte den Auftrag, zugleich den russischen Major mit dahin zu nehmen, den wir seit dem 18ten gefangen bei uns behalten hatten. Meistens mit verbundenen Augen geführt, damit er unsere Bedrängniß nicht sehen sollte und nicht zu den Kosacken gelangen könnte, hatte er sich in einer so außerordentlichen Lage befunden, daß er noch immer wie verduzt war. Es war ihm, als sey er aus einem tiefen Schlafe erwacht, als habe ihn der Alp gedrückt; er sah den Marschall Ney als ein übernatürliches Wesen, dem die Hölle dienstbar sey, an; denn sonst schien es ihm rein unmöglich zu seyn, daß derselbe vierzig Stunden weit mit so wenigen Leuten den feindlichen Armeen, von welchen er ohne Unterlaß umgeben gewesen, habe entrinnen können. So sehr er indessen den übermenschlichen Muth des Marschalls bewunderte, äußerte er doch gegen mich, daß der Feldzug von 1812 für die Russen erst recht begönne und daß dessen Ende, was wir auch thun möchten, uns verderblich werden würde.

Als ich im Schlosse Baranoui, um welches her die Garde bivouakirte, angekommen war, übergab ich meinen Gefangenen dem Major-General Berthier und ward zu Napoleon, der in seinem Bette lag, geführt. Ich beschrieb ihm aufs umständlichste die bestandenen Abenteuer; er hörte mir mit einem stets gesteigerten Interesse zu, und konnte sich noch immer die Möglichkeit der Wiederkunft des Marschalls Ney nicht denken. Er unterbrach mich mehreremale durch Ausrufungen, worunter eine wegen der Weise, in welcher sie den Kriegsmann darstellt, schon einer Erwähnung werth ist.

Als ich in meiner Erzählung zu dem Moment kam, wo die Soldaten sich niedergeworfen, der Marschall aber, vor Wuth schäumend, sie wieder auf die Beine gebracht hatte, da sagte er mit Lebhaftigkeit zu mir: „Stand es ihm, dem Marschall, gut?" — Köstlich! antwortete ich, in demselben Ton. Napoleon legte die größte Freude über diese Wiederkunft an den Tag und beschloß von diesem Augenblick an, dem Marschall Ney den Titel eines Fürsten von der Moskowa zu verleihen. Tags vorher hatte er auf die erste Kunde von seiner Rückkunft gesagt, daß er gern alle Schätze der Tuilerieen darum gegeben hätte, ihn zu retten.

Dieser Mann, der mit einer so großen Unerschrockenheit auf dem Schlachtfelde begabt war, daß seine Soldaten ihn den Tapfern der Tapferen nannten, hatte vor Ende des Feldzuges noch häufig Gelegenheit, seine völlig militairische Seelenstärke zu entfalten und Napoleon in den furchtbarn Lagen, worin sich die Trümmer der französischen großen Armee befanden, mächtig zu unterstützen.

Was die Soldaten betrifft, die dem Feinde in einer so außerordentlichen Weise entronnen waren, so warteten auch ihrer noch neue Prüfungen, und die meisten von ihnen unterlagen bald darnach dem verderblichen Uebergange über die Beresina und einer Kälte, die bis zu dreißig Graden stieg, welche zu ertragen bei der Entblößung, in welcher wir uns befanden, fast rein unmöglich war. Es bot sich dann das grausige Schauspiel einer weiten Strecke Weges dar, die mit erfrornen Leichen, mit unglücklichen Franzosen, den Opfern eines so riesigen als unheilsschwangern Feldzuges, bedeckt war.

Digitized by Google

Storia degli antichi Popoli italiani.

(Geschichte der alten Völker Italiens.)

Von

Joseph Micali.

Dritter und letzter Artikel.

(Man vergl. No. 1038, 1039, 1062 und 1064 unsers Bl.)

(L.)

Es ist ein großer Gedanke, in verflossenen Jahrhunderten die verlornen Annalen der alten Völker aufzusuchen, und es würde für unsere Kenntnisse den Horizont der Geschichte erweitern heißen, wenn man uns jetzt sagen könnte, was Carthago, Spanien, Gallien, Germanien, Italien selbst vor der römischen Eroberung war. Die alte Geschichte Italiens ist nicht minder durch die Sieger verlöscht worden, als die entfernterer Nationen; sie haben die Annalen der Hetrusker und der Samniten, wie ihre Armeen und ihre Städte vernichtet; der Name eines Volkes auf einigen lateinischen Blättern und auf einigen Triumphbogen ist alles, was von ihm übrig bleiben sollte.

Herr Micali hat sich der schwierigen Arbeit unterzogen, nach so vielen andern, diesen Theil der Vergangenheit wiederherzustellen. Keiner hat, mittelst Nachforschungen und Nachtwachen, gegen den zerstörenden und eifersüchtigen Geist protestirt, der keinen andern Ruhm, als den Roms, hat wollen leben lassen.

In seinem ersten Werke, l'Italia avanti il dominio dei Romani, hatte er versucht, die allgemeine Geschichte der italienischen Völker bis auf ihre letzten Bestrebungen nach Unabhängigkeit, bis auf ihre letzte Niederlage darzustellen. Ermuthigt durch eine günstige Aufnahme und durch vier und zwanzigjährige Studien, betritt er die Laufbahn wieder; minder beschäftigt, diesen Völkern ihre doch für immer unvollständige Geschichte wiederzugeben, als ihr moralisches und politisches Leben wiederzufinden; weniger Erzähler als Philosoph (das ist das Wort, das er oft selbst braucht) sammelt er mit religiöser Sorgfalt ihre Sitten, ihre Institutionen und, besonders glücklich für ihn und für uns, ihre Monumente.

Da dieser Plan noch ziemlich gewagt ist, und er durch diese Kühnheit selbst den Widerspruch herauszufordern scheint, so sollen meinen gerechten Lobsprüchen einige Bemerkungen vorausgehen. Obgleich der Verfasser nicht zu denen gehört, die sich zu philosophischen Historikern machen, um es sich zu ersparen, genaue Geschichtschreiber zu seyn, so ist es doch gewiß, daß er nicht immer einen minutiösen Leser befriedigen wird. Indem er die erste Hälfte seines früheren Buches neu bearbeitet, hat er nicht überall und nicht Alles verbessert. Bei so complicirtem und so zweifelhaftem Stoffe, würde man ohne Mühe die Kritiken, oder vielmehr die grammatikalischen und gelehrten Chikanen vervielfältigen. Der Drucker mindestens kann nicht läugnen, daß die in die Anmerkungen übergegangenen griechischen Phrasen zu wenig correct sind. Der Verfasser selbst führt unter der Zahl seiner Beweise, vor Allem im Lateinischen, einige Texte von verdächtiger Autorität an, wie z. B. den des vorgeblichen Begoia, welcher der von Servius angeführten Nymphe Begoë sehr gleicht. Er bringt unter dem Namen Fronton eine aus einem Briefe Marc Aurels ausgezogene Stelle, vielleicht weil Herr Mai, in seinen Anmerkungen zu demselben Briefe, denselben Fehler begangen hat. Wie viel kleine Dinge könnten wir, mit noch mehr Recht, über die Erklärung der Monumente und über die hetruskischen Inschriften bemerken! Aber hier würden wir noch leichter irren, als er es gekonnt hat. Wenn wir ihm die zu summarische Angabe der Kunst-Gegenstände in seinem dritten Bande, und seine zu wenigen Forschungen über ihren Ursprung und ihr Datum zum Vorwurf machen wollten, so würde er uns antworten, daß er dabei noch die Zeit gefunden, über Vasen Zweifel auszudrücken, die bis hierher für authentisch gegolten hatten, und daß, wenn Details einige Wichtigkeit hatten, wenn er bemerkte, daß bei irgend einer Büste die Augen durch zwei Kiesel, einen grünen und einen rothen, repräsentirt worden, er es nicht vergessen hat. Wenn wir uns verwunderten, daß er ein hetruskisches Wort Muthina lies't, das man gewöhnlich Suthina lies't, um ihm eine griechische Bedeutung zu geben, so würde er uns sagen, daß der erste Buchstabe dieses Wortes, oder ein fast gleicher Buchstabe gleicher Art in Minerva, Mercurius und Metellus ist. Es ist auch eben so wenig ein großer Fehler, fortwährend patères zu nennen, was man mystische Spiegel nennen will. Kommen wir nun zu wichtigern und allgemeinern Betrachtungen.

Ich fürchte, daß sich der Verfasser durch den Ruf der Vico's, der Herder ꝛc., der Offenbarer, welche die historische Kritik durch Orakel und Symbole ersetzt haben, hat blenden lassen. „Wer," sagt er, „Citate für Raisonnements und Thatsachen nimmt, kann sich ersparen, mein Werk zu lesen." Will man hiernach die Geschichte erfinden? Man sollte es glauben, wenn man die sonderbare Definition der historischen Kritik hört. „Die Pflicht der Kritik besteht minder darin, die durch Schriftsteller, deren Mehrheit den edlen Zweck der Geschichte nicht gekannt hat, überlieferten Zeugnisse sorgfältig zu wägen, als zu versuchen, in der Natur der Menschen und der menschlichen Dinge selbst die wahrste Ordnung der Ereignisse und die Ursachen, welche unveränderliche Gesetze, die regelmäßigen Wechsel des societellen Lebens, corso e ricorso, bestimmen, wiederzufinden." Das sind die Ideen und die Sprache Vico's, dessen Wissenschaft neu und wirklich sehr bequem ist, wenn man nichts weiß, wenn die Monumente und die Texte fehlen.

Diese an der Vergangenheit geübte Divination ist mehr als einmal in unserer Zeit auf die römische Geschichte angewendet worden. Die ideale Wiedererweckung des ursprünglichen und ältesten Italiens hat vor Allem der Einbildungskraft und dem Wissen Niebuhrs Ehre gemacht und nie ist eine Conjectural-Geschichte aus gelehrteren Fictionen geschaffen worden. Sein neuer Nacheiferer errathet weniger, weil er den Boden und seine Trümmern mehr studirt und die Schwierigkeiten des Gegenstandes furchtsamer betrachtet und behandelt; aber er wagt immer noch in dieser abentheuerlichen Laufbahn genug, um zu verdienen, daß man ihn mit dem großen Erfinder römischer Epopöen vergleiche. Die Armee der beiden Antagonisten besteht aus denselben Elementen, nämlich aus den Bevölkerungen des alten Italiens; aber sie stellen sie anders auf dem Schlachtfelde, und lassen sie verschiedenartige Evolutionen ausführen. Der deutsche Taetiker zieht so viel möglich seine Verstärkungen aus den nördlichen Ländern und sucht seine hetruskischen Colonieen in den Gebirgen Rhätiens; der Italiener entfernt sich wenig vom Süden und seine Hülfstruppen kommen bisweilen aus den illyrischen Provinzen. Es würde zu weitläuftig seyn, zu sagen, wie sehr beide Historiker in den Wanderungen aller dieser Völker von einander abweichen und wie sich, in ihren hypothetischen Berichten, die Pelasger auf tausend verschiedene Weise mit den Hetruskern, die Sabiner mit den Samniten, die Marsen mit den Lateinern kreuzen. Oft in den Raisonnements, Principien, selbst der Erklärung der Monumente und Texte einander entgegengesetzt, gleichen sich beide doch in einem Puncte: sie haben alle beide hinsichtlich des systematischen Arrangements der Völkerschaften geschwankt, die sie auftreten und handeln lassen. Man erinnert sich, daß Niebuhr zu wiederholtenmalen sein altes Italien verändert hat; und ich bin nicht sicher, ob der sinnreiche Verfasser des Italiens vor den Römern sehr zufrieden war, daß man unternahm, ihm durch sein neues Werk zu beweisen, daß seine Ideen seit zwanzig Jahren keine Veränderung erlitten haben.

Digitized by Google

Die Analyse dieses Werkes würde fast unmöglich seyn. Wenn ich von den Bergen Liguriens bis zu den letzten Vorgebirgen Calabriens die ganze italienische Halbinsel, im Gefolge der zahlreichen Völkerstämme, deren Straße der Geschichtschreiber vorzeichnet, durchwandert haben würde, so könnte ich doch noch nicht mit Gewißheit bestimmen, was er sagen will, wenn er behauptet, daß die einen aber die andern Eingeborne waren, noch welchen bestimmten Sinn er dem System giebt, das er anzunehmen scheint, dem nämlich des orientalischen Ursprungs. Ich glaube mindestens zu durchschauen, daß seine Classification der verschiedenen Völker, sehr verwirrt für mich, sich seinem Geiste nicht eben klarer dargestellt hat. Er stellt die Sieuler an ihre Spitze, die, wie er sagt, durch die Umbrier aus Italien vertrieben wurden. Und dennoch erkennt er an, daß beide Oskeu von Ursprung waren. Sonach hätte er mit den Oskeu anfangen müssen.

Das erste Werk des Verfassers giebt mir noch einen andern Beweis von Ungewißheit. Erst im dreizehnten Capitel spricht er von den Oskeu; hier sieht man sie im achten erscheinen. Heißt das nicht noch sie zu lange warten lassen und ist es nicht zu hoffen, daß der geschickte Genealogist der alten Völker noch eine andere Gelegenheit finden wird, diesem Volke seine wahre Stelle wiederzugeben?

Wenn ich meinerseits wagte, einige Schritte in diesem Labyrinthe zu thun, worin so viele andere sich verlaren haben, so würde ich vorschlagen, zunächst in Italien nur zwei große Stamm- oder Urvölker zu unterscheiden: die Hetrusker in der Mitte und im Norden (Ober-Italien); die Oskeu im Süden. Das sind in der That, wie mir scheint, die beiden ältesten italiänischen Völkerstämme, deren Andenken uns die geschriebene Geschichte überliefert hat; denn die Hetrusker oder Tyrrhenier sind schon von Hesiodus als berühmt proclamirt worden und Rom war eine askische oder opikische Stadt nach Aristoteles. Ich würde um so mehr Grund zu haben glauben, aus diesen beiden Völkern die Häupter der alten italiänischen Civilisation zu machen, als sie, mit Ausnahme der griechischen Colonieen, ziemlich die einzigen Vorläufer der Römer in Italien sind, welche eine Literatur und Künste hatten, wie wir alle Tage den Beweis davon erhalten. Nach ihnen würde die Menge von Völkerschaften kommen, die, obgleich neuer, mindere Spuren auf dem Boden, den sie bewahnten, zurückgelassen haben: Sieuler, Umbrier, Sabiner, Lateiner, Retuler, Herniken, Volsciер, Samniten ꝛc. Die, hier wie überall unvermeidliche Nothwendigkeit, einige Ausnahmen zu übergehen, würde durch den Vortheil aufgewogen werden, an zwei große Völkerstämme die Menge der kleinen Völker anzureihen, die, wenn sie nicht alle von ihnen ausgegangen sind und abstammen, mindestens unter ihnen sind, theils der Zeit, theils ihren Monumenten nach. System gegen System genommen, so würde ich immer das klarste und einfachste vorziehen. Dies stimmt mit der Natur der Dinge überein, wie die Anhänger der speculativen Geschichte sagen; denn noch jetzt findet sich nah bei Florenz die Gränze, welche die italiänischen Völkerstämme in zwei durchaus verschiedene Classen theilt.

Wenn ich mir so große Offenheit gegen einen Schriftsteller erlaubt habe, auf welchen Italien stolz ist, so ist es wohl Zeit, endlich zu sagen, welches, in meinen Augen, die wahrhaft charakterfrischen Eigenschaften dieses großen Werkes und die mächtigen Garantieen des Erfolgs sind, unter deren Schutze der Verfasser weder den Vergleich mit den vorhergehenden Arbeiten derselben Art, noch die Gleichgültigkeit der gelehrten Welt, noch alle unsere Kritiken zu fürchten hat. Unter andern Verdiensten scheinen mir zwei Dinge vorzüglich seinem Buche Werth zu geben, erstlich seine vollkommene Kenntniß aller topographischen Details des Landes; dann seine prächtige Sammlung von Monumenten.

Herr Micali ist von seiner lieben Stadt Florenz, dem glorreichen Mittelpunete seiner Neigungen und seiner Studien, oft zu nützlichen Reisen, zu Erforschung einer fernen Gegend ausgegangen, deren Annalen er wiederfinden wollte. Er hat die Spuren umbrischer Wanderungen von den Feldern von Sienna und Pistoja, wo die beiden Flüsse fließen, die der toskanische Arbeiter noch Ombrone nennt, bis zu den Ufern des adriatischen Meeres, bis mitten in die Wälder des Berges Gargan verfolgt, wo er ein großes Thal Valle degli Ombri nennen gehört hat. Er hat die Schluchten der Apenninen besucht, um dort den pero oder die Riemen-Schuhe des wilden Abkömmlings der Herniken zu sehen. Er hat die Berge von Trebula, Carseali und Alatri durchwandert, wohin die griechischen Colonieen und vielleicht selbst die Pelasger, die man überall zu erkennen glaubt, niemals drangen. Albe, der Hauptort der lateinischen Conföderation, mit seiner starken Lage zwischen dem Berge und dem See; Tusculum, mit seiner Citadelle, seinen Thoren, seinen Theatern, seinen Sculpturen, die an die asiatische Kunst erinnern; Veji, Cosa, Populonia, Caudium, Celanum ꝛc., die Reste der andern großen Städte Hetruriens und das Samnium haben nach einander seine Blicke gefesselt; er hat sich aus Italien, wie es vor den Römern war, ein zweites Vaterland gemacht.

Man kann nicht sagen, wie fruchtbar diese örtliche Kenntniß für die Wissenschaft seyn kann. Vor mehr als zwanzig Jahren hatte Herr Micali bereits die Stelle der hetruskischen Stadt Volsceium, bei Montalto di Castro, angegeben, an dem Orte, der durch Corruption Pian di Vece genannt wird, wo sich noch alle Tage so kostbare Antiquitäten finden, welche wohl früher ausgegraben worden wären, wenn man die Andeutungen des Verfassers früher benutzt hätte. Ein Fremder, der in der Eil einige Notizen sammelt, täuscht sich leicht. Niebuhr hatte ohne Zweifel eine Excursion nach Fiesole gemacht; aber sein Besuch hat ihn nicht verhindert, die Ruinen des römischen Theaters für die eines kolossalen Gebäudes der Hetrusker zu nehmen. Herr Micali hat ohne viele Mühe erkennen und verbessern können, was Falsches in dieser Meynung liegt; er hat hierzu nur einen kurzen und angenehmen Spaziergang, vielleicht zum zwanzigstenmale, vor die Thore von Florenz zu machen gebraucht.

Aber der vorzüglichste Schatz dieses großen Werkes, die festeste Stütze der Arbeiten des Geschichtschreibers ist ohne Widerspruch der reiche Atlas alterthümlicher Monumente, die unter seinen Augen gezeichnet worden sind und die, mit wenigen Worten erklärt in seinem dritten Bande, uns besser, als alle Conjecturen, die Kunst, den gesellschaftlichen Zustand und die Sitten dieser verschiedenen Nationen wieder vor Augen stellen.

Wohl bedarf es des Studiums, um die Sprache dieser historischen Documente in Bronze und in Marmor, die natürlich nicht so klar ist, als eine geschriebene Geschichte, zu begreifen. Nachdem viele Völker wetteifernd den Fuß auf diese üppigen Ufer, certamen humanae voluptatis, gesetzt haben, ist es nicht immer leicht, unter den Gebräuchen, welche die Monumente constatiren, diejenigen zu unterscheiden, die einen wahrhaft italienischen Ursprung haben. Aber hier zeichnet sich noch Hetrurien durch den originellen Charakter alles dessen aus, was von ihm übrig geblieben. Unzerstörbare Mauern, prachtvolle Nekropolen, eine Bevölkerung von Statuen bezeugen seine lange dauernde Macht und seinen Genius. Eine interessante Reihefolge von Basreliefs, welche Processionen und Opfer darstellen, eine reiche Sammlung kleiner Gattheiten, Altäre, heilige Gefäße, religiöse Utensilien reproduciren, so wie sie aus der Erde hervorgehen, vor unsern Augen die aristokratische und priesterliche Regierung, die Rom, die halb hetruskische halb lateinische Stadt, lange Zeit beibehielt. Auch ist das lange, 22ste Capitel über die Religion der Hetrurier eins der instructivsten des Werkes. Wer würde sich, bei der Ansicht einiger campanischer Medaillen, nicht erinnern, daß die Ceremonien des Fecial-Rechtes dem alten Italien auch von den Hetruriern gelehrt wurden? Wenn man neugierig ist, die ländliche Gattheit von Lanuvium, Juno Sospita zu sehen, so kann man diesen Wunsch befriedigen: sie bildet einen der drei Füße eines Candelabers, mit ihrem Ziegenfell auf dem Kopfe, ihrer spitzi-

Digitized by Google

gen Fußbekleidung und ihrer Lanze. Selbst die Lieblings-Idee des Verfassers, die von der permanenten Existenz eines hetruskischen Priesterstandes, wie im Orient und Aegypten, findet mehr als ein spectöses Zeugniß in den Monumenten, die er gesammelt hat. Er der auch die alte tyrrhenische Aristokratie sehr liebt, und der sich einbildet, daß ohne die heroischen Volksstämme es weder Ruhe für die Individuen, noch Größe für die Nationen geben kann, er hat entzückt seyn müssen, aus dem Boden von Toscana einige Reste von Wappen ausgraben zu sehen, die vielleicht den edlen Familien angehört haben, deren Abkömmlinge, wie man weiß, niemals entarten.

Man muß bekennen, daß, wenn man hier mehrere Hetrurien von Rom entlehnte Gebräuche findet, die goldene Blase am Halse der Kinder, die Toga des Richters und Beamten, den einfachen Mantel des Arbeiters, so erinnern andere Zeichnungen daran, daß die Kämpfe der Gladiatoren, die Wettrennen des Circus, die Histrionen, die schändlichen Thorheiten der Bachanalien, alle die auffallenden Scenen, die man auf den Basreliefs und den Todten-Urnen reproducirt zu sehen nicht erwarten sollte, gleichfalls da ihren Ursprung haben. Waffen dagegen sind überall auf den Gräbern der kriegerischen Marsen ausgehauen; ihre Gräber sind übrigens selten, weil die Rache des aufgebrachten und siegreichen Roms ohne Zweifel ihre Asche nicht verschont hat.

Die örtlichen Sitten haben sich zum Theil erhalten; die bedeutenden und ernsten Gebäude von Florenz, der Genius Michel Angelo's selbst erinnern an die ein wenig rohe Manier der hetruskischen Künstler. Der Kopfschmuck der Frauen der Campagna von Rom ist noch der antike italienische. Man sagt noch sprichwörtlich in den benachbarten Gebirgen il mago Sabino. Wenn vormals der Marse glaubte, den Biß der Schlangen durch den übernatürlichen Beistand der Nymphe Angitia heilen zu können, so durchziehen jetzt die Bergbewohner vom See Fucino die Welt mit ihren gezähmten Schlangen, die merkwürdigen Curen feiernd, die sie der Vermittelung des heiligen Dominicus verdanken. Diese haben mindestens den Namen ihrer Schutzgottheit verändert. Die Peligni, in den Abruzzen, sind ihrer alten Andacht getreuer geblieben: vormals verehrten sie, wie man aus einigen Inschriften ihres Landes sieht, die Göttin Palina; sie beten jetzt den heiligen Pelino an.

Vielleicht ist das südliche Italien, trotz der Excursion jenseits der Tiber, ein wenig vernachlässigt worden und die Sammlung der Monumente, übereinstimmend mit dem Text des Buches selbst, schließt uns fast immer in die Gränzen von Toscana ein. Man möchte da die großen authentischen Inschriften des ganzen Ur-Italiens sehen, die oskischen und samnitischen Monumente des Museums von Neapel, eine gelehrtere und vollständigere Nomenclatur der sogenannten cyclopischen oder pelasgischen Mauern ꝛc. Aber der Verfasser ist Toscaner und ob er gleich das ganze auf dem Titel seines Werkes angegebene Terrain durchwandert hat, so wird es ihm doch niemand zum Vorwurf machen, daß er sich vorzugsweise in Hetrurien aufgehalten hat. Ohne Zweifel kennt er sein Vaterland am besten und die Wissenschaft wird diese Vorliebe nicht verleugnen; denn in diesen letzten Zeiten giebt es wenige Gegenden, wo die Ausgrabungen reicher an Entdeckungen gewesen sind.

Mögen andere ihm nachahmen; mögen sie für ihren vaterländischen Boden thun, was er für den seinigen gethan. Es würde eines Bürgers des modernen Roms würdig seyn, mit einer wißbegierigen und aufgeklärteren Kritik, als man bis jetzt gemacht hat, die so wenig bekannten Ebenen im Westen bis an das Meer, das Bassin der Tiber bis an die Nera, und die Gebirge der Herniken zu untersuchen. Wird kein Neapolitaner daran denken, uns endlich ein Verzeichniß der oskischen Monumente zu geben, die durch die Schätze von Pompeji und der Umgegend sich ohne Unterlaß vermehren und die bald zahlreich genug seyn werden, um nicht mehr der Ansicht entzogen zu werden, wenn man jemals mit mehr Sorgfalt die Abruzzen und Calabrien durchforscht? Schon haben die gelehrten Untersuchungen der Herren R. Guarini und Fr. Carelli diese neue Eroberung begonnen und das Beispiel der Vergleichungen der Monumente und Texte gegeben, die immer unfruchtbaren Speculationen vorzuziehen sind. Mögen sie unterstützt und ermuthigt werden; mögen sie fleißige und sinnige Schüler bilden! das gelehrte Europa, das die neue Arbeit des Herrn Micali mit Dankbarkeit aufgenommen hat, wird für seine Nebenbuhler und auch für ihn selbst, wenn er will, noch Lobsprüche und Kronen finden. Die alte Erde von Ausonien ist, was man auch sage, nicht ganz vergessen; man muß wohl daran denken, weil sie nicht aufhört, nach zwanzig Jahrhunderten noch unerschöpflich, Stoff zu Tage zu fördern, der seine Annalen und seinen Ruhm erneuert. J. B.

Skizzen über eine portugiesische Colonie auf den Inseln des grünen Vorgebirges.

(Aus dem United Service-Journal.)

(2.)

Am 10. December 1831, um 6½ Uhr Abends, scheiterte der Sir Thomas Munro, ein für Sidney geladenes englisches Fahrzeug, an der Küste der Insel Bonavista. Um 8 Uhr setzte man die Schaluppe in See. Sechs und funfzig Personen, Männer, Weiber und Kinder, waren da bald versammelt. Sie war kaum groß genug, um sie zu fassen und sank so tief ins Wasser, daß wenn das Meer ein wenig unruhig gewesen wäre, wir alle unfehlbar ertrunken seyn würden. Inzwischen ging die Nacht glücklich vorüber, während welcher wir uns nah am Ufer hielten. Am Morgen kamen zwei Boote zu uns, auf deren jedem vier Mann waren. Sie bugsirten die Schaluppe und wir landeten frisch und gesund.

Die portugiesischen Colonisten, welche die Insel Bonavista bewohnen, sind ausgemachte Räuber und gaben uns vom ersten bis zum letzten Augenblicke unsers Aufenthalts offenkundige Proben ihrer Geschicklichkeit. Kaum waren wir fünf Minuten am Lande gewesen, als uns schon die aus dem Schiffbruche geretteten Gegenstände mindestens zur Hälfte fehlten. Es war nicht möglich, irgend etwas abzulegen, ohne daß sich im Augenblicke einer von ihnen zeigte, um sich desselben zu bemächtigen. War dies geschehen, so verschwand er mit Blitzesschnelle. Als wir ans Land stiegen, so standen ungefähr ihrer sechszig am Ufer. Diese boten uns Melonen an: das war das einzige Nahrungsmittel, worüber sie verfügen konnten.

Die Race ist schön, mindestens was den Wuchs betrifft. Die Frauen sind in der Regel nicht unter fünf Fuß, und die Größe der Männer steht in gehörigem Verhältniß zu der ihrigen. Es war ein Vergnügen, sie stolz lustwandeln zu sehen, mit ihren engen Tuniken, die kaum bis in die Mitte des Schenkels herabreichen. Sehr wenige waren etwas decenter gekleidet. Die Frauen tragen keine Corsets noch irgend etwas, was die natürliche Vollkommenheit ihrer Formen verändern oder verderben könnte. Das gewöhnliche Costume ihres Geschlechts besteht in einem weißen Hemde, das um die Brust durch eine Art von Strick zusammengehalten wird. Weiter tragen sie nichts, um den obern Theil ihres Körpers zu bedecken, aber die Hüften umhüllen sie mit einer Art von Schärpe, die längs der Beine herabfällt. Wenn sie sich schön machen wollen, drapiren sie über die linke Schulter eine zweite Schärpe, die über die Brust hinweglaufend, auf der rechten Hüfte befestigt wird. Das Tuch, das ihren Kopfputz ausmacht, ist, auf Art eines Turbans, coquet genug gefaltet; aber Strümpfe und Schuhe suche man nicht. Die freien Menschen, und deren sind nicht viele, haben allein das Recht, beides zu tragen: die Sclaven gehen mit

Digitized by Google

nackenden Füßen. Uebrigens scheinen diese Leute viel Sorgfalt auf ihre Personen zu verwenden: ihre Wäsche ist immer rein; aber was sie uns dennoch widerlich machte, das ist die Sitte, gegenseitig einander das Ungeziefer abzusuchen. Wir haben sie sehr oft auf der Schwelle ihrer Thüren als wahre Portugiesen mit dieser ernsten Arbeit beschäftigt gesehen. *)

Man ließ Esel kommen, um einen Theil unserer Gesellschaft sieben Meilen weiter, in die Alte Stadt, zu transportiren. Was mich betrifft, so kehrte ich an Bord des Schiffes zurück, in der Hoffnung, einiges von meinen Kleidern und Effecten zu retten. Verlorne Mühe! Die Insulaner waren mir zuvorgekommen und alle Koffer waren entweder geraubt oder ausgeleert. Unter meinem Bette war noch ein Sack mit Nachtzeug und ein Kästchen oder Reise-Chatoulle zurückgeblieben, die ich da verborgen, und die die Plünderer nicht hatten finden können. Ich legte beides einen Augenblick auf das Verdeck, um sie nachher mitzunehmen. Bah! wenige Minuten nachher, als ich wiederkam, fand ich nichts mehr, aber ich hatte das Vergnügen, zwei Schelme mit schwarzen Köpfen zu sehen, die aus allen Kräften ruderten, um meine Beute und andere Gegenstände in Sicherheit zu bringen, wovon sie Besitz genommen hatten. Ihre Kameraden waren nicht immer so glücklich. Einer davon hatte den Einfall, den Hut eines unserer Matrosen zu haben. Ohne Umstände nahm er ihn ihm vom Kopfe und sprang mit seinem Raube ins Meer. Aber unser Matrose war nicht der Mann, sich einen solchen Schimpf geduldig gefallen zu lassen. Er ergriff ein Messer und zwang ihn, ihm nachspringend und nachschwimmend, den Hut im Stiche zu lassen.

Bei meiner Rückkunft gesellte ich mich zu einem andern Detaschement, das nach der alten Stadt aufbrach. Unser Weg war so mit Sand bedeckt, daß wir bei jedem Schritte tief einsanken, was höchst ermüdend war, besonders für Leute, die seit vier und zwanzig Stunden fast ohne alle Nahrung gewesen waren. Ein portugiesischer Douanen-Beamter, der uns begleitete, sagte uns, daß dies der fruchtbarste Theil des Landes sey. Kaum erzeugt es indessen einigen Mais und einige sparsam gesäete Melonen. Nichts kann in Wahrheit einen Begriff von der Unfruchtbarkeit der Insel Bonavista geben. Sie verdient kaum ihren Namen, denn das Auge verliert sich in einem Ocean von Sand, wo hier und da einige Grashalmen wachsen, die ein paar schwindsüchtige Ziegen sich streitig machen. Ob dieser Sand dem Auge schädlich sey oder nicht, vermag ich nicht zu sagen; aber Thatsache ist, daß ich nirgends so viele blinde Leute gesehen habe als da. Die Frau und Tochter des Gouverneurs hatten beide zusammen nur zwei Augen und noch was für Augen!

Angekommen in der alten Stadt, wußten wir in Wahrheit nicht, wo wir einen Ort finden sollten, um auszuruhen. Vor einem Hause fand ich unsern Doctor Wache stehend in vollem kriegerischen Aufzuge, mit Säbel, Pistolen und Karabiner. Er sagte mir, daß er sich so bewaffnet habe, um die Frau des Capitains zu vertheidigen. Wirklich schienen unsere Damen sehr unruhig, ob sie gleich bis dahin keinen eigentlichen Grund zur Furcht hatten; ihren Besorgnissen verdankte ich es inzwischen, ein Bett zu finden: schlecht oder gut, ein Bett war unter diesen Umständen ein kostbarer Fund. Zwei von diesen Damen ließen mich bitten, ihnen zur Wache zu dienen. So nahm ich denn von einem Vorzimmer Besitz, wo ich mich ohne Abendessen niederlegte, mein Messer neben mir.

*) Dasselbe haben mehrere Reisende von den Sicilliern erzählt. Es sey, behaupten diese, ein vorzüglicher Beweis ersehnter Gunst, wenn eine Dame ihrem Anbeter gestatte, ihr diesen Dienst zu erweisen. Ob diese Sitte noch stattfindet, können wir nicht sagen. Anm. d. Red.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Literatur.

I. Der Müller und sein Kind. Volksdrama in fünf Aufzügen, von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 120 S. Octav.

II. Der Zeitgeist. Possenspiel in vier Aufzügen, von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 138 S. Octav.

III. Der Nasenstüber. Posse in drei Aufzügen, von E. Raupach. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1835. 116 S. Octav.

Herr Raupach fährt fort die Bühne zu bereichern, und wir fahren fort ihm Dank dafür zu wissen. Der Müller und sein Kind ist was er wollte, daß es seyn solle, ein ächtes Volksstück, gut motivirt, durchgeführt, charakterisirt, schauerlich ergreifend, und ohne Zweifel auf einen alten fortlebenden Aberglauben begründet. Wir sind selbst Zeuge der Wirkung gewesen, die es auf der Bühne hervorbringt; aber wir können uns von der Heilsamkeit dieser Wirkung nicht überzeugen. Es ist leider nur zu wahrscheinlich, daß sich irgendwo der Wahn verbreiten könne, es sey möglich, in der Christnacht, auf dem Friedhofe, in wachenden Träumen die Schatten derer zu gewahren, die im nächsten Jahre dem Tode verfallen sollen; darum möchten wir aber um Vieles nicht, daß die Dichtkunst einem Wahn die Hand biete, der gerade deswegen für den Schwärmer zur Wichtigkeit werden kann, weil er sich von ihm beschleichen lassen. Man sage nicht: das ist Dichtung, Novelle, Schauspiel. Die Novelle und das Schauspiel dürfen Begebenheiten erdichten, Namen nach Gutbefinden beilegen; aber indem sie wahrscheinlich und anschaulich machen, begehren sie doch auch, daß man sich von der Möglichkeit überrede. Es ist Sünde, einen Wahn, ein Vorurtheil, das die Gläubigen beglückt und bessert, das ihnen Trost, Beruhigung, Hoffnung ertheilt, das die Christen geheiligt haben, aus den Herzen der Menschen zu reißen. Des Vaters Segen baut den Kindern Häuser, ist eine Wahrheit oder verdient es zu seyn. Denn ungerechten Fluch des verblendeten eigensinnigen Vaters die energische Kraft beilegen, er vermöge das schuldlose Kind dem Verderben zu widmen, wird geradezu Gotteslästerung. Daß die Verwünschung eines von Hochmuth platzenden Bettelbürgers, Unschuld, Liebe und Schönheit den Verfolgungen des Schicksals Preis geben könne, ist eine Verläumdung der Vorsehung, die selbst der entzückendeste Dichterzauber nimmermehr zu sühnen im Stande ist. Buntgefärbte Blumen so betäubenden, schwindelerregenden, sauersüßen Duftes, gehören nicht auf unsern heimischen Boden. An Gutmüthigkeit steht der Deutsche hinter keinem Volk der Erde zurück, und diese Gutmüthigkeit soll auch seine Dichtung nicht verläugnen.

Der Zeitgeist ist höchst unterhaltend, und das Naturkind Junker Kasper eine neue Gestalt. N's stehender lustiger Schellen tritt darin auf, und nicht zum Nachtheil des Stücks.

Im Nasenstüber, der uns angeboten, nicht gegeben wird, ist Schelle die Hauptperson, aber hier fehlt auch sein Plagegeist Till nicht, und beide treiben ihre Teufeleien und Brighellenspiel, denen man mit Vergnügen zusieht. Es möchte schwer seyn, vorhandene Karten besser zu mischen, und glücklicher zu vertheilen. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1076. Hamburg. Sonnabend, den 1. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hoestrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Ruinen von Copan in Mittel-Amerika. . . . . Seite 721
Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien. Von G. A. Hoskins. . . . . „ 723
Skizzen über eine portugiesische Colonie auf den Inseln des grünen Vorgebirges. (Beschluß.) . . . . . „ 726
Lustspiele von J. R. Lenz-Kühne. . . . . „ 728

Die Ruinen von Copan in Mittel-Amerika.

(R.)

Eine der neuesten Nummern der Literary Gazette enthält über den obengenannten merkwürdigen Gegenstand folgendes Schreiben eines Herrn Juan Galindo, vom 19. Juny 1834, aus Copan datirt.

Von dem Wunsche beseelt, die Alterthümer des Central-Continents zu vergleichen, und mir einige Erfahrungen in dergleichen Forschungen zutrauend, bin ich im letztverflossenen April hier eingetroffen und habe es meine angelegentlichste Sorge seyn lassen, jede Spur und jedes Factum zu ermitteln, was mit der Geschichte und den noch vorhandenen Ueberresten dieser in Ruinen liegenden Stadt in Verbindung stehen möchte.

Der Europäer wird sicher über unsere Begriffe von dem Wort „Alterthum" lächeln, wenn er hört, daß Copan erst seit der Eroberung durch die Spanier, im Jahr 1530, in Ruinen verfallen ist; aber die Eroberer waren so unbekümmert um alles, was sich nicht auf Gewinnst bezog, und verfuhren so arg mit den armen Eingebornen, daß selbst die Erinnerung dieses Platzes fast in Vergessenheit gerathen ist, obgleich die kolossalen Steinhaufen, in ihrer natürlichen Gestalt und behauen; Obelisken, die noch stehen oder umgeworfen sind; Tafeln und große Blöcke von bearbeitetem Stein; Büsten und verschiedene Fragmente von Bildhauerarbeit und von Irdengut, von seinem Umfange und von seiner ehemaligen Civilisation Zeugniß geben.

Jetzt, wo diejenigen, die in diesen Ländern am Ruder der Gewalt stehen, sich direct und gern für deren Ruf und Geschichte interessiren, widmen wir uns nun deren Studium und suchen dem vernichtenden Lauf der Zeit alles, was noch an Thatsachen oder Denkmälern vorhanden ist, zu entreißen. Hier will ich mich indessen nur auf einige Bemerkungen beschränken.

Die indianische Menschen-Raçe halte ich für die älteste der Erde, obgleich die weiße Raçe in thörichter Eitelkeit der Urstamm des Menschen-Geschlechts zu seyn glaubt. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie zu einer nicht sehr fern liegenden Zeit aus den Regionen des Kaukasus hervorgegangen, hat sich über Europa ergossen, sich bis nach Amerika ausgebreitet, und ist nun, mit der Energie ihrer Jugend und ihres Talents, darüber aus, auch Asien und Afrika zu überziehen. Das indianische Geschlecht hingegen ist zu der Hinfälligkeit des hohen Alters gelangt, nachdem es die Studien der Jugend und der Männlichkeit zurückgelegt hat. Die Nord-Amerikaner lösen das Problem, indem sie die Ueberreste der Eingebornen ermorden, oder sie nach Westen drängen, wo sie unvermeidlich verschwinden. Die neuen Regierungen des vormaligen spanischen Amerika's verleiden die Indianer ihren politischen Associationen ein und bemühen sich, sie der Vortheile der Gesittigung theilhaftig werden zu lassen. So ehrenvoll diese Politik indessen auch für diejenigen ist, von welchen sie ausgeht, so hilft sie doch zu nichts — das indianische Geschlecht ist in den letzten Jahrhunderten seines Daseyns, und muß bald von der Erde verschwinden.

Da die Macht und die Civilisation sich westwärts ziehn, so wird China, das östlichste und älteste Land der Halbkugel jenseits des stillen Meeres, hinscheiden und von einer fernen westlichen Insel abhängig werden. Das indianische Geschlecht, Vorgänger in der Civilisation vor den Chinesen, ist seines hohen Alters wegen noch weniger einer Regeneration fähig, als das chinesische. Dies fällt nirgends mehr in die Augen als in Mittel-Amerika: das Muskito-Ufer, obgleich von Indianern bewohnt, die frei von jedem fremden Joche und von civilisirten Gemeinden und Colonieen umgeben sind, ist nach wie vor in einem entwürdigenden Zustande der Barbarei.

Für die ursprüngliche Civilisation von Amerika müssen wir ein sehr hohes und nicht näher zu bestimmendes Alterthum annehmen. Demzufolge sind aus jener Epoche keine Denkmäler mehr vorhanden; ihre Zerstörung kann irgend einer Erderschütterung, der Pest, der Hungersnoth, einem Einbruch der Barbaren oder wohl selbst einem Aufstande der Sclaven zugeschrieben werden. Als die Colonieen oder Ueberreste dieses vor Zeiten aufgeklärten Volkes nach den östlichen Küsten von Asien übergingen, da legten sie den Grund zu der Civilisation von Japan und von China.

Eine wilde Finsterniß lag bis ungefähr ein Jahrhundert nach der Zerstörung des westlichen römischen Reiches durch die nördlichen Barbaren über Amerika verbreitet; dann erschienen die aus unsern nördlichen Regionen kommenden Tulteco's, die einen gewissen Grad der Civilisation mitbrachten, der sich wahrscheinlich von den Spuren herschrieb, welche die Ureinwohner bei ihrer Auswanderung nach Nordwesten hinterlassen hatten. Die Tulteco's fanden in Meriko ein Reich vor und verlegten ihre Colonieen nach den mehr zusammenhängenden Theilen von Mittel-Amerika; während die Inca's in Peru es sich ihrerseits angelegen seyn ließen, die vormalige Civilisation dieser Halbkugel neu zu beleben.

Copan war eine Colonie der Tulteco's; ihr König herrschte über das Land, das sich von dem der Maya's oder des Yucatan nach Osten erstreckte und von der Honduras-Bai fast bis nach dem stillen Meere reichte; es umfaßte in einem Raume von ungefähr 10,000 Quadrat-Meilen die heutigen Staaten Honduras, Guatimala und Salvador und besaß mehrere volkreiche und blühende Städte und Dorfschaften. Die Eingebornen dieses Reiches sprechen noch jetzt die Chorti-Sprache, eine Mischung des Tultecosnischen mit einem in dieser Weltgegend noch älteren Dialekte.

Digitized by Google

Die Stadt Copan war an dem rechten oder nördlichen Ufer des Stromes gleichen Namens, der sich in den großen und schiffbaren Fluß Motagua ergießt, welcher in der Tiefe der Honduras-Bai ausmündet, aufgeführt. Wenn man der Schiffahrt dieses Flusses aus der See bis zu seiner Vereinigung mit dem Copan folgt, so giebt dies eine Entfernung von 65 Leguas, und von dort bis hier beträgt dieselbe noch 20 Leguas mehr. Unterwärts von hier ist der Copan während des Winters oder der Regenzeit noch zum Theil für Böte schiffbar; doch wird sein Befahren, ehe er in den Motagua fällt, durch Stürze verhindert. Die Stadt Copan hat sich, wie dies die Ueberbleibsel ihrer verfallenen Häuser beweisen, zwei Meilen weit längs des Ufers ihres Flusses ausgedehnt. Das vornehmste unter den verfallenen Gebäuden war der Tempel, am äußersten östlichen Ende der Stadt, und von dem Ufer des Flusses bis so weit, als noch jetzt davon vorhanden ist, in einer perpendiculairen Höhe von mehr als 40 Ellen. Er ist von Norden nach Süden 250 Yards lang und 200 Yards breit; steinerne Stufen führen von den Landseiten nach den oberen Erhöhungen und wieder abwärts nach einem Viereck in seiner Mitte, 20 Yards über dem Niveau des Flusses. Durch eine kaum 4 Fuß hohe und 2½ Fuß breite Gallerie kann man aus diesem Viereck nach einem höher liegenden Theil des Tempels, der über den Fluß hinaus ragt, gelangen und hat von dort aus dann eine sehr interessante Aussicht.

Unter vielen Ausgrabungen, die ich veranstaltet, machte ich eine an dem Punkte, wo diese Gallerie in dem Viereck ausläuft. Ich brach erst in den Eingang der Gallerie selbst ein, und darnach, tiefer unterwärts grabend, in ein Grabgewölbe, das 12 Fuß unter dem Niveau des Vierecks liegt. Es ist über 6 Fuß hoch, 10 Fuß lang und 5½ Fuß breit; es hat zwei Nischen auf jeder Seite, und diese, so wie der Fußboden des Gewölbes, waren mit roth-irdenen Schüsseln und Töpfen besetzt. Ich fand deren über funfzig, worunter viele mit Menschenknochen, in Kalk geknetet, angefüllt waren; so auch mehrere scharfkantige und zugespitzte Messer von Chaya (ein spröder Stein, von den Mexikanern Itzli genannt), einen kleinen Kopf, der sichtlich den Tod darstellen sollte, indem seine Augen fast geschlossen und die unteren Gesichtszüge verzerrt waren. Die Rückseite dieses Kopfes ist symmetrisch durchlöchert; das Ganze von auserlesener Arbeit, und sein Material ein feiner grüner Stein. Auch zwei Kügelchen dieser Steinart, ein Quantum Muschelschalen, und einige Stalaktiten fand ich in dem Gewölbe, dessen Fußboden ganz mit Gebeinen bedeckt war.

In dem Tempel und dessen unmittelbarer Nähe giebt es noch sieben aufrechtstehende und ganze, zwischen den Ruinen der gesammten Stadt aber eine Menge umgestürzter und zerbrochener Obelisken. Diese steinernen Säulen sind 10 bis 11 Fuß hoch, ungefähr 3 Fuß breit und etwas weniger dick. Auf der einen Seite enthalten sie in Basreliefs ausgehauene menschliche Figuren in aufrechter Stellung, gerade aussehend und mit auf der Brust ruhenden Händen; sie tragen Kappen auf den Köpfen und Sandalen an den Füßen, und sind in sehr prunkend ausstaffirten Gewändern, die in der Regel halb die Schenkel hinabreichen, gekleidet. Den Figuren gegenüber auf drei bis vier Yards Weite stand gewöhnlich ein steinerner Tisch oder Altar; der hintere Theil und die Seiten des Obelisken enthalten gemeiniglich phonetische Hieroglyphen in viereckigen Feldern. Harte und feine Steine sind in manche Obelisken eingelassen, während diese, wie die übrigen in Trümmern liegenden Werke, aus einer Species weichen Steines angefertigt sind, der in einem benachbarten und sehr großen Bruch gefunden wird. Es befindet sich eine sehr merkwürdige steinerne Tafel in dem Tempel, die 2 Fuß 4 Zoll Höhe hat und 4 Fuß 10 Zoll im Quadrat mißt; obenauf hat sie 49 Hieroglyphenfelder, und an ihren vier Seiten 16 menschliche Figuren in Basreliefs, mit untergeschlagenen Beinen auf Polstern sitzend und etwas in den Händen haltend, das einem Fächer oder Wedel gleicht. Es werden monströse Gestalten unter den Ruinen gefunden: die Eine stellt einen kolossalen Alligatorskopf vor, welcher ein Wesen mit menschlichem Gesichte und mit Thierklauen im Rachen hat; ein anderes Monstrum sieht einer riesigen Kröte in aufrechter Stellung ähnlich und hat menschliche Arme mit Tigerklauen. Auf benachbarten Hügeln im Osten und Westen der Stadt stehen zwei Obelisken, die nur Hieroglyphen in viereckigen Feldern enthalten. Diese Obelisken, wie fast alle in der Stadt, sind roth angemalt und nach Oben dicker und breiter als nach Unten. Weit umher in der Nachbarschaft werden Steinhügel von zusammengestürzten Gebäuden gefunden.

Wenn ich diese Ruinen mit denen in der Nähe von Palenque vergleiche, so fällt mir eine Aehnlichkeit auf, die einen gemeinschaftlichen Ursprung derselben verräth, obwohl sie in sehr wesentlichen Puncten von einander verschieden sind. Palenque ist schon vor der Eroberung verlassen und, wie es scheint, vergessen gewesen, während die Spanier Copan bewohnt und im höchsten Glanze vorgefunden haben; doch haben sich die öffentlichen Gebäude und sonstigen Denkmäler von Palenque, in Folge ihrer vollkommneren Bauart, besser erhalten. Hier giebt es kein einziges Gebäude mehr, das noch aufrecht steht, während man deren zu Palenque noch in Menge vorfindet. Die Bausteine waren verschieden, indem die von jener Stadt nur zwei Zoll Dicke hatten, während diese aus ganzen Blöcken gehauen waren. Hier waren die Dächer aus schräg liegenden Steinen gebildet, dort stets aus horizontal liegenden. Zu Palenque sind die menschlichen Figuren vollkommner, und zeigen sich meistens im Profil; hier aber haben sie ihre Stellung meistens in voller Fronte. Ich habe zu Palenque keine Obelisken oder Platten mit Bildhauerarbeit gesehen. Kreisförmige Steine von verschiedener Größe, von welchen einige Mühlsteinen ähnlich sind und in der Mitte ein Loch, übrigens aber weder Inschriften, noch Abzeichen haben und deren Nutzen nicht zu erkennen ist, findet man an beiden Orten. Die Schriftzüge oder Hieroglyphen (phonetische) sind einander in beiden Städten sehr ähnlich, stets auf völlig oder fast viereckigten Tabletten, und Gesichter, Hände und verschiedene identische Charaktere enthaltend.

Eine kleine spanische Macht mit einem beträchtlichen indianischen Hülfscorps, von Guatimala ausgegangen, bemächtigte sich dieses Platzes, obwohl ihr auf ihrem Marsche viele Hindernisse in den Weg gelegt und ein Widerstand geleistet wurde, der besserer Mittel und besseren Erfolges würdig gewesen wäre. Dieser Platz war lange wegen der ausgezeichneten Güte seines Tabacks-Baues berühmt; als aber der Anbau dieser Pflanze vor 75 Jahren als königliches Monopol nach Llanos de Santa Rosa im Osten verlegt ward, da gerieth Copan schnell in Verfall und ist nun zu einem kleinen Weiler herabgesunken, der in der westlichen Vorstadt der vormaligen Stadt, da, wo der Bach von Sesesmil in den Copan fällt, liegt. Dieser Fleck liegt in dem jetzigen Staate von Honduras, vier Leguas ostwärts von der Gränze von Guatimala, im 14° 45′ N. Br. und 90° 52′ W. Länge von Greenwich. Das Wasser dort ist gut und das Clima schön und gemäßigt.

Die Höhle von Cutilca, ungefähr zwei Leguas von hier entfernt, hat nichts sehr merkwürdiges außer ihrer Nähe bei diesem Platze und der fabelhaften Beschreibung, welche der ehrwürdige Domingo Juarros in seiner Geschichte von Guatimala unter dem Namen Tibulca davon gegeben hat. Die Höhle ist gänzlich ein Werk der Natur und erstreckt sich circa achtzig Schritt weit ins Innere des Berges von Cutilca.

Digitized by Google

Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien.

Ein Beitrag zur genaueren Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes jener Länder und der verschiedenen Bewohner unter der Herrschaft Mehemed Ali's.

Nebst Bemerkungen über Kunst, Alterthum und Geschichte des alten Königreichs Meroe.

Von

G. A. Hoskins.

Mit einer Charte und 90 Abbildungen von Tempeln, Pyramiden ꝛc. in Meroe, Gebel-el-Birkel, Solib ꝛc. ꝛc., nach Original-Zeichnungen des Verfassers und seines Reisebegleiters, eines Malers.

267 Seiten. Quart. London, 1835. Bei Longman & Comp.

(Aus der Literary Gazette.)

Fast möchte man sagen, daß im Gebiete unserer heutigen Schez- und Duodez-Literatur ein Quartant oder gar ein Foliant schon an und für sich eine literarische Merkwürdigkeit ist, und bon gré, mal gré fühlt man sich versucht selbst an Wunder zu glauben, wenn plötzlich ein kräftiger Quartant, der noch dazu nicht weniger als fünf und funfzig Lithographieen und Kupferstiche, und fünf und dreißig saubere Holzschnitte in seinem Gefolge hat, in den labyrinthischen engen Salons der modernen, kleingebornen Literatur erscheint. Die äußere Ausstattung dieses Reiseverkes ist reich und prachtvoll, aber auch abgesehen hiervon enthält schon der Name des Verfassers und Titelblatt des Werkes selber die beste Empfehlung für das Ganze. Denn gerade die früheste Geschichte des Menschengeschlechtes mit Hülfe jener Denkmäler und Urkunden, die sich in der Heimath aller Cultur und Civilisation, dort an den Ufern des Nils, in der Nähe der ältesten Wohnsitze des Menschengeschlechtes erhalten haben, zu entwickeln und zu ergänzen, ist eine Aufgabe, die jetzt in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt und erkannt ist: daher das Interesse, welches jede neue Entdeckung in uns hervorruft, jeder kühn gewagte Schritt, der uns dem Ziele näher führt, jeder belebende Licht- und Hoffnungsstrahl, der jene so kolossal-einfachen und so geheimnißvollen Denkmäler der Vorzeit, welche die Ur- und Vorgeschichte der Menschheit in sich schließen, zu erhellen vermag, und endlich einmal den Schleier lüftet, der noch immer trotz aller Jahrhunderte den Horizont jener Gegenden vor unsern Augen verhüllte. Schon von diesem Gesichtspunete aus kann uns das Werk des Herrn Hoskins nur willkommen seyn. Der Verfasser hat sich hier auf ein Gebiet gewagt, das im Ganzen nur höchst oberflächlich untersucht ist, und eine Masse von Materialien der Vergessenheit entzogen, die gewiß einem Jeden sehr zu Statten kommen werden, der mit Aufmerksamkeit die Uranfänge und Triebkeime menschlicher Civilisation, den Ursprung der Wissenschaften und Künste, und diejenigen Begebenheiten der Geschichte verfolgt, welche zuerst die Völker der Erde auf friedlichem oder feindlichem Wege mit einander in Berührung gebracht haben, entweder durch Kriege und räuberische Völkerzüge oder durch Herrscher-Dynastieen und religiöse Institutionen.

Herr Hoskins hielt sich im Jahre 1832 in Aethiopien auf, und benutzte jede Gelegenheit, die sich ihm darbot, jenes Land und seine imposanten Ruinen näher kennen zu lernen, indem er, was wir hier insbesondere hervorheben müssen, vor Allem die Gegenden aufsuchte, welche bisher in Vergleich zu den übrigen Theilen jenes Landes nur selten bereist und eben deshalb auch nur theilweise und höchst fragmentarisch zur Kenntniß des Publicums gelangt sind. Bruce, Burkhardt, Lord Prudhoe, Major Felix, Caillaud, Herren und Rosselini sind diejenigen Schriftsteller und Reisenden, denen wir vorzüglich unsere Kenntniß von jenem Lande verdanken: ihnen schließt sich jetzt unser Verfasser an, der manches Neue und Interessante aufgefunden und das Alles mit so musterhafter systematischer Ordnung den einzelnen Theilen seines Werkes einverleibt hat, daß auch hierdurch der Werth und die Bedeutung des Ganzen vielfach erhöht wird, und nicht allein für das größere Publicum noch mehr an Interesse gewinnt, sondern auch besonders für alle Diejenigen, welche sich mit ähnlichen Untersuchungen über Aegyptens Alterthum beschäftigen.

Das alte Meroe, Aethiopiens Hauptstadt, war der eigentliche Zielpunct seiner Reise, und Assuan der Ort, von wo aus er in Begleitung eines talentvollen Malers aus Italien, des Herrn Bondoni, seine Reise antrat, dort schiffte er sich auf dem Nil ein und zog hernach mitten durch die große nubische Wüste weiter ins Land hinein. Seine Reiseroute ging über Korosko, das in der Gegend von Derr ungefähr in der Mitte zwischen der ersten und zweiten Katarakte liegt und den Nil sah er späterhin bei Abou-Hammed wieder, welches der Insel Mograt gerade gegenüber liegt, so daß er auf diese Weise den Halbbogen gerade durchschnitt, in dessen Umfange die zweite, dritte und vierte Katarakte liegen. Auf der einen Seite wohnen die arabischen Ababdis, auf der andern die arabischen Bisharin. Von dort aus zog er noch weiter hinauf bis zu der Insel Meroe, wo er sich so lange, als es seine Zeit nur erlaubte, aufhielt, und alles Interessante mit der größten Sorgfalt in Augenschein nahm: hierauf durchwanderte er die Bahiouda-Wüste in der Richtung von Shendy bis nach Gitne, das noch unter der vierten Katarakte liegt, und trat endlich über Dongolah auf dem Nil stromabwärts seine Rückreise an. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Herr Hoskins bis auf eine Entfernung von ungefähr hundert (englischen) Meilen dem Puncte sich näherte, wo der blaue Fluß sich mit dem weißen Flusse vereinigt: sein Weg führte ihn durch die interessantesten und merkwürdigsten Länder und Völkerstämme unter Gefahren und Abenteuern aller Art. Doch wir wollen den Verfasser lieber selbst reden lassen, um dem Leser, wenn auch nur in aller Kürze, ein anschauliches Bild alles Dessen, was er gesehen und erlebt hat, zu geben.

„Ankunft am Nil. Das Dorf Abou-Hammed, den 23. Februar. Heute Morgen um 7 Uhr brachen wir wieder auf und schon um die Mittagszeit hatten wir das Ufer des Nils erreicht. Der Nil macht da, wo er aus der Wüste kommt, fast gar keine Strömung. Alle unsere Schicksale und Leiden waren jetzt vergessen, ein Jeder pries sich glücklich, daß er den Nil wieder vor sich sah, jenen königlichen Strom des Orients, und in den frischen kühlenden Fluthen den quälenden Durst löschen konnte, denn die geringen Vorräthe von Wasser, die wir in der Wüste bei uns führten, waren theils aufgegangen, theils auch in den Lederschläuchen fast ganz ungenießbar geworden. Unsere arabischen Ababdis haben hier eine Menge von Verwandten und Bekannten angetroffen, und, wie es scheint, wird es mit ihrem Salem, dem Grüßen, Händeschütteln und Umarmen gar kein Ende nehmen. Durch ihre dringenden Bitten habe ich mich denn auch bewegen lassen, den Rest des heutigen Tages zur Erholung und zu Lustbarkeiten zu bestimmen. Meine Begleiter haben bereits das fetteste Schaaf, das sich hier nur auftreiben ließ, geschlachtet, und die eine Hälfte davon, so wie ein kleines Backsheesh (eine kleine Summe Geldes) habe ich den Ababdis geschenkt, um auch meinerseits zu ihrem Feste etwas beizutragen. Jetzt ist Alles bei der Arbeit, die Araber schlürfen ihren Boaza, und mehrere hübsche Mädchen und Frauen aus der Provinz Berber erhöhen durch ihre Reize und harmlose Scherze die allgemeine Freude. Auf dieser Reise sind wir 86 Stunden unterweges gewesen, nämlich 33 Stunden in der Berggegend, in denen wir, die Stunde zu 2½ Meilen gerechnet, 90¼ Meilen zurücklegten, und in der Ebene 53 Stunden, in denen wir, nimmt man die Stunde für diese Gegenden zu 3 Meilen an, 159 Meilen machten." Diese Berechnung

Digitized by Google

stimmt auch mit dem bekannten Unterschiede der Breitengrade überein: im Ganzen waren es also 250 Meilen. *) Die Araber fangen gewöhnlich an zu singen, wenn die Kameele zurück bleiben und mit ihnen nicht Schritt halten wollen: dann geht es munter fort unter beständigem Heißa und Juchhe.

In Makkarif, der Hauptstadt der türkischen Provinz Berber, machte Herr Hoskins dem Gouverneur seine Aufwartung, dem er in einer Versammlung des Divan, in Gegenwart der Sheiks, Paschas ꝛc. vorgestellt wurde.

„Neben dem Gouverneur saß der Groß-Kadi, in einem langen braunen Talar und mit einem grünen Turban auf dem Haupte, (ein Zeichen, daß er Mekka gesehen hat und ein Richter ist oder ein Abkömmling Mahomeds). Er ist ein Eingeborner des Landes und bekleidet die Stelle eines Hohenpriesters und Oberrichters. Der Bei behandelte ihn mit großer Aufmerksamkeit, da sein Wort bei dem Volke sehr viel gilt. Sein Aeußeres verräth gleich auf den ersten Blick den Jesuiten, und wie ich so vor ihm stand, wurde ich unwillkührlich an Alfieri's berühmte Rede in seinem Saul erinnert. An der rechten Seite des Groß-Kadi saß der Sheik Sayd, der Chef der Ababdis. Seine Familie besitzt diesen Titel schon seit undenklichen Zeiten: der Adel seiner Geburt ist auf der hohen, freien Stirne zu lesen, würdevoller Ernst, Milde und Wohlwollen ruhten auf dem schönen Antlitz, das einem Jeden Achtung und Ehrfurcht einflößen mußte: er interessirte mich mehr als alle Andere. Sheik Sayd zunächst saß ein zweiter doch nicht so mächtiger Sheik der Ababdis in einem blauen Mantel von Leinenzeug. An der Seite dieses Ababdis-Sheiks hatte der Melech Nazr ed Deen, der vierzig Jahre lang Melech oder König dieser Provinz gewesen war, seinen Sitz eingenommen. Wie ich erfuhr, hatten ihn die Melechs von Shendy und Metammah in seinem Reiche überfallen, seine Heere geschlagen, seine Schätze geplündert und seine Familie zu Sclaven erniedrigt. Um sich zu rächen, soll er sich damals nach Aegypten geflüchtet und dem dortigen Pascha in Cairo vorgestellt haben, wie leicht es für ihn seyn würde, sich jenes Land zu unterwerfen. Die Araber besitzen besonders in dieser Gegend ein ganz eigenes Talent, in überschwenglich pompösen, blumenreichen Tiraden die Verdienste ihrer großen Männer zu preisen. So z. B. soll das Feldgeschrei des alten Melechs in jenem Kriege gewesen seyn: „„ich bin ein Bull, der Sohn eines Bullen, Sieg oder Tod!““ Man erzählte mir, daß er im Stande ist, ein Kameel mit Einem Säbelhiebe zu spalten, und daß er nicht selten ein ganzes Schaaf zum Frühstück verspeist. Allerdings ist er für diese Gegend ein ungewöhnlich starker Mann und sowohl seine Gesichtszüge als auch alle seine Manieren sind störrisch und abstoßend, was nicht so sehr auffallen kann, wenn man bedenkt, daß er gegenwärtig weiter nichts ist, als ein hülfsloser entthronter Fürst, dem nur aus Gnade und Barmherzigkeit der Rang und die Einkünfte eines Katsheff geblieben sind, und dem jetzt Niemand mehr in dem weiten Reiche gehorcht, wo sein Wille einst Gesetz war. Noch viele andere Personen waren in dem Saale gegenwärtig, unter ihnen mehrere Katsheffs, Kaimakans, Artillerie-Officiere, und außerdem noch Sheik-Beschir, der jetzt Melech von Shendy ist, so wie mehrere Sheiks der Bisharin. In der Mitte des Saales standen nicht weniger als dreißig Diener und Boten, mit langen silberbeschlagenen Stäben in den Händen und mit Pistolen und Säbel bewaffnet; hinter denselben bemerkten wir mehrere Janitscharen in Albanesischer Tracht, Mameluken, türkische Soldaten, Sheboukgees, Sclaven ꝛc. ꝛc. Der Bei spielte gerade mit Sheik Sayd eine Partie Schach, als wir in die Thüre traten, doch hörte er sogleich auf und erhob sich von seinem Sitze. Er empfing uns mit großer Freundlichkeit, und ließ uns Pfeifen und Caffee anbieten in Hülle und in Fülle, fast jede halbe Stunde wurde frischer Caffee umhergereicht und ein jeder erhielt gewöhnlich zwei Schalen zu gleicher Zeit, was in Aegypten nicht Sitte ist. Man präsentirte uns den Caffee ganz auf türkische Weise und nach den Regeln türkischer Etikette, indem man die Schale unten zwischen dem Zeigefinger und dem Daumen angefaßt hatte, und auf diese Weise uns darreichte. Ich bemerkte, daß dem Bei und mir selbst zuerst präsentirt wurde, erst nach mir kamen auch die Uebrigen an die Reihe so wie sie dem Range nach auf einander folgten. Späterhin überreichte ich ihm den Firman des Pascha: der Bei betrachtete einen Augenblick das Siegel und drückte es dann gegen Stirn und Lippen, zum Beweise seines Gehorsams und seiner Ergebenheit, doch versicherte er zu gleicher Zeit, daß ich auch ohne Firman schon als Engländer ihm willkommen gewesen wäre, und daß er Alles, was in seinen Kräften stehe, thun werde, um den Zweck meiner Reise zu fördern, auch wollte er mich nicht eher entlassen, bis ich mit ihm zu Abend gespeist hätte. Ich folgte seiner Einladung und war jetzt der Dinge sehr begierig, die da kommen sollten. Zuerst mußten wir uns nun auf die gewöhnliche türkische Weise die Hände reinigen: nachdem dies geschehen war, wurde ein großer runder Tisch von Eisen in die Mitte des Saales gestellt und von den Gästen war jetzt ein Jeder bemüht, mit vielem Anstande oder auch so gut es gehen wollte auf den Boden gleich einer Schneidernatur sich nieder zu kauern. Den Anfang des Soupé's machte eine Fleischsuppe, hierauf folgten an zwanzig verschiedene Gerichte Fleischspeisen, eine Schüssel jagte die andere und zuletzt kam noch Pillof mit dickem Reis. Bei der Suppe bedienten wir uns hölzerner Löffel; Complimente wurden hier nicht gemacht, ein Jeder langte herzhaft zu und suchte von der allgemeinen Suppenschüssel so gut als möglich zu profitiren, gleichviel ob sein Nachbar mit ihm Schritt halten konnte oder nicht. Bei den Fleischspeisen mußten unsere Finger als Gabeln figuriren, doch war es Bon ton, nur mit dem Daumen und dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand zu essen. Ein Jeder rückte oder avancirte vielmehr jetzt so nahe als möglich an den Tisch und bemühte sich, mit einem Stückchen Brod in der Hand, den besten Bissen seinem Nachbaren wegzufischen, doch konnte man von Glück sagen, wenn

*) Ich weiß recht wohl, daß die Berechnungen, welche ich über die Schnelligkeit der Kameele angestellt habe, den Behauptungen mancher Reisenden widersprechen, unter denen ich hier nur Heren Buenes hervorheben will, den Verfasser des wie Recht gepriesenen Werkes: Reise nach der Bukharei (Vol. 2. S. 149), doch muß ich bemerken, daß unsere Kameele der Bisharin-Race angehörten. Meine Begleiter ritten alle auf Kameelen und die Last, welche diese Thiere zu tragen hatten, war selbst bei unserm Aufbruche nicht sehr groß, da sie nur mit etlichen Wasserschläuchen beladen waren, die natürlich Tag für Tag leichter werden mußten. Da wir während unserer ganzen Reise, auf einer Strecke von 250 Meilen, nur einen Ort zu passiren hatten, wo etwas Wasser und dazu noch schlechtes zu haben war, so lag es schon im eigenen Interesse der Araber die Kameele soviel als möglich anzutreiben. Ich gab mir alle Mühe den gewöhnlichen Schritt dieser Thiere zu ermitteln, und achtete deshalb zugleich auf den Gang der Kameele und ihrer Treiber die an der Seite nebenher gingen, auch stieg ich deshalb von Zeit zu Zeit ab und zog zu Fuße weiter. Als wir am Nil angekommen waren, fand ich zu meiner großen Freude, daß meine Berechnungen bis auf 2 oder 3 Meilen mit den Beobachtungen völlig übereinstimmten. Auf meinen Reisen im Orient habe ich fast immer mehrere Kameele bei mir geführt, und ich glaube jetzt mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß zu der Regel ein Kameel, wenn es gut gehalten und nicht allzuschwer beladen wird, im Stande ist täglich 10—12 Stunden zu marschiren, oder 2½ Meilen die Stunde in Berggegenden und auf unebenen Boden, und 3 Meilen die Stunde in ebenen Gegenden zurückzulegen, ohne daß es dadurch allzusehr angestrengt würde. In der Nähe eines Flusses und in Gegenden, wo Wasser und Futter zu finden ist, lassen es die Treiber, wenn sie nicht gerade große Eile haben, gewöhnlich sachte angehen, doch thun sie dies weniger um ihre Kameele zu schonen als um sich selbst Erholung zu verschaffen, zumal da es ihnen meistentheils auch nicht so sehr darauf ankommt ob sie im Ganzen 2 oder 3 Tage mehr oder weniger unter Weges bleiben.

Digitized by Google

man ohne Havarie davon kam. Die Schüsseln waren eben nicht überladen und mehrere Ragouts und Recherchés sahen auch nicht einladend aus: doch wie gewöhnlich gab es weiter nichts als Hammelfleisch, Hammelfleisch und toujours Hammelfleisch, obgleich der Koch alle seine Kunst aufgeboten hatte, um durch Kräuter, Essenzen und Saueen von Caire die eigentliche Hammelsnatur zu masquiren. Der Bei hatte dabei das Vorrecht, in allen Schüsseln zuerst mit den Fingern umher zu spazieren, und die übrigen Gäste waren auch nicht faul mit ihren dummdreisten Tatzen dem Beispiele ihres Herrn und Gebieters zu folgen. Hatte seine Excellenz der Bei einmal die Natur von diesem oder jenem Gerichte erforscht, so winkte er mit dem Kopfe und dann war die Schüssel verschwunden. Mehrere ausgehungerte Sclaven, die im Kreise um die Tafel herumstanden und von diesen beaux restes noch satt werden sollten, waren in diesem Augenblicke sehr flink bei der Hand und verschlangen alles mit der größten Begierde. Bei Tische wurde nicht ein einziges Wort gesprochen und hätte auch Jemand sich's einfallen lassen, eine Conversation zu versuchen, so würde ihm gewiß Niemand geantwortet haben.

Uebrigens wäre mir, wenn ich die Wahrheit bekennen soll, das bescheidenste, frugalste Abendessen viel lieber gewesen, als das glänzende Soupé des Bei's. Denn da ich bemerkt hatte, daß es zum bon ton gehöre, von jeder Schüssel etwas zu nehmen, und unmöglich wissen konnte, wie viele Schüsseln noch nachfolgen sollten, so ließ ich den rechten Augenblick fast ganz unbenutzt vorübergehen. Der alte Nazr ed Deen, der, wie ich erzählt habe, mit so ungewöhnlichem Appetite zu frühstücken pflegt, schien wenig befriedigt zu seyn, obgleich ich bemerkte, daß er während des Essens von seiner Zeit noch den besten Gebrauch gemacht hatte. Das ganze Souper hatte kaum eine kleine Viertelstunde gedauert und mehrere Schüsseln waren nur eine Minute auf der Tafel gewesen. Der Bei mit seinem verfänglichen verrätherischen Kopfnicken erinnerte mich an jenen berühmten Leibarzt, der um Sancho Pansa's Verdauungskräfte so ängstlich besorgt war. Ueberdies widerfuhr mir das Unglück, daß der Bei, um mir einen besondern Beweis seiner Gnade und Huld zu geben, mehreremale die delicatesten Stücke aus den feinsten Gerichten mit seinen höchsteigenen, fetttriefenden Fingern hervorgabelte und mir vorzulegen geruhte. Ich konnte eben keinen rechten Geschmack finden an dieser bittersüßen Galanterie; doch sah ich mich wohl genöthigt, mit pflichtgemäßem Danke, vielem Verdruß und etwas Pfeffer darüber das Compliment seiner Gnade zu verschlucken. Mehrere Sclaven, die hinter uns standen, präsentirten uns von Zeit zu Zeit große Flaschen mit frischem Wasser — denn in dieser Gesellschaft durfte man nur Wasser trinken — und die übrigen waren beständig auf den Beinen, um mit langen breiten Fächern die Fliegen und Mücken von uns abzuwehren. Nach aufgehobener Tafel zogen wir uns in eine Ecke des Saales zurück, wo mehrere Waschbecken standen, die uns allerdings sehr nothwendig waren; dann wurden uns Pfeifen und Caffee präsentirt, und hierauf entließ Se. Excellenz der Bei in Gnaden seinen Hofstaat und die Sclaven — aus war der Schmaus, doch wir mußten noch zurückbleiben zu einem langen Tête à tête über die verschiedensten Angelegenheiten, über interessante und uninteressante Affairen. Der Bei ist, wie ich glaube, ein herzensguter Mann, doch gestand er selbst ein, daß seine schwierige Lage ganz geeignet sey, ihn zum Tyrannen zu machen. Da er in seiner Nähe keinen Freund oder Vertrauten hat, so schien es ihm sehr lieb zu seyn, daß er endlich einmal Gelegenheit gefunden hatte, von seiner Lage frei und offen reden zu dürfen, und vor mir, als einem Fremden, hatte er nicht zu fürchten, daß er hierdurch seiner Würde etwas vergeben würde. „Freunde habe ich," sprach er, „hier wenig oder gar nicht, doch viele Feinde. Wie soll ich es nun anfangen? Unmöglich ist es, dem Pascha zu genügen, und das Volk nicht zu drücken. Die Regierung in Alexandrien ist nie zufrieden und verlangt immer mehr, und doch wird die Schuld Andern beigemessen, wenn Alles klagt und murrt, obgleich dies nur eine natürliche Folge der drückenden unerschwinglichen Abgaben ist. Ich hoffe, Gott der Allmächtige wird mich segnen und mir Kräfte verleihen, um zur Zufriedenheit meines Herrn und Gebieters mich auf meinem Posten zu halten." Hierauf unterhielten wir uns noch eine Zeitlang über den Zustand der Provinz, über seine Politik gegen die Araber, über die Statistik des Landes, die Angelegenheiten des Pascha's (von welchem er mit großer Vorliebe sprach und den er, wie er sich ausdrückte, einst noch als Herrn von St. Petersburg zu sehen hofft, oder doch auf jeden Fall im Besitze der Länder, welche Rußland im letzten Kriege der Pforte entrissen hat), über den Krieg mit dem Sultan, die Unzufriedenheit der Provinzen, über seine eigenen Waffenthaten und Tapferkeit, endlich über die Alterthümer, den Zweck meiner Reise.

Herr Hoskins hielt sich dort drei Tage lange auf, und berichtet ferner noch Folgendes:

„Den 2. März. Heute Morgen schickte der Bei, wie am gestrigen Tage, zu mir und behielt mich wiederum lange Zeit bei sich, bis ich endlich am Nachmittage aufbrechen konnte und in dem Boote des Pascha's, das er zu meiner Disposition gestellt hatte, die Reise nach Shendy fortsetzte. Er lud mich ein, noch länger bei ihm zu verweilen, doch hatte ich keine Zeit zu verlieren. Indessen sind diese drei Tage für mich doch nicht ohne allen Gewinn gewesen, indem ich sie dazu benutzt habe, über jene Länder und die dortigen Verhältnisse nähere Erkundigungen einzuziehen. Gestern klagte ich dem Bei meine Noth, daß es mir bei dem Vorurtheile des Volkes ganz unmöglich sey, von den verschiedenen Costümen und Trachten der Eingebornen nur eine flüchtige Skizze zu entwerfen. Der Bei erwiederte hierauf ganz gelassen, daß ein Jeder, der mir in dieser Hinsicht Schwierigkeiten machen würde, sogleich gespießt oder geköpft werden solle. Dieser Befehl gestattete keine Ausnahme; der Diwan vernahm ihn mit der größten Gelassenheit, und wir selbst nahmen keinen Anstand, so gut als möglich davon zu profitiren, sondern machten uns vielmehr sogleich an die Arbeit und portraitirten alle die hohen und höchsten Würdenträger des Reiches. Von den Portraits des Melech Nazr ed Deen und Scheik-Bezeer habe ich bereits gesprochen. Mehrere unter ihnen ergaben sich indessen offenbar nur mit der größten Selbstverläugnung in ihr Schicksal, obschon wir alle unsere Beredtsamkeit aufboten, um sie zu beruhigen und ihren Schmerz zu stillen. Besonders machte uns ein Prinz Mouza, ein Eingeborner des Landes, viel zu schaffen. Sein Portrait, welches mein Reisegefährte Herr Bendoni verfertigte, ist ungemein ähnlich geworden; das Colorit ist voll Lebensfrische und die ganze Gestalt ist eine der schönsten, die ich hier zu Lande gesehen habe. Seine Brust steht hoch hervor, eine Erscheinung, die ich in Ober-Nubien oft bemerkt habe. In den Augen der Nubier ist dies ein großer Uebelstand, und nicht selten ist es der Fall, daß Diejenigen, welche damit behaftet sind, sich den schmerzhaftesten Operationen unterziehen, um sich davon zu befreien. Prinz Mousa war ganz wüthend, als der Künstler sein Bild vollendet hatte, und bat den Bei, ihn in Zukunft wie einen Menschen zu behandeln, und nicht wie eine unvernünftige Bestie. Er ist der Sohn eines Melechs, doch versieht er gegenwärtig nur die Stelle eines Pagen. Durch Muth und Gewandtheit hatte er sich bereits im ganzen Lande bekannt gemacht, oder mit andern Worten um in der Sprache des Orients zu reden, „er ist im Stande, in der Schlacht hundert Feinde auf seine eigene Faust zu erlegen." Gestern haben wir in unserm Zelte einen jungen Bisharin, der ungefähr achtzehn Jahre alt ist, in seiner Landestracht abgezeichnet. Sein Vater, ein mächtiger Scheik, hatte gegen den Pascha einen Aufstand versucht, doch in einer entscheidenden Schlacht hatte er den Kürzern gezogen und war zuletzt genöthigt worden, die Flucht zu ergreifen; sein Sohn ward als Gefangener zurückgehalten, bis daß er

Digitized by Google

gegen eine Heerde von 250 Kameelen losgekauft würde. Der Bei und seine Officiere hatten sich gegen ihn einen Scherz erlaubt, der ziemlich barbarisch war und den wir gewiß nicht geduldet haben würden, hätten wir früher etwas davon erfahren. Der Bei hatte ihm nämlich gesagt, daß wir türkische Commissaire aus Cairo wären und den Befehl bei uns führten, ihn köpfen zu lassen. Als wir ihn abzeichneten, saß er mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden und ließ den Kopf nach einer Seite hängen: in dieser Stellung blieb er ungefähr dreiviertel Stunde lang sitzen, und rührte und muckte sich nicht; wir erinnerten uns nicht, irgendwo Jemand gefunden zu haben, der so ruhig und geduldig gesessen hätte. Als wir mit unserer Arbeit fertig waren, baten wir ihn wiederaufzustehen und waren eben im Begriff ihm ein kleines Andenken zu schenken, als er plötzlich in wilder Lust vom Boden aufsprang und uns erzählte, was er von uns erwartet hätte und wie er jeden Augenblick daran erinnert worden wäre, daß sein letztes Stündlein gekommen sey. Als wir am Abend wiederum bei dem Bei uns eingefunden hatten, mußte er gleichfalls erscheinen, und dem Bei schien es große Freude zu machen, ihn von Neuem in Angst und Schrecken zu versetzen, indem er ihm zu verstehen gab, daß wir, im Besitze seines Bildes, jetzt auch magische Kraft über ihn selbst besäßen und ihn bald mit uns in unser Land wegführen würden. Da sperrte er Mund und Augen auf und fragte einen Jeden der Umstehenden ob das wirklich wahr sey, und schien darüber ganz außer sich zu seyn, daß er seine heimathlichen Wüsteneien nie wieder sehen sollte. Insbesondere wandte er sich mit seinen Fragen und Bitten an den alten Sheik Sayd, der, als Chef der Ababdis, wie er hoffte, eher als alle Andern die Wahrheit ihm sagen würde: indessen wollte es uns bedünken, als wenn mehrere Melechs und Sheiks, welche die Sache so scherzhaft zu nehmen schienen, doch nicht ganz darüber ins Reine kommen konnten und weit eher geneigt waren, die Zauberkraft unserer Pinsel und meiner für sie so räthselhaften camera lucida einzugestehen, als zu läugnen. Herr Bondoni mußte auch den Bei abzeichnen und zwar auf dessen ausdrückliches Verlangen: wie ich vermuthe, war das Bild für eine seiner Favoritinnen bestimmt. Der Bei war mit seinem Ebenbilde sehr zufrieden und schien besonders an der Stellung, in welcher das Bild ihn vorstellte, großes Gefallen zu finden, so wie an dem reichen Costüme, dem breiten Schwerdte, den Insignien seiner Würde, und dem frischen Wuchse seines Bartes; doch konnte er aus dem Schlagschatten nicht so recht klug werden und bat deshalb Herrn Bondoni ganz ernsthaft: „„die schwarzen Flecke und Kleckse-reien da wieder wegzunehmen.““ Ehe ich Makkarif verließ, führte er mich noch auf den Indigo-Anpflanzungen umher, die der Regierung gehören. Ungern nahm ich von ihm Abschied: der Bei ist der beste Türke, den ich auf meinen Reisen kennen gelernt habe, und in froher dankbarer Erinnerung gedenke ich der so gastlichen freundlichen Aufnahme, die ich, wenn auch nur wenige Tagelang, dort im Innern Afrika's, in der Mitte jener wilden Gegenden gefunden habe.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen über eine portugiesische Colonie auf den Inseln des grünen Vorgebirges.

(Aus dem United Service - Journal.)

(Beschluß.)

(8.)

Kaum war ich eingeschlafen, als ich durch eine Hand aufgeweckt wurde, die unzart genug über mein Gesicht auf und abfuhr. Das mußte mindestens ein Räuber, wenn nicht gar ein Mörder seyn. Ich ergriff sofort mein Messer mit einer Art von Muth, obgleich mir die Haare vor Schrecken zu Berge stiegen. Die fremde Hand fuhr fort, mich zu betasten, wie ich glaubte, meine Kehle suchend, um mich zu erdrosseln. Mit einer Anstrengung der Verzweiflung führte ich einen Messerstoß nach der Seite hin. Ein durchdringender Schrei, der Todte hätte erwecken können, war die Antwort. Der Angreifende war ein Affe. Er hatte mich ohne Zweifel beobachtet, als ich mich niederlegte und suchte den Gegenstand, den er in meiner Hand bemerkt hatte. Wie dem auch sey, die Furcht des armen Thiers war größer als seine Wunde. Es ließ mich für den übrigen Theil der Nacht in Ruhe und am andern Morgen fand ich es beschäftigt, eine Jacke wie Beinkleider anzuziehen, indem es seine Beine in die Aermel steckte, sehr stolz nach allem Anschein auf diesen bizarren Putz.

Unser Frühstück war so gut, als wir es uns eben verschaffen konnten. Es bestand in Zwieback und in Caffee, ohne Milch und ohne Zucker: des letzteren Stelle vertritt zu Bonavista der Syrup. Nach diesem elenden Mahl ging ich aus, die Stadt zu besehen. Es ist ein Haufen von etwa dreißig kleinen, armen, schlechtgebauten Häusern, die sich ohne Ordnung am Fuße eines Berges gruppiren. Man sieht da keinen Kaufladen, noch irgend etwas dem Aehnliches. Die einzige Zierde des Ortes ist eine hübsche Kapelle, die etwas höher auf dem Abhange des Berges liegt. Uebrigens steht die Religion auf der Insel eben nicht hoch in Gunst. Man zählt da nur drei Kirchen und einen einzigen Priester, der den Gottesdienst darin versieht. Auch ist dieser noch wie ein Groß-Lama immerwährend in seiner Pfarrei verschlossen, wo die Gläubigen ihn aufsuchen, welche er aber nie aus eigener Bewegung verläßt.

Man muß daher nicht erwarten, in Bonavista irgend etwas zu finden, was Heirathe-Feierlichkeiten gleiche. Das ist eine Ueberflüssigkeit, an welche niemand denkt. Jede Frau, die keine früheren Verpflichtungen und Verbindungen hat, steht keinen Augenblick an, die Anerbietungen des ersten, besten Mannes anzunehmen, der ihr ein Asyl gewähren und sie bei sich aufnehmen kann. Hiernach giebt es wenige Beispiele, daß eine Frau jemals ihrem Beschützer untreu geworden sey, den sie auf diese Weise gewählt, wenigstens so lange sie mit ihm zusammenwohnt. Uebrigens machen sich diejenigen, die ihre Freiheit behalten haben, kein großes Gewissen daraus, hier und da ihre Gunstbezeugungen zu vertheilen, sey es aus Neigung, sey es in der Hoffnung, einige Dollars zu gewinnen. Auch sind fast alle Frauen der Insel Mutter und gewöhnlich sehr früh. Da sie zum größten Theile, d. h. im Verhältniß von 99 zu 100, Sclavinnen sind, so werden sie, je mehr Kinder sie bekommen, desto kostbarer für ihre Besitzer.

Die Insel zählt ungefähr zweitausend Einwohner; aber ob sie gleich eine große Fläche ausmacht, so bringt sie doch für die letztern kaum den nöthigen Unterhalt hervor.

Der Mais und die Melonen bilden das Haupt-Nahrungsmittel. Man ißt den erstern geröstet und macht auch den einzigen Caffee daraus, den man auf Bonavista kennt. Die reichsten Leute und die größten Schmecker regaliren sich bisweilen mit einem Stück Ziegenfleisch, das sie mit dem Namen Hammelbraten beehren. Von Zeit zu Zeit verschaffen sie sich auch etwas Reis und selbst Kartoffeln, die ihnen amerikanische Schiffe zuführen. Die Ziegen geben Milch, aber in sehr kleiner Quantität, und der Käse, den man von dieser Milch macht, gleicht mehr altem Leder, als irgend etwas anderem. Auch das Brod ist von abscheulicher Qualität, grob und sauer.

Obgleich die mehresten der Bewohner Sclaven sind, so scheinen sie doch ein müssiges und indolentes Leben zu führen. Sie behandeln ihre Herren mit einer Familiarität, die man gewiß bei englischen Domestiken

Digitized by Google

nicht zugeben würde. Seit langer Zeit gehört die Insel Portugal, aber ihre Bevölkerung stammt nicht von der Metropole ab. An ihrer Farbe und ihren krausen Haaren erkennt man die Abkömmlinge afrikanischer Völker, die diesen Archipelagus colonisirt haben. Uebrigens haben sie die Traditionen ihrer Vorfahren verloren. Ihr Idiom ist ein verdorbenes Portugiesisch, das der Sprache von Lissabon nicht mehr gleicht, als das Patois von Yorkshire der von London oder Oxford. Es ist ein Volk von Verstand, dessen Auffassungsgabe eben so lebhaft als sein Gedächtniß treu ist. Für ein Wort ihres Jargons, das wir auffaßten und behielten, lernten sie zwanzig englische Worte, und was sie einmal wußten, vergaßen sie nicht wieder. Es sind kaum ein halbes Dutzend portugiesischer Familien auf Bonavista und einige Creolen, die unsere Matrosen Amphibien nannten.

Am dritten Tage nach unserer Ankunft in der alten Stadt machte sich der größte Theil unserer Mannschaft bereit, den englischen Hafen (Port-Anglais) zu gewinnen, wo der Gouverneur für uns angemessene Wohnungen hatte bereiten lassen. Die Esel sind eins der seltenen Producte, die die Insel im Ueberflusse besitzt. Sie dienten uns zum Transport. Man stelle sich eine Karawane von siebenzehn Eseln vor, von Frauen, Kindern und selbst Männern bestiegen. Es war eine Karikatur, des Pinsels eines Hogarths würdig. Eine der Frauen, schon bejahrt und dick, fand es nicht bequem, sich auf die Seite, wie die andern, zu setzen. Ohne Umstände setzte sie sich auf Männer-Weise und galoppirte stolz, an der Spitze der Truppe, unter dem Gelächter unserer Matrosen. So legten wir vierzehn Meilen zurück, ohne ein anderes Zeichen von Anbau zu finden, als ein elendes Feld von Mais und Melonen, das ungefähr einen halben Acker einnahm. Hier und da glaubten wir Spuren früherer Feuer-Ausbrüche zu finden, und es ist in der That außer Zweifel, daß diese und die benachbarten Inseln vulkanischen Ursprungs sind.

Nachdem wir Revel passirt, ein bedeutenderes Dorf oder Stadt, das inzwischen nicht besser gebauet ist, als unsere erste Residenz, kamen wir nach Port-Anglais. Unsere Cavallerie stellte sich vor dem Hause des Gouverneurs auf und erweckte unter den Einwohnern eben so viele Neugierde, als eine ambulante Menagerie in einem Dorfe Englands erwecken kann. Nachdem wir einige Minuten gewartet hatten, trat eine Art von Major Domus aus dem Hause und führte uns nach dem Gebäude, das wir bewohnen sollten. Am Rande des Meeres gelegen war es sicherlich der angenehmste und schönste Ort. Es war das Eigenthum der Wittwe eines Amerikaners, welcher eine Pension gehabt hatte, um seine Landsleute zu beherbergen, die wegen Handelsgeschäften auf die Insel kamen. Sie erhielt für unsern Unterhalt täglich 10 Sous pr. Kopf. Aber welches elende Regime! Zum Frühstück harten Zwieback und Caffee ohne Milch und Zucker; zum Mittagsessen ein Ragout von Ziegen- oder gesalzenem Fleisch mit Kartoffeln; und Abends schlechten Caffee, wie am Morgen. Uebrigens erlaubten die örtlichen Hülfsquellen nicht, mehr zu thun.

Dennoch ist dieses der Sitz der Regierung; da residirt Se. Excellenz, Don Manuel Antonio Martinez, General-Gouverneur der Inseln des grünen Vorgebirgs und aller portugiesischen Besitzungen, die sich an den Küsten Afrika's in einer Linie von 2500 Meilen ausdehnen. Obgleich schon betagt, ist Don Anton Martinez doch noch sehr kräftig. Er ist nicht nur der Gouverneur, sondern auch der vorzüglichste Kaufmann, der Rothschild des Ortes. Er allein besitzt da einige Schiffe. Keine Geld-Speculation findet statt, ohne daß er mehr oder minder Theil daran nimmt. Die Salz-Insel gehört ihm ganz. Als einen Beweis seines Thätigkeits- und Unternehmungs-Geistes kann ich anführen, daß er eine Straße mit Geleisen, für den Transport des Salzes, auf dieser Insel anlegen läßt und daß diese Straße ihm nicht weniger als 300,000 Franken kosten wird.

Jeden Morgen kann man ihn am Meeresufer sitzen sehen, wo er eine Art von Lever hält. Er ist von den Capitainen seiner Schiffe und derer der fremden Fahrzeuge umgeben, die mit dem Lande handeln. Es sind fast alles Amerikaner und einige Hamburger. Das Salz ist der einzige Gegenstand ihres Exportations-Handels. Don Martinez fragt sie über die Ereignisse der Zeit. Sie ersetzen ihm die Journale, die noch nicht bis dahin gedrungen sind. Es ist wahrhaft bewundernswerth, zu sehen, wie er, bei so wenigen Hülfsmitteln der Erkundigung und des Unterrichts, mit dem Gang der europäischen Angelegenheiten bekannt ist. Er spricht geläufig und correct englisch und kennt England so gut, als wenn er Jahre lang da gewohnt hätte. Von welchem Standpuncte man ihn betrachten wolle, so ist er doch in der That ein Mensch höherer Art. Während der Regierung Don Miguels erhielt er den Befehl, starke Geld-Summen nach Portugal zu senden. Er gehorchte, aber nur nachdem er Don Pedro von der Sache unterrichtet hatte, welcher Sorge trug, den Schatz, bei seiner Ueberfahrt über das atlantische Meer, aufzufangen. In Betracht dieses Dienstes und vieler andern genießt er eine hohe Gunst bei der jetzigen Regierung der Metropole. Sein Haus-Etat ist der eines einfachen Bürgers. Die einzige Eigenthümlichkeit, welche seinen Rang andeuten könnte, ist die beständige Gegenwart einer Art von Adjutanten oder vielmehr Ordonnanz mit einer abgetragenen Uniform. Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle die Beweise von Aufmerksamkeit und Freigebigkeit anzuführen, die wir von diesem trefflichen Manne erhalten haben.

Sein Haus und sein Ameublement übertreffen ohne Zweifel das der andern Insulaner, aber John Bull würde dort doch die Bequemlichkeiten nicht finden, die er gewohnt ist, von den kleinsten Oeten seines Landes zu erwarten. Das kann eine Idee von dem Glanz von Port-Anglais geben. Uebrigens giebt es in dieser Art von Stadt nur zwei Personen, welche auf den Titel Gentlemen Anspruch machen können: der Gouverneur und sein Schwager. Wenn zufällig Geschäfte andere Portugiesen von Distinction dahin führen, so sind sie da nur eine kurze Erscheinung wie Zugvögel.

Der Schwager des Gouverneurs ist das Factotum des Ortes. Er vereinigt in sich allein die Talente und Functionen des Arztes, Wundarztes, Geburtshelfers und Apothekers. Er schreibt Recepte, amputirt Arme und Beine, präsidirt bei der Geburt aller Bonavistianer und verkauft zu billigem Preise Jalappe und Rhabarber, die er seinen Kranken verordnet. Jede Nacht, so lange unser Aufenthalt dauerte, schwärzte er den Rum und die Lebensmittel ein, die wir am Bord des gescheiterten Schiffes gelassen hatten; und als man dieses verkaufte, so war er wieder derjenige, der die Rolle des Taxators spielte. Mit einem Worte, er läßt sich keine Gelegenheit entgehen, einen Dollar zu gewinnen.

So dient er den Piraten und Sclavenhändlern, welche die Nachsicht der portugiesischen Regierung in die Häfen dieses Archipels zieht, zum Unterhändler und Makler. Zwei liefen, während unsers Aufenthaltes, zu Bonavista ein. Da Portugal bis auf einen gewissen Punct den Sclavenhandel duldet, so kömmt jeder Engländer, Amerikaner oder Franzos, der sich, ohne Gefahr für seinen Hals, mit diesem Handel abgeben will, auf diese Inseln und kann sich für einige Dollars Papiere und selbst portugiesische Matrosen verschaffen. Der Käufer selbst bleibt auf seinem Schiffe nur in der scheinbaren Qualität als Passagier.

Ich will Bonavista nicht verlassen, ohne von seiner Garnison zu reden. Sie besteht aus zwanzig Soldaten, aber der Gouverneur hat im Nothfalle die Macht, ein Aufgebot in Masse zu erlassen. Vier Vintins, d. h. ungefähr 12 Sous unserer Münze — das ist die ganze Löhnung dieser Unglücklichen. Außerdem müssen sie noch Mittel finden, sich mindestens

Digitized by Google

die Hälfte ihrer Kleidung anzuschaffen. Inzwischen könnte man sie doch für viel reicher halten, als sie sind, denn sie bringen ganze Tage damit zu, mit einander zu spielen. Ihre Art, ihre Mahle einzunehmen, ist vergnüglich zu sehen. Sie stellen sich in eine Linie, jeder mit einem Löffel bewaffnet; der Sergeant steht vor ihrer Fronte, die Schüssel oder den Topf in der Hand haltend, welcher die für seine Untergebenen bereiteten Speisen enthält: jeder tritt dann um einige Schritte vor, nimmt seinen Löffel voll von gesottenem Mais oder irgend einem Ragout und kehrt auf seinen Platz zurück. Wenn der letzte Soldat dieses Manoeuver wiederholt hat, so fängt es beim ersten wieder an, und so weiter, bis die Schüssel leer ist. Da nie Ueberfluß an Nahrungsmittel ist, so ist das eine gute Methode, um ungefähr gleiche Theile herauszubringen.

Nah bei der Caserne oder der Hauptwache ist das Gefängniß, wo der Gouverneur einkerkern lassen kann, wen er will. An dem einen Ende dieses Gebäudes ist eine kleine Glocke aufgehängt, ungefähr von der Größe derer, die man am Bord der Schiffe hat. Sie versieht die Stelle einer öffentlichen Uhr, einer ohne Zweifel sehr ungenauen Uhr, denn der Wache stehende Soldat, der die Stunde anschlagen muß, hat keine andere Regel, woran er sich bei dieser Operation halten kann, als seine eigene Schätzung der Dauer der Zeit. Wenn irgend jemand vorbeigeht mit einer Kette oder einem Bande, was das Daseyn einer Uhr verräth, so nähert sich die fast immer verlegene Schildwache und fragt ihn, welche Zeit es ist. Welches nun auch die Antwort sey, so ermangelt sie nicht, sie zu benutzen, um sofort die Stunde, die man ihr angegeben (wahrscheinlich immer die Stunde der Ablösung) schlagen zu lassen.

Am Abend versammeln sich die Soldaten in der Hauptwache, singen im Chor eine Art von Hymne und legen sich dann nieder, ein Piquet von acht Mann zur Nachtwache lassend. Man sucht so viel als möglich die Regeln der Militair-Disciplin zu beobachten. Jeden Morgen kömmt ein unglücklicher Trommelschläger aus der Caserne, macht die Runde in dem Theile der Stadt, wo der Pallast des Gouverneurs ist, und schlägt Reveil; dann kehrt er glorreich auf seinen Posten zurück. Das ist vielleicht das reellste Symptom von Civilisation, das sich uns in dieser elenden Colonie dargeboten hat.

Deutsche Literatur.

Lustspiele
von
J. R. Lenz-Kühne.
Zwei Bände.

Mainz, Kupferberg, 1835.

Wir erhalten hier, von der Hand eines ausgezeichneten Schauspielers, die Bearbeitung spanischer, englischer und französischer Schauspiele, die seiner Wahl und Feile Ehre macht, und Zuschauern und Lesern gefallen müssen.

Das erste: die Nacht der Irrungen, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, ist dem Englischen des Tuke entlehnt. Sir Samuel Tuke hatte ritterlich für Carl I. von England gefochten, und ward von Carl II. nach dessen Wiederherstellung begünstigt. Der König selbst forderte ihn auf, sein spanisches Lieblingsstück auf die englische Bühne zu bringen, und man sagt, der Graf von Bristol habe ihm dabei geholfen. Es ward 1663 unter dem Titel The adventures of five hours, am Hofe und in der Stadt mit großem Beifall gegeben, wobei die Kenner nicht zurückblieben, und verdient ihn in der That, durch seine überraschende Verwickelung, die Charakteristik der hohen und niedern Personen, die glückliche Auflösung, und was sonst den spanischen Intriguenstücken, Comedios de capa y de espada, Aufmerksamkeit und Theilnahme gewinnt und erhält.

Catharina II. und ihr Hof, Lustspiel in drei Aufzügen, nach dem Französischen, ist ein keckes Sittengemälde, dessen sich Beaumarchais nicht schämen dürfte. Solche Spiegelbilder der Zeit, denen es nicht an innerer Wahrheit fehlt, wie erdichtet die äußere auch seyn mag, befriedigen den Menschenkenner, und belehren den, der sich anschickt, es zu werden, ohne seine eigne Haut dabei aufs Spiel zu setzen.

Die vornehme Welt in der Bedientenstube, Lustspiel in zwei Aufzügen, nach dem Englischen, ist eine glückliche Uebertragung des Garrickschen High life below stairs, dieses Triumphs der englischen Schauspieler, den man nicht satt wird zu sehen.

Carl II., oder der lustige Monarch, Lustspiel in zwei Aufzügen, nach dem Französischen des Alexander Duval, hat auch auf deutschen Bühnen, unter dem Titel Jugendstreiche Heinrichs V., Glück gemacht, besonders wo der Schiffscapitain und Krugwirth Copp von Herrn Lenz, und seine Nichte von dessen verstorbener Gattin, unübertrefflich dargestellt wurden. An dem französischen Stück war nichts zu tadeln als der Titel; denn offenbar gehören die Sitten nicht in die Zeit Heinrichs V., und schon Rochesters Name und Thätigkeit verbürgt, daß Duval Carl II. und dessen Umgebungen vor Augen hatte, und vielleicht nur darum die Stuarts nicht namhaft machen wollte, weil sie Verwandte des Hauses Bourbon waren. Mit Recht hat der Deutsche zurückgegeben, was nie hätte genommen werden sollen.

Der zweite Band enthält nur zwei Stücke, aber schweren Gehalts, denen freilich der Name Lustspiel nicht gebührt. Margarethe von Valois und die Mißvergnügten im Jahr 1579, Drama in fünf Aufzügen, nach dem Französischen, gehört zu den gelungensten, tragischen, historischen Schauspielen, die uns jemals vorgekommen sind. Da ist kein Zug, der nicht der Vergangenheit entlehnt wäre, keiner, der die Gegenwart kalt lassen kann. Alles ist berechnet, alles ansprechend.

Das ist die wahre Kunst, die nirgends Kunst verräth.

Die Bühne darf stolz seyn, welche der Darstellung dieses Schauspiels gewachsen ist.

Hochmuth kommt vor dem Fall, Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Englischen. Die Handlung liegt in Palermo, die Art der Behandlung ist nach spanischer Meister-Weise. Gehört das Ganze dem Engländer eigenthümlich, so blieb er hinter seinen Vorbildern nicht zurück.

Dem Leser wird die flüchtige Anzeige hinreichen, um ihn den Genuß dieser Gaben nicht versäumen zu lassen. Auch der Zuschauer wird sich ihrer freuen, wenn ihnen eine gute Ausführung zu Theil wird. Die finden sie freilich ohne Ausnahme; aber der Bearbeiter war auch wohl befugt, von seinen Kunstgenossen zu fordern, was Wenige so vollkommen leisten als er. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1077. Hamburg. Montag, den 3. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Borger und Leiher. . . . . Seite 729
Jenseits des Rheins. Von E. Lerminier. Erster Theil. Politik. . . . . „ 731
Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien. Von G. A. Hoskins. (Beschluß.) . . „ 733

Borger und Leiher.

(Aus Lambs Essays.)

(R.)

Für mich giebt es nur zweierlei Menschen-Raçen und es ist mir einerlei, ob der Gesichtswinkel scharf oder stumpf ist, ob die Haut als Ebenholz oder als Alabaster glänzt: das sind Abzeichen, die sich insgesammt verwischen. Die Gelehrten sind nicht recht gescheut, wenn sie ihre Zeit damit zubringen, die Menschen in gothische, in celtische, in scandinavische, in hindu-germanische Geschlechter einzutheilen; denn alle diese Classificationen reduciren sich auf eine einzige große Elementar-Unterscheidung und zerfallen sonach in zwei Classen, welche durch eine unübersteigliche Demarcationslinie geschieden sind. Gottes Finger hat diese Linie gezogen, und die Gesellschaft hat diese Unterscheidung anerkannt. Achtet wohl auf, ihr Geschichtschreiber und Philosophen! Der, welcher borgt, nimmt zur Rechten, und der, welcher leihet, nimmt zur Linken Platz: so wird sich am Tage des Weltgerichts die Menschheit im großen Thale Josaphat rangiren.

Das Geschlecht, das borgt, ist das edle Geschlecht, das Geschlecht pr. Excellenz. Eine angeborne Ueberlegenheit, eine instinctartige Souverainität sprechen sich in seinen Zügen, in seinem Blicke und in seiner Haltung aus. Das Geschlecht, das leihet, steht niedriger. Man glaubt auf seiner trüben und in Nachdenken versunkenen Stirn die Nothwendigkeit der Knechtschaft, die Lage des Gehorchens zu lesen. Geboren, um zu nützen, nicht um zu herrschen; geschaffen, um ausgebeutet zu werden und nicht um auszubeuten, hat es etwas Argwöhnisches, Unterthäniges, Verstimmtes, das mit der offenen und unbefangenen Miene, dem Blick des Vertrauens und des Sieges, der steten guten Laune, der liebenswürdigen Keckheit und der hochherzigen Naivität des Borgers contrastirt. Dem Geschlechte der Leiher gehören alle diejenigen an, welchen ihr Wucher ein Brandmark aufgedrückt hat. An das edle Geschlecht der Borger reihen sich alle ehrenwerthen Namen, die Namen von Königen und Fürsten, von Ministern und von großen Geistern, von Humoristen und von glänzenden Frauen an: hier ein Alcibiades, dort ein flotter Falstaff, weiterhin der geistreiche Dufresny, der glänzende Richard Steele, der beredte Mirabeau, der bewundernswürdige Sheridan: die Sahne und die Blüthe der Menschheit, eine hehre Familie von Borgern, die bis zu ihrem letzten Lebenshauche von der Welt die Steuer ihres Genie's erhoben und selbst nicht die Kosten ihrer Beerdigung hinterlassen haben!

Auf der Stirn des Borgers thront die Gesundheit, ein holdes Lächeln umschwebt seine Rosenlippen; welch' eine köstliche und reizende Sorglosigkeit liegt in der Miene dieses Lieblings der Natur! welch' ein süßes Vertrauen zu der Vorsehung und zum Schicksal! Das Dein und das Mein, diese beiden Quellen aller Kriege, aller Processe, alles menschlichen Elends verschwinden und verschmelzen in seinen Augen. Welch' eine Verachtung des elenden Metalles, dessen Glanz die Menschen verführt! Ihn schreckt die Zukunft nicht, ihm ist die Vergangenheit kein Dorn, ihm macht die Gegenwart kein graues Haar: er lebt ruhig wie die Lilien auf dem Felde, wie die Blume im Gebirge. Nie hat ein Grammatiker die Sprache zu einem Puncte der ursprünglichen Einfachheit zurückgeführt wie er, denn ihm zufolge reduciren sich alle Dictionnaire auf die drei Worte: Alles ist mein! Er sieht ganz deutlich die Basis des gesellschaftlichen Vertrages und nimmt, die eitlen Unterscheidungen verwerfend, welche von den Gesetzgebern erfunden worden sind, die ursprüngliche Gütergemeinschaft als Grundprincip an. Es lebe der Borger! nur er versteht es, das Leben zu genießen: er ist der einzige Aristokrat des Universums.

Ich halte im Allgemeinen nicht viel von unserm Steuersystem. Kann man sich wohl etwas Härteres und Rauheres denken als so einen Steuereinnehmer, einen Accisbeamten! Giebt es wohl etwas Verdrießlicheres, als sich in seinen Einkünften durch einen Menschen gekürzt zu sehen, dessen Gesicht schon eine Drohung ist und dem die Häscher auf der Ferse folgen! Nur der Borger weiß es, wie man es mit dem Steuersystem halten sollte. Er will nur eine freiwillige Steuer; er vertilgt jede Spur einer Superiorität, die uns nur unangenehm seyn möchte, und läßt keine Idee von Demüthigung aufkommen; wäre auch die Kluft, welche ihn von uns scheidet, noch größer, als die zwischen dem römischen Kaiser auf seinem Throne und der armen Jüdin, welche einen Heller Zins zahlen sollte, so schmeichelt er doch unserm Stolze und sucht eine Gelegenheit, uns von unserer Ueberlegenheit zu überzeugen. Sein Verlangen kleidet sich in das Gewand der Bitte; die sanfte Gewalt seines Wortes ist uns ein Genuß; die Schnüre unserer Börse lösen sich von selbst, sie öffnet sich ohne große Mühe und weicht dem balsamischen Feuer seiner Beredtsamkeit, gleich wie sich der Mantel eines Reisenden vor den Strahlen der Sommersonne öffnet. Ha! welch' ein Unterschied zwischen ihm und den Schindern unserer Casse, den finanziellen Henkern, die mit einer solchen Diebsphysiognomie die sogenannten Herrenrechte einfordern. Er bedarf keines Scheines; er setzt keinen Termin fest; er wird einmal zahlen, aber er weiß nicht, wann; vielleicht Ostern, vielleicht Michaelis, wie es Gott gefällt.

Der Borger gehört nicht zu den strengen und haarscharfen Seelen, zu den ernsten Kritikern, welche sich die Sache so sehr genau besehen,

Digitized by Google

wenn ihnen irgend ein Vorschlag oder ein Anerbieten gemacht wird. Mit dem Borger ist leicht zu handeln; er zeigt eine große Nachsicht gegen den Nächsten: er macht keine Chikane, er schießt nichts auf, sondern nimmt Alles an, was ihm geboten wird. Eine den Sterblichen wohlgeneigte und freundliche Gottheit, sind ihm alle Opfergaben willkommen. Vergebens würde der, dem er eine Ehre erzeigen will, gegen sein Geschick anringen: der Würfel ist geworfen, das Netz schließt sich um seine Beute; versucht es nicht, das Schicksal zu besiegen, ihr, die Gott zum Leihen bestimmt hat! geht ihm lieber auf halbem Wege entgegen und schaut ihm freundlich ins Gesicht. Man sehe nur, wie der Borger friedlich und behaglich ist! Man müßte sich ja schämen, wenn man hinter dem Beispiel, das er giebt, zurückbleiben wollte!

Solche Betrachtungen waren es, die ich nach dem Ableben meines alten Freundes Ralph Wakeman, der am letzten Mittwoch das Zeitliche gesegnet, anstellte. Sohn einer adelichen Familie und stolz auf einen Namen, der sich in der Nacht der heldenthümlichen Erinnerungen von Europa verliert, ist er, seiner Ahnen werth, ohne an etwas zu denken, gerade so, wie er gelebt, gestorben. Nie hat er sich im Handeln und in der Art zu denken seiner Vorfahren unwürdig gezeigt; nie hat er sich herabgelassen, an andere zu leihen, wohl aber hat er bei den edelsten und ausgezeichnetsten Personen des Königreichs geborgt. Er sah sich sehr früh im Besitz eines bedeutenden Einkommens, was ihn, wenn er nicht auf seiner Hut gewesen wäre, leicht der gemeinen Classe der Leiher hätte zugesellen können. Aber ein so erniedrigender Gedanke kam ihm nicht in den Sinn, und er wußte sich in schönster Uneigennützigkeit einer solchen Verlegenheit zu entledigen.

Er ließ es sich vor allem angelegen seyn, mit seinem Erbgut fertig zu werden, um einer solchen ihn behelligenden Last überhoben zu seyn. Ist es nicht Allem, was die Philosophie Heiligstes hat, zuwider, wenn ein Privatmann seine Schätze zusammenhält, wie wenn er König oder Minister wäre? Wakeman hatte hehrere und erhabenere Gesinnungen. Einmal frei von der furchtbaren Last, fühlte er sich kräftiger, freier, und es konnte ihn nichts hemmen. Ein furchtbarer Athlet, warf er sich in die Bahn, die ihm allein zusagte: er war der König der Borger.

Man hat ihn wechselsweise zu Dublin, zu Edinburg, in den schottischen Gebirgen, um die Seen von Cumberland gesehen: es war dieses, wie die Alten sagten, ein wahrer Triumph-Umzug. Ein Freund von ihm behauptet, ich weiß nicht, nach welcher, und, wie ich glaube, übertriebenen Berechnung, daß er den zwanzigsten Theil der Bewohner der drei Königreiche seinem Reisezehnten unterworfen habe. Den Reichen, den Helden mit heroischen Zügen, die ihnen in der Wirklichkeit nicht zukommen, wird stets geborgt. Herkules ist nicht so stark, Achilles nicht so tapfer gewesen, als es ihnen zugetrauet worden ist. Bechrt, meinen Freund auf einigen seiner Triumphzüge zu begleiten, hat mich die Menge von Leuten, die in ihm eine unglaubliche Superiorität erkannten und ihm ohne Murren ihren Tribut zahlten, in Erstaunen gesetzt. Jeder andere würde vor dieser Masse von Gläubigern erschrocken seyn; er aber war stolz darauf und setzte seinen Ruhm darein.

Und doch verstand Wakeman, trotz aller dieser Hülfsquellen, sich darauf, seine Casse ewig leer zu erhalten. Er dachte ganz anders wie die Philosophen, welchen das Nichts ein Gräuel ist und die der Natur ihre persönlichen Meynungen beimessen. „Wenn man das Geld drei Tage ruhen ließe," rief er oft aus, „würde es ja schimmelig werden!" Ihm, mit der hohen Stirn, mit dem sichern Blicke, mit dem lächelnden Gesichte, mit dem in den Nacken geworfenen Kopfe, mit der Ruhe und dem Adel in der Physiognomie, mit dem seiner schwärzesten Haare beraubten und mit einer greisen Aureole bekränzten Schädel konnte man eben so wenig nein, als dem magern, gebrechlichen und furchtsamen Bastardborger mit dem trüben Blicke, der gerunzelten Stirn und der zitternden Stimme, einem unedlen Sprößling der großen Familie, ja sagen. Indem man dem Ersten willfahrt und den Andern abweis't, thut man nur, worauf sie beide gefaßt sind, also, was ihnen gebührt.

Ha! ich habe nie jemand wiedergefunden, der meinem großen Muster, Wakeman dem Borger, ähnlich gewesen wäre. Nie wird dies schöne Urbild in gleicher Herrlichkeit wieder erstehen. Wie sehr vermisse ich dies große Herz, diese expansive Empfindsamkeit, diese völlige Idealität, diese Ueberlegenheit, die über allen materiellen Interessen schwebte!

Wie wohl verstand er sich darauf, zu depensiren! welche wundersame Fertigkeit hatte er, das Geld unter die Leute zu bringen! wie flogen die Schillinge, wie verschwanden die Guineen, wie stoben die Banknoten! Ich möchte fast glauben, daß er unterirdische, geheimnißvolle Höhlen entdeckt hatte, in welchen er seine Schätze verschwinden ließ. Was kümmerte es ihn, wenn sie weg waren; mußte ihm doch der Erste der Beste, der ihm aufstieß, zinspflichtig werden!

Mir ist nur eine Art des Borgens bekannt, die ich scheue. Ich lege meine Gelder lieber unter dem Einbande eines Buches an, als daß ich sie in eisernen Kisten verschlösse, und diejenigen, die das Eigenthum der Octav- und Duodezbände nicht respectiren, scheinen mir die gefährlichsten Leute aller Sterblichen zu seyn. O gräuliche Verstümmelung der Sammlungen, die wir mit so vieler Mühe geschaffen, mit so großer Liebe gehegt haben! Fluch treffe Euch, ihr Zerstörer der Symetrie auf unsern Bücherbörtern! Nie wird man mich mit Comberbatch wieder aussöhnen: er hat einen Band von meinem Beaumont und Fletcher; er hat in meiner Ausgabe des Plutarch einen gräulichen Hiatus gemacht; er gehört zu der Art Lesern, die nicht an die Nützlichkeit der Leseabinette glauben und die ihre Bibliotheken aus den Fragmenten bilden, die sie aus allen Ecken zusammengeborgt haben. Diese gefährliche Ansicht hat sich nur zu sehr im Publicum verbreitet. Mehrere meiner Freunde hegen alles Ernstes die Meynung, das Borgen eines Buches sey kein Borg und man könne damit nach Belieben schalten und walten.

Man sehe einmal jene leeren Räume in meiner kleinen und bescheidenen Bibliothek: dort ruhte einst, neben dem St. Thomas von Aquino und den lateinischen Briefen Heloisens ein dicker Lieblingsband meiner Meditationen: die Werke Bonaventura's. Aber wozu die Opera Bonaventura's für mich? Gerade so lautete die Frage meines Freundes Comberbatch, als er in seiner Extase Angesichts des Werkes, wonach ihm gelüstete, die Bemerkung machte, mein Geschmack vertrüge sich nicht mit dem Lesen dieses Ascecten und ein solcher Contrast habe etwas Lächerliches. Und, setzte er ernst hinzu, das Recht, das wir auf Bücher haben können, wird lediglich durch unsere Fähigkeit, sie zu verstehen, bedingt. An seiner geistigen Ueberlegenheit nicht zweifelnd, hat er es folglich ganz in Händen, die Börter meiner Bibliothek zu entvölkern und die seinigen zu füllen. So sind denn, ach! meine Lieblingsschriftsteller einer nach dem andern unsichtbar geworden, unter andern: ein ganz kleiner Band des merkwürdigen Thomas Brown, der am liebsten über Dinge schrieb, die sich auf Leichenbegängnisse bezogen; zwei Bände meiner liebsten dramatischen Autoren des sechszehnten Jahrhunderts, und endlich Shakespeare bis auf den letzten Band. Arme unvollständig gewordene und verwittwete Werke! unglückliche Waise! was zurückgeblieben ist, scheint zu beweinen, was davon gegangen!

Um gerecht zu seyn, muß ich indeß bemerken, daß mein Freund Comberbatch alles mögliche thut, um seine Schulden abzutragen: von Zeit zu Zeit trägt er mir irgend ein armes Würmchen zu, das er auf seinen bibliothekarischen Reisen gesammelt hat; bald einen kleinen Elzevir mit gol-

Digitized by Google

denem Schnitt, bald einen dicken Band des Erasmus. Er vergißt sie und läßt sie mit derselben Nachlässigkeit, mit derselben Nichtachtung auf einem Tische liegen, dergemäß er mein eignes Interesse benachtheiligt und die gezwungenen Anleihen macht, die ich wohl anders benennen möchte. Die unwillkührlichen Geschenke, welche dieser sorglose Comberbatch und einige andere Freunde mir gemacht haben, nehmen einen ganzen Bort meines literarischen Magazins. Da sind die armen Waisen naturalisirt; sie ruhen dort in Frieden, und von Zeit zu Zeit amüsire ich mich damit, sie von ihrem Staube zu befreien, aufs Ungefähr einen sechsten Band des Gozzi oder einen zweiten Band der heiligen Therese ergreifend.

Ha! bester Edmond Kean! welch' ein verkehrter Einfall, welch' heillose Etourderie hat Dich bewegen können, mir einen meiner liebsten Schätze zu rauben? Was hattest Du denn mit der guten Margarethe, der Herzogin von Newcastle zu thun? Ein Kind des Theaters, in Hamlets Mantel gewiegt, stets von pappenen Wäldern, von blechernen Kaskaden umgeben, wie konntest Du die romantischen Begeisterungen, die wunderliche Geistesrichtung unserer Herzogin begreifen? Hast Du es nicht wie die Kinder gemacht, die auch immer nur haben wollen, ohne zu wissen, warum?

Ein besonderer Platz unter den Bücherborgern gebührt den Leuten von Genie, ein Geschlecht von Borgern, das übrigens nicht sehr häufig ist. Sie geben, was sie geborgt haben, mit Wucher wieder, und so segne ich den Tag, wo ich Gelegenheit hatte, an Samuel Taylor Coleridge einige Bände zu leihen. Wie verschönert, wie bereichert hat er sie mir zurückgegeben! Einen Band Algebra hatte er mit lyrischen Noten, einen Band Poesie mit einer metaphysischen Abhandlung ausstaffirt. O herrlicher Samuel! warum machen es nicht alle Borger so wie Du?

Selbst die Könige sind in jüngster Zeit Borger geworden, und die Völker in Masse sind auf dasselbe Metier eingegangen; man borgt Constitutionen (und Soldaten), Geniales und Albernes, wie es eben das Bedürfniß mit sich bringt.

Jenseits des Rheins. *)

Von

E. Lerminier,

Professor im Collège de France.

Erster Theil.

Politik.

(L.)

Edle Geister sagen uns voll Hoffnung: Die Racen verschwinden, die Völker assimiliren sich, die Welt vereinfacht sich. Die Pyrenäen, die Alpen fallen; bald giebt es keinen Rhein, kein atlantisches Meer mehr. Morgen wird die Erde frei und in jedem Sinne offen, der Ocean freundlich und sociabel seyn. Die Menschheit wird sich ihrer selbst bewußt und sammelt ihre so lange getrennten Theile, wie die zerschnittenen Stücke einer und derselben Schlange. Dank dem Genius des Menschen, Dank dem Eisen und dem Dampf, der zu seinem Nutzen verwendet werden, der Continent und das Meer werden bald nur noch eine breite Straße seyn, mit tausend leichten Verzweigungen, eine gleiche, vereinigte, feste Oberfläche, wo sich von einem Puncte zum andern gemeinschaftliche Häuser und befreundete Niederlassungen erheben, vormals feindliche und verschlossene Königreiche; wo sich ohne Unterlaß die verschiedenen Gruppen der allgemeinen Familie, sonst eifersüchtige und unversöhnliche Nationen, die Hände reichen und eine Bruderkette bilden werden. Dann wird das Universum nur ein einziger Körper seyn, das Menschengeschlecht eine einzige Intelligenz. Nur eine Sonne, nur eine Idee. Neues Licht, Einheit der Bewegung und der Wirksamkeit wird sich in der unermeßlichen sociellen Maschine fühlbar machen, wie in dem unermeßlichen Schooße der Natur. So kömmt endlich das Ende des Werkes ohne Namen der Geschichte, dieser Verwirrung der Vergangenheit, wo die Welt seit so vielen Jahrhunderten sich blind bewegt. So kömmt der Anfang der allgemeinen Harmonie, worin alles sich vereint und vollendet, denn es ist das neue Evangelium, das die Völker ausrufen, es ist die Erscheinung des politischen Christianismus, des sociellen Katholicismus, der Messias des Friedens und der Civilisation, wovon die Demokratie der Vorläufer ist.

Ich beeile mich, anzuerkennen, die Opposition ist lebhaft gegen dieses schöne Progamm der Zukunft. Denen edlen und idealistischen Geistern gegenüber ermangeln andere auch ehrenwerthe, aber positive und nue für augenfällige Thatsachen empfängliche Männer nicht genügender Gründe, um zu antworten: Ihr redet von den Wundern, die aus der Freiheit der Communicationen entstehen werden? Ihr wißt also nicht, wie viele rivalisirende und übelverstandene Interessen sich dem entgegenstellen: Frankreich bleibt auf seine erste Probe einer Eisenbahn von Lyon nach Saint-Etienne beschränkt; die von Antwerpen nach Cöln kann nicht aus der Erde hervortreten, weil man sie an der Börse von Amsterdam eine englische nennt; die Verbindung der Donau mit dem Rhein ist nur ein Utopien der Revue britannique; wenn Preußen die Duanen in Deutschland aufhebt, so geschieht es, um eine germanische Blokade gegen Holland und Belgien, gegen uns und unsere überseeischen Alliirten zu bilden; im Nothfalle auch gegen Petersburg und Wien; dann erhebt sich der Tractat von Unkiar-Skelessi, welcher Frankreich und England das schwarze Meer verschließt, wornach diese, als Repressalie, den Sund sperren und Rußland und die Türkei, seinen Satelliten, von dem mittelländischen Meere ausschließen könnten. Ihr gebt euch philosophischen Ideen von allgemeiner Verschmelzung und Association hin? Aber Portugal und Belgien, die eure Soldaten wetteifernd gerufen, haben sie, ihrer Freiheits-Brüder sehr überdrüssig, wieder nach Hause geschickt; aber Spanien, das sich bitten läßt, daß man es rette, ohne den Beutel aufzuthun und die Fremden-Legion Frankreichs, die sich nach allen Winden der Cabinette zwischen Algier und Mahon dreht — was sagt ihr dazu, constitutionelle Kosmopoliten, volksthümliche Propagandisten? Und Kalisch, das unter den Rädern der russischen Kanonen, unter den schweren und geregelten Tritten der preußischen Battaillone erbebt, welche noch der Stock Friedrichs des Großen leitet (!?): Männer des ewigen Friedens, habt ihr dafür kein Ohr? Und eure Brüder von Neu-York und Neu-Jersey, die euch euer Geld nehmen und euch mit Ohrfeigen quittiren — ihr fühlt nichts, Demokraten der Seine?

Woraus folgt, wenn man diese kümmerliche Würdigung der Thatsachen der Gegenwart zugiebt, daß der Einklang, die Einmüthigkeit der Völker, wie die Annäherung der Entfernungen und die wechselseitige Verbindung aller Puncte der Erde nicht nur ein Traum, sondern eine Unmöglichkeit ist; daß die Berge und die großen Flüsse natürliche und unübersteigliche Barrieren der physischen Welt, die Individuen und die Nationalitäten die der moralischen Welt sind; daß alles dem Wesen nach getrennt, entgegengesetzt, egoistisch, nach der Natur Sache ist, und daß die menschliche Civilisation und Perfectibilität sich weder mit gleicher Tiefe verbreiten, noch ihr Niveau durch alle die rauhen Unebenheiten und Hin-

*) Es bedarf bei unsern Lesern, die Herrn Lerminier schon aus unsern Blättern kennen, der Bemerkung nicht, daß dieses Jenseits des Rheins hier vom französischen Standpuncte aus genommen und zu verstehen ist.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

dernisse der Orte und der Menschen finden kann. Einige kommen auf einem andern Wege zu denselben Schlüssen: für sie sind die Contraste eine Freude, die Zwietracht ist das Leben der Welt; wenn man ihr die eigenthümliche Farbe nimmt und sie durch Aehnlichkeiten entnervt, wenn man ihr ihre Verschiedenartigkeit und ihre anarchischen Kräfte raubt, so sehen wir sie an langer Weile und Einförmigkeit sterben und untergehen; sie setzen ihre Hoffnung nur in die gährende Kraft der Natur, welche einen und denselben Willen, die universelle Versöhnung und Verschmelzung, dieses träge und eintönige Glück, einen sanften und langsamen Selbstmord der künftigen Gesellschaften wohl zu verhindern wissen wird.

Ich will mich nicht von dem Zauber und den poetischen Illusionen der edlen Ungeduld, von der ich im Eingang dieses Artikels gesprochen, hinreißen lassen. Diese Geister voll Feuer stimmen ohne Zweifel zu früh den Hymnus der Befreiung an. Das rothe Meer, (erlaube man mir, mein Bild zu vollenden) hat sich noch nicht geöffnet, um den Durchzug ins gelobte Land zu gestatten; das neue Aegypten oder die heilige Allianz ist noch nicht ersäuft. Diese Enthusiasten eilen der Zeit zu sehr voraus und vergessen die vierzig Jahre der Wüste. Aber ihre Wiedersprecher fallen in einen noch weit größern Irrthum. Sie versteinern die Gegenwart, um die Zukunft nach ihren Wünschen zu versteinern. Sie triumphiren über einige falsch gewürdigte Thatsachen, während sie durch so viele andere weit bedeutungsvollere geschlagen werden. Was werfen sie so siegreich ein? Kalisch? Carousel-Royal, angenehmes Kriegsspiel in Friedenszeiten; — Unkiar-Skelessi? ein eintägiger Trotz, wenn es nicht eine Kanzlei-Feinheit ist; — die nationellen Abneigungen und Eifersüchteleien? verbrauchte Vergangenheit, letztes Hülfsmittel gewisser Regierungen, die sich dadurch noch einige Wichtigkeit geben, ein Mißverständniß, das nicht dauern kann; eine Wolke, die zerspringt; — die Vertagungen endlich, die Langsamkeiten und Unterbrechungen der neuen und wunderbaren Communications-Wege? unvermeidliche Schwierigkeit der Ausführung in einem monströsen Plane, der auf nichts Geringeres hinausläuft, als alles zu verändern und auf den Kopf zu stellen, politische Oekonomie und Societabilität, die Zeit zu verdoppeln und den Raum fast zu vernichten!

Kommen wir mithin überein, daß eine offenbare Tendenz nach einer neuen Ordnung der Dinge stattfindet, daß schon wichtige Thatsachen aufzuzeichnen sind. Die Straßen öffnen sich von allen Seiten, dieselben Sprachen werden gelernt, dieselben Ideen überall ausgebildet; eine unbekannte Bewegung der Anziehung und der Concentration macht sich überall fühlbar: die Einheit der Erde und die Verbindung der Völker, seit langer Zeit projectirt, werden vielleicht in diesem Jahrhundert nicht verwirklicht werden, aber sie bereiten sich vor und beginnen selbst jetzt: wir dürfen nur folgen und unsere Kinder *werden in ihrem Schatten ruhen*. Ihr sagt uns, daß in den menschlichen Gesellschaften entgegengesetzte Principien sind, eine nothwendige und permanente Ursache von Streit und Zwietracht? Nun wohl, aber dieser Streit, wie der der Elemente, bringt im Grunde das Gleichgewicht und die Harmonie des Ganzen hervor: Rerum concordia discors. Ihr fürchtet für die Welt eine allgemeine Verzehrung, eine unschmackhafte Seligkeit, wenn die Raçen und Nationalitäten verlöschen, wenn die lachenden und fruchtbaren Oppositionen verwischt werden? Beruhigt euch, die Verschiedenheit der Raçen und der Nationalitäten ist unsterblich und nothwendig, aber nicht ihre Feindschaft und der Antagonismus der Interessen; das gemeinschaftliche Werk, das vollendet werden soll, bedarf aller dieser Individualitäten; jede wird ihre Stärke dabei in die Wage legen, jede da eine Stütze für ihre Schwäche finden: es wird im Großen die Fabel von dem starken Blinden seyn, der den gutsehenden Lahmen trägt und von ihm geleitet wird. Die Menschen werden nicht von der zauberischen Aehnlichkeit seyn, welche eine Mutter zwischen einem Fremden und ihrem Sohne ungewiß macht; sie werden sich lieben, wie man auch Gegensätze lieben kann. Die Eisenbahnen werden alle Länder unter sich verbinden aber ihre tausend Rayons, welche in denselben Mittelpunct auslaufen, der überall seyn wird, werden verschiedenartig erscheinen durch das Costüme und die originelle Laune der Nationen, wie die Erde durch die Zonen der Früchte nuancirt ist. Die Dampfboote werden die Meere in ein weites Karavan-Serail verwandeln, aber man wird in tausend Farben die wehenden Wimpel des Schiffes der Menschheit glänzen sehen.

Diejenigen, die uns des ideologischen Optimismus anklagen möchten, erinnern wir an die Worte eines Mannes, der in der That von dem Verdacht der Ideologie wohl sehr frei ist, nämlich Napoleons: „Ich kenne nur zwei Völker, die Orientalen und die Occidentalen.“ Und jetzt würde er seine Phrase vielleicht noch vereinfachen, denn der Orient ist halb kosakisch. Andererseits bemerken wir noch Folgendes: Seit funfzig Jahren wenden sich alle talentvolle und für das Große empfängliche Geschichtschreiber der allgemeinen Geschichte zu; ein Jahrhundert, ein Land scheint ihnen nichts mehr. Das Genie entnationalisirt sich, wenn man so sagen darf, es arbeitet für alle Völker. Das Wort Menschheit, *Humanität* (ob es zwar noch die Nerven vieler Personen angreift), ist fast in der Sprache schon so willkommen und aufgenommen, als das Wort *Vaterland*; man hat ihm seinen schönen Sinn wiedergegeben, es ist nicht mehr leer und emphatisch, sondern sachgemäß und wahr. Die Denker, die Schriftsteller beider Welten studiren sich wechselseitig, beurtheilen sich mit Unparteilichkeit, loben sich mit Sympathie. Die beiden Welten lassen reisen und senden sich die besten Köpfe zu. So nähern und besprechen sich die Völker durch die Auswahl ihrer geistigen Repräsentanten. So bilden sich nach und nach der Ideen-Congreß, die General-Stände der moralischen und politischen Wissenschaft, wo die Frage des Jahrhunderts, der neue moderne Vertrag, besser als durch den Krieg und die Diplomatie, verhandelt und gelöst werden soll. Die allgemeine Untersuchung hat angefangen. Man findet überall die berühmten reisenden Commis der menschlichen Association, die jedes Land erforschen und ihm die Allianz als sein edelstes Interesse anbieten; diese gemeinschaftlichen Dollmetscher und Unterhändler der Civilisation, welche die Nationalitäten auf demselben Fuße der Achtung und der Gleichheit behandeln, die sie lieben und anziehen, eine der anderen offenbaren, um sie zu versöhnen und zu vereinigen, die sie überreden, endlich für sich und für alle die Kräfte und Schätze ihrer verschiedenen Genien, die in trauriger Isolirung verloren gingen, zusammen zu thun und nützlich zu machen. Nun, was will das sagen? Das wäge und erwäge man. Wenn eine Idee in diesem Grade alles beschäftigt, was denkt und Seele hat, so ist das ein Beweis, daß sie in den Massen, daß sie halb schon zur Thatsache geworden ist.

Mithin ist die Mission der Philosophen und Publicisten ein schöner Beruf; möge ihr Muth der Mühe nicht erliegen! Herr Lerminier mindestens zeigt sich darin unermüdlich; früh schon hat er sich dieser friedlichen und glorreichen Propaganda geweiht; noch jung ist er schon darin alt geworden und sein Talent ist immer gewachsen. Sein *Jenseits des Rheins* ist ein Buch, das an Frankreich und an Deutschland gerichtet ist, ein Aufruf zur moralischen Vereinigung beider Ufer des großen Flusses. Seit zwanzig Jahren ist Deutschland das erste Land für die Meditationen der Denker; man geht ihm entgegen, man besucht, man liebkost es; es hat schon wichtigen Schriften zum Titel und Inhalt gedient. Das beweist, daß Deutschland eine eminente Stelle in Europa einnimmt, wovon es fast die Hälfte ist. Man muß es daher um jeden Preis an sich ketten, denn nichts kann ohne dasselbe geschehen und es selbst vermag nichts, wenn es nicht die scheinbare Unempfindlichkeit aufrüttelt, die es als todt erscheinen läßt, die Anarchie neuer Feudalität, die seit zwanzig Jahren auf die alte gepfropft ist und noch auf seinem Boden lastet. Sich einen vollständigen

Digitized by Google

und ganzen Begriff von Deutschland machen, es aufregen und stärken, ihm die Hand bieten und es für Frankreich gewinnen, als für den thätigsten Feuerheerd der europäischen Reform, nichts weiter verlangend, als sich eine solche Schwester beizugesellen, deren Macht bekannt ist; das ist der Gesichtspunct des Buches Jenseits des Rheins, wobei und wovon übrigens Werke, wie die von Frau von Stael, von Börne und Heine, wie bemerkenswerth und bedeutend sie in anderer Hinsicht auch seyn mögen, wohl zu unterscheiden sind.

Es ist nicht das erstemal, daß Herr Lerminier Verbindung mit Deutschland anknüpft. Immer hat er es bisher in seinen Schriften begrüßt, mit Offenheit kritisirt, mit Achtung gewürdigt. Noch sind seine Briefe an einen Berliner nicht vergessen. Auf seinem Lehrstuhl des College de France hat er viele freundliche und beredte Worte zwischen die beiden Völker geworfen, zwischen uns und die Deutschen, sein beiderseitiges Vaterland, das eine durch Geburt, das andere durch Studium und philosophisches Bruderband. Aber weder der Lehrer noch der Schriftsteller vermischt und verbindet gewaltsam diese beiden National-Charaktere, diese beiden Länder, deren jedes seine eigenthümliche Tugend und Fruchtbarkeit hat. Was ihn betrifft, so bleibt er Franzos und hütet sich wohl, den Deutschen zu französiren. Die Studenten von Heidelberg und Jena haben keinen bessern Kameraden gehabt, aber dieser Kamerad war ein Kind von Paris. Wenn alle die illustern Geister von Berlin und München, kleine Staaten und Städte, in ihm einen lebhaften und enthusiastischen Freund und Verehrer, selbst einen Schüler haben, so bleibt er darum nicht minder frei in seinen Ansichten und urtheilt über das Wort der Meister. Deutschland ist ihm theuer und verehrungswerth als ein großes Volk, als eine große Intelligenz und weil er in dieser kräftigen Nationalität eine der providentiellen Hülfsquellen von Europa, in diesem eingeborenen Genius eine Waffe und ein Werkzeug erblickt, das in den weitern Angelegenheiten des Jahrhunderts von Gewicht seyn wird. Aber er glaubt auch, daß Frankreich und Deutschland bestimmt sind, sich zu begreifen und zu lieben; daß sie sich künftig von den beiden Ufern des Rheins ohne Eifersucht anblicken, sich nicht mehr um einige Landstriche, wohl aber um Wirksamkeit und Ideen beneiden und ihre verschiedenen Bemühungen für eine ihrer würdige Arbeit, für das Wohl der Menschheit, vereinigen und verdoppeln sollen. Dieses neue Buch des Herrn Lerminier ist voll warmer Ueberzeugung für die Wahrheit dieses schönen Gedankens; es ist ein Wort zu rechter Zeit für Frankreich und Deutschland und jedem der beiden Völker ist ein schöner Antheil zugewiesen: der Verfasser wird gelesen und geliebt werden diesseits und jenseits des Rheins.

Der erste Band führt den Titel: Die Politik. Was ich weiter oben gesagt habe, drückt den Geist davon aus, bezeichnet tiefe Eindrücke und Ideen von großem Umfang und Gehalt. In einem kräftigen und schnellen Ueberblick umfaßt und ergreift der Verfasser die Vergangenheit Deutschlands und verknüpft sie mit der Gegenwart. Er erzählt sie uns, wie er sie jüngst mit eignen Augen gesehen, empfunden und an Ort und Stelle analysirt hat; es sind nicht fliegende Blätter seines Stammbuchs, nicht da und dort nach Laune gesammelte Erinnerungen, es ist ein methodisches und substantielles Resumé, glänzend und nervigt, eine übereinstimmende Ausarbeitung alles dessen, was der Philosoph, der Staatsmann, der Künstler auf dem unendlich verschiedenartigen, durch Geschichte und Natur so schönen, an Genie so reichen, durch die Sitten so freundlichen Boden aufzufassen hat. Nachdem er seinen Stoff so vorbereitet, geht Herr Lerminier an die Hauptfrage des Buches, die Aussöhnung Deutschlands und Frankreichs, zwischen welche noch so mancher alte Haß und zwei ganz neue Veranlassungen dazu, Wagram und Leipzig, zu treten scheinen. Er unternimmt zu bewirken, daß Deutschland Frankreich Schönbrunn und Napoleon verzeihe; endlich untersucht er, welches jetzt die deutsche Freiheit und Einheit sey, und bestimmt mit Genauigkeit deren Zukunft. — Das ist nur die Uebersicht der Capitel. Der Raum fehlt mir, um die ganze Tiefe der Arbeit zu zeigen.

In einem zweiten Artikel werden wir den zweiten Band, betitelt: die Wissenschaft, zum Gegenstande unserer Untersuchung machen. Wir werden versuchen die Verbindung zwischen den beiden Theilen zu bezeichnen und mehr im Detail den Begriff und die Form des ganzen Werkes zu analysiren.

Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien.

Ein Beitrag zur genaueren Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes jener Länder und der verschiedenen Bewohner unter der Herrschaft Mehemed Ali's.

Nebst Bemerkungen über Kunst, Alterthum und Geschichte des alten Königreichs Meroe.

Von

G. A. Hoskins.

Mit einer Charte und 90 Abbildungen von Tempeln, Pyramiden ꝛc. in Meroe, Gebel-el-Birkel, Selib ꝛc. ꝛc., nach Original-Zeichnungen des Verfassers und seines Reisebegleiters, eines Malers.

361 Seiten. Quart. London, 1835. Bei Longman & Comp.

(Aus der Literary Gazette.)

(Beschluß.)

Die Anzahl der Pflanzer, der Krämer und Kaufleute, der Araber und der übrigen Bevölkerung mag sich mit Einschluß ihrer Familien mehr oder weniger auf ungefähr 30,000 belaufen, und hiezu kommen noch die Bisharin-Araber und die übrigen Stämme der Wüste, die dem Bei tributair sind. Die Anzahl der Sakkeas ist allerdings nur gering zu nennen, im Verhältniß zu der Ausdehnung der Landwirthschaft und der Menge der Einwohner, doch darf man nicht übersehen, daß ein großer Theil des urbaren Landes den Ueberschwemmungen des Nils ausgesetzt ist und von den Pflanzern auf die gewöhnliche Weise bestellt wird. Ueberdies leben die Pflanzer ebensowohl wie die nomadischen Stämme größtentheils von ihren Heerden und Kameelen, die sich in diesen Gegenden nicht allein in großer Anzahl finden, sondern auch zu der edelsten Raçe gehören, weshalb auch viele derselben alljährlich nach Cairo ausgeführt werden, und nicht minder groß ist die Zahl derer, die von den Kaufleuten und Karavanen-Treibern der Umgegend und von Shendy und Sennaar aufgekauft werden. Der Preis eines Kameels ist gewöhnlich 10 bis 12 Dollar, ein Dromedar kommt schon auf 10 bis 20 und selbst 30 Dollar zu stehen. Mehrere Jahre lang hat der Bei regelmäßig an 1500 bis 2000 Stück Häute nach Cairo liefern müssen, dieses Jahr hat der Pascha von Aegypten nicht weniger als 2000 Stück verlangt. Diese Häute werden mit Kalk, Salpeter und Potasche gegerbt. Auch mit dem Zuckerrohr hat man auf Befehl des Pascha einen Versuch angestellt, der sehr glücklich ausgefallen ist: auf den Inseln insbesondere ist der Boden ganz vorzüglich, obgleich die Pflanzer in der Cultivirung desselben noch sehr zurück sind. In der Nähe befindet sich auch eine Zuckerfabrik, deren innere Einrichtung indessen sehr mangelhaft ist. Das Zuckerrohr wird in großen Kübeln aufgehäuft und zwischen

Digitized by Google

mehreren Walzen, die durch Ochsen getrieben werden, so lange gepreßt, bis daß aller Saft ausgekeltert ist. Die Pflanzer verfertigen eine Art grobes Linnen, das unserm Packtuch nicht unähnlich ist und nur selten einen bessern Namen verdient.

* * *

Die Bisharin müssen jährlich dem Bei einen Tribut entrichten. Sie leben zerstreut im ganzen Lande umher, und gelten gemeiniglich als Nachkommen der alten Troglodyten, doch findet sich auf den Mauern von Theben der Name einer unterjochten Völkerschaft, der Sharin, woraus mit dem Affixum des Koptischen Artikels Pi sehr leicht der Name der Pisharin oder Bisharin entstehen konnte. Souakin, die Hauptstadt, liegt in einer Entfernung von ungefähr funfzehn Tagereisen, doch führt der Weg dahin im Ganzen durch wasserreiche Gegenden, so daß man nach anderthalb Tagereisen immer wieder mit frischem Wasser sich versehen kann: die Bewohner jener Gegend heißen Edherdi und Hadendoah. Außerdem gehören zum Stamme der Bisharin noch andere kleinere Völkerschaften, wie die Amarrahs und Benishamahs. Schon bei einer andern Gelegenheit habe ich bemerkt, daß die Bisharin noch am meisten unter allen arabischen Stämmen in der Cultur zurückstehen, wenn man anders den Arabern sie beizählen darf, da sie eine Sprache sprechen, die dem Arabischen ganz fremd ist, und da sie selbst nur allein die arabische Abstammung für sich in Anspruch nehmen. Ihre Gesichtsbildung ist meistens charakteristisch und markirt, doch giebt ihnen ihre Kleidung und das lange Haar, das über die Brust und auf den Rücken herabhängt, ein sehr wildes Ansehen. Ihre Kleidung besteht in der Regel aus einem weiten Mantel von Linnenzeug, das sie selbst verfertigen, und so abgetragen und unsauber auch ihre Garderobe gewöhnlich ist, so wissen sie sich doch immer mit vielem Geschmacke zu kleiden, so daß man an die schönen faltenreichen Gewänder der alten Griechen erinnert wird. Krieg führen und plündern scheint ihr Element zu seyn; ihre Unredlichkeit und Treulosigkeit ist fast sprichwörtlich geworden, und Diebstahl und Raub ist unter ihnen nichts Seltenes. Die Mehrzahl derselben lebt in der äußersten Armuth und nur wenige sind reich und mächtig, die dann auf ihre Weise ein ganz schwelgerisches Leben führen, wenn sie Kameelfleisch essen und Kameelmilch trinken. Mehrere angesehene Personen in Makkarif erzählten mir, daß die Anzahl ihrer Häuser oder Zelte sich auf 200,000 beläuft, eine Angabe, die ungeachtet der weiten Ausdehnung ihres Gebietes doch übertrieben zu seyn scheint. Die Regierung stößt fast immer auf große Schwierigkeiten, wenn der Tribut bezahlt werden soll. „Gewöhnlich schicken wir," erzählte der Bei, „zwei Soldaten dahin, um den Tribut einzutreiben. Kehren diese nicht wieder zurück, so läßt sich das noch immer mit ansehen, denn da wäre ich wohl ein Narr, wenn ich deshalb eine ganze Provinz mit Feuer und Schwerdt verwüsten wollte. Anders wäre es aber, wenn ich zwanzig oder dreißig Mann hinschickte und diese gleichfalls niedergemacht würden, denn in diesem Falle wäre ein Krieg unvermeidlich und außerdem ließe sich auch dieser Verlust nicht so leicht verschmerzen, da meine ganze Cavallerie nur 400 Mann stark ist. Als ich einmal vor vielen Jahren," erzählte er mit triumphirender Miene, „jene Gegend zu passiren hatte, wurde ich mit meinem Gefolge plötzlich von mehreren nomadischen Horden jener Bischarin überfallen, die uns an Anzahl bei weitem überlegen waren und ganz nach ihrer gewöhnlichen Manier in einem Hinterhalt sich gelagert hatten und nun plötzlich zur Nachtzeit auf uns zustürzten. Mehrere meiner Begleiter, die beim ersten Allarm die Flucht ergriffen hatten, fielen ihnen in die Hände und wurden sogleich niedergemacht. Wir Uebrigen setzten uns zur Wehr und entgingen glücklich der Gefahr, doch verbreitete dieser Vorfall großen Schrecken unter unsern Truppen. Nicht lange nachher fanden wir aber Gelegenheit, den Tod der Unsrigen auf unsere gewöhnliche Manier zu rächen. Es gelang uns nämlich, mehrere Bisharin, die zu jener Horde gehörten, durch das Versprechen, daß Alles vergeben und vergessen seyn solle, in unsere Mitte zu locken: kaum hatten wir sie in unserer Gewalt, so ließen wir sie in unsere befestigten Häuser bringen und dort hinrichten!" Einzelne Abtheilungen dieses Stammes, die fast ganz unabhängig sind, überfallen häufig die Karavanenzüge und selbst die kleineren Dörfer, und schleppen dann alles Vieh und was sonst noch von Werth ist als gute Beute mit sich fort, auch hört man nicht selten, daß solche Räuberbanden bis in die Nähe von Dongolah sich wagen. Die Ababdis theilen sich hauptsächlich in zwei Stämme, die Maleykab von Esneh bis Assuan, und die Hashidani von Assuan bis Kash-Kosseer. Dieser Stamm der Ababdis ist ein schöner Menschenschlag. Ihr schwarzes langes Lockenhaar bedeckt gewöhnlich den Rücken und die Schultern, nicht selten auch wie bei den Bisharin die Brust. Ihre Kleider sind in der Regel von grobem Linnenzeug, doch nehmen sich ihre weiten Mäntel und Talare mit dem reichen Faltenwurfe gewöhnlich sehr stattlich aus. Dieser Stamm ist bei weitem nicht so zahlreich wie jener der Bischarin, doch zeichnen sie sich von Seiten ihres Charakters vortheilhaft aus. Die Anzahl ihrer Häuser und Zelte beläuft sich nach der Angabe ihres Chefs, des Sheik Sayd, auf 50,000. Bei der Eroberung des Landes so wie auch bei andern Gelegenheiten haben sie dem Pascha wichtige Dienste geleistet, der ihnen deshalb auch alle directen Steuern erläßt, doch müssen Diejenigen, welche Ländereien und Sakkeas von ihm erhalten haben, gleich den übrigen Pflanzern in der Gegend des Nils, den gewöhnlichen Zins davon entrichten.

Die Melechs bildeten früher die einzige Aristokratie des Landes. Von diesen Melechs hatte in früheren Zeiten, das heißt vor der Occupation des Pascha, ein Jeder fünf Frauen und nicht selten auch noch mehr, ungeachtet des Verbotes des Koran. So erzählte man mir, daß der Melech Tumbol in Argo nicht weniger als 21 Frauen hatte. *) Ihre Frauen, die in der Regel die Töchter solcher Melechs sind, bringen ihr Leben in den Harems zu. Auch ist es unter der Würde eines Melechs, mit einer Selavin oder einer Frau von niedrigerem Range Kinder zu zeugen oder seinen Frauen irgend eine Arbeit zu gestatten. Durch seine Politik gegen die Melechs hat der Pascha dem früher herrschenden System der Selaverei großen Abbruch, wenn auch nicht gänzlich Einhalt gethan, doch muß man eben deshalb auch befürchten, daß in der Zukunft einmal Beide, Melechs und Selaven, sich mit einander verbinden werden, um den Pascha oder seine Nachkommen aus diesen Ländern zu vertreiben. Ueberdies werden auch die Shageeas-Selaven, die in seinen Heeren dienen, auf diese Weise mit dem Gebrauche der Waffen bekannt, die sie späterhin vielleicht gegen ihre Herren und Gebieter wenden könnten. Vom Stamme der Shageeas stehen gegenwärtig im Dienste des Pascha nicht weniger als 500 Mann. Indessen scheint die Regierung der Meynung zu seyn, daß die Fortdauer ihrer Herrschaft in jenen Gegenden von ihrer Kriegs-Disciplin und Ueberlegenheit in den Waffen abhängt, und deshalb erlaubt sie auch keinem arabischen Stamme aus diesen Gegenden in die Armee einzutreten. So lange nun diese Shageeas in der Nähe von Habeesh, in weitentlegenen Gegenden stehen, ist für diese Zeit wenigstens alle Gefahr beseitigt, ja, noch mehr, sie können sogar als die besten Bürgen für die Ruhe ihrer Provinz angesehen werden, so lange sie noch bei der Armee und in so entfernten Ländern sich aufhalten. Hourschid Bei, der Gouverneur von Sennaar, hat gleichfalls außer jenen 500 Shageeas-Selaven ungefähr noch 5000 Mann in seinen Diensten, die aus den Mograbin, aus Nieder-

*) Die Sheiks und Melechs geben sich gewöhnlich das Ansehen als ob sie die Gebote des Koran sehr strenge beobachteten, doch ist es nicht selten der Fall, daß sie, wenn sie ihren Harem vergrößern wollen aber schon vier Frauen haben, von der einen oder der andern derselben sich scheiden lassen.

Digitized by Google

Aegypten, aus den Fellahern und Türken ausgehoben sind, und mit diesen Streitkräften ist es ihm bisher noch auf jedem Feldzuge gelungen die Herrschaft des Pascha in den Umgegenden des blauen Flusses immer weiter auszubreiten, und dessen ungeachtet schickt er noch immer alljährlich wenigstens 500, mitunter sogar 3000 Sclaven als Trophäen seines Sieges nach Cairo.

Die Stadt Shendy war, wie ich hörte, vor der Eroberung durch Ismael Pascha noch bevölkerter als jetzt; in dieser Stadt fand jener unglückliche Fürst sein schmähliches Ende. Die näheren Umstände, die mit diesem Ereignisse in Verbindung stehen, stimmen nach den Erkundigungen, die ich darüber an Ort und Stelle eingezogen habe, mit den Nachrichten anderer Reisenden in manchen Puncten nicht ganz überein. Damit will ich indessen nicht behaupten, als ob die Berichte Derjenigen, die unmittelbar nach seinem Tode diese Gegenden passirten, ganz ungenau seyen, doch ist nur zu häufig gerade das Gegentheil wahr: mehrere, bisher unbekannte Thatsachen haben im Laufe der Zeit neues Licht über jenen Vorfall verbreitet und außerdem war es auch sehr natürlich, daß im ersten Augenblick das unbesonnene, all zu rasche Verfahren des Pascha ganz übersehen ward. Der Pascha war mit einem Gefolge von ungefähr zehn Mamelucken von Sennaar nach Shendy gekommen. Die Melechs Nimr (der Tiger) von Shendy, und Messanab von Metammah (ein Eunuch, der früher dem Sultan Fobdal von Darfour als Sclave gedient hatte) waren ebenfalls dorthin gekommen, um ihm zu huldigen und den Eid der Treue zu leisten. Der Pascha verlangte nun von Nimr, daß er augenblicklich eine Summe von 100,000 Dollar in baarem Gelde, Sclaven und Vieh herbeischaffen solle. Nimr aber erklärte ihm in wenigen eben nicht angemessenen Worten, daß er hierzu ganz außer Stande sey. Ueber diese unerwartete Antwort war nun der Pascha so aufgebracht, daß er in der Hitze des Augenblicks ihm mit der Pfeife einen Schlag versetzte. Nimr, über diese Beleidigung ganz außer sich, war schon im Begriff seinen Säbel zu ziehen und sich an dem Pascha blutig zu rächen, doch hielt ihn der Melech Messanab davon zurück, der ihm im Dialecte der Bisharin, den sie beide verstanden, mehrere Worte zuflüsterte und ihm rieth, seine Rache bis zur Nacht zu verschieben, dem Pascha aber Alles, was er nur verlangen würde, zu bewilligen. Die beiden Chefs verließen hierauf den Pascha und befahlen sogleich, als sie ihr Gefolge und ihre Sclaven wieder erreicht hatten, Holz und Reiser herbeizuschaffen. Nahsnar-Dar, der Bei des Pascha, der diese Vorkehrungen gewahr wurde, warnte ihn deshalb, und beschwor ihn, wenn ihm sein Leben lieb sey, sein Heil in der Flucht zu suchen, doch der Pascha erwiederte ihm mit dem den Türken eigenen Stolze: „Bin ich nicht der Pascha? Wo ist der Araber, der es wagen sollte gegen mich seinen Arm zu erheben?" Einige Stunden später, als es Nacht geworden war, umzingelten sie mit Fackeln sein Haus und steckten es in Brand, der Pascha, die Mamelucken und Alles was darin war, kam in den Flammen um. Nimr flüchtete sich ins Innere des Landes, heirathete später die Tochter des Königs von Habesh und ist auch jetzt noch ein geschworner Feind der Türken. In derselben Nacht überfiel auch der Melech Messanab das kleine Corps, das in Metammah stationirt war, und machte Alles nieder, was ihm in den Weg kam. Messanab fiel hernach in die Gewalt des Bei Defter Dar und wurde hingerichtet: dasselbe Loos traf auch mehrere Einwohner von Shendy, die im Verdachte standen bei der Ermordung des Pascha behülflich gewesen zu seyn. Dieser Vorfall war auch die nächste Veranlassung, daß die Regierung bald hernach die Residenz jenseits auf die andere Seite des Flusses verlegte, wohin mehrere Einwohner von Shendy sich bereits übergesiedelt haben. Metammah liegt eine Stunde weit von dem Flusse entfernt und sieht noch öder und verlassener aus als Shendy, die Straßen gleichen zum Theil einer Sandwüste, und kaum läßt sich hin und wieder von den Einwohnern Jemand blicken, nirgends ist ein Bazar oder Marktplatz zu sehen, und die Häuser gleichen eher Ställen als Wohnungen von Menschen. So steht es gegenwärtig mit den Hauptstädten Aethiopiens.

* * *

„Mehr als einmal" (erzählt der Verfasser an einer andern Stelle, wo er von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner spricht,) „bin ich Arabern aus der Wüste begegnet, die zwei bis drei Pfund Hammelfett auf dem Kopfe trugen und damit rüstig ihrer Wege weiter gingen, bis es in der Sonnenhitze geschmolzen war und nicht allein über den Kopf und das Gesicht herabträufelte, sondern auch Arm und Hände wie mit einem Firnisse überzog. Die Araber machen sich sehr viel mit ihren Salben und Specereien zu schaffen, die, wie sie meynen, nach großer Anstrengung und beschwerlichen Arbeiten, für die Gesundheit sehr zuteäglich seyen. So pflegt der Araber und auch der Türke, wenn er nach einer ermüdenden Tagereise in einem Dorfe einkehrt, sich vor Allem nach einer jener Sclavinnen umzusehen, von denen ich früher bei der Beschreibung von Shendy gesprochen habe, um sich über und über mit solchen Salben etwa eine halbe Stunde lang einreiben zu lassen. Dies scheint für sie der höchste Genuß zu seyn, und ich will gerne glauben, daß diese Procedur für die Haut sehr erfrischend und wohlthuend seyn muß, wenn sie durch die brennende Sonnenhitze und die Gluthwinde der Wüste fast versengt und ganz ausgedörret ist."

Wir theilen hier noch einige Anekdoten mit, die für die Charakteristik jenes Landes und seiner Bewohner ganz bezeichnend sind.

„Von Shendy brachen wir später auf, als wir gewünscht hatten, da wir hier auf einige Schwierigkeiten gestoßen waren, die wir unmöglich voraussehen konnten. Der Bei hatte uns nämlich sechs Kameele mit drei Treibern versprochen, doch fand sich später als wir abreisen wollten nur ein Treiber bei uns ein. Wollten wir nun nach Metammah zurückkehren, um dort einige Treiber zu suchen, die aber auch in jener Gegend, wie wir hörten, eben nicht zahlreich waren, so wären wir gewiß um einen, vielleicht gar um zwei Tage zu kurz gekommen: wir entschlossen uns deshalb mit dem einen Treiber fürlieb zu nehmen und uns so gut als möglich in die Umstände zu fügen. Außerdem hatte ich noch einen türkischen Soldaten, welcher Caillaud auf seiner Reise begleitet hatte, und einen Habeer (Führer) in meine Dienste genommen, und für Beide zusammen täglich zwölf Piaster accordirt. Vor unserer Abreise nun fragte ich den Soldaten, wo unser Habeer sey. „„Das bin ich,"" antwortete er. „„Wo ist denn der Soldat,"" fragte ich ihn weiter. „„Der steht hier,"" erwiederte er. „„Wo denn?"" „„Nun, ebenhier,"" war seine Antwort, „„ich bin alles Beides, Soldat und Habeer in einer Person.""

Die Araber bilden sich gewöhnlich ein, daß die Europäer mit Schätzen schwer beladen sind, die sie in ihren Ruinen gefunden haben, und wollte ich alle die Mährchen hier aufzählen, die über solche angebliche Schatzhebungen unter den Arabern circuliren, so würde ich gewiß nicht zu Ende kommen, doch um dem Leser nicht Alles zu entziehen, theile ich lieber die erste beste dieser Legenden hier mit, die zugleich als eine Probe für die übrigen dienen mag. Als wir von der Insel Argo, wo eine kolossale Statue noch zu sehen ist, nach dem Hause des Melech Tumbol zurückgekehrt waren, fragte mich der erste Schatzmeister desselben, ob wir auch viel Gold gefunden hätten, und erzählte darauf in Gegenwart vieler Araber, die sich in dem Saal um ihn versammelt hatten, eine Geschichte, die er selbst erlebt habe, und schwur dabei Stein und Bein, bei seinem grauen Barte und dem allerheiligsten Propheten, daß sie wahr sey. Er berichtete uns nun ziemlich umständlich, wie er einmal zwei Engländer nach einer Ruine in Aegypten, die Dendera heiße, begleitet habe und wie die Engländer dort einen großen Schatz gefunden hätten: plötzlich aber

Digitized by Google

sey ihnen der leibhaftige Satan in höchst eigener Person in den Weg getreten, und habe ihnen nicht erlaubt irgend etwas anzurühren, wenn sie ihm nicht eine Wassermelone, um seinen Durst zu löschen, verschaffen würden. Die beiden Engländer hätten ihn darauf nach Kennak geschickt, um eine solche Melone zu holen, und kaum habe der Satan den köstlichen Duft dieser Frucht aus der Ferne verspürt, so habe Gold geflossen wie Wasser. Dieses Alles, erklärte er, habe er mit seinen eigenen Augen angesehen und den Arabern war diese Geschichte so einleuchtend, daß sie auch nicht den leisesten Zweifel äußerten. In Gebel el Birkel glaubten die Eingebornen, daß die Ausgrabungen, die ich dort veranstalten ließ, nichts weiter als eine großartige Schatzhebung seyen, indessen meynten sie hernach, daß ich entweder minder glücklich oder nicht so geschickt, wie jener Europäer seyn müsse, der zuletzt bei ihnen gewesen sey, und in dem Bauche eines Löwen von Granit einen so großen Schatz gefunden habe, daß er von Dongolah ein Boot kommen ließ, um alle diese Herrlichkeiten nach Aegypten zu transportiren.

* * *

Diesen Abend begegnete ich einem Trupp Sclaven, die nach Cairo abgeführt wurden. Die Art und Weise wie sie geschlossen und belastet waren, um sie am Entfliehen zu verhindern und jede Rebellion gegen ihre Herren unmöglich zu machen, war in der That schaudererregend und im höchsten Grade empörend. Ein jeder dieser Sclaven mußte einen großen Holzblock von 4 Fuß Länge nach sich ziehen, der mit einem Halseisen von dreieckiger Form in Verbindung stand, das kaum weit genug war, um den Kopf durchzwängen zu können. Dieses dreieckige Halseisen lag ihnen auf Nacken und Schultern, und war mit mehreren Stricken so sorgfältig um ihren Leib befestigt, daß es für sie ganz unmöglich war, sich davon zu befreien. Wenn sie gehen wollten, so waren sie gezwungen, den Block vor ihren Füßen zu schleppen, und des Nachts wurden sie mit den Händen an die Mitte, und mit den Füßen an das Ende desselben angeschlossen. Die Herren dieser Sclaven zeigten mir hernach mit wahrhaft satanischem Hohne in ihren Mienen, wie durch die Stricke und das Gewicht dieser Maschine die Hände, der Nacken und die Beine ihrer unglücklichen Schlachtopfer zusammengepreßt werden. Sie gestanden selbst ein, daß sie von Zeit zu Zeit ihre Sclaven von dieser Tortur erlösen müßten, um sie nicht vor ihren Augen umkommen zu sehen: ich selbst wurde mehrere gewahr, die unter der Last ihrer Leiden kaum noch zu athmen schienen. Ich versuchte einen ihrer Herren durch Vernunftgründe zu einer andern Behandlungsweise zu bewegen und bat ihn, da er ja doch schon mitunter genöthigt sey, sie von dieser Maschine zu befreien, und dann auch nicht immer sie am Entfliehen hindern könne, ihnen lieber für immer diese Martern zu erlassen, und dies schon in seinem eigenen Interesse zu thun, da so viele in Folge dieser Behandlung umgekommen waren. Ich sagte ihm, daß er schon als ein guter Muhamedaner sie menschlich behandeln müsse und deshalb auch auf andere Weise sich ihrer versichern möge. Nach seiner Ansicht war es ihm indessen unmöglich, sie alle auf einmal davon zu erlösen, denn erst vor Kurzem hätten sie gedroht, ihm bei der ersten Gelegenheit den Hals umzudrehen und ihre rothe Tarbousch (eine türkische Kappe) mit seinem Blute frisch zu färben. Die Sclaven, die in unserer Nähe standen, hatten unser Gespräch angehört und schlugen jetzt ein lautes, gellendes Gelächter auf, doch im Allgemeinen schienen sie schon ganz abgestumpft und abgestorben zu seyn, und bezeugten auch nicht das geringste Interesse, als ich so eifrig ihr schreckliches Loos zu mildern bemüht war. Es waren ohne Ausnahme lauter Neger mit breiten, weit hervorstehenden Backenknochen, fast dreieckigem Gesichte, hohlen tiefliegenden Augen, aufgeworfenen Lippen und von matter blauschwarzer Gesichtsfarbe: ihr Aeußeres war fast durchgängig widrig und abstoßend, und ohne die geringste Spur von geistiger Regsamkeit und Lebendigkeit. Sie klagten ohne Unterlaß über die bittere Kälte. Nach der drückendsten Hitze des Tages sind die Abende in diesen Gegenden nicht selten sehr frisch und kühl, was für mich, den Nordländer, weniger empfindlich und mitunter sogar angenehm war, für diese Sclaven aber sehr fühlbar seyn mußte, da sie fast ganz nackt gehen und an ein wärmeres Clima gewöhnt sind. Auch muß dieser plötzliche Wechsel der Temperatur für sie noch um so unerträglicher seyn, da sie den größten Theil des Tages den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt sind.

Den 11. März. Heute Morgen um 7 Uhr brachen wir wieder auf, und wenige Stunden später hatten wir die Ruinen von Abon-Nagra erreicht. Die beiden viereckigen Pilaster, die sich von diesem Tempel noch erhalten haben, sind äußerst merkwürdig. Auf beiden Seiten befindet sich die Abbildung einer Figur, die gewöhnlich mit dem Namen des Typhon bezeichnet wird, und über derselben ein Isis- oder Athorkopf. Diese Figuren haben durch die Zeit sehr gelitten: der Styl, in dem dies Monument erbauet ist, gehört gewiß dem frühesten Alterthum an und ist fast grotesk zu nennen. Die Bewohner der Gegenden um Meroe, erzählt uns Diodor, verehren die Isis und den Pan, desgleichen den Herkules und Zeus. Diese Typhon-Gestalt wird von vielen Phtha genannt und als eine unmittelbare Emanation vom Jupiter selbst betrachtet. Wir dürfen also diese beiden Gottheiten in dem Verzeichnisse der äthiopischen Alterthümer nicht unerwähnt lassen, und bemerken nur noch, daß unter allen Denkmälern im Nilthale dieses das älteste zu seyn scheint. Der Geschmack, der sich aus dem Ganzen ausspricht, ist einfach, kräftig und frei von aller Nachahmung des ägyptischen Styls; das Ganze ist ein herrliches Denkmal einer sehr frühen Periode, in welcher die Werke der Kunst natürlich sich mehr durch Kraft und Umfang, als durch hohe Vollendung auszeichneten. Es ist frei von allem Hieroglyphenschmuck und trägt auch keine Spur, daß es dergleichen früher enthalten hat. Dieser Umstand deutet schon an und für sich auf das hohe Alter dieses Monuments hin, denn ein Gebäude, worauf sich solche Hieroglyphen nicht finden, gehört entweder den frühesten oder den spätesten Zeiten an, und zu den Bauwerken späterer Zeit dieses Monument zu zählen wird gewiß Niemand sich veranlaßt finden. Der Styl trägt den Stempel der Originalität, und deshalb glaube ich es auch als ein Fragment eines der ältesten Tempel bezeichnen zu dürfen, welche jemals dem Cultus dieser beiden großen Gottheiten angehörten und zu Ehren der Isis und des Typhon oder der beiden Prinzipe des Guten und Bösen errichtet worden sind. Isis, die Ceres der Griechen, ist der Typus jener allgütigen Fürsorge der Gottheit, welche mit den Früchten der Erde den Menschen beschenkt, und zum Sinnbilde der mütterlichen Liebe der Gottheit wird sie unter der Gestalt einer Frau verehrt. Aus diesem Gesichtspuncte wird sie auch mit ihrem Sohne, dem Kinde Horus, auf dem Schooße dargestellt, als eine Quelle der Vermehrung und der Zunahme des Menschengeschlechts. Die Figur, welche ich im Widerspruche zu der gewöhnlichen Ansicht als Typhon bezeichnet habe, ist von manchen als Phtha gedeutet worden, weil man eine andere dieser fast ganz ähnliche Figur entdeckt hat, worauf sich der Name dieser Gottheit in Hieroglyphenschrift findet, doch scheint es nicht ganz unmöglich, da es uns an allen Inschriften fehlt, um die Frage über die Bedeutung dieser Figur entscheiden zu können, daß wohl niemand anders als der Herkules der Aethiopier darunter zu verstehen ist." — A. —

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1078. Hamburg, Mittwoch, den 5. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Das Irrenhaus Bicetre zu Paris im Jahre 1792. . . . . Seite 737
Ueber Träume und Hellsehen, mit besonderer Hinsicht auf criminelle Fälle. Erster Artikel. . . . . „ 738
Der Berg Aetna. . . . . „ 741
Balladen und Romanzen von J. N. Vogl. . . . . „ 743

Das Irrenhaus Bicetre zu Paris im Jahre 1792.

(Aus dem Reformateur.)

(N.)

Nachdem Pinel, seit einiger Zeit zum Oberarzt von Bicetre ernannt, schon mehreremale vergebens um die Ermächtigung, den Tollwüthigen ihre Ketten abnehmen zu lassen, nachgesucht hatte, beschloß er endlich, gegen Ende des Jahres 1792, sich selbst nach der Gemeinde von Paris zu begeben. Mit neuer Wärme sein Anliegen vertheidigend, verlangte er eine Reform in der gräuelhaften Behandlung der erwähnten Unglücklichen. Da sagte ein Gemeindemitglied: „Bürger, ich werde morgen zu Dir, nach dem Bicetre kommen; aber wehe Dir, wenn Du uns hintergehst und etwa unter Deinen Tollen Feinde des Volkes birgst!"

Das Mitglied der Gemeinde, welches so sprach, war Couthon. Am andern Tage stellte er sich in Bicetre ein; er wollte selbst die Irren nach einander sehen und abhören. Aber nach ihren Zellen geführt, hörte er nur Schimpfwörter und, mitten unter dem wirren Toben und Geheul der Tollen, das eisige Kettengerassel auf den durch Schmutz und Nässe ekelerregenden Steinplatten.

Dieses Schauspiels und der vergebenen Mühe seiner Forschungen überdrüssig, schreckt Couthon vor dem Gedanken, diese Wahnwitzigen loszuketten, zurück. „Mache damit," sagt er zu Pinel, „was Du willst, ich gebe sie ganz in Deine Hände; aber ich fürchte, Du wirst ein Opfer Deiner Vermessenheit werden."

So Herr seines Thuns, legt Pinel noch denselben Tag Hand an sein Vorhaben, dessen Schwierigkeiten er sich nicht verhehlt; denn es handelt sich darum, an funfzig wüthige Menschen loszulassen, ohne daß diese Maaßregel den andern friedlichen Irren schädlich oder gefährlich werde. Er beschließt, zum ersten Versuch nur ein Dutzend Losketten zu lassen; die einzige Vorsicht, die er nehmen zu müssen für nöthig hält, ist, ihnen von den Kamisölern aus starkem Leinen und mit langen Aermeln, die dem Irren hinten auf den Rücken gebunden werden können, wenn man ihn unschädlich machen will, zu geben.

Der Erste, an den sich Pinel wandte, war der Aelteste unter den Bewohnern dieser Jammerstätte, ein englischer Capitain, dessen Geschichte niemandem bekannt war, und der hier schon seit vierzig Jahren in Ketten lag. Man hielt ihn für den Furchtbarsten unter all den Irren; seine Wächter näherten sich ihm nur aufs Behutsamste, seitdem er einen seiner Wärter in einem Anfall von Wuth mit seinen Ketten so auf den Kopf geschlagen, daß er todt zu Boden stürzte. Er ist noch schärfer gefesselt als alle die anderen, und diese Strenge, so wie seine gänzliche Absonderung haben seinen ohnehin wüthigen Charakter nur noch reizbarer gemacht.

Pinel tritt ganz allein zu ihm in die Zelle und sagt in ruhigem Tone zu ihm: „Capitain, wollen Sie mir versprechen, sich ordentlich aufzuführen und niemandem ein Leid zu thun, so will ich Ihnen Ihre Fesseln abnehmen und Sie frei im Hofe umhergehen lassen."

„Ich verspreche es Dir. Aber Du spottest meiner; sie fürchten mich alle zu sehr, und auch Du . . . .

— Nein, wahrlich, ich nicht; denn ich habe da sechs Leute zur Hand, um mir, wenn es seyn muß, Respect zu verschaffen. Aber glauben Sie meinem Worte; seyn Sie zutraulich und folgsam; Sie sollen wieder frei seyn, wenn Sie dies leinene Wamms mit Ihren so schweren Ketten vertauschen wollen.

Der Capitain fügt sich gutwillig, aber achselzuckend und ohne weiter ein Wort zu verlieren, in Alles, was von ihm verlangt wird. Nach einigen Minuten sind seine Bande sammt und sonders gelöst und man entfernt sich, indem man die Pforte seiner Zelle unverschlossen läßt.

Mehreremale will er aufstehen, fällt aber immer wieder zurück: er hat den Gebrauch seiner Füße verloren. Endlich, nach einer vollen Viertelstunde, gelingt es ihm, sich aufrecht zu erhalten, und nun schwankt er aus seiner düstern Zelle der Thür zu. Sein erstes ist, nach Oben, gen Himmel zu schauen, und da ruft er voll Entzücken aus: wie schön ist das!!! Den ganzen Tag streift er umher, steigt die Treppen auf und ab, indem er stets bei sich wiederholt: ei, wie schön! wie gut! — Als es Abend geworden, kehrt er von selbst nach seiner Zelle zurück, schläft ruhig auf einem bessern Lager, das man ihm bereitet hat, und während der zwei Jahre, die er noch in Bicetre geblieben, hat er nie wieder einen Wuthanfall gehabt, er hat sich vielmehr noch dadurch nützlich gemacht, daß er eine Art von Autorität über die Irren ausgeübt, die er nach seiner Weise regierte und sich als deren Oberaufseher einsetzte.

Pinel trat in eine zweite Zelle, die eines gewissen Chevinge, dessen Freilassung vielleicht eine der merkwürdigsten Thaten dieses Tages war.

Chevinge war Soldat in der französischen Garde gewesen und hatte im Dienst keinen andern Fehler als den der Trunkenheit; wenn er aber einmal was im Kopf hatte, so war er zanksüchtig und leidenschaftlich, was bei ihm um so gefährlicher war, weil er Bärenstärke besaß. Der häufigen Wiederholungen seiner Excesse wegen ward er aus seinem Corps fortgeschickt, und nun war er mit seinen geringen Hülfsmitteln bald am Ende. Darnach machten Schaam und Armuth ihn so muthlos, daß er darüber den Verstand verlor. Er glaubte in seinem Irrwahn, daß er Gentral geworden sey, und schlug auf jeden ein, der seinen Grad und Titel nicht anerkennen wollte. In Folge einer solchen, ziemlich ernsten

Digitized by Google

Prügelei war er in der wüthigsten Aufregung nach Bicetre gebracht worden. Er lag seit zehn Jahren gefesselt, und dies noch sorgfältiger, als seine Gefährten, weil er mehreremale bloß durch seiner Hände Stärke seine Banden gebrochen hatte. So bot er unter andern einmal, wo er sich auch auf einige Augenblicke freigemacht, allen Wärtern zugleich Trotz und erklärte, sie sollten ihn nicht eher wieder in seine Zelle einsperren, devor er sie nicht insgesammt zwischen seinen Beinen habe durchspatzieren lassen; und dieses richtete er in der That unbegreiflicherweise mit all den acht Leuten aus, die ihn hatten bändigen wollen. Seitdem war seine Stärke in Bicetre sprichwörtlich geworden.

Pinel hatte, nachdem er ihn mehreremale besucht gehabt, in Chevigne eine vortreffliche Menschennatur unter der Exaltation, welche ohne Unterlaß durch eine zu grausame Behandlung aufgeregt wurde, erkannt; er hatte ihm versprochen, seine Lage bald bessern zu wollen, und schon dies bloße Versprechen hatte ihn ruhiger gemacht. Endlich zeigt Pinel ihm an, daß er seiner Fesseln entledigt seyn solle. „Und um Dir zu beweisen, daß ich Dir traue," setzt er hinzu, „sollst Du mir helfen, diese Unglücklichen, die nicht wie Du ihren Verstand haben, frei zu machen; und wenn Du Dich so, wie ich Ursache habe es zu hoffen, benimmst, so will ich Dich in meinen Dienst nehmen und Du sollst mich nie mehr verlassen."

Nie ist wohl in eines Menschen Geist eine plötzlichere und vollständigere Umwälzung vor sich gegangen; selbst die Wächter sind von Respect und Verwunderung vor dem Schauspiel ergriffen, das Chevinge ihnen darbietet. Kaum entfesselt, ist er zuvorkommend, aufmerksam, und schauet unverwandt auf Pinel hin, um dessen Befehle so geschickt als schnell auszuführen: er, der eben noch mit all den andern Irren im Niveau gewesen, fühlt sich nun, ihnen gegenüber, im Gefühl seiner Freiheit weit größer und redet ihnen aufs Verständigste und mit größter Güte zu.

Dieser Mensch, den die Fesseln während seiner schönsten Jahre verwildert hatten, und der sicher sein ganzes Leben in dieser langen Selbst-Agonie zugebracht haben würde, ist von nun ab der treueste Diener seines Befreiers.

In der Zelle, welche der des Chevinge zunächst liegt, befinden sich drei unglückliche preußische Soldaten, die hier schon seit vielen Jahren angekettet gewesen, ohne daß jemand die Ursache dieser Strenge kannte. Sie verhalten sich in der Regel still und ruhig, und werden nur dann laut, wenn sie sich unter einander in einer Sprache unterhalten, die niemandem verständlich ist. Man hatte ihnen mindestens den einzigen Trost gewährt, für den sie empfänglich zu seyn schienen — nämlich, ihr Unglück in Gemeinschaft zu ertragen.

Als sie um sich Vorrichtungen treffen sahen, an die sie nicht gewöhnt waren, da meynten sie, man habe Böses wider sie im Sinn, und sträubten sich sehr, sich die Fesseln abnehmen zu lassen. Dennoch wider ihren Willen frei gemacht, wollten sie ihr Gefängniß nicht verlassen, und blieben in ihrer gewöhnlichen Lage. Ob aus Gram, ob aus Mangel an Intelligenz, genug, diese unglücklichen Fremden schienen keinen Sinn für die Freiheit zu haben, die ihnen dargeboten ward.

Nach ihnen kam ein merkwürdiges Subject, eins der Individuen, deren Verrücktheit um so fester wurzelt, als sie nur an einer einzigen Idee hängt, die aber extravagant und hochmüthig ist. Es ist dieses ein vormaliger Geistlicher, der sich für Jesum Christum hält und ausgiebt. Sein Aeußeres entspricht ganz dem Hochmuth seines Glaubens: er hat eine feierliche und abgemessene Haltung; sein zugleich sanftes und ernstes Lächeln hält jede Art von Vertraulichkeit zurück; selbst sein langes und zu beiden Seiten über ein höchst ausdrucksvolles, blasses, geistreiches und resignirtes Gesicht herabhängendes Haar geben ihm eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem schönen Haupte des Meisters, an dessen Stelle er sich versetzt.

Wenn man ihn durch die natürliche Anrede: „wenn Du ein Gott bist, so zerbrich doch Deine Fesseln und mache Dich frei!" in Verlegenheit zu setzen meynt, so antwortet er mit einer stolzen Bescheidenheit: Frustra tentabis Dominum tuum! Vergebens willst Du Deinen Herrn in Versuchung führen!

Es ist die Erhabenheit der menschlichen Arroganz im Delirium.

Das Leben dieses Menschen ist durch und durch ein Roman, in welchem die religiöse Exaltation die erste Rolle spielt. Er ist zu Fuß von Cölln nach Rom gepilgert, wornach er nach Amerika gegangen ist und sich mitten unter wilde Völkerschaften gewagt hat, um sie zum Glauben zu bekehren.

Aber alle diese Streifereien und Reisen hatten ihn nicht allein nicht andern Sinnes, sondern aus seiner vorherrschenden Idee eine völlige Manie gemacht, so daß er sich nach seiner Rückkunft in Frankreich öffentlich als denjenigen nannte, dessen Wort er weithin verkündigt hatte. Von der Polizei ergriffen und vor den Erzbischof von Paris gebracht, ward er als gottlos oder verrückt in Bicetre eingesperrt; man legte ihm schwere Fesseln an Händen und Füßen an, und seit zwölf Jahren hat er dies lange Märtyrerthum und die steten Spöttereien, welchen ihn seine Monemanie aussetzte, mit seltener Geduld ertragen.

Sich mit solchem Kranken auf ein Raisonnement einlassen, wäre verlorne Mühe; auch hält Pinel sich nicht dabei auf, sein Delirium durch vergebene Worte bekämpfen zu wollen: er läßt ihn schweigend losketten, und befiehlt ausdrücklich, daß man seinem Beispiel folgen und diesen armen Irren gar nicht anreden soll. Dies, streng befolgte, Verbot macht auf diesen eingebildeten Menschen weit mehr Eindruck als Banden und Kerker: er fühlt sich durch ein Unbeachtetseyn und eine ihm so neue Isolirung mitten in seiner völligen Freiheit gedemüthigt. Endlich, nachdem er lange Anstand genommen, sieht man ihn aus freien Stücken die Gesellschaft der andern Kranken aufsuchen; von nun an kömmt er auf bessere und verständigere Gedanken, und ehe noch ein Jahr verstrichen ist, ist er schon so weit hergestellt, selbst die Albernheit seines Wahnes einzusehen und demzufolge aus Bicetre entlassen werden zu können.

Hier endigen leider Pinels Notizen über diese interessante Scene und man ersieht nur daraus, daß binnen wenig Tagen 53 Wahnwitzige, worunter Individuen jeden Standes und aller Länder, Tagelöhner, Kaufleute, Soldaten und Advocaten, Franzosen, Engländer, Deutsche und Italiener, ihrer Fesseln entledigt worden sind. Eine unverhoffte Besserung folgte dieser Maaßregel, die man bis dahin für rein unmöglich und selbst schädlich gehalten hatte. Ruhe und Eintracht folgen auf Tumult und Unordnung, und es tritt von nun an eine Regelmäßigkeit und ein Wohlwollen ein, dessen Einfluß sich bald auf die Irren selbst erstreckt. So sieht man nach einigen Wochen die ärgsten Tollhäusler sich selbst oder doch durch die ruhigeren Geisteskranken die Zwangsjacke anlegen.

Ueber Träume und Hellsehen, mit besonderer Hinsicht auf criminelle Fälle.

Erster Artikel.

(2.)

Es ist wenige Tage her, daß ein, in seinen Details wie in seiner Specialität außerordentlicher, Proceß *) Frankreich und Europa be-

*) Wir brauchen für unsere Leser wohl kaum zu bemerken, daß der Verfasser auf die berüchtigte Koncieriche Sache hindeutet. Anm. d. Red.

Digitized by Google

schäftigte. Er ist abgeurtheilt, unbestreitbar gut gerichtet, denn zwölf rechtliche Männer, die durch kein religiöses oder politisches Vorurtheil geblendet werden, täuschen sich selten in Fragen der Thatsachen. Meine Achtung für die Unschuld einer jungen Unglücklichen, meine Sympathie für ihre Ueberzeugungen würden mir außerdem verbieten, die leiseste Anspielung auf die Lage zu machen, in welche diese grausamen Debatten sie versetzt haben und ich weise laut, bevor ich tiefer in meinen Stoff eingehe, jede Absicht dieser Art zurück. Ihre Sache ist die Sache der Familien, ist die meinige und ich sage der Gerechtigkeit Dank, welche, indem sie sie rächte, die Sitten und die Gesellschaft gerächt hat. Das ist mein Glaubensbekenntniß.

Aber sehr analoge Umstände in der Form, obwohl sehr verschieden in der Sache, können sich oft der strengen Untersuchung der Tribunale darbieten und es ist vielleicht Pflicht denkender Menschen, einmal für allemal die Aufmerksamkeit der Criminalisten auf Betrachtungen sehr ernster Art zu leiten, welche die letzte Untersuchung vernachlässigen zu können geglaubt hat. Ich bekenne, nicht ohne Verwunderung gesehen zu haben, daß ein Proceß, wo sich die beredtesten Stimmen des Barreau's und die verehrtesten Orakel der Heilkunst vernehmen ließen, in allen seinen Entwickelungen der philosophischen Discussion so fremd blieb, deren Stelle durch eine Menge Inductionen angedeutet war. Ich habe insbesondere beseufzt, daß die Redner, deren ungemeines Talent ich mehr als irgend jemand bewundere, die Nothwendigkeit eines schrecklichen Verbrechens von Seite des Angeklagten oder des Vertheidigten als absolutes Axiom aufgestellt haben; nicht als ob dieses Princip nicht wahr seyn könnte, in der Voraussetzung, in welcher sie sprachen, sondern weil es eine unermeßliche Gefahr seyn würde, es zum ausschließenden Princip bei einer Menge Hypothesen derselben Natur zu machen, wovon diese nur durch die Wirklichkeit der Haupt-Thatsache, durch die Menge der bestätigenden Indicien und endlich durch die Autorität des gefällten Urtheils sich unterscheidet. Ich erkläre mindestens, daß von zehn Angelegenheiten dieser Art, welche denkwürdige Spuren in den Annalen der Gerechtigkeitspflege hinterlassen haben, gewiß neun (?) sich finden, wo nirgends eine Criminalität war, d. h. wo die Gewaltthätigkeit mit allen in der Klage ausgedrückten Umständen erlitten und doch von niemandem *wirklich* begangen worden war.

Man muß einräumen, daß sich diese Behauptung dem Gedanken nicht ganz klar darstelle und daß sie selbst auf den ersten Anblick einen abgeschmackten Widerspruch zu involviren scheint; aber es herrscht nothwendigerweise viel Unbestimmtes und Geheimnißvolles in diesen excentrischen Theorieen, so lange sie nicht aufgeklärt sind; und nicht mir ist die Ehre aufbehalten, die Dunkelheit davon gänzlich zu zerstreuen. Ich bedauere, daß mein gelehrter Freund, der Doctor Mare, welcher die Symptome und Zufälle einer schrecklichen, bei weitem weniger gemeinen Monomanie so gut beschrieben, bis jetzt verschmäht hat, den Scharfsinn seines hellen und tiefen Geistes auf die Prüfung *der Träume und des Hellsehens*, betrachtet in ihren möglichen Beziehungen zu Criminal-Untersuchungen, zu verwenden. Dieser merkwürdige Theil der ärztlichen Psychologie, die unglücklicherweise in Frankreich zu wenig bekannt ist, verdient mehr als irgend ein anderer, seine nützlichen Studien zu beschäftigen; und der Zweck dieses Aufsatzes, wobei ich nicht einmal auf viel Methode Anspruch mache, ist mehr, sie auf ein solches Ziel hinzuweisen, als es zu erreichen. Aus Nachlässigkeit oder Unfähigkeit von allen Werkzeugen der Wissenschaft entblößt, wage ich nur, die Gränzen zu überschreiten, die mir den Eintritt in sein Gebiet wehren, weil ich mich dazu durch ein unwiderstehliches Gefühl des Mitleids für den Unglücklichen und der Liebe zur Menschheit gezwungen fühle:

Homo sum et nihil humani a me alienum puto.

Ich weiß nicht, ob diese einfache rednerische Vorsicht mir die Nachsicht meiner Leser erwerben wird, aber sie wird mindestens beweisen, daß ich das Bedürfniß fühlte, sie zu erlangen.

Das wundersame Phänomen des Lebens enthält noch ein anderes, das fast gleich auffallend ist, weil es das Leben in zwei fast gleiche Theile theilt und was die Alten, unsere anerkannten Meister in den moralischen Wissenschaften, nicht genügender als die Neuern ergründet haben; die erstern vielleicht, weil ihnen hinlängliche Kenntnisse in der Physiologie fehlten, die letztern ohne Zweifel, weil ihr verachtender Materialismus verschmähte, Fragen aufzuwerfen, die so nah an den gemeinsten Volks-Aberglauben gränzen. Das ist das Phänomen des Schlafes. Dieser ist in der ganzen Gattung (d. h. bei allen Menschen) von geheimnißvollen Erscheinungen beseelt, die man *Träume* nennt, oder mindestens bestätigen die seltenen (und wie uns scheint nicht hinlänglich bewiesenen) Ausnahmen, die manche Compilatoren anführen, die Regel und machen sie nur noch allgemeiner. Aber diese unbegreifliche Fähigkeit eines selbstthätigen und zugleich passiven Gedankens, der viele Stunden lang den Bewegungen unterliegt, die sie sich selbst mittheilt und erregt, und der, ohne es zu wissen, das Spiel der eignen Erfindungen ist, offenbart sich nirgends mächtiger, als in jungen, gefühlvollen und reizbaren Organisationen, deren Existenz sie verdoppelt, stets getheilt zwischen unbedeutenden Thatsachen der wirklichen Welt und den angenehmen oder schrecklichen Chimären einer von Illusionen und Lügen bevölkerten Welt. Es geschieht zuweilen, und dies ist besonders bei einer schwachen Intelligenz oder einer sehr feurigen, überherrschenden Einbildungskraft der Fall, daß der Eindruck eines in bestimmten und so zu sagen lichten und klaren Formen oft wiederholten Traumes in dem Gedächtniß lebendigere und tiefere Spuren zurücklässt, als es bei der alltäglichen farblosen Empfindung, bei streng erzogenen jungen Leuten, bei einsam Lebenden und Kranken gewöhnlich stattfindet. Dann prädominirt das imaginaire Leben und das positive geht verloren.

Wer diesen überhellen Träumen, wovon ich gesprochen, unterworfen ist, weiß, daß die Empfindung davon mehr oder minder lange Zeit nach dem Erwachen fortdauert, je nachdem der Geist mehr oder minder stark mit ihrem Inhalt beschäftigt ist. Wenn derselbe Traum sich oft erneuert, wenn er so unveränderlich in seinen Details, wie fortdauernd in seinen Verfolgungen bleibt, so höhlt er nach und nach sein Gepräge tiefer aus; er materialisirt sich und wird auf gewisse Weise handgreiflich im Körper eingefleischt; von einem unfaßlichen Phantom, wie er anfänglich war, wird er zum lebendigen Menschen und die niedergedrückte Seele erliegt unter der Besessenheit aller Nächte.

Wenn einerseits schwache Constitutionen, andererseits nur leidenschaftliche Organisationen, unter einem andern Einflusse stehend, diesen von mir beschriebenen Einwirkungen des Schlafes zugänglich sind, so kann doch niemand behaupten, daß er davon immer frei seyn und bleiben werde. Niemand hat ein höheres Alter erreicht, ohne in seiner Erinnerung Individualitäten und Ereignisse zu finden, die niemals existirt haben, dafür zeugen Redensarten, die bei allen Völkern im Umlaufe sind: *Sie endigen Ihren Traum; — ich muß geträumt haben; — ich weiß nicht ob ich wache oder träume.* Ueberall, wo sich eine Redensart so in der Sprache naturalisirt hat, daß sie unter der bildlichen Form Allen verständlich ist, so ist es klar, daß sie zu demselben Ursprung für Alle, im Gefühle, hinaufsteigt.

Endlich, wer sollte es glauben? die unvermeidliche Wirkung des Traumes hat sich bei den höchsten menschlichen Intelligenzen fühlbar gemacht, in Cicero wie in Apulejus, in Pythagoras wie in Lucian, in Numa wie in Sertorius. Homer schläft, Plato träumt und Marc Aurel huldigt den Träumen, indem er ihnen die wichtigsten Entschlüsse seines Lebens zuschreibt, diejenigen gerade, die ihn vor drohenden Gefahren bewahrt, die

Digitized by Google

ihn der Weisheit gewidmet haben. Albert der Große und Cardan glauben an die Inspirationen dieses Dämons, wie Sokrates, der nicht lügen konnte und man bemerke wohl, daß dieses die größten Genies aller Jahrhunderte sind; man bemerke wohl, daß das ganze Menschengeschlecht sich gegen die Ueberzeugung Marc Aurels, Cicero's, Plato's, Sokrates und Pythagoras erheben würde, wenn sie nicht werth wären, gehört zu werden! Ich spreche nicht von den heiligen Büchern, weil ich mich weder an den Glauben des Volkes, noch an den der Philosophen wende, weder an die Unwissenheit noch an den Scepticismus. Aber wenn in der Geschichte ein in seinen Sitten strenger und in seinen Worten wahrer und aufrichtiger Mann existirt, der den Rigorismus der Rechtlichkeit bis zum Fanatismus und die Tugend bis zur Wildheit trieb; ein Mann, dessen Treue und Wahrheitsliebe selbst seinen Gegnern nie verdächtig war und welcher verdient hat, daß ihn das Opfer seines unversöhnlichen Glaubens mit Zärtlichkeit und Achtung begrüße, so ist Marcus Brutus, der Neffe, Eidam und, im moralischen Sinne, der Zwillingsbruder Cato's, der Mann; Marcus Brutus, welcher nächtliche Visionen hatte und zweimal das Gespenst Cäsars vor sich erscheinen sah, das erstemal, um ihm auf den Feldern von Philippi ein Rendezvous zu geben und das zweitemal, um ihm zu verkündigen, daß sein Schicksal erfüllt sey. So groß war die Autorität des Brutus in den Augen des Alterthums, daß es diese doppelte Behauptung nie für Betrug gehalten hat. Anders ist es in den Augen einer gesunden Philosophie, die sich von den möglichen Ursachen der wunderbarsten Wirkungen Rechenschaft zu geben sucht. Jedermann ist jetzt wohl überzeugt, daß Brutus, von einer fixen Idee beherrscht, *) zweimal geträumt, daß er das Gespenst Cäsars sehe und zweimal geglaubt hat, es gesehen zu haben. Für ihn war es ein wirklicher Eindruck; für die übrigen Menschen eine Illusion.

Der glücklichste Zufall meines Lebens hat mir einen Schriftsteller zum Freunde gegeben, den ich nicht nennen will, weil ich mich schämen würde, den Bericht von einer allen Menschen gemeinschaftlichen Verirrung mit einem so hohen Rufe zu verknüpfen, den ich aber vielleicht nur zu kenntlich machen werde, indem ich sage, daß er zu der kleinen Anzahl derjenigen gehört, in welchen man noch mehr die Weisheit einer gesunden Doctrin, als den hohen Flug einer umfassenden Intelligenz bewundert und dessen fließender hinreißender und erhabener Styl seinen größten Reiz dem Vertheile verdankt, ein noch reineres Gewissen abzuspiegeln. Vor einigen Jahren begegnet er auf der Straße einem Freund, von welchem er lange Zeit getrennt gewesen; er eilt auf ihn zu, um die nähern Umstände eines außerordentlichen und sehr tragischen Ereignisses zu erfahren, das sich in dem Hause dieses Mannes zugetragen und das er durch öffentliche Gerüchte erfahren; er forscht, er fragt, er erzählt und erhält statt der Antwort nur Zeichen des Erstaunens; denn nichts ähnliches war geschehen weder bei seinem Freunde noch in irgend einem ihnen bekannten Hause, noch in irgend einer Stadt, durch welche einer von ihnen gekommen, noch in der Provinz, noch in dem ganzen Lande, noch in der Welt. Er besinnt sich, er studirt, er bemüht sich, die Quelle seines Irrthums zu finden; alles entgeht ihm, denn alles ist nur Einbildung, die Thatsache, die Details, die Antecedentien, die Folgen, die Personen, die Namen und selbst das Volks-Gerücht, das die letzte Zuflucht seines getäuschten Gedächtnisses ist. Niemand hat die Idee, wovon er so durchdrungen ist, seinem Geiste eingeimpft; niemand hat ihm gesagt, was er so fest glaubt; die ganze so geschickt zusammengesetzte, so regelmäßige, so vollständige, so wahrscheinliche und doch so falsche Fabel ist nichts anderes, als ein Spiel des Schlafes, welches der Mangel an Discussion für die erwachten Sinne verwirklicht hatte und das ein materieller Gegenstand des Glaubens geworden war! Es ist ein Weiser, der diesen Bericht macht, ein rechtlicher und aufrichtiger Philosoph, dessen Discretion alle Menschen ihr Leben anvertrauen könnten und dessen Lehren und Gesetze alle Nationen mit Dankbarkeit empfangen würden. — Armselige Geschöpfe, die wir sind!

Ja, ich erkläre es! es liegt in diesem einzigen Beispiel eine vollständigere Offenbarung der Ungewißheit unserer Urtheile, als in den Büchern von Hunt und Montaigne! Man setze z. B. das Zusammentreffen eines Ereignisses, einer Beschwerde, einer Anklage voraus, die mit dem analog wäre, was im Traume vorgefallen ist. Mit dieser Coincidenz des Traumes, mit dem Verdachte stelle man nun noch eine Criminal-Untersuchung zusammen, die beide accreditirt und einen durch den andern bestätigt. Diesen gerichtlichen Elementen geselle man noch das tausendzüngige Geschwätz des Pöbels bei, der immer bereit ist, das Sonderbare und vor Allem das Unmögliche zu ergreifen, um den leersten Anschein zur Rechtfertigung ihrer Aufwallungen und wüthenden Excesse zu benutzen! Rechne man noch unter die möglichen Dinge die Autorität einer verehrten Stimme, eine Thatsache unbestrittener und künftig unbestreitbarer Ueberzeugung, unter der geheiligten Aegide des Schwures. Was würde dann vor einer Jury erfolgen, die aus Menschen bestände, wie ich und andere? Ich zittere, daran zu denken, aber ich glaube zu wissen, daß tausend ähnliche Urtheile, wie das, was wir fällen würden, durch die Justiz gefällt worden sind, seitdem es Richter giebt.

In dem bescheidenen und dunkeln Cabinette, in welches ich euch nur mit Ehrfurcht einführe, findet ihr einen Mann, so groß durch seine Tugend, wie durch sein Genie, welcher das Licht aller Zeitalter seyn wird. Er nennt sich Blaise Pascal. Das Buch, das er auf fliegende Blätter schreibt, indem er einen unruhigen Blick zur Linken wirft und seinen Stuhl erschrocken dem kleinen Tische von Eichenholze näher rückt, auf welchen er ohne Methode die flüchtigen Ideen fallen läßt, von denen er ergriffen ist, das ist das Buch der Pensées „das mehr von Gott als vom Menschen stammt." Man frage ihn, welche Sorge ihn zerstreut, welche Unruhe ihn stört, und den beredten Ausdruck in der Feder zurückhält, dessen Auffindung noch seinen Blick entflammt. Er wird euch einen Abgrund zeigen, an welchen ich auf sein Wort geglaubt haben würde; und wenn es physisch möglich gewesen wäre, daß eine feindliche Hand in dem Cabinet Pascals einen Abgrund gegraben hätte, wenn ein solches Verbrechen der Art gewesen wäre, Zweifel zu erregen, Untersuchungen nach sich zu ziehen und die Aufmerksamkeit des Richters zu wecken, welches menschliche Tribunal würde gewagt haben, seine Ueberzeugung an die Stelle von der Pascals zu setzen? Der Richter, der dieses Zeugniß verleugnen wollte, würde, gestehen wir es nur, uns sehr keck erscheinen! Und doch wäre er nur vernünftig; aber es ist der gesunde Verstand, der den Richter macht und es ist hier nicht die Frage von Advocaten.

Ein Philosoph hat gesagt, daß alle Nationen glücklich seyn würden, wenn alle Könige Philosophen wären. Wenn die Philosophen immer denjenigen gleichen, die ich gesehen habe, so würde ich seinem Versprechen nicht allzusehr trauen. Gewisser scheint es glücklicherweise, daß gute Gerechtigkeit gepflegt werden wird, wenn alle Richter gerecht, verständig und gefühlvoll seyn werden. Wünschen wir uns Glück, einer so wünschenswer-

*) Nennen wir diese fixe Idee lieber Gewissen. Der Mensch ist stets nach einer Gewaltthat ein anderer, als vor derselben. Nachdem der Rausch der Exaltation verflogen war, nachdem sich Brutus täglich mehr überzeugen mußte, daß Rom nicht mehr der Freiheit werth und empfänglich sey, daß die Zeit der Usurpation gekommen war und die Republik nicht mehr durch den Tod eines Usurpators gerettet werden konnte, den sogleich ein anderer und schlimmer ersetzte — so mußte wohl der blutige Schatten des ermordeten, milden Beschützers, dessen Vertrauen er getäuscht, im Wachen und im Traume vor seine geängstigte Seele treten und der letzte sanfte Vorwurf: „Auch Du mein Brutus?" ewig in seinem Ohre wiederhallen.
Anm. d. Red.

Digitized by Google

then Epoche, die das dringendste unserer socіellen Bedürfnisse so nah berührt und interessirt, immer näher zu kommen. Die Könige werden hernach kommen, wenn deren noch übrig sind.

Ich habe mich, die Wahrheit zu sagen, bis jetzt nur mit sehr beschränkten Specialitäten und mit sehr seltenen Beispielen beschäftigt, deren Erscheinung höchstens in einem Jahrhundert einmal sich wiederholen wird; aber man würde sich sehr betrügen, wenn man glaubte, daß es mir an Stoff gebrochen hätte, deren mehrere anzuführen. Die Annalen der gerichtlichen Geschichte wimmeln davon auf jeder Seite. Das Hellsehen oder die Visionen des Traumes, die nervösen Affectionen, wovon mit einigem Detail zu sprechen mir noch übrig bleibt, sind in allen Ländern endemische und oft ansteckende Krankheiten gewesen. Sie sind es, die den größten Theil der augenscheinlich vorausgesetzten Verbrechen, der allgemein anerkannten Irrthümer von hundert Generationen erzeugt haben: die Magie, die Hexerei, die Lykanthropie, den Vampirismus und etwas vielleicht noch Seltsameres als das alles: die unverständigen Paradoxen, die Systeme geworden, die abgeschmackten Träumereien, die zur Wissenschaft gestempelt, die ohnmächtigen Phantome, die zu Göttern erhoben, die lächerlichen Fabeln, die zu Religionen gemacht worden sind, und selbst den beklagenswerthen Aberglauben, der die wahre Religion verdunkelt, ihre Wesenheit erschüttert, ihre Moral entstellt, ihre Mysterien durch Beimischung stupider Legenden entweiht hat und sie selbst in der Wiege erstickt haben würde, wenn die Religion hätte sterben können!

Dieser Rahmen oder Grundriß ist groß, viel zu groß ohne Zweifel für mein schwach werdendes Gedächtniß und für meine schwindenden Kräfte. Muß ich noch wiederholen, daß ich mir nicht vornehme, ihn auszufüllen, sondern höchstens ihn zu skizziren? Charles Nodier.

Der Berg Aetna.

(E.)

Es wird uns nie an Reisenden fehlen die, Lalande oder Dupaty in der Hand, vor den colossalen Ruinen, die da und dort auf dem Boden Italiens liegen, in Extase fallen; es wird uns noch weniger an den tiefen Denkern fehlen, die, wie z. B. Lady Morgan, uns bekant machen, daß es mehr wahren Patriotismus bei den ersten Römern, als bei den Unterthanen des Papstes gab und daß Italien, vormals der Tempel der Freiheit, eine Höhle von Tyrannen und Sclaven geworden ist. Wir sind seit einigen Jahren so mit Beschreibungen, mit Reflexionen einer gezwungenen Bewunderung und Empfindsamkeit überhäuft worden, daß man sich jetzt nicht ohne einigen Schrecken entschließt, ein Buch über Italien zu öffnen. Wenn man inzwischen einem affectirten Enthusiasmus über diese schöne und reiche Halbinsel, das Vaterland des Genies, die Wiege und vielleicht das Grab der schönen Künste, ein scharfsinniges und aufrichtiges Urtheil, einen Geist der Beobachtung ohne Pedantismus und das Verdienst der Wahrheit, verbunden mit Allem, was die getreue Schilderung des Eindrucks eines aufgeklärten Reisenden Piquantes und Neues haben kann, vorzieht, dann wird man sich ohne Zweifel Glück wünschen, das Italie-Audot mit allen den Werken derselben Art, die in den letzten Zeiten erschienen sind, nicht verwechselt zu haben. Selbst die bekanntesten Gegenstände erhalten, weil sie die würdigsten sind, behandelt zu werden, in diesem Werke einen Charakter von Frische und Originalität, den man den Reizen der Beschreibung und dem glänzenden Colorit des Styls verdankt. Um diese Behauptung zu unterstützen, wollen wir dem Herrn Farjasse den Bericht seiner Besteigung des Gipfels des Aetna entlehnen. Niemals wohl ist dieser Vulkan, wie oft auch von Reisenden beschrieben, wohl gelungener geschildert worden, als in den folgenden Zeilen:

„Seit meiner Ankunft in Catanea hatte der Sirocco, ein Südwestwind, eine Masse von Wolken auf den Aetna gehäuft, die den Gipfel desselben verbarg. Endlich brach ein Orkan aus, dem ein starker Sturzregen folgte und ich konnte den kolossalen Berg in seiner ganzen Majestät erkennen und hoffen, eines Schauspiels zu genießen, nach dem ich mich seit langer Zeit sehnte. Eines Morgens reiste ich, auf das günstige Wetter vertrauend, gegen 10 Uhr von Catanea ab, indem ich nicht früher einen Führer und Maulthiere hatte finden können. Bei meinem Austritt aus der Stadt war ich von den schrecklichen Wirkungen der Lava von 1669 überrascht: oft dehnt sie sich auf eine Breite von drei Stunden aus und bedeckt eine größere Fläche, als ganz Paris zusammen. Sie hatte die Vorstädte verzehrt, die Mauern an niedrigen Orten überstiegen und sie tournirt, wie ein geschickter General, wenn sie höher waren. Man schreibt dieses Phänomen der Luft-Säule zu, die sich zwischen den hohen Mauern von Catanea eingeschlossen findet, und einen Wall gegen die Invasion dieses Feuerstromes bildet. Diese Wirkung ist häufig: die Kirche von Torre del Greco, am Fuße des Vesuvs, und andere Gebäude bieten Beispiele dar, die der Fanatismus öfters auf Kosten der Volks-Leichtgläubigkeit benutzt hat.

„In einiger Entfernung von der Straße, die nach Messina führt, erreicht man ein unermeßliches Bett von Lava, das den alten Hafen des Ulysses einnimmt, der jetzt nicht dem kleinsten Fahrzeug Zuflucht gewähren könnte. Bis nach Nicolosi ist die wohlangebaute Landschaft mit Dörfern und zahlreichen Wohnungen übersäet, die eine angenehme amphitheatralische Lage haben. Nirgends, selbst nicht in Campanien, hatte mir die Fruchtbarkeit so viele Reichthümer dargeboten. Wir entdeckten in der Richtung von Nicolosi einen Krater, dessen doppelter Gipfel mich an den Vesuv erinnerte. Es ist der monte Rosso, entstanden durch den Ausbruch von 1667, der vier Monate dauerte. Aus diesem Schlunde strömte der glühende Ocean aus, welcher Catanea zerstörte. Die rothen Schlacken, womit seine Seiten bedeckt sind, haben ihm den Namen gegeben. Dieser neue Vulkan schrecke noch, durch seine Eruptionen, die dreitausend Bewohner von Nicolosi, die am Fuße desselben leben. Man rechnet vier französische Meilen von Catanea bis zu diesem Flecken; wir legten sie in drei und einer halben Stunde zurück. Nachdem wir ein bescheidenes Mittagsmahl eingenommen und neue Maulthiere genommen hatten, setzten wir unsern Weg weiter fort.

„Nicolosi ist der letzte Punct der untern Region des Aetna. Die Eingebornen unterscheiden drei Puncte von Catanea bis auf den Gipfel des Vulkans: sie nennen dieses reggione coltivata. Wir kamen darauf in die waldige Region, nemorosa, von der ersten unterschieden durch eine kleine Ebene von Sand, oder vielmehr von der vom monte Rosso, den man zur Linken läßt, ausgeworfenen Asche. Der starke Regen vom Abend vorher hatte diesen Weg sehr angenehm gemacht und wir verließen ungern diesen Sand, um ein Feld holpriger Lava zu durchziehen, wo übrigens die Maulthiere mit festem und sicherm Tritte vorwärts schreiten. Am Ausgang dieser Lava findet man zuerst lichte, hohe Waldung, die bald die Ansicht des schönsten Parks gewinnt, den man nur sehen kann. Unter seinem Laubdach genossen wir der ganzen Frische des Frühlings. Die Veilchen, die Rosen, der Hagedorn selbst waren in der zweiten, vielleicht dritten Blüthe.

„Ein abscheulicher Strom von Lava zwang uns, diesen reizenden Aufenthalt zu verlassen, wo man noch die Gesänge und das wetteifernde Flötenspiel der Schäfer Theokrits zu hören glaubt, wo vielleicht Empedokles von seinen tiefen Betrachtungen ausruhte. Diese zweite Lava bietet mehr Schwierigkeiten als die erste dar; aber, Dank der Geschicklichkeit

Digitized by Google

unſers Führers oder vielmehr ſeiner Maulthiere, legten wir ſie ohne Unfall zurück. Die Waldungen des Aetna beſtehen aus vier Gattungen von Eichen: der weißen, der grünen, der Zwerg-Eiche und dem Korkbaum (?), aus Kaſtanien und Eſchen; man ſieht da auch einige Buchen. Die Veränderung der Temperatur iſt ſehr empfindlich beim Eintritt in die offene Region, scoperta, die auf den Wald folgt. Man ſcheint drei Zonen, oder vielmehr drei Jahreszeiten zu durchwandern, den Sommer, den Frühling und den Winter, ſo ſehr wechſelt die Temperatur.

„Bei unſerer Ankunft in dem Hauſe des Schnees, casa delle neve, ſieben Meilen von Nicoloſi, war das Thermometer um zehn Grad ſeit Catania gefallen. Da mußten wir einen Theil der Nacht zubringen. Wir bereiteten vergnügt unſer Bivouac, machten Feuer, goſſen Thee auf, deſſen Kraft wir durch einige Gläſer Rum erhöhten und wohleingehüllt in unſere Mäntel und Decken, mit denen wir uns reichlich verſehen hatten, verſuchten wir zu ſchlafen, aber vergebens. Der Vulkan, welcher tobte, die Idee des Schauſpiels, das unſerer wartete, regte unſern Geiſt zu ſehr auf, als daß wir ein Auge hätten ſchließen können. Um Mitternacht forderte uns der Führer auf, uns wieder auf den Weg zu machen. Um uns vorzubereiten, hielten wir ein leichtes Mahl, und das war ſehr gut, denn ich weiß nicht, ob es, ohne dieſe Vorſichtsmaaßregel, möglich geweſen wäre, die Ermüdung und die Kälte zu ertragen, der wir ausgeſetzt waren.

„Der Himmel ſtrahlte in der Erhabenheit der ſchönen Nächte des Orients, ſein unermeßliches, mit tauſend Sternen überſäetes Gewölbe von blauem Sammet ausbreitend. Selbſt die Abweſenheit des Mondes trug zu der feierlichen Majeſtät dieſes Gemäldes bei. Bald läßt man die letzten Spuren der waldigen Regien hinter ſich. Wir kamen vor der Grotte der Ziegen, grotta delle capre, vorüber, ohne anzuhalten. Nach und nach wurde der Weg ſteiler und der ſich fühlbarer machende Wind zwang uns, unſere Mäntel wiederzunehmen, die wir abgelegt hatten. Nur von der offenen Region aus kann man den rieſenmäßigen Krater in ſeinem ganzen Umfang überſchauen. Bis dahin hindern es die Hügel und die ſecundairen Vulkane, die an den Seiten des Berges zerſtreut ſind und die waldigen Stellen.

„Endlich, nachdem wir einen großen Raum von neu gefallenem Schnee durchwandert hatten, kamen wir an dem Hauſe der Engländer, casa degl'Inglesi, an, welches die Eingebornen, andere ſagen Reiſende, verwüſtet haben, um ſich zu wärmen. Man braucht drittehalb Stunden, um die ſieben engliſchen Meilen zurückzulegen, welche dieſe Zufluchtsſtätte von dem Hauſe des Schnees trennen. Wir erwärmten uns, indem wir Feuer machten und Grog nahmen und warteten bis 3 Uhr Morgens, um unſere Beſteigung zu endigen. Der mühſamſte Theil des Weges iſt ohne Streit der, welcher das Haus der Engländer von der Baſis des Haupt-Kegels trennt: man muß ihn zu Fuße machen über einen Haufen winkliger Lava-Stücken, deren Spitzen lebhafte Schmerzen verurſachen; aber einmal am Fuße des Kraters, iſt das Aufſteigen, obwohl ſteil, doch viel weniger mühſam. Inzwiſchen muß man den Weg zwei- bis dreimal machen, weil der bewegliche Boden nicht einen feſten Tritt erlaubt. Ich mußte unwillkührlich meinen Reiſegefährten, der mir vorausging, mit den in einen cylindriſchen Bauer verſchloſſenen Eichhörnchen vergleichen, die immer laufen, ohne von der Stelle zu kommen.

„Ich fürchtete, daß der Tag anbrechen würde, bevor wir den Gipfel erreichten; glücklicherweiſe war dem nicht ſo: wir erreichten die Spitze eine gute Viertelſtunde vor dem Aufgange der Sonne, und ich konnte dieſes einzigen Schauſpiels in ſeiner ganzen Größe genießen. Man wird nicht von mir erwarten, daß ich es ſchildere. Ich glaube ſelbſt nicht, daß der beredteſte Schriftſteller mit Erfolg verſuchen könnte, es zu malen, daß die reichſte Einbildungskraft ſich ihm nur nähern würde. Die Geſtirne in Oſten verſchwanden in dem weißen Schimmer, welcher der Morgenröthe voranging. Die Gebirge von Calabrien traten am Horizonte in kräftigen Tinten hervor. Der Morgenſtern, der Bote des Lichts, glänzte in ſeinem goldenen Feuer. In Weſten war es noch Nacht.

„Trotz des Phänomens, das zu meinen Füßen rollte und donnerte, konnten ſich doch meine Blicke nicht vom Himmel abwenden. Einige leichte Wölkchen begränzten den Horizont und wogten, wie ein geheimnißvoller Schleier; aber bald erhob ſich in Purpur und Gold das Geſtirn, das über die Welt Licht und Leben verbreitet. Von Erſtaſe ergriffen blieben wir unbeweglich, als der Führer uns mahnte, uns nach Weſten zu wenden. Da lag ganz Sicilien unter unſern Füßen, in Form eines gigantiſchen Berges, wovon der Aetna der Gipfel war. Von dieſem Puncte aus ſchienen der Erix, der Dinnamar, der Roſſo, die höchſten Berge umher, nur Hügel zu ſeyn.

„Im Norden krönte der äoliſche Archipelagus Sicilien mit ſeinen Felſen; zu unſern Füßen erblickten wir die grünenden Thäler und Felder der Inſel, durchſchnitten von Flüſſen, die ſie bewäſſern, gleich ſilbernen Fäden, bedeckt mit reichen Heerden, und das Meer, deſſen azurne Wellen die glücklichen Ufer beſpühlen; in der Ferne Malta, wie ein ſchwarzer Punct am Rande des Horizonts, 300 Stunden weit. Welche Majeſtät! welche Größe! welche imponirende Scene! Meine Kniee beugten ſich unwillkührlich — ich betete den Ewigen an. Hierher muß der Atheiſt kommen und ſein Stolz wird ſinken vor dieſen Wundern und ſein Herz, wenn nicht ſeine Lippen, wird den Schöpfer anerkennen. Wie begriff ich den Anbeter der Sonne; dieſer hat mindeſtens Augen!

„Man genießt auf dem Aetna einer überraſchenden optiſchen Wirkung, welche die iſolirte Lage dieſes koloſſalen Vulkans allein erzeugen kann: ich ſpreche nämlich von der unermeßlichen Pyramide des Schattens des Berges. Während das übrige Sicilien im Lichte liegt, hält dieſer Schatten, der ſich mehr als hundert engliſche Meilen weit in der Richtung von Agrigent erſtreckt, ein Viertheil des Gemäldes in der Halb-Tinte und bildet einen ſchlagenden Contraſt mit den erleuchteten Theilen; dann verkürzt er ſich im Verhältniß, wie die Sonne höher ſteigt, und verſchwindet endlich.

„Unſere Aufmerkſamkeit wendete ſich nun auf den Krater. Er erſcheint hier als ein Schlund von 2000 Toiſen im Umfange, das Doppelte des Marsfeldes von Paris. Sein Rand iſt durch die Bewegungen der Vulkane auf eine bizarre Art ausgezackt; ſeine unregelmäßige Ebene ſenkt ſich gegen Oſten. An der entgegengeſetzten Seite erhebt ſich ein Kegel, den man nur vom Gipfel aus ſehen kann: von da ſteigt die Rauchſäule empor, die ſich im Himmelsraume verliert.

„Ein Strom von Lava quoll aus den Seiten dieſes neuen Kraters, und ſtürzte ſich in den großen, von wo ſich von Zeit zu Zeit Wolken von ſchwefeligen Dünſten erhoben, die uns verhinderten, den Grund des Schlundes zu ſehen. Die Wände ſind mit Schlacken von Schwefel und reinem Alaun bedeckt. Von einer Entfernung zur andern ſieht man in der Dunkelheit blaue Flammen aufſteigen, welche die ſchwarze Lava des Höllenſchlundes färben. Alle unſere Bemühungen, in den Krater hinabzuſteigen, waren vergebens. Unſer Führer widerſetzte ſich aus allen Kräften, als wir davon ſprachen. Ein Engländer, der es kurze Zeit vor uns verſucht hatte, hätte beinahe das Schickſal des Empedokles gehabt. Es war 6 Uhr, als wir auf unſere Rückkehr dachten."

Durch ſolche Schilderungen iſt der Erfolg des Werkes geſichert. — Mögen die Archäologen Compaß und Winkelmaaß an alle Monumente aller Länder legen — die Wiſſenſchaft wird ihnen Dank ſchuldig ſeyn; aber der Reiſende, der den claſſiſchen Boden der Poeſie, der Muſik, der Beredtſamkeit und der Künſte durchwandert, muß anderes von dort zurückbringen, als Maaße und Cataloge.

Digitized by Google

Deutsche Literatur.

Balladen und Romanzen

von

J. N. Vogl.

Wien, Wallishausser, 1835. 208 S. Groß Octav.

(S. 1.) An den Leser.

In verlass'nen Klosterhallen
Weilt' ich schon als Knabe gern,
Mochte gern zu Burgen wallen
Oede nun und ohne Herrn.

Zu den Schläfern mich zu neigen
Längst vom Tode eingewiegt,
Scheut' ich nicht, wo Nacht und Schweigen
Brütend über Särgen liegt.

Ueber alten Büchern saß ich
Träumend oft, in nächt'ger Zeit,
Und die Welt um mich vergaß ich,
Lebend der Vergangenheit.

Was mir nun in jenen Mauern
Bildlich vor die Augen trat,
Was aus eis'gen Grabesschauern
Sich mir geisterhaft genaht,

Was von Zeiten, die vergingen,
Mir manch' kaltes Blatt verrieth:
Frei und schmucklos soll's erklingen
Nun zu Euch im deutschen Lied.

Die Ankündigung hält Wort. Von mehr als funfzig Balladen und Romanzen, auch durch einfache geschmackvolle Pflege des Drucks dem Auge empfohlen, hat uns keine ohne Theilnahme entlassen, und mehr als eine, bei wiederholter Durchlesung, neue Schönheiten entdecken lassen. Wir sind hier ungern beschränkt, nur einige der kürzern aufzunehmen; aber die ganze willkommene Sammlung, die Vaterlandsliebe und Menschlichkeit, Heldensagen und fromme Legenden mit Wohllaut und Herzlichkeit vorträgt, wird ja schnell von der Hand eines erkenntlichen Dichterfreundes in die andere übergehen.

(S. 21.) Das Erkennen.

Ein Wanderbursch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen durchs alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch sieh'! Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Bursch, und schüttelt den Staub von dem Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm,
„Du blühende Jungfrau, viel schön Willkomm!"

Doch sieh'! auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straßen entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an brauner Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her,
„Gott grüß euch!" so spricht er, und sonst nichts mehr.

Doch sieh'! das Mütterchen schluchzet voll Lust:
„Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,
Das Auge der Mutter hat gleich ihn erkannt!

(S. 51.) Des Urgroßvaters Gesellschaft.

Sie waren alle zum Tanzplatz hinaus,
Der Urgroßvater nur sitzt zu Haus.

Der sitzt so betrübt im Winkel allein:
„Wer wird nun mir Armen Gesellschaft seyn?

„Jetzt dreh'n sie sich draußen mit heißem Gesicht,
„Des Greises zu Hause gedenken sie nicht.

„Die älteren lachen und scherzen viel,
„Beim blinkenden Becher und Klang und Spiel;

„Die kleineren, mit ihrem lockigen Haar,
„Die meinen sie wären im Himmel gar.

„Der Phylax selbst ist mit ihnen fort,
„Er weiß für ihn fallen Bissen dort.

„Nur ich, ich sitze vergessen, allein,
„Des Alten Gefährte mag Niemand seyn!"

Da schallt an sein Ohr im wahren Gewirr':
„Was klagest du, Alter, wer sind denn wir?"

Und flüchtiger Geister umschlingt ihn ein Reih'n,
Der schlinget in rosige Banden ihn ein,

Und schmieget sich an ihn so tröstend und warm,
Und schlingt um den Greis den ätherischen Arm.

Da neiget zu ihm sich manch' holdes Gesicht,
Mit blühenden Wangen und Augen so licht.

Da herzt es ihn liebend, da kos't es ihn lind —
So sitzt unter Engeln ein träumendes Kind!

Digitized by Google

Und als nun die Jungen vom Kirmeßtanz
Heimkommen, ermattet, mit welkendem Kranz,

Wie iſt da der Greis ſo vergnügt und ſo froh:
Sie ſahen den Lieben ſchon lange nicht ſo.

Die Stirn, die gefurchet das Alter ſchon hat,
Wie leuchtet ſie jetzt ſo verklärt und ſo glatt!

Und fragt ihr: „Was konnt' ihm erhellen den Sinn?"
Das waren die Stunden, die längſt ſchon dahin;

Das waren die ſeligen Stunden der Luſt,
Die wieder umſpielt die erſtorbene Bruſt!

(S. 65.) Der arme Hirtenknabe.

Was lauſcht doch wohl der Knabe
Hinab ins ſtille Thal,
Was horchet er ſo bange
Dem fernen Glockenſchall?

Ihr Glocken, ach, ihr Glocken,
Welch' ernſter Feierklang!
Was wird mir doch im Herzen
Mit eins ſo weh' und bang'?

Ihr Glocken, liebe Glocken,
Wie gar ſo hell und rein,
Als führte juſt ein Freier
Die Braut zur Kirch' hinein.

Nun wieder bang und traurig
Durchſchauert ihr die Luft,
Als ob man einen Todten
Verſenke in die Gruft.

Errathen, ach, errathen,
Ihr Klänge hell und rein,
Es trägt ja meine Liebſte
Im Haar den Rosmarein.

Errathen, ach, errathen,
Du armer Hirtenknab',
Sie klingen ja und läuten
Dein eig'nes Herz ins Grab.

(S. 71.) Das blutende Herz.

„Und haſt Du verwundet mein Herz ſo tief,
Du roſig aufblühende Maid,
So heil es auch wieder, doch thue es bald,
Sonſt bricht es vor innerem Leid."

Die Maid aber ſchüttelt ihr lockichtes Haupt
Und lächelt: „Du thörichter Knab',
Wie ſollt' ich erfüllen die Wünſche Dir,
Da ich längſt meinen Treuen ſchon hab'." —

„Und haſt Du zu Scherz oder Kurzweil nur
Verwundet das Herze mein,
So mög' es doch nun und nimmermehr
Deinem Herzen vergolten ſeyn!" —

Mit blutendem Herzen eilt b'rauf der Knab'
Und mit weinenden Augen hinaus,
Und wandelt die Straßen wohl auf und ab,
Bis er kommt vor des Arztes Haus.

Und wie er kommt zu des Arztes Haus,
So tritt er zum Alten hinein
Und ſpricht: „O heilt mir mein blutendes Herz,
Nicht länger ertrag' ich die Pein." —

Der Arzt aber ſchüttelt ſein ſchneeweißes Haupt
Und ſpricht: „Du armer Knab',
Viel Mittel hab' ich, für dies allein
Kein einziges Mittel ich hab'." —

Und wieder wandelt der Knabe fort,
Im Innern düſter und graus,
Und wandelt die Straßen wohl auf und ab,
Bis er kommt zum Friedhof hinaus.

Und wie er d'raußen am Friedhof ſteht,
Da gräbt juſt der Gräber ein Grab,
„Kannſt Du mir nicht heilen mein blutendes Herz,
O Gräber?" ſo fragt ihn der Knab'.

Trüb lächelt der Alte, regt langſam das Haupt
Und ſpricht: „Tritt immer herein;
Ich leg' ein paar Schaufeln Erde d'rauf,
Dann mag wohl geholfen Dir ſeyn."

Die köſtlichſte Perle, die duftendſte Blume des lieblichſten Kranzes, ſcheint uns die Romanze (S. 83.) der Doge und das Meer. Alle Vorgänger ihrer Gattung vereinigen ſich in ihr: Stoff, der nicht beſſer gewählt, Ton und Ausdruck, die nicht gelungener ſeyn können. Sie hat 25 Stanzen, und doch keine zu viel; doch möchte man nicht eine Zeile entbehren; und das wiederkehrende Schlußwort, Meer, giebt ihr das Siegel der Vollendung. Auch metriſch ragt ſie unter ihren Schweſtern hervor, iſt meiſterhaft erzählt und ſangbar, belohnend für den Sprecher, begeiſternd für den Tonſetzer, glücklich gefeilt, reizend nachläſſig.

Phoebo ſave, nostra ingreditur tua templa sacerdos!

Fr.

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1079. Hamburg. Sonnabend, den 8. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Historische Erinnerungen aus den Pyrenäen. . . . . Seite 745
Tod des Häuptlings eines Tribus. Skizze amerikanischer Sitten. . . . . „ 747
Briefe über Amerika. Die Dampfboote im Westen. . . . . „ 749
Schleswig-Holsteinische Geschichte, vom Tode des Herzogs Christian Albrecht bis zum Tode Königs Christian VII. (1694 bis 1808.) Von Peter von Kobbe. . . . . „ 750

Historische Erinnerungen aus den Pyrenäen.

(N.)

Unter dieser Ueberschrift giebt der Conteur folgenden, E. Alborse unterzeichneten, Aufsatz.

Ich war mit ein paar Freunden von Paris abgereis't. Einer von ihnen, Herr Dugabe, Mitglied der Deputirtenkammer, kehrte in sein Departement zurück, da die Sitzung zu Ende war, um wieder als Rechtsanwald zu Toulouse zu fungiren. Der Andere, ein Herr Ferdinand Langle, trat, wie ich, aus dem Theater- und Literatur-Leben heraus. Wir hatten, alle drei unbekümmert um das, was wir zurückließen und was wir bei unsrer Heimkunft wieder vorfinden würden, uns vorgenommen, uns gänzlich der Freude an den Bergen hinzugeben, die Politik ruhen zu lassen, keine Zeitung zu lesen, kurz, uns eine neue, von Geschäften und Acten freie Existenz zu schaffen. Dieser Vertrag ward pünctlichst beobachtet und wir führten mehrere Tage lang ein wahres Gebirgsbewohner-Leben.

Kaum zu Luchon angekommen, rieth Dugabe, der dort die Honneurs machte, zu dem berühmten Streifzuge, der nur einen Tag erfordert. Man geht aus Frankreich nach Catalonien über und kehrt über Arragonien durch die Pforten la Picade und Benasco zurück.

Am andern Morgen um 5 Uhr saßen wir zu Pferde, und unser Führer, Estrujo, trabte mit seinem rothen Gürtel und mit seinem großen Hute, seinem blauen Wamms und seinem mit Eisen beschlagenen Stocke in der großen Allee von Luchon stolz voraus. Wir erklommen einen Berg nach dem andern, bis wir den letzten Gränzstein erreicht hatten und unser Führer die Bemerkung machte, hier, wo unsere Pferde mit den Vorderfüßen in Spanien und mit den Hinterfüßen in Frankreich ständen, sey die Pforte von la Picade. Ehedem hat hier wirklich ein großes steinernes Thor gestanden, welches die Gränzscheide beider Länder bezeichnete; nun sind aber nur noch einige Ruinen davon vorhanden. Der Weg, den wir noch vor uns hatten, war zu gefährlich, um zu Pferde zu bleiben. Wir befanden uns auf einem schmalen, in den Felsen eingehauenen Pfade, zur Rechten mit französischen und zur Linken mit spanischen Abgründen. Das Gewölk unter uns machte uns die französische Seite unsichtbar, während das spanische Land, das uns röthlich und felsicht erschien, uns durch die heißen Sonnenstrahlen, die es zurückwarf, sehr belästigte. Eine geraume Zeit zogen wir schweigend und in einer melancholischen Stimmung unsere Straße. Dies große, weithin unangebaute und öde Thal, diese zersplitterten Felsen, diese tiefen, von Bergwassern gezogenen Furchen: alles zeigte das Bild des Jammers und der Verheerung. Dort hat die Natur ein garstiges und abschreckendes Aeußeres; sie zeigt sich nur als ein Cadaver. Wir lös'ten mit großer Mühe Felsenstücke ab, die unter unsern Füßen schwankten, und ließen sie, uns an einander haltend, in das Thal hinabrollen. Es ist nicht möglich, das Getöse zu beschreiben, welches plötzlich die Todesstille unterbrach, die um uns her herrschte; es war, als ob die Echo's, welche sich hören ließen, zum erstenmal erwacht wären: der Donner ist minder stark und nicht so plötzlich.

Wir setzten unsern Weg auf dem schmalen Pfade fort und hatten dann bald die Gletscher von Maladetta vor uns.

Die Maladetta ist eins der höchsten Gebirge der Pyrenäen; seine Oberfläche ist ungeheuer. Stets mit Schnee bedeckt, dehnt es sich weithin aus, reicht an den Horizont, verliert sich in den Wolken und scheint sich von dem Himmel nicht trennen zu können. Es war eben Mittag; die Sonnenstrahlen fielen directe auf den transparenten Schnee, ein Schauspiel, so schön, wie ich es selten gesehen habe. Der Schnee, welcher die Sonnenstrahlen zurückwarf, zeigte um den Berg herum die lebhaften Farben des Regenbogens, während seine Oberfläche einer durchsichtigen Silbergaze ähnlich sah, die sich weiter, als das Auge reichte, ausbreitete.

Wir mußten nun noch den Berg von Benasco passiren, wenn wir nach Frankreich zurückkehren und Arragonien verlassen wollten. Unsere kleinen, an diese Märsche gewohnten, Gäule brachten uns bald auf seinen Gipfel. Wir sahen uns noch einmal nach der Maladetta um und zogen dann zu Fuß in die Pforte von Benasco ein, um unsre Pferde sich verschnaufen zu lassen. Der enge Durchgang, welcher die Pforte schließt, ist in einen ungeheuern Felsen eingehauen, der den Berg bekränzt. Ueber dem Felsen befindet sich ein großes Christusbild von Eisen, das die Scheidung der beiden Länder bezeichnet. Ich wollte durchaus bis zu diesem Bilde gelangen und kletterte, trotz der Mahnung meiner Freunde, die unten blieben, den Felsen hinan. Anfangs ward mir das schwer, hernach aber fand ich Vorsprünge, worauf ich mich stützen konnte; als ich indessen eben dem Ziele nahe war, schwankte ein ungeheurer Block unter meinen Füßen, los'te sich und stürzte so schnell hinab, daß ich nur noch mit genauer Noth das Christusbild erfassen konnte, an welchem ich nun schwebend hing und mit Schrecken sah, wie meine beiden Freunde fast erschlagen worden wären. In demselben Augenblicke gewahrte ich einen Mann, der an dem Pforten-Eingang auf der französischen Seite saß und gleichgültig alles ansah, was um ihn her vorging, ohne sich vom Fleck zu rühren. Ich stieß einen lauten Schrei aus, um ihn vor der Gefahr zu warnen, die ihm drohte; denn der Stein kugelte gerade auf ihn zu, als

Digitized by Google

hätte er ihn zerschmettern wollen. Auf mein Geschrei schlug dieser Mann die Augen nach mir auf, sah dann aber ruhig nach dem Felsblock hin, der ihn schon mit Staub bedeckte, und rührte sich nicht, um ihm auszuweichen. Der Stein schoß tobend und so nahe an ihm vorbei, daß er ihm den Rock streifte; doch sah er sich nicht einmal darnach um. . . . Alles dieses war die Sache eines Augenblicks. Ich war so erschrocken, daß ich mich kaum noch an dem eisernen Crucifix halten konnte — ich glaubte, einen Menschen getödtet zu haben.

Ich eilte, so schnell mir das nur möglich war, wieder zur Erde herniederzu kommen, und rannte dann, ohne auf die Vorwürfe meiner Freunde zu hören, auf den Mann zu, den sie von dort aus, wo sie sich aufhielten, noch nicht hatten sehen können.

„Warum," sagte ich zu ihm, „entferntet Ihr Euch denn nicht, als ich Euch zurief? Ihr wäret ja fast zerschmettert worden! Seyd Ihr denn blind und taub?"

Bei diesen Worten warf mir dieser Mann einen langen Blick voll Bitterkeit und Mitleid zu, der mir bewies, daß er recht gut sah und daß er mich verstanden hatte; doch gab er mir keine Antwort und achtete nicht weiter auf mich. Ich betrachtete ihn neugierig; er schien sehr alt, aber noch rüstig zu seyn. Er hatte einen schönen und majestätischen Kopf, sein Gesicht war von der Sonne gebräunt, seine Augen waren lebhaft, sein Bart lang und weiß. Er war gekleidet wie ein arragonischer Maulthiertreiber. Währenddem waren Dugabe und Langle zu mir gekommen und betrachteten diesen Mann ebenfalls mit Verwunderung; unser Führer raunte uns dann aber zu, er gehöre ins Hospiz, sey ein Spanier, und nicht recht bei Sinnen.

Dugabe erinnerte sich in der That, ihn mehreremale während der Brunnenzeit gesehen zu haben.

„Er wohnt in jenem kleinen Hause dort, unten am Berge," fuhr Estrujo fort, „und jeden Tag, außer in der schlechten Jahreszeit, steigt er hier herauf, setzt sich an dieser Stelle nieder, blickt nach der Pforte von Venasco hin, geht niemandem aus dem Wege, und kehrt des Abends nach seiner Hütte zurück. — Ist er verheirathet? — Nein. Er lebt ganz für sich, spricht mit niemand, geht zu niemand, und außer der Behörde weiß wohl niemand, wie er heißt. — Seit wie lange lebt er denn in diesem Häuschen des Hospizes? — Das ist mir nicht bekannt; doch habe ich ihn immer dort gesehen."

Alles, was Estrujo uns erzählte, hatte unsre Neugierde verdoppelt. Wir näherten uns aufs Neue dem Manne des Hospizes und richteten einige Fragen an ihn, worauf er aber nicht antwortete. Als wir indessen noch eine Zeitlang vor ihm stehen blieben, unterbrach er zuerst das Schweigen, und sagte:

„Sie möchten also gern meine Geschichte erfahren?" — Gewiß, sehr gern, doch wagen wir es nicht, Sie darum zu bitten. — „Wenn ich nicht irre," fuhr er fort, „so sind Sie, indem er auf Dugabe zeigte, Advocat oder Rechtsgelehrter. Sie kommen jedes Jahr zur Brunnenzeit hieher, und so abgeschlossen ich auch lebe, höre ich dennoch, ohne es zu wollen, dies und jenes, und ist mir selbst Ihr Name bekannt. Ich weiß, daß Sie vor nicht langer Zeit einen Hausknecht des Hospizes vor den Assisen von Toulouse vertheidigt und dessen Freisprechung erwirkt haben." — Das hat seine Richtigkeit, antwortete Dugabe. — „Nun, dieser Hausknecht, der mir zuweilen bei Arbeiten, die mir allein zu schwer fallen, hilft, hat mir alles erzählt. Sie sind ein wackrer Mann, denn Sie haben einen Unschuldigen von den Galeeren gerettet, und dies ohne alle persönliche Rücksichten. Sie sind vielleicht der Einzige, mit dem ich so lange, als sonst nicht weiter im Leben, spreche, vielleicht der Einzige, der meines Vertrauens werth ist; und ich muß jemand haben, dem ich mich entdecken kann, damit derselbe nach meinem Ableben Verfügungen ausrichte, derentwegen ich kein Testament machen will noch darf. Ich will Ihnen Beiden meine ganze Lebensgeschichte vortragen, Ihnen allein aber mittheilen, was ich von Ihnen nach meinem Tode erwarte; wollen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie das thun wollen, wenn ich Ihnen betheure, daß es der Art ist, daß Ihr Gewissen nichts dawider haben kann?"

— Ich gebe mein Ehrenwort, antwortete Dugabe.

„Nun, so hören Sie; denn des Auftrags wegen, den Sie nach meinem Tode ausrichten sollen, ist es nöthig, daß Sie meine Lebensgeschichte kennen."

Wir schickten unsern Führer bei Seite, der, als ächter Sohn des Berges, sich an der Sonne ausstreckte und bald einschlief; darnach suchten wir uns eine kühle Stelle in der Felsenhöhlung, um der Erzählung des Mannes aus dem Hospiz zuzuhören.

„Ich bin ein Spanier," begann er, „der einzige Sohn und einzige Erbe des Don . . ., spanischen Grande's zweiter Classe. Ich habe eine Erziehung genossen, wie sie meinem Vermögen und meinem Range entsprach. In meinem fünfundzwanzigsten Jahre war ich eine Waise. Es ist in Spanien Sitte, daß die Adelichen nach dem Tode ihres Vaters ein volles Trauerjahr auf ihren entferntesten Gütern und in der größten Abgeschlossenheit zubringen. Ich fühlte schmerzlich den Verlust desjenigen, der in meinen Armen verschieden war; ich fügte mich dem Brauche meines Vaterlandes als eine heilige Pflicht, und begab mich nach Arragonien, wo ich am Fuße der Maladetta ein Schloß besaß. Sie werden dessen Ruinen gesehen haben, wenn Sie, wie es von vielen Reisenden geschieht, den Berg umgangen sind. Es war dieses im Jahre 1779; Spanien war damals ein schönes und mächtiges Land. Der Adel und die Geistlichkeit geboten dort als unumschränkte Herren, und die Feudal-Gesetze, strenger noch als die in Frankreich, waren durch die Priester und den König besser gesichert. Der Adel herrschte über das Volk, der König herrschte über den Adel, die Inquisition herrschte über alle. Was mich betrifft, so war ich, ich läugne das nicht, stolz auf meinen Grafentitel, auf die Vorrechte meines Ranges und auf die Rechte meiner Geburt. Mein Alcade übte die Justiz über meine Vasallen, und diese appellirten an mich, wenn sie glaubten, daß ihnen zu nah geschehen sey.

Der Galgen vor dem Ehrenhofe des Schlosses bekundete mein Recht über Leben und Tod in der ganzen Grafschaft. Die Todesstrafe stand auf Contrebande. Der Alcade verfuhr immer beispiellos strenge, ich schritt dann aber mildernd ein.

Damals gab es der Schmuggler mehr als heutzutage. Ich war vom Hofe aufgefordert worden, ihrem Treiben ein Ende zu machen, und so hatte ich ein Drittheil meiner Vasallen bewaffnet, um wider sie zu Felde zu ziehen. Sie machten die Wache, durchstreiften die Gebirge, und leisteten den Zollbeamten auch einen thätigen Beistand. Aber gerade dies Aufpassen und die vielen Verurtheilungen der Schmuggler mehrten deren Kühnheit und Anzahl noch. Anfangs nur Colporteurs, wurden sie nun Räuber. Sie organisirten sich ebenfalls in ganze Banden und widersetzten sich mit den Waffen in der Hand. So wurden einst 50 unserer Leute bei der Pforte von Picade von diesen Banditen angegriffen und fast sämmtlich niedergemacht. Nun aber schwur ich, die von dem Alcaden verhängte Strafe nicht mehr zu mildern oder gar aufzuheben, sondern den ersten Schmuggler, der sich fangen ließe, hängen zu lassen.

Wenige Tage darnach legte mir der Alcade ein Todesurtheil zur Unterschrift vor. Ich zauderte; mir zitterte die Hand und es flimmerte mir dermaßen vor den Augen, daß ich mir die Sentenz von dem Alcaden mußte vorlesen lassen. Er that das mit fester Stimme, doch fiel ich ihm bald in die Rede, weil ich hörte, daß der Delinquent ein junges zwanzigjähriges Mädchen war. — Nicht sie, rief ich aus, soll die Strenge der

Digitized by Google

Gerechtigkeit treffen, sondern die Missethäter, die den König betrügen und mir meine Vasallen erschlagen. Ein Mädchen von zwanzig Jahren! .... Herr, sagte der Alcade nun, dies Mädchen, Milanetta, ist die Tochter des Anführers der Schleichhändler. Sie täuscht tagtäglich die Zollbeamten, und bringt den beiden Banden in Frankreich und in Spanien Nachrichten, die ihrem Treiben Vorschub leisten. Dies junge Mädchen ist straffällig, ich habe sie verurtheilt und Sie müssen den Ausspruch bestätigen; Sie haben dies dem Könige, Sie haben dies allen Ihren Vasallen gelobt — das Wort eines spanischen Granden ist heilig, darum, Herr, unterzeichnen Sie. — Nimmer! Ein zwanzigjähriges Mädchen in den Tod schicken, das wäre mir unmöglich. — Aber ich habe sie verurtheilt. — Was hat sie zu ihrer Vertheidigung angeführt? — Gar nichts. — Sie hat also nichts eingestanden? — Nein. — Nun, Alcade, dann suspendire ich die Ausführung des Urtheils. Lasset die Milanetta verführen; ich will sie sehen und sofort abhören; hernach werde ich schon wissen, was zu thun ist.

Der Alcade gehorchte, und bald stand Milanetta vor mir.

Ha! wenn Sie dies junge Mädchen, strahlend in Gesundheit, Anmuth und Schönheit, gesehen hätten! wenn Sie diesen feurigen Blick, diese hohe Stirn, dies wallende schwarze Haar, diese edle Haltung, dies majestätische Haupt gesehen hätten! Gleich mir würden Sie sie zuvörderst bewundert, gleich mir eine unwillkührliche Achtung für sie empfunden, gleich mir sich in sie verliebt haben! . . . Ja, ich zählte damals erst 25 Jahre und war bis dahin nur mit dem unedleren Theile der spanischen Frauen bekannt geworden. Mein Herz, das noch keine Liebe empfunden hatte, mein unter unserer heißen Sonne erglüheter Kopf, riefen eine tiefe und bizarre Leidenschaft ins Leben, die plötzlich und in einem Augenblick aufsprießen sollte, um sich über mein ganzes Daseyn zu ergießen und es zu versengen. . . .

Ich zitterte mehr wie Milanetta, als ich sie abhören sollte. Ich war allein mit ihr, und sagte, indem ich meine Aufregung zu verbergen suchte: Weißt Du schon, zu welcher Strafe der Alcade Dich verurtheilt hat? — Ja, Herr, erwiederte sie im ruhigen Tone: zum Tode. — Bevor ich den Ausspruch bestätigte, wollte ich Dich sehen, Dich vernehmen, um zu hören, ob Du nichts zu Deiner Vertheidigung vorzubringen hättest. — Nichts. — Du hast also geschmuggelt? — Nein. — Warum gingst Du denn fast jede Nacht nach Frankreich? was konnte Dich dazu bewegen? — Das will ich nicht sagen. — Bedenke, daß es Dich nur retten kann, wenn Du offen erklärst .... Ich weiß das, doch werde ich nicht sprechen. Ihnen, Herr, so wie dem Alcaden, antworte ich nur: ich habe nicht geschmuggelt. Ob ich jede Nacht nach Frankreich gegangen bin oder nicht, darüber gebe ich keine Auskunft. Mein Urtheil ist gefällt, man möge es vollziehen, ich bin zum Tode bereit. Nun, Herr, antworte ich aber nicht mehr.

Und von diesem Augenblick an war sie taub gegen alles Zureden, gegen gute Worte, wie gegen Drohungen. Sie verharrte in einem Schweigen, das nichts besiegen konnte. Drei Tage ließ ich Milanetta zu mir kommen, drei Tage bemühte ich mich, ihr ihr Geheimniß zu entlocken und ihr das meinige mitzutheilen; sie bewahrte in der Tiefe ihrer Seele, was sie mir verbergen wollte, und errieth, was ich ihr nicht zu entdecken wagte. Dann ging ich, ihr Richter, ihr Gebieter, in dessen Händen ihr Leben ruhte, zu ihr in den nassen Kerker, warf mich ihr zu Füßen und offenbarte ihr, was sie schon in meinem Innern gelesen hatte. Sie verwarf meine Liebe und schlug ihre Begnadigung um den Preis, den ich darauf gesetzt, aus. Sie blieb stets ruhig, resignirt und würdevoll. Ich empfand alle die Qualen einer Liebe, die nicht erhört ward und die sich über die Weigerung irritirte. Die Gewölbe des Kerkers ertönten von meinen Bitten, von meinen Ausbrüchen des Zorns: ich hätte Milanetta zugleich tödten und am Leben erhalten mögen. Ich wollte, sie sollte mein seyn, und war auch wieder nahe daran, sie dem Henker in die Arme zu werfen. . . . Ich war von Sinnen, ich war außer mir; ich liebte zum erstenmal, und die Frau, von der ich Liebe, Glück erflehte, die ich anbetete, antwortete mir kalt: ich kann Sie nicht lieben, ich liebe schon einen Andern! . . . Ha! so zermalmend dies Geständniß auch war, so tröstete es mich doch einen Augenblick in meiner Wuth und in meinem Delirium. Die Eifersucht, welche die Seele zerreißt, führt Haß und Rache mit sich, und Rache ist dem Menschen mit glühenden Leidenschaften, dessen glühendste Leidenschaft kein Echo findet, eine Glückseligkeit. . . . Dies Geständniß machte mich lachen, wie ein Wahnsinniger lacht: es war das Lachen eines Verdammten. . . . Milanetta wußte, was es zu bedeuten hatte. Nun war das Erschrecken an ihr, und sie flehte nun ihrerseits um Schonung dessen, den sie liebte. In ihrer Angst hatte sie vergessen, ob sie mir ihn genannt. Mit einer Donnerstimme fragte ich nun, wie er heiße. Da trat plötzlich wieder Ruhe in alle ihre Züge, und sie sagte kalt: das werden Sie nicht erfahren.

Aber in demselben Augenblicke ward heftig an die Kerkerthür gepocht. Meine Leute hatten mich schon überall gesucht. Ein vornehmer Franzose war in größter Hast nach dem Schlosse gekommen und hatte mich sofort zu sprechen verlangt. Ich begab mich, von den düstersten Ahnungen ergriffen, in das Empfangszimmer.

Ich fand dort einen jungen Mann vor, der mit Ungeduld auf mich wartete und der mich ohne Zeugen sprechen wollte.

„Ich bin der Marquis von ....," sagte er zu mir. „Ich habe, so wie Sie, Herr Graf, in Frankreich das letzte Schloß an der Gränze, und übe auch, wie Sie, die Justiz über Schleichhändler aus."

(Der Beschluß folgt.)

Tod des Häuptlings eines Tribus.

Skizze amerikanischer Sitten.

(Aus dem American Review.)

(L.)

— Ich hatte die Factorei verlassen und war bis an den See Winnipec vorgegangen, als ich angenehm überrascht war, an diesem Orte, wo man einige Jahre vorher keine Spur eines Europäers gefunden haben würde, ein gut bevölkertes Dorf und einen Gasthof anzutreffen, wo der Reisende von seinen Strapazen ausruhen konnte. Welche Veränderung! Wie hat alles dieses in so kurzer Zeit geschehen können! so rief ich aus, nach dem Gasthofe zuschreitend.

„Sie sehen, unsere Colonie gedeiht," sagte mir ein Mann, den ich leicht in seinen Manieren für den Gastwirth erkennen konnte. Beim Eintritt in das Dorf hatte ich mehrere Indianer entdeckt, die sich in der Sonne ausgestreckt hatten und noch einige lagen auf der Bank vor der Thür des Gasthofes.

„Ich bin hocherfreut, zu sehen," sagte ich zu dem Wirth, „daß die Civilisation nicht die Rothfarbigen aus eurem Flecken verdrängt hat."

„Ich bitte um Verzeihung," antwortete er mir; „die Rothfarbigen kommen jetzt nur noch zu uns, um ihr Pelzwerk und ihr Oel zu verkaufen, das sie aus dem Fett der Thiere ziehen; und jetzt sind die Indianer, welchen Sie im Dorfe begegnet sind, hierhergekommen, um einem ihrer Häuptlinge, der verurtheilt worden ist, gehangen zu werden, die letzten Pflichten zu erweisen. Dieser Mensch ist jetzt im Gefängniß und soll morgen hingerichtet werden. Unser Tribunal hat ihn zum Tode verdammt, weil er einen Indianer von einem benachbarten Tribus umgebracht hat."

Digitized by Google

Einige Worte des Wirthes über den verurtheilten Indianer, über seinen Charakter, über den Einfluß, den er auf seinen Stamm ausübte, flößten mir den Wunsch ein, Wanditike (das war der Name des indianischen Häuptlings) in seinem Gefängnisse zu besuchen. Der Wirth versprach, mir die Erlaubniß dazu zu verschaffen und einige Stunden später trat ich in seinen Kerker. Der Gefangene saß in einer nachdenkenden Stellung auf einem Balken und schien auf das, was um ihn vorging, nicht zu achten. Sein Aeußeres trug die bizarren Eigenheiten der Eingeborenen der Wälder; sein knapp abgeschorener Kopf hatte statt aller Haare einen Büschel, wie ihn die Indianer mitten auf dem Scheitel tragen, gleichsam um den Feind einzuladen, ihn zu scalpiren. Seine breite Brust, seine stark geknochten Glieder und sein ernstes Ansehen überzeugten mich hinlänglich, daß ich einen Krieger vor mir hatte, der das Alter von etwa funfzig Jahren erreicht haben konnte; aber es schien, daß das beginnende Alter ihm nichts von seiner Kraft geraubt habe.

Da Wanditike das, allen den Völkerschaften, die zwischen dem Bai von James und dem See Winnipec wohnen, gemeinschaftliche Idiom sprach und ein langer Aufenthalt im Lande mich mit dieser Sprache vertraut gemacht hatte, so näherte ich mich dem indianischen Häuptling, welcher unbeweglich blieb, und erlangte, nach einigen zwischen uns gewechselten Worten, nicht ohne Mühe, daß er mir die Details seiner Verhaftung erzählte. „Der Völkerstamm, welchem ich angehöre," sagte er mir, „ist der älteste von Amerika; das Blut, das in meinen Adern rollt, ist rein von aller Mischung. Meine Väter haben mir gesagt, daß die ganze Erde, die zwischen den Ufern des großen Flusses (des Flusses Saint-Laurent) bis zum großen See des gesalzenen Wassers (dem Ocean) liegt, ihnen gehörte. Sie erhielten in Menschen ihre Besitzungen (?); sie hatten Frauen, die ihnen Kinder gaben. Der gesalzene See lieferte ihnen Fische im Ueberflusse; die Wälder waren von Dammhirschen bevölkert; der große Geist war unser Idol und unsere Feinde waren mit den wilden Thieren tief in die Wälder zurückgeworfen; es war ihnen nicht mehr erlaubt, in dem großen See zu fischen und sie mußten sich mit den Gräten unserer Fische begnügen. Aber wir, ihre Kinder, sollten nicht eines gleichen Looses genießen. Die weißen Gesichter (die Europäer) landeten in unserer Mitte; sie schwuren uns Freundschaft und boten uns das Wasser des Feuers (Branntewein) an. Wir tranken davon im Uebermaaße und seitdem haben wir unser Uebergewicht verloren; unsere Besitzungen wurden bald überzogen; wir wurden Schritt für Schritt vom Ufer zurückgetrieben und mir selbst, der ich ein Häuptling bin, ist es nicht erlaubt gewesen, die Sonne anders glänzen zu sehen, als durch die Zweige der Bäume, und ich kann nicht das Grab meiner Väter besuchen."

Die Stimme des Indianers, die zu einem niedrigen Kehlton herabsank, verrieth die lebhafte Bewegung, die in diesem Augenblicke in seinem Innern vorging.

„Wir hatten versucht, Widerstand zu leisten, begann er wieder; der Tomahawk, der so lange begraben gewesen war, war der Erde entnommen worden; aber waren die Waffen gleich? Was vermochten mit Federn besetzte Pfeile der rothen Menschen gegen die bleiernen Kugeln der weißen Männer?

„Vergebens vertheidigten wir daher die Länder, die unsere Väter besessen hatten: die Weißen sagten uns, daß sie sich unserer Besitzungen bemächtigten, um unser Schicksal zu verbessern; was mich betrifft, so betrachtete ich die Fortschritte der Civilisation mit demselben Auge, als der Schiffbrüchige die Welle sich entgegenkommen sieht, die ihn verschlingen soll. Der Tag meines Lebens hat zu lange gedauert, weil die Weißen Herren der Erde sind. Als ich unsern Stamm von den Ufern des gesalzenen See's verbannt sah, so fühlte ich, daß ich nicht säumen würde, die Schatten meiner Vorfahren einzuholen. Ein einziger Gegenstand hielt mich in meiner Traurigkeit noch aufrecht und fesselte mich an das Leben: das war mein Sohn Takoué. Obgleich noch jung übertraf er alle seine Genossen, sowohl durch seinen Wuchs und seine edlen Züge, als durch seinen Muth im Kampfe und jeden Tag sah ich seinen Einfluß im Tribus zunehmen. Takoué verliebte sich in die Tochter des Häuptlings eines benachbarten Tribus, besuchte diesen in seiner Hütte, brannte am Heerde einen kleinen Zweig von Holz an und bot diesen der jungen Indianerin dar. Nachdem diese augenblicklich auf den brennenden Zweig geblasen, zum Zeichen ihrer Einwilligung, unterhielt sich mein Sohn einige Zeit leise mit ihr und zog sich dann zurück. Am folgenden Tage ging er wieder in die Hütte der Indianerin, rauchte dem Gebrauche gemäß, mit ihrem Vater, verlangte seine Tochter zur Ehe und erhielt sie. Ein Häuptling eines andern Tribus, welcher verschmäht worden war, aufgebracht, daß ein anderer ihm vorgezogen werden, ermordete schändlicherweise meinen Sohn zwei Monate nach seiner Heirath.

„Nachdem der Stamm des Mörders meines Sohnes sich geweigert, mir den Elenden auszuliefern und da die Religion meiner Vorfahren mir befiehlt, mich zu rächen, so gelobte ich, mir selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Einige Monate vergingen, ohne daß es mir möglich war, den Mörder meines Sohnes zu finden. Aber kürzlich, wo ich meine Kameraden, die in diesen Flecken gekommen waren, ihr Pelzwerk zu verkaufen, hierher begleitet hatte, entdeckte ich den Elenden, welcher die Flucht ergriff, sobald er mich erblickte. Ich setzte ihm nach, erreichte ihn und streckte ihn mit einem Schlage meines Tamahawk todt zu meinen Füßen nieder. Die Behörden dieses Dorfes, behauptend, daß ihr Gebiet verletzt worden sey, haben mich ins Gefängniß geworfen und ich bin zum Tode verdammt worden. Man hat mir gesagt, daß mein Schicksal morgen entschieden werden würde."

Der unglückliche Wanditike sprach diese letzten Worte mit dem kaltesten Blute aus. Ich aber fühlte mich im Innersten bewegt; ich versuchte einige Worte des Trostes auszusprechen, als die Thür des Kerkers sich öffnete und der Kerkermeister mir sagte, daß es Zeit wäre, mich weg zu begeben, weil die Frauen Wanditikes den Eintritt begehrten. Der alte Häuptling drückte mir die Hand und ich verließ ihn. Wirklich wurden mehrere Frauen, auf deren niedergeschlagenen Gesichtern der tiefste Schmerz sich aussprach, in den Kerker eingelassen.

Bei meiner Rückkehr in den Gasthof zeigte man mir aus dem Fenster meines Zimmers eine Eiche, nah bei dem Gefängniß, und sagte mir, daß der stärkste Zweig davon zum Galgen dienen sollte; eine Leiter war selbst schon angelehnt. Mehrere Indianer, die von einem dumpfen Erstaunen ergriffen schienen, gingen und kamen nach dem zur Hinrichtung ihres Häuptlings bestimmten Baume.

Von fern ließ sich die Trommel schon hören; die Dorfbewohner sammelten sich in der Straße, um zu sehen, woher der Lärm kam und die Indianer, die an der Thür des Gasthofes standen, horchten dem Rollen, das immer deutlicher wurde. Bald erschien eine Compagnie Soldaten auf dem Hügel und verscheuchte die allgemeine Aengstlichkeit, indem sie in guter Ordnung nach dem Dorfe vorrückte. Ein Haufe von Kindern ging ihnen entgegen und begrüßte mit allgemeinem Freudengeschrei die Soldaten, die man aus der Stadt hatte kommen lassen, um die Rothfarbigen einzuschüchtern, welche, wie man sagte, ihren Häuptling, während man ihn zum Tode führte, befreien wollten.

Am andern Morgen bei Tages-Anbruch stand ich auf und begab mich unmittelbar ins Gefängniß. Der Kerkermeister ließ mich und meinen Wirth ein. Wanditike war in Nachdenken versunken; er stand mit gekreuzten Armen und traurigem Gesicht, die Blicke auf das enge Fenster geheftet, wodurch der Tag allmählig in seine Wohnung drang. Fortdauernd blieb er unbeweglich; nicht ein Wort ging aus seinem Munde;

Digitized by Google

seine Augen behielten dieselbe Richtung. Ein Sonnenstrahl, der endlich in die enge Zelle fiel, erleuchtete das Gesicht des Gefangenen und machte es weniger ernst. Einige Minuten nachher begann ein Trauerton von Außen kommender Stimmen eine Art von Gesang. Dieses Chor, bald leise und melancholisch, bald laut klagend, durchdringend und leidenschaftlich, machte auf meine Sinne einen Eindruck, den ich nicht zu beschreiben vermag. In Zwischenräumen hörte man Ausbrüche von Seufzen und Schluchzen, was durch die Seele drang.

Mein Wirth, den ich fragte, was das bedeute, sagte mir, daß die Frauen des Gefangenen, welchen sich einige Indianer beigesellt, in diesem Grabgesang die merkwürdigsten Thaten seines Lebens feierten.

Zuweilen schwiegen alle Stimmen, mit Ausnahme einer einzigen, die dann alles sagte, was Rührung und Gefühl ihr eingab; denn die Worte dieses Trauergesanges waren nicht vorbereitet und so wie eine Stimme aufhörte, vereinigten sich alle andern im Chor und dann trat wieder eine einzelne Stimme ein, um die Eigenschaften des sterbenden Kriegers zu besingen.

Während diese Gesänge dauerten, hörte Wanditike, dessen Gesicht einen Ausdruck von Milde und selbst von Vergnügen angenommen hatte, mit der größten Aufmerksamkeit zu und begleitete selbst die Gesänge der mit leiser Stimme gemurmelten Worte. Er stand fortdauernd und seine Augen waren verschlossen, als wollte er sich mehr sammeln und die Gesänge besser hören. In dieser Stellung blieb er eine halbe Stunde lang: seine innere Bewegung hatte sichtlich zugenommen. Plötzlich schien ihn der gewaltsamste Schmerz zu ergreifen; es war leicht zu sehen, daß er alle Kräfte aufbot, um die Fortschritte eines Uebels zu unterdrücken, gegen welches seine Kräfte nicht ausreichten. Nichtsdestoweniger fuhr er fort, unverständliche Worte zu murmeln, und sang selbst; bald aber glitten seine Beine unter ihm und er fiel auf den Boden, einen kriegerischen Schrei ausstoßend. Als das Chor diesen Kriegsruf vernahm, antwortete es darauf durch wildes Geschrei und Geheul. Wir eilten auf Wanditike zu, in der Absicht, ihm beizustehen; aber er machte uns ein Zeichen mit der Hand, uns ihm nicht zu nähern, als wenn alle Hülfe für ihn von nun an unnütz sey. Ich fragte ihn, was die Ursache eines so plötzlichen und heftigen Uebels seyn könne. „Die weißen Gesichter," antwortete er, „bestimmten Wanditike einen schimpflichen Tod, aber Wanditike sollte wie ein Mann sterben."

Inzwischen rollte er sich auf dem Boden und lag sichtlich in einer schrecklichen Agonie. Plötzlich hob er sich, wie durch eine letzte gewaltsame Anstrengung, kehrte sich auf den Rücken und streckte sich seiner ganzen Länge nach aus. Seine Brust athmete schnell, wie in convulsivischen Schmerzen; seine Muskeln zogen sich zusammen, seine Finger bewegten sich krampfhaft und seine Augen verdrehten sich. Kurz darauf aber ließen die Verzuckungen nach; der Todeskampf des Gefangenen war vollendet: Wanditike hatte zu leben aufgehört.

Noch hörte das wilde Geschrei und Geheul nicht auf, sich vernehmen zu lassen. Bald nachher wurde an der äußern Thür des Gefängnisses geklopft; der Kerkermeister öffnete und einige Augenblicke darauf sahen wir die Frauen des Gefangenen eintreten mit fliegenden Haaren und weinenden Augen. Schweigend knieten sie vor ihm nieder und verschleierten ihr Gesicht; in dieser Stellung blieben sie über eine Viertelstunde, dann erhuben sie sich still und gingen in tiefem Schweigen weg. So wie sie die Schwelle des Gefängnisses überschritten hatten, hörten die Gesänge auf.

Wir verließen nun das Gefängniß auch, und als ich meinen Wirth fragte, was wohl die Ursache von Wanditike's Tode seyn könne? so antwortete er: „Ohne Zweifel haben die Frauen des Gefangenen, da sie wußten, daß er zu einem schimpflichen Tode verdammt war, ihm diese Nacht ein starkes Gift gebracht."

Zwei Stunden nachher machten sich die Rothfarbigen, mit der Leiche Wanditike's beladen, nach den westlichen Gebirgen auf den Weg, damit seine Ueberreste in Frieden, außer dem Gebiet und Bereich der weißen Gesichter, ruhen möchten. Der Todte war in Felle gekleidet. Eine große Anzahl Indianer von dem Tribus Wanditike's folgten traurig dem Zuge, mit leiser Stimme das Lob ihres Häuptlings singend und viele Frauen, deren lange schwarze Flechten über ihre Schultern herabhingen, überließen sich den lebhaftesten Aeußerungen des Schmerzes. Nie sah ich ein imponirenderes Schauspiel. Der ganze trostlose Tribus schritt in der tiefsten Stille, dem Bild des Todes, den er beweinte, vorwärts und kein Ton ließ sich vernehmen, außer einige mühsam erstickte Seufzer; einige Bewohner des Fleckens folgten dem Zuge.

Dieser gelangte an den Fuß eines Berges, wo man frisch aufgegrabene Erde sah. Eine Gruppe alter und kräftiger Fichten bildete einen trauernden und ganz für ein Grab passenden Schatten. Da schloß der Zug einen großen Kreis und die Indianer, die mit den letzten Leichenfeierlichkeiten beauftragt waren, gruppirten sich um die Gruft her. Diejenigen, welche den Leichnam Wanditike's trugen, legten ihn in eine Art von Sarg, der nicht ohne Eleganz von Buchen-Rinde gemacht war. Nun war die Trauer der Menge gleichzeitig und allgemein; an dem Sarg standen die Männer in stummer Niedergeschlagenheit und erstickte Seufzer zeigten die Gegenwart der Frauen an. Der Leichnam wurde in die Lage der Ruhe gebracht, das Gesicht nach Sonnen-Aufgang gewendet; seine Waffen für den Krieg und alle Werkzeuge für die Jagd legte man ihm zur Seite, damit er für die große Reise gehörig versehen sey. Ich bemerkte, daß in dem Sarg eine Oeffnung gemacht worden war, damit der Geist, wenn die Zeit gekommen wäre, mit der irdischen Hülle in Verbindung treten könne. Man nahm auch Vorsichtsmaaßregeln, um den Leichnam gegen die Angriffe der wilden Thiere und der Raubvögel zu schützen.

Als alle diese Veranstaltungen beendigt waren, trat ein Krieger, der einen großen Ruf im Kampfe erlangt hatte, langsam in die Mitte der Versammlung zur Gruft hin und redete den todten Krieger so an, als wenn seine entseelten Reste ihn noch verstehen könnten. Mehrere andere Krieger folgten diesem und als sie ihren Tribut des Lobes ihrem Waffenbruder gezollt hatten, beständig unterbrochen von den Klagen und dem Schluchzen der Frauen, so wurden schweigend Blätter und Zweige auf das Grab gelegt. Dann zogen die Rothfarbigen in feierlicher Procession um den Ruheplatz ihres Häuptlings und als die Leichenfeierlichkeiten hiermit beendigt waren, erhob sich eine Stimme aus dem Schweigen, um der Menge zu befehlen, sich zu zerstreuen. In stumme Niedergeschlagenheit verloren, gehorchten die Indianer diesem Befehl mit Ehrfurcht und entfernten sich gefaßt von diesem Orte des Schmerzes. Einige kehrten mit mir nach dem Dorfe zurück, aber der größere Theil schlug den Weg nach den Gegenden ein, wo der Missuri fließt und waren bald in der Tiefe der Wälder verschwunden.

Briefe über Amerika.

(Man vergl. No. 1064, 1065 und 1066 unsers Blattes.)

Die Dampfboote in Westen.

(L.)

Neu-Orleans, den 10. Mai 1835.

Einer der Punete, durch welche unsere moderne Gesellschaften am meisten von denen des Alterthums sich unterscheiden, ist ohne Widerspruch

Digitized by Google

die Leichtigkeit des Reisens. Vormals war es nur möglich, als Patricier zu reisen. Um damals selbst als Philosoph zu reisen, mußte man reich seyn; die Kaufleute zogen in Karavanen, den Beduinen der Wüste, den Tartarn der Steppen, den kleinen Fürsten, die, den Geyern gleich, in ihren Bergschlössern hausten, Tribut bezahlend. Da sah man statt der englischen Diligence oder der Postchaise, die Funken aus dem Pflaster zieht, die Sänfte oder den Palanquin des spanischen Amerikas und des alten Asiens, oder das Kameel, dieses Schiff der Wüste, oder einen mit vier ruhigen und langsamen Ochsen bespannten Wagen und für gewöhnliche Menschen oder gepanzerte Krieger, das Roß. Damals kannte man nur, statt kostbarer Paquetboote oder Dampfboote, wahre schwimmende Palläste, die enge und zerbrechliche Barke, auf Flüssen von Räubern, auf den Meeren von Piraten verfolgt, deren Anblick dem Epikuräer Horaz den Ausruf der Furcht entriß:

Illi robur et aes triplex
Circa pectus erat.

Damals waren die Straßen enge, felsige Pfade, gefährlich durch Diebe und Mörder, durch Ungeheuer der Wälder und durch Abgründe. Man mußte einen ungeheuern Zug von bewaffneten Dienern, Gepäcke und Lebensmitteln mit sich führen. Von einer großen Entfernung zur andern ruhte bisweilen das Haupt des Reisenden bei einem gastfreundlichen Wirthe, dessen Freundschaft die Vorfahren ihm hinterlassen; denn damals wußte man nichts von confortabeln Hôtels, wo jeder für sein Geld alle Lebensgenüsse sich zu verschaffen und die eifrigste Pflege aufmerksamer Diener erlangen kann. Wenn es irgend eine öffentliche Herberge gab, so war es ein schmutziger Winkel, auf Art der Karavanenserails des Orients, ein elender und nackter Zufluchtsort, wo man nichts als Wasser und vier Mauern findet, oder im Styl der Dorfgasthöfe von Spanien und Süd-Amerika, was die gerechte Mitte zwischen einem Karavanserail und einem Stall ist. Damals war die unermeßliche Mehrheit der Menschen, welche, dem Namen und dem Rechte nach, Sclave war, der That nach glebae adscripta, an den Boden gefesselt, wegen der Schwierigkeit der Bewegung von Ort und Stelle.

Die Communicationen vermehren und verbessern heißt daher, an der reellen, positiven und practischen Freiheit arbeiten; es heißt, alle Glieder der menschlichen Familie an der Fähigkeit Theil nehmen lassen, die Erde, die ihr zum Erbtheil gegeben ist, zu durchziehen und zu benutzen; es heißt, die Rechte der größten Zahl so weit und so vollständig ausdehnen, als es durch die Gesetze der Wahl zu bewirken möglich ist. Ich will noch mehr sagen, es heißt Gleichheit und Demokratie schaffen. Vervollkommnete Transportmittel haben zur Wirkung, nicht nur die Entfernungen von einem Puncte zum andern, sondern auch von einer Classe zur andern zu vermindern. Da, wo der Reiche und Mächtige nur mit einem prächtigen Gefolge reisen kann, während der Arme, der von seinem Dorfe auf das benachbarte geht, sich einsam durch Schmutz, Sand, Felsen und Gesträuch schleppt, ist das Wort Gleichheit eine Lüge, die Aristokratie blendet die Augen. In Indien und in China, in den mahomedanischen Ländern, in Spanien und in seinem halb arabischen Amerika kömmt wenig darauf an, ob sich das Land Republik, Kaiserreich oder gemäßigte Monarchie nennt. Der Ackerbauer oder Handwerker kann nicht versucht werden, sich für gleich mit dem Krieger, dem Braminen, dem Mandarinen, dem Pascha oder dem Adlichen zu halten, dessen Gefolge ihn mit Koth besprützt oder in den Staub tritt. Wider Willen neigt er sich, wenn er ihn kommen sieht, ehrfurchtsvoll und knechtisch an seinem Wege. In England dagegen fühlen, trotz der Privilegien und des Reichthums der Lords, der Mechaniker und der Arbeiter, die auf das Bureau gehen können, um ihr Billet (ticket) zu nehmen zur Reise auf der Eisenbahn, wenn sie nur einige Schillinge in der Tasche tragen und die das Recht haben, in demselben Wagen, auf demselben Sitze, an der Seite des Herzogs oder Pairs zu sitzen, ihre Menschenwürde und sehen handgreiflich ein, daß zwischen dem Adel und ihnen kein unübersteiglicher Abgrund liegt.

Aus diesem Grunde würde man mich schwer an die tyrannischen Projecte einer Regierung glauben machen, die sich eifrig bestrebte, ihr Gebiet zu durchschneiden und die Kosten und die Dauer der Transporte zu vermindern. Ist es nicht wahr, daß längs der großen Straßen, der Canäle und Flüsse die Ideen eben so gut, wie die Waaren, circuliren und daß jeder reisende Commis mehr oder minder Missionair ist? Die von retrograden Ueberzeugungen beherrschten Menschen wissen das wohl. Sie hüten sich, die Unternehmungen der Communication zu begünstigen: sie fürchten einen Ingenieur der Brücken und Chausseen fast wie einen Herausgeber Voltairs. Und da es unbestreitbar ist, daß eine der ersten Eisenbahnen in Europa in den österreichischen Provinzen gebaut worden ist, daß die kaiserliche Verwaltung von einem Ende ihrer Besitzungen zum andern schöne Chausseen hergestellt hat, und daß sie die Dampfboatfahrt auf der Donau begünstigt und ermuthigt, so darf man wohl behaupten, daß vieles, was über und gegen diese Regierung auf dem linken Rhein-Ufer gesagt und geschrieben wird, erdichtet oder doch höchst übertrieben seyn dürfte. Dagegen weiß man, daß die Studien und Plane gewisser für die Vendee projectirter Straßen, während des kurzen Ministeriums des Herrn von Labourdonnaye, im Jahre 1829, verschwanden, ohne daß man sie seitdem hat wiederfinden können.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Literatur.

Schleswig-Holsteinische Geschichte, vom Tode des Herzogs Christian Albrecht bis zum Tode Königs Christian VII. (1694 bis 1808.)

Von

Peter von Kobbe.

Altona, Hammerich, 1834. XXVI. und 323 S. Groß Octav.

Diese Vollendung der mit Recht beliebten Landesgeschichte von Christiani und Hegewisch ist in würdige Hände gefallen, und rechtfertigt die Erwartungen, welche der Name des Verfassers erregt. Herr von K. ist als Forscher bekannt, und bewährt sich als unterhaltender lichtvoller Erzähler, ohne der Gründlichkeit seiner Untersuchungen und der Beweiskraft der von ihm angeführten Thatsachen Abbruch zu thun. Mehr als seine Vorgänger wird er freilich dadurch begünstigt, daß der Zeitraum, den er behandelt, unsern Tagen näher liegt, minderen Ungewißheiten ausgesetzt ist, und Wirkungen, die er aufregte, großentheils noch vor Augen liegen. Desto schwerer, und nur einem gebildeten, rechtskundigen, staatsklugen, unbefangenen, unbestechlichen Sinn erreichbar war die Aufgabe, das Benehmen blutsverwandter, aber durch Vorurtheil und Pflicht, Ehrgefühl und Politik, Recht und Unrecht geschiedener Fürstenhäuser eines nicht übergroßen Landes, dessen zersplitterte Theile Eintracht bedurft hätten, und Zwietracht nicht vermeiden konnten, ohne ihre eigene Sicherheit zu gefährden, so gerecht und billig abzuwägen, daß die Schaale auf keiner Seite überschlägt, nichts verläumdet wird und nichts beschönigt, nichts bösem Willen und vollendeter Ungewißheit zugeschrieben, was den Verhältnissen gebührt und der Nothwendigkeit. Der Geschichtschreiber hat billigen For-

Digitized by Google

derungen entsprochen, keine Thatsache entstellt, keine für bedeutender oder unbedeutender ausgegeben als sie dem Nachdenken erscheint, und den Leser nie berechtigt, ein Urtheil für unbefugt zu erklären, das er, nach seiner Stimmung, schärfer oder milder aussprechen würde.

Die Geschichte der Herzogthümer ist so innig mit der des dänischen Staates verschmolzen, daß sie ohne diese gar nicht verstanden werden kann, und bei jedem Schritt genöthigt ist, auf sie zu verweisen. Eben deswegen mußten sowohl Herr von K. als seine Vorgänger deren Kenntniß voraussetzen, und die Charakteristik der Könige Dänemarks aus dem Hause Holstein-Oldenburg und ihrer Ministerien kürzer berühren; dagegen bei den heimischen Herzogen des Hauses Holstein-Gottorf und ihren Verhältnissen zur dänischen Regierung länger verweilen.

Als Christian Albrecht starb, folgte ihm sein vierundzwanzigjähriger Sohn, Herzog Friedrich IV., lebhaft und kriegerisch gesinnt, vermählte sich 1698 mit der Prinzessin Hedwig Sophie, der geliebten Schwester Carls XII., mit welcher ihn Jugendfreundschaft und Erziehung in Schweden verband. Gegen Dänemark hegte er entschiedene Abneigung und Mißtrauen, wobei ihn seine Minister Weddekop und Pinier von Königstein unterstützten. Die Spannung wuchs, Thätlichkeiten blieben nicht aus, der Herzog begab sich nach Schweden, um Hülfe zu suchen, der Krieg schien dem Ausbruche nah, als gegen Ende des Jahres 1699 König Christian V. starb, dem sein Sohn Friedrich IV. folgte. Der nordische Krieg entbrannte, Carl XII. landete auf Seeland, im August 1700 ward Friede zu Travendal geschlossen. Alle Verträge zwischen Dänemark und Holstein blieben in ihrem Bestande, nur erloschen die Ansprüche des Königs auf die Lehnbarkeit des Herzogs. Dagegen blieb die gemeinschaftliche Regierung über Prälaten und Ritterschaft und einige ungetheilte Städte, und beiden Theilen ward vollständiges Waffen-, Befestigungs-, Rüstungs- und Bündnißrecht eingeräumt. Doch fehlte es fast zwanzig Jahre hindurch nie an gegenseitigen, zum Theil gegründeten Beschwerden und Mißhelligkeiten.

Der Herzog fiel auf den sonderbaren, von dem Mathematiker Clausenheim angegebenen Einfall, alle Amtmänner abzuschaffen und das Land zu verpachten. Das unhaltbare Unternehmen nahm nach kurzer Dauer ein Ende, bei dem Tode des Herzogs, der im Jahre 1702 in der Schlacht bei Clissow stattfand. Ihm folgte sein zweijähriger Sohn, Herzog Carl Friedrich, unter Vormundschaft seiner Mutter und seines Vater-Bruders, des Coadjutors Christian August. Das Ministerium bildeten Bannir, Weddekop und Görz, denen es nicht an Geschicklichkeit, Erfahrung und gutem Willen, wohl aber an der Eintracht und gegenseitiger Nachgiebigkeit gebrach, ohne welche die Wirksamkeit talentvoller Männer ungleich verderblicher ist, als die folgerichtige Durchführung einer, nicht über jede Unzuträglichkeit erhobenen Ansicht. Diese wird zwar nicht alles, aber doch etwas erreichen; Zwietracht zerstört heute was sie gestern erbaute, und das Ganze geht ohne Rettung verloren. Das war das Schicksal des Hauses Gottorf und seiner treumeynenden Diener. Es bildet ein anschaulich dargestelltes tragisches Intriguenstück, dem man aus der Ferne mit wachsender Theilnahme zusieht, das aber kein Menschenfreund und Bürger in der Wirklichkeit zu erleben wünscht. Alle Betheiligten litten unter Abwechselungen des trügerischen Glücks mit und ohne Schuld, Niemand offenbarer als der hochbegabte Görz, der, wie oft zu geschehen pflegt, gerade in dem einzigen Lande seinen Tod fand, um das er nichts als Dank verdient hatte.

Ein lecrer Kanzleistreit über den Gebrauch der Fracturschrift dauerte Jahre lang, und hatte die nachtheilige Folge für das Land, daß darüber die Eröffnung des gemeinschaftlichen Landtages unterblieb. Nur die Vorstellungen der Prälaten und Ritterschaft, deren unerschrockener Wortführer Graf Friedrich Ranzau war, retteten die Aufrechthaltung gemeinschaftlicher Regierung.

Während dieser Begebnisse brachen bürgerliche Unruhen in Hamburg aus, die der Prediger Krumbholz angezettelt hatte, und denen die kaiserliche Commission und der meisterhafte Receß von 1711 ein Ende machte. Dänemark nahm keinen Theil daran, und behielt seit der Zeit keine Partei in Hamburg mehr. Die vormundschaftliche Regierung ward nach Hamburg berufen, wo die Herzogin Vormünderin am Schlusse des Jahres 1708 starb, und Carl XII. um sie seine zweiten und letzten Thränen vergoß. Das erstemal in seinem Leben hatte er bei dem Heldentode ihres Gatten geweint.

Nach der Schlacht von Pultawa entschloß sich König Friedrich IV. zum Kriege, dessen Folgen bekannt sind. Auf Wellings Anstiften ward 1713 Altona eingeäschert, und 1714 ergab sich Tönningen dem Könige von Dänemark, der das Herzogthum Schleswig, Gottorfischen Theils, mit dem Königreiche Dänemark feierlich vereinigte; und Görz, dem es weder in Hannover, noch in London und Rußland gelang, Schutz für seinen Herzog zu finden, flüchtete 1714 zu dessen einzigem treuen Freunde nach Stralsund. Als dieser am 11. December 1718 vor Friedrichshall durch Meuchelmord fiel, ging der Stern des Hauses Gottorf in Schleswig unter. Herzog Carl Friedrich hatte am 28. Januar 1716 die Regierung angetreten. Seine Erziehung ward seit dem frühen Tode seiner Mutter höchst vernachlässigt, weil deren Schwester, Ulrike Eleonore, den eigentlichen rechtmäßigen Thronerben Schwedens in ihm haßte. Der Tod des von ihm abgöttisch verehrten Oheims, den er auf seinem Zuge nach Norwegen begleitet hatte, betäubte ihn so, daß er versäumte, sich den Truppen zu zeigen, und zum Könige ausrufen zu lassen. Thätiger war sein Gegner, der Prinz von Hessen, den seine Gemahlin, Ulrike Eleonore, zwei Tage nach Ermordung ihres Bruders, durch Wahl zum Könige ernennen ließ, indem sie gestand, ihr Erbrecht verloren zu haben, weil sie, gleich ihrer Schwester, ohne Genehmigung der Reichsstände verheirathet worden.

Görz starb den 18. März 1719 auf dem Blutgerüst zu Stockholm, nicht unverurtheilt, aber widerrechtlich: sogar dessen bestellter Ankläger, Reichsrath Ribbing, erkannte, in den Beschuldigungen wider ihn, einen Rechnungsfehler von 61 Millionen begangen zu haben. Gustav III. gab 1773 der einzigen Tochter des Hingerichteten die eingezogenen väterlichen Güter zurück, sie selbst starb 1787 zu Lübeck in ihrem 71sten Jahre.

Herzog Friedrich war beim Antritt seiner Regierung neunzehn Jahre alt. Sein würdiger Oheim und Vormund, der Fürst-Bischof von Lübeck, und Graf Bassewitz galten viel bei ihm, auch waren seine andern vertrauten Räthe und Diener ehrenwerthe unterrichtete Männer. Durch wiener Vermittelung wurden 1720 dem Administrator das Bisthum Lübeck, dem Herzoge seine holsteinischen Besitzungen zurückgegeben. Er verlegte seine Residenz und Kanzlei, vorläufig in Hamburg genommen, 1721 nach Kiel, und begab sich nach Rußland, woselbst er einige Jahre verweilte, und Peter des Großen Gunst erwarb. Als ihm Bassewitz 1723 große Hoffnung zu einer Thron-Revolution in Schweden machte, antwortete der Herzog: „Mein Vaterland ist durch lange Kriege zu Grunde gerichtet, ich will es „nicht untergehen sehen. Ich wünsche den Thron lieber nie zu besteigen, „als um solchen Preis eine Krone zu erkaufen. Ich bin damit zufrieden, „daß ich die Thronfolge erhalte, und befehle euch, meine Vorschrift nicht „zu überschreiten." Bassewitz erlangte, durch einen Vertrag mit Rußland vom 21. Februar 1724, dem Herzoge die Anerkennung des Titels, königliche Hoheit, und einen Jahrgehalt von 25,000 Rthlrn. bis zur Wiedererlangung Schleswigs. Auch Schweden hatte dem Zaar nicht abschlagen können, dem Herzoge die Benennung königliche Hoheit und ein Jahrgeld von 50,000 Rthlr. zu bewilligen. Denn Peter der Große dachte ernstlich an eine Entschädigung dessen, dem er seine Tochter Anna verlobt hatte, als ihn 1725 der Tod überraschte. 1726 ward, gestützt auf einen Erbvertrag, peinliche Anklage und Vergleiche mit den Betheiligten, die Grafschaft Ranzau königlicher Besitz. Im August 1727 verließ Herzog Carl Fried-

Digitized by Google

rich mit seiner Gemahlin die russische Küste, und betrat in Kiel zum erstenmale den Boden seines Landes. Die innig geliebte Gattin starb schon 1728, wenig Monate nach der Geburt ihres Sohnes Carl Peter Ullrich. Diesem war, zufolge des Testaments der Kaiserin Catharina, als Kaiser Peter II. starb, die Thronfolge in Rußland eröffnet; aber man achtete seiner Rechte nicht, und huldigte der Herzogin Anna von Kurland.

König Friedrich IV. starb 1730, ihm folgte sein Sohn Christian VI., der Frömmigkeit und Religionsgefühl befördern wollte, und Pietismus zur Sitte des Hofes und des Landes machte. Er war der erste und letzte Oldenburger, unter dessen fünfundzwanzigjähriger Regierung der Janustempel geschlossen blieb. 1736 wurden, nach zehnjährigen Irrungen, die Mißhelligkeiten mit Hamburg friedlich beigelegt. Die Stadt hob ihre Courantbank auf, und verstattete der dänischen Münze gleiche Gültigkeit mit der ihrigen, so lange jene nach dem 34 Gulden-Markfuß ausgeprägt wurde. Dadurch gewann der größere und der kleinere Staat, ohne daß einer von ihnen seinem wahren Vortheil etwas vergab.

Seit 1713 war Schleswig der eigentliche Sitz des königlichen Statthalters in den Herzogthümern. Herzog Carl Friedrich blieb dem Könige abgeneigt, verwarf die ihm 1732 als Entschädigung angebotene Million, und fuhr fort auch für Schleswig Beamte in partibus infidelium zu ernennen. Seine sämmtlichen Einkünfte betrugen nur 220,000 Rthlr.

Nach dem Tode der schwedischen Königin Ulrike Eleonore, die besser gethan hätte nie zu leben, und noch bei Lebzeiten ihres Gemahls, wählten 1742 die Stände Schwedens den Abkömmling Gustav Wasa's, den vierzehnjährigen Herzog Carl Peter Ulrich von Holstein-Gottorf. Diesen aber hatte seine Mutterschwester Kaiserin Elisabeth kurz zuvor nach Rußland gefordert, wo er zur griechischen Kirche übertrat, und zum Großfürsten des russischen Reichs erklärt ward. Die Religionsveränderung machte den Schweden unmöglich, ihm ihre Krone verfassungsmäßig zu übertragen, und sie wählten statt seiner den Administrator des Bisthums Lübeck, Herzog Adolf Friedrich von Holstein-Gottorf, so sehr auch König Christian VI. sich bemühte, seinem Kronprinzen die Gemüther des Volks zu gewinnen, und alle drei nordischen Kronen wieder unter ein Haupt zu vereinigen. Doch entsagte er 1744 so weitaussehenden Ansprüchen, und schon damals begannen Unterhandlungen mit Rußland, über den Austausch der Gottorfischen Besitzungen gegen Oldenburg und Delmenhorst.

1746 starb der König an gänzlicher Entkräftung, dem sein dreiundzwanzigjähriger Sohn, der allgeliebte Friedrich V. folgte, dessen segensvolle Regierung Moltke, Schulin und Bernstorf verherrlichten. Der ausgezeichneteste dänische National-Schriftsteller, der Norweger Holberg, der Schöpfer der Büchersprache seines Volks, starb erst 1754 unter ihm. Alle Zweige des National-Wohlstandes, alle verschwisterten Künste des Friedens blühten freudig empor. Wichtig war 1761 der Erwerb der Holstein-Plönschen Lande. 1762 schien der Ausbruch eines Krieges mit Kaiser Peter III. unvermeidlich, als dessen Thronentsetzung und Tod der Gefahr ein Ende machte, und friedliche Unterhandlungen herbeiführte, deren Abschluß Friedrich der V. nicht mehr erlebte. Große Verdienste um die Finanzen des Staats und seine eignen erwarb sich Graf Schimmelmann.

Herzog Carl Friedrich von Holstein-Gottorf war 1739 gestorben. Sein damals eilfjähriger Sohn, seit 1743 in Rußland, ward 1745 für volljährig erklärt, und bestieg den Kaiserthron als Peter III. Sein Landestheil wurde fast dreißig Jahre hindurch von Petersburg aus regiert. Den größten Einfluß im geheimen Conseil zu Kiel hatten die kenntnißreichen geheimen Räthe von Pechlin und Westphalen, doch mancherlei innere Uneinigkeiten vernichteten der Letztern wohlgemeinte Maaßregeln. Nach Peters III. Tode führte Herzog Georg Ludwig die vormundschaftliche Verwaltung, starb aber schon 1763. Bedeutend und in Petersburg vielgeltend war die Thätigkeit des Etatsraths von Saldern. Ihm gebührt das Verdienst, die Kaiserin Catharina für den Austausch der Herzogthümer gewonnen, und diesen wesentlich befördert zu haben.

Friedrich V. starb 1766, und sein siebzehnjähriger Sohn Christian VII. folgte ihm, dessen merkwürdige Landes- und Regierungs-Geschichte zu bekannt und zu bedeutend ist, um sie mit flüchtigen Worten anzugeben. Herr von K. hat sie in gedrängter aber genügender Kürze geschildert, und wie in seinem ganzen Werk nicht unterlassen, auch die Landesverhältnisse im Großen und Kleinen, die Naturbegebenheiten wie die bürgerlichen und ständischen Betriebsamkeiten gehörig aufzuhellen. Man wird die Namen Revendil, Moltke, Bernstorf, Schimmelmann, Saint Germain, Danneskiold-Samsoe, und wer sich sonst bemerklich gemacht, nicht vergebens suchen.

1767 ward der Austausch der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen Oldenburg und Delmenhorst, und die Abtretung der Coadjuterie des Bisthums Lübeck, mit der Kaiserin Catharina geschlossen, und 1773 bei der Volljährigkeit des Großherzogs Paul Petrowitsch vollzogen.

1768 entsagte das Gesammthaus Holstein allen Ansprüchen auf die Abhängigkeit Hamburgs, 1769 bestätigte der Kaiser Deutschlands den Vertrag, 1770 nahm der Hamburgische Gesandte, zum erstenmal ohne Widerspruch, im Collegium der Reichsstände seinen Sitz.

Am 28. Januar 1768 gebar die Königin Caroline Mathilde den jetztregierenden König Friedrich VI. Struensee's bald erloschner Glanz und sein Untergang 1772 sind weltkundig. Die Art des Verfahrens gegen ihn und seine Gönner kann nicht entschuldigt werden, und hat manchem ihrer Feinde und Richter die Todesstunde erschwert.

König Friedrich übernahm 1784 die Regierung als Mitregent seines geisteskranken Vaters. Damit endigte die eingeschwärzte Herrschaft der stiefmütterlichen Juliane Maria, des Sohnes, den sie begünstigte, nicht die Natur, des Erbprinzen Friedrich, und des Guldbergschen Ministeriums, das die Kopfhängerei einer früheren Zeit gern zurückgeführt hätte; und Graf Andreas Peter Bernstorf, der Ersehnte, kehrte zu der wohlthätigen Wirksamkeit zurück, die erst 1797 mit seinem Leben aufhörte.

Was seit dieser Zeit bis an den Tod Christians VII. geschehen, wie vielen Einfluß die allgemeine Weltzerrüttung auch auf den Zustand der Herzogthümer gehabt; wie die weisesten Maaßregeln einer friedliebenden, jede Veranlassung gerechter Beschwerden vermeidenden Regierung, dennoch Uebel nicht abwenden können, deren Linderung ihr kaum gelang, liegt denen, die das alles selbst erduldet und überstanden haben, so nah, daß sie dem Schriftsteller Dank wissen, der das Gemälde mit treuer Hand auf die Nachwelt bringt, ohne einen Zug zu übertreiben oder zu beschönigen. Er verfällt nie in den Ton des Lobredners, noch des Anklägers; er greift dem Urtheil des Lesers nicht vor, aber er setzt ihn in Stand ein gerechtes Urtheil zu fällen. Das ist alles, was mit Billigkeit von dem Geschichtschreiber gefordert werden darf, und bei weitem mehr als die meisten gewähren.

Wohl dem Lande, das so glücklich ist, in dem Lenker des Staats durch Sturm, Klippen und Sandbänke, den Retter und Vater seines Volks keinen Augenblick zu verkennen!

Sehr willkommen sind, in kurzen Anmerkungen, die Geschlechter aller merkwürdigen Genannten, von ihrem Ursprunge an bis auf unsere Tage herabgeführt. Eine neue Auflage, die dem verkäuflichen Buche nicht fehlen kann, würde die Brauchbarkeit dieser angenehmen Zugabe noch erhöhen, wenn ein alphabetisches Verzeichniß ihrer Namen deren Auffindung erleichterte. Wer viel leistet, von dem wird mehr verlangt. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1080. Hamburg. Montag, den 10. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Historische Erinnerungen aus den Pyrenäen. (Beschluß.) . . Seite 753
Briefe über Amerika. Die Dampfboote in Westen. (Beschluß.) „ 755
Caleb Colton. . . . . „ 757
De Lamennais Worte eines Gläubigen, vollständig übersetzt und mit kritischen Materialien begleitet. Vorangestellt ist die Lehre vom Verhältniß des Christenthums zum Staat, nach neuem Vortrage Neanders, als Anleitung zur Würdigung der Worte des Gläubigen. — Zur Beurtheilung des Buches der polnischen Pilgrime von Mickiewicz, der Worte eines Gläubigen vom Abbé F. de Lamennais, und der Gegenschriften vom Abbé Bautain, Faider u. a. Von F. W. Carové. . . . . „ 758

Historische Erinnerungen aus den Pyrenäen.

(Beschluß.)

(R.)

Dieser Name war mir in der That nicht unbekannt, und wir hatten selbst oft mit dem Marquis wegen der Sicherung der Gränzen in Briefwechsel gestanden.

„Indessen," setzte er hinzu, „dürfen wir, so strenge auch Ihre Justiz und die meinige seyn mögen, nicht Unschuldige in den Tod schicken, weil sie über ihr Benehmen keine Auskunft geben wollen. — Was wollen Sie damit sagen? — Hören Sie! Ein junges Mädchen, Milanetta genannt, ist Ihren Zollbeamten in die Hände gefallen. — Wie, Herr, Sie könnten darüber Aufschluß geben? — Deshalb bin ich eben hergekommen. Erst diesen Morgen habe ich erfahren, daß sie verhaftet, verurtheilt worden ist und daß sie sich geweigert hat, die Ursache ihrer häufigen Wanderungen nach Frankreich zur Nachtzeit anzugeben. Ich kenne sie, und will sie Ihnen sagen, aber Ihnen allein und unter dem Siegel ihrer Ehre, ihrer Discretion. — Sprechen Sie, Herr! — Milanetta ist meine Geliebte. — Ihre Geliebte? . . . . Sie ihr Liebhaber . . . . Sie? . . . . Sie? — Das scheint Ihnen sonderbar, nicht wahr? . . . besonders, daß ein so schönes Mädchen wie diese da, die Tochter eines Schleichhändlers, nicht versteckt in meinem Schlosse lebt, nicht im Winter mit mir nach Paris geht, wo ich sie ohne Hehl als meine Geliebte halten könnte. Es wird Sie ferner wundern, daß ein Adelicher Frankreichs ein Bauermädchen in dem Grade liebt, daß er das Lästige des Geheimnisses und das Peinliche von nächtlichen und gefährlichen Zusammenkünften nicht scheuet. Aber, mein Herr, Milanetta gehört nicht den Frauen an, über die man leicht triumphirt und deren Joch man noch leichter von sich wirft. — Ich glaube, Herr Marquis, daß ich sie kenne. — Nein, nein! Sie wissen nicht, wie viel Liebe, wie viel Tugend in dem Herzen dieses jungen Mädchens vorhanden ist. Sie wissen nicht, daß sie, indem sie der Leidenschaft nachgegeben, die sie zu mir hinzog und die ich theilte, jeden Tag den Fehler, den sie begangen, selbst indem sie ihn beging, beweint hat. Sie hat so viel aufs Spiel gesetzt, um mich zu sehen, mich im Stillen zu lieben . . . das ist, Herr Graf, das Geheimniß ihrer nächtlichen Wanderungen, die sie nicht hat eingestehen wollen, weil sie darüber erröthet seyn würde, weil sie fürchtete, daß eine öffentliche Erklärung, selbst eine nur dem Richter gemachte Erklärung ihrem Vater hätte zu Ohren kommen können. . . . Ha! Herr Graf, ich habe Ihnen genug gesagt, um diejenige kennen zu lernen, die ungerecht verurtheilt worden ist; Sie sind unbeschränkter Gebieter, in dieser Sache niemandem eine Rechenschaft schuldig: ich bitte um ihre Begnadigung — Sie werden sie mir nicht abschlagen.

Diese Worte des Marquis, seine eingestandene Liebe, die mir so feurig geschilderte Liebe Milanetta's erfüllten mein Gemüth mit Wuth und mit Verzweiflung. Blutige Rachebilder drängten sich so rasch durch meinen Kopf, daß ich den Verstand darüber hätte verlieren können . . . ohne zu wissen, was ich that, klingelte ich heftig und befahl, daß Milanetta mir sofort vorgeführt werden sollte.

— Ha! sie sehe mich nicht! rief der Marquis aus; sie soll nicht wissen, was ich ihrentwegen gethan habe: sie retten, ist alles, was ich wünsche. . . . Wenn sie erführe, daß sie mir ihr Leben verdankte, so würde sie sich mir verpflichtet halten — ich will aber nur ihre Liebe. . . . .

Dies Wort verdoppelte meine Wuth, meinen Wahnsinn . . . . doch bemerkte der Marquis, der fast eben so verwirrt war als ich, das nicht. Er hörte Schritte in dem Gange, und in der Meynung, es sey Milanetta, die hergeführt würde, fragte er mich, wo er sich verbergen könnte. Ich zeigte nach der Thür meines Cabinetts hin. Kaum hatte er diese hinter sich zugemacht, als die Thür des Saals sich öffnete und Milanetta hereintrat. Einen Augenblick konnte ich kein Wort hervorbringen; die Wuth benahm mir den Athem; ich mußte furchtbar aussehen, denn Milanetta wandte ihr Gesicht ab. Dann rief ich mit donnernder Stimme aus: ich kenne ihn, ich kenne Deinen Liebhaber, ich kenne den, den Du mir vorziehst! Er hat mich um Deine Begnadigung angesprochen der Marquis von . . . . . Der Unsinnige, der Dich besser zu stellen meynte, indem er Dich von dem Verbrechen des Schleichhandels freisprach und mir erklärte, daß Du seine Geliebte seyst, mir, der ich vor Wuth und Liebe ersticke. . . . Wie! rief sie außer sich aus, der Marquis wäre hier gewesen? — Er ist noch hier, Milanetta. — Hier? hier? er in Ihrer Gewalt! . . . ach, habt Erbarmen, Herr . . . ich allein verdiene den Ausbruch der Rache und des Zorns . . . . gebt mir den Tod . . . . aber er . . . . Ja, sterben sollst Du . . . Er hat Deine Begnadigung gefordert, der Wahnsinnige! . . . er wollte, ich sollte Dich wieder ihm in die Arme werfen; aber ich werfe Dich dem Henker zu, daß er Dich aufknüpfe, und Dein Liebhaber soll Zeuge Deiner Hinrichtung seyn.

Digitized by Google

Ein tolles Gelächter erscholl von meinen zitternden Lippen. In diesem Augenblicke riß der Marquis, der alles mit angehört hatte, heftig die Thür auf. Bei seinem Anblick stieß Milanetta einen Schrei der Verzweiflung aus und ich warf ihm einen zornigen Blick zu. Er aber zog mich bei Seite und sagte leise zu mir: — Herr Graf, Sie sind ein Edelmann, Sie haben sich aber eben in einer eines Edelmannes unwürdigen Weise geäußert. Zwischen Männern unseres Standes muß nur allein der Degen Beleidigungen, Eifersucht und Liebe rächen. Milanetta darf nicht büßen; mich müssen Sie im Zweikampf zu erlegen suchen. . . . . Wie! Sie unterzögen sich einem Zweikampf? . . . Auf der Stelle. — Aber sind Ihnen die Verordnungen unserer beiden Könige, die Strafen, welche sie über das Duell verhängt haben, bekannt? — Ja, ich weiß, daß dem Duellanten in Frankreich wie in Spanien alle seine Güter confiscirt werden, daß man sein Wappen zerbricht, daß man ihm den Kopf herunterschlägt, wenn sein Gegner fällt; ich weiß, daß der König von Frankreich eben so wenig als der König von Spanien sich erbitten lassen wird — aber ich hasse Sie nun eben so sehr, wie Sie mich nur hassen können, und um Ihr Herz zu durchbohren, trotze ich allen Gefahren der Schande und der Ehrlosigkeit. — Gewiß, Sie haben eine richtige Ansicht von meinem Hasse. — Also morgen, mit Tagesanbruch, erwarte ich Sie bei der Pforte von Venasco. — Ich werde mich zeitig einstellen. — Gut. Nun aber Milanetta's Begnadigung! — Ihre Begnadigung? — Graf, dies ist die erste Bedingung. — Nun wohl, sie sey begnadigt!

Ich stellte das dazu erforderliche Document aus und reichte es Milanetta hin, die sich aber weigerte, es anzunehmen. Wozu meine Begnadigung, sagte sie; was soll sie mir jetzt? Ich habe mich geweigert, meinen Richtern Auskunft zu geben; kann ich aber auch vor meinem Vater im Schweigen verharren? Wenn er mich nach der Ursache meiner nächtlichen Wanderungen fragt, was soll ich ihm antworten? — Wenn er hört, wie die Sache steht, so wird er mich tödten. — Er ist in Euren Augen freilich nur ein Räuber, doch ist dieser Räuber vielleicht eifersüchtiger auf die Ehre seiner Tochter, als alle Adelichen in Frankreich und in Spanien. . . . Er wird mich tödten, wiederhole ich, und da will ich lieber noch von Henkers Hand sterben.

Es gelang jedoch dem Marquis, sie zu beruhigen, und er ging mit ihr fort, nachdem er mir noch leise die Worte: auf morgen! zugeflüstert hatte.

Am andern Morgen, vor Sonnenaufgang, saß ich auf dem Felsen dort auf der spanischen Seite. Der Marquis traf auch bald ein, und zwar mit einem Secundanten. Ich hatte es vergessen, mir einen zu nehmen; da aber eben wenige Schritte von uns ein Mann vorbeiritt, so rief ich ihn an und sagte: Sind Sie von Adel? — So gut wie der König. — Kennen Sie mich? — Ja wohl, Sie sind der Graf von ***. — Ich habe ein Duell, wollen Sie mein Secundant seyn? — Gern.

Sogleich saß er ab, maß die Degen, wie jemand, der mit dergleichen Dingen bekannt ist, bot mir den seinigen als besser und gehärteter an, und fügte die Spitzen zusammen, als wir uns ausgelegt hatten. Kaum kreuzten sich unsre Degen aber, als die französischen und die spanischen Gränzwachen herbeieilten, uns trennten, und die Einstellung des Kampfes geboten, wenn wir nicht arretirt seyn wollten. Dawider war nichts zu machen, so erbittert wir auch über diese Störung waren; aber plötzlich fiel mir ein Ausweg ein, und ich rief aus: Wir wollen uns dennoch schlagen, Marquis, und dies in ihrem Beiseyn, ohne daß sie es hindern dürfen. Dies Crucifix da bezeichnet die Scheidelinie zwischen Spanien und Frankreich; Sie, als Franzose, treten auf die spanische, ich, als Spanier, trete auf die französische Seite. Wir können dann weder weichen noch vordringen, und einer von uns wird um so schneller den Tod empfangen; dem Spanier, der den Franzosen erlegt, während er auf französischem Boden steht, und dem Franzosen, der den Spanier niederstreckt, während er sich auf dem spanischen Terrain befindet, dürfen ihre Degen nicht zerbrochen werden, denn der König von Spanien hat nicht mehr Gewalt über Sie, als der König von Frankreich Gewalt über mich hat, und man wird das Völkerrecht nicht verletzen, indem man uns in einem fremden Lande verhaftet.

Ich sprang schnell nach der französischen Seite hinüber, während der Marquis schon auf der spanischen Posto gefaßt hatte, und nun riefen wir beide den unberufenen Friedensstiftern zu: zurück, ihr Marechaussee von Frankreich, ihr dürft nicht Hand an einen spanischen Granden legen! zurück, ihr von der heiligen Hermandad, ihr werdet es nicht wagen, euch an einem französischen Adelichen zu vergreifen!

Dann begann der Kampf in dem engen Durchgang der Pforte von Venasco, wo wir uns kaum gehörig bewegen konnten; beim zweiten Streiche fiel der Marquis todt zu meinen Füßen nieder. . . . Ich wollte ihm beispringen, aber mein Secundant hielt mich mit kräftiger Hand zurück und sagte: bleiben Sie hier; dort harret Ihrer der Tod, der Tod auf dem Schaffott. . . . In demselben Augenblicke aber hatte sich ein Frauenzimmer neben der Leiche des Marquis niedergeworfen und mühete sich verzweifelnd und bewußtlos ab, ihn wieder ins Leben zurückzurufen: es war Milanetta! . . . Mein Secundant knirschte mit den Zähnen, als er dies sah, sprang hinzu und riß sie von der Leiche ab, die sie umschlungen hielt. Milanetta stieß einen herzdurchbohrenden Schrei aus, warf sich auf die Kniee und wimmerte mit gefalteten Händen: Gnade! Gnade! Vater! — Entehrte, antwortete der Vater mit grausem Tone, Du sollst mit ihm sterben! . . . und er streckte sie mit einem Dolchstoß neben sich nieder, riß sie dann aber wieder empor und schleuderte sie neben mir hin, indem er mit der fürchterlichsten Stimme ausrief: — Wer in der Schande stirbt, der darf kein Grab in seinem Vaterlande finden; Spaniens Boden stößt den Körper Milanetta's aus, die sich einem französischen Adelichen verkauft gehabt! — In diesem Augenblicke schaarten sich die Wachen der heiligen Hermandad um ihn her; er aber warf seinen Dolch von sich, hielt ihnen von selbst die Hände hin und sagte: bindet mich; ich bin der Anführer der Schleichhändler; jetzt mögt ihr mich immerhin hängen, aber als Schleichhändler, nicht weil ich meine Tochter getödtet habe. Ihr habt den Schleichhändler außer Gesetz gestellt, er muß sich also schon selbst sein Recht verschaffen! . . .

Meine Güter wurden confiscirt, mein Wappenschild ward zertreten, mein Schloß ward geschleift, auf meinen Kopf ward ein Preis gesetzt! . . . Der Leiche Milanetta's habe ich an der Schwelle des Hospizes ein Grabmal errichtet, das Sie sehen werden, wenn Sie bei mir einkehren wollen. Seit funfzig Jahren wohne ich allein, ungekannt und vergessen in dem Häuschen da, das ich mir gekauft habe, und meiner Hände Arbeit hat ausgereicht, mir bis jetzt das Leben zu fristen. Tagtäglich steige ich, wenn die Witterung es erlaubt, zu der Pforte von Venasco hinauf, setze mich dahin, wo Sie mich gesehen haben und schaue nach der Stätte, wo der Marquis gefallen, wo Milanetta durch ihren Vater getödtet worden ist, nach dem Boden, der mein Vaterland gewesen, ein Vaterland, das mich gebrandmarkt, mich des spanischen Adels unwürdig erklärt hat und das ich nie wieder betreten habe. Gott hat mich gestraft, indem er mein Daseyn, meinen Kummer verlängert: ich bin 80 Jahre alt, mein Herz aber erhält sich jung für die Erinnerungen, für die Qualen. . . . So hatte ich denn auch keine Ursache, dem Strine auszuweichen, der mich hätte zerschmettern können. . . . Wenn ich todt wäre, hätte ich ja alles überstanden! . . . .

Darnach unterhielt der Greis noch eine lange Zeit den Herrn Dugabe von der Angelegenheit, die er nach seinem Ableben durch ihn ausgerichtet zu haben wünschte, und dann kehrten wir alle in trüber Stimmung nach Luchon zurück.

Digitized by Google

Vor wenigen Tagen hat Herr Dugabe die Nachricht von dem Tode des Mannes vom Hospiz erhalten und er wird nun baldmöglichst dessen letzten Willen, über welchen er aber ein tiefes Schweigen beobachtet, ausrichten.

Briefe über Amerika.

Die Dampfboote in Westen.

(Beschluß.)

(L.)

Kaum vor einigen Monaten haben, in einem der freien und souverainen Staaten der republikanischen Conföderation von Meriko, nämlich in dem von Puebla, dessen Legislatur, man muß es sagen, immer vorzugsweise den Ruf der Unwissenheit und des Obscurantismus gehabt hat, die Erwählten des Volkes, beseelt von heiligem Zorn gegen die Ungläubigen, meistens Fremde, die den Geist gottloser Neuerung so weit getrieben hatten, eine Diligence zwischen Meriko und Vera-Cruz zu errichten und die Straße zwischen beiden Städten reparirten zu lassen, sie mit einer jährlichen Abgabe von 720,000 Franken belegt und ihnen überdies verboten, irgend einen Zoll oder Weggeld auf dem Gebiete ihres Staates zu erheben.

Es giebt ein Land, wo eine einfache Vervollkommnung der Transportmittel zu Wasser eine große Revolution bewirkt hat, die noch fortdauert und deren Folgen auf das Gleichgewicht der Gewalten in der neuen Welt wirklich unberechenbar sind. Dieses Land ist das große Thal des Mississipi, welches schon vor den Arbeiten von Fulton den Rothfarbigen und den wilden Thieren entrissen worden war, welches aber, ohne diesen Mann von Genie, niemals ein großes Reich geworden wäre.

Diese weiten und fruchtbaren Regionen waren von den Franzosen entdeckt worden. Expeditionen, von Canada und Louisiana ausgegangen, hatten da Forts angelegt, Dörfer und selbst Städte gebaut. Man hatte daselbst Freundschafts-Tractate mit den Wilden geschlossen, einen Handel von Pelzwerk errichtet und, wie man sagt, selbst französische Weinreben gepflanzt. Immer freundlich gegen die Indianer, immer geneigt, ihre Beschäftigungen der Jagd ꝛc. zu theilen, immer beiferet, die Töchter der Häuptlinge zu heirathen, den Gesetzen der Bigamie zum Trotz, hatten die Franzosen die Neigung dieser Völkerschaften zu gewinnen gewußt. Kleine Abtheilungen und selbst einzelne Individuen reis'ten ohne Furcht mitten unter kannibalischen Nationen. Abenteuerlich ihr Leben dem Kahn von Baumrinde des Indianers sich anvertrauend, waren sie alle Flüsse hinaufgesegelt, hatten Kreuze aufgepflanzt, eine Menge Rothfarbige bekehrt und heimlich Münzen mit dem Bilde des großen Königs oder seines erbärmlichen Nachfolgers eingegraben. Nie wurde mehr Rechtlichkeit und Erfindungsgeist an Hülfsquellen entwickelt, nie mehr Muth und Thätigkeit aufgewendet. Unglücklicherweise ist doch das positive Resultat der wunderbaren Unternehmungen von Lassalle und Frontenac, der unsaglichen Geduld von Charlevoix und Hennequin zuletzt für Frankreich in Nichts zerflossen. Es scheint, daß unsere äußere Politik, oft ritterlich aber ohne festes Princip, unser glänzendes aber bewegliches, kühnes aber selten practisches Genie unsere, selbst am besten berechneten, Unternehmungen gehindert hat, Früchte zu unserm Vortheil zu tragen; während die umgekehrten Eigenschaften England den Lohn von Versuchen, die es oft nicht gemacht, den Preis von Gefahren, die es nicht bestanden, gesichert und ihm eine Macht, ohne Beispiel seit den Tagen des römischen Reiches, erworben haben.

Nachdem die Eroberung Canada's den glänzenden, aber unfruchtbaren Anstrengungen der Franzosen am Ohio und Mississipi ein Ende gemacht, fingen die Anglo-Amerikaner, damals Unterthanen des Königs von Großbritannien, an, sich dort zu verbreiten. Die ersten Colonisten ließen sich in Kentucky nieder und nahmen durch den Ackerbau Besitz vom Boden. Bald hatten sie von dieser Seite die leichten Spuren verlöscht, welche die Franzosen, fast ausschließlich Jäger, vor ihrer vorübergehenden Anwesenheit dort zurückgelassen hatten. Statt einer zarten, nervösen und unruhigen Race, ohne Industrie, so wie sie die Franzosen, durch ihre Vermischung mit den Indianern erzeugt hatten, schufen die Neuangekommenen, diese Vermischung sorgfältig vermeidend, eine arbeitsame und energische Bevölkerung, die auf diesem fruchtbaren Boden, nach dem Beispiel aller Naturproducte, die riesenmäßigen Proportionen erreicht, die die Bewohner von Kentucky, Tenessee und dem westlichen Virginien, so wie die Bäume ihrer Wälder charakterisiren. Ohne sich einen Augenblick von ihren Flinten zu trennen, die man vor vierzig Jahren selbst in Cincinnati während des Gottesdienstes auf der Schulter trug, machten sie für sich und ihre Familien Ländereien urbar und bildeten Güter, wo sie reiche Heerden erzogen. Sie hatten schwere Tage zu überstehen; in mehr als einem Kampfe mit den Indianern, die sie aus ihren Wäldern und Jagdplätzen vertrieben, fiel mehr als ein Mann, mehr als ein Vater von der Kugel der Rothfarbigen, oder wurde in eine schreckliche Knechtschaft geführt, wenn nicht gar gehängt. Der Name der Blue-Licks hallt noch in Kentucky wieder, wie bei uns der von Waterloo. Von dem entscheidenden Siege der gefällten Wälder (Fallen Timber), den der General Waine erfochten, kamen zwei Armeen der vereinigten Staaten successiv, unter dem Commando der Generale Harmar und Saint-Clair, sich blutige Niederlagen zu holen. Man findet jetzt beredte Rhapsoden über diesen langen Kampf zwischen den weißen und den rothen Menschen in den Schenken und den bar-rooms der Wirthshäuser des Westen.

Dennoch hatte bereits im Jahre 1811, obwohl der furchtbare Tecumseh und sein Bruder, der Prophet, noch nicht vom General Harrison überwunden worden waren, der Amerikaner seine unbestrittene Herrschaft über die reichsten Cantone des Westen ausgedehnt. Da und dort waren Dörfer erbaut worden: es gab keinen Wald, der nicht hin und wieder eine lichte Stelle darbot, in deren Mitte ein squatter oder ein gesetzlicher Requirent Baumstämme in Form eines Hauses (log-house) aufgestapelt hätte. Am linken Ufer des Ohio waren Kentucky und Tenessee zum Range unabhängiger Staaten zugelassen: *) West-Virginien hatte sich bevölkert. Ein Strom von Auswanderern hatte auf das rechte Ufer den industriösen Sohn von Neu-England transportirt; und Dank ihren Anstrengungen, hatte der Staat Ohio sich constituirt und nah an 250,000 Bewohner. Die von Indiana und Illinois, damals einfache Territorien, gaben schöne Hoffnungen. Der Tractat von 1803 hatte die Union um Louisiana vermehrt, welches schon einen Staat und mehrere organisirte Territorien, mit einer Total-Bevölkerung von mehr als 60,000 Seelen, zählte. Der ganze Westen vereinigte damals 1,150,000 Einwohner. Pittsburg und Cincinnati waren schon wichtige Städte. Der Westen hatte mithin schnelle Fortschritte gemacht. Aber da er von dem Golf von Meriko durch die Sümpfe des Mississipi, von den Städten des Ostens durch die sieben oder acht auf einander folgende Bergrücken, welche die Alleghanys bilden, abgesondert und ohne Communication und Auswege war, so schienen diese Fortschritte gehemmt werden zu müssen. Der Embryo konnte sich nur mit Mühe entwickeln, aus Mangel an Canälen, durch welche er Leben empfangen und wiedergeben konnte.

Jetzt hat man von allen Seiten Communicationen eröffnet oder eröffnet sie noch zwischen den Flüssen des Westen und dem Littorale des Osten, auf welchem die Haupt-Handelsstädte Boston, New-York, Phila-

*) Sie zählten zusammen 700,000 Einwohner.

Digitized by Google

delphia, Baltimore, Richmond, Charlestown *) liegen. Damals existirte noch keine Communication für jede Jahreszeit und die Capitalien waren noch zu selten, als daß man gewagt hätte, dergleichen zu unternehmen. Der größte Theil des Handels des Westen wurde damals auf dem Ohio und Mississipi betrieben. Das ist noch der Fall und das wird immer der natürlichste und ökonomischeste Weg seyn. Mehl und eingesalzenes Fleisch und Fische des Westen wurden, sammt den Reisenden, auf flachen Booten verschifft, ähnlich denen, welche die Kohlen der Loire nach Paris führen. Die europäischen Waaren und die Lebensmittel der Antillen gingen langsam mit Segeln und Rudern die Flüsse herauf in Barken, die mindestens hundert zuweilen zweihundert Tage unterweges blieben.

Hundert Tage, das ist ungefähr die Dauer einer Reise von New-York nach Canton, um das Cap Horn: es ist die Zeit, welche hingereicht hat, daß Frankreich zweimal erobert wurde, einmal von Napoleon und einmal von den Alliirten! Auch war der Handel des Westen sehr beschränkt. Die Einwohner desselben, von der übrigen Welt isolirt, waren in der Rohheit der Wälder geblieben. In dieser Zeit entstand das Volks-Sprichwort, welches den Kentukier wie eine Zusammensetzung von Pferd und Krokodill darstellte: halfhorse, halfalligator. Die Zahl der Barken, welche die Reise, aufwärts und zurück auf den Flüssen, einmal jährlich machten, überstieg nicht zehn. Sie trugen, im Durchschnitt, 100 Tonnen. Andere kleinere Boote von ungefähr 30 Tonnen trieben den Detail-Handel auf den Gewässern des Westen. Der Preis des Transports von Neu-Orleans nach Louisville oder Cincinnati war 6, 7 und selbst 9 Cents auf das englische Pfund **) (700 bis 1100 Franken pr. Tonne). Jetzt geschieht die Fahrt von Louisville nach Neu-Orleans gewöhnlich in acht bis neun Tagen abwärts, in zehn bis zwölf Tagen aufwärts. Der Transport ist oft unter einem demi-cent pr. Pfund von Neu-Orleans nach Louisville oder Cincinnati (60 Franken pr. Tonne).

Im Jahre 1811 ging das erste von Fulton gebaute Boot des Westen von Pittsburg nach Neu-Orleans ab. Es führte den Namen der letztern Stadt. Aber die Schwierigkeiten der Beschiffung des Mississipi und des Ohio sind so groß und die Unvollkommenheit der ersten Boote war der Art, daß beinah sechs Jahre verflossen, devor ein Dampfboot, nicht nach Pittsburg, aber 250 französische Meilen weiter unterwärts nach Louisville gelangen konnte. Diese erste Reise wurde in 25 Tagen ausgeführt; sie machte großes Aufsehen im Westen. Man gab dem Capitain Shreve, der das Problem gelöst hatte, ein feierliches Mahl. Hiermit erst wurde die Revolution im Westen vollendet und die Barken von hundert Tagen wurden unnütz. Seit 1818 existirten 20 Dampfboote, mit einem Gehalt von 3642 Tonnen; im Jahre 1819 waren schon seit dem Ursprunge 40 gebaut, wovon nur 33 in Activität waren; im Jahre 1821 waren 72 im Dienste. In demselben Jahre fuhr der Car of Commerce von Neu-Orleans nach Shawnee-Town, etwas unter Louisville, in zehn Tagen. Im Jahre 1825, nach vierzehnjährigen Versuchen und Erfahrungen, war man endlich im Reinen über die Verhältnisse der Boote und der Maschinen. *) Im Jahre 1827 fuhr der Tecumseh von Neu-Orleans nach Louisville in acht Tagen und zwei Stunden. Im Jahre 1829 betrug die Zahl der Boote 200, mit einer Last von 35,000 Tonnen. Im Jahre 1832 waren 220, mit 40,000 Tonnen. Jetzt giebt es 300 Boote, 60,000 Tonnen Last tragend. Nach Mittheilungen, die mir von Personen gemacht worden, die mit der Sache bekannt sind, beläuft sich der Handel, welchem diese Boote zur Vermittelung dienen, auf nicht weniger als 140,000 Tonnen, der nämlich, der zwischen Neu-Orleans und dem Oberlande stattfindet. Der Zwischenhandel zwischen den Bassins des Ohio, des Tenessee und des obern Mississipi bildet eine andere beträchtliche Masse. Um einen Begriff von den Geschäften zu haben, welche auf den Gewässern des Westen betrieben werden, müßte man noch 160,000 bis 180,000 Tonnen von Lebensmitteln und Manufactur-Produeten in Rechnung bringen, welche nach Neu-Orleans hinunter auf flachen Fahrzeugen (flat boats) verschifft werden. Das ist ungeheuer, und doch ist es nur ein Theil des Handels, der, nach aller Wahrscheinlichkeit, in zwanzig Jahren die Flüsse des Westen befahren wird; denn auf dem Canal Erie, der, im Vergleich mit dem Mississipi und dem Ohio, nur eine secundaire Linie ist, sind, auf einem einzigen Punete, zu Uttica, in einer Zeit von 7½ Monaten 120,000 Tonnen passirt.

So groß ist der Einfluß guter Communicationen zu Wasser, wo sich der wohlfeile Preis mit der Geschwindigkeit vereinigt. **) In Mexiko, wo die Natur so viel gethan hat, und dagegen die Menschen so wenig, in diesem Lande, dessen natürliche Hülfsquellen vielleicht zehnmal so groß als die der Vereinigten Staaten sind, wo aber der Mensch hundertmal weniger thätig und industriös ist, werden alle Transporte auf dem Rücken von Maulthieren, zuweilen selbst auf dem Rücken von Menschen bewirkt. Auch ist die jährliche Masse der Transporte von Vera-Cruz, welches der Haupthafen von Mexiko ist, unter 6000 Tonnen, bei der Herunterfahrt ist sie noch geringer.

M. G.

*) Es findet da jetzt eine Communication durch den Canal Erié statt, welcher New-York mit den großen Seen verbindet, in welche gleicherweise die Canäle des Staates Ohio auslaufen. Es ist da die große Straße von Philadelphia nach Pittsburg und der Canal von Pensylvanien, der sich zu Pittsburg endigt. Da ist die National-Straße, die zu Wheeling, am Ohio, ausläuft. Die Eisenbahn von Baltimore nach Ohio ist zum dritten Theile ihrer Länge vollendet. Der Canal von Ohio und Chesapeake wird mit Thätigkeit fortgesetzt. In Virginien schreitet man zur Ausführung des Canals, der den James-River mit dem Kanawha, einem der Nebenflüsse des Ohio, verbinden soll. Im Staate Illinois wird man in Kurzem einen Canal oder eine Eisenbahn zwischen Chicago, auf dem See Michigan und dem Fluß von Illinois anfangen. Ein anderer Canal wird Rochester, in dem Staate New-York, mit Pittsburg durch den Fluß Alleghany verbinden. Man spricht davon, jedoch noch unbestimmt, die Eisenbahn von Charlestown nach Augusta bis zum Mississipi oder bis zum Tenessee, einem seiner Nebenströme, fortzusetzen.

**) Zum Preis von 700 Franken war der Transport zu Wasser von Neu-Orleans nach Louisville theurer, als wenn er durch gewöhnliche Fuhre von Frankreich bewirkt worden wäre. Da die Entfernung, mit allen Krümmungen der Flüsse, ungefähr 550 französische Postmeilen beträgt, so würde der Transport derselben Länge auf unsern Straßen 350 bis 600 Franken kosten. Rechnet man die Entfernung zu Lande, die 283 französische Meilen beträgt, so würde der Transport nur auf 290 bis 350 Franken zu stehen kommen.

*) Seit dieser Epoche gebraucht man im Westen nur Dampf-Maschinen von hohem Drucke, die unter einem beständigen Drucke von sieben Atmosphären arbeiten. Das Brennmaterial ist Holz, Buche oder Esche; die Dampfboote erster Classe brauchen in 24 Stunden 40 Corden oder 144 Steres, zum Preis von 2½ Dollars pr. Corde (3 Franken 40 Cent. pr. Stere). Ihre Geschwindigkeit, wenn sie den Strom für sich haben, ist sehr selten über vier französische Meilen pr. Stunde. Die Boote im Osten gehen viel schneller. Sie machen nicht selten 6 Meilen in der Stunde bei stillem Wasser. Ein neues Boot, der Lexington, das den Dienst zwischen New-York und Providence, durch die Meerenge von Long-Island, versieht, übertrifft selbst diese Geschwindigkeit von 6 Meilen. Die Boote des Osten sind alle von niedrigem Drucke. Sie consumiren gegen drei Cordes (beinah eilf Steres) in der Stunde zum Preise von 4 Dollars pr. Corde (5 Franken 92 Cent. pr. Stere).

**) Der Transport auf unsern Canälen ist sehr wohlfeil. Die eigentliche Schiffsfracht, ungerechnet die Abgaben (die bei uns nicht sehr hoch sind in Vergleich z. B. mit denen in England) kostet da 1½ bis 2 Centimes pr. Tonne und Kilometer. Auf den Canälen der vereinigten Staaten kostet er das Doppelte, aber dieser Vortheil der französischen Canäle wird durch eine verzweifelnde Langsamkeit aufgewogen.

Digitized by Google

Caleb Colton.

(Aus der Revue.)

(L.)

Im December 1834 erschien in einem der kleinsten Gasthöfe von Fontainebleau ein Mensch, abgelebt und von Leidenschaften aufgerieben; ein Mann, dessen Stirn nicht das Siegel der Melancholie und der Erfahrung trug, aber durch Angst, Unruhe und Laster gefurcht war. Er hatte noch nicht die Hälfte der Laufbahn erreicht, die uns Gott gewöhnlich anweist; mehrere seiner Landsleute hatten ihn während des Tages besucht, und ob er gleich in Lumpen war, obgleich die Spuren eines schlechten Lebens seinen Anblick widerwärtig und seine Unterhaltung oft unedel machten, so hatten sie ihn doch mit Nachsicht und Theilnahme, wenn nicht mit Achtung, behandelt. Er, seinerseits, schien ruhig; er redete abwechselnd von seinen frühern literarischen Arbeiten, von dem Rufe, den er erworben, von Verlust und Gewinn, den man im Spiel machen könne, und von der englischen Politik; er trug noch einige Spuren des Weltmanns und des Gelehrten. Der Abend verfloß ruhig, und seine Freunde zogen sich mit der Ueberzeugung zurück, daß die Krankheit, an welcher er litt, bald dem heilsamen Einflusse eines ländlichen Aufenthaltes weichen werde.

Gegen 9 Uhr schloß er sich in seinem Zimmer ein, schrieb einige Zeit und legte sich nicht nieder; um 4 Uhr hörte man einen Pistolenschuß. Man eilte herbei und fand, nackt und elend, einen in Blut schwimmenden Leichnam, einige Paquete Karten, ein Buch auf dem Nachttisch, auf einem andern Verse, vom Verfasser wenige Minuten vor seinem Tode geschrieben.

Dieser Mann war ein ausgezeichneter Gelehrter, einer der merkwürdigsten Schriftsteller Englands. Um den Ruf Caleb Coltons zu verdunkeln, bedurfte es aller Laster, womit seine Seele und sein Leben befleckt waren. Die Erscheinung des Werkes, Lacon betitelt, erregte im Publicum fast eben so viel Sensation, als die schönsten Werke von Walter Scott und Coleridge; es war darin eine Kraft der Argumentation, eine classische Reinheit des Styls, welche England einen neuen Ruhm versprach. Wie hat diese Intelligenz, deren Umfang und Universalität unbestreitbar war, ihre Federkraft gehemmt, ihre Flügel gelähmt? In welchem Sumpf ist sie untergegangen? — Einer glänzenden Jugend folgte ein frühes, beklagenswerthes Alter, und Colton hat sagen können, wie die Person Shakespears: „Mein Leben war zu lang, meine Blätter sind verwelkt, mein Saft ist ausgetrocknet. Ach! auf euch kann ich nicht mehr rechnen, Ehre, Freundschaft, Achtung; auf euch, die ihr dem Menschen, in seinem Verfalle, zum natürlichen Schutze dient. Ich höre um mich her nur Verwünschung und Fluch; Haß, welcher nicht donnert, aber sich murrend und mit Vorwürfen an meine Fersen kettet."

Erzogen im Collegio von Eton, erhielt er eine Stelle an der Universität von Cambridge, und seine geistliche Promotion ging schnell von statten. Das Glück, das ihn immer begünstigte, schien ihn zu ermüden; er that alles, was in seinen Kräften stand, es mit eigner Hand zu zerstören und es kostete ihm fast Mühe, dieses Ziel zu erreichen. Vicarius der Kirche von Tiverton mystificirte er seine Pfarrkinder, sie mit einer Phantasmagorie erschreckend, die, unter dem Namen des Gespenstes von Tiverton, viel Aufsehen in England machte. Ein Todtenkopf erschien an einem gothischen Fenster und die Bauern flohen erschrocken. Am folgenden Tage predigte Colton mit viel Beredtsamkeit und benutzte die Erscheinung zu seinen persönlichen Planen. Diese Taschenspielerei täuschte die Leichtgläubigkeit der Andächtigen: einige Monate nachher machte sich Colton selbst den Spaß, die Mystification, die er geleitet, zu entdecken.

Bald in Wirthshaus-Intriguen verwickelt, eifriger Besucher von Spielhäusern, sah er seinen Credit schwinden und sich von seinen Freunden verlassen. Alle Abende erschien er in den Höhlen der Straße St. James, spielte ein hohes Spiel, fluchte, schwor und trank wie ein Stallknecht und vernichtete so gewaltsam die Achtung, womit der geistliche Stand sich umgeben soll. Der Erfolg von Lacon hob seine Vermögensumstände ein wenig wieder, aber bald geriethen diese durch neue Excesse wieder in Verfall; er ging nach Amerika, wo er aber nur kurze Zeit blieb. Seine Armuth und sein Mangel an Grundsätzen verleiteten ihn zu einigen der entehrenden Kniffe, mit Hülfe deren man von leichtgläubigen Menschen Geld erpreßt und wovon mehrere amerikanische Kaufleute das Opfer wurden. Als die leicht zu Betrügenden ihm in diesem moralischen Lande zu fehlen anfingen, ging er nach Paris und wurde chevalier d'industrie in dieser großen Stadt, die für den Sammelpunct dieser Menschenclasse gelten kann; das rouge et noir wurde seine hauptsächliche Hülfsquelle. Man erkannte in ihm den ausgelassensten Spieler der französischen Hauptstadt: eine Ehre, in welcher er sich zu gefallen schien. Bald traf man den großen, magern Engländer, mit durchlöcherten Aermeln und herabhängendem Huthe, unter den Arcaden der Straße Rivoli, oder unter den großen Bäumen der Tuilerieen — er hatte verloren. Bald flog er in einem Tilbury daher, vom Revolutionsplatz nach dem Thore Maillot; er hatte gewonnen. Eines Tages nahm er 96,000 Franken von Frascati mit. Eine verschlossene Geldkatze, die er um den Leib trug, enthielt gewöhnlich sein ganzes Vermögen, zuweilen nichts, zuweilen dreißig Banknoten von 1000 Franken. In den Augenblicken des Triumphes ging er in das café de Paris und breitete auf einem Tische die Früchte eines Gewinnes aus, die er als Resultate seiner Geschicklichkeit betrachtete und nicht als Geschenke des Glücks; er erklärte dann jedem, der es nur hören wollte, das chimärische System, auf welches er seine Hoffnungen gegründet hatte.

Wirklich gewann er, bei verschiedenen Gelegenheiten, bedeutende Summen und seine Gegenwart machte immer in den Spielhäusern, die er oft besuchte, Sensation. In den äußersten Mangel versetzt, nahm er seine Zuflucht zu seinen alten Betrügereien oder mindestens zu sehr unedlen Auswegen. Ein Schotte, Namens Hamilton, der auf kurze Sicht lieh, diente ihm zum Gehülfen. So wie ein Engländer von Stande und Vermögen in Paris ankam, benachrichtigte Hamilton Colton davon, der sofort an den, den er schröpfen wollte, einen pathetischen Brief schrieb. Hamilton, schwarz gekleidet und mit einem Exemplar von Lacon (dem schon berühmten Werke) versehen, erschien bei dem Reisenden, machte ihm eine rührende Beschreibung von der Lage, in welcher sich der bedauernswerthe Colton befinde, von seiner Verlassenheit in fremdem Lande, von seiner Armuth, seinen Tugenden, seinen Leiden, seinen literarischen Arbeiten. Man konnte der Rührung nicht widerstehen, und man händigte dem guten Hamilton einige Pfund Sterling ein, die er dann mit dem ehrwürdigen Schelm, der ihn sendete, theilte. Der Herzog von Bridgewater und der Herzog von Northumberland wurden auf diese Weise mystificirt. Colton brachte mit dieser Manier 2 bis 300 Pfund Sterling jährlich zusammen. In der Straße von Chartres, dem Vaudeville gegenüber, lebte, in einem dritten Stockwerke, dieser Mensch von Geist und Talent, dieser gefallene Engel, der, so zu sagen, ganz ausgebrannt von unedlen und niedrigen Leidenschaften, die sein Leben gebrandmarkt hatten, so theuer seine Unmoralität bezahlte; einige lateinische Verse von seltener Eleganz waren die einzige literarische Arbeit, die er während seines Aufenthaltes in Paris lieferte.

Als dieser bittere Kelch ihm nichts mehr darbot, als die letzte Hefe des Trankes, der ihn berauscht hatte, als der Verfasser des Lacon (so unterschrieb er sich immer) der Verachtung, dem Alter und der Krankheit verfallen war, reis'te er nach Fontainebleau und machte seinem Leben ein Ende. Die merkwürdigen Verse, die er an seinem Todtenbette zurückließ, bieten nicht eine einzige Spur von Gewissensbissen oder Reue dar.

Digitized by Google

Er beklagt sich über den Zweifel, in welchem er lebe, über die Ungewißheit, die ihn peinige und seine Seele zerreiße, über die tiefe Finsternis, die den Augen des Menschen das Geheimniß des Lebens und des Todes verberge. Der Stolz, diese Triebfeder fast aller Selbstmorde, regt sich noch in diesem letzten Angstruf, der aus dem Herzen Calch Coltons hervorging. (Schade, daß der Verfasser dieses Artikels uns diese sedenfalls höchst interessanten und charakteristischen Verse nicht mitgetheilt hat!)

Deutsche Literatur.

I. De Lamennais Worte eines Gläubigen, vollständig übersetzt und mit kritischen Materialien begleitet. Vorangestellt ist die Lehre vom Verhältnisse des Christenthums zum Staat, nach neuem Vortrage Neanders, als Anleitung zur Würdigung der Worte des Gläubigen. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1834. XXXII. u. 112 S. Octav.

II. Zur Beurtheilung des Buches der polnischen Pilgrime von Mickiewicz, der Worte eines Gläubigen vom Abbé F. de Lamennais, und der Gegenschriften vom Abbé Bautain, Faiber u. a. Von F. W. Carové. Zürich, Schultheß, 1835. XX. und 146 S. Groß Octav.

I. De Lamennais Flugschrift hat durch den lauten Widerspruch, welchen sie überall finden müssen, wo der gesunde Menschenverstand nicht zu Grabe getragen worden, zu allgemeines Aufsehen erregt, um nicht die Neugier jedes einigermaaßen Gebildeten zu erregen. Der Uebersetzer hat sie nicht nur treu übertragen, und ist an dem einzigen Verdienste der Urschrift, an phrophetischer Verdrießmiene, hinter derselben nicht zurückgeblieben, sondern entdeckt im Voraus jede Mißverschiedenheit vorderrichten Einflusses dieses vielleicht kriegslosen Mißtrauens religiöser Begeisterung, indem er auch minder unterrichtete und urtheilsfähige leicht auf den Standpunct stellt, daß wahrer Verhältniß des Christenthums zur Erscheinung des irdischen Staates mit Ueberzeugung zu erkennen.

Neanders Erläuterung desselben ist ihm so einleuchtend und köstlich, genügend und erschöpfend, als philosophisch, geschichtlich und evangelisch, und kann ihrer heilsamen Wirksamkeit um so weniger verstehen, da sie durchaus keinen polemischen Zweck hat, sondern sich einzig und allein mit Begründung und Befestigung der Wahrheit beschäftigt.

Eine keineswegs überflüssige Zugabe ist Lamennais kurzgefaßte Biographie, und einige felsenkundige Aeußerungen über dieses sein jüngstes Erzeugniß, aus der Allgemeinen Zeitung, dem berliner politischen Wochenblatt und dem brüsseler Journal l'Emancipation.

II. Herr Carové ehrt sich selbst zu sehr, um Lamennais Buch für todeifrei zu erklären; aber sein Haß gegen den römischen Stuhl und den Bestand seines Anschens ist zu tief gewurzelt, als daß er einen unerwarteten Bekämpfer desselben nicht in Schutz nehmen, und sich entschlossen könnte, dessen Redlichkeit in Verdacht zu ziehen. Er behauptet, Lamennais offenbarer Abfall von dem obersten Kirchenhaupt, dessen erfrischter und unbedingter Verehrer er noch vor Kurzem gewesen, sey vollkommen gerechtfertigt, weil dieser sich verbrochen habe, im Jahre 1832 ein Breve an polnische Bischöfe zu erlassen, worin er sie ermahnt, nicht zugegeben, daß man sich des Vorwandes der Religion bediene, um der Uebermacht des Kaisers von Rußland zu widerstreben; Unterwerfung unter die von Gott eingesetzte Gewalt sey unwandelbarer Grundsatz der Kirche und ihrer Lehrer. Doch wisse der Papst selbst nur eine einzige Stelle des Tertullian dafür anzugeben, worin es heißt: „Wir wissen, daß der Kaiser (domitus bekanntlich ein Heide) von Gott eingesetzt ist, und daß wir verbunden sind ihn zu lieben, zu ehren und sein Wohlergehen zu wünschen."

Es thut uns leid für Herrn Carové, dem so viele gute Waffen für das zu Gebote stehen, was er für die gute Sache hält, und der sie so geschickt zu führen weiß, daß er zu bleiernen greift. Der Papst konnte keinen Augenblick verlegen seyn, statt dieser einzigangenannten Stelle des Tertullian, die allerdings den Beförderern innerer Unruhe etwas unwillkommen seyn mag, das jedem Christen bekannte evangelische Gesetz anzuführen, an welchem drehen und drucken zu wollen unter der Würde des ehrlichen Mannes ist: „Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn wo Obrigkeit ist, da ist sie von Gott geordnet." Bayle bemerkt sehr treffend, es müsse dem Christen nicht selten schwer fallen, seine politischen Ansprüche mit den seinen seiner Religion auszugleichen. Am Tage liegt, daß der römische Stuhl, nach allen Regeln ehrenwerther, vor dem strengsten Sittengericht zu rechtfertigender Staatsklugheit, nach Beschaffenheit der Umstände, und zum Heil der eignen Anhänger seiner Kirche, nichts klügeres thun können, als ihren Behörden zu befehlen, der siegreichen russischen Obermacht keine Veranlassung des Unwillens oder Mißtrauens zu geben, und dadurch ihre Ansprüche auf Religionsduldung zu gefährden. Die Jesuiten waren vor wenig Jahren nicht hartherzig genug, einigen schwachsinnigen russischen Weibleln die Ihür ihrer kirchlichen Gemeinschaft zu verschließen, und büßten für diese unzeitige Gefälligkeit mit ihrer Verbannung. Welche strengen Maaßregeln ließen sich nicht befürchten, wenn die Mitglieder einer gebudeten Kirche den Vorwurf rechtfertigten, sie begünstigten Aufstand gegen die Uebermacht? Polens Unabhängigkeit hätte sich ohne Zweifel länger, vielleicht auf immer erhalten, wenn verblendete römisch-katholische Mitglieder sich überwinden konnten, Mitbürgern, die einer andern Kirche angehorten, brüderliche Schonung zu erweisen. Darf die Erfahrung ihre Stimme nie erheben, um vor gefahrbringenden Schritten zu warnen? Das sittliche Gottesrecht auf Erden, wie es Jesus begründete und zu fortdauernder Anerkennung brachte, ist nach seiner eignen, Freunden und Feinden nie verhehlten Erklärung, kein weltliches, nicht bestimmt, politische und bürgerliche Verhältnisse zu ordnen und einzurichten; aber die gewissenhafte Befolgung seiner Vorschriften kommt jedem Staat, jedem Gliede desselben, wes Standes und Geschlechtes es seyn mag, eben so unträglich zu Statten, als die Beobachtung des Sittengesetzes dem einzelnen Menschen sowohl als der Verbindung vieler zum Vortheil gereicht.

Die Erziehung des Geschlechts, welches dem Erdenleben vertraut ward, hat überall Vorschritte, Rebenschritte und Rückschritte gemacht: aber die gereifte Vernunft, wo sie wirklich diesen Namen verdient, unterscheidet sich von der minder gebildeten durch unablässige Annäherung zu dem erwünschten, ob auch nie vollkommen erreichten Ziel. Dem Christenthum, wie allem, was menschlichen Händen übergeben wird, darf nicht zum Vorwurf gereichen, daß es keine übermenschlichen Wirkungen, keine übermenschlichen Erfolge aufzuweisen hat. An wohlthätigen fehlt es ihm nicht, die geschichtlich verbürgt und deren Schnelle und Verbreitung staunenswürdig sind. Es ist in hohem Grade, was jede Religion seyn soll, um gemeinnützig zu werden, dem Niedrigsten im Volke faßlich, dem Höchsten angemessen. Es besitzt keine magische Kraft, daß es dem tugendhaften Sterblichen Glanz und Sieg zusichern könnte; aber es giebt ihm Mäßigung im Glück, Trost und Fassung im Unglück, und öffnet ihm, wenn Welt und Bewußtseyn ihn verlößt, die väterlichen Arme des Allerbarmenden, den kein Erdenwahn zu täuschen vermag. Dieses Evangelium predigt es den Armen im weitesten Umfange des Wortes, nicht bloß den Armen an Geld, sondern auch den Armen an Geist; und der Geistreichste darf eine Botschaft nicht verachten, deren Beruhigung er nicht läugnen kann, obgleich er sich vielleicht überreden mag, sie durch das Bewußtseyn eigner Vernunft erworben zu haben.

Digitized by Google

Geistliche Obern üben eine nothwendige und unentbehrliche, aber beschwerliche und undankbare Aufsicht. Was sie auch thun mögen, sie können es weder Freunden noch Feinden zu Dank machen. Ihr Widerstand erregt Haß, ihre Nachgiebigkeit Verachtung. So oft ihre Macht mit der weltlichen zusammenstößt, ist ihre frühere oder spätere Niederlage entschieden. Selbst ihre augenblicklichen Siege sind von keiner Dauer, und tragen den Keim künftiger Verlüste in sich. Das konnten sie weder in Portugal noch in Tibet, nicht einmal in dem bis zur Versteinerung erstarrten Japan vermeiden; und die Geschichte des römischen Papstthums bezeugt diese Wahrheit auf allen Blättern. Es bedarf nur einer oberflächlichen Kenntniß desselben, um zu gewahren, wie selten der geistliche Stuhlherr aus eigenem Antriebe geneigt gewesen, selbst über reindogmatische Gegenstände eine Entscheidung abzugeben, welche die Unzufriedenheit einer bedeutenden Partei erregen können; wie flehentlich er von weltlichen Machthabern begehrte, Zurückhaltung und Schweigen beobachten zu dürfen. Wir erinnern hier nur an seine langverzögerte Erklärung für die Gottheit des heiligen Geistes, deren Abdringung Fleury, den Niemand beschuldigen kann, ein Mönling zu seyn, so aufrichtig, unbefangen und anschaulich vor Augen legt. Sah sich aber das Oberhaupt der römischen Kirche einmal gezwungen, den Willen eines weltlichen Machthabers, der am häufigsten von dem erstgebornen Sohn der Kirche, von dem Beherrscher Frankreichs ausging, für den seinigen auszugeben, so durfte er, nach der Lage der Verhältnisse, dieses Kirchengesetz nicht wieder zurücknehmen, ohne auch den letzten Schatten seines Ansehens und allen Einfluß seines Amtes einzubüßen.

Dem Benehmen Rußlands gegen Polen hat Niemand bündiger und unwidersprechlicher das Wort geredet, als Lafayette. Dieser vollendete und unterrichtete Staatsmann behauptete in der Nationalversammlung: „Polen ist ganz eigentlich der Vortrab des französischen Heeres zum „Angriffe gegen Rußland." Aus dieser Voraussetzung läßt sich, ohne alle Gesetze der Denklehre zu verläugnen, kein anderer Schluß ziehen, als der: Folglich war Rußland zu seiner Selbsterhaltung verpflichtet, den Vortrab zu bekämpfen und aufzureiben, ehe der Kern und Nachtrab des Heeres Zeit gewann, sich mit ihm zu vereinigen; und Deutschland, das die Durchzüge französischer Heere Jahre lang im Uebermaaß gekostet, hat wenig Grund, sich zu grämen, daß dieser Besuch vor der Hand verschoben worden. Auch der Papst durfte, so lange es noch Anhänger seiner Kirche in einem Lande giebt, das unkatholischer Gewalt unterworfen ist, diese nicht berechtigen, zu glauben, der Widerstand gegen sie sey vom römischen Stuhl aufgeregt und bestärkt, und fahre fort, es zu werden. Nicht alle Vorfahren Capellari's haben diese Richtschnur der Klugheit immer befolgt, aber weder die Kirche noch die Menschheit hat dabei gewonnen, so oft sie es nicht gethan; und weder Lambertini noch Ganganelli würden sich, wie ihr Beispiel ergiebt, der Handlungsweise Gregors XVI. geschämt haben.

Als nach dem Gelingen der July-Revolution und der Verbannung der Bourbons Lamennais das längst untergrabene Ansehen des päpstlichen Stuhles, dessen unbedingter Vertheidiger er bis dahin gewesen, immer mehr wanken sah, fing er an Druckschriften zu verbreiten, die dem herrschenden Geschmack seiner Landsleute besser zusagten, und die Souverainität des Volkes über weltliche und geistliche Vorsteher erhoben. Der Papst konnte nicht umhin, ihm diese, wiewohl schonend, zu verweisen, und Lamennais erklärte am 10. Mai 1832, er unterwerfe sich der allerhöchsten Autorität des Statthalters Jesu Christi, und werde nicht wieder dagegen verstoßen.

Zu eben der Zeit hatte de Potter ihm zugerufen: Il faut faire de l'opposition quand-même; le pouvoir, quel qu'il soit n'ayant jamais raison, ou étant toujours sur le point de ne plus l'avoir, ou ne l'ayant pas comme il faudrait qu'il l'eût. Und Lamennais antwortete: Après avoir beaucoup souffert, il faudra en venir, à Bruxelles, comme à Paris, à reprendre, par ses fondemens l'oeuvre d'une vraie régénération. Je conçois absolument de la même manière que vous, l'action à exercer sur le monde. C'est au peuple, au vrai peuple, qu'il faut s'identifier, — c'est lui qu'il faut amener à défendre sa propre cause, à vouloir et à agir. Plus convaincu de cela que jamais, je me sens aussi plus que jamais plein d'ardeur pour retourner au grand combat, auquel j'ai consacré ma vie. Dans aucun cas je ne resterai muet, et vous pouvez compter que ma parole sera nette. Le temps est venu de tout dire. Er fügte in der That einem Livre des Pélerins polonais, das bald nachher erschienen, einen Hymnus bei, worin er die polnische Nation als Märtyrer für die künftige staatsbürgerliche Erlösung der Menschheit verherrlicht, und eine allgemeine Selbstbefreiung der Völker weissagt. Als dagegen 1833 ein Breve des römischen Stuhls erlassen werden mußte, säumte Lamennais nicht zu erklären, Niemand unterwerfe sich herzlicher und rückhaltloser als er allen Entscheidungen, die vom heiligen Stuhl über Glaubens- und Sittenlehren ausgegangen wären, oder ausgehen könnten, so wie den aus seiner souverainen Autorität erlassenen Disciplinar-Gesetzen. Er wiederholte diese Versicherungen immer unbedingter und ausdrücklicher, und erklärte am Schlusse des Jahres mit Worten, die keine Deutelei zulassen: doctrinam literis pontificiis traditam absolute sequi confirmo, nihilque ab illa alienum aut scripturum esse aut probaturum. Und doch übergab er, im Mai 1834, die paroles d'un croyant dem Druck!

Ist das nicht Doppelzüngigkeit, so hat bis jetzt nichts in der Welt diesen Namen verdient, oder kann ihn jemals verdienen. Doppelzüngigkeit aus höchster unmittelbarer Bedrängniß mag Verzeihung finden; aus Menschenfurcht, der Entschuldigung nicht unwürdig scheinen; aus heiler Haut, gewiß keine Rechtfertigung. Wer die zu unternehmen sich entschließen kann, — dem haben wir nichts zu sagen.

Mickiewicz oben erwähntes Buch der Pilgrime, von Rom perhorreszirt, von Börne übersetzt, nennt Herr C. das phrophetische Vorwort zu den Worten eines Gläubigen, und da es unsern Lesern minder bekannt seyn dürfte, als die Erfüllung ihrer Verheißung, so erlauben wir uns, die von Herrn C. daraus mitgetheilte Geschichte der polnischen Nation vom Anfange der Welt abzuschreiben.

(S. 47.) „Im Anfang war Glauben an einen Gott, und Freiheit war in der Welt. Und es gab keine Gesetze, sondern allein den Willen Gottes; weder Herren noch Knechte, sondern nur Patriarchen und ihre Kinder. Aber die Menschen machten sich Götzenbilder, und bekriegten sich um ihrer Abgötter willen. Als Strafe Gottes ward eine Hälfte des Menschengeschlechts Sclav der anderen, bis, einander bekämpfend, alle zuletzt unter das Joch des römischen Kaisers fielen. Und der Kaiser machte sich zum Gott, und Philosophen rechtfertigten ihn.

„Da stieg der Sohn Gottes zur Erde herab, und lehrte die Menschen, sie wären alle Brüder und Söhne eines und desselben Gottes, der größte unter ihnen wäre, wer dem kleineren diene und sich für das Wohl Aller aufopfere.

„Die Richter des Kaisers tödteten Christus, um die Gerechtigkeit zu tödten. Aber Christus erstand, vertrieb die Kaiser und pflanzte das Kreuz auf; und die Herren gaben ihren Sclaven Freiheit, und erkannten in ihnen ihre Brüder; und die Könige erkannten in ihnen das Gesetz an, und alle Völker, welche den Glauben hatten, sahen sich an als ein einziges Volk, und nannten sich Christenheit. Sich selbst aufopfernd zogen ihre Ritter in das gelobte Land zur Vertheidigung ihrer Brüder; Freiheit breitete sich aus in Europa. Von den Königen kam sie zu den Großen, von den Großen zum Adel, vom Adel zu den Städtern, und in kurzem sollte sie bis zum Volke

Digitized by Google

herabsteigen; aber die Könige verdarben alles, denn sie waren schlecht geworden, und der Teufel war in sie gefahren. Sofort beschlossen sie, ihre Völker in Unwissenheit zu halten und dafür zu sorgen, daß sie untereinander haderten. Auch machten sie neue Abgötter: der König von Frankreich nannte den seinigen, Ehre (das goldene Kalb); der König von Spanien den seinigen, das politische Uebergewicht (Baal, Dagon, Jupiter); der englische Götze hieß, Oberherrschaft über Meer und Handel (Mammon); der deutsche, Wohlleben (Moloch und Komus); und die Völker kämpften für ihre Abgötter, und zuletzt verkauften die Könige ihre Völker um klingendes Geld.

„Nur noch ein Christ fand sich, Columbus, und Gott segnete ihn, und er entdeckte Amerika, welches das Land der Freiheit wurde. Aber in Europa nahm die Abgötterei zu, und es gab Philosophen, die alles lobten, was die Könige ersonnen hatten, Machiavelli und A . . . . . n. (Ancillon?) Endlich kamen im heidnischen Europa drei Könige auf, Friedrich II., Catharina II. und Maria Theresia, und dies war die teuflische Dreieinigkeit. Und sie errichteten ein Götzenbild, den Eigennutz; und die Volker verdarben und beteten den Eigennutz an; und es fand sich nur noch ein Mann, in welchem der Geist der Aufopferung lebte, Lafayette. Und unter den Völkern war es nur das polnische, welches den neuen Götzen nicht anbetete. Es blieb treu dem Gott seiner Vorältern, und in keinem Volke hat es so viele freie und sich Brüder nennende Männer gegeben als in Polen, und an einem dritten Maitage beschlossen sie, nach und nach alle, auch die Bauern, in die Brüderschaft der Freiheit aufzunehmen. Aber die Könige erzitterten, und beschlossen jenes große Volk zu tödten, in dem die Freiheit auf die Erde zurückkehren wollte. Sofort ward Polen verrathen, für dreißig Silberlinge (Städte) verkauft und gebunden, und der Gallier urtheilte und sprach: wahrlich, ich finde keine Schuld an diesem Volk, und mein Weib, Frankreich, hat viel im Traume erlitten von seinetwegen; aber nehmet ihn hin, und richtet ihn nach eurem Gesetz. Und er wusch sich die Hände, und das polnische Volk ward hingerichtet und in ein Grab gelegt. Aber es ist nicht todt. Seine Seele ist von der Erde, das heißt vom öffentlichen Leben, hinabgestiegen zur Hölle, das heißt in das Privatleben der Völker, die Sclaverei dulden, und in drei Tagen wird es auferstehen und alle Völker Europa's von der Sclaverei befreien, und wie bei der Auferstehung Christi, auf der ganzen Erde, die blutigen Opfer aufhörten, so werden in der ganzen Christenheit alle Kriege aufhören, bei der Auferstehung des polnischen Volks."

„Die ganze Wissenschaft der Voltaire und Hegel ist Gift; die Cousins und Guizots sind leere Mühlen; ein niederträchtiger Mensch heißt jetzt ein Ministerieller, ein alberner ein Doctrinair. Wie zu Christi Zeiten, Zöllner, Proconsul, Pharisäer, Sophist, gleichbedeutend war mit Dieb, Zwangherr, Rechtsverdreher, Betrüger, so jetzt König, Pair oder Lord, Minister und Professor.

„Die Franzosen, Engländer und Deutsche sind schlecht geworden und zu Grunde gegangen, weil sie die Gemeinschaft mit ihrer Mutter, der römisch-katholischen Kirche aufgaben; die Polen, Irländer und Belgier sind tugendhaft geblieben, weil sie die Lehre ihrer Väter nie vergaßen.

„Jene Götzendiener werden Andere mit dem Schwerdt bekämpfen, und diese Anderen sind die Juden, welche die Volkssouveränität Freiheit und Gleichheit anbeten; die sind von Gott zur Ausrottung der götzendienerischen Cananiter ausgesendet. England und Frankreich sind Israel und Juda. Wie Christus und sein Gesetz in der Mitte der Juden und ihrer Hauptstadt erschienen, so wird euer Socialgesetz in den liberalen Hauptstädten Europa's erscheinen; denn ihr sagt: Was unser ist, gehört unserm Vaterlande, und alles was unserm Vaterlande gehört, gehört den freien Völkern.

„Die Nationen werden erlöset werden durch die Verdienste des Opfervolks, und getauft im Namen Gottes und der Freiheit. Von dem großen politischen Gebäude des jetzigen Europa wird, wie von dem Tempel zu Jerusalem kein Stein auf dem andern bleiben."

Die Litanei der polnischen Pilgrime schließt mit dem Gebet:

„Accordez nous la guerre générale pour la liberté des peuples!"

Und de Lamennais prosaischer Hymnus wiederholt unablässig den Ringelreim: „Schlaf mein Polen, schlaf in Frieden, in dem, was sie Dein Grab nennen; ich, ich weiß, daß es Deine Wiege ist!"

(Dors ma Pologne, dors en paix dans ton tombeau;
Moi, moi je sais, ce sera ton berceau!)

Was Herr Carové in seiner Abhandlung, sowohl über Lamennais und dessen Beurtheiler und Gegner, als über die römische Hierarchie sagt, hat uns nicht befremdet. Wir besitzen keine Sehergabe in die Zukunft, und ehren die religiösen und philosophischen Gründe derer, die sich für Katholiken halten, und doch der Abhängigkeit vom römischen Stuhl entziehen. So viel wir aber mit Unbefangenheit beobachten können, hat von den ersten Zeiten des Christenthums bis jetzt, eine große und zum Theil sehr ehrenwerthe Christenzahl die Ueberzeugung genährt, eine monarchische, gesetzlichgeordnete und bestimmte kirchliche Verfassung, entspreche am besten ihren Bedürfnissen; und würden sich sehr gekränkt fühlen, wenn man ihnen dafür eine republikanische aufdringen wollte, die nach ihren Begriffen zur Anarchie führen müßte. So dachte der staatskluge Richelieu, dem es weder an Macht noch an Entschlossenheit fehlte, zu zertrümmern was ihm verderblich schien; so dachte der einsichtsvolle Bossuet, der das wohlverdiente Ansehen eines Kirchenvaters vom ersten Range genoß, und sich einer Gewalt der Rede bewußt war, die alles mit sich fortriß; so bewährte sich Fenelon, den alle Tugenden verherrlichten, die den Menschen heiligen, und der keine Menschenfurcht kannte, wenn er ihrentwegen seine Gewissenhaftigkeit hätte verläugnen müssen. So dachten sehr aufgeklärte, wohlgesinnte, nichtkatholische Regierungen, als sie nach sorgfältiger Erwägung vorliegender Verhältnisse, gerathen fanden und sich verpflichtet hielten, den Anhängern einer kirchlichen, ihrem Schutz und ihrer Pflege anbefohlnen Gemeinschaft, nicht zu untersagen, Vorschriften ihres geistlichen Oberhirten einzuziehen und zu befolgen, in so fern diese das Staatswohl nicht gefährdete, und durch ausdrückliche Verträge die Gränzen seiner Vollmacht bestimmten und sicherten, und durch väterliche und weise Nachsicht die Gewissen ihrer römisch-katholischen Untergehörigen zu beruhigen.

Möge Herr Carové und seine Verbündeten, die ohne Zweifel der Wunsch beseelt, das Gute auf heilsamen Wegen zu befördern, nicht aber, was ihnen Uebel scheint, durch schlimmeres Uebel zu verdrängen, nicht bloß den Feuereifer siegreicher Reformatoren, sondern auch Erasmus wohlthätige unvergängliche Lichtverbreitung ins Auge fassen! Mögen sie von unverdächtigen protestantischen Theologen und Geschichtschreibern lernen, Einrichtungen, die Zeit und Herkommen herbeigeführt, nicht bloß als Erfindungen der Herrschsucht, des Eigennutzes und des Betruges zu betrachten, sondern auch als Erzeugnisse der Nothwendigkeit und Angemessenheit! Möge der Geist der Milde und des Christenthums, der in Planks Schriften ewig fortlebt, sie erleuchten, wie er die empfängliche Mitwelt erleuchtet hat! Leidenschaftliche Vorwürfe erbittern und gießen Oel ins Feuer, Mäßigung erreicht nicht selten das erwünschte Ziel, weil sie die Gemüther der Widersacher versöhnt. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1081. Hamburg. Mittwoch, den 12. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Oliviers Leefdaele, aus Brüssel, Pilgerfahrt, um Gottfried den Bärtigen aufzusuchen. . . . . Seite 761
Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. . . . . „ 763
Thürme von Porcellan, Chinesische Architektur. . . . . „ 765
Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen. Herausgegeben von Theodor Mundt. . . . . „ 767

Oliviers Leefdaele, aus Brüssel, Pilgerfahrt, um Gottfried den Bärtigen aufzusuchen.

(R.)

Ein altes Manuscript, das uns in die Hände gefallen ist — heißt es im Feuilleton der brüsseler Emancipation — ist uns so merkwürdig erschienen, daß wir uns dessen Aufnahme, ohne Verbürgung seiner Authentizität, um so weniger versagen mochten, als es interessante Angaben über unsere Geschichte des eilften Jahrhunderts enthält.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!

Es ist dieses die Geschichte meiner Wallfahrt, um Monseigneur Gottfried von Löwen, gegenwärtig Graf von Brabant und Herzog von Nieder-Lothringen aufzusuchen. Man wird daraus ersehen, wie ich am 12. April 1097 von Brüssel abgereis't und erst im Januar 1100 dahin zurückgekehret bin.

Zur Zeit des Opferfestes im Jahre 1096, als alle Christen, durch die frommen Predigten des seligen Eremiten Peters angefeuert, sich beeilten, das Kreuz zu nehmen, um das heilige Grab zu befreien, sah man mehrere Fürsten und adeliche Herren ihre Freunde auffordern, sie zu begleiten, zu was Ende sie auch große Feste an ihren Höfen gaben.

Monseigneur Eberhard, Fürst von Doornik, wollte militairische Spiele geben und hatte dazu die tapfersten Männer eingeladen. Unter ihnen zeichnete sich Heinrich III., Graf von Brabant und Schirmvogt mehrerer Abteien aus. Nachdem er seine Rüstung von beblechter Büffelhaut angelegt hatte, ließ er auch sein Schlachtroß zäumen und anschirren; dann umarmte er seine Gattin, Gertrud von Flandern, und seine Mutter, die Gräfin Adele, und brach, nur von zwei Knappen begleitet, von seinem Pallaste zu Löwen nach der Stadt Doornik auf.

Er machte diese Reise innerhalb vier Tagen, nachdem er zu Brüssel, zu Enghien und zu Ath, in welchen Städten sich ihm mehrere Ritter angeschlossen, übernachtet hatte.

Herr Eberhard fühlte sich durch die Ehre geschmeichelt, welche ihm von dem Grafen von Brabant erwiesen wurde, und beschloß, all die Zeit seines Aufenthaltes zu Doornik bei ihm zu weilen. Herr Eberhard bewohnte das alte königliche Schloß auf der Insel, welche ein Nebenarm der Schelde unterhalb der Stadt bildet. Auf dem linken Ufer, zwischen dem Flusse und der Kathedrale, hatte er einen Turnierplatz einrichten lassen.

Ehe man das Kampfspiel begann, hatten viele Herren das Kreuz genommen und geschworen, daß sie in Gesellschaft Gottfrieds von Bouillon, der eine große Armee zusammenzog, die heilige Reise antreten wollten. Auch der Graf von Brabant gelobte, daß er die heiligen Stätten besuchen wollte, jedoch erst nach der Heimkunft seines Bruders Gottfried von Löwen, der mit den ersten Kreuzfahrern ausgezogen war. Er kam nicht dazu, dies Gelübde zu erfüllen.

Als das Turnier eröffnet worden war, sah man ein schönes Lanzenbrechen, Einer gegen Einen, Zwei gegen Zwei, Zehn gegen Zehn. Es war ein Kriegsschauspiel, das vielen Lärm machte, bei dem aber kein Blut vergossen ward; denn die eisernen Waffen prallten zwar tosend zusammen, verletzten aber nicht, da sie nur zum Scherz bestimmt waren. Unglücklicherweise hatten Heinrich, Graf von Brabant, und Goseguin, Herr von Tournaisis, am letzten Tage des Turniers mit einander Streit bekommen; da sie sich aber dabei leise unterhielten, so ahnte man nicht, daß es damit so arg sey. Sie traten beide einen Augenblick ab, und verlangten, als sie wiederkehrten, daß man ihnen die Stechbahn einräumte. Man bemerkte nicht, daß sie ihre Waffen vertauscht, und wirkliche Kriegslanzen mitgebracht hatten.

Als man ihnen die Stechbahn eingeräumt, sah die Menge zu, wer von beiden dem andern die Lanze brechen würde. Aber bald ward ihr Kampf ernst und hitzig; man konnte dies freilich nicht an ihren Gesichtern sehen, indem sie das Visir heruntergelassen hatten, aber wohl an ihren lebhaften Bewegungen. Nach höchstens einer Viertelstunde gerieth alles durch ein furchtbares Ereigniß in Schrecken — der Graf stürzte, von einem Lanzenstich durchbohrt, zu Boden. Herr Goseguin flüchtete sich mit Hinterlassung seiner Waffe in die St. Piats-Kirche, die er erst dann verließ, als es ermittelt worden, daß es beim Kampfe loyal zugegangen sey und auch der Graf von Brabant eine wirkliche Kriegslanze geführt habe.

Der arme Fürst verschied bald darnach; und hatte nur noch die Zeit, das heilige Abendmahl zu nehmen und den Wunsch zu äußern, daß man ihn in der Kirche St. Gertrud von Nivelles beisetzen und seinen Bruder Gottfried aus Palästina zurückrufen möchte, um ihm, der nur Töchter hinterließ, zu folgen. Das Turnier ward, eines so großen Unglücks wegen, unter tiefer Betrübniß geschlossen. Graf Heinrich ward unter Thränen in der Kirche St. Gertrud von Nivelles, wie er das gewünscht hatte, beigesetzt, und die zu Löwen versammelten Großen des Landes übertrugen der Gräfin Adele die Regentschaft, um Brabant Namens ihres zweiten Sohnes Gottfried zu administriren.

Es wurden diesem Fürsten mehrere Boten nachgesandt, um ihm den Tod seines Bruders zu melden und ihn zum Antritt seines Erbes, der

Digitized by Google

Grafschaft von Brabant, zurückzuführen. Aber einige dieser Boten kehrten gar nicht, die anderen unverrichteter Sache zurück; nur ein einziger, Hugues genannt, brachte nach einem achtmonatlichen Zuge die Kunde, daß ihm im Lande von Constantinopel von mehreren Rittern und selbst von dem Kaiser von Asien versichert worden wäre, daß Herr Gottfried von Löwen in die Hände der Ungläubigen gefallen sey; den Ort seiner Gefangenschaft hatte er aber nicht ermitteln können.

Andere Nachrichten, die im Verlauf des Winters eintrafen, bestätigten diese Angabe. Die große Armee der Kreuzfahrer, unter Anführung Gottfrieds von Bouillon, Baudouin von Mons und Robert von Flandern hatte sich in Marsch gesetzt. Man hatte dem einen hohen Lohn verheißen, der den Grafen von Brabant zurückbringen würde; jedoch ohne Erfolg. Darnach wurden Leute aufgefordert, die sich ganz besonders dem Erforschen des Fürsten widmen und sich anheischig machen wollten, nicht ohne ihn zurückzukehren. Auch verhießen der Bischof von Doornik, der Bischof von Lüttich und andere Prälaten große Gnaden und Indulgenzen für die Ausführung einer solchen gefährlichen Reise; doch wollte sich niemand dazu verstehen.

Währenddem verliebte ich mich, damals etwas über 30 Jahre alt und nachdem ich meine erste Jugendzeit unter den Waffen verlebt hatte, sterblich in ein junges, sechszehnjähriges Mädchen, Alix genannt, die Tochter eines brüsseler Adelichen, Andreas von Warik. Ich bat den Kaplan von St. Jacob, der mein Beichtvater war, für mich um sie zu werben. Er that das, und fand auch ein williges Gehör, nur sagte man ihm, das Mädchen sey noch zu jung, und sollte erst nach zwei oder drei Jahren verheirathet werden; inzwischen dürfte ich sie sprechen. Dies war mir schon eine große Freude, und ich ging, um Alix mein Compliment zu machen.

Als ihre Eltern sie mit mir allein gelassen hatten, damit sie ungezwungener sey, da sagte sie zu mir, daß sie ein Gelübde gethan hätte; ich erschrack darob, sie setzte aber rasch hinzu, ihr Gelübde wäre, sich nicht eher zu verheirathen, als bis der Graf Gottfried, dem ihr Vater sein Glück verdanke, zurückgekehrt sey.

Schon froh, daß sie an meinem Alter keinen Anstoß nahm, antwortete ich, daß ich ihre hochherzigen Gesinnungen nicht tadeln könnte. Aber, bemerkte sie nun, warum seyd Ihr nicht auch ein Kreuzfahrer? Jeder tapfere Mann sollte eine so schöne Gelegenheit, seine Sünden abzuwaschen, nicht versäumen. Auf meine Antwort, daß ich zu der Kreuzfahrer-Armee drei Mann gestellt hätte, erwiederte sie dann: so will ich, wenn es Euch recht ist, noch ein zweites Gelübde thun, das nämlich, nie einem andern als Euch anzugehören, unter der Bedingung, daß Ihr ausgeht, den Herrn Grafen aufzusuchen und nach Löwen heimzuführen, oder doch mindestens so sichere Kunde über ihn zu bringen, daß man wegen seiner Loskaufung in Unterhandlung treten kann.

Topp! ich nehme Euer Gelübde an, antwortete ich, und nach acht Tagen mache ich mich auf den Weg; ich werde nicht eher wiederkehren, als bis ich Eure Wünsche erfüllt habe, Ihr aber seyd meine Braut.

Als auch Andreas von Warik alles, was wir verabredet, genehmigt hatte, ward ich zur Gräfin Adele geführt, um die mir nöthigen Instructionen zu erhalten. Von allen Seiten wurden mir die größten Aufmunterungen zu Theil; ich erhielt von mehr als zwanzig hohen Herren Schutzbriefe, eine Urkunde von dem Bischof von Lüttich, eine andere von dem Bischof von Doornik, und eine dritte von der Aebtissin von Nivelles, und vier meiner Freunde erklärten sich bereit, mich zu begleiten. So übergab ich denn, am 12. April 1097, mein am Wege von St. Jacob belegenes Haus der Obhut der Kirche, und trat dann in die Kapelle vom Gandenberg, um mich als ein gottgeweihter Pilger einsegnen zu lassen.

Als sich auf die an alle Gläubige des Kirchspiels gerichtete Frage, ob sie mich nicht für unwürdig hielten, in Aufsuchung des Grafen Gottfried die heiligen Orte zu betreten, niemand wider mich erhoben hatte, da setzte der Kaplan von St. Jacob meine Pläne aus einander, stellte meine Braut unter Gottes Schutz, und wünschte mit mir, daß ich, wenn es möglich sey, zu Jerusalem mein Gebet verrichten möchte. Als jedermann dazu Amen gesagt, legte er mir die Hände aufs Haupt, und übergab mir nebst der eingesegneten Pilgertasche und dem Pilgerstabe ein Schreiben, das mich allen Klöstern und allen Dienern Gottes empfahl. — Dieselbe Ceremonie ward auch mit meinen vier Gefährten vorgenommen. Alle Welt überhäufte uns mit Segnungen und Lobsprüchen; dann zog, wie es der Brauch mit sich bringt, der ganze Sprengel, die Geistlichkeit, das Panier von St. Jacob und eine Menge Einwohner von Brüssel, unter Absingung geistlicher Lieder und den Pfad vor uns mit grünen Zweigen bestreuend, mit uns bis an die Gränze des brüsseler Gebiets auf der Straße von Vilverde. Dort gab uns der gute Kaplan noch einmal seinen Segen und sagte uns ein herzliches Lebewohl.

Wir übernachteten zuerst zu Mecheln, wo wir von Herrn Gautbier von Grimberg, dem Schirmvogt dieser Stadt, die ein Lehn des Bisthums Lüttich ist, sehr gütig aufgenommen wurden. Am folgenden Tage verrichteten wir unser Gebet vor dem Reliquienkästchen des guten heiligen Amandus zu Antwerpen, und nach drei Tagen schifften wir uns auf einem Kauffahrer ein, der mit löwener und brüsseler Tuch, das berühmteste der Welt, beladen war.

Es waren acht Monate her, seit die Armee, welche das heilige Grab befreien sollte, von Antwerpen abgegangen war. Wir wollten nicht zu Lande reisen, weil uns das traurige Geschick der ersten Kreuzfahrer, die unter der Anführung Gauthiers und Peters des Eremiten von den Barbaren niedergemetzelt worden, bekannt war. Freilich war es denjenigen, welche Gottfried von Bouillon denselben Weg geführt hatte, besser ergangen; doch wollten wir, unbewehrte Leute, uns lieber dem Meere anvertrauen, auf welchem sich damals die Schiffe von Antwerpen und Flandern in allen Richtungen durchkreuzten, um den Kreuzfahrern dies und jenes zuzuführen.

Unsere Fahrt ging sehr glücklich von Statten. Beschreiben will ich sie nicht, denn in jüngster Zeit sind der heiligen Wallfahrt wegen so viele Brabanter übers Meer gereis't, daß ich doch niemandem etwas Neues sagen würde. Wir kamen zu Constantinopel an, dessen Einwohner zwar Christen, aber Ketzer sind, die es nicht gut mit uns meynen. Ich hörte, wie verrätherisch sie sich gegen die Kreuzfahrer benommen hatten, und erfuhr, daß unsere Glaubensbrüder, die nach Jerusalem gingen, wahrscheinlich alle in die Fallstricke gefallen wären, die man ihnen gelegt hatte, wenn nicht der Kaiser Furcht vor Gottfried von Bouillon gehabt hätte.

Es war uns bekannt, daß die ersten Kreuzfahrer von den Ungläubigen niedergemacht worden waren; wir wußten aber auch, daß die Armee der Belgier Nicäa eingenommen hatte und im Triumph auf Palästina vorrückte. Nachdem wir uns an mehrere andere Pilger angeschlossen, mietheten wir ein kleines Schiff, das uns den Sangar hinauf bis drei oder vier Stunden vor Nicäa bringen sollte. Wir wurden aber schändlich hintergangen, indem man uns oberhalb Heraclea, in einem Flusse Paphlagoniens, wie dies unbekannte Land genannt wird, ausschiffte. Wir waren unserer siebenzig Pilger. Wir schlugen einen uns zur Linken bezeichneten Weg ein, um nach Nicäa zu gelangen, von welcher Stadt wir nun noch mehrere Tagereisen entfernt waren.

Nachdem wir einen ganzen Tag lang in einer brennenden Sonnenhitze und fast vor Durst verschmachtend gegangen waren, erblickten wir endlich ein Gehölz, in welchem wir Kühlung und Wasser zu finden hofften. Wir hatten es aber kaum erreicht, als einer meiner Gefährten aus

Digitized by Google

Brüssel plötzlich erschreckt stehen blieb. Er zeigte uns zwischen den Bäumen berittene Leute auf Pferden und Kameelen, deren Aeußeres uns nichts Gutes zu versprechen schien. Sie trugen Bänder in den Haaren, die herabhingen oder auch in Quasten aufgebunden waren. Diese Leute gingen gänzlich nackt, außer kleinen gestreiften Mänteln, die sie über die Schultern geworfen hatten, und plumpen Halbstiefeln an den Füßen. Wir blieben alle stehen, und wollten uns eben davon machen, als die Leute im Walde mit ihren Pferden und Kameelen, welche letztere Thiere ich zum erstenmal sah, auf uns einsprengten. Sie hielten große gespannte Bogen mit langen Pfeilen darauf in Händen. Wir warfen uns alle auf die Kniee, und dies rettete uns; denn als diese Barbaren sahen, daß wir uns nicht zur Wehre setzten, da schonten sie unseres Lebens, führten uns aber gefangen mit sich fort.

Sie nahmen uns alles ab, was wir besaßen, mit Ausnahme der Edelsteine, die ich zur Auslösung des Grafen Gottfried mitgenommen hatte und die ich zu verbergen so glücklich war. Wir blieben 22 Monate lang in der Gefangenschaft der Ungläubigen, die uns zu gelinder Arbeit anhielten, aber uns nie aus den Augen ließen. Dort erfuhren wir durch christliche Gefangene, die von Zeit zu Zeit eingebracht wurden und unser Schicksal theilten, die Fortschritte der Kreuzfahrer-Armee, was uns denn sehr zum Trost gereichte. Inzwischen konnte uns niemand Kunde über Gottfried von Löwen geben. Doch verließ uns die Hoffnung nicht. Ich dachte stets an meine junge Braut und sagte zu mir selbst: Gott wird es schon gestatten, daß ich sie wiedersehe.

Dieser Gedanke beschäftigte mich zu sehr, als daß ich mich recht angelegentlich um die Sitten dieser Barbaren, die Mahomed anbeten, hätte bekümmern können. Sobald einige der Unsrigen einige Worte ihrer Sprache erlernt hatten, redeten sie uns zu, daß wir zu ihrer Religion übergehen sollten, wozu sich jedoch niemand verstand und weshalb sie uns nicht mißhandelten. Zwei der Unsrigen, ein paar geschickte Arbeiter aus Löwen, verfielen darauf, einen Tuchweberstuhl anzufertigen, um so die Gunst unserer Herren zu gewinnen, was den Barbaren auch dermaßen gefiel, daß sie uns die Freiheit versprachen, wenn wir sie in Stand setzten, die Zeuge, welche sie von Caledonien holen mußten, selbst anzufertigen. Diese Aussicht belebte unsern Eifer dermaßen, daß wir das Verlangte zu Stande brachten; auch hielten die Barbaren Wort und kündigten uns im August 1099 unsere Freiheit an. Gottfried von Bouillon hatte eben Jerusalem eingenommen, und sein Name verbreitete Schrecken über ganz Asien. Mit ihm in ein gutes Vernehmen zu kommen, rechneten unsere bisherigen Herren auf unser Zeugniß; auch hatten wir keine Ursache, über unsere Gefangenschaft, die weit härter hätte seyn können, zu klagen.

Sie führten uns dann einen weiten Weg bis an den Fuß des Libanons, wo, wie man sagte, die Häupter der Kreuzfahrer-Armee ihr Lager aufgeschlagen hatten. In den unbekannten Städten und Flecken, durch die wir zogen, bemerkte ich manches Neues. Am auffallendsten waren mir Mühlen, die vom Winde in Bewegung gesetzt wurden. Es ist dieses eine Erfindung, die Ländern sehr zu Statten kommt, welchen es an fließenden Gewässern gänzlich fehlt. Statt des Rades, das von einem Bache getrieben wird, haben diese Mühlen vier, fünf bis sechs Segel, gleich den Segeln einer Fischerbarke, die queerüber oder als ein Stern gelegt sind und auf einer gleichen Anzahl kleiner Masten ruhen, die eine Achse zum gemeinschaftlichen Mittelpunct haben. Dies Segelrad wird dem Winde zugekehrt; denn die ganze Mühle dreht sich auf einer Angel und ist inwendig eben so wie die unsrigen eingerichtet. Doch habe ich über diesen Gegenstand schon genug gesagt, da man auf hochliegenden Gegenden in Brabant bereits ähnliche Bauten aufzuführen beginnt.

Noch ein anderer Umstand erregte meine Bewunderung. Diese Völker erhalten, wenn sie Krieg haben, vermittelst zahmer Tauben, die man mit einem Briefchen unter den Flügeln fliegen läßt, und die getreu nach ihrer Heimath zurückkehren, binnen zwei oder drei Stunden Nachricht von dem, was 50 bis 60 Lieues weit von ihnen vorgeht. Diese Entdeckungen erfreuten uns und gereichten uns zum Troste für unsere Mühseligkeiten.

Die asiatischen Völker erfreuen sich auch noch einiger Naturgeschenke, die es beweisen, daß ihr Land das Lieblingsland Gottes ist. Sie sammeln von ihrem Gesträuch eine Wolle, die noch feiner und sanfter als unsere Lammwolle ist. Auch ziehen sie aus einem gewissen Schilf einen gelblichten Staub, süßer als Honig, den sie Zucar nennen und der mit Wein vermischt ganz köstlich schmeckt.

Ich erkundigte mich inzwischen überall, jedoch vergebens, nach dem Grafen von Brabant. Endlich ward mir von Rittern, welchen wir eines Tages begegneten, versichert, er sey gefangen zum König von Armenien geführt worden und dort gestorben. Ich schmeichelte mir indessen, daß dem nicht so sey. Meine Edelsteine hielt ich zu seiner Loskaufung stets sorgfältig verborgen und sehnte mich sehr nach der Zeit, wieder in Brüssel einzutreffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen
von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen.

(Aus dem Quarterly Review.)

Unserm Journalisten, einem Doctor von Cambridge, der an schlechter Gesundheit gelitten, war von seinem Arzte verordnet worden, die Wirkung einer angemessenen Bewegung und einer Abwechselung der Luft zu erproben. Demnach begab er sich nach dem Continent, und erwählte die Pyrenäen zum Ziel seiner Reise, theils weil er den Wunsch hegte, jene großartigen Gebirgs-Reihen kennen zu lernen, theils um durch eigene Beobachtung die Gesinnungen der Einwohner hinsichtlich der Mitbewerber um die spanische Krone zu erforschen. Bei seiner Ankunft an der Gränze, sah er die Unmöglichkeit ein, sie ohne Bedeckung zu passiren, und nachdem er zur See St. Sebastian erreicht hatte, schloß er sich dort einem Detaschement von El Pastors Truppen auf einem Marsche nach Tolosa an. In jener Stadt traf er mit dem Haupt-Corps der constitutionellen Armee, unter Rodil's Befehl, zusammen und begleitete es auf einige Tage bis Eybar; doch ward während seiner Anwesenheit Bericht über ihn ins Haupt-Quartier erstattet, worauf die eifersüchtige Gemüthsart des Oberbefehlshabers aufgeregt, und er festgesetzt wurde; ja, er wäre sogar in irgend einen Kerker geworfen worden, wenn nicht ein irländischer Oberst im spanischen Dienste sich seiner wirksam angenommen hätte, welcher ihm seine Befreiung unter der Bedingung, das Land zu räumen, verschaffte. Seine Heimkehr ging über Bergara (wo er sich der Armee El Pastors anschloß), über Villa Franca, Tolosa und Irun.

Seine umständlichen Erzählungen von dem was er gesehen, wiewohl er keine Ansprüche auf Gründlichkeit noch Originalität macht, sind der Beachtung nicht unwerth, da sie einige Skizzen von den Stabs-Officieren enthalten, deren Namen in England hochgerühmt wurden, und außerdem von den Plünderungs-Scenen, welche die unzertrennlichen Folgen eines Bürgerkrieges sind. Mitunter kommen auch darin Stellen heiterer Art vor. Wir wollen den Reisenden selbst für sich reden lassen. Als er St. Sebastian verläßt, sagt er:

Digitized by Google

„Ich hatte einem Soldaten der Wache aufgetragen, mich eine Stunde vor dem Abmarsch der Militair-Bedeckung aufzuwecken; doch da meine einzige Hoffnung, das Innere zu sehen, darauf beruhte, früh gerüstet zu seyn, um jene zu begleiten, so war ich zu ängstlich, um mich auf seine Wachsamkeit zu verlassen, und ging daher fortwährend bis zu seiner Ankunft in meinem Zimmer auf und ab. Er erschien um 2 Uhr Morgens, nahm meinen Tornister und wir brachen auf nach dem Marktplatz. Meine große Eile war im Ganzen überflüssig. Wir marschirten nicht vor 6½ Uhr, und so verbrachte ich vier langweilige Stunden mit Auf- und Abgehen unter dem Bogengange, dem Thore gegenüber.

„Ich hatte einen Gefährten in meinem kleinen Mißgeschicke. Major Arago, der Officier, welcher die Festungs-Schlüssel bewahrte, war schon im Gange, um uns hinauszulassen, und er stieß manchen Fluch aus, daß man ihn unnöthigerweise aus dem Bette geholt habe, gerade dann, wenn der frischen Morgenluft halber ein guter Spanier am meisten geneigt sey, sich dessen zu freuen.

„Während der zwei ersten Stunden meiner Wanderung war es in der Stadt ganz dunkel, und völlig geräuschlos, nur daß zuweilen die Stille durch das Geheul der Nachtwächter unterbrochen wurde.. Ohngefähr um 4 Uhr wurde alles schon lebhafter. Nahe bei uns, und dicht am Thore war ein Brunnen, wohin die Dienstmädchen der Stadt kamen, um Wasser aufzuziehen. Jede derselben trug eine Laterne in der Hand, und einen steinernen Krug auf dem Kopf; und so in jenem langsamen, würdevollen Schritte, und mit jener stolzen Miene, welche sogar Frauenzimmern der allerniedrigsten Classe in Spanien eigen sind, einherschreitend, stellte sie kein unpassendes Bild von einer der Priesterinnen Cybele's dar. Einige Soldaten der Wache hatten ihre Plätze neben dem Brunnen eingenommen, um die Mädchen in ihren Beschäftigungen zu unterstützen. Die Dämmerung erlaubte uns nicht wahrzunehmen, in wie weit sie mit einander befreundet wären; doch aus dem Geschrei und Gelächter, welches uns dann und wann zuschallte, hätte ich leicht abnehmen können, daß ihre Gegenwart mehr beitrug, die Arbeiten der schönen Gideoniten zu verlängern, als sie zu beschleunigen.

„Ohngefähr um 5 Uhr kamen die Soldaten, welche die Bedeckung ausmachen sollten, einzeln an; doch besser als ich an den Aufschub ihres Befehlshabers gewöhnt, nahmen sie, da sie noch kein Zeichen zum Abmarsch verspürten, ihre Tornister ab, und nachdem sie dieselben wie Kopfkissen unter's Haupt gelegt hatten, schliefen sie in wenigen Minuten unter den Bogen des Ptatzes ein. Endlich erschien unser Commandant. Er war ein kleiner Mann von ernstem Ansehen, ohngefähr 45 Jahre alt, saß auf einem Thiere, welches kaum größer war als ein schottländischer Klepper, und welches als Zugabe zu seinem Herrn noch zwei wohl-angefüllte Sattel-Beutel trug. Hinter ihm her zog ein Ochsenkarren mit einem Geldsack und gelben ledernen für die Armee bestimmten Schuhen beladen, und mehrere Maulesel folgten, Säcke voll ähnlicher Waaren tragend. Als er nun unterhalb des Bogenganges erschien, wurde die Wache herausgerufen, und nachdem das Thor mit vieler Feierlichkeit geöffnet war, traten wir den Marsch ins Innere an.

„Unsere Bedeckung bestand aus ohngefähr 30 Mann in Reih' und Glied, und 6 oder 7 Plänkerern. Ein Officier zu Pferde, der zu seinem Regimente in Pampelona stoßen wollte, und ich, waren anfänglich die einzigen Freiwilligen des ganzen Haufens; aber ohngefähr hundert Schritte vom Thor holten uns zwei Damen ein, welche auf Mauleseln saßen und en cacolet (quersitzend) ritten. Dieses ist die gewöhnliche Art und Weise, wie man in den baskischen Provinzen reiset. Die Einrichtung ist sehr einfach, sie besteht aus ein Paar Korbbehältern welche queer über einen Pack-Sattel geworfen werden, wo die Seite gegen den Kopf des Thieres hin weggeschnitten ist. Zwischen diesen Körben haben die Reisenden ihren Sitz, wo aber die Beine ohne gestützt zu seyn niederhängen, und so ganz besonders dem Anblicke der Nebenstehenden ausgesetzt sind; ein Umstand, weshalb diese Art zu sitzen sorgfältig vermieden werden müßte von einer jeden jungen Dame, welche sich, hinsichtlich der Schönheit ihrer Knorren und Waden, nicht sicher fühlt. Es ist eine besondere Art zu reisen, merkwürdig geeignet für ein bergigtes Land, wo die Wege abscheulich sind; und es ist ein allgemeiner Gebrauch in Briarit, einem angesehenen Trenkplatze, zwei Meilen südlich von Bayonne, wo es das Lieblings-Vergnügen der unglücklichen, doch mit sehr hübschen Füßen versehenen Herzogin von Berri ausmachte, nämlich in jenen Tagen der fröhlichen Scherze, in welchen sie an niedrigern Spielereien, als Kronen und Königreiche, genug Gefallen fand." — Erinnerungen, S. 25.

Nach einem langen und ermüdenden Marsche, erreichten sie die Stadt Villa Nuova, wo sie Halt machten um sich zu erfrischen:

„Wir hatten große Schwierigkeit, uns unsere Bedürfnisse anzuschaffen; aber dieses war nicht die erste Gelegenheit, wobei ich eine tiefbezeichnete Abneigung vor den Truppen der Königin bemerkt hatte. In den Dörfern, welche wir durchzogen, wünschte uns Keiner Gottes Segen; im Gegentheil bewiesen die niedergeschlagenen, düstern, verdrießlichen Blicke der Bauern, welche auf den Straßen herumschlenderten, sehr deutlich ihre feindlichen Gesinnungen. Die Soldaten gaben aber auch nichts nach, um die Anhänglichkeit an ihre Partei an den Tag zu legen. Je entschiedener daher der feindselige Charakter war, den die Basken annahmen, um desto lauter und beleidigender stimmten jene (die Soldaten) constitutionelle Lieder an — aus der deutlichen Absicht, den Carlisten ihre Verachtung zu zeigen: ein Benehmen, das natürlich in beiden Parteien einen gegenseitigen Haß erzeugte, der die Mittel, wie ehrlos sie auch seyn mochten, nicht ängstlich wählte, um den Zweck zu erreichen, und daher ihre Kämpfe, bei jeder Gelegenheit, wo der Kampf unvermeidlich wurde, zum Messerkrieg, und jeden Gefangenen zum Schlachtopfer machte." — Ibid. S. 38.

Ein leichter Marsch von einer Stunde brachte die Gesellschaft bis Tolosa, wo El Pastor mit seiner Division einquartirt wurde. Die Stadt war mit Menschen überfüllt, und unser Journalist würde große Schwierigkeit gehabt haben, ein Bett zu erhalten, wäre er nicht so glücklich gewesen, zufällig auf einen französischen Dragoner zu stoßen, der in dem Orte wohnte. Der von den Spaniern mit einigem Wohlgefallen sogenannte Unabhängigkeits-Krieg hat manche Spuren von sich auf der Halbinsel zurückgelassen.

Außer den irländischen Officieren, welche am Schlusse jenes Krieges, bewogen durch den ehrenvollen Wunsch beschäftigt zu seyn, in den spanischen Dienst traten, gab es auch andere Wesen von gröberem Stoffe, welche, durch den Wein und das Oel angezogen, bei dem Rückzuge der französischen Armee, zurückblieben. Darunter gab es sehr viele, welche, da sie gefälliger und zuvorkommender als die Eingebornen waren, sich die Gunst und Liebe der schönen Spanierinnen erworben hatten — auf diese Weise reiche Verbindungen anknüpfend, und so einzeln bewirkend, was sie in Masse auszuführen verfehlten, hatten sie sich im Lande angesiedelt. Unter diesen war Moullet einer, der Wirth unseres Reisenden, welcher, da er das Herz einer stattlichen Frau, der Erbin einer Gastwirthschaft, in Bilbao gefesselt, deshalb den Dragonersattel mit dem Zahltisch vertauscht, und sich späterhin als Schirmmacher in Tolosa niedergelassen hatte. Da dieser bemerkte, daß unser Journalist ein Fremder, und, wegen der überfüllten Wirthshäuser, nicht im Stande sey, ein Quartier zu erhalten, spielte er die Rolle eines guten Samaritaners, nahm ihn auf in sein Haus und gab ihm dort Quartier im ersten Stockwerke.

Außer den andern Annehmlichkeiten hatte das Zimmer besonders das Gute, daß es beinahe gerade gegenüber dem von El Pastor besetzten lag,

Digitized by Google

und dadurch während des Vormittags seine Erscheinung auf dem Balkon darbot.

„Jauregny, oder, wie man den Namen in Spanien ausspricht, Howrighee, ist ungefähr fünf und vierzig Jahre alt, von mittlerer Größe, und hat ein rundes, etwas schwerfälliges Gesicht. Um Kinn und Mund liegt ein Ausdruck von Entschlossenheit; doch ist die Stirn offen, das Auge frei und voll guter Laune. Von Gestalt war er sehr stark; denn wahrlich sein Bauch würde einem Rathsherrn viel Ehre gemacht haben, und entstellte ungemein sein Militair-Costüme; dem feinen weißen breiten Gürtel, woran sein Säbel befestigt war, stellte sich eine natürliche Unmöglichkeit in den Weg, seinen ihm angewiesenen Platz zu behaupten, und er war bis unter den Leib herabgesunken, wo er als Stütze der darüber hängenden ungeheuren Fleischmasse diente, und seinem Inhaber etwa das Ansehen eines Sir John Falstaff gab. Seine Kleidung bestand in einem dunkelblauen Rock, reich gestickt am Kragen und an den Aermeln, doch fast ohne alle Verzierung, da kein Officier im spanischen Dienste über den Capitains-Rang hinaus Epaulette trägt.

Die Beinkleider waren von der sogenannten waterloo-blauen Farbe und sanken in ein Paar große Stiefeln hinab, welche die Kniee stützten, und die, nicht zu vergleichen mit den von dem Leibgarde-Corps bei Staats-Feierlichkeiten benutzten, den Waden und Knöcheln angepaßt waren. Ich konnte nie recht begreifen, wie sie angezogen wurden. Ein Paar unförmliche Spornen prangten an den Fersen. Ueberhaupt war der durch sein Aeußeres erzeugte Eindruck höchst ansprechend, wiewohl er weit mehr das Ansehen und Benehmen eines lustigen englischen Gutsbesitzers, als das eines Officiers leichter Truppen hatte.

„Wohl wenige Menschen haben einen größern Schicksalswechsel als Jauregny erfahren. Ursprünglich ein Schäfer in den Pyrenäen wurde er von seinem friedlichen Geschäft abgezogen, um seinem Vaterlande im Kampf gegen Napoleon zu dienen. Mit dem Beistande einiger von gleichem Muthe beseelten Bergbewohner that er sich hervor gleich beim Ausbruche des Krieges, wo es ihm gelang, mehrere bedeutende französische Truppen-Abtheilungen und Transporte abzuschneiden. Das Aufsehen schmeichelte seinem Ehrgeiz — die Beute reizte seine Habsucht; und nun verließ er, um sich einem bedeutendern Wirkungskreise zu widmen, seinen vormaligen Stand, ohne jedoch den darin erhaltenen Beinamen El Pastor zu verlieren.

„In dem Unabhängigkeitskriege entwickelten sich nach und nach seine Talente, und am Schlusse desselben war sein Name fast so berühmt wie der Mina's. Bei der Einsetzung der constitutionellen Regierung ergriff er eifrigst das neue System, und gehörte folglich zu denen, welche bei Ferdinands wiederhergestellter Macht genöthigt waren, Rettung in Frankreich zu suchen. Aus diesem Zufluchtsorte war er von der Partei der jungen Königin berufen worden, den Rang eines Divisions-Generals und den Oberbefehl der Provinz Guipuscoa zu übernehmen.

„Schwerlich wäre ein Mann zu finden, der besser als er diesem Posten gewachsen war. Mit großer Herzhaftigkeit und Thätigkeit verband Jauregny ein ungemein herablassendes Benehmen, und eine gründliche Kenntniß der Sprache des Volkes, welches er regieren sollte; doch was noch mehr als alles andere ihm zur Leitung einer Partei-Fehde zu statten kam, war die genaue Bekanntschaft mit dem wilden Lande, worin sie geführt wurde, und diese verdankte er dem Umherziehen und den Guerilla-Feldzügen seiner Jugend; seine Kenntniß hierin ist so groß, daß ich überzeugt bin, daß es fast keinen Engpaß oder Durchgang der Pyrenäen giebt, welcher ihm nicht aus eigener Erfahrung bekannt wäre.

„Zur Ehre gereicht es diesem Hirten der Menschen, daß er in einem Kriege, wo das Blut wie Wasser geflossen ist, von allen Parteien einstimmig seiner Mäßigung und Menschenliebe wegen hochgepriesen wird. Man sagte mir in Tolosa, daß er nur zwei Menschen habe erschießen lassen. Einer derselben war sein eigner Freund, der Bürgermeister einer von Tolosa nicht weit entfernten kleinen Stadt. Der Mann war ein Carlist, und einige seiner Ränke zu Gunsten seiner Partei waren von Jauregny in Erfahrung gebracht worden. Der General ging nach dem Dorfe, rief seinen Freund zu sich in ein besonderes Zimmer und zeigte ihm die gegen ihn gemachten Anklagen sammt den Beweisen. „Dieses erste Vergehen," sagte er zu dem erschrockenen Bürgermeister, „will ich, aus alter Bekanntschaft übersehen; doch die Pflicht hat ihre Rechte eben sowohl, wie die Freundschaft; deshalb hüte Dich in Zukunft." Zwei Tage darauf schickte der unglückliche Parteigänger von Don Carlos Berichte an Zumalacarregny über die Bewegungen der Armee der Königin. Sein Bote wurde aufgefangen, oder treulos, und der Brief dem El Pastor übergeben. Er hielt sein Wort. Sein alter Spielkamerad wurde sogleich ergriffen, vor einem Kriegsgericht verhört, und kraft des Beweises seiner eigenen Handschrift verurtheilt und erschossen.

„Wiewohl Jauregny jetzt einen ausgezeichneten Rang bei der Armee und in der Gesellschaft bekleidet, so hat er dennoch das Einfache seiner früheren Sitten beibehalten, und seine Anhänglichkeit an seine Verwandten, welche in den niedrigsten Verhältnissen leben, bewahrt. Die beiden Rothmützen, welche sich jetzt vertraut neben ihm auf dem Balkon hinlehnten, waren, wie mir gesagt wurde, seine Vettern. Sie waren nur gemeine Soldaten und hatten, wie ihre Kameraden, ihre Beinkleider bis nahe an die Kniee aufgeschlagen, sie konnten aber keine Strümpfe aufweisen; dennoch plauderte ihr weitläuftiger Verwandter, den diese kleinen Mängel des Aeußern gar nicht störten, mit ihnen in Ausdrücken des Vertrauens und der Gleichheit, und lachte herzlich über ihre Scherze und die seinigen." — Ibid. S. 42 — 4 —

(Die Fortsetzung folgt.)

Thürme von Porcellan.

Chinesische Architektur.

(8.)

Man hat seit einigen Tagen in der königlichen Bibliothek (zu Paris) zwei Modelle der berühmten oder famösen chinesischen Monumente, bekannt unter dem Namen Thürme von Porcellan, ausgestellt. Sie stammen aus dem Cabinet des vormaligen Statthalters von Holland her und wurden von Pichegru nach Frankreich geschickt. Obgleich diese Modelle weder sehr merkwürdig durch die Vollendung der Arbeit, noch durch die Zartheit der Ausführung sind, die man an den meisten chinesischen Producten bewundere, und sie nicht alle zu einem wahrhaften Modelle der Architektur erforderlichen Bedingungen darbieten, so sind sie darum doch der Aufmerksamkeit werth und geeignet, uns einen approximativen Begriff von dieser Gattung von Bauwerken zu geben.

Diese Modelle bestehen aus einem Porcellan, wovon der Stoff oder Teig ziemlich gewöhnlich oder gemein ist; die Zeichnungen sind mittelmäßig und selbst nicht so gut als diejenigen, die man auf ausgewählten Porcellanen findet, die übrigens in Europa sehr selten sind. Es ist ein Vorurtheil, wenn man glaubt, daß die Chinesen keine Kenntniß von der Zeichenkunst hätten; die Unvollkommenheit ihrer Werke rührt nicht einzig von der Unwissenheit der Künstler her. Es ist ein durch die Behörde den Künsten, so wie allen andern Aeußerungen des Gedankens, auferlegtes System, was in China den natürlichen Fortschritt des Zeichnens aufgehalten. Dieses System verbietet gewissermaaßen die Nachahmung dessen, was man sieht, und schließt den Künstler in ganz willkührliche, aber durch das Herkom-

Digitized by Google

men und die Vorurtheile gehäufte Gränzen ein. Daher die meisten Fehler der besten chinesischen Zeichnungen.

Das vorzüglichste Verdienst dieser Modelle besteht in der Form, die genau genug den Beschreibungen entspricht, welche gute Beobachter uns von den Thürmen China's hinterlassen haben und den verschiedenen Farben, womit sie gemalt sind. Diese Charaktere genügen, um uns eine Idee der allgemeinen Wirkung der chinesischen Thürme, bizarrer Monumente eines von dem unsrigen so abweichenden Systems der Architektur, zu geben.

Die Architektur bei den verschiedenen Völkern folgt zuvörderst den Gesetzen der Nothwendigkeit, die das Clima, die Sitten und die Gebräuche auflegen. In Aegypten, wo eine Sonne ohne Wolken während des größten Theiles des Jahres Sandwüsten erhellt, in deren Mitte das grünende und fruchtbare Thal des Nils seine Reichthümer entwickelt, wo die Luft immer rein und der Zustand der Atmosphäre fast unveränderlich ist, hat man die kolossalen Bauwerke entstehen sehen, Mauern von einer außerordentliche Dicke, aus großen Stein-Blocken gebildet, einförmige Wände von ungeheuerer Ausdehnung, von oben bis unten, von außen wie von innen bedeckt mit einer unzählbaren Menge von Zeichnungen und colorirten Charakteren. Die Jahrhunderte ändern ihr äußeres Ansehen nur unmerklich; die zerstörenden Ursachen, die in andern Ländern, und namentlich im Innern von Indien, mit so viel Kraft wirken, kennt Aegypten nicht.

Der Bischof von Calcutta, Heber, einer der seltenen Reisenden, die, durch die Weisheit ihres Geistes, die Gründlichkeit ihrer Kenntnisse, die Richtigkeit und die Ruhe ihrer Beobachtungen volles Zutrauen verdienen, sagt, in seiner Reisebeschreibung, daß es schwer seyn würde, in Indien ein einziges Gebäude anzuführen, das 150 Jahre existirt hätte. Die Feuchtigkeit der Luft und das unausgesetzte Umsichgreifen einer Schmarotzer-Pflanze, der wilden Feige, die sich überall festsetzt, wo der Mensch seine Arbeit und seine Bemühung aufgiebt, die im Boden, in Wäldern wurzelt und sich um Felsen schlingt wie um Gebäude — genügt, um diese schnelle Zerstörung hervorzubringen. Es sind nicht bloß mystische Religions-Ideen, wie es oft gesagt worden ist, welche die unterirdischen Aushöhlungen, die bewunderswerthen Arbeiten in dem Felsen hervorgebracht haben, die man in einigen Ländern der Halbinsel findet, sondern vielleicht mehr die Nothwendigkeit die zum Gottesdienste bestimmten Baue den Verwüstungen des Clima's zu entziehen.

Griechenland, ein Land, das, in einem engen Raum und in einer gleich beschränkten Zeit, Wunder aller Art vereinigt hat, behandelte die Architectur nach dem Erfordernissen seines Clima's und verstand zuerst, über die aus materiellen Bedürfnissen entstandenen Werke die Strahlen der Schönheit zu verbreiten. Die Religion selbst, die, auch unter der unvollkommenen Form des Polytheismus, ihre spiritualistische Tendenz nicht aufgeben konnte, empfing von dem Genius der Kunst ein neues Leben, einen fruchtbaren Keim für die Zukunft. Die Architektur der Tempel war in Griechenland der höchste Ausdruck der Baukunst.

Man wendete in Griechenland vorzugsweise den Marmor an, der gleich geeignet zur Construction von Gebäuden und zu Werken der Sculptur ist. Die glückliche Temperatur des Clima's erlaubte, sich der schönsten, der glänzendesten Materialien für das Aeußere der Gebäude, für die Säulen, zu bedienen; Sculpturen der Luft auszusetzen, ohne zu fürchten, daß sie nach einigen Generationen schwarz würden und verwitterten; und jetzt, nach 2000 Jahren, entdeckt der entzückte Reisende vom Meere aus die Säulen des Parthenon, wie sie sich vom Blau des Himmels ablösen. Die 2000 Jahre haben der Weiße des Marmors eine gelbliche Tinte gegeben, die immer noch schön ist.

Die Beispiele von Aegypten und Griechenland finden eine belehrende Vervollständigung in den Thatsachen, welche uns die chinesische Architektur darbietet.

Es ist das Clima, die Nothwendigkeit, welche die chinesische Architektur gebildet und zum Theil verhindert haben, daß reinere und mannichfaltigere Ideen, in Allem, was den intellectuellen Theil der Kunst zu bauen constituirt, Bahn gebrochen.

Ein Land, das, wie China, häufigen Erdbeben ausgesetzt ist; wo, trotz der Breite im Sommer eine brennende Hitze, im Winter die strengste Kälte herrscht; wo eine feuchte Atmosphäre die Vegetation schädlicher Schmarotzer-Pflanzen begünstigt; ein solches Land muß in seinen Bauwerken ein anderes System darbieten und andere Regeln befolgen, als die Länder Europa's. Aus diesen örtlichen Umständen resultiren für die Construction der Gebäude zwei unerlaßliche Bedingungen, die Leichtigkeit der Materialien und, als Folge, eine Art zu bauen, die, statt sich des Raumes vertical zu bedienen, ihn horizontal benutzt, die, statt Stockwerke über einander zu setzen, sie neben einander stellt. Der gebrannte Stein und das Holz sind die Materialien, die in China zur Construction fast aller Gebäude, der prächtigsten wie der einfachsten, dienen. Stein und Marmor fehlen dem Lande nicht; es ist im Gegentheil sehr reich daran; man macht für die Fußboden der großen Appartements davon Gebrauch. Die starken Mauern der Häuser sind von gebrannten Steinen gebaut; die Wände im Innern, die die Gemächer trennen, sind von Holz. Die prachtvollsten Paläste selbst bestehen nur aus Erdgeschossen; auch nehmen sie einen unermeßlichen Raum ein, in Vergleich mit dem, was wir in Europa sehen und bilden mehr eine Agglomeration von Gebäuden, als ein einziges Ganzes. Der kaiserliche Pallast zu Pekin dehnt sich auf einem so ungeheuren Raum aus, daß er an Oberfläche einer großen europäischen Stadt gleicht. Er gleicht selbst einer Stadt durch die Vielfachheit symetrisch vertheilter Gebäude, die durch bedeckte Galerieen mit einander communiciren, aber durch zahlreiche und so große Höfe von einander getrennt sind, daß das ganze Louvre in dem kleinsten hinlänglichen Raum haben würde. Die Bauart der Europäer scheint den Chinesen monströs: ihre Einbildungskraft erschrickt vor den engen Straßen, vor den Gebäuden von fünf Stockwerken, welche sie mit Hohlwegen in Gebirgen, mit durchgehauenen Felsen vergleichen, mit wahren Höhlen bizarrer und schlecht organisirter Wesen, welche Luft und Licht scheuen und verdammt sind, sich, wie die Bienen in ihrem Korbe, auf einander zu schichten. Der Kaiser Kan-hi sagte, ganz zufrieden mit dem Zustande des himmlischen Reichs: „Europa muß „wohl ein sehr kleines und elendes Land seyn, weil man da nicht Terrain „genug findet, um den Städten die gehörige Ausdehnung zu geben und „man genöthigt ist, in der Luft zu wohnen." Se. Majestät kannte weder das Departement des Landes, noch die lüneburger Haide in Deutschland und hielt sich, auf gut Chinesisch, an die einfache Thatsache, ohne Rücksicht auf Ursachen und Umstände.

Die chinesischen Gebäude ermangeln nicht, wie voreingenommene Beobachter haben behaupten wollen, der Symetrie noch der Proportion in den verschiedenen Theilen und Details. Da das ganze bürgerliche Leben in China unter Aufsicht und Befehl der Autorität steht, so ist Maaß, Form und selbst Farbe der Wohnungen durch die Gesetze auf das Genaueste vorgeschrieben, je nach dem Gewerbe und dem Range der Eigenthümer.

Die Säule spielt eine große Rolle in der chinesischen Architektur; sie dient zur Regel der Proportion für alle in dem übrigen Gebäude ausgeführten Details. Es ist die Säule und nicht die Mauer, die das Dach trägt, ein ganz eigenthümlicher Umstand, der die chinesische Architektur völlig und unbedingt von der europäischen unterscheidet. Die chinesische Säule ist gerade, perpendiculair, ohne Abnahme nach oben, wie die alte dorische Säule. Es ist eine nützliche, ihrem Zwecke genügende Säule, nichts weiter; aber da es doch unmöglich ist, ganz und gar auf die Zierde und den Schmuck zu verzichten, so malt sie der Chinese mit verschiedenen Farben.

Digitized by Google

Die Säule ist fast immer von Holz; ihre Höhe beträgt ungefähr siebenmal den Durchmesser; somit hat eine Säule von zwei Fuß Durchmesser in der Regel vierzehn Fuß Höhe. Diese Proportion ist merklich kürzer, als die der griechischen und römischen Säulen. Die griechische Kunst hat in ihren Säulen die Schönheit durch eine im Allgemeinen elegantere Proportion und durch die Abnahme, so wie durch die Capitäler erreicht. Die chinesischen Säulen haben keine Capitäler; an der Stelle dieser schönen Verzierung schließt die Säule mit Balken ins Gevierte, die ungefähr um einen halben Durchmesser hervorspringen und deren Ende zuweilen mit ausgehauenen oder gemalten Figuren geschmückt sind. Die Pariser können ein treues Modell von einer chinesischen Pforte mit ihren Säulen in der Straße der neuen Börse, im Magazin de thés sehen. Mit chinesischen Abhandlungen, begleitet von sehr fein in China ausgeführten Kupferstichen und Zeichnungen der Architectur und einigen in Europa erschienenen speciellen Werken, würde es nicht schwer seyn, ein fac simile eines chinesischen Hauses, sey es im Kleinen oder im Großen, auszuführen.

Die Dächer bilden die merkwürdigsten Theile der chinesischen Architectur. Ihre Form und ihre Construction verdienen gleich sehr die Aufmerksamkeit des Architecten. Unter die Eigenthümlichkeiten der chinesischen Architectur muß man auch den Mangel an Fensterscheiben rechnen, ungeachtet das Glas bekannt ist und zu verschiedenem Gebrauche verwendet wird. Die Fenster sind von Papier oder mit beweglichen Jalousieen verschlossen. Der Mangel an Eisen an den Thüren und Fenstern, deren Formen sehr mannichfaltig sind, ist auch noch ein besonderer Gebrauch in China. Sie ermangeln gänzlich der Schlösser; die beiden Flügel der Thür öffnen sich von Innen und von Außen durch den leichtesten Druck. Dieses System ist allgemein: der Pallast des Kaisers und die Bauernhütte geben das Beispiel davon. Alle Gemächer, große und kleine, in den Palästen wie in den kleinsten Wohnungen, werden durch Oefen geheizt, die außerhalb, gewöhnlich in dem unterirdischen Theile des Hauses, angebracht sind und welche die Wärme durch Röhren verbreiten, die in jeder Richtung und besonders unter dem Fußboden der Zimmer vertheilt sind.

Um nun ein Wort über die angeblichen Thürme von Porcellan in China zu sagen, ist es hinreichend, den zu beschreiben, der jetzt unter allen andern des Landes der größten Celebrität genießt, nämlich den Thurm von Nan-Kin. Die alten Chinesen haben den Luxus dieser Gebäude weiter als die neuern getrieben. Unter den Thürmen, die nicht mehr existiren, gab es welche, die bis zu 500 Fuß hoch waren. Alle diese Thürme haben eine religiöse Bestimmung. Sie haben gemeiniglich eine und dieselbe Form; sie sind sechs- oder achteckig, in sieben, acht, zehn Stockwerke getheilt, stufenweise abnehmend von der Basis bis zum Gipfel. Jedes Stockwerk ist durch eine Art von Karnieß unterschieden, welcher ein Dach von sechs, acht oder zehn hervorspringenden Flächen oder Blättern trägt, in deren Winkeln kupferne Glöckchen aufgehängt sind. Um jedes Stockwerk läuft eine mit einer Balustrade gezierte Galerie.

Der Thurm von Nan-Kin, im Lande der Tempel der Dankbarkeit genannt, erhebt sich mitten unter weiten Gebäuden einer Priester-Wohnung (einer Art von Kloster), die außerhalb der Mauern von Nan-Kin liegt. Er ruht auf einem massiven Grunde von gebrannten Steinen, der als plate-forme eingerichtet und von einer Balustrade von rohem Marmor umgeben ist, wozu man auf einer Treppe von 10 — 12 Stufen hinaufsteigt. Die Form des Thurmes ist achteckig; jede Seite ist 32 Fuß lang; der Umfang ist ungefähr 286 Fuß und der Durchmesser 85. Er hat neun Stockwerke, eins über das andere zurückgezogen gebaut. Ein weit hervorspringendes Dach bedeckt die äußere Galerie jedes Stockwerks; am Ende seiner acht Winkel hängen metallene Glöckchen, welche, vom Winde bewegt, fast nicht aufhören, zu erklingen und ein für die Chinesen sehr angenehmes Geräusch hervorbringen, die bei den Glöckchen stehen geblieben sind und wahrscheinlich nicht sobald zu Glocken kommen werden. Die Mauer des Erdgeschosses ist 12 Fuß dick, nimmt aber in dem Verhältniß, wie sie sich erhebt, ab; sie ist mit grobem Porcellan verkleidet und blau, grün und gelb gemalt. Der Thurm ist gut genug erhalten, obgleich vor ungefähr 400 Jahren erbaut, ein in China für Gebäude sehr altes Datum. Die hervorspringenden Dächer jedes Stockwerks sind mit grünen, gefirnißten und sehr glänzenden Ziegeln gedeckt. Das erste Stockwerk ist das höchste; jedes Stockwerk besteht aus einem einzigen Zimmer, von vier Fenstern erleuchtet. In der Mitte jedes Gemachs befindet sich, auf einem Piedestal, ein großes, schwerfälliges, vergoldetes Götzenbild. Die Wände sind mit einer Menge gleichfalls vergoldeter, aber kleinerer Idole geschmückt. Man zählt deren bis zu 400 in einem einzigen Stockwerke. Ein 30 Fuß hoher Mast krönt den ganzen Bau; er ist von eisernen Reifen umgeben, die ihn nicht berühren und die, stufenweise abnehmend, an seiner Spitze endigen, die in einer vergoldeten Kugel ausläuft. Diese ganz chinesische Verzierung entspricht denen in den Dachwinkeln aufgehängten Glöckchen und man begreift, wie die Bewegung dieser Reife, verbunden mit dem Klange der Glöckchen, die Chinesen unterhalten, vielleicht erbauen kann. Eine kleine sehr steile Treppe, aus 198 10 Zoll hohen Stufen bestehend, führt von einem Stockwerk zum andern. Die totale Höhe des Gebäudes, den Mast mit einbegriffen, ist 200 Fuß.

Die bürgerlichen Bauwerke der Chinesen beweisen, daß sie sehr gut die Verhältnisse und Bedingungen zu benutzen wissen, welche der Boden und das Clima darbietet, und daß sie sich vollkommen auf das Nützliche und das Confortable verstehen. Die innere Decoration der Zimmer zeigt einen entschiedenen Geschmack für die Reinlichkeit, einen allgemeinen Widerwillen gegen alles, was hindernd in den Weg tritt (das himmlische Reich ist so groß!); die Farben dienen statt der Form. Im Allgemeinen ist es eine ziemlich verständige Nation in ihren Häusern, ihren Palästen, ihren Bauwerken; aber es ist zu bedauern, daß sie über die Architectur von Europa fire und falsche, mit einem Worte chinesische Ideen hat.

S. 3.

Deutsche Literatur.

Madonna.
Unterhaltungen mit einer Heiligen.

Herausgegeben
von
Theodor Mundt.

Leipzig, Reichenbach, 1835. 136 S. Octav.

Eine Heilige von Herrn M. eingeführt könnte die Kinder dieser Welt verleiten, sich auf die Bekanntschaft einer Verwandten des heiligen Hirten zu freuen, zu dem die Agnesen beten. Es thut uns leid ihnen verkündigen zu müssen, daß diese vorrilige Hoffnung getäuscht wird; daß vielmehr eine Religions-Philosophie ihrer wartet, die freilich den Frommen im Lande, welche aufgehört haben, die Stillen im Lande zu seyn, noch weniger zusagen wird als ihnen. Begeisterung, deren nur ein Dichter fähig ist, hat ihn vermocht, die Ansicht des Herausgebers der Memoiren Casanova's zu theilen, und diesen merkwürdigen, die Sittengeschichte seiner Zeit durch und durch erhellenden Abenteurer, Gauner und Prahler mit Gunstbezeigungen, deren Mehrheit schwerlich zu beneiden war, als Philosophen zu bewundern.

Digitized by Google

Dafür biecet er Wiz, Phantaſie und Beredtſamkeit auf, ſchafft ſich aus ihm einen Helden, und nachdem ihm dieſes Kunſtſtück gelungen, an das er ſelbſt mit Ueberzeugung glaubt, entwirft und predigt er ein Lehrgebäude, dem nicht blendende Anmuth, dem nur Anwendbarkeit fehlt, wenigſtens kein Anhänger des kategoriſchen Imperativs Anwendung wünſchen wird.

Wir enthalten uns Grundſätze zu beſtreiten, die, wie ernſtlich ſie auch gemeynt ſeyn mögen, hoffentlich keine Widerlegung nothwendig machen, und getrauen uns nicht einmal ſie anzudeuten, weil wir an unſerer Geſchicklichkeit zweifeln, Mißverſtändniſſe dabei zu vermeiden. Der Verfaſſer will ſein Erzeugniß weder Roman noch Novelle, ſondern wenn es durchaus getauft werden ſoll, Buch der Bewegung genannt wiſſen. Statt dieſes vieldeutigen Namens hieße es vielleicht, beſtimmter und minder irre führend: Humoriſtiſche Reiſe durch Böhmen.

Auf einer ſolchen, in aufgeregter, aber heiterer und menſchenliebender Stimmung unternommen, empfänglich für die Schönheiten der Natur und der Kunſt, beſonders für die unſerer reizenden Gebieterinnen, mit fremden National-Eigenthümlichkeiten leicht befreundet, und ohne Vorurtheil und Tadelſucht, trifft der Erzähler, auf einer Wanderung in der Nähe von Teplitz und Dux, einen armen, hochbetagten, gichtbrüchigen, ſtarkkatholiſchen Dorfſchulmeiſter, der den Ermatteten, welcher ſeine Hütte gegen Abend betritt, Brod und Wein reichen läßt, und von dieſem dafür durch einen hochtönenden Panegyricus auf Caſanova belohnt wird. Das iſt von Seiten des Reiſenden nicht unwahrſcheinlich. Eben ſo wenig, daß der Schulmeiſter, welcher den Namen nie gehört, bei dem Unbegreiflichen und Ungeheuern, was der Ankömmling vor ihm auskramt, Mund und Naſe aufſperrt. Daß er aber nicht ſatt wird anzuhören, wovon er keine Sylbe verſteht, daß ihm, bis an ſein einen Monat ſpäter erfolgtes Lebensende, in ſchlafenden Träumen Caſanova vorſchwebt und deſſen Name; daß er ſich nach der Rückkehr des Erzählers ſehnt, um mehr von ihm zu vernehmen, — ſetzt eine Glaubensfähigkeit voraus, deren wir uns nicht rühmen können.

Die ſchöne Tochter des Schulmeiſters kommt von einem kirchlichen Umgange zur Ehre der Madonna zurück, wo der Reiſende ſie ſchon bemerkt, über ihren Anblick die Heilige des Himmels überſehen hatte, auch von ihr nicht unbeachtet geblieben war. Sie erkannten ſich beim erſten Blick, und bedurften darüber keiner Worte. Dem Vater fallen die Augen zu; er wird ſtill zu Bette gebracht, wie überflüſſigen Vätern ſchöner Töchter zu geſchehen pflegt, und die Tochter ergeht ſich arglos, die laue Sommernacht hindurch, mit dem Fremden in ihrem Garten. Dabei währt weder ihm noch ihr die Zeit lang, denn ſie iſt eben ſo witzig, aufrichtig und aufgeklärt, als ihr Vater ſtumpfſinnig und beſchränkt. Der Reiſende giebt ihr keine Veranlaſſung, ihre zuverſichtliche Hingebung zu bereuen, erklärt ſie zu ſeiner Heiligen, predigt ihr das Evangelium ſeiner Philoſophie, dem ſie willig entgegenkommt, und ſcheidet von ihr beim Anbruche des Morgens mit einer Umarmung, die er ehrlich verdient hat, und der Zuſage gegenſeitigen vertraulichen Briefwechſels, der zwei Drittheile des Büchelchens einnimmt. Während der Reiſende ihr von Prag und Wien aus Wort hält, und fortfährt, in allem, was er ſieht und vernimmt, eine Beſtätigung ſeiner Lehre zu finden, erhält er von ihr die Bekenntniſſe einer weltlichen Seele, welche ihre Bildung und ihr Betragen erklären. Sie ward als mutterloſe Waiſe der Obhut und Pflege einer für reich gehaltenen Verwandten in Dresden vertraut, die das reizende Kind beſtimmte, die künftige Buhlſchaft eines abgelebten vornehmen Gönners zu werden. Darum wurden alle modiſchen Talente der Geſelligkeit in ihr ausgebildet, und ein junger proteſtantiſcher Erzieher ins Haus genommen, um ihr empfehlende Kenntniſſe beizubringen. Er findet ſie gelehrig, freundlich, und entfremdet ſie, was ihm weder geheißen noch verboten war, und worauf Niemand achtete, dem Aberglauben ihrer Kindheit. Als die Zeit gekommen war, die der alte Wohlüſtling und ſeine Kupplerin für geeignet hielten, das aufgeblühte Roſenknöſpchen zu brechen, entwindet ſich das ſchuldloſe Opfer gewaltſam den Armen des Verführers, rettet ſich unbemerkt in das Zimmer des jugendlichen Lehrers, fällt ihm um den Hals, als ſein Nachtlicht eben erliſcht, und unwillkührlich geſchieht — was kein Licht verträgt. Darein findet ſich das Mädchen mit vieler Leichtigkeit und nicht ungern; der Jüngling aber, nichts weniger als ein Caſanova oder in deſſen Lebensweisheit eingeweiht, geräth in die höchſte Verzweiflung über die unvermuthete Gewährung ſeiner erſten Schäferſtunde, verläßt ſeine Geliebte unbeſchützt, und ſtürzt ſich in die kalten Fluthen der Elbe. Noch findet er für gut, ihr dieſen freiwilligen Tod ſchriftlich durch einen Knaben anzuzeigen, von dem man nicht recht begreift, wie der das Zimmer des Mädchens und Zutritt zu ihr gefunden. Das läßt ſich nur erklären, wenn man annimmt, der alte Wüſtling ſey auf gar keinen Widerſtand gefaßt geweſen, und habe ſich geweigert Geld dafür wegzuwerfen; die Vorſteherin ſeines Philantropins aber ſey einer Koſtgängerin müde geworden, die ihr nichts einbringen wollen.

Am Abende des verhängnißvollen Tages vernimmt die Verwaiſte das Getümmel des in Dresden ausbrechenden Volksaufruhrs, ſpringt unbeachtet aus dem Fenſter, miſcht ſich unter den Haufen, und flüchtet unverfolgt in ihr altes böhmiſches Dorf und in die Hütte ihres Vaters, der ſich ihrer kaum mehr entſinnen kann, noch weniger Fragen aufwirft, die ſie in Verlegenheit ſetzen können. Bald nachher macht ſie die Bekanntſchaft unſers Reiſenden. Während dieſer in Prag und Wien verweilt, ſtirbt ihr Vater, und ſie kommt zu wohlhabenden, wohlmeynenden Verwandten nach München, wo es ihr ſehr gefällt.

Mit dieſer Nachricht ſchließt das Buch, und mit der höchſt befremdlichen und überflüſſigen, ſie habe unaufgefordert und aus freiwilligem Antriebe, am Tage der Himmelfahrt Maria's, in der neuen proteſtantiſchen Kirche vor dem Karlsthor, das öffentliche Bekenntniß der evangeliſchen Religion abgelegt. Iſt das wahrſcheinlich? iſt das weiblich ſchön? Maria iſt ein gebildetes, vorurtheilfreies Mädchen, das ſeine Ueberzeugung für ſich gewonnen hat, und nie gewöhnt war damit zu prunken. Was kümmern ſie die abweichenden Meynungen der Theologen über unbegreifliche Gegenſtände? Ihren Pflichten gegen ſich und die Menſchheit thut der Glaube, in dem ſie geboren und erzogen worden, keinen Eintrag. Die Gebräuche ihrer Kirche tragen ſichtbar dazu bei, Empfindungen der Andacht zu nähren und zu erhöhen. Sie darf ſich ſogar, mehr als verzeihlich, überreden, etwas Erkenntlichkeit dafür zu hegen, daß ſie ihr Geſchlecht höher Ehren würdig hält, und liebenswürdigen Geiſtern deſſelben als Heiligen des Himmels huldigt. Muß man nicht den beſeligenden Gefühlen der Natur entfremdet ſeyn, um in der verklärten Geſtalt der Mutter mit dem Kinde das reizendſte Ideal unſchuldiger Liebe zu verkennen?

Herr M. mag ſagen, ſchreiben und dichten was er will, es giebt nur einen einzigen ehrenwerthen, heiligen und entſcheidenden Grund, der eine zarte Seele berechtigen mag, eignen und fremden Vorurtheilen Trotz zu bieten oder nachzugeben, — das tief empfundene Bedürfniß, auch in kirchlichen Formen, ſich von dem geliebten Gefährten ihres Lebens, von ihren Kindern, von den Mitgliedern ſeiner Familie, nicht zu entfernen.

Fr.

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1082. Hamburg. Sonnabend, den 15. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Oliviers Leesdaele, aus Brüssel, Pilgerfahrt, um Gottfried den Bärtigen aufzusuchen. (Fortsetzung.) . . . . . Seite 769

Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Fortsetzung.) „ 771

Oliviers Leesdaele, aus Brüssel, Pilgerfahrt, um Gottfried den Bärtigen aufzusuchen.

(Fortsetzung.)

(R.)

Als ich im Libanon angekommen war, hörte ich von den Paphlagoniern, daß Gottfried von Bouillon zu Jerusalem sey und daß das Volk dort ihn als König habe ausrufen wollen, was er aber nicht zugegeben, weil er sich nicht entschließen gekonnt, an der Stätte, wo unser Heiland eine Dornenkrone getragen, ein gleiches Symbol von Gold auf sein Haupt zu setzen, und so habe er sich denn mit dem Titel eines Schirmvogts oder Verfechters des heiligen Grabes begnügt.

Ein Pilger aus Baisy in Brabant, der zu uns gehörte, hatte den Paphlagoniern Gottfrieds von Bouillon Wohlwollen versprochen, indem er ihn recht gut kannte und mit ihm aus einem und demselben Orte war. Die Barbaren setzten auf dies Versprechen so viel Vertrauen, daß sie uns seinetwegen aufs beste behandelten. Ehe wir von diesen Leuten, die uns unter den Ungläubigen eben so, wie wir sie unter den Christen, sicherten, schieden, wollten wir noch erst den Libanon sehen. Wir hatten sieben bis acht Stunden zu steigen, ehe wir zu den Cedern kamen, von welchen einige ungeheuer sind und, wie man sagt, sich vom Ursprung der Welt herschreiben.

Wir schifften uns nach Jerusalem ein, wo ich die Vergebung meiner Sünden zu verdienen und unter den vielen Kreuzfahrern, die dort versammelt waren, Kunde von dem Grafen von Brabant zu bekommen hoffte. Die Barken, die uns trugen, liefen auf eine kurze Zeit zu Berithe (Bayruth) ein, und ich machte mir dies zu Nutz, um die St. Georgs-Drachenhöhle in Augenschein zu nehmen. Man erzählte mir Dinge davon, die sehr wundersam zu seyn schienen. Es haus'te dort, am Ufer des Meeres, zu des Kaisers Diocletian Zeiten, ein mächtiger Drache, der das Land verheerte. Er zog sich in eine Höhle unter einem Felsen, die noch jetzt gezeigt wird, zurück. Um dies Unthier zu beschwichtigen, gab man ihm junge Mädchen Preis, die es verschlang, und noch jetzt sieht man das Gemäuer, in welches diese Opfer ausgesetzt wurden; ich verrichtete dort mein Gebet. Man erzählt weiter, daß man eines Tages selbst die Tochter des Landesfürsten diesem Tode habe weihen müssen; daß sie darüber sehr gejammert, und ihr alter Vater sich das Haar ausgerauft habe; daß aber noch zu rechter Zeit der glorreiche St. Georg, einer der tapfersten Krieger des Reiches, zu Berithe eingetroffen sey, der sich nach dem Gebäude, wo das junge Mädchen angebunden worden, begeben und den Drachen dort erlegt habe, als er sich seine Atzung habe suchen wollen, so daß der Vater sein Kind unversehrt wieder bekam. Diese Waffenthat erschien aber auch so hehr, daß die Ritter den St. Georg seitdem zu ihrem Schutzheiligen gewählt haben.

Von Berithe aus kamen wir bei Sidon vorbei, wo das Haus der Cananiterin gezeigt wird, deren Tochter von unserm Heiland geheilt worden ist. Auch die Ruinen von Sarepta, der Stadt, in welcher vordem die arme Wittwe gelebt hat, die den Propheten Elias so wohl aufgenommen, habe ich besucht; Tyrus und Damaskus habe ich aber nicht zu sehen bekommen. Dagegen erhielt ich von meinen Führern die Erlaubniß, den Berg Karmel zu besteigen, wo ich in der Grotte des heiligen Elias gebetet habe. Es leben dort Mönche seines Ordens in der Buße. Sie führten mich zu einer Stätte, die man den Garten des Elias nennt und der, wie fast alle heiligen Orte, ein immerwährendes Wunder ist. Die Mönche des Karmels erzählten mir, der heilige Prophet habe eines Abends, als er diese Gegend passirt sey, einen Gärtner gesehen, der eine Menge Melonen gehabt, und da habe er ihn gebeten, ihm doch eine davon zu überlassen, um sich zu erfrischen, der Geizhals aber habe ihm geantwortet, das seyen keine Melonen, sondern Steine. Nun, erwiederte der Heilige da, wenn es Steine seyn sollen, so seyen sie es, und plötzlich wurden sie auch, wofür der Gärtner sie ausgegeben hatte. Ich habe in der That an dieser verfluchten Stätte eine Menge Steine gesehen, welche wie Melonen gestaltet waren. Diese, sehr alte, Geschichte, mag indessen wohl entstellt worden seyn.

Sechs Stunden weit vom Karmel besuchten wir Nazareth, das nur noch ein trübseliges Dorf ist. Um dahin zu gelangen, geht es immer abwärts, wie in eine Grube. Ich warf mich anbetend in dem Gemach der heiligen Jungfrau aufs Antlitz. Es ist dieses eine ziemlich kleine, in dem Felsen ausgehöhlte Grotte; sie ist 16 Fuß lang und 12 Fuß breit. Dort war es, wo die heilige Maria eben im Gebet begriffen war, als der Engel Gabriel ihr verkündigte, wozu sie von Gott ausersehen worden. Die Kaiserin St. Helena hat an der Stelle, wo der Himmelsbote das Ave Maria gesprochen, eine Marmor-Säule aufrichten lassen. Die Ungläubigen haben solche Denkmäler respectirt, auch halten sie trotz ihrer Verirrung, die sie den Mahomed anbeten läßt, unsern Herrn Jesum Christum, den sie den Propheten Jesus nennen, in Ehren.

Man sieht bei Nazareth einen großen runden Stein, welcher der Tisch unsers Herrn genannt wird, weil er, wie man sagt, mehreremale an demselben mit seinen Jüngern gespeis't hat; und nicht weit davon ist der Brunnen, in welchem die heilige Jungfrau die Windeln des Christkindes — eine köstliche Reliquie, womit der heilige Kaiser Carolus Magnus die Basilika von Aachen beschenkt hat — gewaschen.

Digitized by Google

Von Nazareth aus bestiegen wir den Tabor, was der schönste Berg der Welt ist. Man sieht dort den Stein, an welchem Abraham mit Melchisedeck gegessen hat, und höher hinauf drei ländliche Altäre, welche die drei Tabernakel genannt werden und die die Orte bezeichnen, wo unser Heiland, der den Elias und den Moses zur Seite hatte, verklärt wurde.

Man kann an diesen heiligen Orten nicht einen Schritt thun, ohne anbetend auf die Kniee zu fallen. Man zeigte mir auch das Feld, wo die Apostel, um ihren Hunger zu stillen, die Aehren ausdrückten; und ein wenig weiter die Stätte, wo unser Heiland mit sieben Broden und zwei Fischen siebentausend Menschen sättigte. In ihrer Mitte ist ein Hügel, auf welchem Gottes Sohn die acht Segnungen aussprach.

Ich besuchte darnach, zwei Stunden Weges weiter, Canaan, wo Jesus aus Wasser Wein machte, und trank aus dem Brunnen, aus welchem die Krüge gefüllt wurden. Die Kirche, welche die heilige Helena an der Stätte, wo die Hochzeitfeier stattgefunden, hatte bauen lassen, liegt in Trümmern. In der Nähe von Canaan wurde mir auch das Grab des Jonas gezeigt. Die Ungläubigen, welche diesen Propheten ebenfalls verehren, haben dort einen Tempel nach ihrer Weise aufführen lassen; doch hat ihn keiner der Unsrigen betreten.

Mitten in den Kriegswirren, die noch nicht beendigt waren, indem das ganze heilige Land noch nicht den christlichen Häuptern gehorchte, widerfuhr uns doch kein Leids. Freilich waren wir, wie es das Evangelium räth, vorsichtig, und gingen mit weiser Langsamkeit zu Werke, so sehr es uns auch verlangte, das heilige Grab zu ehren.

Als wir von Canaan ab durch eine große Ebene zogen, ward mir von fern die Stadt Naim gezeigt, wo der Heiland den Sohn der Wittwe wieder ins Leben gerufen; nun ist dieser Ort nur noch ein Dorf. Auch habe ich die Trümmer von Endor gesehen, wo die Hexe gelebt, bei welcher Saul sich Raths erholte. Jenseits Naims erblickte ich eine Reihe von gürstigen Bergen. Es ist dies das gelboesche Gebirge, welches auch das verwünschte Gebirge genannt wird; Saul hat sich dort den Säbel durch den Leib gejagt, und das Land ist seitdem überall traurig und öde.

Ich hätte gern die samaritanischen Gebirge gesehen und den Brunnen, bei welchem Jesus Christus mit der Samaritanerin sprach; aber dieser Landstrich war noch nicht in den Händen der Christen. Man zeigte mir das Dorf Ischarioth, den Geburtsort des Judas, so auch zu Joppe (Jaffa) die Wohnung des Gerbers Simon, bei welchem der heilige Petrus wohnte, als er auf Ordre des Bürgerhauptmanns Cornelius abgeholt wurde. Ich begrüßte auch die Behausung der Tabitha, welche von St. Petrus, dem die Thränen der Armen zu Herzen gingen, die ihm die Kleider zeigten, die sie von ihr erhalten hatten, wieder ins Leben gerufen ward. Zu Rama sah ich das Haus Josephs von Arimathien; auch kam ich durch das Dorf, in welchem der gute Schächer geboren worden. Endlich vernahm ich, daß wir uns in der Nähe von Jerusalem, in dem berühmten Thal befanden, wo David einst den Goliath getödtet hat, und wo vor Kurzem die Sarazenen von den Kreuzfahrern geschlagen worden waren.

Nach einem mühseligen Marsche über rauhe und hügeligte Wege erblickten wir Jerusalem und warfen uns sämmtlich auf die Kniee. Die Paphlagonier in unserem Gefolge ahmten uns hierin nach, indem auch sie, Salomo's wegen, den sie eben so sehr wie wir verehren, Jerusalem die heilige Stadt nennen.

Jerusalem, das Ziel so vieler Pilgerfahrten, ist auf Hügeln erbaut und liegt zwischen Bergen eingeschlossen. Uns erschien diese Stadt traurig, doch waren wir von ihrem Anblick ergriffen. Wir zogen dort baarfuß und uns an die Brust schlagend ein. Ich war von der Heiligkeit des Ortes so eingenommen, daß ich Anfangs auf nichts um mich her achtete; erst nachdem ich zwei Tage meinem Seelenheil gewidmet hatte, war ich für das, was mich umgab, beobachtungsfähig. Ich will nun berichten, wessen ich mich noch jetzt erinnere.

Die Paphlagonier schlossen Frieden mit Gottfried von Bouillon, der uns als seine Landsleute aufnahm und eine hochherzige Gastfreiheit angedeihen ließ. Sein Bruder Balduin, der das Fürstenthum Edessa erobert hatte, befand sich damals zu Jerusalem, wo er ihm mit seinen Rittern gehuldigt hatte. Ich erfuhr von einigen derselben, die aus Brabant gebürtig waren, daß es mit der Gefangenschaft Gottfrieds von Löwen, des Fürsten, den ich suchte, in Armenien, seine volle Richtigkeit habe. Mehrere Erkundigungen bestätigten dies noch anderweitig, und so theilte ich, was ich gehört hatte, meinen Freunden mit. Es ward dann beschlossen, daß wir mit Balduin, der binnen wenig Tagen wieder nach Edessa, in der Nähe von Armenien, aufzubrechen dachte, ziehen wollten. Meine Edelsteine trug ich noch immer mit mir herum, doch hörte ich, daß eine große Summe nöthig seyn würde, um den Grafen von Brabant loszukaufen. Nun vertraute ich den Zweck meiner Sendung Gottfried von Bouillon, der mir 50 Mark Goldes gab und seinen Bruder versprechen ließ, mir mit Mehrerem auszuhelfen, wenn es Noth thäte. Nun ruhiger gestimmt, benutzte ich die wenige Zeit, die mir noch blieb, um die heiligen Orte zu Jerusalem zu besuchen.

Die Straßen dieser Stadt, der Zeugin so vieler Wunder, sind enge und düster, die Häuser im Allgemeinen niedrig und häßlich. Die Stadt bildet fast ein Viereck von einer guten Stunde Weges in Umfang. Nachdem ich am heiligen Grabe gebetet hatte, bestieg ich den Berg Zion. Ich warf mich an der Stätte nieder, wo Davids Thurm und Pallast gestanden. Von diesem Thurme aus, sah der heilige König die Bathseba sich in dem Teiche baden, der sich noch jetzt ganz klar am Abhange des Berges zeigt. Dort war es, wo der Prophet Nathan ihm seine Sünden vorwarf. Diese berühmte Stätte, wo David und Salomo begraben liegen, wird gegenwärtig die Abendmahlsstätte genannt. Dort, in einem Gemache, das noch jetzt vorhanden ist, soll unser Heiland mit seinen Jüngern das Abendmahl genommen und ihnen die Füße gewaschen haben. An derselben Stätte zeigte er sich auch dem heiligen Thomas und ließ diesen die Finger in seine Wunden legen, wobei er zu ihm sagte: „glücklich, wer da gläubet, wenn er auch nicht siehet!"

Nicht weit davon war das Haus, nun in Trümmern, in welches sich der Apostel St. Johannes mit der heiligen Jungfrau zurückgezogen hatte. Man sagt, die Mutter Gottes habe dort bis zu ihrem Tode gelebt, bei dem, wundersamer Weise von aller Welt Ende herbeigeholt, alle Apostel zugegen waren. Alle 72 Jünger, die sich im Süden und im Norden, im Osten und im Westen befunden, sahen sich bei diesem heiligen Sterbefall in demselben Saal beisammen, in welchem vor zwanzig Jahren der heilige Geist in der Gestalt einer feurigen Zunge am Pfingsttage über die heilige Jungfrau und die Apostel gekommen war. Andere indessen sagen, Maria, die Himmelskönigin, sey zu Ephesus gestorben.

Ich stieg in den Fischteich hinab, der ein Werk Salomo's ist, nun aber keine wundersame Eigenschaften mehr hat. Ehemals ist, wie das Evangelium uns berichtet, alljährlich ein Engel gekommen, der das Wasser dieses Teiches umgerührt hat, wonach dann der erste Kranke, der sich darin badete, genas.

Man führte mich in einem ziemlich entlegenen Theile der Stadt nach dem Hause des Kaiphas. Ich sah dort den Oelbaum, unter welchem Jesus stand, als er von einem Soldaten einen Backenstreich bekam, während der heilige Petrus sich wärmte und seinen Herrn verläugnete. Die kleine Mauer, auf welcher der Hahn gekräht, steht noch jetzt. Damit mir von einer so heiligen Geschichte nichts entginge, begab ich mich auch außerhalb der Stadt, um in der Grotte, wo St. Petrus über seine Sünden ge-

Digitized by Google

weint, an meine Brust zu schlagen. Dort soll auch der Prophet Jeremias über den nahen Untergang von Jerusalem gejammert haben.

Wieder nach der heiligen Stadt zurückgekehrt, ging ich noch einmal nach dem Hause des Kaiphas und weinte bitterlich in dem kleinen niedrigen Gemache, wo St. Petrus den Heiland verläugnet hatte. Von dort ging ich nach dem Hause des Hohenpriesters Hanna, das nicht weit davon entfernt ist. Ich besah mir hier das Gemach, in welchem unser Herr vor den Richtern erschien, und war erstaunt, alle diese geheiligten Spuren so leicht wieder aufzufinden, da die heiligen Orte doch schon so lange in den Händen der Ungläubigen gewesen sind; man erklärte mir dies aber aus dem Umstande, daß immer viele Christen, als Wächter über das Grab Jesu Christi, unter ihnen geblieben, und daß die Sarazenen Alles unangerührt gelassen, weil sie ihren Vortheil davon gehabt, indem sie sich die Erlaubniß, diese hehren Orte zu besuchen, von den Pilgern theuer bezahlen ließen.

Wir mußten fast die ganze Stadt durchziehen, um von dem Hause Hanna's nach dem des Pilatus zu kommen. Vor diesem sah ich unter einem gerundeten Portal eine Treppe von weißem Marmor, welche die Gläubigen nur auf ihren Knieen erklimmen, weil ihre Stufen von unserm Herrn betreten worden sind, der sie mitten unter den Wachen hinauf und herunterging, die ihn zu Pilatus führten. Diesem Hause gegenüber auf der andern Seite der nicht breiten Straße, zeigte man uns den etwas verfallenen Gerichtssaal und die Säule, an welcher der Heiland gegeißelt worden, so wie auch den Stein, auf den er sich hatte setzen müssen, als man ihm die Dornenkrone um das Haupt geflochten hatte. Ueber diesen Anblick vergaß ich alle die Drangsale, die ich erlitten; denn was sind unsere Leiden im Vergleich dessen, was Gottes Sohn unsertwegen geduldet hat!

Der obere Theil des Gerichtssaales steht mit dem oberen Theile des Hauses des Pilatus durch eine große Arcade in Verbindung, welche die ganze Straße beschirmt und unter der man weggeht. Auf der Platteform dieser Terrasse war es, wo Pilatus unsern Heiland dem Volke mit den Worten zeigte: ecce homo! In dieser Straße, die Schmerzensstraße (via Dolorum) genannt, war es, wo das zusammengelaufene Volk schrie: kreuzige ihn! kreuzige ihn! Aus diesem Hause des Pilatus zog Jesus Christus nach dem Calvarienberg, indem er auf den eignen Schultern sein Todeskreuz trug. Diese Straße ist abschüssig, und man ersteigt sie nicht anders als nachdem man sein Fußzeug abgelegt hat. In einer geringen Entfernung vom Hause des Pilatus küßt man einen Stein, der die Stelle bezeichnet, wo unser Erlöser fiel. An derselben Stelle half Simon der Cyrenäer dem Heiland sein Kreuz tragen.

Nachdem ich so große Erinnerungen beseufzt hatte, besuchte ich das Haus der heiligen Anna, Mutter der heiligen Jungfrau, und darnach den Kerker, in welchem ein Engel die Ketten des heiligen Petrus brach. Ich sah noch die Ringe, an welchen die Ketten befestigt gewesen waren.

Am folgenden Tage kehrte ich nach dem heiligen Grabe zurück. Die Kirche ist dreimal so groß als die St. Gery's Kirche zu Brüssel; sie ist aber anders gestaltet, indem sie keine Flügel hat. Sie ist von der heiligen Helena gebaut worden, fast rund, und wird von dicken Pfeilern getragen. Der Calvarienberg ist darin eingeschlossen; es ist dieses aber kein wirklicher Berg, sondern nur eine Erhöhung auf dem Berge Golgatha, ein Hügel, auf welchem die Kirche aufgeführt worden. Man besteigt den Calvarienberg vermittelst einer in den Fels gehauenen Treppe von nur neunzehn Stufen. Ich sah das Loch, in welchem das Kreuz gestanden hat, und darunter soll Adams Haupt begraben liegen. Gerade an derselben Stelle ist es gewesen, wo Abraham, ehe Jerusalem gebaut worden, seinen Sohn Isaac auf einem Holzstoß opfern wollte. Zwei Schritte davon ist der Felsen, der in dem Moment der Passion barst; die Spalte ist einen Fuß breit, die Tiefe aber ist nicht zu ermessen.

Etwas weiter hin ist die Stelle, wo der Erlöser ans Kreuz genagelt ward. Zwei Lampen bezeichnen den Fleck, wo die Kreuze der beiden Schächer gestanden haben. Zwei schöne Steine deuten den Ort an, wo die Jungfrau und der heilige Johannes sich aufgehalten. Zehn Schritt weiter weg befindet sich der Marmor, auf welchem der Heiland einbalsamirt worden ist. Ueber der Kirchenthür ist eine Arcade, von der herab dem Volke das ächte Kreuz gezeigt wird.

Ich stieg auch, unter dem Calvarienberg, in die düstere Höhle hinab, wo die heilige Helena das Kreuz unsers Herrn aufgefunden hat. Eine Kapelle dicht daneben ist das Gemach, in welchem sich die Soldaten in Jesu Kleider theilten. Ein wenig weiter kroch ich in das heilige Grab, dessen Eingang nur drittehalb Fuß Höhe hat. Ich sah den weißen Marmorstein, auf welchem der Engel saß, der, als die drei Marien dahin kamen, zu ihnen sagte: Jesus von Nazareth, den Ihr suchet, ist nicht mehr hier, er ist auferstanden. Der obere Theil des heiligen Grabes, in welchem der Herr geruht, ist mit einer Marmorplatte belegt worden, auf welcher ohne einen andern Schmuck als eine Altardecke die Messe gelesen wird. Zwei und dreißig Lampen, die aus den Tempeln der Ungläubigen genommen worden, werden hier Tag und Nacht brennend unterhalten.

Ich sah auch mit Verwunderung das große gelbe Panier der Sarazenen, das die Kreuzfahrer erobert haben, an dem Gewölbe der Kirche aufgehangen. Ohne Unterlaß drängten sich die Christen zu dem heiligen Tempel, und Jerusalem erschien uns, seine Heiligkeit abgerechnet, als eine europäische Stadt. Gern wäre ich noch länger dort geblieben; aber meine Tage waren gezählt, und so eilte ich, auch die Umgegend zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen
von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen.

(Aus dem Quarterly Review.)

(Fortsetzung.)

Die Anekdote, welche nun folgt, charakterisirt ganz besonders den Ort und das Volk:

— „Auch ist diese Offenheit im Benehmen nicht nur auf diejenigen beschränkt, welche eine Verwandtschaft mit ihm nachweisen können. Mein Wirth, Moullet, war Dragoner in Napoleons Armee gewesen und zweimal feindlich mit Jauregun zusammengetroffen. Das letztemal geschah es, wenn ich mich recht besinne, auf dem Rückzuge der Franzosen vor der Schlacht bei Vittoria. Moullet, ein Serjeant, und ein Kamerad von seiner Schwadron befanden sich bei dem Nachtrab, und waren beim Ausleeren einiger Flaschen Wein in einem kleinen Wirthshause zögernd zurückgeblieben. Von neuem aufsitzend, ritten sie stark vorwärts, um wieder an ihre Plätze zu gelangen, und verfolgten ihren Weg ungestört, bis sie, beim Umwenden der Landstraße, den Jauregun und acht seiner Guerillas, den Fußweg sperrend, wahrnahmen. Eine Weile schauten sich beide Parteien ruhig an, doch diese Ruhe unterbrach El Pastor durch den Ausruf: „„Franzosen, ergebt euch, und ihr sollt gerechten Pardon haben!““ — „„Schweinesohn,““ erwiderte höflichst sein Gegner, der Serjeant, „„greif uns, wenn du kannst.““ Bei diesen Worten gab er seinem Pferde die Spornen und sprengte mit seinen beiden Kameraden in vollem Galopp durch den Haufen seiner Gegner. Trotz der vollen Ladung, welche jene ihnen nachfeuerten, erreichten sie alle drei glücklich den Nachtrab der

Digitized by Google

ihrigen. Dieses Zusammentreffen und ein anderer ähnlicher Scharmützel waren die einzigen Gelegenheiten, wo El Pastor den Moulet gesehen hatte, und es ist schwer zu begreifen, wie, in der Verwirrung eines solchen Augenblicks, es möglich war, den Charakter der Gesichtszüge eines gemeinen Dragoners aufzufassen; aber sein Gedächtniß war so treu, daß er mehrere Jahre darnach bei der Musterung einiger Truppen in der Nachbarschaft von Tolosa, den Moullet im Gedränge der Zuschauer erblickte und ihn auf der Stelle wiedererkannte. Voll Entzücken über ein Gesicht, das ihn an alte Zeiten erinnerte, winkte er ihm zu, sich zu nahen, stieg vom Pferde, und indem er sich selbst ins Gras niedersetzte, ließ er, zum Schrecken seiner altadelichen Officiere, den Schirmmacher neben sich Platz nehmen. Dort nun unterhielten sie sich über frühere Abenteuer und lieferten ihre Schlachten noch einmal wieder.

„Als El Pastor meinen Wirth verließ, versicherte er ihn seines Beistandes, sobald er sich in Verlegenheiten an ihn wende, und setzte hinzu, daß er bei allen Gelegenheiten, wo es in seiner Macht stände, geneigt seyn würde, ihm zu helfen. Späterhin einmal hatte Moullet Gelegenheit, seine Freundschaft auf die Probe zu stellen. Ein Officier von bedeutendem Range hatte lange in seinem Hause gewohnt und ihm beträchtliche Kosten verursacht, wollte ihn aber späterhin nicht bezahlen. Nicht unparteiisch richtet die Gerechtigkeit in Spanien, und um daher mit Erfolg gegen einen solchen Menschen zu verfahren, bedurfte es eines Fürsprechers. Moullet erinnerte sich an El Pastors Versprechungen, und, wiewohl von geringer Hoffnung der Erfüllung belebt, ging er doch nach des Generals Quartier, und brachte seine Klage vor. Da Jauregui sie wohl gegründet fand, ließ er den Officier zu sich kommen, gab demselben in Moullets Gegenwart einen harten Verweis, und schrieb mit eigner Hand einen Wechsel auf den General-Quartiermeister für die fällige Summe aus, mit dem Befehl den Betrag von des Officiers Solde abzuziehen.

„Diese Gutmüthigkeit ist in der That die Hauptgrundlage, worauf seine Macht beruht. Er ist in allem besser unterrichtet, als irgend ein anderer General der Königin, und dieses verdankt er dem Umstand, daß, in einem Kriege, welcher Vater und Sohn, Bruder und Bruder entzweit hat, sein Benehmen ihm, sogar in den Reihen der Carlisten, manche Herzensfreunde treu erhalten hat, welche aus Zuneignung oder aus Rücksicht eines langen Umgangs ihm Kunde zukommen lassen, die Rodil weder durch Drohungen noch durch Gold zu erlangen vermochte. Mit einem Wort, ich habe überall großes Lob von ihm gehört, ausgenommen in Rodils Armee. Dort konnten Officiere, Männer von hoher Geburt und altem Adel, niemals seine Herkunft vergessen, noch ihm sein Emporkommen verzeihen. Innigst überzeugt von seiner Ueberlegenheit im Partei-Kriege, nahmen sie den Schein an, als verachteten sie das ganze System; seinen Mangel an standesmäßiger Erziehung rügend, sprachen sie mit Entzücken über wissenschaftliche Gegenstände, und schienen zu glauben, daß Erfahrung bloß aus Büchern erlangt werden könne, und daß ein guter General nichts anders sey, als eine Rolle von Lehrsätzen." —

Nachmittags verließ El Pastor die Stadt mit seiner Division. Das Corps leichten Fußvolks, welches dessen Vortrab ausmachte, war das furchtbarste bei der Armee der Königin, und war angeworben worden, um gegen die Carlisten in den Engpässen zu wirken, wo man fand, daß sie, vermöge ihrer überlegenen Gewandheit und vertrauten Kenntniß des Gebirgskrieges, es ganz gut mit den regulairen Truppen aufnehmen konnten. Dieses Corps bestand aus 800 Mann, von unglücklichen Verhältnissen, welche theils Ausreißer von den an den Gränzen befindlichen französischen Regimentern, theils Einwohner der baskischen Provinzen waren, und alle angelockt wurden durch den Ruf seines Befehlshabers und durch die hohe Löhnung, die sich auf 6 Reales, oder 1 Shilling 6 Pence, täglich belief — „eine übermäßige Summe," sagt unser Schriftsteller, „in einem Lande wie Spanien, wo die Lebensmittel so wohlfeil sind, und man schließt leicht daraus in Beziehung auf die Regierung der Königin, sie fühle die Nothwendigkeit, durch das Gewicht des Goldes die sinkende Treue der wenigen Navarreser, welche eine Zuneigung für die Sache der Königin besitzen, aufrecht zu erhalten." Diese Bursche sind in ihrer Uniform unsern Jägern sehr ähnlich; sie haben eine kurze grüne Jacke, eine Patrontasche mit einem Gurt um die Hüften geschnallt, und mit einer leichten Büchse, woran hinten ein Riemen befestigt ist; sie werden Chapel Gorris, d. h. im Baskischen Rothmützen, von der Farbe ihrer Kopfbedeckung, genannt; — das einzige Zeichen, wodurch ihre Militairtracht sich wesentlich von derjenigen der Carlisten unterscheidet: denn diese tragen die im Lande übliche blaue Mütze, ganz und gar im Schnitt und von Stoff ähnlich derjenigen, welche man in den Gränz-Provinzen von Schottland zu tragen pflegt. Die darauf folgenden regulairen Truppen waren größtentheils von Gestalt wohlansehnliche Leute, doch hatten sie sehr erbärmliche Kleidung, da sowohl bei Officieren als Soldaten Flicken von jeglicher Gestalt, Größe und Farbe daran sichtbar waren.

Es ist eine merkwürdige Thatsache zum Beweise, wie eng alle von der Partei der Königin besetzten Plätze von den Carlisten blokirt wurden, daß zwölf Stunden nach dem Abmarsche dieses großen Corps von ungefähr 3200 Mann kein Mensch wußte, wohin sie gezogen waren. Die Straße, auf welcher sie die Stadt verlassen hatten, theilte sich ungefähr auf anderthalb Meilen Entfernung von der Mauer in zwei Richtungen, und daß El Pastor, bei Erreichung des Trennungspunctes, rechts sich hingewandt habe und der Marsch-Route auf Ascoytia zu nachgegangen sey, war der allgemeine Glaube der Einwohner obiger Stadt. Dagegen hielt er sich wirklich, wie die Folge lehrte, zur Linken, und zog nach Villa Franca. Aber dieser Belagerungszustand war allen Orten gemein, die von den Christinos besetzt wurden; ja sogar in St. Sebastian, welche Stadt sich rühmte, mit einer 1000 Mann starken Garnison Linien- und Landtruppen versehen zu seyn, wagten die Einwohner nicht, über die Kanonenlinie der Festung hinauszugehen.

Am folgenden Tage kam die Hauptmacht der constitutionellen Armee an, unter Anführung des Oberbefehlshabers Rodil.

„Er ist ein schöner Mann, ungefähr zwei und vierzig Jahre alt, hat ein mageres blasses Gesicht und erhabene, fast römische Züge. Sein Blick ist kalt und stolz, und seine Miene ernst und streng: Entschlossenheit drückt sich in allen seinen Zügen aus, dennoch liegt im untern Theile des Gesichtes eine gewisse Schwerfälligkeit, welche einen Mangel an thätiger, durchgreifender Kraft anzudeuten scheint. Kurz, er hat das Ansehen eines Mannes, der im Stande wäre, auf seinem Posten zu sterben, doch nicht geneigt, einen einzigen Schritt vorwärts zu thun, um einen Anfall zu wagen. Sein dunkelblauer Rock war am Kragen und an den Aermeln mit Stickerei reich durchwirkt, und seine Brust zierte ein einziger Stern, wiewohl er im Rufe steht, mehr Orden und Großkreuze als irgend ein Anderer in Spanien zu besitzen. Rodil zeichnete sich für die königliche Sache in Süd-Amerika aus, besonders durch seine hartnäckige Vertheidigung der Festung Callao gegen die Patrioten, bei welcher Gelegenheit man von ihm sagte, er habe nicht eher die Festung übergeben, bis jede einzelne darin befindliche Ratte und Maus aufgezehrt worden sey. Auf seine militairischen Talente, für wie bedeutend sie auch gelten, bildet er sich gar zu viel ein, und nicht selten wähnt er, ein zweiter Napoleon zu seyn. In einer Beziehung wenigstens war er ihm ähnlich, in sofern er einen dreieckigen Hut trug — eine, Napoleon besonders beliebt gewesene Form —, und, wie der des Kaisers, queer auf dem Kopfe sitzend. Er ritt auf einem Maulesel, dessen Rücken ein Seidennetz bedeckte, und hatte ein Gefolge von 100 Mann Reiterei, alle, sowohl Reiter als Pferde, in guter Ordnung.

Digitized by Google

„Nun folgte das Fußvolk. Niemals habe ich Truppen in einen erbärmlichern Zustand als diese gesehen. Sie trugen alle graue Oberröcke und leinene Beinkleider; doch hingen diese Röcke lose in Lumpen herab, oder waren bestmöglichst über und über mit Flicken zusammengeheftet, und die schmutzigen Beinkleider, welche bis an die Kniee aufgewickelt waren, enthüllten nach unten ein paar von der Sonne gebräunte, nackte Beine. Einige trugen Kamaschen, doch keiner hatte Strümpfe. Einige rühmten sich zwei Schuhe zu haben, während andere nur zwei Sandalen hatten, und viele, welche eine rühmliche Unparteilichkeit beobachteten, trugen an einem Fuß einen Schuh, an dem andern einen Sandal. Hievon war die natürliche Folge, daß ihrer viele lahm einhergingen und nur so gut wie möglich der Straße entlang nachhinkten. Eine bedeutende Anzahl war verwundet und trug die Arme in Schlingen.

„Ganz hinterher kamen die Maulesel mit der Bagage, ohngefähr 300 an der Zahl, einen außerordentlichen Contrast bildend gegen die von Jauregui getroffene Einrichtung, der nicht über 20 mit seinem Corps führte. Das ganze Corps nun umfaßte die dritte und fünfte Division, unter dem Befehl der Generale Cordova und Bedoya, und belief sich, den Troß abgerechnet, ohngefähr auf 7500 Mann Fußvolk und 300 Reiter. Die ganze Artillerie bestand nur aus zwei messingenen Kanonen, deren jede ohngefähr 30 Zoll lang im Lauf war, und von einem Maulesel geschleppt wurde. Auch ihre Pulverwagen machten die Last noch zweier solcher nützlichen Thiere aus."

Am folgenden Morgen setzten die Truppen ihren Marsch wieder fort, und, nachdem sie eine äußerst hohe Gebirgsreihe durchkreuzt hatten, wobei sich ihnen die großartigsten Ansichten darboten, näherten sie sich der Stadt Azcoytia, und erreichten das Mönchskloster St. Ignacio de Loyola. Dieses Gebäude, vormals das Hauptquartier des Jesuiten-Ordens, und vielleicht nächst dem Escurial, der berühmteste Aufenthalt der Geistlichkeit in Spanien, erregte so stark die Wißbegierde unseres Reisenden, daß er, in Gesellschaft eines der Officiere, mit welchen er in den Gebirgen zusammengespeist hatte, die Division verließ, um das Kloster zu besuchen. Aber es wurde ihm der Zutritt ins Innere desselben nicht verstattet, und schon kehrte er verzweifelnd zurück, als der Zufall ihm einen Fähndrich entgegenführte, bei dem einer der Mönche die Stelle eines Cicerone versah. Durch seinen Einfluß bekam er Zutritt ins vergoldete Zimmer, das Allerheiligste der Heiligthümer, wo Loyola seinen letzten Athem ausgehaucht hatte.

„Damals als ich meinem Freunde meine Bewunderung über die Pracht des Tempels ausdrückte, redete mich der junge Officier nicht bloß im englischen, sondern sogar in jener rein-englischen Wort-Betonung an, welche man nur durch einen langen und frühzeitigen Aufenthalt im Lande selbst sich zu eigen macht. Seine Geschichte war von kurzem Inhalt. Sein Vater, der Oberst Gaurea, war in den Tagen Ferdinands VII., der constitutionellen Sache zugethan gewesen, und in Folge seines politischen Glaubens genöthigt, die Halbinsel zu verlassen, nahm er mit seinem Sohne Zuflucht nach England. Als die Regierung der Königin gegründet ward, kehrten beide nach Spanien zurück, und erhielten von der Regentschaft Anstellungen, nämlich, der Vater war jetzt Befehlshaber des Vortrabs, und sein Sohn erhielt eine Officierstelle in demselben Corps, welches ich im Vordergrunde des Thorweges bivouakiren gesehen hatte, und jetzt diente es als Begleitungs-Corps seines Anführers, welcher von Rodil abgesandt war, den Mönchen von Loyola eine Geldstrafe aufzulegen. Es schien, daß diese unglücklichen Kloster-Väter einige Tage vorher ihren Eifer für die Sache des Don Carlos geäußert hatten, und sie wurden nun für diese Aufwallung der Treue zur Auszahlung von 100,000 Reals aufgefordert. Der junge Gaurea hatte seine Erziehung in einer Pensions-Schule in Blackheath genossen, und da mein eignes „„Seminarium für junge Leute von anständigen Familien,"" in derselben Nachbarschaft im hohen Rufe stand, wurden wir augenblicklich Freunde. Als wir den Rednersaal verließen, erzählte ich ihm meinen gemachten Versuch das Innere der Kirche zu sehen, und daß ich es sehr bedauerte, meinen Wunsch, daselbst zugelassen zu werden, vereitelt zu sehen. „„Dazu will ich Ihnen leicht verhelfen,"" sagte er, und sich zum Mönch wendend, entdeckte er diesem unsere Wünsche. Der arme Priester, so dienstfertig in die Höhe fahrend, wie es Malvolio's eingebildeten Untergebenen Ehre gemacht haben würde, bemühte sich sofort, unserer Wißbegierde Genüge zu leisten, und ging uns mit eiligem Schritte voran.

„Wir verließen den Beichtstuhl auf einem andern Gange, als der, durch welchen wir eintraten; und die Thüren, an denen wir vergebens angeklopft hatten, drehten sich gehorsam um ihre Angeln vor dem Rufe unsers geistlichen Begleiters: „„Oeffnet, ich bin es.""

Der Raum erlaubt uns nicht, was man in der Kirche dieses großen Klosters sieht, im Detail zu beschreiben, z. B. seine prachtvollen Marmorwerke, und seine, mit wenigen Ausnahmen, sehr schlechten Gemälde. Das Bild des Stifters wird folgendermaaßen beschrieben: —

„Er war dargestellt als ein blaßer, schöner Mann, ungefähr 25 Jahre alt, mit einem gewissen Etwas in seinem Anstande, seiner Haltung, welches ein Selbst-Bewußtseyn seines Adelstammes verräth. Sein Haar ist aschfarbig, und sein Bart, wie Herr Slender sich ausdrückt, „„bambusrohrfarbig."" Sein blaues Auge schaut weit geöffnet vor sich hin, und sein Blick ist besonders mild; ja, mit vergeblicher Mühe forschte ich an diesem Theil des Gesichts oder in der Gegend des Mundes nach jenen starken Leidenschaften, die seinen Charakter bezeichneten. Des Soldaten Schwelgereien, des Priesters Kraft, und des Staatsmanns Doppelsinnigkeit, sind alle verschleiert unter einer ruhigen Heiterkeit der Miene, welche aller Forschung Trotz bietet."

Als unser Landsmann mit dem jungen Gaurea wieder die Landstraße erreicht hatte, fand er, daß die Truppen nach Azcoytia marschirt waren. Dies schien ein Umstand von wenig Belang, und groß war sein Erstaunen, als sein neuer Bundesgenosse ihm seine Meynung äußerte, daß sie sehr leicht von den ihrigen abgeschnitten werden könnten.

„Eine Division, die aus einigen tausend Mann bestand, zog nur ungefähr anderthalb Meilen vor uns voraus: — ein Corps von derselben Stärke besetzte ein eben so weit hinter uns gelegenes Dorf; — wir hatten so eben einige Cavallerie an den Thoren des Klosters zurückgelassen — und die Landstraße, die zwar an der einen Seite mit Waldung und Buschholz dicht verschränkt war, bot doch auf der andern Seite eine offene Landschaft dar. Auf diese Umstände machte ich den Fähndrich aufmerksam; jedoch er schüttelte nur den Kopf, und forderte mich auf, meinen Schritt zu verdoppeln. Als wir die Spitze der Anhöhe erreichten und die Stadt zum Vorschein kam, fing er an, etwas gemächlicher zu marschiren, und suchte seine Besorgnisse zu rechtfertigen. Er versicherte, daß dem Nachtrab der Armee gewöhnlich Carlistische Plünderer auf dem Fuße folgten, welche, sobald ein Nachzügler zurück geblieben wäre, bloß den Augenblick abwarteten, bis er bei einer Wendung der Straße seinen Kameraden aus dem Gesichte gekommen wäre, sodann hervorstürzten und ihn überwältigten. „„Doch,"" fügte er hinzu, „„hätten wir einzig und allein mit dem regulairen Militair der Armee zu kämpfen, so würden wir leicht genug die Sache endigen können. Unsere Hauptverlüste entstehen daraus, daß fast jeder Bauer mehr oder weniger Soldat ist, und man kann kaum einem unter ihnen trauen. Seht,"" sagte er, indem er hinzeigte auf fünf oder sechs Landleute, welche beschäftigt waren, türkisches Korn zu schneiden, „„jene Kerle scheinen gut genug gesinnt zu seyn, jedoch wahrscheinlich haben sie neben sich Waffen verborgen, und, wären wir weiter entfernt gewesen

Digitized by Google

von den Truppen, würden sie sich nicht besonnen haben, uns zu tödten und zu berauben.

„Ich gestehe, daß ich alles Gesagte augenblicklich nur für Worte hielt, die dazu dienten, Feigherzigkeit zu bemänteln; jedoch wurden mir späterhin zu wiederholtenmalen diese Bemerkungen bestätigt, ja, ähnliche Besorgnisse feindlichen Hinterhalts von Officieren geäußert, und zwar von Officieren, deren Muth unbezweifelt war, und welche alle in der Wahrheit übereinstimmten, daß jenseits der Mauern der befestigten Städte die Königin kaum auf einen Freund in den vier Provinzen zählen könne, und daß die Feindschaft von Seite der Bauern so weit getrieben würde, daß es sehr gefährlich sey, einen Mann zweihundert Schritte hinter dem Zuge zurückzulassen. In Guipuscoa fühlt man dieses Uebel nicht so sehr, aber in Navarra, wo die Bergschluchten lang und eng sind und das Gehölz, Dickicht und Reisig beide Seiten der Straße einschließt, hatten sie oft fünf bis sechs Mann den Tag verloren, abgerechnet die Verwundeten — und die Anzahl der letztern bei der ganzen Armee bezeugte, wenn gleich nicht die Sicherheit, womit die Carlisten feuerten, dennoch die häufige Wiederholung ihrer Angriffe." —

Von dem Gipfel einer Anhöhe aus, nah bei Aseoytia, eröffnete sich den Reisenden eine Ansicht von dieser Stadt und von der ganzen Gegend, welche zwischen jener Stadt und Aspeytia, einem von ihnen so eben verlassenen Dorfe, lag. Sie war berühmt als Schauplatz einer Schlacht zwischen den Truppen der Königin und Zumalacarregup, bei einer früheren Entwickelung dieses Parteikampfes. Die Carlisten-Spione hatten ihn das einemal geblendet, und, während er nun auf ein Detaschement wartete, befand er sich plötzlich im Angesicht der Haupt-Armee der Königin, von El Pastor selbst befehligt.

„Nichts kann besser die Schwierigkeiten beweisen, womit die Regierung der Königin zu kämpfen hat bei dem Versuch, den Krieg mit regulairen Truppen in einem bergigen Lande gegen Bergbewohner führen zu wollen, als der Ausschlag dieses Treffens. Denn hier, wo sie ihre eigne Stellung, ihre überlegene Anzahl, genug, alle Umstände begünstigten, schlug es ihnen dennoch fehl, nur dem Namen nach einen Vortheil davon zu tragen; indeß die Carlisten, von beiden Seiten eingeschlossen, im Angesicht El Pastors, ihres furchtbarsten Gegners, sich ihren Rückzug durch einen Seitenweg sicherten, welchen einzuschlagen für alle andern, außer ihren Truppen, unausführbar geschienen haben würde, und so mit dem Verluste eines einzigen Mannes, der von einem Scharfschützen, Namens Bob Acres, dahingestreckt wurde, entkamen.

Die Stadt Aseoytia, wie Tolosa, war so ganz und gar mit Militair angefüllt, daß unser Reisender es nicht möglich fand, einquartiert zu werden.

„In dieser Verlegenheit," erzählt er, „ging ich in den schönsten Laden, den ich vorfand, und fragte den Herrn, ob er irgend ein Haus wüßte, wo ich ein Bett erhalten könne, ihm zu gleicher Zeit zu verstehen gebend, daß es mir gleich wäre, wie viel ich dafür zu bezahlen habe. Aber der Laden war voll von Kunden, der Mann schien nicht geneigt zu seyn, sich in seinen Geschäften meinetwegen stören zu lassen, und erwiederte mürrisch genug, daß es in dem gegenwärtigen Zustande der Stadt unmöglich wäre, ein Logis zu erhalten. Ich wollte fortgehen, für mich hin murmelnd, daß, wenn es auch in Spanien unmöglich wäre, dennoch in England für Geld immer Zimmer bereit seyn würden, wenn es auch der Soldaten so viele wie Brombeeren gäbe, als das Wort England seine Aufmerksamkeit zu fesseln schien, und indem sein gleichgültiges Benehmen sogleich in Höflichkeit sich verwandelte, fragte er mich in meiner eigenen Sprache, ob ich aus jenem Lande sey; und als ich es bejahte, erwiederte er, daß, wenn ich mit seiner Gastfreiheit vorlieb nehmen wolle, sie mir recht gern zu Gebote stände. Ich entgegnete ihm, daß ich als Fremder nicht Willens sey, von seiner Gefälligkeit eine solche Taxe zu erheben; doch wenn er es mir erlauben wolle, ihn für seine Unkosten zu entschädigen, würde es mich freuen, diese Einladung mir zu Nutz zu machen. Ein Franzose oder Holländer würde das Anerbieten hastig ergriffen haben, aber eines Spaniers Stolz übertrifft seine Habsucht, und mein Freund am Zahltisch war ungehalten über diesen Vorschlag und sagte rundweg, daß, wenn es mir nicht gefiele, sein Gast zu seyn, so möchte ich lieber ganz und gar wegbleiben. Ich wollte ihn nicht beleidigen, und nahm also sein gastfreies Anerbieten an. Der Bezirk seiner Wohnung war in den zwei höchsten Stockwerken des Häuschens enthalten, wovon der Laden im Erdgeschoß angebracht war. Die Entresols der beiden oberen Etagen hatte er zur Benutzung seiner Familie sich vorbehalten; und um lästiges Zudringen zu vermeiden, hatte er die äußere Thür abgeschlossen. Dennoch war ich nicht im Stande, nähere Aufnahme zu finden, bis er seine zahlreichen Gäste unten verlassen konnte; und um mittlerweile einen Ruheplatz zu gewinnen, stieg ich zum zweiten und höchsten Stockwerk hinauf, welches mein Wirth den ihm durch die Ortsbehörde zur Einquartierung aufgegebenen Militair-Personen eingeräumt hatte. Diese Himmels-Regionen wurden gegenwärtig vom General Bedoya, Befehlshaber der fünften Division, und seinem Freunde, dem General Iriarte, benutzt: zwei Männer, welche so sehr mit einander befreundet waren, daß sie gewissermaßen zum Sprichwort bei der Armee dienten; dennoch wäre es schwer gewesen, einen Damon und einen Pythias zu finden, welche mehr als jene beiden im Benehmen und Aeußern von einander verschieden waren.

„Don Ramono Gomez Bedoya, der schönste Mann in der spanischen Armee, war ungefähr 38 Jahre alt, groß von Gestalt, blaß von Antlitz, mit edlen Zügen und einem durchdringenden schwarzen Auge; — er war einer derjenigen, in welchem die Natur den feinen Mann wörtlich dargestellt hat. Frei, froh und voll kühnen Muthes war er leutselig und beliebt; eben so ausgezeichnet benahm er sich im Felde, und, wenn dem Gerüchte zu trauen ist, so war er auch berühmt in anderen sanfteren Fehden. Doch wenn er ja den Schönen ein Lächeln abgewonnen hatte, so war es außer Zweifel, daß er es auf alle Weise zu verdienen sich bestrebte. Unter tausend zerrissenen, geflickten und geschmacklosen Kleidungen, strahlte sein Rock in seiner noch völlig neuen Glorie; am Kragen und an den Aermeln, so wie an den äußern Borten, und unter den Knöpfen neben der Hüfte war er reich gestickt, ja so sorgfältig und genau seinem Körper angepaßt, daß es den ängstlichen Eifer des Besitzers bezeichnete, von seinem Gleichmaße nichts zu verlieren; dabei hatte er sich seinen großen mit Tressen eingefaßten Generals-Hut, von der Art wie sie Buonaparte's Marschälle trugen, auf jene leichtfertige verschobene Weise aufgesetzt, womit die Stutzer des letzten Jahrhunderts sich zierten. Aber die Freimüthigkeit seines Benehmens bildete einen angenehmen Contrast mit seiner Geckenhaftigkeit, welche sonst wohl, bei seinem Alter, ins Lächerliche übergegangen seyn würde; und die Wenigen, welche gelegentlich über ihn als Zierbengel spöttelten, schlossen stets die Rede in Beziehung auf ihn mit herzlichem Lobe seines Charakters als Mensch.

„Sehr verschieden von diesem war die Meynung, welche man von seinem Gefährten, Don Firmin Iriarte, faßte. Er war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, mittlerer Größe und von einer dicken viereckigen Gestalt. Sein Gesicht war rund und schwerfällig, mit hervorstehenden buschigen Augenbrauen, und einem mürrisch-argwöhnischen Blicke. Ein einfach schließender Rock, mit kleinen gelben kegelförmigen Knöpfen, und ein hoher lackirter Tschako, vollendeten zwar, doch verschönerten sie keineswegs sein Aeußeres. Wenigen Männern von der Armee war man mehr abgeneigt als ihm — denn gewöhnlich hingen sich an seinen Namen die Nebentitel, Vieh und Bestie. Da er überall für einen tapfern Offizier galt, und

Digitized by Google

man ihm noch niemals einer Grausamkeit oder eines Uebelverhaltens beschuldigt hatte, so wunderte es mich sehr, daß er in so allgemeiner, und dem Anschein nach so unverdienter Volks-Ungunst stand. Doch die beiden Freunde mochten wohl ihr Zimmer nicht über ein paar Minuten betreten haben, als ich es mir schon enträthseln konnte, warum sie so verschiedene Plätze in den Herzen der Menschen einnahmen. Der Ort, wohin ich mich zurückgezogen hatte, machte einen Theil des Uebergangs vom Vorder- zum Hinter-Hause aus. Bedoya's Zimmer lagen nach der Straße, die des Iriarte nach hinten zu, und nun gingen die beiden Generale um sich gegenseitig in ihren Zimmern zu besuchen, mehremale über den Gang hin und her. Jedesmal wenn sie bei mir vorübergingen, lächelte Bedoya mir einen Gruß zu, mit einer gewissen Halbverneigung; Iriarte dagegen ließ seinen Kopf hangen, wie ein rennender Stier, aus dem Hinterhalt seiner dicken Augbrauen einen mürrischen Blick mir zuwerfend, und ging vorwärts ohne weitere Rücksicht zu nehmen. Diese letzte Unaufmerksamkeit würde in England nicht aufgefallen seyn; doch in Spanien, wo jene Gil Blas-Mode „„die Gesellschaft zu begrüßen““ noch im Gange ist, war es gradezu eine Aeußerung der Grobheit; und so wurde es mir leicht begreiflich, wie jemand sich die allgemeine Abneigung im höchsten Grade zuziehen kann, ohne irgend etwas zu thun, das man auf Rechnung der Niederträchtigkeit oder Sittenlosigkeit bringen darf.“ —

„Doch wir wurden abgerufen zu einem spanischen Mittagsessen, oder, wie man es auf der Halbinsel richtiger zu nennen pflegt, Abendessen; da das Mittagsessen dort selten später als 12 Uhr stattfindet. Die Tafel des Lykurgus hätte hier nicht seine spartanische Einfachheit übertreffen können. Erster Gang, Käse; zweiter Gang, Käse; dritter Gang, Käse; zwar mit Abwechselung von Stücken Brodes, hartgekochten Eiern und gebratenem Federvieh, dennoch durchgängig in seinen Vor-, Zu- und Nachspeisen die eigenthümliche Einförmigkeit, Käse, bewahrend. Der Einkäufer dieser schönen Sachen war ein Creole aus Cuba, der in Philadelphia seine Schule gemacht hatte, und ein wahrhafter Schüler vom Bruder Jonathan war.

„„Mein Wirth war zu lange in Amerika gewesen, als daß er nicht ganz und gar die Lehren des Radicalismus eingesogen hätte, und war daher ein heftiger Feind von Don Carlos. Jedoch verhältnißmäßig schien er auch keine Anhänglichkeit für die Königin gewonnen zu haben, sondern hatte das Ansehen, der catalonischen oder republikanischen Partei anzugehören. Aus Vorsicht lange genöthigt, seine Gesinnungen zu verbergen, dünkte es ihm eine wahre Erholung, einen Fremden zu finden, dem er sich ohne Gefahr anvertrauen könne, und über Politik sprach er, wie es ihm ums Herz war. Er weissagte nichts Gutes für die carlistische Sache: er machte die Bemerkung, „„daß, wiewohl der Priesterstand viel zur Unterstützung derselben gethan, in sofern er den Bauernstand zu ihren Gunsten aufgeregt habe, doch gerade ihr Anhang die mittleren und wohlerzogenen Classen abwendig gemacht hätte, weil diese mit Grauen auf die Wiederherstellung der geistlichen Herrschaft, und auf die Schauspiele der Lüste und Gräuel, worüber die Inquisition ihren weiten Mantel ausgebreitet hätte, hinsähen.““ In Beziehung auf die constitutionelle Sache sagte er, „„daß die Liederlichkeit der Königin bei vielen Abscheu erregt hätte, die sonst wohl gewünscht haben würden, ihr beizustehen;““ und er schloß mit der Behauptung, ““daß nur in einem Freistaat dem Lande eine Regierung würde, welche frei wäre von der Frömmelei der einen Partei, und von der Spiegelfechterei und Günstlingsherrschaft der anderen. Mittlerweile, sagte er, „„werden die Provinzen ausgeplündert und erschöpft. Einen Tag kommt Zumalacarregun, und wir werden zur Erhebung einer Anleihe aufgefordert, gleichsam um unsern Eifer für unsern gesetzlichen Herrn und Gebieter zu erkennen zu geben; den nächsten Tag erscheint Rodil, und legt uns eine Geldstrafe auf, gleichsam um uns zu züchtigen für die von uns dem Don Carlos geleistete Hülfe. Doch dies ist noch nicht das Schlimmste. In dieser Provinz besteht die große Ueberzahl aus Carlisten; dennoch giebt es natürlich einige, deren Meynung verschieden ist — für einen unter diesen bin ich bekannt; und trotz allen meinen Bemühungen, mir bei ihnen, weder durch Wort noch That, auf irgend eine Weise eine Blöße zu geben, habe ich dennoch seit den letzten sechs Monaten keinen Tag, ja, nicht einmal eine Stunde zugebracht, ohne der Furcht ausgesetzt zu seyn, arretirt und erschossen zu werden. Ich bin eines solchen Lebens überdrüssig, und Willens Ascoytia mit der Armee Morgen zu verlassen, um nach irgend einem befestigten Platze zu ziehen, wo ich bleiben kann, bis mein Eigenthum verkauft ist, und ich in Stand gesetzt bin, das Land zu verlassen.““ — S. 102.

Die Städte Ascoytia und Aspeytia und ihre unmittelbaren Umgebungen sind bekannt dafür, die schönsten Frauenzimmer im Norden von Spanien zu besitzen: eine Thatsache, die man sich nicht gut erklären kann, da das weibliche Geschlecht der umliegenden Districte keineswegs ihrer persönlichen Reize wegen berühmt ist. Unser Wanderer hebt die einzelnen Vorzüge heraus und sucht zu beweisen, wie sie ihre Landsmänninnen übertreffen; doch wir gestehen, daß wir seinen Ausspruch mehr für eine Spitzfindigkeit und einen Witz, als für ein ernstgemeyntes Urtheil ansehen.

„„So weit ich es zu beurtheilen im Stande war, fand ich, daß die Frauenzimmer von Ascoytia höher vom Wuchs als die von St. Sebastian, und dennoch bei einer Taille, gleich einer Wachskerze, von mehr embonpoint als jene waren; die Nase, ein Theil, der bei den Einwohnern Guipuscoa's manchmal sehr wohlgebildet ist, war bei ihnen klein und zart; auch ihre Augen waren dunkler, größer und schmachtender, und das Untergesicht zierten jene schwellenden, küßlichen Lippen, welche ein, den Töchtern der Sonne angebornes Erbtheil sind. Die Oberlippen sind mit jenem dünnen, zarten Flaum bedeckt, dem das Prädicat Bart zu geben frevelhaft seyn würde, und der, in schöner Uebereinstimmung mit der dunkelbraunen Haut, über ihre Gesichter eine so üppige und orientalische Eigenthümlichkeit verbreitet, daß ich fast zu glauben versucht wurde, daß das schöne Geschlecht, welches dem alten Pelayo untergeben war, nicht solche Abneigung, wie ihr Anführer, vor den in ihr Land einfallenden Sarazenen gehegt habe. Im Ernste verdankt man den größten Theil spanischer Schönheiten dergleichen Verbindungen, welche noch in andern Familien, außer der von Donna Julia, wenn auch die Reinheit des Stammes verletzt, dennoch das Geschlecht erstaunlich veredelt haben. Die höhere Schönheit, welche aus gemischten Stämmen hervorgeht, ist besonders bemerklich bei den Einwohnern von Granada und Andalusien, Provinzen, wo die Mauren am längsten verweilten; und nur die Voraussetzung, daß eine kleine Colonie Araber auf ihrem Wege nach der französischen Gränze sich in den Gebirgen von Navarra niedergelassen, vermochte mir Aufschluß zu geben über jene glänzenden Muster der Schönheit einzelner Orte, welche ich im Norden von Spanien so isolirt unter der einheimischen Häßlichkeit einer Bevölkerung gothischen Ursprungs antraf.“ — S. 110.

Am Nachmittag des folgenden Tages setzten sich die Truppen von Neuem in Bewegung, und General Bedoya, der schöne und stattliche Herr, dessen wir schon einmal so rühmliche Erwähnung gethan haben, schickte sich an, sich an ihre Spitze zu stellen. Er war, wie wir gesehen haben, bei unseres Journalisten englisch-amerikanischem Freunde einquartiert; und wir bezweifeln sehr, ob Herr Charles von Grandison, als er sein Logis verließ, wohl glänzender hätte abziehen können.

„Sein Streitroß, welches seiner an der Thüre harrte, war ein kurzgeschweiftes braunes Pferd von außerordentlicher Größe und Schönheit, und war mit einem weißseidenen Netze überdeckt, um die Fliegen abzuhalten. Man sagte, der General wende besondere Aufmerksamkeit auf

Digitized by Google

seinen Stall; denn sowohl der Schimmel, den er den vorigen Tag geritten, als auch das braune Pferd, das er jetzt bekleeten hatte, waren aus England, und sie waren beide die schönsten Pferde, die ich bei der ganzen Armee gesehen habe.

„Meine Wirthin ging auf den Balcon um seinen Abzug zu sehen. Sie war in der That eine Frau von ausnehmender Schönheit, und ihre Reize schienen auf Bedoya einen besondern Eindruck gemacht zu haben. Zweimal schaute sie der stattliche General, indem er zum Abschiedsgruß den Hut vor ihr abnahm, mit einem Blicke leidenschaftlicher Bewunderung an. Zweimal das Haupt neigend, bis seine wollenformigen Locken seines Bucephalus Mähne berührten, verbeugte er sich vor ihr auf eine des Ritters von La Mancha würdige Weise. Aber die Dame spielte ihre Rolle eben so gut, wie der feine Herr, auf ächt spanische Weise. Wenn eine meiner Landsmännninnen in dem Range einer untergeordneten Krämers-Frau veranlaßt worden wäre, den Abschiedsgruß eines Mannes von Bedoya's Range — der zugleich Edelmann und General war — zu erwidern, so würde sie entweder zu wenig oder zu viel gethan haben; ja, entweder würde sie lächlich sich benommen oder ihn mit übertriebenen Verneigungen überhäuft haben. In Spanien, so wie meist in allen andern Theilen des festen Landes, behandelt man diese Gebräuche auf eine ganz andere Manier; meine Wirthin in Xecoytia empfing, ohne verlegen zu seyn, des Generals Lebewohl, und erwiederte es mit einem Lächeln, einer Verneigung und einer Biegung des Kopfes, welche einer Oberhofmeisterin Ehre gemacht haben würden." — Ibid. S. 115.

Am zweiten Tage nach dem Abmarsche von Xecoytia erreichte die Armee Cybar, deshalb bemerkenswerth, weil sie vielleicht die einzige Stadt in den baskischen Provinzen ist, wo die Einwohner der Sache der Königin zugethan sind. Einer ihrer eifrigsten Anhänger war ein spanischer Don, in dessen Hause unser Reisender das Glück hatte, einquartiert zu werden.

„Es war ein schönes Gebäude, nicht unwerth des ihm von den Einwohnern beigelegten Namens Pallast, und gehörte dem Don Eugenio Arosteguí de Z —, dem Nachkommen einer alten adelichen Familie von Guipuscoa. Da es das einzige vornehme Wohnhaus war, welches ich seit meinem kleinen Streifzuge betreten hatte, so dürfte es wohl nicht uninteressant seyn, es hier zu beschreiben, um zugleich dadurch einen Begriff von den Wohnungen der höheren Classe der Herren auf dem Lande zu geben.

„Der Eingang war am Ende des Hauses angebracht und das Haus hatte drei Fronten. Die der Straße zugekehrte Seite, welche ungefähr sechzig Fuß abwärts und von der Straße durch einen Hofplatz getrennt lag, war über der Thür mit dem Familienwappen in dem erhobenen Styl prachtvollen Schnitzwerkes bezeichnet. Die südliche und Hauptfronte dehnte sich auf eine Länge von ungefähr vierzig Ellen aus, emporragend aus dem Flußbette und von seinem aufgedämmten Wasser bis auf zehn oder zwölf Fuß Tiefe bespült. Die dritte Fronte war nach Osten gerichtet und bestand aus einem, zwei Stockwerke hohen doppelten Bogengange, ungefähr von zwanzig Fuß Breite, mit Quaderstein gepflastert oder ausgelegt. An den Enden war dieser Bogengang zugebaut, und hatte für die Bewohner den besondern Zweck, dort die frische Luft zu genießen, ohne der Hitze der Mittagssonne ausgesetzt zu seyn. Der obere Bogengang oder Balcon war offen, der untere war mit einem starken, doch schönen eisernen Gitterwerke verschlossen, und von hier aus konnte man durch eine Thür in den daranstoßenden Garten gehen. Das Erdgeschoß des Gebäudes umfaßte den Keller und verschiedene Speisekammern, neben welchen sich ein breiter Gang hindurchzog. Von hier aus gelangte man auf einer inneren Treppe zum Erdgeschoß des Hauses. Hier hinauf steigend kam man, wie gewöhnlich, in die Küche, woran sich eine lange Galerie anschloß, welche das Haus in zwei Theile abschied, und von hier aus konnte man nach beiden Seiten hin in die verschiedenen Zimmer, welche auf dem einen Ende das Wohnzimmer, auf dem andern der bedeckte Balkon begränzte, eintreten. Eine zweite Treppe führte nach den Schlafgemächern im höchsten Stockwerke hinauf.

„Der über der Eingangsthür befindliche Saal nahm die ganze Westseite ein. Er war ungefähr 50 Fuß lang, und die Beleuchtung fiel hier durch zwei an der Seite und ein am Ende befindliche Fenster, welche die Aussicht auf den Fluß und die Stadt darboten, herein. Im Mittelpuncte war eine aus Mahagony verfertigte Flügelthür, und auf jeglicher Seite, den Fenstern gegenüber, waren, wie gewöhnlich in spanischen Schlafzimmern, zwei große Räume oder Alkoven, jeder ungefähr 14 Fuß im Quadrat, wo ein Bett stand. Zu diesen Vertiefungen führten keine Thüren, sondern die Eingänge waren, wie die Fenster, mit cramoisinrothen damastnen Gardinen behangen, und die Betten mit gewirkten Decken von demselben Stoffe und mit cramoisinrothseidnen Trodeln versiert, bedeckt.

„An jeder Seite des Fensters am Ende des Zimmers standen zwei massive Marmor-Tische, die auf vergoldeten Füßen ruhten. Diese, und einige Stühle machten das ganze Geräthe aus, da man die übrigen Möbeln zur Sicherheit nach St. Sebastian geschickt hatte. In den Zimmern sah man eine ziemliche Menge Vergoldung, — die Verzierung im Mittelpuncte der obren Decke, von wo eine Lampe herabhing, war besonders reich ausgelegt; aber das Ganze machte keine besondere Wirkung, da die Wände, welche diese ganze Herrlichkeit umschlossen, ganz dick und grob überweißt waren.

„In einem solchen Zimmer fand ich den Obersten F —, der vor mir angekommen war. Gleich bei meinem Eintritt bot mir eine sechszehnjährige Hebe eisklattes Wasser, Limonen und Zuccarillo an, welche die Bewillkommnungszeichen in Spanien sind. Kurz darauf erschien der Oberst St. Y —. Er war der von Frankreich gesandte Officier, die Armee der Königin zu begleiten, und seiner Regierung die Siege und Niederlagen der beiden Parteien zu berichten. Er war dem Anschein nach ein Fünfundvierziger, groß und schön, mit einer Art deutscher Gesichtsbildung. Er hatte dunkelbraunes Haar, ein großes offnes Auge, und einen heiteren und besonders gefälligen Ausdruck. Ueberhaupt rief mir sein Gesicht einige Kupferstiche, welche ich von Carl dem Fünften gesehen hatte, ins Gedächtniß zurück, obgleich der französische Oberst, da er sehr schön war, in der Wirklichkeit mit seinem kaiserlichen Original wenig Aehnlichkeit haben konnte. Er war von vollem Wuchse, und mit jener kleinen hervorstehenden Rundung des Bauches begabt, welche eine gute Bekanntschaft mit der Tafel der Reichen verrieth. Er trug die Uniform seiner Nation, mit großen goldenen Epauletten und Aiguillettten versehen. Nachdem man uns gegenseitig mit einander bekannt gemacht hatte, war er auch im Begriff, meinem Beispiele zu folgen, und dem Zuckerwasser zu huldigen. Aber es war Mangel an Limonen, und so eben wollte er, zur Herbeischaffung eines frischen Vorraths, einen kleinen Mann, der im Zimmer nachläßig herumgeschlendert war, und welchen er für den Haushofmeister hielt, abschicken, als Oberst F — seinen Irrthum wahrnahm, und ihm glücklicherweise zuvorkam, indem er ihm denselben als den Herrn des Hauses vorstellte, welcher eben jener Mann war, der die vielen Namen hatte, nämlich der sogenannte Don Eugenio Arosteguy de Z —.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1083. Hamburg. Montag, den 17. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Einiges über den afrikanischen Sclavenhandel. Aus Burkhards Reisen. . . . . Seite 777
Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Fortsetzung.) „ 779
Von den Revolutionen. Von J. P. Pages (vom Ariege-Departement). Dritter Artikel. . . . . „ 783
Zunahme des Nationalreichthums in Großbritannien. . . . . „ 784

Einiges über den afrikanischen Sclavenhandel.

Aus

Burkhards Reisen.

(R.)

Shendy, eine im Süden des großen Landstriches, der sich zwischen Aegypten und Abyssinien hinzieht, am Nil belegene Stadt, ist der Mittelpunct des Sclavenhandels für Aegypten und Arabien. Die Zahl der Sclaven, welche jährlich auf dem Markte von Shendy verkauft werden, beläuft sich, wie Burkhard berichtet, auf 5000. Die meisten darunter zählen weniger als 15 Jahre. Den höchsten Werth haben die zwischen 12 und 15 Jahren. Die männlichen Sclaven gelten 15 bis 16 Dollars, wenn man sieht, daß sie schon die Blattern gehabt haben, sonst ein Drittheil weniger. Die Sclavinnen werden mit 20 bis 25 Dollars bezahlt. Sclaven, die über das angegebene Alter hinaus sind, werden selten höher als zu 8 bis 10 Dollars ausgebracht, weil man in Aegypten und Arabien durchgängig der Meinung ist, daß einem Sclaven nicht wohl zu trauen sey, der nicht in seines Herrn Hause groß geworden. Aeltere Frauen aber werden zuweilen noch ziemlich theuer bezahlt, wenn sie sich nämlich durch Geschicklichkeit mit der Nadel oder in der Küche auszeichnen. Es werden wenige Sclaven in Aegypten eingeführt, die nicht mehreremale ihren Herrn wechselten, bevor sie in einer Familie ein festes Unterkommen gefunden.

Die Sclavenhändler machen einen großen Unterschied hinsichtlich der Herkunft der Sclaven, die sie kaufen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß sich der Charakter eines ganzen Stammes in jedem einzelnen Individuum desselben ausspricht.

Ich erkundigte mich, sagt Burkhard, zu Shendy, ob es unter den vorhandenen Sclaven auch Eunuchen gäbe; man versicherte mir aber, daß deren während meines ganzen Aufenthalts keiner gebracht worden, und Borgho, im Westen von Darfur, das einzige Land im östlichen Sudan sey, wo man die Sclaven dergestalt verstümmelte, um sie auszuführen. Inzwischen ist ihre Anzahl immer nur geringe; einige von ihnen werden von Darfur nach Aegypten, andere von den Negerfürsten zum Geschenk an die großen Moscheen zu Mekka und Medina gesandt.

Die große Fabrik, welche die ganze europäische Türkei und einen großen Theil der asiatischen mit diesen Tugendwächtern der Frauen versieht, befindet sich zu Caeyneh-Dey, einem hauptsächlich von Christen bewohnten Dorfe in der Nähe von Siut in Ober-Aegypten. Die Operateurs zur Zeit meines Aufenthalts waren zwei cophtische Mönche, die geschickter als alle ihre Vorgänger seyn sollen und die ein eignes Haus hatten, in welchem ihre Opfer wohnten. Ihr Gewerbe ist selbst den gemeinsten Aegyptern verächtlich, aber sie genießen des Schutzes der Regierung, welcher sie eine jährliche Abgabe entrichten, und der große Gewinnst, der den Eigenthümern von Sclaven zufällt, die diese grausame Operation bestanden haben, veranlaßt sie, diese zu opfern. Uebrigens läuft die Operation selten schlimm ab. Ich weiß für gewiß, daß von 60 Knaben, an welchen sie im Herbst des Jahres 1813 vorgenommen worden, nur 2 gestorben sind; ja man versicherte mir zu Siut, in der Regel stürben nur 2 von 100 daran.

Ein Sclave, an welchem die Operation vollzogen worden, gilt zu Siut selbst 1000 Piaster, was also einen sehr erklecklichen Nutzen giebt, wenn man bedenkt, daß der Sclave vorher 300 Piaster gekostet haben mag und daß der Kophte 45 bis 60 Piaster für seine Mühe erhalten hat.

Es werden jährlich ungefähr 150 Eunuchen gemacht. Mehemed-Ali ließ vor zwei Jahren 200 junge Sclaven von Darfur verstümmeln, um dem Großherrn ein Geschenk damit zu machen.

Die Sitte, Eunuchen zu halten, hat sowohl in Aegypten als in Syrien sehr abgenommen. In dem ersteren dieser Länder findet man deren, glaube ich, mit Ausnahme der Harems des Pascha's und seiner Söhne, nicht über 300; und in Syrien sind sie noch seltner. Es ist in diesen Ländern gefährlich, einen zu großen Luxus zu zeigen, und wer so viele Sclavinnen hielt, um zu ihrer Hut Eunuchen zu bedürfen, der würde Gefahr laufen, die Habgier der Regierung zu erwecken.

Die weißen Eunuchen sind in den türkischen Besitzungen höchst selten. In Arabien habe ich mehrere indianische Eunuchen von einer gelblichten und kränklichen Farbe gesehen; man sagte mir, daß oft im Hindostan die Sclaven so verstümmelt würden. Fast alle Eunuchen von Siut werden nach Constantinopel und Kleinasien geschickt.

Die Sclaven werden im Allgemeinen ziemlich gut von den Kaufleuten behandelt. Man lehrt sie, ihre Herren Abuy (Vater) zu nennen, und sich als deren Kinder anzusehen. Sie werden gut genährt und nur selten gezüchtigt; diese Güte beruht aber nur in der Besorgniß der Kaufleute, daß ihnen die Sclaven sonst entlaufen möchten; einsperren können sie dieselben nicht, um nicht ihre Gesundheit zu untergraben, indem die neueingeführten Sclaven sich nur im Freien wohl fühlen und eine große Scheu vor den Häusern haben, die sie als Gefängnisse ansehen. Sobald sie aber erst in der Wüste, und für ihre Bestimmung unterwegs sind, so tritt eine andere Behandlung ein, weil die Kaufleute wissen, daß sie nun nicht

Digitized by Google

mehr entrinnen können. Zu Shendy hörte ich meine Gefährten oft sagen, wenn von einem widerspänstigen Sclaven die Rede war: wenn er nur erst über Berber hinaus ist, da soll ihn die Karbatsche schon zahm machen.

Inzwischen sorgt man sehr für die Gesundheit des Sclaven: er wird regelmäßig genährt, und erhält unterweges seine Portion Wasser zugleich mit seinem Herrn. Die jüngsten und zartesten Sclavinnen läßt man auf Kameelen reiten, während die älteren zu Fuß gehen müssen.

Die Kraft, mit der sie Strapazen ertragen, ist wahrhaft außerordentlich. Ich habe gesehen, wie sie nach einem mehrtägigen Marsch zu 10 bis 12 Stunden des Abends nach dem Essen unter sich gespielt haben, wie wenn sie einer langen Ruhe genossen hätten. Frauen mit ihren Kindern auf dem Rücken ziehen zu Fuß hinter der Karavane drein, und wenn unterweges ein Kameel stürzt, so wird sein Gepäck den Sclaven aufgepackt. Wenn ein Bursche nur Abends ein Bischen Butter auf sein Brod von Dhurra und alle zwei oder drei Tage so viel Fett bekömmt, daß er damit den Körper und die Haare einschmieren kann, so ist er ganz vergnügt und klagt nie über Erschöpfung.

Ein anderer Grund, weshalb die Kaufleute ihre Sclaven gut halten, ist der Wunsch, den Widerwillen zu verscheuchen, welchen alle Neger vor Aegypten und den Weißen haben. Es ist eine allgemein unter ihnen verbreitete Meynung, daß die Ulads-er-Rif oder die Kinder des Nils (so wird von ihnen Aegypten genannt, und es heißt dies wörtlich das niedrige Land) die Sclaven essen, die sie fortführen. Die Kaufleute thun ihr Möglichstes, um diese Meynung zu tilgen, es gelingt ihnen aber nicht.

Ein anderes mächtiges Motiv des Widerwillens der Neger ist ihre Scheu vor einem kleinen Thierchen, das sich, wie ihnen gesagt worden, ihnen auf die Haut setzen, ihnen das Blut aussaugen und ihnen keinen Augenblick Ruhe lassen wird. Sie verstehen hierunter die Flöhe, die im Innern von Suankin gänzlich unbekannt sind und von welchen sie Wunderdinge erzählen. Auch davor, in Aegypten verstümmelt zu werden, haben die jungen Neger eine große Angst.

Nicht selten verkauft ein Sclavenhändler Kinder, die er selbst mit Negerinnen gezeugt hat.

Die jungen Sclavinnen werden stets 30 pCt. theurer bezahlt als die männlichen Sclaven desselben Alters. Die schönsten werden von den Kaufleuten selbst unter Aufsicht gehalten und Serrye's genannt; doch ziehen die reichen Leute es vor, die Subjecte, welche sie für ihre Harems bestimmen, schon im Kindesalter zu sich zu nehmen.

Wenn die Sclaven einmal bei Familien heimisch geworden sind, sind sie weit besser daran als bei den Kaufleuten. Sie werden eben so wie die Kinder vom Hause behandelt und sind besser gehalten als die freien Domestiken. In den südlichen Ländern wird ein Sclave, der in der Familie aufgewachsen ist, mit zu allen Berathungen gezogen; er kann für eigne Rechnung handeln und sonstige Geschäfte treiben, kurz, thun, was er will, wenn er sich sonst nur brav zeigt und stets bereit ist, zur Vertheidigung seines Herrn den Säbel zu ziehen.

Wenn ein Sclave einen Freien tödtet, so muß sein Herr das Blutgeld zahlen, weil sonst seine eigene Familie der Rache der Anverwandten des Erschlagenen bloßgestellet ist; denn der Tod des Sclaven, der den Mord begangen hat, wird nicht als genügender Ersaz für das vergossene Blut eines Freien angesehen.

In Aegypten und in Arabien hat der Sclave, der mit seinem Herrn nicht zufrieden ist und sich verändern will, das Recht, zu verlangen, daß man ihn auf den Markt schicke und wiederverkaufe.

Dem mäßigsten Anschlage zufolge beläuft sich die Zahl der jezigen Sclaven in Aegypten auf 40,000, worunter zwei Drittheile männlich; doch dürfte die Zahl derer, die von Süden nach Aegypten und Arabien ausgeführt werden, weit geringer seyn als die, welche im Besiz der Muselmänner in den südlichen Ländern sind. Zu Berber und zu Shendy giebt es kaum ein Haus, das nicht zwei bis sechs Sclaven hätte, und die reichen Familien haben deren dutzendweise. Ein gleiches System herrscht längs des ganzen Nils bis nach Sennaar, eben so wie westwärts nach Kordofan, Darfur und Bornu. Alle Beduinenstämme um diese Länder her, haben ebenfalls ihre Sclaven. Wenn man ihre Zahl nach denen, die man an den Ufern des Nils sieht, anschlagen will, so ist es klar, daß die Masse derjenigen, die nach Aegypten, Arabien und der Barbarei ausgeführt werden, weit geringer ist als die, welche in den Gränzen des Süden zurückbleibt. Nach meinen Wahrnehmungen zu Berber und zu Shendy giebt es an Sclaven beiderlei Geschlechts an den Ufern des Nils, von Berber bis nach Sennaar, nicht weniger als 12,000. Da die Bevölkerung von Darfur 200,000 Seelen stark ist, so kann man 20,000 Sclaven in diesem Lande annehmen, und alle Beschreibungen sagen einstimmig, daß das Verhältniß, so wie man weiter nach Westen kömmt, in den volkreichen Ländern von Dorr, Saley, Bornu, Wagerme und in den Königreichen Afnen und Huffa nicht geringer ist.

In den Negerländern, welche Burkhard passirte, war seine weiße Haut oft der Gegenstand des größten Erstaunens.

Mein Aeußeres erregte oft ein Gefühl der Verwunderung und des Abscheus, besonders unter den Frauen, die nicht wenig erschraken, wenn sie so einen Auswurf der Natur, einen Weißen, den Kopf in ihre Hütte stecken sahen, um sich etwas Brod und Milch auszubitten. Ich sah ganz deutlich, daß es vor allem ein Gefühl des Ekels war, was ich ihnen einflößte; denn die Neger sind fest überzeugt, daß die weiße Haut nur die Folge eines krankhaften Zustandes und der Schwäche seyn könne. Auch sehen sie in dem Weißen ein ihnen weit nachstehendes menschliches Wesen. Zu Shendy waren die Einwohner weit mehr, wenn auch nicht an den Anblick von Weißen, doch an den der eingebornen Araber gewöhnt, deren Haut nur braun ist; und da ich während meiner Reisen auch sehr von der Sonne gebräunt worden war, so fiel ich dort wenig auf. Doch habe ich oft an Markttagen den Höckerinnen einen Schrecken eingeflößt, indem ich unvermuthet vor sie hintrat; sie schrieen dann gewöhnlich auf: „Gott sey bei uns, damit der Teufel uns nichts anhabe!" Als ich einst auf dem Markte von Shendy von einem Landmädchen Zwiebeln gekauft hatte, erbot sie sich, mir noch fünf in den Kauf zu geben, wenn ich meinen Turban abnehmen und ihr meinen Kopf zeigen wollte; ich erklärte, ich würde das thun, wenn sie die Prämie bis zu acht Zwiebeln erhöhte, wozu sie sich denn auch verstand. Als ich den Turban abgehoben hatte, prallte sie beim Anblick meines weißen und rasirten Kopfes zurück, und als ich sie scherzweise fragte, ob sie wohl einen Mann, wie ich wäre, heirathen möchte, äußerte sie den größten Ekel, und schwur, lieber wollte sie mit dem garstigsten Sclaven von Darfur leben.

Groß ist die Wasser-Consumtion bei der Reise durch die Wüste. Die Europäer können sich von der Menge Wassers, die auf einer Reise durch diese Länder zum Trinken, zum Kochen und zum Waschen nöthig ist, gar keinen Begriff machen. Wüthend ist der Durst, der den Reisenden bei der glühenden Luft, dem heißen Boden peinigt, und die mit Butter bereiteten Mehlspeisen tragen nicht dazu bei, ihn zu mildern, sondern steigern ihn vielmehr noch. Es ist der allgemeine Brauch, nicht anders als dann zu trinken, wenn die gesammte Karavane Halt gemacht hat. Die Sclaven-Karavanen machen in der Regel um 9 Uhr Morgens, und zweimal Nachmittags, um 4 und um 6 Uhr, Halt.

Digitized by Google

Wer viele Sclaven hat, der füllt eine große hölzerne Schüssel, die auch zum Essen dient, mit Wasser und setzt sie auf die Erde; die Sclaven kauern sich dann rund um sie her und schlürfen fünf- bis sechsmal daraus, ganz wie eine Heerde Vieh aus einem Troge. Man verfährt so aus Oekonomie, damit kein Tropfen vergeudet werde. Was die Reisenden betrifft, so nehmen sie da, wo man es haben kann, ein ungeheures Quantum Wasser zu sich. Erst dann, wenn die Vorräthe knapp werden, wird nur drei- oder viermal des Tages getrunken; nur wenige Neger oder Araber trinken seltner als sechs- bis siebenmal. Bei Südwind aber ist der Mund gar nicht zu erfrischen und man möchte gern alle Viertelstunden trinken. Die Beduinen pflegen wohl den Stadtbewohnern zu erzählen, daß sie zwei bis drei Tage in der Wüste leben könnten, ohne zu trinken; aber es ist dieses ein Mährchen.

Ueberall in ganz Nubien, mindestens auf den Straßen, welche die Karavanen ziehen, finden die Reisenden immer Wasser, es sey denn, daß zufällig die Brunnen versiegt wären. Der einzige Strich Weges, wo es an Wasser fehlt, erstreckt sich von Gez Rabjeh nach Sennaar und von den Gränzen von Kordofan nach Shendy. Doch leiden die Kaufleute einzeln wohl selbst da an Wassermangel, wo die Brunnen nicht weit von einander entfernt sind, weil sie aus Geldgier ihre Kamele dermaßen mit Waaren bepacken, daß ihnen kein Platz für die Schläuche übrig bleibt. Man hat berechnet, daß ein Schlauch von mittler Größe, der etwa 50 bis 60 ℔ Wasser faßt, für einen Menschen, der allein ist, auf drei Tage ausreicht, aber auf einen Tag für vier, wenn sie gemeinschaftliche Menage machen.

Erinnerungen
von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen.

(Aus dem Quarterly Review.)

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht, ob ich je von einem größeren Schrecken in Spanien ergriffen war. Meine Begriffe von diesem Lande und seinen Bewohnern waren größtentheils aus dem Don Quixote und Gil Blas entlehnt; und einen spanischen Don hatte ich mir in meiner Einbildung nach dem doppelten Muster des Capitains Chinchilla und des Ritters von La Mancha ausgemalt. Ich wußte natürlich, daß er Wamms, Mantel und den langen Raufdegen, welche Tracht ihn in vormaligen Zeiten charakterisirte, abgelegt haben mußte; dennoch glaubte ich, er würde die hohe gebieterische Gestalt, die erhabenen Züge, kurz die Würde und das Großartige seiner Vorfahren beibehalten haben. Wie groß aber war nun mein Schrecken, als Oberst F — die verhängnißvollen Worte aussprach, wodurch er mir den unbedeutenden kleinen Herrn, als den Nachkommen der edlen Hidalgos des Landes vorstellte! Er war weit unter der mittlern Größe, hatte eine lustige Miene, und ein paar blinzelnde gutmüthige Augen, dabei eine Nase, die in der Gestaltung und Farbe der des würdigen Capitains Knockdunder ähnlich war. Als hätte er sich absichtlich bemüht, meine Täuschung zu zerstören, hatte er um seinen Hals ein buntes Tuch geschlungen, woraus eine unförmliche große Hemdkraufe hervorragte, ferner sich mit einer kurzen weißen Jacke bekleidet, welche letztere im Schnitt und in der Farbe ganz und gar den in England von den Hausbedienten als Morgenanzug getragenen Jacken gleich sah. Er war jedoch ein würdiger kleiner Mann, und ich bin seiner Güte den innigsten Dank schuldig.“ —

Hier ist unser Wanderer, auf Rodils Befehl, genöthigt, sich von dem Haupt-Corps der constitutionellen Armee, welches nach Durango marschirt, zu trennen, und er bringt seinen Morgen damit hin, mit seinem edlen Wirthe in den Alleen des Pallast-Gartens herumzuschlendern.

„Ins Haus zurückgekehrt,“ fährt er in seiner Beschreibung fort, „zeigte er (der Wirth) mir die Gemächer, die seine Bibliothek und Gemälde enthielten. Die erstere war ich neugierig zu sehen, nicht als ob ich solche für ein charakteristisches Zeichen des Geistes und der Bildung ihres Besitzers ansähe, da ja, seitdem die Bibliotheken wie Möbeln aufgestellt werden, nur weil unsere Nachbaren sie besitzen, der Umstand, Bücher im Hause zu haben, nichts beweist, — sondern weil ich hoffte, sie werde mir einen Begriff geben von der Geschichte des Standes, wozu Don Eugenio gehörte. Seine wissenschaftlichen Schätze waren in einem wurmstichigen Bücherschranke von Mahagoni, vorne mit Eisendrath überzogen, eingeschlossen, der ohngefähr 200 Bände enthielt. Eine Mariana, ein Don Quixote und ein Gil Blas schienen darin die einzigen weltlichen Werke zu seyn, die übrigen waren mönchische Zeitschriften und Lebensbeschreibungen von Heiligen, die nicht viel Belehrung gewähren konnten. Der Gemälde waren ohngefähr dreißig an der Zahl und lauter Subelei.

„Die größte Merkwürdigkeit in den Privatzimmern, welche zu sehen ich wahrscheinlich vorzüglich und absichtlich eingeführt wurde, — denn eitel, sagt der Prophet, eitel ist alles, — war der Stammbaum meines sehr ehrenwerthen Wirthes. Es war ein wundervolles Product und es war daran die Handarbeit, wenn auch nicht des Künstlers Phantasie, lobenswerth. Es war das Werk eines Mönches, den einer seiner Vorfahren vor etlichen achtzig oder neunzig Jahren auferzogen hatte, und welcher daher aus Dankbarkeit für diese Güte, den Stammbaum, so wie mir mein Wirth sagte, nach glaubwürdigen Urkunden verfertigt hatte. Ich gestehe, ich war einigermaßen zweifelhaft, ob die tausend und ein Dons und Donnas, die auf dem Pergament paradirten, auf natürliche Art in die Welt gekommen waren, oder ob sie ihr Daseyn der Einbildungskraft des Mönches zu verdanken hatten; denn es war merkwürdig, daß die Geschichten, die man jedem derselben beigefügt, so umständlich gegeben waren gerade zu einer Zeit, wo die Urkunden äußerst selten gewesen seyn mußten. Aber mein Freund, Don Eugenio, hegte keinen Zweifel dieserwegen, und breitete sich mit großer Beredtsamkeit über ihre rein adlichen in gerader Linie, oder von einer Seitenlinie abstammenden Verwandschaften aus.“ — S. 132. —

Als der Journalist wieder allein in den Saal eintrat, fand er, daß man darin beschäftigt war. Die Zimmer in Spanien, wie in Frankreich, haben keine Fußteppiche, und der Fußboden, gewöhnlich mit Eichenholz getheilt, wird in der äußersten Politur erhalten. Dieses wird durch eine dienende Person verrichtet, welche an einem Fuß eine große Bürste von der Härte wie die, deren man sich zum Putzen oder Wichsen der Schuhe bedient, befestigt hat, und auf diese Weise zwei oder drei Stunden damit über den Boden hinglitscht. Es ist dieses, wie sich leicht vermuthen läßt, ein sehr mühseliges Geschäft, und macht einen Theil der Arbeit aus, welche unter die Rubrik der Sclavendienste des Hauses fällt. —

„Nachdem die Verrichtung des Reibens beendigt ist, wird die letzte vollendende Hand an den Fußboden gelegt, indem jemand mit einem Handtuch leise darüberhin fährt um die etwaigen kleinen Staubtheile, welche durch das kräftige Bürsten aus den Ritzen der Bretter herausgetrieben seyn könnten, wegzufegen. Die erste dieser Operationen wurde von einem zu jeder Arbeit benutztem biscayischen Mädchen von grobem Ansehen, als das Frühstück beendet war, vollzogen, und die zweite jetzt eben unter der Leitung, oder, buchstäblich zu reden, unter dem Fuße einer der lieblichsten kleinen Nymphen, die ich je gesehen habe, fortgesetzt. Es war ein Mädchen

Digitized by Google

von ungefähr 16 Jahren, doch war sie, denn Spanien ist ein Land wo alles frühzeitig reift, von runder und voller Gestalt. Ihr schwarzes Haar fiel über die Schläfe herab, in einer einzigen Locke auf die Wangen niederwallend. Hinten hing es in Flechten bis auf die Hüften herab. Die Stirne war hoch und hervorragend, die Nase klein und feingeformt, die Oberlippe schön gebogen, wie die einer griechischen Bildsäule; und im Auge lag der Ausdruck von mehr Schelmerei, als in Spanien gewöhnlich ist. Ihr Anzug bestand, wie der der Bauermädchen in Schottland, aus einem kurzen Gewand von gestreiftem Stoffe, bis auf die Hüften reichend, und aus einem hellfarbigen Unterrocke. Ein Corsett trug sie gar nicht; solche Stützen mögen nützen, um der vollaufgeblühten Schönheit nachzuhelfen, doch beschränken und verletzen sie dieselbe in ihrer Knospe. Der Unterrock war ein wenig kurz, und sie hatte weder Schuhe noch Strümpfe an. Es hätte aber nur zum großen Nachtheil gedient, wenn diese Artikel vorhanden gewesen wären. Die Wade, weiß wie Schnee, war zart und schön gerundet; und der Fuß — welch ein Fuß! Der Pantoffel der Aschenbrödel würde zu groß für ihn gewesen seyn. Dieser (ich meine den rechten, denn glücklicherweise waren zwei da) glitt mit einem feinen Tuche über den Boden; dabei leicht die Hände in die Seiten gestemmt, und den Körper anmuthig vorwärts gebogen, schwebte die kleine Nymphe, gleich einem Schmetterling, im Zimmer herum.

„Besorgt, als könne ich sie in ihrem interessanten Berufe stören, verweilte ich noch an der Thüre, und mich dünkte, wie sie bei mir vorüberstreifte, ich hätte etwas so Schönes nie gesehen. Vielleicht prägte sich ein solcher Gedanke in meinem Blicke aus, denn plötzlich ward mir eine Hand auf die Schulter gelegt, nämlich die Don Eugenio's, der mir dicht gefolgt war, und, mich mit lächelndem Blicke betrachtend, dabei den Kopf so bedeutungsvoll wie Lord Burleigh schüttelnd, mich fragte, was ich da vor habe? Es war eine tölpische Frage. Mein guter Genius hatte mir ins Ohr geflüstert, daß ich die „Wonne des Schöpfers" (delicias domini) da vor mir sähe, und nun in solch einer Handlung der Andetung mich zu stören, war nicht viel besser als Hochverrath begehen.

„Jedoch Don Eugenio war einer jener bescheidenen Personen, die in ihre eigene Meynung ein liebenswürdiges Mißtrauen setzen, und schien nicht eher überzeugt zu seyn, daß sein Abgott anbetungswerth sey, als bis er andere Anbeter gefunden hatte. „„Also,"" sagte er, als sie das Zimmer verließ, „„halten Sie sie wirklich für schön."" „„Und wie könnte ich anders?"" „„Und ihre Taille?"" „„Sie ist schön,"" rief ich aus. „„Und ihr Fuß?"" „„So schön, daß, wäre Papst Johann ein Mann von Lebensart, er die katholische Religion retten würde."" „„Jawohl,"" sagte er, indem er sich mit dem leichtfertigen Blicke der Herrschaftlichkeit emporrichtete, „„sie ist schön, aber das ist in meinen Augen ihr geringster Vorzug. Mein Herr,"" fuhr er fort, denn nun fing er an redselig gegen seinen Gast zu werden, „„dies junge Mädchen hat vor ein paar Tagen ihr Leben für mich gewagt. Sie wissen, daß Eybar von den Carlisten angegriffen wurde und daß dieser Pallast ihr Haupt-Zielpunct war. Ihr Bestreben war, sich ihren Weg durch das Eisengitter meines niedrigeren Bogenganges zu bahnen, und der einzige Platz, von wo aus es vertheidigt werden konnte, war der darüber befindliche Balcon. Er stand offen, und war sehr dem Feuer der Carlisten ausgesetzt, aber trotz dem blieb das Mädchen auf der Mitte desselben stehen, so kalt und gefaßt wie irgend ein Mann unter uns, und war beschäftigt, die eine Büchse zu laden, während ich die andere abfeuerte."" Es war eine Thatsache. Don Eugenio übertrieb hier nichts; nachher versicherte mir der Verwalter und sogar seine Frau, daß dieses junge Geschöpf, so sanft, so weiblich und so schön sie war, umringt von Auftritten, vor welchen im Allgemeinen ihr Geschlecht mit Schauder gebebt haben würde, eine des größten Helden würdige Kraft gezeigt hätte." — S. 139—141.

Das war ein zu angenehmes Quartier, als daß man es nicht mit einigem Bedauern hätte verlassen sollen; aber genöthigt, die schnellste sich darbietende Gelegenheit zu ergreifen, um heimzukehren, schließt sich unser Reisender einem Detaschement von Chapelgorris an, welches um Munition anzuschaffen nach Bergara abmarschirt. Diese Stadt hatten die Carlisten vor acht Tagen angegriffen, und theilweise geplündert. Im Anfange des Bürgerkrieges war sie weder mit natürlichen noch künstlichen Vertheidigungsmitteln versehen gewesen; allein da sie auf der Hauptstraße von Madrid lag, hatte die Regierung der Königin es für nothwendig erachtet, dort für eine gewisse Zeit bestehende Festungswerke zu errichten, und den Platz mit Truppen-Besatzung zu verstärken, um ihre Bedeckungen und Eilboten zu schützen.

Ihre Vertheidigungs-Anstalten waren, wie die von Jann, Villa Franca und den andern Dörfern auf derselben Marschroute, von der einfachsten Art, und, da die Carlisten keine Artillerie hatten, bloß gegen kleines Geschütz Widerstand zu leisten berechnet. Rund um die Stadt, queer über dem Ausgang jeder Straße, die ins Innere führte, waren zwei Mauern von Stein und Lehm, einige 30 Ellen von einander entfernt, und jede von 12 Fuß Höhe, errichtet. In diesen waren überall Schießscharten vom Boden ungefähr auf einer Höhe von 8 Fuß angebracht, die man von Innen vermittelst Terrassen, aus Torf und Stein aufgebaut, erreichen konnte. Den Eingang bildeten massive auf die plumpste Art gebaute Thore, die von ungehobeltem ein Fuß dickem Holze verfertigt und auch mit Schießscharten versehen waren. Aber diese wurden bloß in der Richtung der Hauptstraße gestattet. In den andern Straßen waren die Festungswerke queer durch von Haus zu Haus, ohne eine Oeffnung aufgerichtet, und wenn die Einwohner in die Stadt eintreten oder dieselbe verlassen wollten, stiegen sie über dieselben vermittelst einer Leiter, die an beide Seiten gestellt wurde, hin- und herüber, auf dieselbe Weise, wie es in Robinson Crusoe's Höhle geschah. Zwischen diesen Mauern war das Wirthshaus, wo unser Reisender Quartier nahm. Dieses Haus wurde vor allen zuerst in der Nacht der Ersteigung ausgeplündert. Die Carlisten hatten sich in einem benachbarten Kloster verborgen gehalten und drangen kurz nach Mitternacht herein, wobei sie ihre Büchsen abfeuerten und laut ausriefen: „Lange lebe Carl der Fünfte!" und, wie unser Text angiebt, durch dasjenige Beiwort, welches, nach Fielding's Aussage, am unzartesten dem weiblichen Ohre klingt, auf die Königin schimpften.

„Meine arme Wirthin, deren Schlafgemach nach der Straßenseite lag, war fast zum Tode erschrocken. Zuerst schlug der Schall so sonderbar an ihr Ohr, daß sie sich nicht wach glaubte, sondern Alles für einen schrecklichen Traum hielt, als ihre Zweifel durch das Pfeifen einer durchs Fenster über ihr Bett fliegenden, ungefähr drei Fuß oberhalb ihrer Beine in die Mauer einschlagenden Flintenkugel vernichtet wurden. Gleich darauf wurde eine Leiter an das Haus gestellt und sie hörte, daß das Fenster in der Küche, welche dicht an ihr Zimmer stieß, sich öffnete. Ein Mann nach dem andern stieg herein; doch, als ob sie zweifelten, stark genug zu seyn, um es mit den Bewohnern aufzunehmen, warteten sie, bis zwölf oder vierzehn ihrer Kameraden ihnen nachgekommen waren. Dann aber stürzten sie herein, einige drangen die Treppe hinauf, und drei oder vier in das Zimmer der alten Frau. Nach der Frage, wer sie sey, befahl ihr einer der Eingedrungenen, aufzustehen und Speisen und Wein zu holen; während die andern die Schiebladen einer Commode öffneten, die darin enthaltenen Sachen herauswarfen, und was nach ihrem Geschmacke war, in ihre Taschen oder Tornister steckten. Meine Wirthin, zu erschreckt, als daß sie sich dieser willkührlichen Zueignung zu widersetzen gewagt hätte, verließ das Bette und ging nach der Küche; aber die Scene, die sich beim Eintritt in dieselbe ihren Blicken darbot, zog ihre Aufmerksamkeit

Digitized by Google

auf Gegenstände, die noch mehr Interesse für sie hatten, als die Zerstörung ihres eigenen theuren Kleidervorraths.

„Zwei Menschen, ein Officier und ein Gemeiner von den Truppen der Königin, lagen auf ihren Knieen, um Gnade flehend. Man hatte sie oben in ihren Betten überrascht, und nun sollten sie nach dem grausamen, von beiden Parteien angenommenen System erschossen werden. Mit jenem menschenliebenden Wesen, mit jener angebornen Sanftmuth, welche ihr Geschlecht in allen Weltgegenden auszeichnen, stürzte sie auf einmal zwischen die Sieger und Besiegten hin, und vereinigte ihr Flehen: Gnade! Gnade! mit dem der Unglücklichen. Aber es war vergeblich, die Religion und die Menschlichkeit dieser barbarischen Sieger anzurufen; sie waren unerbittlich und schickten sich schon an, auf ihre Gefangenen Feuer zu geben, als, zum Glücke des Officiers, meine Wirthin sich erinnerte, von dem Wohlstande seiner Familie gehört zu haben, und sofort ihre Anrede verändernd die Carlisten von der Seite der Habsucht angriff. Diese Mittheilung that kräftigere Wirkung als alles Vorhergegangene, und als der Officier mit seiner eigenen Handschrift für eine große Summe sich verbürgte (mit welcher Art Bürgschaft konnte ich jedoch nicht erfahren), wurde er sogleich freigelassen. Der arme Kerl ihm zur Seite stehend hatte weder Freunde, die ihn loskaufen konnten, noch Geld anzubieten, und er natürlich mußte sterben. Im ersten Augenblicke betäubt durch Schlaf und Schrecken hatte er sich fast ohne Weigerung in sein Schicksal ergeben; aber als die Uebereinkunft mit seinem Officier abgeschlossen wurde, regte sich noch einmal lebhaft das Blut in seinen Adern, die Hoffnung zum Leben erwachte wieder, und zugleich erwachten auch die nothwendigen Kräfte, es zu erhalten. Er lag stumm da auf den Knieen, dem Anschein nach, wie zuvor, als leidendes Schlachtopfer; vielleicht bis zum letzten Moment die Hoffnung auf Begnadigung nährend. Aber als sein Urtheil zuletzt gesprochen wurde, empfand er tief, daß die Erhaltung seines Lebens nur durch seine eigene Thatkraft errungen werden könne, und so beschloß er plötzlich, einen verzweifelten Streich zu wagen. Die Küche war im ersten Stockwerke und ihr Eingang war gleich oben neben der Treppe; die Thür hatte man offen gelassen, und da einige seiner Kameraden in dem Hause beim ersten Allarm entsprungen waren, kam der Gefangne auf die ganz schlaue Muthmaßung, daß die Thür, welche zur Straße führte, gleichfalls offen seyn müsse. Er wartete daher die Gelegenheit ab, und während seine Henker sich nach einem Strick umsahen, um zur letzten Handlung des Trauerspiels seine Arme ihm auf den Rücken festzubinden, sprang er in die Höhe, erreichte augenblicklich die Thür und so die Treppe. Armer Unglücklicher! Er hatte nur sein Schicksal beschleunigt. Indeß einige die Treppe hinab ihm nachsetzten, stürzten andere auf den über dem Eingang zur Thür befindlichen Balkon und feuerten auf ihn, als er auf die Straße kam. Eine Kugel traf ihm an den Hals, er taumelte und fiel, und war kaum auf den Boden hingestreckt, als zwei seiner Schlächter, welche ihm dicht auf den Fersen nachgefolgt waren, ihre Bayonnette in seinen Körper stießen und seinem Unglück ein Ende machten.

„Außerdem war die einzige Person, welche im Hause getödtet wurde, ein Serjeant der Armee der Königin, und dieser hatte das Vorderzimmer im höchsten Stockwerk inne, welches ich jetzt bewohnte. Anstatt mit seinen Kameraden zu entfliehen, ergriff er eine der Büchsen, welche sie zurückgelassen hatten, und, auf den Balkon hinstürzend, fing er an, auf die Carlisten zu feuern, mit großer Geläufigkeit auch die Schimpfwörter erwiedernd, welche sie ausstießen, und ausrufend: „„Kommt heran, ihr Schurken! kommt heran, ihr Unterthanen des Königs der Wälder!““ der gewöhnliche Beiname des Don Carlos. Sein Angriff blieb nicht unbeantwortet, aber in Rücksicht auf die Anzahl seiner Gegner war es zu bewundern, wie lange er seinen Standpunct behauptete. Zuletzt aber streckte ihn eine Kugel todt auf den Balkon hin. Nach den Versicherungen meiner Wirthin waren die Flecken von seinem Blute noch sehr deutlich bemerkbar auf dem hölzernen Fußboden, allein trotz meines noch so genauen Hinschauens blieben sie mir eben so unsichtbar als die des David Rizio in Holyrood.

„Der Erfolg des Treffens ist schon durch die Zeitungen bekannt geworden. Die Carlisten verloren bei der Plünderung jene kostbaren Augenblicke, welche, besser angewandt, sie in den Besitz der Stadt gebracht haben würden; und die Garnison und Einwohner, sich vom ersten Schrecken erholend, trieben sie, ohne besonders große Schwierigkeit, noch einmal wieder über die Mauern zurück.“ — S. 150—154.

Bergara wird von El Pastors Division besetzt, und er erhält die Nachricht, daß die Carlisten Villa Franca angreifen. In der Hoffnung sie unvorbereitet zu überfallen, werden die Truppen ohne die Trommel zu rühren, unter Waffen gestellt, und machen einen nächtlichen Marsch auf die Stadt zu, indem sie auf ihrem Wege einen hohen Bergrücken passiren: —

„Nachdem sie auf der andern Seite die Ebene wieder erreicht hatten, passirten sie die Stadt Villa Real, und kurz darauf das kleine Dorf Ormastegui. Dieses ist merkwürdig als Wohnung des Bruders von Zumalacarreguy, auf der rechten Seite der Landstraße, in der Bauart etwas einer englischen Scheune gleich, und der Districts-Kirche, wovon er der Priester war, gerade gegenüber gelegen. Es klingt sonderbar, und doch war er ein eben so leidenschaftlicher Anhänger von der Partei der Königin, wie sein Bruder von der des Don Carlos. „„Wäre es am hellen Tage gewesen, (sagte mein Kamarad) so würden wir ihn an der Thür angetroffen haben, neben einem Tische sitzend, worauf übermäßige Erfrischungen und Weine zum beliebigen Genuß eines jeden unserer Officiere ständen.““ Da er ohne weiteren Schutz in dem Dorfe wohnte, und keine Rache ihn jemals wegen seines Eifers zu Gunsten der constitutionellen Sache getroffen hatte, kam es mir vor, daß etwas Verstellung dabei seyn möchte, und daß die Brüder wahrscheinlich dieselben Rollen spielten, wie die schottischen Jacobiner während der Jahre 1715 und 1745, welche es gewöhnlich sehr zweckdienlich erachteten, zwei Mitglieder der Familie auf verschiedenen Seiten vertheilt zu haben, so daß, welche Partei auch immerhin das Uebergewicht erhielt, jedenfalls irgend einer vorhanden wäre, die Güter in Anspruch zu nehmen und zu sichern.“

Was hier folgt ist keine schlechte Darstellung von der Freisinnigkeit und der Bildung jener civilisirten Partei, für welche die Nachrichten sachkundiger Leute jetzt sich aussprechen:

„Es giebt vielleicht keine schönere Soldaten in der Welt, als die spanischen. In andern Ländern habe ich Militair mit eben der schönen Haltung und demselben Gleichmaaße des Körperbaus gesehen, doch nirgends so als auf der Halbinsel wurden jemals Vandyks Bildnisse meiner Einbildungskraft verwirklicht. Die kleinen griechischen Gesichtszüge, die hohe gebieterische Stirne, das blasse nachdenkende Antlitz, das große, schwermüthige, dunkle Auge, alles vereinigt sich, die spanischen Officiere als eine ganz besondere Classe zu bezeichnen. Sogar die Augenbraunen und der Schnurrbart lieferten einen Beitrag zu dieser Aehnlichkeit; sie waren schöner als gewöhnlich und besser erhalten. In solch einem Ausdruck des Gesichtes lag viel von jenem Charakter, womit wir in England den Begriff des Geistreichen verbinden, und bei meinem ersten Zusammentreffen mit gebildeten Spaniern erwartete ich geistige Fähigkeiten von der allerhöchsten Art vorzufinden. Aber ich fand mich sehr getäuscht. Das Innere hatte nichts Aehnliches mit der Schönheit des Aeußeren, und ihre Seelen waren, wenn man auch die wenige Gelegenheit zur Bildung, welche eine eifersüch-

Digitized by Google

tige, despotische, geistliche Regierung darbietet, in Anschlag bringt, auf die auffallendste Weise verwerflichfügt; in denselben Verhältnisse standen ihre Bourtheile, die Frucht ihrer Unwissenheit. Hiezu kam noch eine persönliche und nationelle Eitelkeit, die so hervorstechend war, daß sie kaum eine Thatsache erzählen konnten, ohne sie hyperbolisch zu behandeln, ein Umstand, der jede nur einigermaaßen genaue Erkundigung sehr schwierig machte.

„Ich hatte Gelegenheit, die Wahrheit dieser Bemerkungen in einer Unterredung mit jenen Officieren, mit welchen ich jetzt den großen Marktplatz auf und abging, bestätigt zu finden. Um sich mir verbindlich zu zeigen, wendeten sie das Gespräch auf England und die von dort aus im Unabhängigkeitskriege Spanien gesendete Armee. Man ergoß sich in Lobeserhebungen über beide, aber mit Erstaunen bemerkte ich, daß keine derselben demjenigen, der ihrer am würdigsten schien, nämlich dem Herzog von Wellington, gespendet wurde. Im Gegentheil sprachen einige meiner Gesellschafter über ihn mit großer Bitterkeit, und einer erwähnte eines Umstandes der Schlacht von Toloſa, welchen ich als völlig abweichend von den verschiedenen Arten der Erzählung, wie sie innerhalb und außerhalb des Parlaments stattgefunden, hier einzuschalten wage. „„Man wird mir einräumen,““ sagte der Erzähler, „„daß die unter dem Oberbefehl Lord Wellingtons stehenden spanischen Truppen, als sie 1814 in Frankreich eindrangen, für einer republikanischen Constitution günstig gestimmt bekannt waren. Ein disciplinirtes Corps von vielen tausend Menschen, welche von solchen Grundsätzen beseelt waren, konnte nicht anders als der Wiederherstellung des göttlichen Rechtes abgeneigt sein; — und da die Legitimisten damals die Uebermacht gewannen, und keine Gegner ihrer Ansichten mehr dulden wollten, so wären (behauptete der Erzähler) dem Herzoge Befehle ertheilt worden, ihrer sich zu entledigen, „„es koste was es wolle.““ Einige tausend Menschen in die andere Welt hinüberzusenden, ist stets und überall keine Kleinigkeit, und da die einzige gesetzliche Art und Weise, solches Hinschlachten im Großen auszuführen, nur in einer Schlacht stattfinden konnte, schien es, daß der hofmännische Herzog, um seinen Gönnern zu gefallen, nach Toloſa vorrückte, wo die unglücklichen Spanier, wie Uriah, in dem Vordertreffen hingestellt, nach der Reihe hingeopfert wurden.““

„Diese Geschichte wurde mit dem größten Ernste vorgetragen, und schien von Seiten seiner spanischen Zuhörer geglaubt zu werden; und ich führe es nur deßhalb an, um die Unwissenheit in einem Lande darzuthun, wo solche schreckbare Verdrehungen der Berichte nicht augenblicklich durch die öffentliche Meinung verworfen werden. — S. 184.

Unser Reisender kehrt nach Toloſa zurück; und als er den Orio binab fährt, verstummt er ob des unermeßlichen Reichthums, welchen Spanien besessen haben muß, als Indien zuerst seine Schätze der Raubgier der Eroberer darbot. Hin und wieder zeigten sich Ruinen von, dem Anschein nach, vormals bedeutenden Weilern, welche mit der Hauptstraße durch Brücken in Verbindung standen, auf deren früherem Bestand man von den Ueberbleibseln der zertrümmerten Brückenpfeiler schließen konnte. —

„Es giebt Weniges was in Spanien den Fremden mehr in Erstaunen setzt, als die große Anzahl und das hohe Alter dieser Gebäude. In andern Ländern sind sie gewöhnlich die Zeichen, nicht nur von großem Wohlstande, sondern auch von den Fortschritten der Civilisation und den örtlichen Gewohnheiten des Volkes. Im Norden von England, und in Schottland waren sie vor hundert Jahren äußerst selten, und fast unbekannt in den Thälern des Hochlandes; doch England ward immer als Stifterin und Erfinderin der zum Leben nützlichen mechanischen Künste angesehen; und nicht mit geringem Erstaunen fand ich sie in den Thälern der Pyrenäen, und selbst im Ueberflusse zerstreut. Zwischen einem Obstgarten dicht in der Nachbarschaft von Villa Franca und dem niedrigen Theil der Stadt Toloſa waren acht Brücken vorhanden.“

Immer eine sehr große Anzahl, doch zweifach so, wenn wir eingedenk sind, daß diese Gebäude in einer wilden Gegend, wo die Bevölkerung von jeher sehr ärmlich gewesen sein muß, vorgefunden wurden; und daß sie zu einer Zeit, wo solche Erleichterungen der Verbindung in ganz Europa sehr selten waren, errichtet worden sind.

Als er Toloſa erreichte, erfuhr er dort, daß es während seiner Abwesenheit von den Carlisten angegriffen und fast genommen worden sey. Es schien, daß ihre Truppen, unter dem Befehl des Guibelalbi, nach dem mißlungenen Versuch auf Villa Franca, längst dem Flusse nach der Umgebung der erstgenannten Stadt sich gewendet hatten. Die Garnison, begierig sich auszuzeichnen, rückte ihnen entgegen, aber sie wurde von den Carlisten sogleich angegriffen und zersprengt, und diese waren fast auf dem Puncte mit den Flüchtlingen in die Stadt zu dringen. Da ihnen dieses mißlang, faßten sie Fuß in einem benachbarten Dorfe, von wo aus sie ihre Schaaren bis an die Thore vorschoben, und eine Unterhandlung mit den darin befindlichen Mißvergnügten pflogen. Ein so rastloser und unternehmender Feind zog unwillkührlich die Aufmerksamkeit El Pastors auf sich und er machte einen neuen Versuch, sie zu überfallen. Nachdem er mit seiner Division aus Villa Franca herausmarschirt war, kam er in Toloſa unter dem Schutze der Nacht an, und sobald die seinigen sich erfrischt hatten, brach er auf, um den Feind aufzusuchen, doch trotz dem, daß er die Chapelgorrillo in die Gebirge hineinschickte, kam ihre Fianke abzuschneiden und den Rückzug ihnen zu erschweren, und er außerdem durch einen übermäßigen Marsch faſt bis an die französische Gränze hin, die größte Mühe anwendete, sie einzuholen, so war er doch nicht im Stande, seine schnellfüßigen Gegner zu erreichen, und kehrte wieder um, ohne einen anderen Vortheil als einen Gefangenen errungen zu haben: —

„Das war also das Resultat eines langen und ermüdenden Marsches von 32 Meilen, welches man unter der persönlichen Anführung eines der besten und thätigsten Generale der Königin erlangt hatte. So unwichtig wie dieser Erfolg war, so diente er doch, noch dem was ich gehört und gesehen habe, zum Beispiel von den bockgeriebenen Siegen der constitutionellen Armeen. Als solcher nämlich wurde er in den französischen ministeriellen Journalen ausposaunt, wo, unter andern Lobeserhebungen, von Jauregny gesagt wurde, er habe des Feindes Bagage erobert und seine Armee ganz in Unordnung gebracht. Wenn man in Betrachtung zieht, daß die Carlisten nichts weiter mit sich trugen, als einen kleinen leinernen Tornister mit Commisbrod, so scheint das erstere eben so unaufführbar zu seyn, als einen Hochländer eines gewissen Kleidungsstückes, welches ich nicht nennen will, zu berauben; und was das zweite betrifft, so schien die Niederlage nicht groß gewesen zu seyn, denn die siegreiche Colonne kehrte nach Toloſa Freitags in der Nacht zurück, und am Sonnabend Morgens nahmen ihre zerstreuten und in die Flucht geschlagenen Gegner ihre alten Quartiere in Villa Buona ein, und ihre Vorposten schielten nach uns herüber, wie gewöhnlich, von der Spitze der über die Stadt ragenden Felsen.

„Nicht einmal dem einzigen Gefangenen, den man in den Gebirgen ergriffen hatte, war es vergönnt, den Triumph seiner Eroberer zu schmücken, und, durch seine wirkliche Gegenwart, die getreuen Unterthanen der Königin zu überzeugen, daß sie einen Feind weniger hätten. Um mich der Worte des Rothkäppchens, der mit die Geschichte erzählte, zu bedienen, so wurde er (der Gefangene) zur „„Bewachung der Bäume““ zurückgelassen, das heißt mit andern Worten, er wurde, wo man ihn ergriffen hatte, erschossen.“

Digitized by Google

Im Folgenden geben wir einige Auskunft über die Unterhaltungen und Beschäftigungen, welche bei den Einwohnern einer belagerten Stadt üblich sind: —

„Die Gesellschaft von Tolosa, wenn der Rang als ein Beleg guter Gesellschaft anzusehen ist, war vortrefflich; aber, wie ich von einem dort wohnenden gebildeten Manne vernahm, der ein recht gutes Urtheil fällen konnte, doch äußerst unwissend. Das Haupt-Vergnügen der Einwohner hatte darin bestanden, die Abendluft in dem ostwärts, etwa 200 Schritt entfernt liegenden Wäldchen zu genießen; aber seit dem kürzlichen Angriffe der Carlisten war das zu gefährlich geworden, und jetzt begnügten sie sich damit, sich auf den Balcons müssig hinzulehnen und die Vorübergehenden zu kritisiren. (Die Fortsetzung folgt.)

Von den Revolutionen.

Von

J. P. Pages (vom Ariege-Departement).

Dritter Artikel.

(Man vergl. No. 1070 u. 1073 unsr. Bl.)

(L.)

Die politischen Corporationen machen auch Revolutionen, aber dann handeln sie auf Art der Parteien. Die Empörung kann in deliberirende Versammlungen eindringen: die Privat-Interessen schminken sich da mit den Farben des öffentlichen Interesses und das Volk nimmt den Schein für die Wirklichkeit. Der Sophismus scheint auf den ersten Anblick der Gewaltthätigkeit vorzuziehen: die Straßen-Meuterei erschreckt, die Meuterei der Kammer täuscht. Das Resultat ist dasselbe. Der parlamentarische Sophismus endigt stets damit, sich auf die Gewaltthätigkeit zu stützen, um angenommen zu werden und die Volks-Gewaltthätigkeit nimmt ohne Unterlaß ihre Zuflucht zum Sophismus, um sich legitimiren zu lassen.

Bis jetzt haben die politischen Versammlungen Frankreichs drei Arten von Revolutionen gemacht. Es ist wichtig, sie zu unterscheiden und sie, eine nach der andern, zu würdigen, um zu sehen, an welchen Zeichen man die revolutionairen Kammern erkennt. Ich werde späterhin von den politischen Corporationen sprechen, die, durch ihr Mandat, das Recht besitzen oder sich anmaaßen, Constitutionen zu promulgiren. diese sind auch revolutionair; aber sie ändern die politische Ordnung eines Landes. Die Veränderung kann eine Wohlthat oder ein Uebel seyn; aber diese constituirenden Versammlungen sind immer von einem andern Bereich und Zweck, besitzen einen andern Charakter, üben einen andern Einfluß aus, als die legislativen Corporationen, die eine Revolution bezwecken, um die Regierung zu ändern oder, um richtiger zu sprechen, die Menschen zu ändern, welche regieren.

Der Convent war kaum versammelt, als sein wesentlich revolutionaires Charakter schon außer Zweifel war. Unsere politische Sprache ist arm, und ich muß die Worte erklären, deren ich mich bediene. Das Königthum existirte nicht mehr, die Republik war proclamirt; somit war die republikanische Revolution eine vollendete Thatsache, und nicht sie ist es, wovon ich spreche. Der Convent sollte nur die Republik constituiren und regieren. Diese große Arbeit der Constitution, allerdings fähig, die stärksten Geister zu erschrecken und die besten Köpfe zu theilen, erregte in der Versammlung nicht den kleinsten Zwiespalt; der Ausschuß, welcher beauftragt war, sie vorzubereiten, war aus Convents-Mitgliedern zusammengesetzt, die allen Meynungen angehörten. In der That, eine Constitution ist ein langwieriges und edles Werk, aber da sie ein ganzes Land organisirt, ohne direct auf die Leidenschaften oder Interessen der Menschen, welche regieren, zu influiren, so passionirten sich diese Menschen nicht für sie. Das war nicht der Fall mit der Regierung. Vom ersten Augenblicke an gehörte sie den Girondisten; die Majorität, die Minister, die Beamten theilten die Meynung der Gironde. Sie war es daher, welche regierte, und gegen sie mußte mithin die Revolution sich anspinnen. Die Jacobiner und die Cordeliers bestiegen die höchsten Bänke; und von diesem Augenblicke an war es nicht mehr genug, Republikaner zu seyn, es war unmöglich, nach der Regierung zu streben, wenn man nicht der Bergpartei angehörte. Die Girondisten unterlagen; aber die Cordeliers erbten einen Theil ihrer Hinterlassenschaft; und deshalb hatten sie die Jacobiner zu Feinden. Nun gingen die Cordeliers ihrerseits zu Grunde: alsobald entstand Spaltung unter den Jacobinern; die Coterie Robespierre's wollte die ganze Gewalt absorbiren; die Zahl trug den Sieg über die Kühnheit davon und die Partei Robespierre's bestieg das Schaffott. So wurde, unter der großen und schrecklichen Revolution, welche die Monarchie in eine Republik umgeschaffen hatte, eine parlamentarische Revolution bewirkt, welche die republikanische Regierung in eine revolutionaire und die Gewalt in ein Schreckenssystem verwandelte. Man muß es sagen, diese conventionelle Revolution war in jeder Hinsicht unnütz. Die Girondisten, die Cordeliers, die Jacobiner waren alle und in gleichem Grade Republikaner; alle hätten dasselbe Feuer, denselben Muth, dieselbe Ausdauer entwickelt, um das Land zu retten, um seine Freiheit zu sichern. Ihr gegenseitiger Haß entstand aus dem Durst nach Gewalt und aus dem Wunsche jeder Partei, mit Ausschließung der andern zu herrschen. Um dazu zu gelangen, mußte man eine wachsende Progression von Republikanismus erfinden, der, mit jeder Stufe, eine Faction, eine Partei, eine entgegengesetzte Meynung ausschließen konnte. Mittelst jedes Beiworts endigte das Schaffott eine Rivalität; und alle Ehrsüchtigen fielen durch dieselben Mittel, die sie angewendet hatten, um ihrer Ehrsucht den Sieg zu verschaffen. Eine politische Corporation ist für einen großen politischen Zweck und Gegenstand eingesetzt; sie kann sich nicht theilen als von dem Augenblicke an, wo sie ein Privat-Interesse dem öffentlichen vorzieht; und wenn sie sich theilt, so gruppirt sie sich in verschiedene Parteien, die alle gleich sehr nach der Gewalt streben. Aber wenn sich eine Partei der Autorität bemächtigt hat, wenn sie, um diese zu concentriren, sich selbst zu sichten, auf ihren einfachsten Ausdruck zu reduciren sucht, so ist sie nur noch eine Coterie — sie ist nichts.

Die Restauration bietet uns dasselbe Beispiel dar. Die Kammern schlossen die Erwählten des Volkes in sich, d. h. diejenigen, welche Frankreich an der Regierung wollte theilnehmen sehen. Alle konnten nicht dazu gelangen; niemand wollte den Würdigsten weichen; jeder wollte die Gewalt mit Ausschließung der andern; es entstanden Parteien, und das Königthum wurde durch alle diese Theilungen geschwächt. Man sah alsbald eine rechte und eine linke Seite, ein rechtes und ein linkes Centrum, einig und im Ganzen, das Ministerium angreifen; alle wollten, als Preis des Kampfes, ein Portefeuille, aber jeder erklärte, daß alle seine Gegner, welcher Meynung sie auch angehörten, gleich unfähig seyen, zu regieren. Das aus diesen Spaltungen entstandene Uebel war unermeßlich. Der zur Gewalt gelangte Deputirte war gezwungen, nicht nach seinen persönlichen und gewissenhaften Ideen zu regieren, sondern nach den Meynungen, welche der Theil der Kammer, zu welchem er gehörte, anzunehmen genöthigt gewesen war, um sich von den andern zu trennen. Das hat die Dynastie der Bourbonen ins Verderben gestürzt. Um dem Königthume zu gefallen, gab sich der eine für royalistischer aus, als der andere; und von diesem

Digitized by Google

Augenblicke an mußte, um dem Lande zu gefallen, sich der eine wiederum für liberaler, als der andere ausgeben.

Herr von Richelieu mußte weiter gehen, als Herr Decazes; Herr von Villele weiter als Herr von Richelieu; Herr von Labourdonnaie weiter als Herr von Villele; Herr von Polignac weiter als Herr von Labourdonnaie. Es war klar, daß in dieser wachsenden Progression, die ins Unendliche fortgehen konnte, der Fall der Dynastie unvermeidlich wurde; es war nur noch eine Sache der Zeit. Die Geschicklichkeit aller Ehrsüchtigen bestand darin, das Königthum mit den Meynungen ihrer Concurrenten zu schrecken. Jetzt haben die Ereignisse gesprochen und jedermann sieht ein, daß das Königthum auf der linken Seite nicht einen einzigen Feind hatte. In der Aufwallung der July-Revolution hat sich diese linke Seite, so lange der Feindseligkeit gegen die Monarchie angeklagt, beeilt, die Monarchie zu reconstituiren: Lafayette hat einen König gemacht; Laffitte, Dupont de l'Eure, Casimir Perier sind seine Minister gewesen; so daß die ganze Gefahr, welche Carl X. lief, darin bestand, Casimir Perier zum Minister zu haben, und jeder weiß jetzt, daß diese Gefahr nicht groß war. Dennoch gab man zur July-Revolution lediglich darum die Veranlassung, um die linke Seite zu vermeiden. Das Königthum sieh die einzigen Menschen, die es hätten retten können, und wählte die einzigen Männer, die es ins Verderben stürzen konnten.

Diese parlamentarische Revolution, die unter der Restauration bewirkt worden ist, schlägt schon Wurzel seit der July-Revolution. Die Restauration war von der Charte bis zu den Ordonnanzen gekommen; die July-Revolution geht auch von einer andern Charte aus; und Gott weiß, wo sie still stehen wird, bei dem Gewebe von List und Sophismen, was man das doctrinaire System nennt. Im Jahre 1830 war es nicht genug, Patriotismus, Redlichkeit, Talent und Eifer zu haben, man mußte noch, durch den Eintritt in irgend eine geheime Gesellschaft, Beweise des Hasses gegen die Restauration gegeben haben; bald genügte es, Patriot zu seyn und bald war noch der Patriotismus zu viel, und es war unerlaßlich, zur gerechten Mitte zu gehören. Bald entdeckte man, daß die Partei des juste milieu zahlreich genug sey, um Concurrenten für die Minister zu geben und man mußte den Kreis enger schließen, um weniger Rivalitäten zu fürchten. Da bildete sich der tiers parti; die Concurrenz war sonderbar beschränkt und doch drückte sie noch die Männer, die sich das Monopol der Gewalt zueignen wollten. Es wurde daher proclamirt, daß die einzigen Männer, die fähig seyen, zu regieren, die Doctrinairs wären. Erkennt man hierin nicht denselben Gang, den der Convent und die Restauration befolgt hat? die Ehrsucht und die Intrigue, die sich mit Puritanismus verlarvt, um die Rivalitäten zu entfernen, und ohne Unterlaß mit Ausschließung vorwärts schreitet, um den Kreis der Concurrenz zu verengern? Wohin aber geht man mit einem solchen System? Ich bin Geschichtschreiber, ich bin nicht Prophet. Aber wundert man sich nicht, wie die Majoritäten des Convents, der Restauration und der July-Revolution den Weg nach dem Abgrunde einschlagen? wie sie sich durch die ministeriellen Versprechungen und Declamationen täuschen lassen? wie sie selbst eine parlamentarische Revolution bewirken, welcher stets eine Volks-Revolution folgt? Wenn, von Täuschung zu Täuschung, die beliberirenden Versammlungen den gordischen Knoten geknüpft haben, so sind sie unfähig, ihn aufzulösen und das Volk zerhaut ihn, wie ein anderer Alexander, in dem Augenblicke, wo die Verlegenheiten nicht mehr entwirrt werden können. Man kann daher behaupten, daß, wenn wir seit funfzig Jahren in einem permanenten Zustande von Revolution sind, die Majoritäten, aus Gründen, die ich nicht würdige, sich die traurigste Hälfte des beklagenswerthen Zustandes Frankreichs zuzuschreiben und vorzuwerfen haben.

Die Parlamente haben noch zwei Arten, Revolutionen zu bewirken, aber sie sind die Folge, das Resultat, die Entwickelung derjenigen, die ich eben angedeutet. Wenn alle Ersuchten das parlamentarische Imbroglio auf den Punct getrieben haben, daß eine populaire Aufregung zu besorgen ist, so fürchten sie den Zorn und die Gerechtigkeit des Volkes. Dann sucht das Directorium und die Räthe einen Mann, dem sie die Gewalt verkaufen können; und da jeder bei diesem Handel gewinnen will, so sucht jeder den Käufer, der den höchsten Preis zahlt, und der die schönsten Hoffnungen bietet; Pichegru und seine Anhänger wollen die Bourbonen zurückführen, die Revolutionaire wollen Bernadotte, die Politiker unterhandeln mit Benaparte. Die politische Revolution, die damals bewirkt wurde, ist die Folge der bestehenden parlamentarischen Revolution, die, ihrem Ende nah, sich einen Universal-Erben ausucht.

Eben so kann in dem Kampfe der Kammern und der Staatsgewalt ein Augenblick kommen, wo das parlamentarische System für seine eigene Existenz zu fürchten hat; und wenn die Hindernisse, welchen die deliberirenden Versammlungen niemals fremd sind, diese Gefahr drohend machen, so beeilt man sich, durch Gewaltthätigkeit aus einer Krisis zu kommen, die man aus Ehrsucht oder Schwäche hat entstehen lassen. Auf diese Weise änderte die gesetzgebende Versammlung die Regierungsform, proclamirte die Absetzung des Königs, ohne zu wagen, das Königthum abzuschaffen, und hinterließ Frankreich als Republik, ohne zu wagen, eine republikanische Regierung einzusetzen. So überließ das gesetzgebende Corps von 1811 dem Kaiser Menschen und Geld, um den Krieg zu führen, und conspirirte gegen den Kaiser, weil er den Krieg mit Menschen und Geld führte, die man ihm bewilligt. Dann hat man den politischen Muth, das feste Bewußtseyn, den edlen und patriotischen Stolz nicht, der sich, bei hellem Tage und unter den Augen des Landes, den Forderungen der Gewalt widersetzt, und man möchte diese Kleinmüthigkeit durch eine mysteriöse und furchtsame Kühnheit ausgleichen, die sich im Schatten verbirgt und im Finstern conspirirt. Nicht aber auf diese Weise ereignen sich die wahrhaften Revolutionen.

Zunahme des Nationalreichthums in Großbritannien.

(R.)

Der Vice-Präsident einer londoner statistischen Gesellschaft, Herr Obristlieutenant Sykes, hat in derselben einen Aufsatz verlesen, wonach das Capital, welches in den Jahren 1832, 1833 und 1834 in Luxus-Artikeln (Reit-, Kutsch- und Rennpferde, Jaghunde, männliche Dienerschaft, gepachtete Jagden, Jagdhunde rc.) angelegt gewesen, sich auf 406,953,000 £ belaufen und demnach seit 1820 um 61,667,000 £ zugenommen hätte. Die Zunahme des Capitals im Handel schätzt der Obristlieutenant auf 87,837,997 £, indem das in dieser Weise angelegte Gesammt-Capital in den letzten drei Jahren zu 330,390,430 £ anzunehmen sey. Die Rente von 443,990 Häusern schlägt er zu 12,629,980 £ an, was ein Capital von 300,000,000 £ und eine Mehrung der Ersteren um 2,368,646 £ und des Letzteren um 59,200,000 £ ergeben würde. Das in Dingen des Luxus, in Gebäuden und im Handel wirkende Gesammt-Capital wird zu 1,037,343,430 £ angenommen, was eine Zunahme von 208,704,977 £ vom Jahr 1820 bis 1832 constatirt.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1084. Hamburg. Mittwoch, den 19. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigiet von J. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Seen von Schottland. . . . . Seite 785
Von den Revolutionen. Von J. P. Pages (vom Ariege-Departement). Vierter Artikel. . . . . „ 786
Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Fortsetzung.) „ 787
Maiblumen und Bergfrüchte, oder: Vermischte Schriften in Poesie und Prosa, von W. Schumacher. Erstes Bändchen: Lyrische und Humoristische Gedichte. . . . . „ 792

Die Seen von Schottland.

(Aus der Revue britannique.)

(R.)

Es giebt kein Land, dessen geognostische Beschaffenheit interessanter wäre, als die von Großbritannien. Im Norden wie im Süden finden sich Kalklager, Schieferflötze, Steinkohlen-, Eisen- und Bleigruben in Menge; die Kupfer- und Zinn-Minen erstrecken sich nach Südwesten; der Norden birgt Kupfer- und Quecksilberlager, so wie Glimmerfelsen, die Edelsteine enthalten, und überall trifft man dort Mineralquellen an. Doch giebt es, der seltsamen Unebenheiten des Bodens ungeachtet, nur wenig Seen. In England sieht man deren nur in Cumberland, Lancaster und Westmoreland. Die irländischen Bogs mit ihrem schlammigen Gewässer und ihrem sumpfigen Ansehen verdienen es nicht, dieser Kathegorie beigezählt zu werden. Schottland allein besitzt eine große Anzahl bedeutender Seen mit klarem, durchsichtigen Wasser, deren malerische Ufer und hohe Berge alljährlich viele Reisende herbeilocken. Wir wollen die merkwürdigsten derselben hier aufführen.

Der erste dieser Seen ist derjenige, welcher zunächst von Edinburg liegt, der Loch-Leven. Im Westen und Nordwesten des Loch-Leven befindet sich das niedliche Thal Kienroß, reich an neuen Anpflanzungen, an anmuthigen Landhäusern und an den Weiden, wo die schönen Kühe ihre Nahrung finden, deren Milch mit ihrer bläulichten Tinte den Thee der Bürger der caledonischen Hauptstadt färbt. Im Osten erinnert ein altes in Trümmern liegendes Schloß an die feudalistischen Scenen einer vergangenen Zeit: es ist dieses das Schloß Burleigh. Aber all diesen fruchtbaren Obstgärten, diesen grünen Rasenplätzen, diesem Hirtenthal, diesen Trümmern, ja selbst den Gipfeln des Lomond und des Benarin, die den Horizont im Norden und Süden begränzen, ziehen die Leser des „Abtes" die Inseln des Sees selbst vor, und vor allen diejenige, welche dem Flecken Kienroß am nächsten liegt, und die man als den Ort bezeichnet, wo Maria Stuart, ein Name, der Schottland stets theuer bleiben wird, in Gefangenschaft schmachtete. Der Leven-See hat 11 Meilen im Umfang, und die Zahl 11 kommt bei seiner Beschreibung so oft wieder vor, daß man behauptet, er verdanke ihr seinen Namen, eine Verkürzung von Kleven: seine Gewässer bespülten einst die Besitzungen von eilf auf einander eifersüchtigen Lairds; eilf Bäche oder kleine Flüßchen ergießen sich in denselben; er enthält eilf Arten von Fischen, und eilf verschiedene Gattungen Bäume beschatten seine Inseln.

Der Loch-Lomond wird der König der schottischen Seen genannt, theils wegen seiner Größe — er ist an mehreren Stellen 8 Meilen breit und 30 Meilen lang — theils wegen der Pracht der Landschaften, die ihn umgeben. Dreißig Inseln steigen aus diesem See empor, die größten mit herrlichen Anpflanzungen bedeckt. Welchen Standpunct man auch wählt, um den Loch-Lomond zu betrachten, überall bieten die Ansichten ein entzückendes Gemisch von Anmuth und Größe dar. Vom Misery-Berge aus kann man ihn in seiner weitesten Ausdehnung bewundern, und der Anblick von da ist vielleicht der reichste und mannichfaltigste; überdem knüpft sich an jenen Punct eine Art literarischer und wissenschaftlicher Reiz, indem wenige Meilen davon drei große Männer Schottlands geboren wurden: Buchanan, der Dichter und Geschichtschreiber; Napier, der Erfinder der Logarithmen, und Smollet, der historische Dichter und Romanenschreiber, der diese Orte selbst in Versen und in Prosa gefeiert hat. Man würde jedoch nur wenig von dem Lochmond-See gesehen haben, wenn man nicht den Ben erstiegen hätte, der nach ihm benannt ist; denn vom Ben-Lomond schweift der Blick über ganz Schottland, ja noch weiter. Auf der einen Seite ist Edinburg, auf der andern Glasgow, die Stadt des alten Ruhmes der Caledonier, die Stadt ihres commerciellen und industriellen Flors. Wenn sich das Auge mit diesem unermeßlichen Panorama vertraut gemacht hat, so wird es auch die Inseln Bute und Oran, die Küste von Irland und den atlantischen Ocean mit seinem unbegränzten Horizont entdecken. Näher erscheinen uns die sämmtlichen Berge Schottlands wie die Wogen eines plötzlich versteinerten Meeres. Ich setze voraus, daß der Himmel klar ist; wenn sich aber Wolken aus dem Norden und Süden zusammenziehen, so sieht man sie unter sich dahin fliegen, und wenn ein Sturm herannaht, anschwillt und ausbricht, so beherrscht man das Schauspiel und scheint selbst die Elemente aufzuregen, die unter unseren Füßen kämpfen. Man befährt jetzt den Lochmond-See von der Höhle Robins des Rothen bis Greenoch in einem eleganten Dampfboote, auf welchem man alle Bequemlichkeiten des Lebens, wie in dem besten Gasthofe der drei Königreiche, findet.

Der Katun-See ist nicht so groß als der Lochmond-See, aber fast eben so malerisch. An beiden Enden desselben ist ein Schiffer der Reisenden gewärtig, und wenn man den alten Stewart zum Führer hat, so wird man mit den Namen aller Orte und Puncte bald eben so bekannt seyn, wie Walter Scott, der in einer Note zu seinem „Fräulein vom See" den Ruf jenes Alten begründete. Dort ist der Ben-Venna, dort Craigs-Innes, dort der Hirschkopf, weiterhin die Insel Ellen, ꝛc. Wenn

Digitized by Google

man es sich auch herausnehmen möchte, zu finden, daß der Dichter den einsamen Aufenthaltsort des alten Douglas und seiner Tochter etwas übertrieben geschildert habe, so wird man doch zugeben, daß er von den Trosachs, jener engen Schlucht, die man die Thermopylen des alten Schottlands nennen könnte, nicht zu viel gesagt hat. Dort brach Fitz-James Roß unter seinem edlen Reiter vor Mattigkeit zusammen.

Einige Meilen vom Katun-See liegt der Achray-See, der nur eine Meile lang ist. Gegen die beiden vorherigen Seen ist dieser nur ein Wicht; doch kann man sich nichts Lieblicheres denken; die dürrsten Felsen haben dort eine reizende Gestalt. Walter Scott hat ihm das Epithet „der Liebliche" gegeben, das ihn auch trefflich charakterisirt. Man möchte sagen, daß selbst die Vögel an seinen Ufern melodischer sängen als anderswo. Wenn eine Nymphe aus seinen Wellen auftauchte, so würde man ein solches Wunder nur für natürlich halten. Der kleine Loch-Ord hingegen hat ein finsteres Ansehen und er erinnert uns überdem an den tragischen Vorfall, wie die Mac Gregors erbarmungslos den englischen Spion abschlachteten, den Walter Scott in seinem Robin der Rothe als einen so großen Poltron schildert.

Noch giebt es den Hong, den Finn und viele andere Seen; doch will ich nur noch des Neß-Sees erwähnen, der Natur-Schönheiten mit historischen Erinnerungen vereinigt. Wenige Meilen von ihm entfernt liegt Culloden, wo die letzte Hoffnung der Jacobitischen Partei erlosch. In einer Strohhütte am Loch-Neß verbarg Carl Eduard sich zwei Tage lang nach der großen Schlacht von 1746. Der arme Gebirgsbewohner, der den königlichen Verbannten beherbergte, hieß Kennedy. Er wurde einige Jahre darnach, eines Kuhdiebstahls angeklagt, zu Inverneß gehangen. Ein solcher Diebstahl galt nämlich einst in Schottland nicht für einen Raub, sondern eher für eine Heldenthat, und der arme Kennedy, den überdies der Hunger dazu getrieben hatte, hätte wohl zu seinen Richtern sagen können: „Ihr laßt einen Menschen als Dieb hängen, der einen Geächteten nicht ausliefern wollte, dessen Kopf ihm 30,000 £ Belohnung eingebracht hätte."

Nördlich von Loch-Neß erblickt man die schöne Militairstraße, durch welche Schottland wieder völlig zur Ruhe gebracht wurde. Von dem Tage an, wo regulaire Armeen in die Gebirge dringen konnten, setzten die patriarchalischen Sitten der Clan-Häuptlinge und die räuberischen Gewohnheiten der alten gaelischen Abkömmlinge der drittischen Civilisation nur noch einen schwachen Damm entgegen.

Von den Revolutionen.

Von

J. P. Pages (vom Ariege-Departement).

Vierter Artikel.

(Man vergleiche unser voriges Blatt.)

(9.)

Es giebt politische Corporationen, die, aus Stolz oder Interesse, sich rühmen, Revolutionen gemacht zu haben, weil sie schon gemachte Revolutionen sanctioniren, Revolutionen, die ohne sie, ja wohl gegen sie gemacht worden. Wir haben selbst diesen politischen Crisen beigewohnt und haben nicht nöthig, die Geschichte zu befragen: die Bücher sind von wenig Autorität für die Menschen, die unserm großen revolutionairen Drama als uninteressirte Zuschauer beigewohnt haben. Zwischen dem, was man sieht und was man liest ist der Unterschied groß: der Leser muß die Verschiedenheit der Zeiten und der Orte in Anschlag bringen, er muß den Genius der Völker und die Wahrhaftigkeit der Geschichtschreiber würdigen; die gleichzeitige Lection ist wahrer, schlagender, tiefer. Das Interesse der Menschen, die Dunkelheit der Epochen stellt sich nicht zwischen die Thatsachen und uns; wir urtheilen nach dem Zeugniß unserer Sinne, dem Bereich unsers Geistes, dem identischen Gefühl einer ganzen Generation; es ist nicht ein Buch, es ist ein Volk, welches redet, es ist die Wahrheit selbst, welche sich vernehmen läßt.

Niemand ohne Zweifel hat behauptet, das Consulat oder das Kaiserreich gemacht zu haben: Napoleon war einer der in den Annalen der Menschheit so seltenen Männer, daß niemand, in seinem Ruhme oder in seinem Mißgeschicke, während seines Lebens oder nach seinem Tode, die tolle Eitelkeit gehabt hat, einen alltäglichen Namen in die Waagschale seiner hohen Bestimmung zu legen. Aber wer von uns hat nicht 1814 irgend einen nichtsbedeutenden Senator, irgend einen obscuren Gesetzgeber sich der Rückkehr der Bourbonen als eines Werkes rühmen gesehen, dessen Glück man ihm verdanke. Die Restauration, dieses unvermeidliche, nothwendige Resultat der Fehler des Kaisers, der Unfälle der Armee, der Siege der Coalition, wollte jeder bedacht, vorbereitet, vollendet haben; und diejenigen, welche, außerhalb des politischen Kreises stehend, sich nicht rühmen konnten, die Mitschuldigen des Falles des Kaiserreichs gewesen zu seyn, wollten mindestens die Propheten desselben gewesen seyn. Die einen hatten gehandelt, die andern vorausgesagt, und alle Eitelkeiten waren auf diese Weise befriedigt. Man muß sich daher nicht wundern, wenn das gesetzgebende Corps und der Senat glaubten, dieses Reich muthig zerstört zu haben, das sie in der That durch eine funfzehnjährige blinde Servilität ins Verderben gestürzt hatten; sie rühmten sich, die Absetzung des Kaisers proclamirt zu haben, der von seinen Verbündeten verrathen, von seinen Völkern aufgegeben, vom Siege, den er ermüdet, verlassen und vom Glücke, das ihn vormals gekrönt, geflohen worden war; und sie reclamirten für sich den Lohn dessen, was die Vorsehung gethan hatte.

Eben so war es im Jahre 1830: das Volk von Paris steht gegen die Ordonnanzen auf und vollbringt in drei Tagen eine neue Revolution; alsobald nimmt sie jeder zu seiner Ehre oder zu seinem Nutzen in Anspruch. Diejenigen, welche nicht gekämpft hatten, stellten sich zwischen den Sieg und die Sieger. Die politischen Corporationen versammelten sich; sie proclamirten die Absetzung einer Dynastie und berieſen eine andere; d. h. sie erklärten, daß die Besiegten besiegt, und die Sieger Sieger waren. Bei solchen wichtigen Ereignissen thun die deliberirenden Versammlungen nichts, als daß sie vollendete Thatsachen sanctioniren. Wahr ist es, daß man bis auf unsere Tage von der englischen Revolution gesagt hatte, das Parlament habe die Thatsache in Recht verwandelt, weil wirklich das Parlament sechszig Jahre lang für die Vertreibung der Stuarts und für die Erhaltung des Hauses Oranien gekämpft, und sein Muth, die Zeit, der Sieg und die Tractaten Europa gezwungen hatten, diese Revolution zu legitimiren. Aber Frankreich hat den politischen Corporationen den Ruhm und die Macht geraubt, die England ihnen gegeben. Unsere Versammlungen haben weder eine Thatsache, noch ein Recht geschaffen; sie haben sanctionirt, was die Gewalt der Dinge hervorgerufen, und wechselnd wie die Ereignisse, haben sie insultirt, was am Boden lag, und alles angebetet, was siegend dastand; das Glück hat ihr Benehmen vorgezeichnet und der Sieg ihre Beschlüsse dictirt. In England war ein großes Ereigniß das Werk einer politischen Corporation; in Frankreich ist der politische Körper der Diener aller Ereignisse; dort stellte sich auch die Thatsache als ein Recht dar; hier scheint das Recht nur eine Thatsache.

Die Versammlung verfehlte den großen revolutionairen Act; sie unterzog sich nur zitternd der constituirenden Mission, die sie sich freiwillig

Digitized by Google

aufgelegt. Die unsterbliche Versammlung von 1789, der Convent, das Kaiserreich und die Restauration gaben uns auch Constitutionen. Aber alle diese Epochen scheinen begriffen zu haben, daß es zu einem so edlen Werke des Nachdenkens, der Arbeit und der Reife bedarf. Die Art, wie man unsern socialen Zustand fünfmal formulirt hatte, konnte unvollständig, falsch, gehässig seyn, aber sie war immer eines hohen Interesses, langer Arbeiten und tiefer Reflexionen würdig erschienen. Die Kammer von 1830 miskannte allein ihre große Mission: sie wollte weder Zeit noch Nachdenken zu ihrer Hülfe; sie sah in der Revolution nur den Triumph der Opposition über die Majorität, und fühlte sich in der Charte von 1814 nur durch einige Artikel verletzt, welche der Majorität gegen die Opposition gedient hatten. Diese damals wirklich revolutionaire und den Bourbonen gewaltsam feindliche Kammer gewahrte nicht, daß die fast gänzliche Erhaltung der Charte die größte Apologie der Weisheit Ludwigs XVIII., die directeste Kritik ihrer constituirenden Versuche, eine bittere Satyre auf ihre Unfähigkeit, einen bessern socialen Organismus zu begreifen und zu formuliren, war. Man beschwert sich täglich und oft mit einer beklagenswerthen Bitterkeit darüber, daß das Ministerium uns zur Restauration zurückführe; aber wie kann man nicht sehen, daß, aus Mangel an Zeit, klaren Ansichten und Muth die Kammer von 1830 die Revolution ganz in der Restauration selbst gelassen hat? Außer Zweifel wollte diese Kammer eine Revolution machen; ihre Debatten voll Feindseligkeit, Bitterkeit und Gewaltthätigkeit gegen den ältern Zweig ihrer Regierung zeugen hinlänglich von ihrer Antipathie; aber in der Politik ist es nicht genug, zu wollen und zu können, man muß auch wissen und verstehen; und im Jahre 1830 wollte und konnte man, aber man sah nicht klar, man verstand sich nicht.

So war denn 1830 das, was man eine Revolution nennt, definitiv nichts, als der Sieg der Opposition über die Majorität; was man die Restauration nennt, war nichts als der Triumph einer Familie über die andere; der Convent war nichts als ein Kampf zwischen den verschiedenen Parteien; selbst der Tod Ludwigs XVI. war weder ein revolutionairer noch ein politischer Act: der Convent tödtete nur einen Mann; die gesetzgebende Versammlung ist es, welche, durch die Absetzung des Königs, das Königthum proscribirt hatte. Wenn er auf dem Schaffotte starb, so geschah es darum, weil die Mitglieder des Conventes sich unter einander durch einen Blut-Vertrag binden wollten: es ist der Schwur der sieben Häuptlinge vor Theben; man wollte, daß jeder, dieselbe Gefahr laufend, gezwungen sey, die nämliche Kühnheit zu haben; man wollte, daß keiner die republikanische Partei verlassen oder verrathen könne, ohne daß man auf der Stirn des Ueberläufers oder Verräthers einige Tropfen des königlichen Blutes sähe.

Es sind daher in Frankreich nur zwei wahrhafte Revolutionen bewirkt worden, die von 1789 und die von 1800. Alles, was vom Centrum aus nach der Peripherie hin gewirkt worden ist, ist todtgeboren; die constituirende Versammlung und das Kaiserreich sind die einzigen Erneuerungen, die in imponirender Größe erschienen sind, und die eine und die andere sind von der Peripherie nach dem Centrum gegangen: die eine und die andere waren, bevor sie erschienen, seit langer Zeit von dem Lande herbeigewünscht. Die Männer haben sehen, die Jünglinge lesen können, was der Convent an Schrecken und Schauder zurückgelassen, was die Verderbtheit und Bestechlichkeit des Directoriums an Ekel einflößte, die Wünsche, die Versuche, die Aufstände für die Zerstörung einer Regierung der Schwäche, der Insolenz, des Raubes und der Willkühr. Ganz Frankreich ersehnte einen Retter, der, dem Auslande gegenüber, unsere Unabhängigkeit erhalten, den Factionen gegenüber, die Ordnung und Freiheit sichern könnte. Bonaparte, der junge Held Italiens und Aegyptens erschien; und nach der tyrannischen Gewaltthätigkeit des 18. Brumaire forderte er vom Lande, seine Usurpation zu sanctioniren; diese Usurpation erschien indessen dem Volke als die größte und vielleicht einzige Maaßregel des öffentlichen Heils, die man damals sich denken konnte, und das Volk beeilte sich, seiner Souverainität zu entsagen mit einer Einmüthigkeit, die den Widerwillen gegen die existirende Gewalt und die Hoffnung einer bessern Zukunft beweist.

Aber die Zuversicht, mit welcher der erste Consul Frankreich fragt, spricht auch deutlich aus, daß er der Antwort gewiß war. Er wußte, daß das Volk etwas anderes wollte, als den Convent und das Directorium, aber er wußte auch, daß es die National-Unabhängigkeit, die politische Freiheit, die innere Ordnung wollte, die Ordnung, die nicht nur die Abwesenheit von Störung und Unruhe, sondern die Sicherheit der Bürger für ihre Person und Eigenthum ist.

Von allen Menschen, die auf unserm revolutionairen Schauplatze erschienen sind, war Napoleon immer derjenige, welchen ich mit einer Strenge beurtheilt habe, die bisweilen der Ungerechtigkeit gleicht. Das geschah darum, weil er der einzige ist, dessen Genie mit Ruhm unsere große sociale Renovation hätte endigen können, der einzige, welcher der Welt eine neue Laufbahn öffnen konnte, der einzige, welcher Frankreich und dadurch das Menschengeschlecht in eine Zukunft von Fortschritten, von Glück und Freiheit zu versetzen vermochte. Napoleon war der erste unserer großen Männer; zwischen ihm und den andern ist eine unermeßliche Kluft und er ist der einzige, der seine Bestimmung verfehlt hat; um so verdammungswerther, als er die ganze Erhabenheit seiner Mission auf der Erde begriff und er seinem eigenen Bewußtseyn und seinem mächtigen Genie untreu wurde. Man erinnere sich seiner Worte im Jahre VIII., seiner Versprechungen auf der Insel Elba, seiner Reue auf St. Helena und wage zu sagen, daß dieser Held nicht die Institutionen, die dem socialen Zustande Frankreichs und der Menschheit zusagten, in ihrem ganzen Umfange und ihrer Wichtigkeit begriffen und empfunden habe! Aber das Unglück allein scheint ihm diese hohen und prophetischen Inspirationen zu geben. Immer macht ihn das Glück blind, weil das Glück immer Schmeichler hat und der Erfolg, von allen Schmeichlern der unwiderstehlichste, seinen Geist immer mit Schwindel und Irrthum umnebelt. Der Sieg verewigte den Krieg, das Consulat führte das Kaiserreich, das Kaiserreich den Despotismus herbei und Napoleon, der von Allem ausgegangen war, was das Volk wollte, fiel, so wie er das erreicht hatte, was das Volk nicht wollte.

Seitdem blieb in Frankreich nur eine einzige revolutionaire Epoche, die von 1789, die, welche alles andere überlebt hat und noch lebt und die zu würdigen mir allein übrig bleibt.

Erinnerungen

von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen.

(Aus dem Quarterly Review.)

(Fortsetzung.)

„Das schöne Geschlecht besaß wenig Ausgezeichnetes. Ihre Gesichter waren sogar noch alltäglicher als die der Frauenzimmer von St. Sebastian, und ihr einziger Anspruch auf Schönheit bestand in einem ziemlich hübschen Fuß; darauf nun aber waren sie sehr eitel und suchten die Blicke der Vorübergehenden durch mannichfache Bewegungen auf ihre Füße zu lenken.

Digitized by Google

„Die einzige wahrhaft hübsche Frau, welche ich dort sah, hielt einen Cigarren-Laden, dem Hause Moullet's gerade gegenüber. Sie hatte zwei Kinder, und nannte sich eine Wittwe; dem Anschein nach mit demselben Rechte, wie die berühmte Marquisin St. E—, recht gut bekannt in Frankreich unter dem Beinamen „„die Wittwe der großen Armee.““

„Ob aus Achtung für die Manen ihrer hingeschiedenen Kameraden, oder aus irgend einer andern Ursache, genug, das Ladenfenster war vom Morgen bis in die Nacht umströmt von allen Militairpersonen im Orte, vom Tambour an bis zum Commandanten; Obersten, Adjutanten, Hauptleuten und Junkern von hohem Range wurde natürlich vor allen zuerst gehuldigt; doch wenn sie nicht bei der Hand waren, wurde auch zu rechter Zeit den Serjeanten, Corporalen und selbst den Soldaten, zumal wenn sie hübsch waren, ein freundliches Lächeln gewährt. Wahrhaftig, wenn die Menschenliebe eine Tugend ist, so würde es schwer gewesen seyn, ein schätzenswertheres Individuum, als dieses Frauenzimmer, zu finden. Zwei Thüren davon gab es eine andere, eben so merkwürdige Person, aber sie war verschiedenen Geschlechts. Es war ein Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, Officier der Garnison, welcher das sonderbare Glück gehabt hatte, daß er von seinen eignen Truppen kriegsunfähig gemacht worden war. Vor einigen Monaten und kurz nachdem die Conferidoten, welche die Kriegsmacht in der Stadt bildeten, unter Waffen gestellt waren, wurden dieselben zu einer späten Stunde, um einen feindlichen Sturm abzuschlagen, herausgerufen. Die Nacht war dunkel, und sie machten vom Thore einen Ausfall mit geladenen Büchsen, in der Erwartung, jeden Augenblick ins Feuer zu kommen. Ihr Hauptmann, ihnen vorangehend, erhielt vor der Fronte einige Befehle, welche er mit lauter Stimme denen, die hinter ihm waren, zurief; aber die Heldenschaar, die in ihrer gefahrvollen Lage zu aufgeregt war, um den Sinn seiner Worte genau aufzufassen und die überzeugt, daß die Philister dicht vor ihnen ständen, nicht zweifelte, daß das Wort, zu feuern, erschollen sey, gaben mit bewundernswürdigem Einklange eine volle Lage. Ein Glück für ihren Anführer, daß sie so schlechte Schützen waren; denn wiewohl siebenzig oder achtzig Kugeln an ihm vorbeipfiffen, so traf doch nur eine einzige, und zwar in seine Lende; jetzt ging er nun mit dem Stein in einem Verbande, langsam sich erholend von der Wunde.

„Den ganzen Morgen lag er hingestreckt auf seinem Lager, allen Blicken entzogen, außer den der glücklichen weiblichen Personen gerade gegenüber. Aber pünctlich, schlug die Glocke Vier schlug, sah man ihn, angethan in seinem Anzuge, die scharlach-farbene Fourage-Mütze flüchtig auf eine Seite des Kopfes geschoben, auf seine Krücken gestützt und von einem Corporal — der wahrscheinlich sein uniformirter Militair-Bedienter war — begleitet, aus dem Portal herausschreiten.

„Odrim Zodias hatte nur eine Wittwe bei seiner Ankunft zu bewillkommnen; funfzig Paar glänzend-schöne Augen harrten alle mit eifriger Erwartung auf die Erscheinung des Hauptmanns von Tolosa. Kaum war das Puff, Puff, Puff, welches das Herunterkommen der Krücken auf der Treppe anzeigte, bis hin auf die Straße erschollen, als sogleich die Vorhänge, welche die im Innern der Häuser befindlichen Madonna's den Blicken von Außen verbargen, plötzlich seitwärts geschoben wurden, und Frau und Fräulein schnell auf das Gelänber des Balkons eilten. Das erste, zweite, dritte Stockwerk u. s. w. — alle waren wegen behangen mit schönen Wollen-Stoffen weiblicher Handarbeit; und sobald als das Rothkäppchen unten an der Thür erschien, erklang ein wahres babylonisches Geschrei, worin Hoffnungen, Befürchtungen und Glückwünsche auf einmal unter einander verschmolzen waren. Sie hofften, daß er sich besser befinde — sie befürchteten, er könne sich verschlimmern — sie wünschten ihm Glück dazu, daß er so wohl aussehe. Zu diesem Strom von Artigkeiten schwieg der glückliche Mann still. Vielleicht eingedenk, daß Mienenspiel der beste Theil der Beredsamkeit sey, zweifelte er, ob Demosthenes selbst, wäre er so wie er jetzt mit Krücken beladet gewesen, vortheilhaft sich dargestellt haben würde. Vielleicht aus ängstlicher Sorge, keine zu beleidigen, wo sie alle zugleich so liebenswürdig waren, fürchtete er, in seiner Rede einen Verstoß zu machen, da sie unmöglich gleiche Wärme hätte behaupten können. Allein, was auch immerhin der Grund gewesen seyn mag, er schwieg; doch, die sichrere Methode des Herrn von Pertinax Marsyophant ergreifend, verbeugte er sich. Es war jedoch keine allgemeine Verbeugung — es war, wie die des würdigen Baronets, ein besonderes, wohlunterschiedenes Verbeugen. Hier war es das Zuwinken leichter Vertraulichkeit an das Dienstmädchen; dort war es das kaum bemerkbare Neigen gegen die Frau vom Hause, zwar auch mit Vertraulichkeit, doch mit größerer Ehrerbietung; aber wenn irgend eine Schönere, deren Rang oder Schönheit eine tiefere Huldigung verlangte, sich zeigte, so beug sich der Kopf plötzlich nieder zwischen die Schultern und die Augen wurden dabei mit einem gewissen Ausdruck aufgeschlagen, der berechnet war, zugleich die allerhöchste Bewunderung ihrer Person und die tiefste Dankbarkeit für ihre Theilnahme zu verdollmetschen.

„Bei dieser Gelegenheit kam es mir vor, als wäre alle diese von Seiten der schönen Landsmänninnen erzeigte Theilnahme nur weggeworfen; denn, wenn ich den selbstzufriedenen Blick glücklicher Eitelkeit, womit der galante Hauptmann die Straße hinunter hinkte, richtig beurtheile, so fand er es angenehmer, so verwundet wie er war, „„der Wegweiser der nachbarlichen Augen,““ in der guten Stadt Tolosa zu seyn, als umherzustreifen in den Gebiegen von Navarra, mit dem doppelten Risico dem Feuer der Carlisten sich auszusetzen oder von den Commissären ausgehungert zu werden.“ — S. 220.

Die Auszüge, denen unser Schriftsteller mit beiwohnte, waren zuweilen von schwermüthigerem Charakter. —

„Ich kehrte zu meinem Bette zurück, als Moullet, der hinter allem herlief was da vorfiel, mir die Nachricht brachte, daß ein Krämer von Tolosa an jenem Morgen erschossen werden sollte, weil er auf unerlaubte Weise mit den Truppen sich eingelassen habe. Ungefähr vor drei Tagen hatte er versucht, einen Corporal, der bei ihm einquartiert war, zu bereden, den Dienst der Königin aufzugeben und sich Don Carlos zuzuwenden. Der Mann ging verstellterweise seinen Vorschlag ein, und erbot sich freiwillig, einige seiner Kameraden mit herüberzuziehen, von denen er sagte, daß dieser Wechsel ihnen gleich angenehm seyn würde. Sofort führte er denselben Abend drei Mann bei ihm ein, denen der nichts argwöhnende Carlist seine frühern Gründe wiederholte. Unlängbar überzeugt nach dem was sie gehört hatten, verließen seine Zuhörer das Haus, begaben sich sogleich zu dem Commandanten, und klagten ihn an. Er wurde noch in derselben Nacht arretirt, vor einem Kriegsrath am folgendem Tage verhört, und auf das Zeugniß des militairischen Judas und seiner Mitgenossen verurtheilt, erschossen zu werden. Die Hinrichtung wurde auf diesen Morgen angesetzt, und sollte neben einem alten Hause, dicht an einem Flusse, und zwar auf einer nach Frankreich führenden Straße, und ungefähr hundert Schritt vor dem Stadtthore vor sich gehen.

„Fünf Minuten vor sieben Uhr, zog die Garnison mit dem Commandanten zu Pferde und ihrem Musik-Corps, das einen Todten-Marsch spielte, an ihrer Spitze, über die Brücke hin. Die Veteranen gingen voran — dann folgten die jüngsteingetretenen Soldaten — und diejenigen Anwalden, welche noch hinten konnten, beschlossen den Zug. Sie machten halt, und wurden auf der dem alten Hause gegenüber gelegenen Landstraße aufgestellt. Vom Volke der Stadt, worunter auch viele Weiber sich befanden, folgten 2 bis 300, um die Hinrichtung mit anzusehen.

„Es gab aber noch andere Zuschauer, die dabei nicht weniger interessirt waren. Der Berg, an dem unten die Straße sich herumschlängelte,

Digitized by Google

ist steil und felsigt, und auf der Stadt-Seite fast unzugänglich. Sein Gipfel war ein Lieblings-Aufenthalt und Lauerplatz der Carlisten, und jetzt gerade von ihren Vorposten gedrängt besetzt, welche, da sie außer Stand sowohl ihn zu schützen, als zu rächen waren, mit eben nicht beneidenswerthen Gefühlen auf das Schicksal ihres unglücklichen Anhängers herabblickten.

„Ungefähr eine Viertelstunde war verflossen, als wir den dumpfen Schall einer Trommel vernahmen, und augenblicklich kam die den Gefangenen umgebende Bedeckung zum Vorschein. Sie formirte vier Glieder, jedes fünf Mann hoch, und wurde von einem Officier geführt. Der Gefangene ging in der Mitte, mit auf den Rücken gebundenen Armen durch einen Strick, welchen ein einzeln ihm folgender Soldat festhielt. Auf jeder Seite schritt ein Priester neben ihm her; sie waren schwarz gekleidet, und statt des Basilio-Hutes, den sie gewöhnlich tragen, hatten sie kleine Blechmützen von derselben Farbe. Die zwei Geistlichen bildeten gegen einander einen merkwürdigen Contrast. Jener zur Rechten war von großer gebieterischer Gestalt, doch hatte er, wiewohl noch jung, eine gramgefurchte Stirn, eine blasse, magere Wange und ein Etwas umzog sein Auge und seinen Mund, welches erhabene Kraft und hochfliegenden Ehrgeiz verrieth, ungehemmt von jenen feineren Regungen und moralischen Betrachtungen, die oft Menschen unschlüssig machen, den ersteren zu befriedigen. Im Ganzen genommen, war dieses Gesicht höchst merkwürdig — wie das eines Mannes gebildet aus dem „„Stoffe, woraus man Cardinäle und Pfaffen macht.““ In der That, er verachtete grabezu die Rolle, die man ihm ertheilt hatte, und nicht einmal erheuchelte er ein Interesse an dem neben ihm gehenden Unglücklichen. Sein scharfes, graues Auge überschaute die Menge, schnell hinrollend von Gesicht zu Gesichte, als ob er in den Mienen der Zuschauer ihre Gefühle für oder wider den Gefangenen lesen und ihr politisches Glaubensbekenntniß nach dem Maaßstabe ihrer Theilnahme oder ihrer Gleichgültigkeit errathen wolle.

„Sein Mitgenosse zur Linken war von ganz anderem Wesen. Nichts in seinen Zügen darbietend, was man Charakter nennt, drückten diese dagegen etwas bei weitem Liebenswürdigeres aus. Das Gesicht war rund und voll und hoch entglüht; ja es lag in seinem Auge und in den Zügen um den Mund eine Heiterkeit, welche selbst des jetzigen Momentes feierlicher Ernst nicht gänzlich hatte verwischen können. In seiner rechten Hand trug er ein Crucifix, welches er von Zeit zu Zeit dem Gefangenen vorhielt; und, in einem gedämpften Tone zu ihm redend, schien er bemüht, ihn für die andere Welt vorzubereiten. Der Carlist achtete nicht auf ihn. Derselbe war ein merkwürdig schöner junger Mann von ohngefähr sieben und zwanzig Jahren und hatte die Brust und Schultern eines Hercules. Sein Haar war pechschwarz, seine Nase groß und schön gebogen, sein Auge tiefliegend, aber glänzend und durchdringend, und um den Mund lag die entschiedenste Entschlossenheit ausgedrückt. Das Gesicht war blaß; doch das ist das Eigenthümliche Spanien's, und es könnte für normal gelten. Sein Anzug war die blaue Mütze des Landes, eine runde Jacke und ein Paar Tuchhosen von derselben Farbe. Das Hemd enthüllte die Brust, und lag offen bis auf den Hüftengurt. Den Ermahnungen des Priesters zu seiner Linken schenkte er keine Aufmerksamkeit. Sein Auge blickte stolz auf die, welche rund um und neben ihm waren. Sein Betragen verkündete mehr als Fassung — es war Verachtung. Seine Haltung, sein ganzer Anstand war stolz; ja, es war nicht ein Mann bei der Bedeckung, der fester einherschritt, als er. Wahrlich, trotz seiner unscheinbaren Außenseite, trotz seiner groben Tracht, hatte ihm das Gefühl des Augenblickes ein wahrhaft würdevolles Benehmen eingeflößt.

„Als die Bedeckung grade dem alten Hause gegenüber ankam, marschirte sie einen engen Pfad hinunter der durch das Kornfeld führte, und machten Halt am Platze der Hinrichtung. Dort erneuerten sich die Ermahnungen des Priesters, doch immer noch blieben sie unbeachtet von dem Gefangenen, wohl aber nahm er ein ihm angebotenes Glas Wein und Stück Brod an, wobei er das Brod in den Wein eintauchte. Darauf trat er einen Schritt vor, und, in dem Tone und der Weise eines Mannes der eine festliche Gesundheit ausbringt, rief er aus „„Es lebe König Carl!““ Mit leiserer Stimme fügte er die Hoffnung bei, daß die Zuschauer in ihren Gebeten seiner gedenken möchten; und dann mit ruhigem, festem Schritte ging er nach dem Stuhl hin, welcher für ihn bereit stand. So wie er auf demselben saß, wurden seine Arme an die Rücklehne festgeschnürt und seine Augen mit einem Taschentuch verbunden.

„Die Soldaten hatten, mittlerweile, ihre Plätze ungefähr sieben Schritte von ihm abwärts eingenommen, und das Commando zum Fertigmachen war schon erschollen. Schon waren die Büchsen angelegt; da erfaßte der Officier sein Taschentuch mit der rechten Hand, kein Wort verlautend, und so zu drei verschiedenen Malen hob und senkte er es langsam. Als es zum dritten Mal sank, feuerte das erste Glied, und der Unglückliche war schon nicht mehr. Es kam kein Todeskampf, eine Kugel hatte sein Gehirn durchbohrt. Der Kopf fiel auf die Rücklehne des Stuhles hin, und die Beine wichen etwas nach vorne: kein Blut war zu sehen, ausgenommen ein wenig, das unten an dem das rechte Auge bedeckendem Theile des Taschentuchs herausquoll. In ungefähr zwei Minuten näherten sich vier alte Leute, wovon jeder als ein Memento mori hätte dienen können, auf ihren Schultern eine kleine Bahre tragend, die an zwei Stangen befestigt war. Plump wurde der Körper dahin aufgewälzt, und seine hochbetagten Träger, fast sinkend unter dem Gewichte, wankten davon.

„Mit dem Leichnam verschwand auch der Zauber der bisher die Seelen der Zuschauer befangen hatte. Während der Hinrichtung waren sie ernsthaft und ruhig gewesen; aber sobald der todte Körper weggetragen war, wendete sich jeder zu seinem Nachbar, und beeilte sich, ihm seine Bemerkungen zu äußern. Einen Augenblick waren noch die Töne ihrer Stimmen gedämpft und modulirt; aber dieser Zwang verlor sich bald, und in 5 Minuten, nachdem ein Nebenmensch, wie man sich gemeinweg ausdrückt, „„in die Ewigkeit hinüber expedirt““ war, strichen sie bei mir auf ihrem Wege nach der Stadt lachend und scherzend vorüber, so froh und munter, als ob sie von irgend einem Markt oder Wettrennen heimkehrten. So ist es immer. Sey es wer es wolle — Fremder oder Verwandter — sie sterben und sind vergessen, und wir kehren wieder zurück zu den Bedürfnissen und Interessen unserer eignen geschäftigen Laufbahn, mit derselben Begierde, wie die Familie des guten alten Ritters von La Mancha es that, bei dem auch, ehe der stattliche, gutmüthige Herr kalt auf seiner Bahre lag, die Amme aß und die Nichte trank und Sancho seinen kleinen Körper pflegte." — S. 252.

Doch unsere Auszüge sind schon zu ausführlich gewesen, um nicht zum Schlusse zu eilen, für den wir folgende Bemerkungen aufgespart haben, welche den wichtigsten Theil des Tagebuches in sich begreifen, in sofern sie die Meynung eines Augenzeugen von dem Zustand und der Stärke der streitenden Partein enthalten, und ihr gegenseitiges zu hoffendes Kriegsglück darstellen.

„Die ganze Armee, die in den vier Provinzen gegen die Carlisten gebraucht wurde, bestand ungefähr aus 35,000 Mann. Davon lagen 15,000 in Garnison, und 20,000 waren im Feldbienste begriffen. Das Heer zerfiel in fünf Divisionen — die erste, unter Espartero, hielt Biscaya besetzt; die zweite, unter Lorenzo, hauste in Navarra; die vierte, unter Jaureguy, hielt Guipuzcoa im Zaum; und die dritte und fünfte, unter den Generalen Cordova und Bedoya, bildeten die Armee des Oberbefehlshabers Rodil.

Digitized by Google

„Von dem Zustande dieser Truppen, ich gestehe es, war meine erste Meynung keinesweges günstig. Damals noch gewöhnt an den Anblick unserer netten, geputzten Gardisten in Hyde-Park, fiel mir gleich die elende Kleidung der Spanier ungemein auf; nicht nur ihr Mangel an Schuhen, Strümpfen und Tornistern, sondern auch ihre Dürftigkeit an den tausenderlei Kleinigkeiten des Anzuges, welche nothwendig sind, um dem Soldatenstande ein übereinstimmendes Ansehen zu geben. Aber eine kurze Zeit, welche ich unter ihnen auf dem Marsche zubrachte, zerstörte manches meiner ursprünglichen Vorurtheile, und ich beurtheilte sie weniger nach ihrer äußeren Bekleidung, als nach ihren Eigenschaften als Soldaten.

„Sie waren groß, stark und gut gewachsen; ordentlich, gesetzt und gehorsam. Ihre Disziplin war gut, und ihre Waffen wurden in der besten Ordnung erhalten. In Beziehung auf ihre Kampffähigkeiten waren die Gerüchte sehr verschieden und widersprechend; und ich gestehe, daß die unzähligen Gefechte, welche mir umständlich mitgetheilt wurden, und in welchen, nach manchen Stunden harten Kampfes, der ganze Verlust sich auf sechs oder sieben Verwundete belief und auf eben so viele Vermißte, mir keine große Idee von ihrer Neigung gaben, mit ihren Feinden in nähere Berührung zu kommen. Jedoch muß ich bemerken, daß alle ausländischen Officiere, mit denen ich hierüber gesprochen, ihren Muth rühmten und versicherten, daß sie bloß besserer Anführung bedürften, um sich als Truppen des ersten Ranges zu bewähren; und vielleicht liefert das Betragen der Italiener in Napoleons Armee und das der Portugiesen und der Sepoys in der unsrigen den Beweis, daß das Benehmen der Soldaten im Felde nicht so sehr auf dem eigentlichen Charakter der Soldaten, als auf dem Geist und der Tapferkeit ihrer Anführer beruht. An Generalen und Officieren aber von diesen Eigenschaften, sagte man, fehle es im Ganzen den Spaniern; auch hatten wohl zufällige physische Ursachen manche angeborne Unfähigkeit erhöht. Der größte Theil von denen, welche ich in den Armeen von Rodil und Jauregny gesehen habe, waren Menschen von vorgerücktem Lebensalter, welche während des Ausbruches des Krieges auf der Halbinsel in Gefangenschaft gewesen waren. Im Jahre 1814 waren sie in ihr Vaterland zurückgekehrt, aber da die meisten derselben dem König Ferdinand gefährlich werden konnten, hinsichtlich nämlich ihrer Grundsätze, so wurden sie bei seiner Wiedereinsetzung in die unbeschränkte Gewalt gezwungen, entweder Spanien wieder zu verlassen, oder mit halben Pensionen ihren Abschied zu nehmen. Diese beiden Classen, welche auf diese Weise Märtyrer ihres politischen Glaubens waren, hatten rechtmäßige Forderungen an die Regentschaft von 1833, und erlangten, sowohl auf den Grundsatz der Dankbarkeit, als auf den der Theilnahme gestützt, ihren alten Rang bei dieser Armee wieder. Aber unterdessen waren Jahre dahingeflogen, und nun erst sahen sich die, welche Lieutenante vor zwanzig Jahren gewesen waren, als Lieutenante wieder angestellt, und zwar in einem Kriege, welcher vor allen andern jene Kraft und Thätigkeit erfordert, deren sie zugleich durch Alter und körperliche Beschaffenheit beraubt waren.

„Aus Theilnahme für ihre körperlichen Schwächen gestatteten die Regierung den alten Officieren, auch wenn sie den niedrigsten Rang bekleideten, sich im Felde Pferde zu halten; doch da es unmöglich war, einen Unterschied zu machen zwischen denen, welche an Körperschwäche litten und deshalb an diese Vergünstigung ein natürliches Recht hatten, und denjenigen, welche nicht dazu berechtigt waren, so wurde dieser Gebrauch ganz allgemein. Unglücklicherweise konnten die Mittel, verschwenderisch zu seyn, mit der Geneigtheit dazu, nicht gleichen Schritt halten; während daher der spärliche Sold eines spanischen Officiers nicht hinreichte, um mehr als ein Thier zu halten, und während dasselbe allein für den Transport der Bagage erforderlich und fähig war, wollte er das arme vierfüßige Thier zu doppelter Anstrengung zwingen, und saß da hingequetscht oben auf seinem Packsattel, wie ein altes Weib zwischen ihren Eierkörben, wenn sie zu Markte reitet. Nichts auf dem Marsche konnte ein mehr militairwidriges Ansehen geben, als dieser Gebrauch; er war eine Veranlassung, die Officiere zum Gegenstande des Gelächters bei ihren Soldaten zu machen, anstatt daß sie als Muster des Eifers und der Thätigkeit in den Augenblicken der Erschöpfung und Beschwerde hätten dienen sollen.

„Viele der spanischen Officiere trugen Auszeichnungen; mehrere hatten zwei Orden, und ich erinnere mich eines Falles, wo ein Lieutenant deren drei besaß. Einer derselben, wenn ich es recht verstand, war ihm, weil er einst als Gefangener nach Frankreich abgeführt worden, ertheilt. Doch es kam mir kürzlich wieder vor, als hätte ich es falsch gehört; denn wenn eine Regierung ihre Truppen belohnt, weil sie sich haben schlagen lassen, so ist es schwer zu begreifen, durch welche Aufmunterung sie sie zum Siege führen werde." — S. 290.

Ueber die Carlisten-Armee äußert er sich folgendergestalt:

„Diesen Streitkräften der constitutionellen Regierung entgegenstehend hatten ihrerseits die Carlisten ungefähr 14,000 Mann auserlesene Truppen, welche in vortrefflichster Ordnung und wohl bewaffnet unter Zumalacarreguy's, Eraso's und Zabala's Befehlen standen. Abgesehen von diesen gab es noch zwei oder drei Corps, jedes zu 1000 oder 1200 Mann, unter den Befehlen Gulbelaldi's, Iturisso's und anderer Anführer; außerdem waren noch zahlreiche Schaaren von Guerillas vorhanden, welche alle Dörfer besetzt hielten, und dadurch der Sache ihre Dienste leisteten, daß sie die Straßen sperrten und alle Verbindungen abschnitten. Der Umstand, daß die Stärke der legitimen Partei, der Zahl nach, nicht größer war, hatte seine Ursache in dem Mangel an Waffen, indem die Begeistrung für Don Carlos so groß war, daß ich zu behaupten mich nicht scheue, daß außerhalb der Mauern der befestigten Städte neunzehn Zwanzigtheile der ganzen Bevölkerung ihm anhing. Von den Gesinnungen derjenigen, welche innerhalb der vom Militair der Königin besetzten Städte sich befanden, würde es schwer seyn, ein Urtheil zu fällen, da Tod oder Gefangenschaft auf ein Geständniß Carlistischer Meynungen erfolgte, und folglich die Nothwendigkeit die Einwohner zwang, Anhänglichkeit an eine Sache zu erheucheln, gegen welche wahrscheinlich viele von ihnen im Herzen den innigsten Widerwillen nährten.

„Im ersten Beginn dieses Streites, als die baskischen Provinzen zur Unterstützung ihres Landesherrn sich verpflichteten, vermieden sie sorgfältig alles, was einem Handgemenge mit ihren Gegnern im offenen Felde ähnlich sieht, weil sie wohl wußten, daß die herrschende Disciplin bei den Truppen der Königin und ihre überlegene Fähigkeit in der Waffenübung ihnen Vortheile gewährten, gegen welche die bloße Mehrzahl nichts auszurichten vermag. Daher nahmen sie jenes Kriegssystem an, welches sie so erfolgreich im Kampfe mit Napoleon gefunden hatten und wozu sie eben so sehr durch ihre Gewohnheiten, als auch durch die Beschaffenheit des Landes sich bestimmen ließen. Diesem Grundsatze gemäß handelnd begnügten sie sich damit, Vorposten zu überfallen, Bedeckungen abzuschneiden, Eilboten aufzufangen und so die verschiedenen Corps der constitutionellen Armee völlig abgesondert und in Unkunde sowohl über die Bewegungen ihrer Feinde als auch ihrer Freunde zu erhalten.

„Kühner geworden durch solchen Erfolg, ließen sie nach und nach von der äußersten Vorsicht ihrer früheren Unternehmungen ab, und fingen an, auf das Haupt-Armee-Corps bey Christinos Angriffe zu machen; und von der Anhöhe der Felsen herab, welche über der Straße und über den hie und da längs derselben länger als eine Meile sich hinziehenden waldigen Engpässen überhingen, unterhielten sie ein Feuer auf die ganz unten befindlichen Truppen. Diese Art der Kriegführung, so wenig ruhmvoll sie auch erscheinen mag, hatte eine außerordentliche Zerstörung ange-

Digitized by Google

richtet; und während der zwei Monate vor der Zeit, als ich mich dem General Rodil anschloß, hatten die sämmtlichen Truppencorps der Königin, in Folge solcher Angriffe oder mittelst der erbärmlichen Scharmützel, worein sie verwickelt wurden, allein nicht weniger als achtzig Officiere verloren. Gelegentlich auch, sobald günstige Umstände sich zeigten, versuchten die Carlisten eine kühnere Politik, indem sie nämlich, wenn man sie weit entfernt oder nur in kleiner Anzahl vorhanden glaubte, plötzlich in so überwiegender Stärke auf ihren Feind fielen, daß der Kampf sowohl als die Flucht gleich unnütz war. Solche Ueberfälle bewirkten denn auch die Niederlagen von Quesada's und Lorenzo's Vortrab. In beiden Fällen war das Anrücken der Legitimen ganz unerwartet, und die Verwirrung der einen Streitkraft, so wie die Zerstörung der andern, welche fast ohne Verlust der Sieger stattfanden, bewiesen, wie zweck- und sachgemäß die Unternehmungen der Carlisten entworfen waren.

„Diese glücklichen Resultate entsprangen aus dem Besitz jener Kraft, welche die Grundlage alles Militair-Glücks ist — die Kraft der Verbindung: eine nothwendige Folge ihrer Kenntniß vom Lande selbst, ihrer Fähigkeit, Beschwerden zu ertragen, und ihrer Genauigkeit im Kundschaften. Es war die erste dieser Eigenschaften ihnen eigenthümlich als Begleiterin einer Armee, welche aus Hirten und Schleichhändlern zusammengesetzt war, und diese hatten auf der Bahn ihrer mannichfaltigen Handwerke jeden Weg und Steg in den Gebürgen nebst ihren eigenen Vorzügen genau kennen gelernt, und das war es gerade, was ihrem General, beim Vordringen wie beim Rückzuge, die bedeutendsten Vortheile an die Hand gab. Nicht weniger bemerkenswerth war ihre Fähigkeit, Strapazen auszuhalten; diese ging so weit, daß, wäre ich nicht von einem Dutzend verschiedener Menschen, die in keiner Verbindung mit einander waren, dessen versichert worden, ich den Erzählungen davon kaum hätte glauben können. Doch man versicherte mir wiederholt, daß nicht selten Zumalacarregui funfzig (englische) Meilen in einem Tage zurückgelegt habe, und daß das Leibgarde-Corps von Don Carlos damals, als er nah daran war, in Jaureguy's Gefangenschaft zu gerathen, innerhalb vier und zwanzig Stunden zwischen funfzig und sechzig (engl.) Meilen zurückgelegt hätte; und selbst am Ende ihrer Tagereise muß dieser ihr Marsch mit raschen Schritten fortgegangen seyn, da El Pastor, als er Tolosa nah war und seine Truppen sich zu sehr ermüdet fühlten, noch weiter nachzurücken, diese in der Stadt einquartierte und dagegen die Garnison zu weiterer Verfolgung abschickte. Aber sogar diese frische Mannschaft war nicht im Stande, die Veteran-Fußgänger der fürstlichen Leibgarde einzuholen, und so kehrten auch sie nach zwei Stunden verzweifelnd wieder um.

„Mit solcher außerordentlichen Gliederfertigkeit war die spanische constitutionelle Armee, wie sehr sie auch die Truppen anderer europäischen Staaten in ihren Marsch-Fähigkeiten übertreffen mochte, zu wetteifern durchaus unvermögend. Doch selbst wenn ihre physischen Kräfte mit den ihrer Carlisten-Gegner sich hätten messen können, so mußten dennoch ihre Bewegungen einen weit zögerndern Fortgang haben, schon aus dem Grunde, weil sie nicht, wie die Carlisten, überall in den Hütten der Bauern ein Obdach für ihre erschöpften Soldaten fanden, sondern gezwungen waren, mit ihren Kranken und Invaliden gleich langsamen Schritt zu halten, da jeder Nachzügler versichert war, hingeschlachtet zu werden. Selbst in Guipuscoa, wo man, wegen des flachern und offnern Landes, solche Angriffe weniger zu befürchten hatte, habe ich den Nachtrab mehreremal Halt machen sehen, bis einige Soldaten an einem Bache ihren Durst gelöscht hatten, um sie nicht durch ihr Zurückbleiben der Gefahr auszusetzen, den Carlisten in die Hände zu fallen. Diese erstaunliche Schnelligkeit in der Bewegung, diese Anhänglichkeit von Seite der Basken war es, weshalb ich nur mit Mißtrauen den Erzählungen eines von den Carlisten erlittenen bedeutenden Verlustes Glauben schenken möchte, vorausgesetzt, daß sie ihre Operationen auf den bergigen und felsigen Boden der vier Provinzen beschränken. Daß aber Zumalacarregui in einen offnen großen Kampf eingehen sollte, dessen glücklicher Erfolg ungewiß wäre, ist keineswegs nur wahrscheinlich, da er wegen seiner überlegenen Schnelligkeit fast immer im Stande, sein eignes Feld zu wählen, und dafür bekannt ist, nie sich in ein Treffen einzulassen, es sey denn, daß ihn die bei Weitem überwiegendsten Vortheile begünstigen. Sollte ihn aber auch ein Unfall treffen, so darf er nur seine Truppen nach allen Himmelsgegenden zerstreuen, und nach tausenderlei Richtungen in die Engpässe der Nachbarschaft schicken; sie würden dann in einer Eil, die mit dem Anzuge und den Gewohnheiten der regulairen Truppen unverträglich ist, in wenigen Minuten sicher vor aller Verfolgung seyn, und sich wieder sammelnd in vier und zwanzig Stunden einen eben so furchtbaren Charakter, als je zuvor, entwickeln können. Die constitutionelle Armee hat keine solchen Hülfsquellen, das Unglück zu bekämpfen; ihre wesentliche Erhaltung beruht darauf, sich in Masse zusammenzuhalten, und erst einmal auseinandergesprengt, würde sie unbedingt und schnell vernichtet werden.

„Ein anderer Umstand, der die Carlisten-Generale äußerst begünstigt, ist die Genauigkeit, womit sie Erkundigungen einziehen, und die ihnen zu Gebote stehenden Mittel, unmittelbare Befehle an die ihnen untergeordneten Anführer der zerstreuten Corps abzuschicken. Beide Vorzüge fehlen den Christinos. Was die geheimen Kundschafter anbetrifft, so hatten sie zwar solcher, die sich nämlich dafür gaben, eine Menge; denn da, wo man sie gut bezahlt, finden sich deren immer freiwillig, und man sagte, daß Rodil die kleinste Kunde mit Gold aufwiege: aber seine Officiere beklagten sich sehr, daß man nicht auf sie mit Zuversicht bauen und, wenn sie auch wahr wären, der Oberbefehlshaber sie dennoch nicht benutzen könne, um eine vereinte Bewegung auszuführen, da die den Generalen der detaschirten Divisionen zu ertheilenden Befehle nur unter dem Schutze einer starken Bedeckung überbracht werden könnten; diese wurde manchmal, wenn sie sich auch auf 180 Mann belief, zurückgeschlagen, und selbst wenn sie im Stande war, vorwärts zu kommen, marschirte sie nur am Tage und bewegte sich in einem wahren Schneckengange.

„Die Lage der Carlisten dagegen war ganz anderer Art. Mittelst der Bauern, welchen von ihren Priestern gepredigt wurde, daß sie der ewigen Verdammniß verfielen, wenn sie irgend ein Mittel versäumten, die Sache ihres Herrschers zu befördern, wurden die umständlichsten Berichte von den Bewegungen der Armee der Königin in das Hauptquartier Zumalacarregui's überbracht, und die von einem Corps zum andern gesandten Depeschen, anstatt längs der Landstraße im langsamen Schritte einer Infanterie-Bedeckung befördert zu werden, flogen über das Land hin, gleich dem feurigen Kreuz in den alten Zeiten der Hochländer-Kriege. Der Ueberbringer des Packets eilte, so lange es in seinen Händen war, mit aller der Schnelligkeit, welche Athem und Glieder möglich machten, und so wie seine Kräfte erschöpft wurden, war er berechtigt, es den Händen des ersten ihm begegnenden Bauers zu überliefern, und dieser, er mochte nun zu Pferde oder zu Fuß, in der Hütte oder auf dem Felde seyn, war verbunden, es anzunehmen und (so groß war der, durch die Drohungen der Mönche verbreitete Schrecken) es eben so rasch weiter zu befördern. Auf diese Weise wurden die Befehle der Staabsofficiere der legitimen Partei manchmal sechszehn (englische) Meilen innerhalb einer Stunde an die Adresse gebracht; und ihre Fähigkeit, einem Feinde auszuweichen oder ihn zu überfallen, nahm mit jedem Tage zu.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Deutsche Literatur.

Maiblumen und Bergfrüchte
oder:
Vermischte Schriften in Poesie und Prosa,
von
W. Schumacher.
Erstes Bändchen:
Lyrische und Humoristische Gedichte.
(Auf Kosten des Verfassers.)
Danzig, 1825. 116 Seiten. Octav.

Die Gedichte sprechen für sich selbst und haben, wie die Zahl der Unterzeichner beweiset, die Theilnahme gefühlvoller Herzen gewonnen.

(S. 7.) **Das Winterblümchen, im December-Monat gefunden.**

Wie kommst du, liebes Blümelein,
So spät denn noch hervor,
Da sich der warme Sonnenschein
Am Himmel längst verlor?
Ach ja! — ich hab' dich ausgesä't,
Und wohl voll Liebeslust:
Doch, Blümelein, du kommst zu spät,
Und stirbst an Winters Brust.

Der junge Morgen grüßet dich
Mit kaltem Nebelblick,
Und deine Blätter neigen sich
Dem Erdenschooß zurück.
Weh mir, daß ich dich ausgesä't,
Dich seh' in Winternoth.
Mein Blümelein, du kommst zu spät,
Dich trifft ein früher Tod.

Du bist des Dichters Leben gleich.
An Freuden und an Weh:
Im Innern Frühlingsblick und weich,
Von außen Frost und Schnee.
Uns lachte nicht mit mildem Schein
Des Lenzes Morgenroth.
Du bist mir theuer, Blümelein —
Wir finden gleichen Tod!

Noch charakteristischer für den Sinn des Sängers, und gewissermaßen sein Leben abspiegelnd, ist

(S. 10.) **Ja!**

Als mir der Rosenthau am Frühlingsmorgen
Allmählig einem Nebel gleich verschwand,
Und ich, zum Eintritt in das Reich der Sorgen,
Als Confirmand an dem Altare stand;

Da drangen tief die feierlichen Worte
Des würd'gen Priesters in das junge Herz:
„Durch Christus öffnet sich die Rettungspforte,
Dich schützend in des Lebens Harm und Schmerz!"

„Nur Huld und Sanftmuth künden seine Lehren,
Er liebt die Kindlein, ist dem Dulder nah;
Willst du, mein Sohn, den Christen angehören?"
Ich weint', und sprach ein feierliches Ja!

Als ich auf meinem Lebenspfad hienieden
Die zarte Jungfrau meines Herzens fand,
Die mir der Geist der Liebe hat beschieden
Zu der Begleiterin durchs Pilgerland;

Da sprach ich, wie im sanften Silberglanze
In ihrem Aug' ich eine Thräne sah —
Rein wie die Blüthe in dem Myrthenkranze —
Am Altar hochbeglückt mein zweites Ja!

Durch alle Himmel hätt' ich mögen schreien
Dies zweite Ja, es kam aus voller Brust,
Und daß ich's sprach wird nimmer mich gereuen,
Denn reine Lieb' ist Paradieses Lust.

Und weiter zog ich auf der Bahn des Lebens,
Und Schein der Freundschaft folgte fern und nah,
Doch ihre Wirklichkeit sucht' ich vergebens,
Und schwieg, und zögerte, und fand kein Ja.

Im Lenze noch, und schon wird mir so bange?
Geht, ihr Verlarvten, kommt mir nicht mehr nah!
Um neue Fragen windet sich die Schlange,
In meinem Herzen spricht für euch kein Ja.

Eins aber kann ich noch auf Erden sagen,
Und seiner Fülle bin ich mir bewußt,
Sein Echo will ich treu hinübertragen,
Verharrschen einst die Wunden meiner Brust.

Doch darf es nur als Scheidelaut ertönen,
Beim Uebergang zur göttlichen Natur,
Das Dort und Hier noch liebend zu versöhnen,
Und einem Biedermann ertönt es nur,

Der fragen will: „Darfst du den Blick erheben
Mit Ruhe, da dir schon der Engel nah,
Und glaubst du an ein zweites bess'res Leben?"
Dann sprech' ich felsenfest mein letztes Ja!

Wären wir verbunden, den Geist dieser bescheidenen Sammlung mit einem Wort zu bezeichnen, so würden wir kaum anstehen, das dafür zu wählen, was Yorik zu hohen Ehren gebracht hat, und durch die Unzahl anmaßlicher Nachahmer unbilligerweise in Verruf gekommen ist. Für humoristische und scherzhafte Erzeugnisse scheint Herr S. weniger Anlage zu besitzen. Aber sein eigner gesunder Sinn wird ihn das Gebiet erkennen lehren, das er mit Glück bestellen kann, vor Nachlässigkeiten warnen, die der Anmuth des Vortrages Eintrag thun, und seinen Fortschritten ohne Zweifel auch den Beifall der Kenner und strengen Richter sichern. Bis dahin

Tritt, Leser, nicht zu hart auf Blumen ersten Lenzes!

Fr.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1085. Hamburg. Sonnabend, den 22. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Republik Uruguay. Aus einer jüngst in Druck erschienenen Schrift des Herrn A. G. Bellemare. . . . . Seite 793
Von den Revolutionen. Von J. P. Pages (vom Kriege-Departement). Fünfter und sechster Artikel. . . . . „ 796
Erinnerungen von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen. (Beschluß.) „ 799
Ueber einen neuen Dampfwagen des Herrn Leroy. . . . . „ 800

Die Republik Uruguay.

Aus

einer jüngst in Druck erschienenen Schrift des Herrn

A. G. Bellemare.

(R.)

Die östliche Republik Uruguay umfaßt das ganze große und schöne Land am linken Ufer des Plata-Stromes; im Norden wird sie durch die Missionen, im Osten durch die Provinz Rio Grande, Brasilien und das atlantische Meer, im Süden durch den Platastrom und im Westen durch den Uruguay begränzt. Ihre Bevölkerung beläuft sich auf 120,000 bis 130,000 Seelen.

Montevideo ist die Hauptstadt dieses Staates. Sie ist auf der südöstlichen Seite der Bucht erbaut und hat, so wie diese, ihren Namen von dem Berge, der sich an der gegenüberliegenden Seite erhebt: el Monte-Video. Außerdem giebt es dort noch ein und zwanzig kleinere Städte und Dörfer.

Das Clima ist ausgezeichnet gesund, und so mild wie das von Andalusien; die größte Hitze übersteigt nicht 26 bis 27 Grad Reaumur; schneien thut es dort nie; die Luft dient den epidemischen Krankheiten, welche in den anderen Theilen von Amerika grassiren, nicht als Förderungsmittel, sondern flößt vielmehr Vertrauen zum Leben ein.

Wir wollen es nicht unternehmen, die Vortheile aufzuzählen, womit die Natur dies Ufer des Flusses bedacht hat, sondern nur sagen, daß das Land dort so fruchtbar ist, daß es fast von selbst producirt; es wird durch eine Menge von Flüssen gewässert, die sehr tief ins Land hinein schiffbar sind, und ist auf diese Weise gegen die Dürre gesichert, welche so lange die Felder von Buenos-Ayres verheert hat. Bau- und Brennholz giebt es in Ueberfluß, auch Steingruben, deren Product sich ganz gut zum Bauen eignet; auch ist im letztverflossenen Monat Januar eine Steinkohlengrube aufgefunden worden, die in der Qualität mit den englischen rivalisirt. Diese Entdeckung ist für dies Land höchst wichtig, weil sie fast alle die Hindernisse hebt, die der Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Plata entgegen standen.

Portugal hat mit dem Wunsche, die Gränzen von Brasilien bis zum Plata auszudehnen, stets nach dem Besitz dieses Erdstrichs gegeizt, den die Lage von Montevideo und von Maldonado nur noch wünschenswerther macht; denn kein anderer Hafen dieses Flusses kann dem ersteren den Vorzug als Handelshafen und dem zweiten den als Kriegshafen streitig machen. Durch die Versetzung des Hofes von Lissabon nach Rio Janeiro zur Metropole geworden, sah Brasilien seine Usurpations-Versuche mit Erfolg gekrönt; es bemeisterte sich des Landes und einverleibte es sich unter dem Namen der cisplatinischen Provinz.

Dieser Erfolg war nur dem Zustande des Verfalls zuzuschreiben, in welchen die durch Artigas erweckten Kriege und Unruhen die Provinz Montevideo versetzt hatten; auch war er nur vorübergehend, und die Provinz warf, sobald sie nur wieder etwas zu Kräften gekommen war, ein ihr in allen Stücken verhaßtes Joch wieder ab. Gegen Ende des Jahres 1825 widmeten sich einige Patrioten der Vertheidigung ihres Landes; 33 der entschlossensten begannen die Feindseligkeiten wider die Brasilianer. Buenos-Ayres und die anderen Provinzen am Platastrom schlossen sich bald der Vertheidigung der argentinischen Union an; der Kampf gewann nun einen ernsteren Charakter, und währte drei Jahre. Aber die Brasilianer zogen nicht allein zu Lande den Kürzern und verloren die Schlacht von Ituzaingo, sondern sie wurden auch zu Wasser im Schach gehalten, indem ein Dutzend jämmerlicher Kriegsbarken ihrer ganzen Flotte Trotz bot.

England intervenirte; Lord Ponsonby erhielt diesen Friedensauftrag, und der Tractat vom 15. September 1828 machte diesem Kriege ein Ende, indem er aus der Provinz Montevideo einen freien und unabhängigen Staat, unter dem Namen „Orientalische Republik von Uruguay" schuf.

Die Gränzen dieser Skizze erlauben es uns nicht, den Regierungen, welche dem Geschick dieser neuen Republik vorgestanden haben, in allen ihren Handlungen zu folgen; ihr jetziger Zustand beweist aber, daß dieselben nichts versäumten, um sie vor all den Calamitäten zu bewahren, deren verheerende Wirkungen sich um sie her bekunden. Eine verständige Verfassung, gute organische Gesetze, die Einrichtung einer Jury: das sind die Wehren, welche sie zwischen den öffentlichen Freiheiten und dem Austreten der Leidenschaften aufgerichtet haben. Diesen Institutionen verdankt Montevideo, wie wir dies mit Freuden bemerken, sein Heil.

Nachdem die Regierung für die dringendsten Erfordernisse Sorge getragen, hat sie sich angelegentlichst mit der Verbreitung des öffentlichen Unterrichts unter allen Classen dieser neuen Gesellschaft beschäftigt, und der Erfolg hat allen Hoffnungen entsprochen. Es steht demnach zu erwarten, daß alles Versäumte bald nachgeholt werden wird.

Die ewigen Kriege, deren Schauplatz die Provinz Montevideo bis 1828 gewesen ist, hatten der Republik von Uruguay nur verheerte Felder hinterlassen. Sie sind aber wunderbar schnell hergestellt worden und sind jetzt so schön und reich, wie sie je gewesen.

Digitized by Google

Es knüpfen sich zu wichtige Betrachtungen an diesen Umstand, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen dürften. Sie werden uns Kunde von dem Umfange der Hülfsmittel dieser Republik geben und die günstige Meynung, die wir von ihrer Zukunft hegen, vollkommen bestätigen.

Das Land zieht seine Reichthümer hauptsächlich aus seinen Weiden. Sie sind in Etablissements eingetheilt, die Estancias genannt werden und ausschließlich zur Viehzucht bestimmt sind. Ihr Umfang wechselt zwischen 4 bis 25 Quadrat-Lieues. Das Vieh darin ist dem entsprechend; die kleinsten haben 3000 bis 4000 Stück Hornvieh, manche 12,000 bis 15,000 und einige sogar 40,000 bis 50,000; außerdem viele Pferde und eine erstaunliche Menge Schaafe. Um diesen Etablissements vorzustehen, bedarf es nur wenig Leute; das Vieh vermehrt sich so rasch, daß es sich in drei Jahren verdoppelt; und das darin angelegte Capital wächst in demselben Verhältniß an. Wenn das Hornvieh ein Jahr alt geworden ist, wird der Theil, welcher für die Saladeros bestimmt ist, verschnitten, und heißt dann Novillo. Kaum drei oder vier Jahre alt, wird es geschlachtet. Seine Haut wird getrocknet oder gesalzen, um nach Europa oder nach den Vereinigten Staaten versandt zu werden. Das Fleisch geht eingesalzen nach dem nördlichen Brasilien oder nach Havanna. Der Talg wird nach der Küste des stillen Meeres oder nach England ausgeführt. An sonstigen Haupt-Ausfuhr-Artikeln giebt es noch: Rindshörner; Pferdehäute; Hammel-, Ziegen-, Ottern-, Chinchilla-, Tiger- und Vizachas-Felle; Wolle, Leder, Straußfedern. Obenan sind noch Gold und Silber in Barren zu stellen.

Die genannten Etablissements geben also schon allein die nöthigen Retouren für die Waaren und Güter, welche das Ausland schickt. Ihre Handhabung erfordert, wie schon gesagt, wenig Menschen, was der nicht großen Bevölkerung sehr zu Statten kömmt. Dieser Vortheil wird in keinem andern Lande von gleichem Umfange gefunden, und er ist um so werthvoller, als weder die Bürgerkriege noch die Strenge der Elemente ihn haben in der Quelle ersticken können. Das flache Land von Buenos-Ayres beweist das; denn nachdem es, während der großen Dürre, die von 1827 bis 1832 gedauert, fast all sein Hornvieh (es hatte circa fünf Millionen Stück) verloren hat, ist es gegenwärtig wieder ganz damit bedeckt.

Können diese Länder bei solchen Ressourcen wohl je fürchten, in Noth zu gerathen? Eine Estancia wirft sicherlich jährlich über 24 pCt. ab, daher auch viele englische Capitalisten allein oder in Gemeinschaft mit den Leuten des Landes, die überdem besser mit deren Administration Bescheid wissen, ihr Geld darin angelegt haben. Daß sich nicht noch mehrere Capitalien nach einem Lande gewendet, wo sie einen solchen Segen verheißen, kann nur in der Besorgniß vor politischen Gährungen seinen Grund haben. Aber diese Besorgnisse werden vor der Sicherheit schwinden, welche Regierungen geben, die sich mit den coellsten und positivsten Interessen des Landes identificiren. Dann werden die Capitalien dahin strömen und die Land-Unternehmungen werden so wichtig werden, daß die Politik aller Regierungen gern ihrem Erfolge förderlich seyn wird.

Die Leichtigkeit und der Ueberfluß der Production der Estancias haben einen großen Einfluß auf die Bevölkerung; denn wenn der Mensch fast nichts für seine Existenz zu thun braucht, so hat er kaum die Kraft, die Natur auch nur in etwas zu unterstützen. Der Nothwendigkeit des Denkens überhoben, gewöhnt sein Geist sich an einen Zustand der Ruhe, der an Trägheit gränzt. Wenn wir nun die physische Geographie des Landes in Erwägung ziehen, so werden wir sehen, daß dessen Gestaltung einen ganz besonderen Einfluß auf die Bewohner ausübt. Der Anblick dieser, kaum von irgend einem Hügel 2c. unterbrochenen, Ebenen ermüdet sie; ihre Gleichförmigkeit ist eher das Symbol der Unbeweglichkeit, als das der Mannichfaltigkeit der Begriffes, dann ist auch die Entfernung, welche die großen Abschnitte des Grundeigenthums zwischen den Menschen stellt, die hie und dort über ihre Oberfläche zerstreut sind, ein neues Hinderniß für die Innigkeit ihrer Beziehungen. Schon jeder Arbeit abhold, scheuen die Einwohner vor allem sehr physische und geistige Anstrengung von einiger Dauer. Am sichtlichsten ist dies am Ufer von Buenos-Ayres; denn seinen Feldern und Pampas fehlt es ungleich mehr am Malerischen als denen von Montevideo. Dieser Charakter ist übrigens nicht allgemein, und man findet in einigen Classen der Gesellschaft Leute, die den civilisirtesten Ländern zur Ehre gereichten würden. Nur der Verein eben der vorerwähnten Umstände hat bei den niederen Classen die glänzendsten Anlagen unterdrücken können, womit die Natur sie ausgestattet hatte; im Uebrigen sind sie gastfrei, brav, gefügig und freundlich, auch machen sie sich wenig aus den Reichthümern.

Die Benutzung der Estancias hat demnach beinah die ganze Aufmerksamkeit der Bewohner der Plata-Ufer, zum großen Nachtheil des Ackerbaues und der Industrie, in Anspruch genommen. Montevideo, dessen Boden mit einer mehrere Fuß hohen Schicht Pflanzenerde bedeckt ist, muß dennoch den größeren Theil seines Getraides und Mehls zu hohen Preisen vom Auslande beziehen. Dieser Austausch ist sehr zu seinem Nachtheil, so leicht es auch die Mittel dazu erwirbt. In den letztverflossenen drei Jahren sind dort jährlich 24,000 Fässer Mehl aus dem Norden consumirt worden, was ein Capital von 250,000 Piastern repräsentirt. Dieses, und die Vernachlässigung vieler Industrie-Zweige, wofür das Land ganz gut geeignet wäre, hat nun die Beachtung der Regierung auf sich gezogen. Sie hat die gefährlichen Folgen abzuwenden gesucht, welche die Fortdauer dieser Lage der Dinge für die Republik haben könnte, vor allem dann, wenn ein äußerer Krieg ihren Seehandel verkürzen sollte. Um zu dem Ende den Ackerbau und die Industrie zu fördern, hat sie nicht die Coercitivmittel angewendet, welche oft das Uebel, dem sie abhelfen sollen, nur noch ärger machen; ihr Einschreiten hat sich lediglich mit väterlicher Aufmerksamkeit auf die Entdeckung der Puncte beschränkt, wo ihr Beistand und Schutz von Nutzen seyn können.

Eine Bewilligung ansehnlicher Summen (eine von 120,000 Piaster vermittelst des Decrets vom 23. October 1831 und eine zweite von 4000 Piaster vermittelst eines Decrets vom 20. July desselben Jahres) zur Unterstützung der Landbauer; die Austheilung neuer Sämereien zur Aussaat an alle Departements der Republik; die Begründung einer Ackerbau-Gesellschaft: das sind die Maaßregeln, welche die Regierung genommen hat, um zu verhüten, daß der Ackerbau, diese fruchtbare Quelle des Flors der Staaten, nicht gänzlich verfalle und so die Republik dem Auslande zinspflichtig werde.

Montevideo ist vermöge seiner vortheilhaften Lage berufen, in dem Handel des Plata eine große Rolle zu spielen. Sein Hafen wird von den meisten Schiffen, die nach Buenos-Ayres bestimmt sind, angelaufen, entweder um über die Beschaffenheit der Märkte Erkundigung einzuziehen, oder um dort Ordres entgegen zu nehmen; und wenn sie ihre Ladungen dort nicht absetzen, so fahren sie den Fluß hinauf oder versegeln nach dem stillen Meere. Seine Rhede gewährt einen sehr belebten Anblick. Im Monat Januar des Jahres 1834 zählte man dort 61 Schiffe, worunter: 12 englische, 7 nordamerikanische, 4 französische, 14 sardinische, 3 brasilianische, 2 toskanische, 1 neapolitanisches, 1 dänisches, 1 österreichisches und 3 nationale. Man sieht deren im Winter in der Regel mehr als im Sommer, weil die erstere Jahreszeit der Versendung des Leders günstiger ist.

Die Vergleichung des Werthes der Einfuhren von 1831 und 1832 giebt in der Zunahme des Seehandels einen sprechenden Beweis von dem Aufblühen des Landes; denn diese Zunahme bekundet sich auch in den Ausfuhren.

Digitized by Google

Montevideo hat sich durch seinen Verkehr mit dem Auslande schon so vortheilhaft bekannt gemacht, daß ansehnliche Einwanderungen die Folge davon gewesen sind.

Die Regierung hat es in ihrer Botschaft an die Kammern ausgesprochen, welch einen hohen Werth sie auf diesen Umstand setzt. Aber nicht bloß in Worten, sondern auch durch wahrhaft philantropische Maaßregeln hat sie dies gezeigt. Ein Decret vom 26. August 1834 weist eine Summe von 10,000 Piastern an, um für die ersten Bedürfnisse der Einwanderer, die sich im Lande niederlassen wollen, verwendet zu werden. Die Art seiner Abfassung bedarf keines Commentars, und es ist ihm dadurch, daß es den Agenten der fremden Nationen, welche bei der Republik accreditirt sind, mitgetheilt worden ist, ein des Geistes, der es eingegeben, würdiger Charakter aufgedrückt. Ein anderes Decret vom 9. September 1834 ist vom höchsten Interesse für das Land und besonders für diejenigen, welche die neuangelegte Stadt beziehen wollen, wozu der Grund am letzten Januar gelegt worden ist und der man den Namen Cosmopolis gegeben hat. In diesem Namen spricht sich die Absicht der Regierung deutlich aus. Sie will, daß tüchtige und unbescholtene Leute aus allen Gegenden in ihrem Bezirke und in den dazu gehörigen Ländereien Etablissements anlegen sollen, die ihnen und dem Lande zum Nutzen gereichen; sie will, daß diese Etablissements, zu deren Gedeihen sie in dem Verhältnisse, als der Unternehmer es verdient, beitragen wird, einen wohlthätigen Wetteifer zwischen Ausländern und Einheimischen erzeugen soll.

Das Decret vom 23. Januar 1835 ist ganz besonders der Beachtung werth.

Das Gesetz vom 9. Mai 1834, das Decret vom 17. October desselben Jahres und der Gesetzentwurf zur Organisirung der Miliz, sind hinlänglich genügende Beweise des Schutzes, welchen die Behörde den Fremden und deren Eigenthum angedeihen lassen will; das Verdienst der Gastfreiheit wird darum um so werthvoller werden. Welche Vortheile sichern diese Maaßregeln nicht denen zu, die auswandern, um es anderswo besser zu haben! Finden sie nicht in der Aufnahme, die ihnen bereitet wird, einen Trost für das Opfer, das sie durch das Verlassen ihres Vaterlandes gebracht haben? Es wird ihnen schon eine hülfreiche und schützende Hand am linken Ufer des Plata gereicht. Sie wird sogleich ihre ersten Schritte dem Ziele zuführen, auf das sie es abgesehen haben, und sie werden so hinfort vor den Ungewißheiten und Gefahren gesichert seyn, die den Auswanderer, der keine großen Hülfsmittel hat, stets an den Gestaden eines fremden Landes erwarten. Wie viele Unternehmungen haben wir nicht schon wegen Mangels eines solchen erhaltenden Beistandes gleich im Entstehen scheitern sehen!

Ohne uns auf das Besprechen politischer Dinge einzulassen, wollen wir der Welt doch eine politische Handlung der Regierung von Uruguay bezeichnen, weil sie den Stempel des bestverstandenen Liberalismus trägt. Wir meynen das Decret vom 6. Januar 1834, welches die Zulassung der spanischen Flagge in den Häfen der Republik befiehlt. Dies Decret ist am 3. Juny desselben Jahres dem gesetzgebenden Corps zur Genehmigung vorgelegt worden.

Damit man diese Maaßregeln gehörig würdigen möge, wollen wir in das Detail der Umstände eingehen, wodurch sie herbeigeführt worden sind. Gegen Ende des Jahres 1833 stellten drei der achtungswerthesten und im Lande bestberufensten spanischen Häuser der Regierung in einer höchst verständig abgefaßten Petition vor, wie sehr vortheilhaft die Herstellung des Handelsverkehrs mit Spanien für beide Nationen seyn müßte. Dieser Fingerzeig war ihr genug, um sogleich in einer Frage die Initiative zu nehmen, deren Lösung die Welt im Sinne des Zeitalters erwartete. Sie motivirte das in Rede stehende Decret und erließ es dann mit all der Feierlichkeit, die eine solche Maaßregel erheischte. Ihre Erwägungen enthalten ein freies und energisches Eingeständniß der Grundsätze, wonach die Republik bei der Berathung dieser großen Interessen verfahren wird. Diese Kundgebung ist um so merkwürdiger, als selbst ein Umstand, welcher die Gemüther hätte allarmiren können, sie nicht gehemmet hat. Da das Decret vom 3. Juny darauf hindeutet, so müssen wir der Sache schon erwähnen.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten der argentinischen Republik theilte der Regierung von Uruguay in seiner Note vom 14. Januar 1834 mit, daß ihr Geschäftsträger zu London ihm gemeldet habe, wie Ferdinand VII. kurz vor seinem Tode den Plan gehabt, aus den Staaten von Süd-Amerika eine Monarchie zu bilden, deren Thron der Infant Don Sebastian besteigen sollte. Er habe ihm selbst die Möglichkeit der Wiederaufnahme dieses, mit seinem Verfasser gestorbenen, Projects durchschimmern lassen, wenn der liberalen Regierung der Halbinsel eine andere und von andern Grundsätzen folgen sollte; aus Interesse für die gemeinschaftliche Sache habe er ihn demnach gefragt, was er zur Abwendung der Gefahren zu thun dächte, welche dann die neuen Republiken bedrohen möchten.

Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Uruguay antwortete in seiner Note vom nächsten 13. Februar, daß er dem Projecte des verstorbenen Königs nicht genug Wichtigkeit beilegte, um ihm eine ernste Aufmerksamkeit zu widmen, und daß überdem die Hindernisse, welche sich seiner Ausführung entgegensetzten, so wie der Umstand, daß es dem wahren Interesse Spaniens schnurstracks entgegen sey, es unnöthig machten, auf eventuelle Maaßregeln darwider bedacht zu seyn. Die Publication des Decrets vom 6. Januar bestätigte bald nachher diese Erklärung.

Die Nothwendigkeit tritt darin in einer Menge von Betrachtungen heraus, von welchen die unerheblichsten der Aufmerksamkeit der Staatsmänner würdig sind, selbst solcher Staatsmänner, die am wenigsten geneigt seyn möchten, das einzusehen. Es ist vor allem eine darunter, die ihnen nicht entgangen seyn kann. Wir glauben sie in der Analogie, welche die unabhängigen Staaten von Amerika stets in ihrem Geschmack, in ihren Gewohnheiten und in ihren Bedürfnissen mit dem Geschmack, den Gewohnheiten und den Bedürfnissen der Metropole behalten, erkannt zu haben. Durch das Speculiren auf ihre Theilung sind die anderen Nationen die Lieferanten von Gegenständen geworden, die allein sie gänzlich zufrieden stellen konnten. Unter der sardinischen, der amerikanischen, der englischen und der französischen Flagge (wir nennen sie in der Stufenfolge, wie sie zu diesem Transporthandel concurriren) war es, daß die spanischen Kunst- und Natur-Erzeugnisse hier eingeführt wurden. Man kann die Zahl der Fahrzeuge, die nach dem Plata kommen, auf 300, und den Mittelbetrag ihrer Befrachtungen hin und zurück auf 40,000 Tonnen anschlagen. Wenn man zu dem Verlust dieses Seehandels für Spanien noch den Transport von 150,000 bis 200,000 Centner gesalzenen Fleisches schlägt, dessen Verschiffung es wegen der geringeren Abgaben, welchen seine Flagge unterworfen ist, vorzugsweise haben würde, so darf man die Zahl der Schiffe, die es im Plata-Handel verwenden könnte, wohl auf 150, jedes zu 200 Tonnen, berechnen. Man muß glauben, daß Mexiko, die Republiken von Mittel-Amerika, Chili, Peru, Bolivia ꝛc. jede ungefähr eine gleiche Anzahl gebrauchen. So stellt sich dann das Resultat heraus, daß, während die Cabinette Noten wegen der Anerkennung der Republiken von Amerika wechseln, 1000 bis 1200 Segel aller Nationen einen Handel mit ihnen führen, der natürlicher unter der spanischen und unter ihrer eignen Flagge getrieben werden sollte.

Nur kurz ist der Ueberblick, den wir von der jüngsten der neuen Republiken haben liefern können, und wir bemerken nur noch, daß, wenn erst der Staat Paraguay das Joch wird abgeworfen haben, in welchem es

Digitized by Google

von Don Gaspar Rodrigues de Francia gehalten wird, und weshalb man ihm den Namen des „amerikanischen China" gegeben hat, der Plata-Handel noch viel wichtiger werden muß. Seine Märkte werden dann einen unermeßlichen Umfang gewinnen, und wir werden auf denselben außer den schon genannten Producten zum Austausch der unsrigen auch noch die Artikel finden, die wir jetzt mit großen Kosten in den fernsten Theilen von Indien aufsuchen.

Seit Monat März ist die Regierung der Republik Uruguay in den Händen eines ausgezeichneten Patrioten, der ihr Alles aufgeopfert hat. Seine Erfahrung und seine Bürgertugenden flößen das größte Vertrauen ein, und es läßt sich erwarten, daß die östliche Republik Uruguay ohne Unfall eine höchst glänzende Bahn durchlaufen wird.

Von den Revolutionen.

Von

J. P. Pagès (vom Kriege-Departement).

Fünfter Artikel.

(Man vergl. No. 1070, 1073, 1083 und 1084 unsers Blattes.)

(L.)

Die große französische Regeneration ist immer und überall die Revolution von 1789 genannt worden. Diejenigen, welche sie bewundern und diejenigen, welche sie verwünschen, geben ihr gleicherweise diesen Titel und dieses Datum. Die Revolution ist die constituirende Versammlung; und die constituirende Versammlung ist selbst nichts als der Verein einiger Männer, deren erneuernder Genius, durch die Gewalt des Wortes, die Aere der modernen Freiheit und den neuen Weg geöffnet hat, welchen das Menschengeschlecht künftig betreten wird. Das Lob und die Verwünschung müssen gleicherweise vor der Thatsache stillstehen: im Jahre 1789 endigte die alte Zeit und die neue begann.

Aber Frankreich und Europa bedurften, um ihre bewegten Empfindungen zu steigern, für dieses große Drama der Helden, der Handlung und einer Entwickelung. Die Dinge sind schwer zu beurtheilen; man kann sie kaum selbst dann würdigen, wenn man in das Labyrinth der Politik und in die Eingeweide des gesellschaftlichen Körpers dringt. Gott ausgenommen ist in der Menschenwelt alles Wirkung, alles Ursache; und es giebt keine Ursachen, die, bei ihrer Erscheinung, nicht Wirkungen gewesen wären. Durch diese ewige, zugleich schaffende und erhaltende Idee knüpft sich die Gegenwart an die Vergangenheit, wird die Gegenwart die Zukunft gebähren. Durch sie sind die Jahrhunderte, die nicht mehr sind, wahrhaft verantwortlich für die Jahrhunderte, welche noch nicht sind.

Gewiß hatte in Frankreich jedermann Verstand genug, um diese Verkettung der Wirkungen und Ursachen zu suchen und zu finden, aber jeder wollte lieber leben als forschen, lieber genießen als denken. Die Trägheit machte, daß man die Revolution nicht suchte, wo sie war: statt daraus eine große Sache, ein nothwendiges Resultat von tausend andern vorher existirenden Dingen zu machen, zog man vor, dieses unermeßliche Kataklisma zu personificiren: man machte einen Menschen daraus; und, nach den Epochen, gab man ihm den Namen des Mannes, der im Augenblicke einen großen Einfluß ausübte. Wenn der Gedanke nicht philosophisch war, so muß man einräumen, daß er sich besser zu großen Wirkungen und mächtigen Bewegungen eignete; man dramatisirte auf diese Weise die Geschichte: Mirabeau, Vergniaud, Danton, Robespierre waren die Helden derselben; und die revolutionairen Annalisten, die oft wiederholt hatten: „Sclavische Schriftsteller haben die Geschichte der Völker mit der Biographie der Könige geschrieben," diese Annalisten, Sclaven selbst des dramatischen Geistes ihres Landes, gehorchten ihm aus Instinct oder mit dem Wunsche des Erfolgs, und sie machten aus der Biographie einiger Menschen die Geschichte einer ganzen sociellen Renovation. Wenn sie eine Schlacht erzählen, vergessen sie die Armee und erringen den Sieg mit dem Namen des Generals; wenn sie eine schöne und edle politische Eroberung erzählen, so vergessen sie das Volk, um einige Redner auf dem Triumphwagen daher zu führen. Ja, ohne Zweifel war die constituirende Versammlung das Werkzeug der Vorsehung für die französische Revolution; aber sie war doch nur das Werkzeug. Diese Revolution wäre auch ohne sie vollendet worden, weil sie in den Wünschen und in dem Willen Frankreichs lag.

Ich sage Frankreichs und nicht des Volkes; denn dieses letztere Wort würde den Adel, die Geistlichkeit, die Parlamente, die Armee auszuschließen scheinen, und alle diese Corporationen waren, mit einigen persönlichen Ausnahmen, in verschiedenen Graden und mit verschiedenen Hoffnungen gleicherweise dem Zauber des revolutionairen Geistes unterworfen. Nenne man jetzt den Gedanken, der sie trieb, Erleuchtung oder Hellsehen, alle waren gleich beherrscht von dem Fieber der Veränderungen und dem Genius der Revolutionen; alle fühlten das gegenwärtige Uebel, alle wünschten ein zukünftiges Gut: uneinig über die Verbesserungen, die sie wollten, wollten doch alle verbessern, alle waren Volk, weil alle Franzosen waren.

Man muß daher den Willen Aller anderwärts suchen, als in der National-Versammlung, denn die wahren und dauernden Revolutionen sind nicht ein Drama, wovon Paris immer der Schauplatz seyn muß. Im Centrum und in den politischen Corporationen giebt es nicht einen Redner, der sich nicht für den Dollmetscher der Nation ausgäbe; jeder hat ein Frankreich in seiner Tasche, das er seinen Freunden und seinen Gegnern zeigt. Es existiren so viele Frankreiche als Parteien, und jeder hat immer das Wort gesagt, das Casimir Perier glücklich wiederholt hat: „Wir sind unserer nur drei, aber wir haben dreißig Millionen Franzosen mit uns." Ja, was mehr noch ist, die Redner, die durch ihre Meynungen die Sympathie ihrer Collegen nicht erwecken können und welche sehr gut fühlen, daß sie nichts Wirkliches repräsentiren, schaffen sich ich weiß nicht welche phantastische Repräsentation: die einen nennen sich die Ritter dessen, was schon nicht mehr ist, und gefallen sich in der Beredtsamkeit der Leichenrede; die andern sind die Schildknappen dessen, was noch nicht ist, sie wecken die großen Propheten wieder und weissagen uns eine Zukunft von Glück oder Unglück, die wir nicht sehen werden. Alles dieses ist Drama, ist das Bedürfniß, Effecte zu finden, Rührung zu erwecken; und um richtiger zu sprechen, denn man kann gegen die Versammlungen, die nicht mehr sind, gerecht seyn, alles das ist Egoismus, ist das Bedürfniß der Eitelkeit, sich einen besondern Ruf, eine Reputation für sich allein zu schaffen, und man will lieber eine unmöglich zu verwirklichende Meynung behaupten, als sich mit andern Parteien vereinigen, um reelle und nothwendige Institutionen zu beschützen oder zu erobern.

Ich muß daher von den hohen Standpuncten herabsteigen, von wo aus der Redner die politischen Interessen und Leidenschaften mit dem ganzen Gepränge der Beredtsamkeit versieht. Ich muß die Eroberungen der Revolution suchen, wo sie sich wirklich finden; ich muß die Freiheit auf ihre wahre Quelle zurückführen: wir verdanken sie nicht der constituirenden Versammlung, sondern dem französischen Volke. Nicht dem Volke vom 14. July oder 20. Juny, dem Volke des Complotts, der Meuterei

Digitized by Google

oder des Kampfes, sondern dem friedlichen, deliberirenden Frankreich, vereint unter der Aegide der Gesetze, in consultativen Versammlungen.

Ich bitte die Freunde des parlamentarischen Drama's im Voraus um Verzeihung, sie werden hier weder einen Kampf der Tribune, noch einen Wettstreit der Beredtsamkeit, noch aufgeregte Leidenschaften, noch die großen oratorischen Effecte sehen, welche die Gewalt des Wortes noch durch Betonung, Blick und Gesten erhöhen. Ich bitte auch diejenigen um Entschuldigung, welche Rührung und Aufregung in dem politischen Drama der Straße suchen; sie werden in dem, was folgt, weder die antisocielle Turbulenz der Meuterei, noch die antifranzösische Verstrickung der Verschwörung sehen. Alles ist einfach und offen, klar und gesetzlich; alles wird am hellen Tage, unter den Augen der Gewalt vollendet. Es ist ein König, welcher fragt, ein Volk, welches antwortet, es ist der große Umschwung einer socialen Erneuerung.

Die wahre französische Revolution ist in den Versammlungen nach Aemtern (par bailliages) geboren und einige Details sind unerläßlich, weil dieser Name selbst den gleichzeitigen Generationen fast unbekannt geworden ist. — Sechs Millionen Franzosen, d. h. ganz Frankreich, wurden von Ludwig XVI. berufen, Wahlmänner zu wählen, die sich in den Aemtern versammeln sollten, um die Deputirten zu wählen. Diese in Collegien versammelten Wahlmänner, von den öffentlichen Interessen und örtlichen Bedürfnissen des Landes durch ihre persönliche Erfahrung vollkommen unterrichtet und durchdrungen, formulirten alles, was sie vom damaligen System annehmen konnten, alles, was sie von der Monarchie und dem König für die Freiheit, das Glück und das Gedeihen des Vaterlandes wollten und hofften. Die Resultate der Berathungen wurden gesammelt und die cahiers des bailliages wurden Gesetz und Richtschnur für die erwählten Candidaten. Die Mitglieder der constituirenden Versammlung waren und hielten sich für stark, weil sie die Vollstrecker des Gedankens und Wunsches des Volkes waren; und dieser Gedanke, von allen Puncten der Peripherie nach dem Mittelpuncte kommend, verpflanzte den Willen von ganz Frankreich nach Paris; und dieser Gedanke war nicht als Impromptu in dem Gehirn eines einzelnen, isolirten Schriftstellers entstanden, der sich für ein Publicum ausgiebt und ein Volk reden läßt, welches schweigt, er war der Ausdruck des Volkswillens, der öffentlich sprach, weil das Volk seines Rechtes gewiß war, und auf die Rechtlichkeit des Monarchen vertraute; und dieser Gedanke, nicht der Feindlichkeit, wohl aber der Opposition, hatte nur eine Stimme, nur ein Echo in allen Aemtern gefunden, die alle, zu gleicher Zeit vereinigt, drei Monate damit zugebracht hatten, nachzudenken und ihre Wünsche zu debattiren und zu formuliren.

Diese Wünsche Frankreichs sind es, auf die ich die öffentliche Aufmerksamkeit von neuem lenken möchte. Dieses Project kann den Parteien mißfallen, denn der Wille des Volkes, was das ganze Land bildet, gleicht in Nichts den Prätentionen einer Minorität, welche eine populaire Majorität unterjochen will. Die Sprache der Macht ist ohne Vorbereitung, ohne Geschicklichkeit, ohne Wetteifer des Styls, ohne Heftigkeit des Ausdrucks, ohne Schmeichelei und ohne Zorn. Dieses Project kann den Männern der Gewalt mißfallen, denn nichts ist weniger doctrinair, als die Wünsche, die Gefühle, die Freiheiten und Interessen Frankreichs. Auch werden wir darin weder den dogmatischen und affirmativen Ton, noch die gelehrte Phraseologie, noch den pedantischen Ausdruck finden, womit das Paradoxon sich schmückt und die Lüge sich verlarvt. Alles ist einfach und klar: es ist ein Kranker, der seinen Schmerz beschreibt, ein Arzt, der das Heilmittel dafür angiebt.

Ich selbst, so lange ich die Thatsachen durch die Brille meiner Interessen und meiner Leidenschaften angesehen, habe sie bisweilen schlecht gewürdigt, obgleich diese Leidenschaften ruhig genug und diese Interessen nicht groß waren. Ich muß mich dem unterwerfen, was Frankreich gewollt hat; und wenn ich mit diesem obersten Richter in einigen speculativen Fragen nicht einig bin, so werde ich meine Ideen auseinandersetzen, weil sie ihre Quelle in einer alten und tiefen Ueberzeugung haben und mein Gewissen nicht leicht von einer Ueberzeugung zur andern übergeht. So habe ich zum Beispiel nur ein Wort von den cahiers des bailliages gesagt und ich finde schon die Wahl nach verschiedenen Stufen und die den Deputirten gegebenen Mandate. Ich kann die stufenweise Wahl nicht billigen und hier werde ich stark seyn, nicht durch meine eigenen Reflexionen, sondern durch den fast einmüthigen Wunsch der Aemter selbst, wo jedoch auf diese Weise gewählt worden war. Jetzt haben wir die unmittelbare Wahl und alle feindliche Parteien fordern die allgemeine Abstimmung und die Wahl nach mehreren Stufen; damals hatte man die stufenweise Wahl und man verlangte die directe. Es ist die Theorie unserer Tage, welche gegen die Erfahrung von 1789 kämpft und für meinen Theil und auf den ersten Anblick ziehe ich die Erfahrung der Theorie vor. Was die von den Wahlmännern den Erwählten gegebenen Mandate betrifft, so muß ich darüber schweigen, weil die Charte von 1830 sie verwirft. Ich habe wohl sagen gehört, daß dies dem Gewissen des Deputirten Zwang auflegen, ihm Mißtrauen zeigen und kein blindes Zutrauen in ihn setzen heiße. Diese Sophismen der Eitelkeit täuschen weder den, der sie sagt, noch diejenigen, welchen man sie sagt. Der Wahlmann schlägt vor, der Erwählte nimmt das Mandat an oder verweigert die Annahme; ob er es aber auch verwerfe oder annehme, sein Gewissen ist immer ruhig, denn er hat nu gethan, was es ihm dictirte.

Man spricht noch viel von dem Lichte, welches die parlamentarische Discussion über politische Fragen verbreitet, aber ich erinnere mich dabei des Wortes eines ministeriellen Engländers: „Die Discussion hat oft meine Meynung aber niemals mein Votum geändert." Endlich, wie viele Achtung ich auch für die hohe Fähigkeit des Deputirten habe, so glaube ich doch hinzufügen zu können, ohne irgend eine Empfindlichkeit zu verletzen, daß die Vernunft der Wähler zusammengenommen mir noch größer scheint. Noch eine andere Betrachtung dringt sich mir auf: es ist wahr, daß die Kammer der Deputirten die allgemeinen Fragen besser, ja allein würdigen kann; aber es ist auch nicht minder wahr, daß die Wahl-Collegien die örtlichen Bedürfnisse besser und allein würdigen können. In dieser Hinsicht wäre es vielleicht nicht übel, wenn es ihnen nicht verwehrt wäre, ihre Wünsche über das, was ihrem Arrondissement Noth thut, auszudrücken. Bemerken wir, daß dieses trotz der Charte selbst geschieht; der Ruf eines Landes findet immer in einem Deputirten sein Echo. Unter der Restauration verfehlte Herr Humann niemals, gegen das Tabacks-Monopol zu sprechen, und seit der July-Revolution, seit Herr Humann Minister ist, hat Herr Martin (du Nord) seine Rolle übernommen und ist der Dollmetscher des Wunsches der Wähler, die ihn ernannt haben, geworden. So wird es immer trotz des Gesetzes seyn; und es wäre besser, daß das Gesetz erlaubte, was es nicht hindern kann. Der Cahier könnte überdies weder die Autorität noch die Kammer binden, er würde immer nur ein Privat-Vertrag zwischen denen, die wählen und dem, welcher gewählt wird, seyn und nur ein örtliches Interesse zum Gegenstande haben.

Sechster Artikel.

Die verwerfliche Leichtigkeit, welche die Hauptstädte usurpirt haben, um die Reiche in Verwirrung zu stürzen, erhält alle Factionen, welche im Mittelpuncte eines Staates hausen, in einem unseligen Schwindel. Ich habe gesagt, daß es keine Partei gab, welche nicht glaubte, durch Kühnheit ersetzen zu können, was ihr an Kraft und Ueberlegenheit ge-

Digitized by Google

brach; aber in diesem Jahrhundert der Uebertreibung gehen die Thatsachen noch über den Gedanken. Nicht bloß die Factionen unterhalten eine permanente Manufactur successiver Revolutionen, einzelne Menschen sogar bilden sich ein, daß es ihnen gegeben sey, Gestalt und Wesen der Reiche zu verändern, und ein abscheuliches Attentat hat so eben bewiesen, daß, in Ländern, die von dem revolutionairen Dämon bearbeitet werden, die Wahrheit der Worte immer durch die Verwegenheit der Handlungen übertroffen wird. Bei dem Verbrechen, worüber Frankreich seufzt und schaudert, in dem Unglück, das man beklagt, unter den Opfern, die man beweint, dem Schrecken, wovon man betroffen ist, der politischen Gefahr, welcher man ausgesetzt war, scheint die Seele der Zuschauer nur über die Gräßlichkeit des Attentats erstaunt. Getrennt durch einen weiten Raum von diesem Schauspiel der Schmerzen und des Blutes, fühle ich mich minder durch das betrübt, was dieses Verbrechen Grausames hat, als durch seine Abgeschmacktheit.

Ein Mensch will kein Königthum oder wünscht eine andere Dynastie — solche Menschen findet man in allen revolutionairen Krisen. Dieser Mensch conspirirt oder revoltirt, strafbar, weil er Feind ist und seine Feindseligkeit zugleich die gesellschaftliche und politische Ordnung stört — das ist eine Sache zwischen den Richtern und ihm. Der Fürst erwägt dann in seiner Weisheit, ob er zwischen der Gerechtigkeit und dem Mitleiden wählen soll und ob die Amnestie klüger ist, als die Strafe. Aber in dem Attentate vom 28. July suche ich noch vergebens, welches der Gedanke des Urhebers seyn konnte. Es ist klar, daß er die Vernichtung des Hauses Orleans beabsichtigt und geträumt hat. Aber genügt es, um sich für einen Revolutionair zu halten, Verschwörer zu seyn? Man müßte auch, denke ich, nicht unverständig seyn. Der große Tag, den er wählt, das schreckliche Attentat, auf das er sinnt, beweisen nicht bloß das Verbrechen, sondern auch den Wahnwitz der Factionen. Man will eine Dynastie umstürzen: die Nationen mögen sie wünschen oder verwünschen — die Menschen, die Parteien vermögen nichts dabei. Gott sey Dank, ein einzelner Mensch trägt das Schicksal der Völker nicht also in seiner Hand.

Nehmen wir selbst einmal das Unmögliche an; konnte der König nicht allein bei der Musterung seyn? Das Alter der jungen Prinzen selbst gab die Gewißheit, daß seine Familie nicht ganz gegenwärtig seyn würde. Wäre das Attentat nun auch gelungen, hätte das Land auch den Tod (die Ermordung) eines zweiten Königs zu betrauern gehabt, hätte das königliche Blut auch noch ein anderes Quartier von Paris befleckt — so wäre doch das Verbrechen ohne Zweck, ohne Frucht für die Factionen gewesen. Die Kammern waren nicht geschlossen, die Pairs-Kammer war versammelt, die Deputirten-Kammer konnte es in wenigen Stunden seyn: glaubt man, daß die parlamentarische Gewalt das Königthum in den Sarg des Königs hätte legen lassen? Ist sie es nicht, welche die Dynastie berufen, sie, die sie als erblich proclamirt, sie, welche die constitutionelle Ordnung, so wie sie existirt und revidirt und sanctionirt hat? Die Kammern hätten dem alten Spruch: „Der König ist todt, es lebe der König!" neue Kraft und neues Leben gegeben und der Versuch, der die Zerstörung des Königthums zum Zwecke hatte, würde zum unmittelbaren Resultat gehabt haben, daß die Erblichkeit desselben constitutionell proclamirt worden wäre.

Hat man übrigens nicht seit fünf Jahren ohne Unterlaß wiederholt, daß die Nationalgarde die festeste Stütze der öffentlichen Ordnung, des constitutionellen Systems und des königlichen Gedankens sey? Woher hat sie diese Gefühle? Offenbar entstehen sie aus dem Bedürfniß der Sicherheit und des Gedeihens, aus dem Widerwillen vor Unruhen und dem Schrecken vor Revolutionen. Wie kann man glauben, daß man ohne Wahnsinn hoffen könnte, die Nationalgarde, ganz versammelt, ganz bewaffnet, werde, Gewehr im Arm, eine neue Revolution geschehen lassen, auf die Wagniß der Gefahren, des Unglücks und der Zerstörung hin, welche alle Revolutionen hervorrufen? Hat sie nicht seit der July-Revolution ihre Proben abgelegt? Um richtiger zu sprechen, hat sie sich nicht seit 1789 immer bewährt? Kann man nicht von ihr, seit sie existirt, sagen, daß Nationalgarde und Revolution zwei antipathische Dinge sind, die sich abstoßen und, eins die andere, ausschließen? Die Armee, gleichfalls unter den Waffen, würde sich die nicht mit der Nationalgarde verbunden haben? Würde sie weniger Liebe zur Ordnung, weniger Widerwillen gegen Unordnung und Unruhen gezeigt haben? Würde die Bevölkerung von Paris diese Beispiele nicht nachgeahmt haben? Der Erfolg war daher, ich sage nicht unwahrscheinlich, sondern unmöglich; und der Gedanke, der bei dem Attentat vorgeherrscht, war nicht revolutionair, sondern abgeschmackt und wahnsinnig. Wie groß auch die beklagenswerthe Wuth der Factionen seyn möge, so muß man doch, nach meiner Meynung, den Ursprung des Attentats nicht im Felde der Politik suchen. Die moralische Ordnung der Dinge, verdorben durch die Unbeständigkeit aller Regierungen, durch die Sophismen aller Gewalten, durch den Schwindel aller Parteien, durch den Mangel an Glauben und Tugend hat in unserm gesellschaftlichen Zustande eine grausame und tiefe Wunde gelassen, die noch nicht zu vernarben verspricht.

In dem bürgerlichen Leben hat der Erfolg einiger Ehrsüchtigen die Schranken aller Ehrsuchten gebrochen. Jeder hat den Wahlspruch des Ober-Intendanten Fouquet angenommen: Quo non ascendam? und niemand erinnert sich der Citadelle von Pignerol. Man fühlt sich auf der Stelle, die die Vorsehung uns anweist, zu beengt; und statt sie durch die Arbeit zu erweitern, sie durch Dienste zu ehren, durch Ruhm ihr Glanz zu verleihen, verläßt man sie durch Selbstmord. Man will Brust gegen Brust mit dem Glücke kämpfen und ihm im Flug und durch Gewalt das entreißen, was man nur durch Geduld und Zeit von ihm erlangen könnte; und so beeilt man sich, mit dem Schicksal zu endigen.

Diese moralische Regellosigkeit offenbart sich in einer andern Gestalt im Felde der Politik; sie hat alle Begriffe von Recht und Unrecht verkehrt: die Freunde eines Regierungssystems wollen schnell und hoch steigen, durch eine Schmeichelei, die sie Ehrfurcht nennen, durch eine Uebertreibung von Eifer und Anhänglichkeit, die sie Liebe zur Staatsgewalt nennen. Für sie ist die Servilität kaum Gehorsam. Die Feinde ihrerseits haben die Gränzen überschritten, ich sage nicht der constitutionellen Opposition, ich sage nicht der politischen Feindseligkeit, ich sage selbst nicht der revolutionairen Feindschaft; sie sind über alles dieses noch hinausgegangen: man scheint zu verkennen, was gut und böse ist in dieser Arena von Revolutionen, wo seit funfzig Jahren Frankreich sich so nachsichtig für alle Arten von Uebertreibung zeigt.

Von allen diesen Handlungen der Wirksamkeit oder Reaction, wovon die Parteien nach und nach die Apotheose gemacht haben, und die jeder in sein Pantheon gestellt hat, gab es, giebt es und wird es immer welche geben, die keine Faction je die Kühnheit gehabt hat, sich zuzueignen. Man hat sich eine Ehre aus dem Kampf gegen die Bastille, aus dem Krieg der Vendee, der Rückkehr von der Insel Elba nach Paris gemacht: es waren Aufstände, es ist wahr, aber auch Patriotismus, Ueberzeugung, Ehre und Ruhm dabei. Glücklich oder unglücklich, Sieger oder besiegt, sterbend auf dem Schlachtfelde oder auf dem Schaffott — jede Partei konnte mit aufgerichtetem Haupte und heiterm Blicke zum Tode gehen. Aber giebt es wohl einen Menschen, der, in den schrecklichsten Tagen der Schreckenszeit, wie sicher er sich auch vor der Strafe wußte, die Verantwortlichkeit der September-Morde auf sich zu nehmen gewagt hätte? Aber hat ein Mensch, während der thörichten Gewalt-Periode der chambre introuvable, den Preis seiner Gefahren und seiner Kühnheit dafür

Digitized by Google

gefordert, daß er die Höllenmaschine erfunden, die das Leben des Helden bedrohte, den man damals Usurpator nannte? Gab es in dem ganzen ersten Feuer der Revolution von 1830 einen Menschen, der gewagt hätte, den Namen Louvel auszusprechen? Nein, ohne Zweifel nein. Mitten in der Verderbniß der Gewalten und der Parteien ist Frankreich noch Frankreich. Die alte Ehre unserer Väter, der alte Glaube einer Nation ist dem Erlöschen noch nicht so nah.

Der Glaube an Tugend, die Religion der Gerechtigkeit leben noch in den Herzen. Das ist der mächtige Instinct, das sind die frommen, edlen, französischen Gefühle, die man in den Seelen wieder erwecken muß. Man berühre kühn diese Saite und man wird sie vibriren hören im Innern aller Bürger. Aber eine Gewalt, die sich nur mit ihrem Hasse gegen eine Partei beschäftigen würde, eine Partei, die nur von ihrem Hasse gegen die Gewalt lebte, sich nur von Sophismus nährte, nur Zorn weckte, würde nur Gräuelthaten erzeugen.

Nachdem wir eben einer politischen Calamität entgangen, habe ich mein Gefühl in mir verschließen müssen; bei jeder Gefahr nimmt die Ehrsucht die Larve des Schmerzes vor und dieser Schmerz haucht sich in Zorn aus; und ich kann nicht sagen, was ich fühle, wenn man in Verdacht gerathen kann, das zu erheucheln, was man nicht fühlt.

Weit entfernt, aber gegenwärtig im Geiste, durch eine schmerzliche Sympathie, dem Unglück, das so viele Familien in Verzweiflung setzt, habe ich den Blick von ihrem Grabe abgewendet, das noch nicht geschlossen ist, um nur an Frankreich zu denken, welchem sie ihr Leben geopfert haben. Es würde mir noch übrig bleiben, das Benehmen der Minister in dem, was dem beweinenswerthen Tage vorausgegangen ist, zu würdigen. Aber es giebt eine Tribune und der Präsident der Kammer hat die Deputirten zusammengerufen.

Erinnerungen
von einigen, im September 1834, bei der Armee der Königin von Spanien verlebten Tagen.

(Aus dem Quarterly Review.)

(Beschluß.)

„Doch abgesehen von der durch die ihnen ergebenen Bauern leicht erlangte Kunde hatten sie auch ein Plänkler-Corps, welches dem ganz besondern Dienste, der Armee der Königin voranzugehen und zu folgen, sich widmen mußte; und diese Gesellen besetzten die Höhen und konnten durch Signale einander Mittheilungen machen, und mit wundervoller Schnelligkeit Nachrichten überliefern. Sie waren, wie man mir späterhin berichtete, in voller Wirksamkeit an dem Tage, an welchem Rodil's Armee Tolosa verließ, um nach Asceytia zu marschiren, und benachrichtigten von unserer Ankunft die Einwohner letzterer Stadt in fünf Minuten, nachdem wir die Anhöhe erreicht hatten, wohinauf sich, ungefähr anderthalb Meilen von Tolosa, die Straße von Asceytia wendet. Die Folge war, daß die Truppe Carlisten, welche das Dorf besetzt hielten, und diejenigen Einwohner, die als ihre Anhänger dem General Rodil verdächtig gewesen seyn mochten, hinreichende Zeit hatten, sich in die Gebirge zu flüchten und dort den Augenblick unsers Abmarsches in Sicherheit abwarteten.

„Von den festen Plätzen, welche die Partei der Königin inne hatte, konnten alle, mit Ausnahme von Pamplona und St. Sebastian, in wenigen Stunden durch zwei Stücke schweren Geschützes eingenommen werden, da diejenigen, welche ich sah, wie Eybar, Barbara, Villa Franca und Tolosa, von ganz nahen Höhen herab übersehen und beherrscht wurden; und man sagte mir, daß die andern in ähnlichem Falle wären. Doch zweifle ich, ob es eine gute Politik der Carlisten seyn würde, die Christinos, wenn sie es könnten, zu vertreiben, da letztere gegenwärtig, wie man sagt, 15,000 Mann zu Besatzungen verwenden, welche, ohne daß ein einziger Soldat deshalb aus den Reihen der Legitimen getreten wäre, von der Wuth der benachbarten Landesbewohner blokirt sind, und nicht anders als mit Uebermacht nur dreihundert Schritte von den Mauern sich entfernen dürfen. Manchmal rücken sie in starker Anzahl aus, um die Straßen auf einige Meilen weit zu recognosciren. Doch kaum sind sie auf der Rückkehr, so folgen ihnen die Feinde wieder auf den Fersen nach, und so wie sie in die Stadt wieder eingezogen sind, ist der Platz so dicht wie vorher umstellt.

„Wäre ich nun aufgefordert, nach allen diesen Umständen ein Urtheil zu fällen, so würde ich für den Erfolg der Königin in den vier Provinzen nur Schlimmes weissagen können. Abgesehen von dem Hasse der Basken — ein Haß, der auf dem dreifachen Grunde des Interesses, der Gewohnheit und der Religion beruht — liegt in der Beschaffenheit des Landes eine unendliche Kraft des Widerstandes; denn voll Waldungen und Engpässe ist dieses Land Allen, ausgenommen den Eingebornen, undurchdringlich, und diese boten selbst der Macht Napoleons Trotz, als er an der Spitze von Armeen stand, welche bei weitem furchtbarer waren, als irgend eine von denen der Christinos wahrscheinlicherweise je ins Feld gestellt werden kann.

„Von den Gesinnungen der Einwohner über Don Carlos in den südlichen Districten der Halbinsel war ich nicht im Stande, mir eine bestimmte Meynung zu bilden; doch obgleich dort jetzt ein einstimmiges Gefühl zu Gunsten der Constitution zu herrschen scheint, so sollte man dennoch bedenken, daß in der ganzen spanischen Monarchie sechs und achtzigtausend Mönche und Klostergeistliche, außer der ungeheuern Menge von Pfarrern, deren Mehrzahl die Sache des Don Carlos als ihre eigene betrachten, verbreitet sind, welche, indem sie eine fast souveraine Gewalt über die Seelen einer unwissenden und vorurtheilsvollen Menge üben, geneigt seyn dürften, ihren Einfluß, bei der ersten günstigen Gelegenheit, anzuwenden, um zum Widerstande gegen die Regierung der Königin aufzuregen." — S. 256 — 63.

Diesen Bemerkungen stimmen wir im Allgemeinen bei, obgleich wir beifügen müssen, daß wir die Aussichten des Erfolges auf Seiten der Legitimen für weit größer halten, als unser Schriftsteller es thut. Während des letzten Jahres scheint der Krieg in den baskischen Provinzen wesentlich seinen Charakter verändert zu haben. Als unser Reisender in Spanien war, hielten sich die Carlisten hauptsächlich im Vertheidigungsstand; und wenn sie kühnere Schritte unternahmen, verdankten sie ihren glücklichen Ausgang ihrem plötzlichen Ueberfall, oder ihrer Ueberzahl. Seit der Zeit — und dieses ist eine merkwürdige Thatsache, da sie den Beweis von einer bedeutenden Verbesserung der moralischen Kraft und der Disciplin ihrer Truppen liefert — haben sie allmählig eine dreistere Stellung angenommen, und, ihren Gegnern in offenem Felde die Stirn bietend, haben sie, bei gleicher Stärke, zu wiederholten Malen die ansehnlichste Macht, welche die Partei der Königin gegen sie aufbringen konnte, angegriffen und geschlagen.

Auch wird man sich erinnern, daß diese Siege über die besten Officiere in Spanien davongetragen worden sind. Einem Rodil, dem Vertheidiger von Callao, der ihnen entgegengestellt wurde, schlug es fehl; Mina, welcher, durch die Erinnerung seiner früheren Triumphe bei den Basken noch im Ansehen, vielleicht Don Carlos furchtbarster Gegner war, hat

daſſelbe Schickſal getheilt; und Valdez, ihr Nachfolger, der mehr vermochte als irgend einer ſeiner Landsleute hinſichtlich ſeiner militairiſchen Kenntniſſe, zeichnete ſich vor ſeinen Vorgängern nur durch eine größere Niederlage aus, und hat ſich, wie man ſagt, in Vittoria eingeſchloſſen und ſeinen Gegnern das bisherige Schlachtfeld überlaſſen. Rechnet man nun zu dieſen Erfolgen noch die Einnahme einiger von den Chriſtinos beſetzten Städte — die Räumung anderer, die neuerlich gemachten kühnen Operationen der Carliſten-Truppen in den Ebenen von Catalonien und Alt-Caſtilien, wo ſie erſt bis vor kurzem nur in kleinen und zerſtreuten Schaaren ſich zu zeigen wagten — und über alles nun das Anſuchen von Seiten der Regierung Iſabellens um ausländiſche Hülfe, welche, wie bekannt war, nur erſt vor wenigen Monaten, gleich ungern vom Miniſterium und Volke angeſehen wurde, — ſo können wir wenig Zweifel hegen, daß die legitime Partei raſch an Kraft und Volksliebe zunimmt; und daß es Don Carlos, fände er bloß in den Waffen ſeiner Landsleute Widerſtand, gelingen würde, den ſpaniſchen Thron zu beſteigen. Auch befürchten wir nicht, daß ein Ereigniß, wie der Tod ſeines tapfern Generals, weſentlich jetzt auf dieſe Ausſichten eine nachtheilige Wirkung haben werde. Bei dem Anbeginn des Kampfes würde wahrlich ein ſolcher Verluſt unerſetzlich geweſen ſeyn. Damals würde bloßer Eifer, Muth und Kriegsluſt, wie groß auch immer ſie ſeyn mochten, unzureichend geweſen ſeyn, um das Panier eines ſchnell erſtandenen Fürſten, im Widerſtande gegen eine mächtige Armee und eine eingeſetzte Regierung, mit keiner andern Unterſtützung als der von Bauern, ohne Geld, ohne Disciplin und faſt ohne Waffen mit Erfolg zu erheben und ſiegen zu machen. Eigenthümliche Talente waren nothwendig. Man bedurfte eines Mannes, welcher mit den Engpäſſen der wilden Diſtricte, worin der Kampf geführt werden ſollte, und mit der Sprache der Einwohner innig vertraut war; eines Mannes, der, indem er ſeine ihm eigenthümliche Thätigkeit und Ortskenntniß mit Kriegswiſſenſchaft und genauer Bekanntſchaft mit der Taktik einer regulairen Armee vereinigte, ſo wie die Gelegenheit es erforderte, einem überlegenen Feinde entweder durch raſche oder abgeſonderte Bewegungen eines Guerilla, oder durch mehr ausgedehnte und engverbundene Operationen der civiliſirten Kriegsführung entgegenwirken konnte. Ein ſolcher war Zumalacarregun, welcher beim Antritte ſeiner Kriegslaufbahn, den weitläuftigern Geſchäften des Civil-, Militair- und Finanz-Weſens zugleich leitend vorſtand; und welcher, wäre er damals gefallen, wahrſcheinlich mit ſich die zu verfechtende Sache, welche hauptſächlich durch ſeine wirkſame Kraft emporgehalten wurde, zu Boden geriſſen haben würde. Aber die Intereſſen der Legitimität ruhen nicht mehr auf einem ganz ſo ſchwankenden Grunde. Die perſönliche Gegenwart von Don Carlos in Navarra hatte natürlich bezweckt, den Stolz der Einwohner zu befriedigen und ihre Treue zu befeſtigen. Die Einrichtung einer im Mittelpunete befindlichen Regierung, die durch die Macht ihrer Verbindungen dem Erfolge der Maaßregeln ſo förderlich ſeyn mußte, iſt ins Leben und in Wirkſamkeit getreten. Es iſt eine Macht mit reichen Fonds, (aus welcher Quelle ſie nun auch fließen mögen) begründet worden, und die Armee, jene Quelle des Erfolges in bürgerlichen Reibungen, nicht mehr aus bloßen Raubbanden zuſammengeſetzt; ſie iſt groß, wohl disciplinirt und von Siegesruhm erhoben; und ſie kann bis zu einem unermeßlichen Umfang heranwachſen, da die Chriſtinos, indem ſie ſich in Pampeluna und St. Sebaſtian zuſammengezogen, Elgoybar, Bergara, Valencia, und die andern Gewehr-Fabrikorte an die Carliſten verloren, und demnach dieſelben in den Stand geſetzt haben, ſich mit jener Waffe zu verſtärken, worin vor allen andern ſie bisher, nach eignem Geſtändniſſe, ſehr ſchwach waren.

Wenn ich dieſe Umſtände und die Militair-Talente, welche Eraſo in ſeinem Siege bei Descarga entwickelt hat, in Erwägung ziehe, ſo bin ich geneigt, es ſehr zu bezweifeln, ob, im Fall die Spanier ſich ſelbſt überlaſſen blieben, der Verluſt irgend eines Officiers, wie ausgezeichnet er auch ſeyn mag, einen beſonders wichtigen Einfluß auf das Glück des Don Carlos ausüben, oder ſein Vordringen auf Madrid verhindern könne. Die jetzt in England begonnenen Werbungen, unter der Leitung eines Officiers, welcher, wiewohl nicht hoch im Range, dennoch unbedingt im hohen Kriegsrufe ſteht — dieſe Werbungen mögen freilich unter ſolcher Anführung den Charakter und das Reſultat des Kampfes verändern; doch was es auch immer für ein Ende nehmen mag, und ob ſolche Beihülfe der Sache der Königin den Sieg ſichern wird oder nicht, ſo ergiebt ſich doch der unzweideutigſte Beweis daraus, wie wenig dieſe Sache der ſpaniſchen Nation am Herzen liege — und ſie müſſen die engliſche Partei, die deren Ausübung gut heißt, mit unauslöſchlicher Schande ſtempeln (?!), eine Partei nämlich, welche, der Sprache nach, auf verſchiedene Weiſe, das Recht einer jeden Nation, ſich ihren eignen Herrſcher zu wählen, vertheidigt — in der Ausübung aber ihrer Theorie auf mannichfache Weiſe widerſprochen hat, und ſich jetzt, wie ſchon oft zuvor, bemüht, ein neues Syſtem und eine fremdartige Staatsverfaſſung einem Volke aufzunöthigen, dem es nach dem Beſitz derſelben nicht gelüſtet, und das auch nicht dazu geeignet iſt, dadurch zu gewinnen.

. . . . . n.

Ueber einen neuen Dampfwagen des Herrn Leroy.

(Aus dem Polytechniſchen Journal.)

Herr Leroy von Nantes hat einen Dampfzugkarren (remorqueur à vapeur) erfunden, der eine Art von ſogenanntem Tricycle vorſtellt, welcher eine gewöhnliche Diligence zu ziehen hat. Die Triebkraft hat mehr als zwölf Pferdekräfte, zu deren Anwendung der Erfinder zwei oscillirende Cylinder abwechſelnd ſpielen läßt, indem der Dampf mittelſt eines ſehr ſinnreichen Mechanismus abwechſelnd unterhalb und oberhalb der Kolben eintritt. In Folge einer eigenen Einrichtung, durch welche die Räder von ihrer Achſe unabhängig gemacht ſind, kann ſein Wagen mit Leichtigkeit über alle Hinderniſſe, die ihm auf der Straße aufſtoßen, weggleiten, und eben ſo leicht allen Krümmungen folgen. Mittelſt eines eigenen Mechanismus kann der Erfinder jedes beliebige Rad eine beliebige Zeit über ſo bremſen, daß der Wagen ſehr kurz nach Rechts oder Links umwenden kann, ohne daß die Bewegung des Wagens ſelbſt auch nur einen Augenblick unterbrochen wird. Die Räder des Wagens haben acht Fuß im Durchmeſſer; der Keſſel gehört zu den röhrenförmigen, und die Kohle wird durch einen eigenen Speiſungs-Apparat eingetragen. Anſtatt zur Ueberwindung des Widerſtandes, den das Anſteigen einer Anhöhe darbietet, die Triebkraft zu verdoppeln, vermindert Herr Leroy nur die Geſchwindigkeit verhältnißmäßig, und dieſe Verminderung kann er ſogar bis auf den achten Theil treiben, ohne daß der Wagen dabei auch nur einen Augenblick lang zum Stillſtehen kommt. Er bedient ſich hiezu der Methode des Herrn Dietz; doch pflanzt er die rotirende Bewegung der einen Achſe nicht durch eine Kette, ſondern durch ein ledernes Laufband an die andere fort. (Bulletin de la Société d'encouragement. März 1835, S. 155.)

Gedruckt in der Börſen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1086. Hamburg. Montag, den 24. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Nachtrag zu: Ein Capitel aus der Geschichte Carls V. (Don Carlos.) Aus den noch nicht in Druck gegebenen Denkwürdigkeiten des Herrn Auguet Saint-Sylvain. . . . . Seite 801

Merkwürdige Flucht des Republikaners Collombat aus dem Gefängnisse des Fort St. Michel. . . . . „ 803

Einige Worte über Aegypten. . . . . „ 804

Nachtrag zu:
Ein Capitel aus der Geschichte Carls V. (Don Carlos.)
Aus
den noch nicht in Druck gegebenen
Denkwürdigkeiten des Herrn Auguet Saint-Sylvain.

(M. s. Nr. 1039 d. Bl.)

(N.)

Wir legten, wie dies in der Sommerzeit gewöhnlich der Fall ist, die Fahrt von Brighton nach Dieppe in zwölf Stunden zurück; die See ging hohl, und der König war fortwährend seekrank, doch überwand die Vorstellung, daß er wieder ins Vaterland zurückkehre, auf welches und auf seine Unterthanen seine Gedanken ohne Unterlaß gerichtet waren, alle Unannehmlichkeiten.

Gegen 4 Uhr machte ich den König auf die Ufer Frankreichs aufmerksam, des schönen Frankreichs, das die Wiege seiner Vorfahren gewesen, das Erbland seiner Familie, das er aber nur als ein Gefangener hatte kennen lernen. Ehe wir landeten, unterrichtete ich den König von all den Förmlichkeiten, welchen wir unterworfen seyn würden; ich wollte so der Ueberraschung zuvorkommen, die er sonst vermuthlich geäußert hätte und die uns hätte verrathen können. Die Herren Zollbeamten nehmen es in ihrem Amtseifer mit der Höflichkeit nicht gar genau und würden sich auch nichts daraus machen, selbst königlichen Personen kurz zu begegnen, wenn sie ihnen als Privatleute in den Wurf kämen. Ich bat Se. Majestät, keine Bemerkung zu machen und mir die Beantwortung der Fragen zu überlassen, die an uns gerichtet werden möchten.

Wir liefen um 8 Uhr Abends in den Hafen ein und wurden, sobald wir ans Land getreten, nach dem Zollamte geführt, um untersucht zu werden und unsere Pässe abzugeben.

Nachdem wir das gewöhnliche Verhör bestanden hatten, begaben wir uns nach dem Hôtel Royal des Herrn Clark. All meiner Gründe dafür und all meiner Bitten ungeachtet konnte ich nicht die zeitige Herausgabe unsers Gepäckes und unserer Pässe, um noch denselben Abend weiter zu reisen, erlangen, und so mußten wir, sehr wider unsern Willen, zu Dieppe übernachten.

Am andern Morgen zeigte uns ein Aufwärter an, daß wir uns in das Polizei-Bureau begeben müßten, um unsere Pässe in Empfang zu nehmen. Vergebens bemerkte ich, daß die Behörden zu Calais minder förmlich wären, und daß diese gegen Erlegung von 2 Franken die Pässe der Fremden untersuchten, ohne daß solche persönlich auf die Polizei zu kommen brauchten. Wir fluchten über den albernen Brauch, was, wie der Aufwärter des Hôtels uns sagte, auch alle Reisenden thun, die über Dieppe gehen.

Unsere Pässe lauteten auf die Bäder von Bagneres. Als wir sie abzuholen kamen, fanden wir schon eine Menge Fremder im Bureau vor, welche, wie wir, auf die Untersuchung ihrer Pässe warteten; es gelang mir indessen, die unsrigen früher zu erhalten. Als wir das Bureau hinter uns hatten, meynte der König, ich hätte Unrecht daran gethan, so sehr auf die schnelle Auslieferung unserer Pässe zu dringen, weil dies ja leicht Verdacht hätte erwecken können; ich erwiederte aber: „es ist dieses im Gegentheil der beste Weg, ihn abzuwenden; denn wer recht laut und vermessen auftritt, auf den achtet man nicht, wohl aber auf den, der sich scheu im Hintergrunde hält."

Nach unserer Rückkunft im Hôtel beorderten wir unsre Weiterreise. Herr Clark hatte uns eine Kalesche gemiethet und die Postpferde hatte ich schon im voraus bestellt, so daß wir gleich nach dem Frühstück abfahren konnten. Es war 7½ Uhr, als wir Dieppe verließen. Der König fragte mich nach dem Schlosse von Argues, welches durch die Belagerung berühmt geworden ist, die Heinrich IV. aufheben machte. Ich zeigte ihm zur Linken des Weges die Hügel, welche es unserer Ansicht bargen. „Es geht mir, wie meinem Vorfahren," sagte der König dann lächelnd, „ich muß mir auch mein Königreich erst erobern."

Der König erkundigte sich bei mir nach all den Orten, durch die wir kamen, wobei er sich dann immer eines oder des andern Umstandes, der darauf Bezug hatte, erinnerte. Natürlicherweise blieb auch die Herzogin von Berry in einem Theile des Landes, wo sie so manche Beweise des Wohlwollens gegeben hatte, nicht unerwähnt. Der König ließ dem edlen Muthe seiner Verwandten Gerechtigkeit widerfahren und stellte eine Vergleichung zwischen den beiden Schwestern an, von welchen die eine Alles dem Interesse ihrer Usurpation aufopfert, während die andere nach Frankreich gekommen war, um dort auf Gefahr ihres Lebens und ihrer Freiheit die Sache der Legitimität zu verfechten.

Wir reisten sehr rasch, und waren so glücklich keinen Aufenthalt zu erfahren, so daß wir den Weg von Dieppe nach Paris in 17 Stunden zurücklegten. Wir traten am 4. July um 3 Uhr Morgens im Hôtel Maurice ab. Nachdem wir einer sehr kurzen Ruhe genossen hatten, verließen wir um 7 Uhr das Hôtel Maurice wieder und gingen nach der Straße Bourbon Nr. 43, nach dem Hause des Herrn de Suan de Lacroix, der sich damals in America befand. Sein Sohn, den ich zu London an-

Digitized by Google

getroffen, als er eben von einer wichtigen Mission, die er für Se. Majestät Carl V. ausgerichtet, zurückgekehrt war, hatte an den Portier seines Hauses geschrieben, ein paar Freunde von ihm, Amerikaner, würden auf ihrer Durchreise zu Paris in seinem Hause abtreten, er möchte deshalb seine Zimmer zu ihrer Aufnahme bereit halten. Ich hatte den Herrn de Suan de Lacroix beredet, seine Abreise von London noch um vier Tage auszusetzen, täglich zu Gloucester-Lodge über Se. Majestät Befinden Erkundigung einzuziehen, und so die Angabe meiner Reise nach Hamburg noch glaubwürdiger zu machen. Um jeden Argwohn immer mehr zu beseitigen, nahm Herr de Lacroix häufig Bekannte mit zur königlichen Wohnung, um sie Sr. Majestät vorzustellen; natürlich mußten sie aber immer unverrichteter Sache wieder abziehen, weil — Se. Majestät noch unpäßlich sey. Ich hatte, wie man sieht, Alles gethan, um über unsere Reise eine falsche Fährte zu hinterlassen, und da man wußte, auf welch einem freundschaftlichen Fuße ich mit dem Herrn de Lacroix stand, so fiel es niemandem ein zu glauben, daß ich ohne ihn nach Paris gegangen seyn würde.

Ich bemühte mich sofort, unsere Pässe visirt zu erhalten.

Der Herr Jauge, dem ich schon früh Morgens nach unserer Ankunft einen Besuch gemacht hatte, übernahm es, uns einen Wagen anzuschaffen. Es ward mit dem Könige die Abrede getroffen, daß wir, statt von dem Hôtel abzufahren, in welchem wir uns befanden, Nachmittags zu dem Herrn Jauge gehen und von seinem Hause aus die Reise fortsetzen sollten.

Wir hatten unsere Pässe visirt erhalten, doch verzögerte ein Schreiben, das wir von London erwarteten, um daraus zu ersehen ob man dort eine Ahnung von der Abreisenheit des Königs habe, unsere Abfahrt um mehrere Stunden, indem wir jenes Schreiben nicht vor 7 Uhr Abends erhalten konnten. Es zeigte uns, wie es verabredet worden war, an: „daß der König aller angewandten Pflege und Sorgfalt ungeachtet noch immer unwohl sey, und daß man mit Ungeduld auf Nachrichten von den Reisenden warte.“ Unsere List war also augenscheinlich gelungen, und sobald wir diese wichtige und sonderbare Mittheilung gelesen hatten, eilten wir nach dem Hause des Herrn Jauge, wo der Wagen unserer wartete.

Wir gingen zu ihm ins Zimmer, und der König nahm einige Erfrischungen zu sich. Der Herr Jauge übergab uns dann mehrere Empfehlungs- und Credit-Briefe, die er in Voraus ausgefertigt und an zuverlässige Freunde adressirt hatte, welche das hohe Vertrauen, das man in sie gesetzt, auch völlig gerechtfertigt haben.

Der König hatte am Morgen mit Herrn Jauge über eine Anleihe gesprochen, die er in England contrahirt, und ihn gebeten, zur Negotiirung behülflich zu seyn. Herr Jauge verhehlte dem Könige nicht, daß ihm schon ähnliche Eröffnungen von fremden Häusern gemacht worden, daß er aber nie habe daraus eingehen wollen, so lange Se. Majestät aus Ihrem Reiche abwesend gewesen wäre; nun aber, da der König geruhet habe, ihm sein Vorhaben mitzutheilen, stehe er Ihm zu Diensten und werde auch seine Anleihe öffentlich anzeigen, sobald er Sr. Majestät Ankunft in Spanien erfahren. Herr Jauge hat Wort gehalten, und man weiß, welche Unannehmlichkeiten er deßhalb hat dulden müssen.

Es war 8 Uhr, als wir die Postchaise bestiegen. Die Straßen von Paris boten den glänzenden und belebten Anblick dar, den sie stets an einem schönen Sommerabend zeigen. Die Zugänge zu dem Palais Ludwigs XV. waren voll eleganter Equipagen, die über das heiße Pflaster nach den einsälischen Feldern und dem Boulegner Gehölz rollten. Junge Leute zu Pferde und ein Gewühl von Fußgängern gaben dem Abende ein festliches Ansehen und bildeten einen grellen Contrast mit den Gedanken, womit sich der Geist des Königs beschäftigte, dem ich die Stelle hatte zeigen müssen, wo vor vierzig Jahren das gekrönte Haupt Ludwigs XVI. gefallen war. Ich bemerkte meinem königlichen Gefährten, daß seit dem Schaffotte des Märtyrer-Königs bis zu dem auf rother Leinwand gemalten Modelle des Luxor mehr als zwanzig Denkmäler aufs Tapet gebracht worden wären, um diesen blutbefleckten Platz einzunehmen, daß aber auf dieser Stätte des Himmels Fluch zu lasten scheine und keines dort auf die Dauer zu Stande zu bringen sey. Da erwiederte Se. Majestät: „Den Revolutionen wohnt nur die Eigenschaft der Zerstörung bei; zum Wiederaufbau taugen sie nicht. Innerhalb weniger Jahre haben sie die einst so mächtige spanische Monarchie erschüttert, die Carl V. seinem Volke hinterlassen hatte, und haben statt seiner eine königliche Puppe auf den Thron gesetzt.“

Eben in diesem Augenblicke kam unserm Wagen eine Art von Stuhlwagen mit einem Ueberzuge von Bettzwillich entgegen, was dieser sonderbaren Equipage ein drolliges Ansehen gab. Als ich ausschaute, um zu sehen, welch illustre Reisende unserm Postillon Anlaß gegeben, auszuweichen, erkannte ich Ludwig Philipp und dessen Familie, auf dem Wege nach Neuilly. Ich faßte schnell den König beim Arm und sagte: „Sehen Sie, Sire, da vor Ihnen ist Ihr erlauchter Vetter, der König der Franzosen; er wird Ihnen eine glückliche Reise wünschen wollen.“ Carl V. streckte schnell den Kopf zum Wagenfenster hinaus und lüftete seine Reisekappe, um seinem vornehmsten Verwandten besser sehen zu können, was dieser aber für einen Gruß biete, schnell mit der Hand nach seinem grauen Hute fuhr und Sr. Spanischen Majestät ein sehr gravitätes Compliment machte; die Königin Amalia und die Prinzessinnen ahmten den Königs Beispiel nach, nur Madame Adelaide bewahrte wie aus Instinct ihr ernstes Ansehen und schien es nicht in der Ordnung zu finden, daß ihr Bruder einem schlichten Reisenden in einer Postchaise eine solche Ehre erweise. Der König lachte herzlich über Ludwig Philipps große Artigkeit und flüsterte mit zu: „Mein guter Vetter Orleans läßt es sich wohl nicht träumen, daß ich ohne seine Erlaubniß durch sein Reich reise, um mit der Spitze meines Degens seinen Tractat der Quadrupel-Allianz zu durchbohren.“

Dieser Zufall gab Anlaß zu einigen ernsten Reflexionen; es lag in diesem Begegnen eine so sonderbare Coincidenz, daß sie uns in einem hohen Grade auffiel. Die beiden Prinzipien, welche Carl V. und Ludwig Philipp repräsentiren, auf demselben Platze an einander rennend, wo die Revolution ein königliches Haupt herunterzuschlagen hatte, war ein Gedanke, der Carls V. Geist sehr beschäftigte. Ich ließ ihn aber aus seinen Träumen, indem ich mit frohem Muthe zu ihm sagte: „Sire, Ihr Vetter Ludwig Philipp fühlt sich wohl; sein Gruß ist so voll Anmuth gewesen, daß er Ihnen Glück bringen muß: es ist dieses eine glückliche Vorbedeutung für den Erfolg Ihrer Reise.“ Und dem war so; denn es kam uns nichts in die Quere, was uns widerwärtig gewesen wäre.

Im Weiterfahren gewann der König seine gewöhnliche Heiterkeit wieder; er empfand die Art von Zufriedenheit, welche die Frucht der Erfüllung einer großen Pflicht ist. Ich sah, daß er sich bei dem muthigen Entschluß, den er gefaßt hatte, glücklich fühlte; auch sagte er zu mir, als ich mein Bedauern über die Strapatzen äußerte, eine ganze Nacht dem Gerumpel einer Postchaise preisgegeben zu seyn: „Lieber Freund, ich tröste mich mit dem Gedanken, daß ich gleich meinem großen Ahn Ludwig XIV. vais faire mon métier du Roi. Die Zeiten, wo die Könige von Spanien ruhig im Schatten von Aranjuez oder in der königlichen Einsamkeit des Escurial lebten, sind längst dahin, und es dürfte lange währen, bevor sie wiederkehren. Ich fürchte, daß ich all die Zeit meiner Regierung mit der Revolution zu kämpfen haben werde, doch werde ich mich glücklich fühlen, wenn ich lange genug lebe, um alle die Uebel wieder gut zu machen, die sie über Spanien gebracht hat!“

Digitized by Google

Das Glück der Spanier war der alleinige Gegenstand von Carls V. Unterhaltung. Oft sagte er, mit Thränen in den Augen: „Die spanische Nation ist ein gutes und hochherziges Volk; niemand weiß besser als ich, wie sehr es glücklich zu seyn verdient."

Es stieß uns unterwegs wenig Ungewöhnliches auf; doch entsinne ich mich folgender Conversation zu Bardezieux, wo wir sehr früh anhielten, um zu frühstücken, und die Magd, die noch halb im Schlafe war, zur Eile ermahnen mußten: „Seyn Sie nur nicht böse," sagte sie zum Könige, „und Sie sollen in einer Viertelstunde ein königliches Frühstück haben." — „„Weißt Du denn, wie die Könige frühstücken?"" antwortete Se. Majestät. „Ich denke," erwiederte das Mädchen, „die frühstücken gut, indem sie ja sonst nichts zu thun haben." Der König lachte, und schloß die Unterredung mit den Worten: „„Da wir nun aber keine Könige sind und recht viel zu thun haben, so wünschen wir baldmöglichst weiter zu kommen."" — Wir setzten uns zu Tisch und der König, der sehr aufgeräumt war, scherzte all die Zeit des Frühstücks, gerade so wie Heinrich IV. bei dem Müller Lieursano.

Wir trafen an diesem Tage um 1 Uhr Mittags in dem Hause des Marquis von Lalande ein, der alles aufbot, um seinen Gast in einer seiner Würde entsprechenden Weise zu empfangen. Sobald der König sich in das für ihn bereitete Zimmer begeben hatte, ersuchte ich Herrn von Lalande, sich nach Bayonne zu Herrn D*** zu begeben, damit die nöthigen Vorkehrungen zu unserm sichern Eintritt in Spanien getroffen würden. Beide kehrten um 5 Uhr Abends zurück. Der arme D*** war so außer sich und verdutzt, daß er jeden für den König ansah. Ich fragte ihn, ob Führer zu haben wären, um uns über die Gränze zu bringen, und setzte hinzu: „wir sind dem Hafen zu nah, um es nun noch darauf ankommen zu lassen, Schiffbruch zu leiden; ich habe eine solche Angst vor dem Telegraphen, daß ich der Meynung bin, wir dürfen mit unserm Eintritt in Spanien nicht säumen und müssen morgen die Gränze überschreiten." Nachdem D*** dem Könige vorgestellt worden war, kehrte er nach Bayonne zurück. Am andern Morgen früh war er schon wieder bei uns, um uns anzuzeigen, daß Alles eingerichtet sey und unsere Führer eine Viertelstunde Weges von Bayonne, auf der Straße nach Sarre, um 10 Uhr uns erwarten würden. Um 9 Uhr bestiegen wir die Kalesche des Marquis von Lalande. Er und seine Gattin saßen in der Fronte des Wagens, der König, das Fräulein Lalande und ich wir hatten den innern Sitz eingenommen, der König zur Rechten, ich zur Linken und das Fräulein in der Mitte. Wir fuhren um 10 Uhr Vormittags durch Bayonne, und zwar durch die belebtesten Straßen. Auf unserm Sammelplatze fanden wir den Baron von Bicheu vor und den Sohn des Marquis von Lalande, aber nicht die Führer. Diese ließen über zwei Stunden auf sich warten, und wir zerbrachen uns den Kopf, was wohl die Ursache ihres Zögerns seyn möchte. Ich war in der größten Aufregung, doch suchte der König mich zu beruhigen, und am Ende stellten unsere Führer sich denn auch ein.

In dem Augenblicke, wo wir den spanischen Boden betraten, erhob sich ein Adler aus den Felsen in unserer Nähe über unsere Häupter und nahm seinen Flug auf Navarra zu. „Das ist ein gutes Omen," sagte ich zu dem König, und setzte hinzu: es scheint mir, als wäre dies Symbol des Sieges als Schildwach ausgestellt worden, um dem Könige von Spanien bei seiner Rückkunft in sein Reich die erste Huldigung darzubringen.

Merkwürdige Flucht des Republikaners Collombat aus dem Gefängnisse des Fort St. Michel.

(Aus dem Ami de la Charte de Nantes.)

(N.)

Collombat hatte gemeinschaftlich mit Lepage und Blondeau ein Gemach inne, neben welchem sich ein düsteres Cabinet befand, das mit dem Gemache gleiche Länge aber nur 3 Fuß Breite hatte. Dies Cabinet hatte einen Fußboden, und diente zur Aufbewahrung eines Kübels Behufs der Gefangenen. Es war durch eine Scheidemauer von dem Gemache geschieden und seine äußere Mauer hatte 4 Fuß Dicke.

Collombat brach unter dem Kübel zwei oder drei Planken los und begann dann mit Hülfe eines achtzölligen Nagels, den er bei der früheren Feuersbrunst im Fort gefunden hatte, in dem Raum zwischen den beiden Mauern, das heißt unter dem Cabinette, ein Loch zu graben. Diesen Raum fand er mit Steinen und mit Schutt ausgefüllt vor; er höhlte ihn auf eine Tiefe von 14 Fuß aus, und warf die Füllung Anfangs zerstreut über die Wälle.

Bald wußte er aber mit dem aufgegrabenen Material nicht mehr zu bleiben und sann nun darauf, sich desselben sicherer und leichter zu entledigen.

Er hatte beim Gehen in seinem Gemache bemerkt, daß der Boden darunter hohl sey; er wußte auch, daß es dort kein bewohntes Gemach gäbe, und folgerte also, daß es eine Kellerhöhlung seyn mußte. Nun durchbrach er die, 4 Fuß dicke, Mauer, welche das Cabinet von dem Gemache trennte. Damit zu Stande, sah er aber zu seinem Kummer, daß zu beiden Seiten der Oeffnung so große Steine lagen, daß er sie nicht wegschaffen konnte; er arbeitete sich deshalb wieder um 2 Fuß tiefer in der ersten Richtung. Hier durchbrach er dieselbe Mauer noch einmal, und machte eine so große Oeffnung darin, daß er dicke Steine und eine Menge Schutt hindurch werfen konnte. Darnach stieg er mit einem brennenden Lichte in diese Höhle, fand die Luft aber so verdorben, daß sie ihm fast das Licht auslöschte. In diesem Raume, fast eben so groß als sein Gemach, lagen noch ganze Skelette von Menschen, und er brachte seinen Kameraden einen Todtenkopf und ein Schenkelbein mit aus der Tiefe herauf. Es war dies unstreitig eine der Stätten, wo man Menschen lebendig begraben, weil sie hohen und mächtigen Leuten bittere Wahrheiten gesagt hatten.

Da Collombat nun eine gute Gelegenheit gefunden, sich des Schuttes zu entledigen, so grub er fröhlich weiter bis zu einer Tiefe von 24 Fuß vom Boden des Cabinettes, wo er auf den Felsen stieß, der die äußere Mauer trug, welche er nun noch zu durchbrechen hatte. Er that dies bis auf ungefähr 6 Zoll nach Außen, die er noch stehen ließ, damit man nicht vor der Zeit die Oeffnung sähe.

So weit fertig, belegte er die Oeffnung wieder mit den Planken des Cabinetts und stellte den Kübel darauf, wie er dies täglich that, wenn die Runde erschien, und wartete nun eine günstige Gelegenheit ab. Diese zeigte sich in der so stürmischen und düsteren Nacht vom 24. zum 25. Juny. Nach der Runde, um 10 Uhr Abends, lag Lepage im tiefen Schlaf, Blondeau aber war noch wach. Entschlossen, nun das Weite zu suchen, bot Collombat diesem an, mit ihm zu gehen, doch dankte jener, weil er, ein ehemaliger Militair, mit Wunden bedeckt, sich nicht die physische Kraft zutraute, die Gefahren eines so verwegenen Abentreuers bestehen zu können. Er umarmte den Collombat mit Thränen in den Augen und wünschte ihm einen glücklichen Ausgang. Will's Gott! erwiederte dieser, und machte sich, nachdem er noch einen aus gedrehten Bindfaden gemachten Knäuel

Digitized by Google

von 100 Fuß Länge zu sich gesteckt hatte, ans Werk. Er stieg zuvörderst vermittelst mehrerer Stützpunete, die er zu dem Ende darin angebracht hatte, in die 24 Fuß tiefe Grube hinab; dann brach er die äußere Mauer vollends durch, legte ein Stück Holz queer vor die Oeffnung, knüpfte einen Theil seines Taues daran und glitt ungefähr 45 Fuß daran herunter. Nun sah er, daß er mit dem Tau nicht ausreichte, und daß der Felsen, statt schräge nach dem Weg der Runde auszulaufen, nach Innen eine Höhlung bildete; ihm also nur ein Sprung übrig blieb. Diesen wagte er in dem Augenblicke, wo die Schildwache eben der Officier-Runde ihr wer da? zurief. Am Fuße des Felsens angelangt, kauerte er sich nieder, als der Officier mit seiner Laterne an ihm vorüberging; und als dieser einige Schritte, der Schildwache zu, gemacht hatte, kletterte er mit Hülfe einiger hohlen Stellen darin auf die alte Mauer der Runde und sprang von dieser, 12 Fuß hoch, in den Garten des Directors hinab. Als er diesen zu Ende gegangen war, mußte er wieder die 8 Fuß hohe Mauer vom Garten des Inspectors übersteigen, und dann noch eine dritte Mauer. Nun befand er sich bei dem Hause des Wundarztes Herrn Edou, wo er über eine sehr schmale Treppe neben einer tiefen Steingrube an den Fuß eines Thurmes gelangte, wo wieder eine Schildwache stand. Auf Händen und Füßen kriechend, und nachdem er noch mehrere Treppengänge passirt war, erreichte er endlich die letzten Wälle, erklomm die ungefähr 5 Fuß hohe Brustwehr, band den Rest seines Strickes an eine Winde, vermittelst welcher der für das Fort nöthige Proviant heraufgeschafft wird, und ließ sich abermals ungefähr 40 Fuß tief hinab. Aber das Tau war abermals zu kurz, und seine Hände und sein Gesicht waren, von dem Felsen und dem Gestrüpp geschunden und zerrissen, blutrünstig. Aber da war keine Wahl, und so plumpte er auf die Felsen nieder, die unter ihm waren. Er fühlte sich sehr erschöpft, raffte sich aber doch auf, da er sah, daß er keine schwere Verletzung hatte, und suchte nun das feste Land zu gewinnen. Er hatte sich in nicht vollen zwei Stunden eine Höhe von fast viertehalbhundert Fuß herunter gelassen.

Collombat hatte die Fluthzeit zwar mit in Rechnung gebracht, fürchtete nun aber den Weg, welchen er noch am Strande zu machen hatte, fast mehr, als den, welchen er von Thurmeshöhe zurückgelegt. Er wußte, daß der gangbare Weg nur schmal sey, der Flugsand daneben aber Alles verschlinge, was sich ihm anvertraue: doch hatte er kein sicheres Mittel, das ihn hätte leiten können. Er ging rückwärts, damit er den Leuchtthurm des Forts als Wegweiser vor Augen habe, und immer vorsichtig tastend. Diese gefahrvolle Passage währte länger als zwei Stunden, und es war die höchste Zeit, daß sie beendigt war, denn er hörte schon das Toben der schnell herannahenden Fluth. Collombat war geborgen, und gegenwärtig ist er schon in fremdem Lande.

Einige Worte über Aegypten.

(2.)

In einer Epoche, wo man oft von den Bemühungen Mehemed Ali's seine Staaten zu civilisiren, spricht und wo man mehr als einmal Aegypten dargestellt hat, als biete es denen Menschen ein Ziel der Thätigkeit dar, welche der Sache der Menschheit dienen möchten, so wie denen, welche schnell zu Vermögen zu gelangen wünschen, habe ich geglaubt, daß einige während eines zwar sehr kurzen Aufenthalts, doch an Ort und Stelle gesammelte Notizen vielleicht nicht ohne Interesse gelesen werden würden und ich mache sie bekannt, so unvollkommen sie auch seyn mögen: meine Absicht wird mir zur Entschuldigung dienen.

Besitzungen des Pascha.

Die Besitzungen des Pascha dehnen sich von Syenna bis nach Moka und Adana aus; aber der größte Theil dieses unermeßlichen Gebietes ist verödet oder von schlecht unterworfenen Völkerstämmen bewohnt; Aegypten allein kann jetzt die Wohlthaten der Civilisation benutzen.

Syrien.

Syrien besteht aus zwei Theilen, die hinsichtlich des Bodens und der Bewohner sehr verschieden sind: aus den Gebirgen im Innern des Landes und aus der Ebene, die das Meer begränzt.

Mittelst ähnlicher Arbeiten wie diejenigen, welche man jetzt in Frankreich an den Ufern des mittelländischen Meeres ausführt, würde es leicht seyn, die Fruchtbarkeit der Ebene zu vermehren und zugleich die Krankheiten verschwinden zu machen, die sich jedes Jahr mit der Sommerhitze erneuern und selbst den Hafen von Alexandrette zu dieser Zeit unbewohnbar machen. Das würde eine für den Handel aller Völker nützliche Verbesserung seyn, aber unglücklicherweise besitzt der Pascha zu wenig Hülfsquellen, um sie vom Mittelpunete der Regierung so entfernten Provinzen zu widmen.

Eine immer reine Luft und ein thätiges Leben geben der schönen Bevölkerung, welche die Gebirge bewohnt, eine physische Constitution und in Folge dessen eine Unabhängigkeit des Charakters, die den Bewohnern der Ebene unbekannt ist. Die ausländischen Fürsten haben über sie stets nur eine sehr unvollkommene Macht ausgeübt: der Sultan war weit davon entfernt, über sie nach Willkühr verfügen zu können; was Mehemed Ali betrifft, so hat er in dem Verhältniß Widerstand gefunden, als er tiefer ins Land hat dringen wollen. Man muß es frei heraus sagen, das Elend Aegyptens, das sich einem Volke in der Perspective darbot, das eines gewissen Wohlseyns genießt, konnte kein anderes Resultat herbeiführen.

Die Hülfsquellen, welche diese Gebirge enthalten, sind wenig bekannt und ihr Studium würde für den Augenblick nicht ohne Schwierigkeit seyn. Dem Pascha ist es noch nicht gelungen, hier seiner Autorität wie in Aegypten Achtung zu verschaffen; er ist in der That nur Meister der großen Städte und gewisser Militair-Stellungen. Ein wohl unterrichteter Mann hat mich versichert, daß, außer den betretensten Straßen, ein Reisender Alles von den Einwohnern des Landes zu fürchten haben würde, wenn ihn nicht selbst die Escorte ausplünderte, die ihm zu seinem Schutze gegeben worden. Endlich hat mir, um mir einen Begriff von der herrschenden Unsicherheit zu geben, ein Priester, der lange in Jerusalem gewohnt hat, und mit welchem ich die Reise von Alexandrien nach Malta gemacht habe, gesagt, daß man von der heiligen Stadt aus wohl successiv die Mündung des Jordan und einen gewissen Punct des todten Meeres besuche, aber daß man, in der Besorgniß ausgeplündert zu werden, vermeide, dem Ufer dieses Meeres zu folgen.

Inzwischen sind schon einige mineralogische Forschungen versucht worden; zwei davon haben, unglücklicherweise für die Unternehmer, zu keinem nützlichen Resultate geführt, obwohl in der ersten Zeit der Pascha sie nach Kräften befördert hatte. Jetzt versucht ein Italiener, im Norden, in der Gegend von Adana, den Ausbau eines Blei-Bergwerks; ein Engländer hat ein Steinkohlen-Lager in den Gebirgen des Libanon, nicht weit vom Meeresufer, entdeckt. Diese Steinkohlen, wovon ich eine Probe in Cairo gesehen habe, gleichen denen, die man in der Gegend von Marseille gräbt und welche, trotz der Concurrenz der Steinkohlen von Saint-Etienne, nicht ohne Wichtigkeit für das Departement des Bouches du Rhone sind.

Man hat gesagt, daß Mehemed Ali den Wunsch habe, seine Baumwollenspinnereien nach Syrien zu verpflanzen, in der Hoffnung, daß das

Digitized by Google

Klima dieses Landes günstiger seyn würde, als das Aegyptens; aber eine solche Veränderung scheint sehr schwierig; man müßte die arbeitende Bevölkerung, wie auch die Maschinen dorthin schaffen, und zugleich Communicationswege anlegen. Um diese Arbeiten auszuführen, würde man wahrscheinlich den Widerstand der eingebornen Bevölkerung zu besiegen haben, die sie als eine Verletzung ihrer Unabhängigkeit betrachten würde. Und dann sind die ersten industriellen Versuche nicht glücklich genug gewesen, als daß man sie mit großer Ausdauer verfolgte.

Arabische Bergkette und Halbinsel des steinigen Arabiens.

Man weiß, daß, von den Katarakten an, der Nil ziemlich parallel mit dem Ufer des rothen Meeres fließt, von welchem er durch eine bergige Wüste, von ungefähr vierzig Stunden mittlerer Breite, getrennt ist. Diese Gebirge, die man oft mit dem Namen arabische Bergkette bezeichnet, dehnen sich bis Cairo aus. Im Süden sind sie von Granit gebildet, im Norden von einem sehr frischen Kalk, so daß es wohl möglich wäre, zwischen diesen beiden Extremen Lagen von Minerale und Brennstoffen zu finden.

Ein geschickter französischer Ingenieur, Herr Lambert, hat zu diesem Zwecke, mit Unterstützung Mehemed Ali's, eine Entdeckungsreise unternommen. Er soll der Gebirgskette von Norden nach Süden folgen und sie verschiedenemal von Osten nach Westen durchschneiden; dann wird er die Halbinsel des steinigen Arabiens besuchen, die zwischen den beiden Armen des rothen Meeres hervorspringt. Diese Halbinsel ist, durch ihre Lage, nicht minder wichtig, als die arabische Bergkette, aber sie bietet vielleicht minder Aussicht auf Erfolg dar; im Innern, sagt man, sollen Massen von Porphyr seyn.

Die nützlichste Entdeckung würde die eines Steinkohlen-Lagers oder Bergwerkes seyn, welches reichlich die Brennmaterialien lieferte, an welchen man jetzt Mangel leidet. *) Ohne sie wird niemals Industrie und Schiffahrt mit Dampf-Fahrzeugen in diesen Gewässern eine bedeutende Entwickelung erlangen können, und mit Ausnahme des Marmors würden alle mineralische Reichthümer, die man fände, selbst ohne Werth bleiben.

Aegypten.

Aegypten hat keine Central-Lage in den Staaten des Pascha, aber seine Wichtigkeit wird noch lange den Mittelpunct der Regierung daraus machen. Die Sicherheit, deren man dort genießt, und die Leichtigkeit, mit welcher die Einwohner sich regieren lassen, erlauben, die von Mehemed Ali begonnenen Versuche fortzusetzen und glücklichere Resultate davon zu hoffen. Die Erde, der Fluß und das Klima sind jetzt dieselben wie unter den Pharaonen, die Menschen allein haben sich verändert und sind in einen Zustand von Elend und Erbärmlichkeit verfallen, wovon man sich keinen Begriff machen kann, ohne es gesehen zu haben, selbst wenn man beständig alles das unter den Augen hätte, was unser gesellschaftlicher Zustand Häßlichstes darbietet.

Oft bringen die Araber die Nächte in freier Luft oder unter Hangars zu, auf einfachen Matten **) liegend, schlecht zugedeckt mit Lumpen, die kaum am Tage ihre Blöße bergen. Sie kennen den Gebrauch des Waschens und der Wäsche nicht, und um ihre Kleidung zu erneuern, warten sie, bis sie stückweise ihnen vom Leibe fallen.

Die Frauen aus dem Volke haben, statt aller Kleidung nur ein Hemd von blauem baumwollenen Zeuge und ein Stück von demselben Stoffe, das sie über den Kopf werfen; Fußbekleidung haben sie nicht.

Alle haben eine olivenfarbige Haut; sie sind um das Kinn, in Zirkel-Form und ungefähr einen Zoll im Durchmesser, blau tatowirt. Dieses unterscheidende Zeichen ihres Geschlechts ist das erste, was sie dem Blicke eines Fremden verbergen, oft selbst auf Kosten ihres Busens. Einige indessen verhüllen sich mit Sorgfalt und lassen von ihrem ganzen Körper nur die Füße, die Hände und die Augen sehen.

Die Frauen, welche den wohlhabenden oder reichen Classen angehören, gehen nie anders als maskirt aus; sie tragen Pantoffeln von verschiedenen Farben, gewöhnlich gelb oder roth. Ihr Costume gleicht ganz den Domino's, mit welchen man sich bei uns zur Carnavals-Zeit vermummt; sie tragen überdies ein Stück Seidenstoff auf dem Kopfe, das auf die Schultern und Arme herabfällt.

In einigen großen Städten, wie Rosette, Damiette, Alexandrien und Cairo findet man ohne Zweifel Häuser, deren Herren eines gewissen Wohlstandes nicht ermangeln, aber außer diesen und selbst in Orten, wo die Karten, durch Namen mit großen Buchstaben, wichtige Flecken anzuzeigen scheinen, findet man in der Wirklichkeit nur Hütten von getrocknetem Koth, durch ungesunde, schmutzige Gäßchen *) getrennt. Nie würde man ahnen, wenn man sie von fern sieht, daß das menschliche Wohnungen seyen. Fast alle sind zu niedrig, als daß man darin aufrecht stehen könnte; alles Geräthe besteht in einer auf der Erde ausgebreiteten Matte, in einigem gemeinschaftlichen Töpferzeug und einem kleinen Heerd.

Um einen Begriff von den Hülfsmitteln zu geben, welche das Land hinsichtlich der Nahrung darbietet, sage ich nur, daß zwischen Alexandrien und Cairo, eine Entfernung von mehr als 60 Stunden, es einen einzigen Punct, die kleine Stadt Fuah, giebt, wo es möglich wäre, Brod zu finden, ich will nicht sagen gutes, aber doch für einen Europäer eßbares. Ueberall anderwärts ist es nur ein grober, schlecht gebackener Teig, woran noch obendrein die unglücklichen Fellahs (die arabischen Landbauer) oft Mangel haben und wobei von Zukost wenig die Rede ist. Man behauptet selbst, daß sie zuweilen, um ihren Hunger zu stillen, Saamen von Lein oder Baumwolle essen müssen.

Fast alle in Europa gebaute Gemüse verlieren schnell ihre Eigenschaften, wenn man sie nach Aegypten verpflanzt; wie in allen heißen Ländern wird die Kartoffel fad und wässerig. Das Geflügel ist immer mager, trocken und ohne Geschmack; nirgends versteht man die Thiere zu mästen, und die Art, wie die Araber die Speisen zubereiten, ersetzt ihre Qualität nicht. An den Ufern des Nils, bei einer kleinen Stadt, deren Name mir in diesem Augenblicke nicht einfällt, habe ich einen mit dem Beil zerhauenen Büffel auf seiner ausgebreiteten Haut auf der Erde liegen sehen; die Eingeweide waren auf die Seite geworfen und ein Theil des Fleisches, von den Knochen gelöst und in Stücke zerschnitten, war in Säcke gethan

*) Die kleine Quantität von Steinkohlen, die man in Aegypten brennt, kömmt aus England und aus Frankreich. Syrien liefert etwas Holz und Holz-Kohlen. Man wendet auch als Brennmaterial die Stengel oder Halmen von Mais von Dourah ꝛc. an; für das häusliche Bedürfniß brauchen Personen, die nicht reich sind, auch wohl getrockneten Mist.

**) Die Dienstboten sind ein wenig reinlicher gekleidet, aber eben so schlecht vor Wind und Wetter geschützt, als die Leute vom Volke; ihre Zahl ist ungeheuer in Aegypten: das ist ein Gegenstand des Luxus. Ich habe in Cairo ein Haus gekannt, dessen Dienst vierzig Araber, unter der Aufsicht eines Europäers, beschäftigte. Fünf oder sechs Franzosen würden sie mehr als ersetzt haben.

*) In Cairo sind die Straßen sehr eng, aber von wahrhaft merkwürdiger Reinlichkeit: man könnte sie den Bewohnern von Marseille und Toulon zum Beispiel empfehlen. Die für den Sommer gut gebauten Häuser lassen während zwei Monaten des Jahres viel zu wünschen übrig. In denen gegen Norden liegenden Gemächern (und das sind sie fast alle) ist man oft genöthigt, seinen Mantel anzubehalten, um sich vor der Kälte zu schützen, vor Allem wenn der Fenster nicht mit Glas versehen sind, wie das oft der Fall ist, selbst bei reichen Leuten. Nirgends in Aegypten hat man Kamine um sich zu erwärmen.

Digitized by Google

worden. Die Nothwendigkeit ließ mich den Widerwillen überwinden, aber nicht zum Gewinn meiner Sinnlichkeit. *)

In Alexandrien findet man viele von Europäern unterhaltene Hôtels; in Cairo selbst giebt es einige; aber zwischen diesen beiden Städten muß man in dem Boote oder unter dem Zelte schlafen, je nachdem man zu Wasser oder zu Lande reis't. Dagegen fehlt es nicht an Caffeehäusern am ganzen Ufer des Flusses; am häufigsten sind es aber, wie die Wohnungen der Fellahs, Hütten von getrocknetem Koth; andere haben das Ansehen von Häusern, oft sind die Mauern selbst mit Kalk geweißt. Die Araber kauern da, Taback rauchend und manchmal zugleich spielend. Sie genießen den Caffee mit dem Mark oder Saz in Tassen, welche die Form einer halben Eier-Schale haben und die man auf eine Art von Eier-Näpfchen von gelbem Kupfer stellt. **)

Erschöpfung des Schatzes.

Die Hülfsquellen der Regierung sind, im Verhältniß, nicht genügender, als die der Privat-Personen: die Fonds fehlen selbst, um die Beamten zu bezahlen. Man giebt ihnen Bons, deren Zahlung durch die Agenten des Schatzes verweigert wird, die sie nachher unter der Hand zu einem niedrigen Preis wieder kaufen.

Ich habe zu Cairo einen Lehrer und einen Wundarzt, dessen Regiment nach Moka marschirte, genöthigt gesehen, allein abzureisen, nachdem sie acht Tage auf das Geld gewartet, das sie zu fordern hatten, um die Reise zu machen. Dieselbe Ursache hinderte die Orts-Veränderung anderer Beamten, welches auch die Bedürfnisse des Dienstes waren und ob es sich gleich von der öffentlichen Gesundheit handelte; ich könnte noch mehrere Beispiele anführen, wovon ich Zeuge war, aber diese Beispiele würden hier überflüssig seyn.

In den letzten Jahren hatte Mehemed Ali, gedrängt durch unaufschiebliche Bedürfnisse, geglaubt, sich durch Veränderung der Landesmünze helfen zu können. Er setzte neue Goldmünzen zu 9 und 4 Piaster ***) in Umlauf, die weniger inneren Gehalt hatten, als der nominelle Werth besagte; aber von diesem Augenblicke an erhielt die alte Silbermünze, die nicht verändert worden war, einen reellen, comparativ zu hohen Werth und sie verschwand, wie durch Zauberei, trotz aller möglichen Wachsamkeit; man hat sie exportirt, um sie im Auslande umschmelzen zu lassen.

Jetzt fehlen die effectiven Piaster und die andern kleinen Münzen fast gänzlich für die täglichen Bedürfnisse; wenn man sich deren für Geld verschaffen will, so muß man eine Prämie geben, die sich auf $\frac{1}{10}$ des verwechselten Werthes beläuft. So zum Beispiel um eine Goldmünze von 9 (ägyptischen) Piastern (2 Fr. 25 Cent.) zu haben, muß man einen halben Piaster oder $12\frac{1}{2}$ Cent. verlieren.

Um nun die Unfüglichkeiten zu vermeiden, die nothwendig aus allen diesen Veränderungen resultiren, bedient man sich fremder Münzen und vorzüglich der spanischen und englischen, sey es effectiv, sey es nominell, bei allen wichtigen oder auf lange Sicht gestellten Abschlüssen.

Der Krieg ist die Ursache aller dieser Uebel. Mehemed Ali hält jetzt eine Armee von mehr als 100,000 Mann und eine Flotte von 12 bis 15 großen Schiffen. Dem Ackerbau mangeln die Arme und die Hülfsquellen, welche der Verkauf der Baumwolle verschafft, reichen kaum zu den Bedürfnissen der Vertheidigung hin. Die Ausfuhr von Getraide hat fast gänzlich aufgehört und mit ihr ein Theil des ausländischen Handels.

Verbesserungen, welche von Mehemed Ali verwirklicht worden sind.

Die bis jetzt erlangten schönsten Resultate und die einzigen, welche zur Entwickelung der Civilisation und des Handels beitragen können, sind die Wiederherstellung eines alten Canals, der Mamudich genannt, welcher die Sicherheit ausmacht, deren man auf dem Lande so wie in den großen Städten genießt, und endlich die Schöpfung einer ziemlich großen Anzahl von Schulen. Die dringendesten Verbesserungen sind die des Ackerbaues und der innern Communicationen.

Wenn man sonst zu Wasser von Alexandrien nach Cairo gehen wollte, mußte man am Ufer des Meeres hinfahren und in die Mündung des Armes des Nils, der durch Rosette fließt, einlaufen. Man machte so einen sehr weiten Umweg, der überdies nicht ohne Gefahr war, vor Allem durch die in diesen Gewässern sehr häufigen Nordwinde. Um diesen Unfüglichkeiten zu begegnen und außerdem der Stadt Alexandrien süßes Wasser, dessen sie bedarf, zu verschaffen, hat Mehemed Ali, vor etwa 20 Jahren, einen alten Canal, jetzt Mamudich genannt, der bei dem Dorfe Alfeh, der kleinen Stadt Fuah gegenüber, in den Nil ausmündet, wiederherstellen lassen.

Dieser Canal, dessen Länge ungefähr 15 französische Meilen beträgt, ist in achtzehn Monaten ausgeführt worden. Achtzig- bis hunderttausend Menschen haben da ohne Werkzeuge gearbeitet, die Erde mit ihren Händen aufgrabend und den Abraum in Körben von Palmbaumblättern fortragend; hieraus kann man urtheilen, was der Pascha bewirken würde, wenn er alle seine Kräfte nützlichen Unternehmungen widmen könnte. Dieser Canal ist übrigens, wie alle größern und ältern Monumente, ein Beweis von der Macht des Oberhauptes, nicht aber des Glückes des Volkes. Funfzehn- bis zwanzigtausend Menschen sind den Anstrengungen und Entbehrungen erlegen.

Es ist wahrhaft zu bedauern, daß Mehemed Ali, bei der Erbauung dieses Canals, die Hülfsmittel der Kunst nicht gekannt hat. Zwei an beiden Enden angebrachte Schleusen hätten hingereicht, um die Schiffahrt vom Meere bis nach Boulac ohne Unterbrechung herzustellen, während man jetzt zwei Aus- und Einladungen unterworfen ist: die Boote des Canals sind da eingekerkert, weil man die beiden Ende mit kleinen Balken verschlossen hat, nämlich: 1) die Wasser-Strömung, um zu verhindern, daß der Fluß sich nicht ganz hineinstürze; 2) den benachbarten Ausgang

---

*) In Aegypten sind die Lebensmittel nicht von guter Qualität, aber auch nicht theuer. An den Ufern des Nils habe ich oft sechszehn Hüner-Eier für einen Piaster (25 Centimes) gekauft; freilich waren sie fast nicht größer als Tauben-Eier. Eine Henne kostete 1½ Piaster, alles übrige nach Verhältniß.

**) Für eine Tasse bezahlt man 10 Parats (ungefähr 6 Centimes) wenn man ein wenig Farin-Zucker dazunimmt und 5 Parats, wenn man den Caffee rein trinkt.

***) Der Piaster von Aegypten theilt sich in 40 Parats; es giebt Münzen von 40, 20, 10 und 5 Parats; es ist mehr eine Scheidemünze, als eine Münze von Silber. Das Verhältniß des Zusatzes ist beträchtlich. — Im letzten Monat Januar galt der englische Souverain'or (ein Pfund Sterling) 100 ägyptische Piaster, der spanische Piaster, wegen seines Gepräges ose Colonnade genannt, kostet 21, das französische 20 Franken-Stück 15, und das 5 Franken-Stück 17 ägyptische Piaster.

Man sieht auf diese Weise, daß das Wechseln französischer Münzen höchst unvortheilhaft war, weil der pari genommene englische Souverain nur für 25 Franken 16 Centimen Gold, und der spanische Piaster nur für 5 Franken 43 Centimen Silber enthält. Für diese Münzen erhält man gewöhnlich in Frankreich bei dem Wechsler 25 Franken 40 Centimen und 5 Franken 50 Centimen. Es ist die beste Münzsorte, die man mitnehmen kann; die Gunst, in welcher sie stehe, beruhe ohne Zweifel darauf, daß die spanischen Piaster seit langer Zeit bekannt und nie verändert worden sind. Diese Geldstücken haben Cours in der ganzen Welt, aber sie sind specieß die Münze des mittelländischen Meeres, wie das Italienische die Sprache desselben ist. Das Gold von England verdankt seinen Vorzug der Entwickelung seiner Verbindungen zur See mit diesem Lande.

Digitized by Google

des Hafens, um darin eine genügende Wassermasse zu erhalten, sich die Möglichkeit vorbehaltend, den Canal trocken zu legen, wenn die Reinigung und Schlemmung desselben es erheischt.

Die Erbauung dieser Schleusen bietet nur wenige Schwierigkeiten dar, da der Unterschied des Niveau's zwischen dem Canal und dem Hafen nicht mehr als höchstens zwei oder drei Metres beträgt. Ihr Nutzen würde unermeßlich seyn, in einem Lande, wo die Schiffahrt fast das einzige Transportmittel für die Menschen und für die Waaren ist und auf einer Communicationslinie, die eben so, wie bei uns die Saone und Rhone frequentirt wird. Unglücklicherweise existirt bis jetzt in Aegypten keine alte oder neue Schleuse, die man zum Vorbilde nehmen könnte; die ersteren können nur von einem Manne begründet werden, der fähig ist, die Bauart nach den örtlichen Umständen (dem festen Felsen, nah beim Hafen, und dem Terrain der Alluvion beim Flusse) zu regeln.

Art zu reisen in Aegypten.

Ich habe früher gesagt, daß die Schiffahrt ziemlich das einzige Transportmittel in Aegypten sey und in der That giebt es fast nirgends gebahnte Straßen, selbst in der Nähe der Städte und während meines Aufenthalts in diesem Lande habe ich nur zwei Wagen gekannt. Es war eine Art vergoldete Fiacres, wovon der eine dem Pascha und der andere dem Gouverneur von Cairo gehörte; man spannte vier Pferde davor; aber man konnte nur durch wenige Straßen, die breitesten nämlich, damit fahren. In den Städten und ihren Umgebungen wird jeder Weg zu Pferde oder auf Eseln gemacht, die in Aegypten die Stelle der Miethwagen versehen; die Araber, welche sie leiten, folgen laufend oder gehen selbst voraus, um die Vorübergehenden zu entfernen.

Die Dromedare oder Kameele zum Reiten werden zu den Reisen in der Wüste verwendet; die gewöhnlichen Kameele machen alle Transporte. Inzwischen hat man neuerlich einige sehr plumpe Karren verfertigt, an welche man Büffel spannte, um die enormen Massen von Ruinen wegzuschaffen, welche die Zugänge von Cairo verstopften.

Wenn man zu Wasser reist, so ist man der Nothwendigkeit überhoben, Zelte und alles nothwendige Materiale mit sich zu führen, in einem Lande, wo man außer den größten Städten keine Gasthöfe findet. Die Barken haben auf ihrem Hintertheil Hütten von Brettern, wo man sich während der Nacht und vor der Hitze bergen kann. Diese Barken, Canges genannt, gehen mit Segeln auf dem Canal Mamudich, wie auf dem Nil; nur in Ermangelung des Windes zieht man sie an Stricken. Die Segel sind von übermäßiger Größe, auch ist es nicht selten, diese Fahrzeuge, mit flachem Grund und nicht tief im Wasser gehend, auf dem Flusse umfallen zu sehen; ich habe selbst eins getroffen, das noch nicht herausgezogen war. Diese Unfälle sind auf dem Mamudich nicht zu fürchten.

Die Zahl der Mannschaft ist sehr verschieden; eine Barke von ungefähr 30 Fuß Länge trägt oft fünf Personen, wovon zwei oder drei Kinder sind. Der eine führt das Steuerruder, die andern handhaben das Tauwerk oder ziehen den Strick; im Nothfalle gehen alle ins Wasser, wenn man auf den Grund gerathen, was auf dem Nil nicht selten ist.

Diese Art zu reisen ist nicht sehr schnell, aber bequem und nicht sehr kostspielig. Auf der Fahrt von Alexandrien nach Cairo reiste ich mit drei andern Personen zusammen, und wir haben in Allem 200 Piaster (50 Franken) für Logis und Führung unserer Barke bezahlt, nämlich: 50 Piaster auf dem Mamudich und 150 auf dem Nil; die Entfernung zwischen den beiden Städten ist ungefähr sechszig französische Meilen, die Umwege mit einbegriffen. Wir haben sieben Tage mit der Ueberfahrt zugebracht; oft braucht man weniger, oft aber auch mehr Zeit. Der Preis wird immer im Voraus bestimmt, unabhängig von der Dauer.

Im Laufe unserer Reise sind wir überall und zu jeder Zeit vollkommen sicher gewesen; nie haben wir in dieser Hinsicht den mindesten Zweifel gehabt, obleich der Fluß von Beduinen bedeckt war, die von der Küste der Barbarei kamen und nach Mekka wallfahrteten, um dem Gesetze Mahomeds Folge zu leisten.

Viele dieser Pilger reisten zu Fuße an den Ufern des Nil und mehreremale baten sie uns um die Erlaubniß, unsere Barke zu besteigen: die Weigerungen, wozu uns der Mangel an Platz und ihre Unreinlichkeit nöthigten, zogen uns übrigens nie die mindesten Unannehmlichkeiten zu.

Jeden Abend legte sich der Wind und wir brachten immer die Nacht sehr ruhig in unserer, am Ufer festgebundenen Barke zu, sey es isolirt, sey es in der Nähe von Wohnungen oder mit Arabern bemannten Booten.

In den großen Städten ist man, sowohl bei Nacht als bei Tage, nicht minder sicher, als auf dem Lande: entweder muß der Pascha in dieser Hinsicht den Bewohnern einen ganz besondern Schrecken eingeflößt, oder diese müssen einen Abscheu vor gewaltthätigen Handlungen haben; denn in Aegypten ist das Verschwinden eines Menschen nicht so leicht zu entdecken, wie in Europa; es giebt keine Geburts- und Sterbelisten. Die Consuls hatten einige Versuche gemacht, um dergleichen einzuführen; aber man hat darauf verzichten müssen: die Araber betrachteten diese Vorschrift als eine unerträgliche Vexation.

Hinsichtlich der Ehrlichkeit hatten wir weniger Ursache, zufrieden zu seyn; verschiedene Kleinigkeiten, die wir zufällig einen Augenblick außerhalb unserer Hütte ließen, verschwanden wie durch Zauber. Eine Frau, die uns am Ufer des Flusses einige Lebensmittel verkauft hatte, nahm die Silbermünze, die wir ihr gaben, und floh, indem sie uns durch Zeichen zu erkennen gab, daß sie kleine Münze holen wolle. Nie erschien sie wieder.

Wir konnten in der That diese armen Leute nur beklagen, denn ist der Diebstahl nicht die unvermeidliche Folge des Elends? In unserm Europa, das man für so gut verwaltet und für so unterrichtet erklärt — ist es da nicht durch authentische Angaben bewiesen, daß die Zahl der Diebstähle sich jedes Jahr während des Sommers vermindert, bei der Rückkehr der schlechten Jahreszeit aber, d. h. mit den Bedürfnissen der Unglücklichen, sich vermehrt? Warum sollte es in Aegypten anders seyn, wo, seit mehreren Jahren das Elend fortdauernd auf dem höchsten Gipfel ist?

Fern sey von mir der Gedanke, die Angriffe auf das Eigenthum entschuldigen zu wollen; aber wenn sich das Uebel überall unter denselben Umständen erneuert, ist es dann nicht bewiesen, daß man dem Mangel und dem Elend abhelfen muß, um den Diebstahl verschwinden zu machen?

Functionen und Besoldungen der Europäer.

Unter der Zahl der in Aegypten verwirklichten Verbesserungen habe ich die Schulen angeführt und es giebt deren in der That eine ziemlich große Anzahl, unter welchen man die medizinische und die Veterinair-Schule von Abuzabel, die polytechnische Schule von Bulac und die Schule der Reiterei von Girch *) unterscheidet. Unglücklicherweise macht die Nothwendigkeit, Dragmans oder Dollmetscher als Vermittler zwischen den Zöglingen und den Lehrern, die fast alle Europäer und die mehrsten Franzosen sind, anzuwenden, den Unterricht sehr schwierig. Es ist zu bedauern, daß die jungen Leute mit Gewalt und gegen den Willen ihrer Aeltern genommen, statt nach ihrer Fähigkeit gewählt zu werden: aber diese Wahl würde allerdings sehr schwierig seyn. Die jungen Leute erhalten den Elementar-Unterricht in allen Schulen und besitzen, im Augenblicke, wo man sie

*) Abuzabel, Bulac und Giech sind drei kleine in der Umgegend von Cairo liegende Städte, nämlich: die erste im Norden, ungefähr fünf Stunden weit; die zweite eine halbe Stunde westlich, auf dem rechten Ufer des Flusses, die dritte auf dem linken Ufer und ein wenig südlich von der zweiten.

Digitized by Google

nimmt, keine Kenntnisse, die den Gegenstand einer Prüfung ausmachen könnten; und, man muß es zu seinem Lobe sagen, Mehemed Ali ist nicht Neuerer genug, um in seinen Staaten die Anwendung einer Wissenschaft anzufangen, welche den Menschen nach der Form seines Kopfes zu beurtheilen sich anmaßt, die aber bei den gebildetsten Nationen mindestens als unvollkommen betrachtet wird.

Noch lange Zeit wird dieser Fürst seine Zuflucht zu Europäern nehmen müssen, sowohl für den Unterricht in seinen Schulen, als in Allem was er Neues in seinen Staaten einführen will; aber schon jetzt bietet er ihnen nicht mehr diejelben Vortheile wie sonst, sey es, daß er, bei der schnellen Vermehrung ihrer Anzahl, von der Concurrenz Nutzen ziehen will, sey es, daß mehrere, denen er Aemter anvertraut, seiner Erwartung nicht entsprochen, wie Hr. Gerr von Selves, jetzt Soliman-Pascha, der die Armee organisirt hat so gut es möglich war in einem Lande, das von allen Hülfsquellen entblößt ist, bei einem Volke, dessen herrschende Tugend niemals kriegerischer Muth gewesen ist; Herr Cerisy, Gründer der jetzigen Marine; Herr Besson, Commandant der Flotte, der, wenn er nicht gerade treffliche Seeleute gebildet, doch alles erreicht hat, was man von der Fahrlässigkeit der Araber hoffen konnte. Jetzt würde man sich sehr täuschen, wenn man Aegypten als ein Land betrachtete, wo man, mit Moralität, Einsicht und Liebe zur Arbeit, schneller als anderwärts zu Vermögen gelangen könnte. Außer dem Handel muß man im Solde des Fürsten stehen, der Eigenthümer aller Ländereien, wie aller industriellen Etablissements ist. Die Argeneikunde selbst würde nur unbedeutende Früchte tragen; der Fremden sind zu wenige und die Araber sind zu arm, um denen etwas geben zu können, die sie verhinderten, zu sterben.

Vormals betrachtete der Pascha alle Europäer als gleich geeignet, alles zu machen; die ersten besten Ankommlinge erhielten die ersten vacanten Stellen oft mit bedeutendem Gehalt. Die Vortheile der Specialität werden von Mehemed Ali nicht begriffen; oft sollen die jungen Aerzte, bei ihrer Rückkehr aus Europa, alles andere machen, als das, was sie gelernt. Oft ist auch die Wahl der Maaßen höchst sonderbar. Als ich das Hospital Lesbeke zu Cairo besuchte, versicherte mir der Oberwundarzt, der mich gewiß nicht täuschen wollte, daß der Arzt, der dieses Hospital vernaltete, ein vormaliger Henker sey, bekannt wegen seiner Geschicklichkeit im Kopfabschneiden. Jetzt haben die Ankommenden vorzüglich in pecuniairer Rücksicht ein Noviciat auszuhalten; und wenn sie nicht, bevor sie ihr Land verlassen, die Bedingungen ihres Engagements sehr bestimmt regulirt haben, so sehen sie sich oft der Willkühr eines Mannes preisgegeben, der sich von übelverstandenem Interesse leiten läßt.

Jetzt findet fast nichts Bestimmtes statt, man sucht jedermann mit Abzug zu bekommen. So hat zum Beispiel in einer Schule, deren Ruf vielleicht größer ist als die Wirklichkeit, einer der Professoren einen größern Gehalt als der Director. Dieser Unterschied kömmt einzig daher, daß der erstere sein Engagement in Frankreich, der zweite in Aegypten gemacht hat. Die jungen Aerzte empfangen in der Regel 1200 Piaster (300 Fr.) monatlich, wenn sie an der Spitze eines Hospitals stehen; Lehrer in Sprachen, Zeichnen und Musik, so wie die Chefs der Regiments-Musik 1000 Piaster (250 Fr.) monatlich.

Uebrigens gehe ich hier genauen Details einzig deswegen, um denen Personen, die sich nach Aegypten begeben möchten, die Vortheile, die sie in diesem Lande finden können, in ihrem wahren Lichte sehen zu lassen. Ich füge hinzu, daß Wohnung und Lebensmittel minder theuer, aber weit weniger bequem und gut als in Frankreich sind. Die Bedienung ist fast eben so kostspielig, weil man eine größere Anzahl von Dienern braucht; endlich, wenn man nicht auf alle Annehmlichkeiten verzichten will, an welche man bei uns gewöhnt ist, so muß man in dieser Hinsicht bedeutenden Aufwand machen, da sowohl alle Manufactur-Artikel, als auch Wein und einige Eßwaaren aus Europa kommen.

Abdammung des Nils.

Der Krieg, habe ich gesagt, hat das Elend hervorgebracht, das jetzt Aegypten drückt und der Ackerbau muß alle Uebel verschwinden machen; die immer unerschöpfliche Erde wird bald hundertfach die Auslage erstatten, die man für sie gemacht.

Diese Wahrheit scheint Mehemed Ali wohl begriffen zu haben und von allen friedlichen Arbeiten ist die Abdammung des Nils diejenige, welche hauptsächlich seine Aufmerksamkeit fesselt.

Um die Wichtigkeit der Unternehmung ganz zu fühlen, muß man sich erinnern, daß in Aegypten die Quantität des Wassers, die (als Thau oder Regen) vom Himmel fällt, unbedeutend für die Vegetation ist. Die Ueberschwemmung aber bedeckt nicht alle angebaute Ländereien und außerdem erneuert sie sich auch jährlich nur einmal, während der Boden, wenn er angemessen gewässert wird, drei oder vier Aerndten in derselben Zeit geben kann.

Ohne Zweifel bewässert man jetzt viele Ländereien künstlich, aber die Arbeit geschieht im Kleinen durch Räder mit Töpfen und Eimern mit Klappen; der Pascha, Eigenthümer aller Ländereien und dadurch selbst der Vortheile beraubt, welche in gewissen Ländern die Theilung des Eigenthums gewährt, möchte gern die Unfälligkeiten vermeiden, die aus dem Mangel an Uebereinstimmung und Zusammenwirkung im Großen und im Ganzen entstehen.

Aegypten, wie man weiß, besteht aus zwei sehr verschiedenen Theilen: 1) Ober-Aegypten, das bei Cairo anfängt und sich bis nach Sienne ausdehnt; seine Länge ist ungefähr 150 Stunden und die mittlere Breite des angebauten Bodens beträgt nicht viel mehr als eine Stunde oder französische Meile; 2) aus dem Delta oder Nieder-Aegypten, welches die Form eines gleichseitigen Dreiecks, von vierzig Stunden jede Seite, hat. Die Spitze dieses Dreiecks ist in Cairo; seine Basis fügt sich an das Meer.

Das Delta ist, in Folge seiner Ausdehnung, seiner Nähe am Meere, und der Städte, die es in sich schließt, der wichtigste Theil von Aegypten; ihn fruchtbar zu machen ist das, warum es sich jetzt handelt.

Andere man die Abdammung am Gipfel, nämlich ungefähr eine französische Meile unterhalb des Punctes, wo der Nil sich in zwei Arme theilt, angebracht, hat man zum Zweck gehabt, das möglichst größte Terrain zu bewässern, und indem man die beiden Arme des Flusses besonders abdammte, hat man die Arbeit, durch Theilung derselben, leichter machen wollen. Inzwischen ist das Werk immer noch folossal. Es handelt sich davon, die beiden Arme eines Flusses, die zusammen zehnmal so viel Wasser als die Seine zu Paris enthalten, auf einer Höhe von ungefähr 8 Metres abzudammen. Auf einigen Puncten beträgt die Tiefe 15 Metres; nirgends findet man festen Grund; er besteht überall nur aus angeschwemmtem Land.

Uebrigens besteht die Schwierigkeit nicht nur darin, das Niveau des Flusses mit dem des Bodens zu erhalten, man muß auch die Ländereien bewässern, ohne sie in Sümpfe zu verwandeln, und die hierzu zu machenden Arbeiten sind nicht die am wenigsten in einem Lande, das fast so flach ist als das Meer selbst während vollkommener Windstille.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1087. Hamburg. Mittwoch, den 26. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Das Mittagsmahl. Von Jules Janin. . . . . Seite 809
Einige Worte über Aegypten. (Beschluß.) . . . . . „ 812
Martinique von 1789 bis 1794. Vom General Bernard. Erster Artikel. . . . . „ 814
Ein Lager von Beduinen. . . . . „ 816

Das Mittagsmahl.

Von

Jules Janin.

(Aus dem Dictionnaire de la Conversation.)

(R.)

Er, der diesen gastronomischen Artikel hätte würdig schreiben können, Brillat-Savarin, dieser Mann von Geist, der in zwiefacher Gestalt ein Mann von Geschmack war, ist todt — er ist gestorben, wie er gelebt hat, sanft, langsam, glücklich. So muß ich denn, ein Novize in seiner Kunst, gestützt auf sein Buch, das eine Autorität geworden ist, die Leser um Verzeihung bitten, daß ich es wage, auf eine Wissenschaft einzugehen, für welche das ganze Leben nicht zu viel ist, auf die Kunst, zu Mittag zu essen.

Die Kunst, zu Mittag zu essen, ist schon sehr alt; sie schreibt sich von dem Augenblick her, wo der Mensch aufgehört hat, sich von Kräutern zu nähren und pures Wasser zu trinken. Der Erste, der ein Thier getödtet und es zum Essen zubereitet hat, hat den größten Köchen dieser Welt die Bahn gebrochen. Von da an war das Mahl nichts Zufälliges mehr, es war schon eine Zurichtung, fast ein Studium; von da an hat der Mensch in sich selbst das Axiom gefunden, es sey nicht gut, daß der Mensch allein sey, was so viel sagen will, es sey nicht gut, daß der Mensch allein speise. Brod und Salz wurden die zuverlässigsten Zeichen eines Bundes-Tractats und die Gastfreiheit war der Anfang aller Civilisation. Bei dem ersten gemeinschaftlichen Mahle beginnen zugleich die Geschichte und die Politik, die Familiensitten und die Sitten des Menschengeschlechts. Was der Thurm zu Babel dadurch Uebles angerichtet hat, daß er die Sprachen der Menschen in Verwirrung gebracht, das hat die Vereinigung der Menschen an einem und demselben Tische wieder gut gemacht: hier ist es wirklich, wo unter den Großen Vertrauen und Brüderschaft aufkommen. Durch den Tisch unterscheidet sich auch der Mensch, eben so wohl als durch die Sprache, von dem Thiere. Das Thier frißt, nur der Mensch versteht sich aufs Essen; das Thier hat Hunger, der Mensch hat Appetit. Die Tafel ist das Mahl, die milde Freude, die lächelnde Vertraulichkeit: sie giebt den matten Gliedern ihre Gelenkigkeit, den abgestorbenen Gesichtern ihre Farbe, dem müden Auge Leben und Feuer wieder. Die Tafel bringt alle einander entgegenstehende Leidenschaften in Einklang, sie macht den Ehrgeiz, den Haß, die Intrigue, alle üblen Leidenschaften verstummen; sie hemmt deren traurige Folgen täglich auf drei Stunden. Die Tafel ist die Herrin der schönen Künste; um die Tafel zu schmücken hat man das reiche Schnitzwerk, den schönen Damast, den klaren Kristall, die kostbaren Blumenvasen, die Musik, um die Gäste zu erfreuen, die zierlichen Tänze, den Schmuck des Deserts, die prächtigen Gewölbe, die Plafonds von Laubwerk, die springenden Brunnen, die vom Plafond niederschlagenden Wohlgerüche erfunden, und die Dichter feiern ihre Freuden in ihren Gesängen. Genau genommen ist die Tafel das einzige Ziel, der Anfang und der Mittelpunct aller Künste gewesen.

Da wäre eine schöne Geschichte daraus zu machen; und welch eine Geschichte vor allem, wenn man von dem Zubehör der Tafel zu den Gerichten, welche sie belasten, von den homerischen Festen, von dem Zelte des Achilles zu den Diners des verflossenen Jahrhunderts überginge! Welch eine Mannichfaltigkeit von Gerichten von dem ersten Glase Madeira bis zu dem letzten Glase Punsch! Und wieder, welche Regeln, welche Vorschriften, welche Anweisungen, welche Vorsichtsmaaßregeln, welch Besinden vor allem, um gut zu diniren!

Ich will hier einige der sehr complicirten Regeln dieser schönen Kunst geben; ein jeder meiner Leser mag ihnen die besonderen Regeln beifügen, die er aus eigner Erfahrung abgezogen hat, denn das Sprichwort sagt: „so viele Menschen, so viele Arten zu speisen.“ Tot homines, tot sententiae. 1) Die Zahl der Gäste sey nicht unter Sechs und nicht über Neun. Es giebt Leute, die da meynen, man könnte sie wohl auf Zwölf bringen; wir halten das aber für eine böse Zahl: numero Deus impare gaudet. 2) Die Gäste müssen so gewählt seyn, daß sie einander lieb haben und sich dieses drei Stunden lang sagen können. Geistreiche Männer ohne Prätension, liebenswürdige Frauen ohne Coquetterie (keine auffallende Zerstreuung bei der Tafel, wenn man speist), auserlesene aber nicht zu sehr gesuchte Speisen, Weine von der besten Qualität; man gehe vom Strengen zum Milden, vom Ernste zum Scherze über; man speise langsam, wie es ordentlichen Leuten zukömmt, die nur was Gutes auf der Tafel haben; der Caffee sey heiß, der Eßsaal zierlich, einfach, sauber und die Atmosphäre in der Temperatur von 14 bis 16 Grad Reaumur; ein geräumiger Salon, leichter Thee, Aufbruch nicht vor 11 und nicht nach 12 Uhr; bei allem diesen ein guter Magen: so ist man glücklich!

„So sprechen die Gastronomen. Und man glaube ja nicht, daß derjenige, welcher die Kunst, gehörig zu tafeln, recht inne hat, der erstickenden und entnervenden Raffinements bedarf, aus welchen die großen Diners des gewöhnlichen Gourmands zusammengesetzt sind. Ei, bewahre! Die Qualität und nicht die Quantität der Schüsseln, die Wahl und nicht die Menge der Weine ist es, welche das Mahl eines Mannes von Geschmack

Digitized by Google

bildet. Keine aufgethürmte Fleischhaufen, keine schwerpassend angefüllte Gläser, kein Gepränge, kein Aufsehen, nichts Gesuchtes, nichts von dem Gebäck, was sich thurmeshoch erhebt, sondern solche Thürme, wo sich die Breschen gleich bemerkbar machen! Der Gastronom begnügt sich mit Wenigem, wenn nur dies Wenige vollkommen, auserlesen, vollständig ist. Jede Mahlzeit seines Lebens ist in seiner Erinnerung ein Fest, wenn er sein Mahl nur eben so, wie er es gegessen, mit Seligkeit, verdaute. Man frage einen solchen Glücklichen, und er wird sagen, daß die Mahlzeiten die besten gewesen sind, die am einfachsten waren. „Ich entsinne mich," sagt er, „es war vor zehn Jahren, an dem und dem Tage, als ich meinen Freund, den Doctor, der damals 78 Jahr alt war, meinen guten Kameraden, den Capitain, der deren 67 zählte, und ihre gute Schwester Jeannette, das schlichte und sanfte Mädchen, das in ihrem 75sten Jahre noch so schöne Confituren machte, als man sie nur haben kann, bei mir zum Frühstück hatte. Der Vormittag ging schön und ruhig vorüber; ich hatte mein Haus von Oben bis Unten sauber, freundlich, und blank wie einen Spiegel zurichten lassen. Eine Viertelstunde vor der Eßzeit stellten sich alle meine Freunde, frischauf, ganz bepudert, schön rasirt und mit reiner Wäsche angethan, ein; und Mademoiselle Jeannette, wie war die noch immer reizend und lieblich!

„Guten Morgen," sagten sie, „guten Morgen, Freund! Vom Frühstück ward nicht gesprochen, und ich, ich erwähnte dessen eben so wenig. Ich führte meine Freunde in meinen kleinen, mit meinen alten guten Möbeln aus Ludwigs XV. Zeiten, die nun wieder in der Mode sind, versehenen Salon ein. Ich schlug beide Flügel der Thür meines Studirzimmers von einander, in welchem man wenige, aber gute und schöne Bücher, ausgewählt, sauber gebunden und verziert, Meisterwerke nach Innen und von Außen sieht. Meine Freunde waren immer um und neben mir. So ging Alles gut. Wir freueten uns, daß wir alle Vier gleich gut gestimmt waren. Man hatte sich lieb, man sah sich an, man sprach, man sprach nicht, man that, was einem eben recht war. Meine Freunde öffneten meine Bücher, bewunderten meine Kupferstiche, die von Werth sind, oder schaueten wohlwollend zum Fenster hinaus nach meinen Rosen und nach meinen in der Blüthe stehenden Erbsen. Bald schlug es Zehn, was die rechte Stunde war, und da befanden wir uns im Speisesaal. Welch ein Glanz! welch ein schöner Luxus! wie die alten Möbeln blitzten! welch ein schönes Silberzeug von altem Schrot und Korn, derb, massiv und nützlich! welch einfaches, mit Goldfäden, die nicht blind geworden — munda supellex, sagt Horaz — umsponnenes Porcelan! Nun ging es zu Tische, wo die Austern unserer in offenen Schalen warteten. Die guten, frischen, kleinen, gesalzenen Austern! Nach den Austern am Spieß gebratene Nieren, noch ein wenig blutig, aber was thut das? Nach den Nieren Gänseleber mit Trüffeln, und endlich die Hauptschüssel, die erwartete Schüssel, die Ueberraschungsschüssel: la Fondue! mit Käse gesottene Eier, nichts weiter. Darnach Erdbeeren, Eingemachtes, eine halbe Tasse Mokka-Casse, ächten Mokka (er schmeckt mir noch)! und endlich zweierlei Liqueure, alten, recht scharfen Rum, und eine mildere Sorte, ich weiß nicht mehr welche, um jenem die zu große Schärfe zu nehmen. Das nenne ich frühstücken."

„„O Gott!"" sagt ein anderer, „„Ihr Frühstück erinnert mich an ein vortreffliches Diner, dem ich 1804, dem schönen Jahre, bei meinem Freunde, dem Finanzsecretair Dubois, beiwohnte. Das ist ein Mann! Welch ein Geruch! welche Hände! welche Lippen! Ich fuhr in einem guten Wagen hin, und trat ein. Es war im Winter."" Und nun beschreibt der gute Mann Schüssel bei Schüssel, Scene bei Scene dies glückliche Diner, von der Suppe mit Parmesankäse bis zu den Confituren, vom ersten und letzten Bordeaux-Wein bis zur Tasse Thee und dem Glase Punsch. O reizende und unschuldige Erinnerungen!

Es sind dicke Bücher über die Küche geschrieben worden, man hat ohne Ende und Unterlaß geschrieben. Ein Buch, das mehr Auflage erlebt hat als die Fabeln des Lafontaine, das ist die bürgerliche Köchin, ein arges Namenregister, das mehr Vergifter geschaffen hat als die Bücher des Herrn Arsila. Die Gourmands-Profession ist gefeiert und besungen worden. Wir haben ein ganzes Gedicht über diesen Gegenstand, die Gastronomie, von Berchoux, ein Gedicht voll schöner Verse. Im Allgemeinen ist den Gourmands großes Lob geschenkt worden: man hat sie als die humansten, die sanftesten, die zierlichsten aller Menschen dargestellt. Man hat gesagt, die Gourmandise sey eine Feindin des Uebermaßes; sie verdiene unter allen diesen Beziehungen nur Lob und Ermuthigung; in physischer Beziehung schaffe und erhalte sie die Gesundheit, und in moralischer Beziehung sey sie ein Impuls des Schöpfers, der uns zu essen geboten habe, damit wir lebten, und der uns durch den Appetit zum essen auffordere. Die Gourmandise ist, mehr noch als der Dreizack des Neptuns, das Scepter und das Band der Welt; sie läßt die Weine, den Zucker, die Gewürze, die eingesalzenen Sachen, die Fische jeder Art, ja selbst die Eier und Anschovis von einem Pol zum andern reisen. Sie erhält auf ihre Kosten ein ganzes Volk Fischer, Jäger, Gärtner; ein ganzes Volk Köche, Pastetenbäcker und Confituriers; sie stützt sich zugleich auf die größten Reichthümer und auf das mäßigste Einkommen; auch unterhält sie das europäische Gleichgewicht — denn wehe der Nation, die sich nur von Früchten und Gemüsen nähren wollte; sie würde bald den fleischfressenden Armee'n unterliegen müssen! Als Nerv der Octroy's, der Zölle, der indirecten Steuern ist sie auch die stärkste Stütze des öffentlichen Schatzes. Endlich setzten die Gastronomen, um die Vortrefflichkeit dieser socialen Tugend zu beweisen, noch stolz hinzu, daß man, um ein Gourmand zu seyn, eine eigenthümliche Organisation haben müsse; daß die Zerstreuten, die Plaudermäuler, die Ehrsüchtigen, die Uebergeschäftigen sich nicht aufs Essen verständen, und daß endlich die Gourmandise das einzige gewesen sey, worin Napoleon es zu keiner Superiorität gebracht habe. Auch setzen diese ehrlichen Practiker stets hinzu: nicht ein jeder kann Gourmand seyn, wenn er es auch möchte.

Hier nun das physiologische Bild des Gourmands. Fünf Fuß zwei Zoll Höhe, ein rundes Gesicht, ein blitzendes Auge, eine kleine Stirn, eine kurze Nase, fleischigte und rosigte Lippen, ein rundes Kinn. Was die gourmandischen Damen betrifft, so sind sie fleischig, mehr niedlich als schön, und etwas über das gewöhnliche Maaß beleibt. Ganz im Gegentheil ist bei den Damen, die verdammt sind, sich nicht gehörig aufs Essen zu verstehen, alles, Gesicht, Nase, Taille und Augen in die Länge gezogen, sie haben ein dünnes, schwarzes, plattes Haar: sie sind es, welche die Pantalons erdacht haben. Unter den Gourmands ist wieder ein Unterschied zwischen den Gourmands per Prädestination und den Gourmands per Etat zu machen. Gourmands per Etat sind die Finanziers, daher man auch alle Arten Zubereitungen à la financière hat; nach den Finanziers kommen die Chevaliers, die Gelehrten, die Devoten und die Abbe's. Im Allgemeinen ergiebt sich, daß der Gourmand lange lebt; auch ist er selten krank. Wer weniger als 5000 Fr. Einkünfte hat, der darf kein Gourmand seyn, und dieser Gourmand gehört erst zu der Classe des Nierenbraten, der mit Kastanien sarcirten Kalekute, der Tauben aus dem Schlage und der Schüssel Sauerkraut. Mit 15,000 Fr. jährlich wird man ein Gourmand, der's machen kann; dann speist man filet de boeuf à coeur rose, piqué et cuit dans son jus; Rehviertel mit Pfefferzucker, Steinbutt au naturel, Kalekuten mit Trüffeln, die Erstlinge von jungen Erbsen. Mit 30,000 Franken ist man ein reicher Gourmand. Da giebt es Geflügel von 7 Pfund; Bourrée de truffes du Périgord; Straßburger Leber-Pasteten; rheinländische Karpfen; Trüffel-Wachteln; gespickte Fluß-Hechte; Fasanen; Spargel von 6 Linien Durchmesser; Orto-

Digitized by Google

lanen à la provençale! Mit mehr als 30,000 Franken Rente hört man auf, ein Gourmand zu seyn; da ist man zu viel, was vielleicht schlimmer ist, als wenn man nicht genug ist.

Nun wollen wir uns als ein Professor emeritus mit den verschiedenen Bestandtheilen all der Schüsseln und all der Getränke beschäftigen, die ein Mittagsmahl bilden. Wollte Gott, wir könnten ex professo über diese Materien schreiben, von der Suppe bis zum Caffee.

Hier inzwischen einige Hinweisungen. Die Suppe besteht aus guter Bouillon, Hülsenfrüchten, Brod oder Teig. Um eine gute Suppe zu haben, muß das Wasser langsam heiß gemacht werden, damit das Schleimige nicht inwärts gerinne; das Aufsprudeln muß kaum zu sehen seyn, damit die verschiedenen Theile, die allmählig aufgelöst werden, sich recht gut und leicht vereinigen können.

Das gekochte Fleisch ist eine feste, aber nicht sehr stärkende Kost, weil das Fleisch seinen Nährsaft verloren hat. Man ißt gekochtes Fleisch aus Routine, aus Ungeduld, aus Nichtbeachtung; der Gourmand ißt es nie; ihm ist es ein saftloses Fleisch.

Das Geflügel ist für die Küche, was die Leinewand für die Malerei ist, der unentbehrliche Grund: man servirt es gekocht, gebraten, gesotten, warm oder kalt, ganz oder zerlegt, mit oder ohne Sauce, die Knochen herausgenommen, die Haut abgezogen, farcirt: immer mit Erfolg. Die Districte Caux, Mans und Bresse streiten sich um die Ehre, wer von ihnen das beste Geflügel liefert. La Bresse steht hinsichtlich der gemästeten jungen Hüner obenan; und was die Kapaunen betrifft, so ist der immer der Beste, den man eben verspeist.

Das welsche Huhn oder die Kalekute ist, wenn auch nicht das feinste, doch das wohlschmeckendste aller Hausthiere. Paris verschluckt jährlich für 720,000 Franken an Kalekuten mit Trüffeln.

Unter kleinem Wildprett versteht man die eßbaren Thiere, die in den Wäldern, im Felde, im Stande einer natürlichen Freiheit leben. Es giebt drei Folgen dieser Art von Wildprett: die Krammets- und andere kleine Vögel; der Wachtelkönig, die Becassine, das Rebhuhn, der Fasan; dann das Kaninchen und der Hase.

Endlich das Hochwild, das wilde Schwein und das Reh. Das Wild ist eine warme, saftige, wohlschmeckende und leichtverdauliche Speise.

Die Krigendrossel ist der erste der kleinen Vögel; die Wachtel ist das niedlichste und liebenswürdigste Thierchen; die Becassine ist ein sehr ausgezeichneter Vogel; der Fasan übertrifft alle Art kleinen Wildpretts, wenn er cuit à point ist. Rara avis, ein Fasan cuit à point! Ein Fasan, den man in den ersten acht Tagen, wenn er abgethan ist, speist, ist nicht so gut als ein Rebhuhn, als ein Küken.

Der Fisch, minder nährsam als das Fleisch, saftreicher als die Vegetabilien, ist das einzige Justemilieu, das allen Temperamenten zusagt. Es streitet sich aber wieder sehr zwischen See- und Flußfischen.

Austern kann man immer essen.

Die Trüffeln! Die Trüffel ist der Diamant der Kochkunst. Die besten Trüffeln Frankreichs kommen von Perigord und aus der oberen Provence. Die Trüffel ist eine so gesunde als liebliche Speise, und wenn man auch sagt, daß sie schwer zu verdauen ist, so gleitet sie doch, mäßig genossen, durch, wie ein Brief durch den Postkasten.

Der Zucker bekömmt nie anders schlecht, als einzeln an der Börse. Beim Zuckerwasser, bei den Syrops, bei den in Wein gebratenen Dingen, bei dem Pastetenwerk und den Bonbons, bei den Kremen, beim Caffe, bei den Marmeladen, bei dem Eingemachten, bei den Candiesen, bei den Liqueuren spielt der Zucker immer die Hauptrolle; er verdirbt nichts, und man muß unsere Väter bedauern, daß sie ihn entbehren mußten: unter Ludwig XIII. kannte man ihn kaum, und jetzt kostet er höchstens 20 Sous das Pfund. Der größte Zuckerfabrikant unserer Zeit, Brame-Chevalier, erbietet sich, den Zucker zu 10 Sous das Pfund zu liefern, und er wird es schon, wenn man ihm freie Hand läßt.

Der Caffee. Die Türken, welche, was den Caffee betrifft, unsere Meister sind, zerstoßen ihn mit hölzernen Stößern in Mörsern. Am besten macht man den Caffee in der Kanne à la Dubelloy. Voltaire und Büffon sind Zeit ihres Lebens starke Caffeetrinker gewesen.

Die Chocolade. Es giebt nur einen Mann in Frankreich, der sie zu bereiten versteht, und dieses ist der Herr Debauve. Wenn man die Chocolade gut haben will, muß man sie Tags vorher in einem porcelanen Gefäße anfertigen und dann ruhig stehen lassen; sie schmeckt den andern Tag dann um vieles besser.

Die erste civilisirte Mahlzeit, die wir beschrieben finden, ist das Festmahl des Achilles gewesen. „Achilles setzte ein Gefäß ans Feuer, welches die Schultern eines Schaafes und den breiten Rücken eines saftigen Schweines enthielt. Als das Fleisch gahr war, theilte Patroclus um die Tafel her Brod aus, das Fleisch aber wollte Achilles selbst vorlegen. Alle streckten die Hände nach den Gerichten aus, die man ihnen bereitet hatte.“ Die Griechen blieben aber nicht bei der Kochkunst der homerischen Helden stehen: an ihrer Tafel glänzten alle Künste. Die Römer unter Augustus warfen sich mit Wuth auf diese ihnen neue Lust.

Nach Rom verstrichen fünf bis sechs barbarische Jahrhunderte, während welcher man sich nicht aufs Essen verstand. Carolus Magnus, dieser große Mann, gab der Welt wieder hinlängliche Muße, etwas Ordnung und Wahl in die Mahlzeiten zu bringen. Die schönsten Castelaninnen machten sich eine Ehre daraus, die Tafel ihres Gebieters und Oberherrn zu bedienen. Bald holten die Kreuzfahrer die Schalotte aus den ascalonischen Thälern und die Petersilie ward aus Italien eingeführt. Schon unter Ludwig XI. bildeten die Fetthändler eine mächtige Innung und unter Carl IX. die Pastetenbäcker ein ansehnliches Corps; um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts führten die Holländer den Caffee in Europa ein; zur selbigen Zeit erschien auch der Zucker, der Branntewein und der Taback. Die Feste Ludwigs XIV. gaben der französischen Küche einen nichtgewohnten Glanz. Beim großen Condé rannte sich der große Vatel den Degen durch den Leib, weil ihm die gesalzenen Seefische ausgegangen waren, und die Frau von Sevigné schrieb die Leichenrede des Kochs mit derselben Feder, welche zu der Leichenrede Türenne's gedient hatte.

Für Ludwig XIV. wurden, als er alterte, die gezuckerten und parfümirten Liqueure erfunden. Da trat die Regentschaft ein: der Herzog von Orleans, dieser flotte, geistreiche Mann, dieser höchst liebenswürdige Despot ließ seine Tafel mit Piquets von höchster Feinheit, mit appetitlichen Matelotten und mit den ersten mit Trüffeln bereiteten Kalekuten besetzen; doch war es erst unter Ludwig XV., wo man definitiv die Zurichtung einer wohlservirten Tafel feststellte. Seitdem ist die Kochkunst im steten Fortschreiten gewesen. Die Physik und die Chemie sind mit Nutzen zu Rath gezogen worden; die Pastetenbäckerei hat sich in mehrere Zweige getheilt, in den des großen und in den des kleinen Ofens; die besser gekannten Speisen sind auch besser aufbewahrt worden; der Gartenbau ist ebenfalls nicht zurückgeblieben: die Gemüse, die Früchte, die Melonen, die Früchte der Tropen in den Treibhäusern haben einen Grad von unglaublicher Vollkommenheit erlangt; zugleich sind die Weine aller Länder der Erde regelmäßig in den Handel gekommen: der Madeira, der das Mahl eröffnet; der Bordeaux, der Wein beim Mahle selbst, und die spanischen Weine, welche das Mahl beschließen. Die Zeiten sind vorbei, wo man den Bordeaux-Wein höchstens gut für die Laquaien fand.

Digitized by Google

Die französische Küche hat mehrere wichtige Eroberungen im Auslande gemacht, das Beefsteak und den Karik. Der Caffee ist populair geworden. Man hat selbst den Namen Gastronomie gefunden, eine Wissenschaft, die einen Namen hatte, eine halbgemachte Wissenschaft.

Das ist das Resultat der Lehren unserer Aller Professors, des verstorbenen Brillat-Savarin, dessen Buch eine so große Sensation gemacht hat. Ich wollte, ich hätte seine weisen und gelehrten Vorschriften noch besser resumirt: aber wie ist ein so großer Lehrmeister in dem, was gut schmeckt, zu ersetzen? wo wäre ein Mann zu finden, der sein Sujet besser gefaßt, besser ausgeführt hätte als er?

Einige Worte über Aegypten.

(Beschluß.)

(L.)

Diese Regelmäßigkeit, wovon wir in Frankreich kein Beispiel haben, selbst in dem, was wir unsere Ebenen nennen, ist die nothwendige Folge der Art und Weise, auf welche der Boden jedes Jahr durch den Schlamm des Flusses erhöht wird. Hier wie in allen den Ueberschwemmungen ausgesetzten Thälern repräsentirt die Oberfläche des Terrains die Gränze der hohen Gewässer.

Als ich mich an Ort und Stelle befand (dies war im Laufe des letzten Monats December) hatte man nur noch einen kleinen Theil des Bettes ausgegraben, welches den Ueberfluß des zur Wässerung verwendeten Wassers aufnehmen soll; noch existirte kein hydraulischer Bau und für den Augenblick waren die Arbeiten eingestellt: man fuhr nur fort, in Booten Steine herbeizuführen, die auf dem Mokatan (einem Berge bei Cairo) gegraben werden.

Die Ursache dieser Einstellung war nicht bekannt; einige Personen schrieben sie der schlechten Jahreszeit, andere dem Wunsche zu, den der Pascha haben soll, in dieser Hinsicht Herrn Brunel, Urheber des Tunnels unter der Themse, zu Rathe zu ziehen; gewiß ist, daß die Arbeiter sehr zufrieden weggegangen waren; man hatte sie mit Gewalt weggenommen und gab ihnen 20 Parats (12½ Centimes) täglich.

Fremd dieser Art von Operationen, wage ich nicht, das gegenwärtige Project zu kritisiren. Ich begnüge mich zu sagen, daß mehrere Männer von Fach es für fast unausführbar mit den Hülfsmitteln, worüber der Pascha jetzt verfügt, halten, und glauben, daß es leichter seyn würde, die Gewässer zur Wässerung der Ländereien oberhalb Cairo zu nehmen, um sie, mittelst eines Aquäduets, ins Innere des Delta zu leiten. Was mich betrifft, so scheint es mir ganz nöthig, daß ein in der Sache wohlerfahrentr Mann die Hand ans Werk lege; diejenigen, welche es angefangen haben, vereinigen ohne Zweifel mit Talent und Thätigkeit eine Ausdauer und eine Ergebenheit ohne Gränzen, aber es fehlt ihnen Erfahrung; vielleicht ist selbst Herr Brunel nicht der Mann, der am besten dazu paßte; er scheint sich nicht speciell genug mit dem Studium des Wasserlaufs und mit den eigentlich hydraulischen Arbeiten beschäftigt zu haben. Wenn er, wie man versicherte, wirklich berufen worden ist, so rührt dies vermuthlich von dem großen Rufe her, den er sich, durch die Kühnheit seiner Unternehmung erworben hat.

Wenn man ein System der allgemeinen Bewässerung für das Delta eingeführt hat, so wird noch übrig bleiben, Ober-Aegypten auf dieselbe Weise zu befruchten, doch für den Augenblick ist davon nicht die Rede; überdies würde es vielleicht besser seyn, sich mit andern innern Verbesserungen zu beschäftigen, wenn man es nicht zu gleicher Zeit thun könnte.

Verbesserungen, die in dem Hafen von Alexandrien zu machen sind.

Der Hafen von Alexandrien ist der einzige, den Aegypten besitzt: er theilt sich in zwei Theile, die durch eine Erdzunge getheilt sind, welche ziemlich weit in das Meer geht, und auf welcher der Pallast des Pascha steht. Der östliche Theil desselben ist ganz den Seewinden offen: man nennt ihn den neuen Hafen und wenige Schiffe wagen, sich darin aufzuhalten. Der alte Hafen liegt im Westen; eine zum Theile unter dem Wasser verborgene Reihe von Felsen macht die Einfahrt davon sehr schwierig, ohne ihn gänzlich vor Wind und Wetter zu schützen.

Kein Leuchtthurm verstattet den Schiffern, ihre Lage während der Nacht und während des Tages richtig zu würdigen; die sehr flache Küste ist nur in sehr geringer Entfernung zu sehen, nachdem man den Pallast des Prinzen, die sogenannte Pompejus-Säule und die Masten der vor Anker liegenden Schiffe erkannt hat. Nirgends wäre die Hülfe der Kunst nöthiger als hier: in der Nähe der Küste hat das Meer wenig Tiefe; man ist genöthigt, die Sonde oft anzuwenden, welche doch ein sehr ungewisser Führer ist. Wir selbst haben, bei unserer Ankunft, von diesen Unfüglichkeiten zu leiden gehabt, und unsere Einfahrt in den Hafen ist um acht und vierzig Stunden verspätet worden. Zunächst haben wir gegen den Nordwind lavirt, der dem Lootsen das Auslaufen nicht verstattet haben würde. Am folgenden Tage wurde dieser Wind schwächer, aber es war uns unmöglich, die Küste zu erreichen, von der wir uns während der Nacht zu weit entfernt hatten; endlich am dritten Tage zu Mittage sahen wir Land; um 3 Uhr hatten wir Anker geworfen.

Die Erbauung eines Leuchtthurms, die Verbesserung der Einfahrt und einige Bauwerke, um den Schutz vollständiger zu machen, würden allen Nationen nicht minder nützlich seyn, als Aegypten selbst; aber es ist zu fürchten, daß der Pascha noch lange Zeit diese Arbeiten vernachlässigen wird, wenn man ihm nicht die Wichtigkeit davon fühlbar macht und wenn man ihm nicht Leute verschafft, die fähig sind, sie auszuführen.

Eisenbahn von Suez nach Cairo.

Während meines Aufenthaltes in Cairo habe ich oft sagen gehört, daß Mehemed Ali die Einrichtung einer Eisenbahn durch den Isthmus von Suez beabsichtige und daß er schon selbst in England die zur Ausführung nöthigen Materialien habe verlangen lassen; nichtsdestoweniger ist es sehr gewiß, daß damals das Project nicht ernstlich erwogen worden war, und wenn man darüber nachdenkt, so sieht man nicht ein, warum dieser Fürst, der immer so sorgfältig seine Interessen berechnet und nie etwas unternimmt, ohne versichert zu seyn, guten Nutzen daraus zu ziehen, alle seine Hülfsquellen einer Arbeit widmen sollte, die für seinen Handel nicht unerläßlich ist und die, weit entfernt, die Zinsen der angewendeten Fonds abzuwerfen, wahrscheinlich jedes Jahr bedeutende Summen für ihre Unterhaltung kosten würde.

Der projectirte Weg (die Eisenbahn) würde von Cairo ausgehen und in Suez endigen, den Berg Mokatam und seine Verzweigungen umgehend; seine Länge würde ungefähr 40 französische Meilen betragen. Für Ankauf des Terrains würde nichts zu bezahlen seyn, weil der Weg immer durch die Wüste führte und überdies ganz Aegypten dem Pascha gehört. Aber trotz dieses Vortheils würde immer noch der Aufwand unermeßlich seyn. Man müßte das ganze nothwendige Materiale und eine große Menge Arbeiter aus Europa kommen lassen. Wie soll man überdies dieses unermeßliche Materiale in einem Lande erhalten, wo man kaum einige elende Karren zu verfertigen versteht? Was mich betrifft, so bekenne ich, daß eine solche Unternehmung mir für jetzt unmöglich scheint: der Einrich-

Digitized by Google

tung von Eisenbahnen muß die vollständige Entwickelung aller industriellen Künste vorangehen.

Selbst dann, wenn die Engländer von jetzt an, wie sie den Plan haben, einen regelmäßigen Dienst von Dampfbooten einrichteten, um über das mittelländische und rothe Meer nach Indien zu schiffen, so würde der Transport durch den Isthmus noch lange Zeit wenig bedeutend seyn und könnte auf dem Rücken der Kameele, wie jetzt, füglich bewirkt werden. Wenn man aber doch einen großen Communicationsweg für unerläßlich hielt, so müßte immer noch ein Canal einer Eisenbahn vorgezogen werden. Die Arbeiten würden nur Ingenieurs und eine kleine Anzahl fremder Gewerke erfordern; nach ihrer Vollendung könnte die Unterhaltung durch Landesbewohner beschafft werden.

Das dem Nil entnommene Wasser würde eine große Fläche von Terrain befruchten und alle diese Vortheile, verbunden mit dem, eine Aus- und Wieder-Einladung der Waaren zu vermeiden, die den Isthmus passiren müßten, um nach Alexandrien zu gelangen, würden leicht den Verzug einiger Tage in der Dauer der Reise ausgleichen. Endlich in dem Falle, wo man jetzt die Ueberfahrt von Alexandrien nach Suez, vor Erbauung einer Eisenbahn zwischen der letztern Stadt und Cairo, abkürzen wollte, müßte man Dampfboote errichten, um die Reisenden auf dem Nil zu verschiffen und die mit Waaren beladenen Barken zu bugsiren, wie man es jetzt in Frankreich auf der Saone thut: der ganze Handel von Ober-Aegypten würde bei dieser Neuerung gewinnen.

Conclusionen.

Um die Verbesserungen zu realisiren, wovon ich eben gesprochen, sind für Aegypten zwei Dinge gleich unerläßlich, der Friede und Menschen, die fähig sind, den Unterricht und die Arbeiten zu leiten. Hoffen wir, daß diese Hülfe nicht wird auf sich warten lassen, hoffen wir, daß Frankreich die Gelegenheit nicht versäumen werde, eine Gemeinschaft der Interessen und der Ideen mit einem Volke anzuknüpfen, das seine Tendenz nach Civilisation zu seinem natürlichen Verbündeten macht.

Es ist hierbei nicht die Rede von einem Act des Wohlwollens gegen einen Fürsten, dem man, trotz seiner großen Eigenschaften, keine unbedingte Achtung widmen kann; Frankreich muß hier, wie in allen Dingen, seinem wohlverstandenen Interesse folgen und, indem es die Unabhängigkeit des Pascha sichert, seiner Ehrsucht ein Ziel setzen. Es muß, indem es dem Sultan die Hoffnung nimmt, seine Staaten nach Süden hin zu vergrößern, ihn hindern, der von Norden her drängenden Macht nachzugeben. Die Ruhe allein kann dem Handel sein Gedeihen wiedergeben und es muß eben so wenig in der Willkühr der Fürsten stehen, den Frieden der Welt zu stören, als einfache Bürger die soeielle Ordnung verletzen dürfen.

Ohne Zweifel hat Mehemed Ali noch nicht um Hülfe gebeten und wenn er selbst die Hülfe, die Frankreich ihm bieten kann, zu würdigen wüßte, so würde ihn vielleicht sein mißtrauischer Charakter noch lange verhindern, seine Bedürfnisse zu erkennen zu geben. Ueberzeugt von der Ueberlegenheit Europa's über Asien, würde er, wenn er Beistand suchte, fürchten, seinen Staaten neue Herren zu geben. *)

*) Herr **, vormaliger Bewohner von Neufchatel, preußischer Ex-Consul von Aegypten, hatte vor einigen Jahren vorgeschlagen, 500 Schweizer kommen zu lassen, um in dem Delta eine Niederlassung für den Ackerbau zu begründen. Nachdem der Pascha lange einer bestimmten Antwort ausgewichen war, erklärte er zuletzt: Wenn ich 500 Europäer sich vereinigen lasse, so werde ich nicht mehr Herr in meinem eignen Lande seyn. Diese Aeußerung wird denen Personen nicht auffallen, die das Land gesehen haben; ich habe sie übrigens von dem selbst, gegen welchen sie geschehen.

Man muß die Initiative übernehmen und ihn in dieser Hinsicht beruhigen, indem man ihm beweist, daß das Interesse Europa's selbst einer solchen Eroberung oder Usurpation widerspricht.

Von allen Besitzungen Mehemed Ali's könnte Aegypten allein Gegenstand der Versuchung und der Wünsche seyn; aber es ist nicht theilbar und keine Macht würde es der andern gönnen. Warum sollte übrigens Frankreich, um von ihm vorzugsweise zu sprechen, sich eines Landes bemächtigen, wo die europäische Race nicht gut leben kann? Warum sollte es suchen, ein neues Volk zu beherrschen, von dem es durch Religion und Sitten so verschieden ist? Zeigt nicht das, was sich in unsern Besitzungen im Norden von Afrika zuträgt, wie lastend und schwierig eine solche Occupation seyn würde? Und wenn später sie, in Folge der Entwickelung innern Wohlstandes, einige Vortheile darbieten könnte, würde sich dann diese Colonie nicht, wie alle andern, von dem Mutterlande trennen?

Eine Mission von Menschen, die fähig wären, die Hülfsquellen von Aegypten zu studiren, den Unterricht der Jugend zu regeln, Verbesserungen und nothwendig gefundene Arbeiten auszuführen — eine solche Mission, sage ich, würde die Verwirklichung einer neuen äußern Politik seyn. Und warum sollte die Politik sich nicht mit den Bedürfnissen der Gesellschaften ändern?

So lange der auswärtige Handel wenig wichtig war, konnten die Nationen isolirt von einander leben; jede mußte sich begnügen, für ihre eigne Sicherheit zu sorgen oder höchstens die Verbündeten zu beschützen, die fähig waren, ihr wieder im Nothfalle Hülfe zu leisten. Damals intervenirte man nur, indem man eine Armee schickte oder mindestens Officiere, wenn es nicht an Soldaten fehlte. Jetzt sind die Völker, in Folge des vielfachen Austausches, solidarisch geworden: damit die einen wiedergeben können, müssen die andern produciren; die Allianzen müssen nicht allein mehr zum Zwecke haben, die rohe Kraft zurückzuweisen, sie müssen gleicherweise vor Noth und Elend schützen. *) Aber um diese Bündnisse innig und dauerhaft zu machen, reicht das Interesse allein nicht immer zu, man muß eine gewisse Gemeinschaft der politischen Ansichten damit verbinden. Der große Zollverband, der jetzt Deutschland umfaßt und überzieht, ist ein Beweis des Einflusses, den die Ideen über die Handelsverhältnisse ausüben. —

Schon läßt Frankreich errathen, was es einst thun kann, um die Länder zu civilisiren, die das mittelländische Meer begränzen; die Einrichtung von Dampfbooten ist ein Mittel, sie zu studiren, aber, nachdem man das Uebel kennen gelernt hat, wird man auch die Heilmittel anwenden müssen.

Ohne Zweifel hatte man, durch die Einnahme von Algier, eine der National-Ehre angethane Beleidigung zu strafen; aber wenn man, nach-

*) Die Pest, welche den Orient verwüstet, und die unserm Handel immer sehr kostspielige Quarantainen auflegt, selbst wenn sie nicht bis zu uns gelangt, die Pest, sage ich, findet ihre vorzüglichste Nahrung in dem Elende der Völker, wenn sie nicht da vielleicht selbst ihre Quelle hat. Ich will in dieser Beziehung eine Thatsache anführen, die sich, während meines Aufenthalts in Aegypten, im letzten December, zutrug.

Eine Menge Familien von Malta, die von allen Hülfsmitteln entblößt waren, wurden jeden Tag, vom Anfange der Krankheit an, decimirt. Es gelang Herrn Ferdinand von Lasseps (Vice-Consul von Frankreich) einige Mittel zu ihrem Besten zu sammeln; er ließ sie in gesundere Wohnungen bringen, verschaffte ihnen angemessenere Nahrung und trug Sorge für größere Reinlichkeit: von diesem Augenblicke an minderte sich die Zahl der Erkrankungen bedeutend. Unglücklicherweise war es unmöglich, ähnliche Maaßregeln für drei Viertheile der Bevölkerung zu nehmen, die derselben im höchsten Grade bedurft hätten, und jedermann weiß, daß im Frühjahr, wie immer geschieht, die Krankheit auf die fürchterlichste Weise um sich gegriffen hat.

Digitized by Google

dem man den Schuldigen gestürzt, aus einem Geiste der Rache den Krieg gegen die Bevölkerung fortsetzte, wer würde ein solches Benehmen nicht verwünschen? Nein, das ist nicht also, und sagen wir es freimüthig, die Eroberung von Algier ist nicht ein Zuwachs materieller Macht für Frankreich, es ist eine Eroberung der Civilisation von der Barbarei. Schon ärndtet Europa die Frucht davon, schon hat der Handel nichts mehr von der Seeräuberei in diesen Gewässern zu befürchten. Jedes Jahr kostet dieses Werk Millionen und ich table die Opfer nicht; ich denke nur, daß, wenn es möglich ist, fast ohne Mühe größere Resultate in einem fruchtbareren Lande zu erlangen, man nicht warten müsse, bis ein Act der Gewaltthätigkeit uns gezwungen hat, die Waffen zu ergreifen.

Die Regierung allein kann Aegypten die Hülfe aller Art leisten, deren es bedarf; den Nationen liegt es ob, den Nationen zu helfen; einzelne Menschen können nur bei dem Werke sterben und sich bedauern machen, ohne Resultate zu erlangen. Wir wiederholen es zum Schlusse, Aegypten ist nicht ein Land, wo man das Glück suchen muß; einst gewiß wird es hundertfältig erstatten, was man vorschußweise dafür gethan; aber zunächst muß es empfangen, um später zu geben. Eine Regierungs-Mission ist übrigens den Menschen unerläßlich, die, sich aus dem Vaterlande verbannend, der Sache der Menschheit dienen wollen. Diese allein kann ihnen das Vertrauen des Pascha erwerben und ihnen den speciellen Schutz sichern, dessen sie bedürfen.

Martinique von 1789 bis 1794.

Vom

General Bernard.

(Aus dem Journal de la Marine.)

Erster Artikel.

(L.)

Wenn ich meine Erinnerungen von der Revolution sammle, so bin ich versucht zu glauben, daß diese Epoche unserer Geschichte von Mitgliedern der medicinischen Facultät behandelt werden sollte. Unser erster Stoß von 1789 war wirklich ein Fieber, das uns in ein Delirium versetzte. Ich befand mich in Martinique, war funfzehn Jahre alt; mein Geist war uncultivirt und ich suche mir noch zu erklären, wie und warum ich mich, mit dem Feuer eines gemachten Mannes, in den Strom stürzte, der sich über uns ergoß bei der Erscheinung eines Schiffes vor der Rhede von Saint-Pierre, von welchem die erste Nationalflagge wehte. Ich wurde von der Ansteckung ergriffen, wie die andern Kinder, die jungen Leute, die Frauen, die Männer, die Greise.

Mein Vater, ein frommer, bescheidener Mann, wie damals ein Kaufmann von der Mittel-Classe seyn mußte, voll Achtung für die höhern Stände, wurde gleichfalls von der Krankheit befallen und delirirte mit den andern Kranken.

Seine Seele war groß, wie die des Brutus; er gab mir den heilsamen Rath, den ich meinen vier Brüdern, die noch Kinder waren, überantworten sollte, nicht abzuweichen von der Linie, die sein Freund und Mitschüler, der Abbé Sieyes, gezogen habe. Das wollte so viel sagen, daß, wenn er zwischen dem Wohl des Vaterlandes und dem Tode seiner Söhne zu wählen gehabt hätte, diese ihr Leben hätten zum Opfer bringen müssen. Er ist, unter dem Consulat, als Römer gestorben, fest überzeugt, daß er recht prophezeiht habe, als er mir 1796 zu Nizza geschrieben: „Die Republik ist gerettet; ich habe viel mit dem General Bonaparte gesprochen, den ich alle Tage im Cafe-Cabinett von Girardin sehe, und seines Republikanismus gewiß, den er uns hier durch die große Thatsache des 13. Vendemiaire bewiesen hat, kann ich Dir versprechen, daß er uns über alle unsere Feinde triumphiren machen, und daß durch ihn die französische Republik die eine und untheilbare bleiben wird."

Das waren meines Vaters politische Ansichten. Er erzürnte sich auf die auffallendste Weise zu Mailand, im Jahre 1798, gegen unsern Wirth, den Grafen von Pusterla, welcher, indem er von Bonaparte sprach, sagte: Questo qui, signori, vi incatonera. Wenn es wahr ist, daß das Glück das Resultat von Illusionen ist, *) so hat dieser gute und tugendhafte Republikaner bis zu seinem sechzigsten Jahre als der glücklichste Mensch gelebt.

Die Stadt Saint-Pierre, die der Mittelpunct unserer revolutionairen Unruhen werden sollte, hat eine lange Straße, wo die Kaufleute wohnen; sie läuft mit dem Ufer parallel. Ein Kleinhändler dieser Straße, Herr Micoulin, behauptete, durch sein Telescop die Flaggen der Fahrzeuge zu erkennen, sobald sie am Horizonte erschienen. Vergebens warf man einen Zweifel gegen ihn auf: Ich bin ein ehrlicher Mann, antwortete er mit einer Miene, daß man darauf wetten konnte. — Nun, Herr Micoulin, was denken Sie von dieser weißen, rothen und blauen Flagge, die dennoch nicht die holländische ist? — Ich verliere mich in Vermuthungen; sie ist nicht auf meinem Verzeichniß, aber das Schiff, das sie trägt, ist ein französisches; ich kenne den Capitain durch sein eigenthümliches Signal: warten wir es ab. Dieses Wort weckte die größte Ungeduld und Neugierde, und alle von der Bevölkerung, welche mit dem Handel zu thun hatten, stürzten sich an das Meeres-Ufer, um den Bewegungen des geheimnißvollen Fahrzeuges zu folgen. Die begierigsten ließen Boote in das Wasser setzen und ruderten ihm entgegen, um sich an Bord zu begeben.

Unterdessen wuchs die Volksmenge mit jedem Augenblicke. Die Tranchee, der breite Damm, welcher die Wellen während der Fluth aufhält, die Sandufer, die schönen Bäume, die sie begränzen, Fässer voll Zucker, Caffee, Cacao und Cassia, Ballen von Baumwolle, was alles am Ufer zur Einschiffung bereit lag, war mit Weißen, Farbigen und Negern bedeckt, die neugierig waren zu wissen, was das für eine neue Flagge sey, die von einem französischen Fahrzeuge wehte. Auch ich war da, von der Menge fortgedrängt bis ans Meer, dessen Wellen sich am Ufer brachen. Ich stieg auf einen Balken da liegenden Bauholzes, den Niemand einnahm. Meine Nachbaren schauten mich verwundert an; ich erröthete und als man so gefällig war, mir zu sagen, daß dieses Holz der Galgen sey, den die Fluth umgestürzt, so ergriff mich ein eisiger Schrecken und ich verließ schnell den Unglückbringenden Balken. Welche Stufe, um dem Prolog einer Revolution beizuwohnen! Dieses Andenken hat mich in den Epochen verfolgt, wo das Drama so schrecklich wurde.

Es lebe die Nation! es lebe der König! Das war der Ruf des Capitains, seiner Matrosen und der unsrigen, die seinem Boote folgten. Alle trugen an ihrem Hute eine große Cocarde von Bändern, welche die drei Farben der Flagge hatten, die uns beschäftigte. Das vermehrte unsere Neugierde und um sie zu befriedigen mußte man das Wort des Räth-

---

*) Dem entspricht ein deutscher Vers, ich weiß nicht, welches Dichters, der beinah sprichwörtlich geworden ist:

„Auf der Täuschung blüthenreichen Bäumen
Wächst des Erdenlebens schönste Frucht."

Ein deutscher Schriftsteller jener Periode, von welcher hier die Rede ist, der Verfasser des Revolutions-Almanachs, Hofrath Reichard zu Gotha, schrieb ihn häufig in Stammbücher und auch in — das meinige. Mein Gefühl lehnte sich dagegen auf, denn der Jüngling nimmt so gern das Ideal schon für Wirklichkeit; später mußte ich oft wider Willen, je länger ich lebte, desto öfter die Wahrheit dieser betrübenden Worte anerkennen.

Digitized by Google

seits erwarten. Es wurde uns endlich, aber verwirrt und fast unverständlich; denn Alle redeten zugleich: Einnahme der Bastille, Emancipation des dritten Standes, Freiheit, Gleichheit, es lebe die Nation, das Gesetz, der König! Wie war das alles zu reimen? Der Instinct sorgte dafür und das Fieber brach aus.

Die Menge strömte sofort nach der Straße des Ankerplatzes (rue du Mouillage) und belagerte die Laden der Modehändler: die Damen entrollen und schneiden die Bänder; die arbeitenden Mulattinnen sammeln die Stücken und heften sie an die Hüte, und bald trägt die weiße Bevölkerung jedes Alters und Geschlechts das Zeichen der Freiheit und Gleichheit. Die Mulatten und die Neger begnügten sich, uns zu beobachten. Diese Erinnerung kehrt bei mir bisweilen in der Schule des wechselseitigen Unterrichts wieder, wenn ich die Schüler schweigend das Auge auf den Lehrer oder Mitschüler richten sehe, der ihnen mit seinem Stab den auf die schwarze Tafel geschriebenen Satz zeigt.

Diese erste National-Cocarde schien mir, so sehr ich noch Kind war, ein Zeichen, das ich aufbewahren müßte und als ich sie, wenige Tage nachher, gegen eine andere besser gemachte vertauschte, verschloß ich diese mit Sorgfalt. Noch im Jahre 1812, besaß ich sie, als ich, an den Ufern der Beresina, meine Equipagen den Kosacken überlassen mußte. Bis dahin hatte mich diese für den Sohn eines Plebejers kostbare Reliquie, wenn auch gleich in dem Roth und Blau etwas gebleicht, noch nie verlassen. Jeder hat seinen Fetisch und seinen Glauben. Geschmückt mit den National-Farben begaben wir uns in Masse nach der Batterie Enzy und das Caffehaus Rey wurde der Sitz unserer patriotischen Organisation. Mit welcher Schnelligkeit wurden die Municipalität, die Nationalgarde, der Clubb (der sich des Schauspielhauses bemächtigen sollte) und die neue Polizei geschaffen, die damals noch von dem königlichen Procurator, Arnaud de Corio, welcher Partei für die Revolution ergriffen hatte, geleitet wurde. Provencal, Redner, von einer merkwürdigen Körpermasse, wurde dieser warme Patriot der Mirabeau von Martinique. Der Ritter von Laborie, Bewohner von Cayenne, der als Reisender nach Saint Pierre gekommen war; Delamartiniere, Schreibmeister; Bauchot, Einwohner; Melson, Rentirer, alle vier alte Soldaten, unterstützten vorzugsweise den Aufschwung der Gemüther. Alle Wahlen geschahen durch Acclamation. Diese Wahlart ist sehr expeditiv und die neue Organisation war schnell hergestellt.

Im Mittelpuncte des Gemeindehauses wurde der Altar des Vaterlandes errichtet. Es bedurfte nur eines Wortes, um ihn mit patriotischen Geschenken zu bedecken, wie zum Beispiel mit goldenen Schnallen, Knöpfen, Uhrketten; unsere Mütter und unsere Schwestern, die plötzlich Römerinnen geworden waren, trugen auch ihren Schmuck und Silberzeug dahin. Welche Kinderei! sagte mir ein Indifferentist des Jahrhunderts, dem ich diese Erinnerung erzählte. Der Augenblick war nicht glücklich für ihn; denn, die Zeitung in der Hand, zeigte ich ihm seinen Namen in einem Subscriptions-Verzeichniß, um die Strafe zu bezahlen, zu welcher der Redacteur seiner politischen Meynung verurtheilt worden war. Die Thoren von 1789 hatten nur einen Altar des Vaterlandes; die Weisen, die auf dem Welttheater an ihre Stelle getreten, haben deren so viele, als es verschiedene Ueberzeugungen giebt — und das ist viel.

Der Ritter von Laborie redigirte, mitten in einer betäubenden Versammlung, eine Adresse, um mit dem Mutterlande zu fraternisiren, womit man die Sendung patriotischer Geschenke verband. Der Moniteur that uns nach einigen Monaten kund, daß unser Opfer angenommen worden sey. Wir fraternisirten auch mit unsern Schwestern von Guadeloupe, Sainte-Lucie, Tabago, die an derselben Contagion wie wir krank lagen.

Die von den Provençalen aufgeführten Farandolen, die patriotischen Gesänge, die bürgerlichen Schmäuse auf den öffentlichen Plätzen, in den Straßen, die Tänze, der berauschende Punsch, die brennende Sonne der Tropen setzten uns, drei Tage lang, in einen Zustand der Aufwallung, der des unmittelbaren Gebrauchs des Sturzbades wohl bedurft hätte. Unsere Alten, leichter zu beruhigen, versuchten die Anwendung desselben auf unsere jungen Köpfe. Kinder! was haben wir diese drei Tage der Ueberspannung hindurch gemacht? sagten sie. Wie! rufen, es lebe die Freiheit! während wir durch die Sclaverei existiren! Die Gleichheit proclamiren vor einer Race, die wir von der unsrigen entfernt halten, ob sie gleich durch uns erzeugt worden ist! Welche Unklugheit! aber sie war begangen und man mußte nun auch alle Folgen davon tragen.

Einige Bewegungen hatten sich im Anfange des Jahres 1790 fühlbar gemacht. Die Parteien bildeten sich und suchten die Farbigen aufzuregen. Es war noch nicht die Rede davon, die Sclaven zu bewaffnen, um diese oder jene politische Sache aufrecht zu erhalten, aber alles gährte im Stillen. Der Intendant, Herr von Foulon, schloß sich der patriotischen Partei an; und als die aristokratische Partei, an deren Spitze der Gouverneur, der Vicomte von Damas, stand, die schrecklichen Details von dem Ende des Herrn von Foulon zu Paris empfing, schickte man sie, unter Couvert, seinem Sohne zu, um ihm fühlbar zu machen, daß er einen falschen Weg eingeschlagen. Ich erinnere mich, daß diese so gegebene Warnung einen schmerzlichen Eindruck zu Saint-Pierre machte, wo Herr von Foulon geliebt und geschätzt war. Alle Elemente waren reif, um eine gewaltsame Krisis herbeizuführen: sie brach am 2. Juny aus, ein furchtbarer Tag in der Geschichte von Martinique.

Es war das Fronleichnamsfest. Man feierte es mit dem Pomp, der die Wirkung einer tiefen Ueberzeugung aller Classen war, welche die junge Revolution noch nicht erschüttert hatte. Die Straßen von Saint-Pierre waren mit Teppichen belegt und mit Blumen geschmückt; zahlreiche mit Geschmack decorirte und mit allen Kostbarkeiten der creolischen Damen geschmückte Altäre erhoben sich von einer Entfernung zur andern; die Procession ging in der vollkommensten Ordnung und eine unermeßliche Volksmenge folgte ihr nach; der Geistliche wollte eben das heilige Sacrament auf einem der Altäre niederlegen, als man plötzlich aus denen von der Rhede her führenden Straßen bewaffnete Matrosen stürzen sah, die über die Farbigen herfielen. Sie erwürgten selbst mehrere; die Verwirrung wurde allgemein, die Procession zerstreute sich, der Priester flüchtete sich mit den heiligen Gefäßen in einen Kaufmannsladen; die Miliz, die Linientruppen der Escorte sahen ihre Reihen durch die Massen durchbrochen; keine Ordnung war wiederherzustellen; man hörte nur den Ruf: Complott! Mulatten! Tod den Mulatten! an die Laterne mit ihnen! Bald waren an Bäumen und Laternen die zahlreichen Opfer dieses ersten revolutionairen Tages aufgehängt. Da begann der Bürgerkrieg, der vier Jahre lang mehr als einmal Martinique an den Rand des Abgrundes gebracht hat, der St. Domingo verschlang.

Als die Ordnung wieder hergestellt war, stellte man über die Ermordung der Farbigen durch die Flibustier, Untersuchung an. Man erhielt wenig Licht. Das Complott dieser Classe war nichts weniger als erwiesen. Wie wurden die Seeleute vor den bewaffneten Milizen und Truppen an den Ort wo das Complott ausbrechen sollte, und zu Ausübung dieser Gräuel gebracht? Das war schwer zu begreifen. Es lag in diesem schrecklichen Ereigniß etwas Machiavellistisches, um den Patrioten von Saint Pierre ihre natürlichen Freunde, die Farbigen, zu rauben. Diese verließen die Stadt, und bald fand die weiße Flagge, auf Gros Morne aufgepflanzt, in ihnen muthige Vertheidiger.

Das Regiment von Martinique konnte dem Einfluß der Zeit nicht entgehen: es insurgirte gegen seine Officiere. Der Oberste, Herr von Chabrol brachte es wieder zum Gehorsam und Gros Morne behielt aus dieser Unordnung nichts als den Major, welcher die Fahnen und einige Grenadiere mit sich fortnahm.

Digitized by Google

Die Stadt Fort-Royal, Fort-Bourbon und Saint-Pierre hielten an den National-Farben fest. Der Gouverneur, Herr von Damas, war zu Gros Morne. Bald ging er nach Frankreich.

Man hatte das dritte Bataillon des Regiments kommen lassen, welches die Garnison von Sainte-Lucie bildete. Man legte es in das Quartier Rouge in der Stadt Fort-Royal.

Saint-Pierre rief seine Brüder und Freunde von Guadeloupe, von Sainte-Lucie, Marie-Galante und Tabago herbei, die sich beeiferten, den Patrioten zu Hülfe zu eilen. Einige Compagnieen des Regiments von Guadeloupe verbanden sich mit den Volontairs dieser Colonie. Saint-Pierre hatte eine kleine Armee von 4000 Mann, die alle wohl equipirt waren und der Stadt nichts kosteten; Soldaten und Freiwillige wohnten und lebten bei den Bürgern.

Jedermann befahl; aber der gesunde Verstand dieser Menge, die da, sie wußte selbst nicht wie, versammelt war, ließ sie einsehen, daß sie eines Oberhauptes bedürfe. Die Freiwilligen von Guadeloupe wurden von einem alten Officier der Milizen, Ritter des heiligen Ludwigs, commandirt, dessen hoher Wuchs, weiße Haare (er war 55 Jahre alt) und edles, würdevolles Gesicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Das war Coquille Dugommier. Man ernannte ihn durch Acclamation zum Obergeneral.

Zu Fort-Royal gehorchte man, jedoch mit Widerwillen, Herrn von Chabrol, Obersten des Regiments: man hatte ihn im Verdacht der Aristokratie. Der wahrhafte, factische Commandant war das Fort-Bourbon. Das erste Bataillon, das es besetzt hielt, hatte Geißeln verlangt und man mußte ihm die Municipalität der Stadt verwilligen, wovon Herr Tascher de la Pagerie und der Pater Carl Franciscus, säcularisirter Superior der Mission der Kapuziner, Mitglieder waren.

Dugommier sicherte Saint-Pierre vor einem Handstreich, indem er die Anhohen, von der Batterie Sainte-Marthe bis an den Fluß des Pères verschanzen ließ und ging mit der Elite seiner Truppen nach Fort-Royal.

Er verabredete mit Herrn von Chabrol eine Operation, die er, Lamentin passirend, gegen Gros Morne leiten wollte. Man kam überein, daß man die kleine Armee in zwei Colonnen theilen und so auf den gewöhnlichen Wegen die sehr eng sind, vorrücken wolle, um die Zerstörung der Zucker-Plantagen zu vermeiden. Das war für die Aerndte sehr gut, aber unter dem Gesichtspuncte der Strategie sehr schlecht berechnet. Der von der Colonne der Patrioten, unter Dugommiers Befehl, eingeschlagene Weg verengerte sich an einem gewissen Puncte über Gebühr; die Colonne verlängerte sich, die Kanonen versanken in den Geleisen und der in dem Zuckerrohr versteckte Feind (weil man sich nicht durch Flanqueurs vorgesehen und die Gegend untersucht hatte) zerstreute die Patrioten. Die von Herrn von Chabrol befehligte Colonne, die von einer großeren Zahl regulairer Truppen gebildet war, hatte mehr Glück. Sie bewirkte ihren Rückzug in guter Ordnung und ohne Verlust, so wie sie die Flucht der andern Colonne gewahr wurde. Die Folgerung, die wir aus diesem Manoeuvre zogen, war der Art, wie sie die Zeit mit sich brachte: der Aristokrat Chabrol hatte Verrath begangen, um den Patrioten Dugommier und seine Freiwilligen aufzuopfern. Jetzt ein wenig vorgerückt in den Kenntnissen des Kriegshandwerks würde ich ganz einfach glauben, daß der Oberste eines Linien-Regiments verstehen mußte, gegen den Feind zu marschiren, und daß der durch die Revolution improvisirte General dies erst noch kennen lernen mußte auf Kosten seiner muthigen aber blinden Freiwilligen.

Dieses Treffen fand am 25. September 1791 statt. Es war nur dadurch merkwürdig, daß es in dem weißen Kopfe Dugommiers das Genie des Krieges weckte, das darin schlummerte, und Frankreich einen Obergeneral erwarb, der Bonaparte errieth und mit Ruhm bedeckt starb, wie Turenne.

Ein Lager von Beduinen.

(L.)

Die Beduinen, auf dem Lande zerstreut, sind wahrhafte Nomaden; sie theilen sich in verschiedene Lager, die sie Duare oder Aduard nennen. Jedes Zelt dient einer Familie zur Wohnung und die ganze Duare wird von einem Check oder Häuptling beherrscht, der der erste unter seines Gleichen ist; er regiert sie auf republikanische Weise und sorgt für das allgemeine Wohl; er steht auch für alle durch die Einzelnen contrahirten Schulden und bezahlt sie, vorbehaltlich seines ziemlich sichern Recurses; dieser Posten ist immer erblich wiewohl auf Wahl.

Die Beduinen wählen die bequemsten und angenehmsten Terrains zu ihrem Aufenthalte und wechseln den Platz nach den Jahreszeiten; sie sind immer fertig, das Lager aufzuheben. Im Nothfalle können sie die Stelle in weniger als einer Stunde räumen. Sie hatten vor der Invasion (der Franzosen) eine wichtige Hülfsquelle, nämlich die Plünderung entfernten Eigenthums auf dem Lande und die Beraubung der Reisenden. Für die Zukunft haben sie (mindestens diejenigen, welche sich unterworfen haben) sich in gesetzliche Ordnung gefügt.

Die Zelte sind gewöhnlich schwarz, mit Kameelhaut bedeckt und von einem undurchdringlichen Gewebe. Das Innere dieser Zelte ist sehr schmutzig. Die Araber packen ihre Effecten und Lebensmittel in Säcke von Schaafleder. Ihre Waffen sind an dem Balken oder Hauptpfosten, der das Zelt trägt, aufgehängt. Die Beduinen sind fast alle an der Stirn und an den Armen mit einem blauen Kreuz tatowirt; einige haben dieses Zeichen auch an den Beinen.

Die Frauen tragen nur ein Hemd und ein Stück wollenes Zeug, das an der Schulter durch eine bleierne Agraffe festgehalten wird. Ihr Kopfputz besteht aus einem Stücke schmutzigen Musselin, das eine Art Schleier bildet, der um den Kopf durch einen Strick von Kameelhaaren befestigt ist; einen ähnlichen Strick knüpfen sie als Gürtel um die Hüften; sie sind tatowirt wie die Männer, färben sich die Augenbrauen mit schwarzem Fett und lassen sie in Form eines Bogens über der Nase zusammenlaufen. Sie tragen als Schmuck drei oder vier Paar Ohrringe von Kupfer oder Eisen; diese Ohrringe sind breit und an vier Ecken des Ohres befestigt; sie tragen auch eine Art Rosenkränze am Gürtel. An Festtagen habe ich einige gesehen, die hinten einen kleinen, mit weißem Blech eingelegten Kasten angebunden hatten.

Bei einem solchen Feste, zu welchem die Franzosen eingeladen waren, hatten die Frauen eine außerordentliche Toilette, die in Stoffen von glänzender Farbe bestand. Um sich zu verschönern, hatten sie die Lippen mit Eidotter bestrichen. Das war ein sonderbares Schauspiel. Die Beduinen schlafen mit ihren Kindern und ihrem Vieh auf dem Stroh, bunt durch einander. Der Check allein liegt auf Schaaffellen. Sie leben von kleinen Broden und flachen Kuchen, die sie unter der Asche backen, und trinken Wasser. In der Stadt trinken sie auch Wein — sie und ihr Häuptling. Das Geld, was sie für ihre zu Markt gebrachten Lebensmittel lösen, vergraben sie häufig in die Erde.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1088. Hamburg. Sonnabend, den 29. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hoßtrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Zufälle und Fata des Königthums in Frankreich. . . . . Seite 817
Ueber die Einführung der religiösen Reformation und über die Constitution des Calvinismus in Genf. Von Mignet. . „ 818
Ueber Aegypten. . . . . „ 820
Neueste Nachrichten aus dem chinesischen Reiche. . . . . „ 821
Der Capitain Davies oder der Aufstand zur See. . . . . „ 824
Sir J. Mackintosh's Prognosticon für Botany-Bay. . . . . „ 824

Zufälle und Fata des Königthums in Frankreich.

(Aus dem Morning Herald.)

(R.)

Die Geschichte einer jeden europäischen Regierung bietet eine Menge von Beispielen dar, wie manchen Gefahren und Wechselfällen das Königsthum unterworfen ist. In allen finden wir häufige Verschwörungen, Entthronungen, Verbannungen, Tod: jedes Land hat dergleichen einzeln erlebt, doch keines in Europa mehr als Frankreich. Seine Annalen sind von der frühesten Periode der französischen Monarchie an mit Beispielen des unvermeidlichen Geschickes angefüllt, das uns Alle erwartet, und dies Register giebt uns eine auffallende Lehre. Wir wollen hier eine kurze Notiz von den einzelnen Unfällen geben, welche die königlichen Dynastieen Frankreichs eine lange Periode hindurch betroffen haben.

Das carolingische Geschlecht allein bietet deren schon in Menge dar. Im Jahre 817 begegnete dem Kaiser Ludwig dem Frommen, Sohn Carls des Großen, ein Zufall, der ihm beinah das Leben gekostet hätte. Er kehrte am grünen Donnerstag von der Kirche zurück nach seinem Pallaste zu Compiegne und mußte mit seinem Gefolge eine hölzerne Gallerie passiren, deren angefaulte Balken plötzlich einbrachen, so daß der Kaiser mit seinem ganzen Hofhalt von einer bedeutenden Höhe in die Straße hinabstürzte. Ludwig selbst war so glücklich, mit einigen unerheblichen Quetschungen davon zu kommen, aber mehrere seines ersten Adels, zwanzig an der Zahl, wurden schwer und gefährlich verletzt. — Carl der Kühne ward im Jahre 877, auf seiner Rückkehr aus Italien nach Frankreich, beim Uebergang über den Berg Cenis, unwohl, und sein Arzt, ein Jude, Namens Sedecias, der für einen großen Magier galt, gab ihm eine starke Dosis Gift, an welcher er nach wenigen Tagen verschied. — Sein Nachfolger, Carl der Dicke, kam eben so jämmerlich ums Leben, nur gingen dem Umstande voraus, die sein Geschick noch grausamer machten. Von all den Seinigen und von seiner Dienerschaft verlassen, schwer vom Schicksal mitgenommen und geisteskrank, ward er in einem kleinen Dorfe in Schwaben erdrosselt. — Ludwig IV. (d'Outremer) starb eines, durch Zufall herbeigeführten, gewaltsamen Todes. Auf der Reise von Laon nach Rheims, fand er die Fährte eines Wolfes, und indem er dieser nachjagte, stürzte er vom Pferde und mit solcher Gewalt auf den Kopf, daß er nach wenigen Tagen seinen Geist aufgab. — Die beiden letzten Monarchen des carolingischen Geschlechts fielen von einer und derselben Hand, der der Königin Emma, des einen Gattin und des anderen Mutter! Diese Verbrechen wurden in einem und demselben Jahre vollführt und machten dem Geschlechte Carls des Großen ein trauriges Ende.

Die Dynastie der Familie Capet trat die königliche Würde unter günstigeren Auspicien an. Der Gründer derselben, Hugo Capet, wollte, dem Gebrauche zuwider, bei allen festlichen Gelegenheiten damit zu erscheinen, nach seiner Krönung die Krone nicht wieder aufsetzen. Sein desfallsiges Motiv beruhte in einer Prophezeihung, laut welcher sein Geschlecht sie sieben Generationen hindurch tragen sollte; er wollte aber in dieser Zahl nicht mitbegriffen seyn. Mezeray, der diesen Umstand berichtet, bemerkt dazu: „Dieser Fürst wußte nicht, daß diese Zahl in der göttlichen Sprache ein unbegränztes Zeitalter bedeutet." Hätte er Jahrhunderte für die Ewigkeit genommen, so würde er der Wahrheit näher gekommen seyn. Wahr ist es, daß die Erbfolge anhaltend war, aber welches war doch das Geschick der auf einander folgenden Monarchen? König Robert, sein Sohn, ward in den Bann gethan und es ward wider ihn conspirirt. Heinrich I. starb zu Vitry, muthmaßlich an Gift. Philipp, der älteste Sohn Ludwigs des Dicken, ward durch einen sonderbaren Zufall getödtet, als er durch eine der Vorstädte von Paris ritt. Der große Philipp Augustus, der mit Löwenherz um den Ruhm rang, starb an einem Gifte, das ihm im gelobten Lande beigebracht worden war, und sein Sohn, Ludwig VIII., soll seinen Tod dem Hasse eines Nebenbuhlers verdanken. An diesen Monarchen knüpfte sich ein Prognosticon, das man aus Merlins Prophezeihungen abgeleitet und mit seinem Beinamen in Verbindung gebracht hatte, als: in monte ventris morietur Leo — und Ludwig der Löwe starb zu Montpensier. Wenn die Armeen einer Nation von dem Könige selbst in die Schlacht geführt werden, so können die Zufälligkeiten des Krieges schon Einfluß auf sein Geschick haben. Dies war der Fall mit Philipp Augustus zu Bovines und anderer Orten, so wie auch zum öfteren in der abenteuerlichen Laufbahn seines Großsohnes, des heiligen Ludwig. Seinem Leben ward zweimal von den Emissarien der Gräfin de la Marche nachgestellt, auch war er durch den Alten vom Berge in Syrien bedroht. Seine Laufbahn war eine Kette von Gefahren und Strapazen. Er führte die Kreuzfahrer nach Aegypten und nach dem nördlichen Afrika; er bestand Krankheiten, Niederlagen und Gefangenschaft. Sein Bruder, Robert von Artois, ward in der Schlacht von Mansurah erschlagen, und er selbst starb auf fremdem Boden vor den feindlichen Mauern von Tunis. Philipp der Schöne starb vor Gram; Ludwig X. (le Hutin) ward zu Vincennes vergiftet; Philipp von Valois war ein überwundener und fast entthronter König; sein Sohn Johann gerieth zu Poitiers in Gefangenschaft und starb auch als Gefangener; Carl der Weise soll an Gift gestorben seyn, das ihm schon in seiner frühen Jugend von dem bösen Könige von Navarra beigebracht worden. Das Leben Carls VI. war eine Kette von

Digitized by Google

Wahnsinn und Mißgeschick. Der Unfall, den er auf dem Ball erlebte, den die Königin Isabelle von Baiern im Jahre 1393 im Hotel St. Pol gab, untergrub noch das Bischen Verstand, das er besaß, und wirkte auf sein ganzes künftiges Leben ein. Dieser Ball war einer der glänzendsten, die man noch gesehen hatte, und als die Festlichkeiten recht im Zuge waren, da erschien der König in Gesellschaft von vier Edelleuten, als Satyre in Flachs gekleidet. Dergleichen Maskeraden waren bei Hofe so häufig, als dieser im Charakter zügellos war. Ihr Erscheinen und die Sprünge, die sie machten, erregten ein allgemeines Aufsehen, und da der Bruder des Königs, der Herzog von Orleans, gern wissen wollte, wer sie wären, so befahl er einem seiner Pagen, sie näher zu beleuchten. Indem dieser nun that, wie ihm befohlen worden war, steckte er den Anzug des Einen in Brand, und der so leicht entzündende Stoff von allen Fünfen fand sofort in vollen Flammen. Als es nun bekannt wurde, daß auch der König mit darunter sey, da gerieth Alles in die größte Bestürzung. Es war ein furchtbarer Auftritt, und der Berichterstatter desselben sagt: „sie brannten eine halbe Stunde lang wie Fackeln!“ Der König ward jedoch durch die Geistesgegenwart der Herzogin von Berry gerettet, indem sie ihn mit ihren weiten Gewändern umschlang und so die Flamme erstickte. Seine vier Gefährten aber starben binnen wenig Tagen eines jammervollen Todes. Dieser Zufall, obgleich augenblicklich minder verderblich, als er es hätte werden können, war doch unstreitig die Hauptursache der Geistesverwirrung Carls VI., deren Opfer er mit weniger Unterbrechung eine lange und elende Regierung hindurch war. Dieser Wahnsinn ward in demselben Jahre noch durch einen andern Umstand verstärkt, der sich im Monat August auf einer Reise ereignete, die er in die Bretagne machte. Als er eben in den Wald von Mans ritt, fiel ihm eine garstige, schwarz aussehende zerlumpte und furchterweckende Gestalt plötzlich in die Zügel und rief ihm mit lauter Stimme zu: „Wohin? unglücklicher König! kehre um, Du bist verrathen!“ Eine solche Erscheinung mußte schon einen mächtigen Eindruck auf die schwachen Nerven Carls VI. machen. Er träumte nun nur von Mord und Verrath, und als er bald hernach durch eine Lanze, welche einer seiner Knappen zufällig fallen ließ, erschreckt wurde, da verwandelte sich sein stiller Wahnsinn in eine fürmliche Tollwuth. Er riß sein Schwerdt aus der Scheide, warf sein Pferd herum, fiel wüthig über sein Gefolge her und tödtete vier Mann davon, ehe man an Schutz und Gegenwehr hatte denken können. Er raste, in Akt durch Schlagend, ward ihm in den Wurf kam, so lange fort, bis sein Pferd in einen Graben stürzte; dann ward er bewältigt, und gebunden nach der nächsten Stadt geführt.

Sein Bruder, Ludwig von Orleans, fiel als Opfer des unsinnigen Parteigeistes, der so lange Unheil über das Land brachte. Er ward zu Paris, in der Straße Barbette, von den Emissarien seines Oheims, des Herzogs von Burgund, der einige Jahre später seinerseits wieder auf der Brücke von Montereau als ein Opfer des Verrathes fiel, auf barbarische Art ermordet. Ludwig von Frankreich, Carls V. Bruder, starb vor Gram und Aerger in einem fruchtlosen Ringen um die Krone von Sicilien mit Carl von Durazzo; und ein anderes Mitglied derselben Familie, Carl der Schlimme, König von Navarra (Enkel Ludwig Hutins von weiblicher Seite), kam auf die allerklägichste Weise ums Leben. Alt, und von Krankheiten ganz ausgemergelt, fehlte es ihm an natürlicher Wärme, daher seine Aerzte ihm den Rath gaben, sich des Nachts in ein in Branntwein eingetauchtes Stück Leinen einnähen zu lassen. Unglücklicherweise nahm der Domestike, welchem dies übertragen worden war, um einen Faden zu durchschneiden, keine Scheere, sondern wollte diesen mit einem zur Hand stehenden Lichte abbrennen; dabei fing aber der Anzug selbst Feuer, und stand in einem Augenblick in lichten Flammen. Ehe diese gelöscht worden konnten, war der König so furchtbar verbrannt, daß er bald hernach unter den fürchterlichsten Schmerzen starb. Carls VI. Söhne schienen vom Schicksal und von der Bösartigkeit ihrer Mutter, Isabelle von Baiern, auserkohren zu seyn, ein unglückliches Ende zu nehmen. Zwei derselben soll sie selbst vergiftet haben, und wie feind sie Carl VII. gewesen, ist bekannt. Die letzteren Jahre ihres Lebens verbitterte ihn Zwiespalt mit dem Dauphin (nachdem Ludwig XI.), und sie starb im Jahre 1461, weil sie aus Furcht, vergiftet zu werden, fast gar keine Speisen zu sich nahm.

Ludwig XI., der gegen alle Welt complettirte und im Jahre 1472 selbst die Ermordung seines einzigen Bruders, Carls, Herzog der Normandie, bewerkstelligte, wäre im nächsten Jahre selbst das Opfer eines Complottes geworden, wenn es nicht zeitig entdeckt worden wäre. Der Mörder, der nachdem auf dem Rade endigte, war um 50,000 Kronthaler von dem Herzoge von Lothringen gedungen worden, ihn zu vergiften. Carl VIII., der Eroberer von Neapel, kam zufälligerweise ums Leben: als er in einem, dem Palaste belegenen, Ballhof trat, rannte er mit einer solchen Gewalt an einen Balken, daß er eine Hirnerschütterung erlitt und daran starb. Ludwig XII. Ende ist auch beschleunigt worden. Franz I. Mißgeschicke und Schicksale sind bekannt genug, und Heinrichs II. Tod war im höchsten Grade tragisch.

Am 28. Juny 1559 ward vor dem Pallaste von Tournelles zu Paris ein Turnier gegeben, in welchem der König, so sehr Catharine von Medicis ihn auch davon abmahnte, durchaus mitkämpfen wollte. Nachdem er schon mehrere erfolgreiche Rennen durchgemacht hatte, wollte er auch noch einen Gang mit dem Grafen von Montgomery machen, und dies brachte ihm Verderben. Des Grafen Lanze fuhr ihm zwischen das Visir hindurch ins Auge, und an dieser Verwundung mußte er nach elf Tagen sterben. Anton von Navarra, des Königs Vetter, starb an einer Wunde in der Schulter, die er bei der Belagerung von Rouen bekam, und Franz II. starb an einem Ohrenübel.

Wie elend Carl IX., der Urheber der Bartholomäusnacht gestorben, ist bekannt; ihn peinigten die grausamsten Gewissensbisse. Sein Bruder, Heinrich III., fiel unter dem Messer eines Priesters.

Dreimal ist Heinrich IV. dem Geschicke ausgesetzt gewesen, das ihn zuletzt ereilen hat. Jean Barriere und Jacques Chatel trachteten ihm stark nach dem Leben, gelangten aber nicht zum Zweck; Ravaillac's Messer aber traf ihn sicherer. Frankreichs bester König fiel durch Mörders Hand. Während der langen Regierung Ludwig XIV. waren es nur die vielen Sterbefälle, welche sich in der königlichen Familie zutrugen, die Verdacht erregten. Unter Ludwig XV. Regierung machte der Jesuit Damien zu Versailles einen Meuchelfall auf den König, indem er ihm ein Federmesser in die Seite stieß. Die Guillotine von 1793 erneuerte die Gräuel des Mittelalters; ihnen folgte die schmähliche Hinrichtung des Prinzen von Enghien, die Ermordung des Herzogs von Berry, der geheimnißvolle Tod des Herzogs von Bourbon, die Entthronung Carls X. und dessen so wie der ganzen älteren Linie Verbannung, und nun zum Schluß die wider Ludwig Philipp gebrauchte Höllenmaschine des Fieschi!

Ueber die Einführung der religiösen Reformation und über die Constitution des Calvinismus in Genf.

Von

Mignet.

(2.)

Es sind nicht die religiösen Bedürfnisse allein, noch die Fragen der Theologie, der Hierarchie oder des Cultus, welche die Reformation herbei-

Digitized by Google

geführt haben; dieses große Ereigniß des sechszehnten Jahrhunderts, um welches sich alle andern historischen Thatsachen dieser Epoche gruppiren. Der allgemeine Zustand der Gesellschaft und die politischen Verhältnisse zwischen den verschiedenen Nationen Europa's, die zu einem gewissen Grade von Verwickelung und Uebelbefinden gekommen waren, heischten wirksame Heilmittel; die Nothwendigkeit davon wurde allgemein gefühlt, obgleich sehr wenige Menschen fähig gewesen wären, die besten anzugeben und noch weniger die Anwendung derselben zu leiten. Mittelst der Buchdruckerkunst hatten sich alte und neue Ideen unter den Classen der Gesellschaft verbreitet, die bis jetzt wenig gewöhnt waren, sich mit Gegenständen zu beschäftigen, die außer der unmittelbaren Sphäre ihrer Thätigkeit lagen. Einige politische und administrative Begriffe hatten angefangen, sich Bahn zu brechen und die Verschiedenheit, die Mannichfaltigkeit der Regierungen des deutschen Reiches hatten vorzüglich dazu beigetragen, die öffentliche Meynung zu erneuern. Die Gemüther waren gestimmt, begierig das Wort eines muthvollen Mannes aufzufassen, der seine Stimme gegen die zahlreichen bestehenden Mißbräuche erheben würde, deren unerträglichste sich vor Allem in den Sitten und Betragen der Geistlichkeit offenbarten. Alle Menschen von einer gewissen socialen Haltung und Würde fanden Aergerniß daran und selbst unter den Mitgliedern der Geistlichkeit fand sich mehr als eine Stimme, die über den Verfall des Priesterthums seufzte. Auch war es ein Mönch, der zuerst auf eine bestimmte und verständliche Weise sprach und den ersten Anstoß gab.

Luther begann den Kampf, nicht durch Vorschläge der Theorie, nicht durch Angriffe gegen eins der constitutiven Dogmen des Katholicismus, nicht durch Abstractionen; er widersetzte sich bloß dem Verkauf der Indulgenzen oder des Ablasses, einem schändlichen auf Absurditäten gestützten Handels; er predigte gegen eine durch diejenigen erhobene Abgabe, welche die ersten hätten seyn sollen, sich alles dessen zu enthalten, was auch nur von Weitem einer merkantilischen Speculation glich, deren Gewinn einem ausländischen Fürsten zum Nutzen gereichte, welcher der Papst, das Oberhaupt der Christenheit war. Der gesunde und zugleich religiöse Sinn der Deutschen begriff leicht, daß den Begriffen der Moral und den Ideen des ursprünglichen Christianismus so diametral entgegengesetzte Thatsachen, so wenig entsprechend den Forderungen einer unabhängigen Nationalität, nichts mit der Religion gemein hatten, wovon der Papst, wenn nicht der höchste Regent, mindestens das erste Beispiel seyn sollte. Der Papst bedurfte Geld, die Hülfsquellen des Erbguts des heiligen Peters waren erschöpft; der Aufwand des römischen Hofes, der dem der größten Monarchen gleichkam oder ihn wohl noch überstieg, die Pracht der Kirchen und Paläste, der Luxus der Familien der ersten Würdenträger der Kirche, bisweilen der Familie des Papstes selbst und ihrer Kinder, erforderten bedeutende Summen. Die Quellen waren versiegt. Immer blieb ein Mittel übrig, das bis jetzt nie mißlungen war, die Frömmigkeit, oder vielmehr, nach dem Ausdruck der Schönredner der römischen Geistlichkeit, die Sünden der Gläubigen aller Länder.

Die Sünden der Deutschen (peccata Germanorum) zahlten auf diese Weise, zur Zeit des ersten Auftretens Luthers, einen Theil der bedeutenden Kosten der Erbauung der Petrskirche. Dieser von der Kirche von Rom verkaufte Ablaß gab den überzeugendsten Beweis von der Verderbniß der Sitten, denn man mußte auf eine gute Einnahme in den Ländern rechnen, wo namentlich die Verhältnisse zwischen beiden Geschlechtern in einen Zustand furchtbarer Ausschweifung verfallen waren und wo die Kloster- und Welt-Geistlichen durch ihre Zügellosigkeit zur Demoralisation der Familien-Verhältnisse so vorzüglich beigetragen hatten. Der Verfall der Sitten hätte nie diesen Grad erreicht, wenn die durch die Feudalität während des Mittelalters gebildete Gesellschaft nicht in der Folge der Zeit ihre Kraft und Energie verloren hätte und wenn die Regierungen immer auf der Höhe ihrer Stellung geblieben wären. Die päpstliche Regierung besonders hat während des ganzen sechszehnten Jahrhunderts bewiesen, daß sie von den Ereignissen überwältigt war und daß sie den Charakter der Bewegung mißkannte, der sich nach allen Richtungen fühlbar machte und welcher eine neue Aere und neue Formen, entsprechend neuen Bedürfnissen, ankündigte.

Aber Deutschland war nicht das einzige Land, wo sich analoge, aus denselben Ursachen entstandene Bewegungen kund thaten. Die deutsche Schweiz und ein wenig später die französische boten in derselben Epoche der Einführung einer neuen Lehre günstige Bedingungen dar. Genf wurde einer der großen Mittelpuncte der Reformation.

Die Denkschrift von Mignet, in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris im vorigen Jahre vorgelesen und in der Sammlung der Memoiren der Akademie gedruckt, ist eine kurze Skizze der Reformation zu Genf und der Arbeiten und Lehren Calvins. Es ist tröstend, Geschichtschreiber zu sehen, welche die ganze Wichtigkeit ihres Berufs in einem Augenblicke begreifen, wo die abweichendsten Meynungen sich bekämpfen, wo anarchischer Gährungsstoff den Frieden der Republik der Wissenschaften stört, wo Leute ohne Fähigkeit die Stelle usurpiren, die ihnen nicht gebührt, wo man lehren will, bevor man gelernt hat und wo man keck angebliche historische Arbeiten drucken läßt, ohne sich die Mühe des Studiums genommen zu haben und, was noch schlimmer ist, mit völligem Mangel der uninteressirten Wahrheitsliebe, welche den Worten, wie den Schriften, Schönheit, Kraft und Wirksamkeit verleiht.

Herr Mignet hat es, als Professor der Geschichte, mit einem Publicum zu thun, was von demjenigen verschieden ist, was der Schriftsteller im Auge hat. Das bestimmte Wort des Schriftstellers tritt mit mehr Umsicht ans Licht; es ordnet die Theile des Gegenstandes mit mehr Methode, es ist einer strengern Kritik unterworfen und sucht folglich eine mannichfaltigere Genauigkeit, einen gemäßigtern Ausdruck zu erreichen und wenn der Schriftsteller Schlußfolgen aufstellt, so sind sie bestimmter und zarter als diejenigen, die dem mündlichen Vortrage entschlüpfen. Die großen Geschichtschreiber wollen unterrichten, sie sind von den großen Ideen der Menschheit bewegt, sie glauben an ein Fortschreiten und ihr fortdauerndes Studium der Menschen und der Dinge, der socialen Kräfte und Mittel, zielt immer auf die Verbesserung ihrer Mitmenschen.

Die gewöhnlichen Geschichtschreiber, und es giebt deren selbst unter den berühmten, schreiben Reden für oder gegen ein Individuum, eine Nation, eine Epoche; geleitet durch systematische vorgefaßte Begriffe schaffen sie eine Geschichte zu ihrem Privat-Gebrauch und rechnen auf die Gutmüthigkeit oder oberflächlichen Kenntnisse der Menge, die in Büchern nur Zerstreuung oder Zeitvertreib sucht. Wenn man nicht viel von ihnen lernen kann, so fühlt man sich mindestens bisweilen aufgeregt, selbst in Leidenschaft versetzt und mehr verlangt man nicht. Viele haben Einbildungskraft, die schreienden Farben gefallen ihnen, für sie existirt keine Uebertreibung, das Wort der Ehrsucht gewinnt, ein Urtheil in Form eines Epigramms reißt mit sich fort. Nun, selbst die Romane, welche, was viel sagen will, nach der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Vergessenheit widerstanden haben, sind gerade diejenigen, welche durch solidere Eigenschaften glänzen und ihr Ruf beruht oft auf denselben Grundlagen, welche den Ruf großer Historiker geschaffen haben.

Die jetzige Epoche bedarf eines gründlichen Unterrichts gar sehr. Deutschland, England und Frankreich haben seit dreihundert Jahren, in mannichfachen Proportionen, dem Studium der Wissenschaften und der Künste, der Verbreitung der Aufklärung, nach den verschiedenen Bedürfnissen der socialen Verhältnisse, reichhaltige Materialien geliefert; das politische Uebergewicht dieser Nationen hat ihren Bestrebungen einen ausgezeichneten Einfluß auf die übrige civilisirte Welt verschafft; aber wir

Digitized by Google

sind zu dem Puncte gekommen, wo einerseits der embarras des richesses uns genirt, und wo die unzählbare Menge derjenigen, welche schreiben, uns in nicht minder große Verwirrung bringt. Die Revolutionen, die Kriege, die widersprechenden Bewegungen der letzten vierzig Jahre haben auf eine eigenthümliche Weise dazu beigetragen, die Schriftsteller und die Leser zu vermehren; die periodische Presse bietet ein frappantes Beispiel davon dar. In dieser neuen Thätigkeit finden die Schriftsteller, die sich mit historischen Arbeiten beschäftigen, vor Allem mächtige Motive, um dem Publicum die Frucht ihrer Nachtwachen mitzutheilen.

Wir kennen wenige Menschen in Frankreich, welche fähig sind, der Geschichte größere Dienste zu leisten, als Herr Mignet. Die Denkschrift, die wir ankündigen, ist ein neuer Beweis seines speciellen historischen Talents. Durch die vollkommene Disposition der Theile, durch eine einfache, würdige und von den Ereignissen beseelte Auseinandersetzung, durch die tiefe Einsicht der Thatsachen und ihrer Gesetze, durch die practische Menschenkenntniß; endlich durch alle die Eigenschaften des Geistes und die Bedingungen des Studiums, welche die geschichtliche Kunst constituiren, hat Herr Mignet sich auf eine der höchsten Stufen unter den französischen und ausländischen Geschichtschreibern zu stellen gewußt.

Als Denker betrachtet, kennen wir wenige Männer von so tiefem Geiste und so festem Urtheil; als Schriftsteller gehört er der Schule der großen Meister Italiens, Englands und Frankreichs an.

Die Idee giebt immer die Form. Was die Manier des Herrn Mignet vorzugsweise charakterisirt, ist Einfachheit, Würde, Bestimmtheit; sie vereinigt Phantasie und Correctheit mit Kraft. Da die Geschichte jetzt ein wenig ins Romantische und, was nicht besser ist, ins Dichterische verfallen ist, so werden die Beispiele des wahren geschichtlichen Styls selten genug, um bemerkt zu werden.

Was die Reformation von Genf betrifft, wovon uns die Denkschrift des Herrn Mignet eine so anziehende als belehrende Schilderung giebt, so bietet sie, da sie auf diese Stadt beschränkt ist und sich hauptsächlich an die Bestrebungen eines einzigen Mannes, nämlich Calvins, knüpft, ein leicht aufzufassendes Schauspiel dar, dessen kleinste Theile zusammenwirken, um den allgemeinen Effect zu erhöhen. Die religiöse Reform verbindet sich da mit der bürgerlichen. Der alte Zustand der Dinge ist zu Ende und eine neue Ordnung tritt ein durch das Genie, die Hartnäckigkeit und die strengen Tugenden eines Franzosen, dem es in seinem Vaterlande nicht gelungen seyn würde, sich an der Spitze eines Collegiums zu erhalten, aber der seine Schuld der Dankbarkeit der Stadt bezahlte, die ihn unter ihren Schutz genommen, indem er sie zur „Hauptstadt einer großen Meynung," wie Herr Mignet so gut gesagt hat, erhob. Diese Meynung konnte sich gleichfalls in seinem Vaterlande selbst festsetzen, und ihre Jahrhunderte lang bestrittenen Rechte sind jetzt consolidirt und verbürgt besser als jemals.

Es gelang Calvin nur, seine religiöse Doctrin einzuführen und zu befestigen, indem er sich der obersten Leitung der Angelegenheiten der Republik bemächtigte und die bürgerliche Gewalt der religiösen Regierung unterwarf, ein wichtiger Umstand zum Nachdenken, der den Vertheidigern von Rom einige Gelegenheit zu Sophismen hat geben können, aber der, wohl aufgeklärt und erklärt, weder Rom noch Genf zum Vorwurf gereicht.

Die Denkschrift des Herrn Mignet läßt die baldige Erscheinung seiner nur zu langen und schweigenden Arbeiten über das sechszehnte Jahrhundert lebhaft wünschen, eine Epoche, die von dem literarischen Industrialismus des Tages kühn ausgebeutet worden ist, eine reichhaltige Mine, die noch lange nicht erschöpft werden und aus welcher er neue Schätze zu ziehen wissen wird, indem er diejenigen, welche wir schon besitzen, mit einer vollendetern Kunst und geübteren Geschicklichkeit in Wirksamkeit setzt. Zwei für die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts wichtige Historiker, de Thou und Lingard, lassen, bei allen Vorzügen, die sie auszeichnen, noch viel zu wünschen übrig. Wenn die gewissenhafte Rechtlichkeit von de Thou, seine vielumfassenden Kenntnisse, die ernste und von Gutmüthigkeit erfüllte Mäßigung, die bei seinen Urtheilen über Menschen und Dinge vorwaltet, seine patriotischen Gefühle, die Verbindungen, die er mit den ausgezeichneten und einflußreichen Männern seiner Zeit unterhielt, die besondere Kenntniß, die er von den Ereignissen haben konnte, in welchen er selbst eine Rolle spielte, ihm eine der ersten Stellen unter den Geschichtschreibern dieser großen Epoche anweisen; so ist doch nichts desto weniger unter andern Gesichtspuncten seine Geschichte minder genügend und bietet, neben einigen Lücken, vorgefaßte Meynungen dar, die theils aus der Unwissenheit der Thatsachen und der Documente, theils aus etwas engherzigen Ansichten seiner Zeit und der zu geringen Entfernung der Ereignisse entstanden sind.

Lingard, mit dem unermeßlichen Vorzug, zahlreichere und vollständigere Materialien zu seiner Verfügung zu haben, drei Jahrhunderte später zu leben, seine Geschichte höher zurück anzufangen, das ganze Mittelalter zu umfassen und folglich von einer breitern Basis auszugehen, wird schwach im Verhältniß wie er ins sechszehnte Jahrhundert eintritt. Nicht als ob Begriff und Gedanke ihm fehlte, aber die Leidenschaft bemächtigt sich unwillkührlich seines Geistes und führt ihn irre. Mit unendlicher Kunst, mit außerordentlicher Feinheit der Forschung, mit einem sehr mannichfaltigen Wissen, einer seltenen Gelehrsamkeit, sobald er die Zeiten der Reformation berührt, verbreitet er über seinen Gegenstand eine besondere Unbestimmtheit und die Zweideutigkeit und Unentschiedenheit seiner Urtheile theilen sich dem Leser mit. Dann ist er ein sehr gefährlicher Schriftsteller, der jeden in Irrthum führt, der nicht die Kraft und die Mittel hat, ihn genau zu prüfen. Aber, unter diesem Vorbehalt, wird man bisweilen in einem einzigen Worte, in einer Phrase, die sich, wie durch Zufall in einer langen Exposition eingestreut findet, in einer Anmerkung, die, man weiß nicht warum noch zu welchem Zweck, verborgene, verschleierte Wahrheit entdecken. Wenig historische Personen z. B. sind mehr von Lingard gemißhandelt worden, als die Königin Elisabeth. Der Scharfsinn des Geschichtschreibers erschöpft sich, um sie unkenntlich zu machen, ohne daß daraus der mindeste Vortheil für Marie von Schottland erwächst, was seine wahrhafte Heldin ist. Und dennoch würde man, mit ein wenig Mühe und einigem Widerwillen, nach den bloßen von Lingard gelieferten Angaben, den Charakter der beiden Königinnen auf eine genügende Weise reconstruiren können, mit Vorbehalt der freiwilligen oder unfreiwilligen Auslassungen, die übrigens nicht sehr zahlreich sind.

Wir sind der Meynung, daß Herr Mignet die hohen Eigenschaften dieser beiden Geschichtschreiber vereinigen wird, ohne in ihren Fehler zu verfallen. Seine Denkschrift über die Reformation von Genf läßt uns ohne Besorgniß dieses Urtheil fällen. S. Z.

Ueber Aegypten.

(L.)

In Beziehung auf den in unserm letzten und vorletzten Blatte mitgetheilten Artikel über Aegypten enthält der Temps vom 11ten d. folgenden interessanten Brief an die Redaction dieses Journals:

Paris, den 7. August.

Mein Herr Redacteur!

In Ihrer Nummer vom 6. August haben Sie einen Artikel über Aegypten gegeben, welcher bei dem Verfasser desselben gründliche Kenntnisse und ein großes Beobachtungs-Talent voraussetzt. Dennoch habe ich

Digitized by Google

einige Irrthümer darin gefunden, die von falschen oder unvollständigen Mittheilungen und Aufschlüssen herrühren: es ist meine Pflicht, sie Ihnen bemerklich zu machen.

Ich will damit anfangen, eine Ungenauigkeit zu rügen, die sich auf den früheren Beruf des Ober-Administrators des Hospitals von Azbekia bezieht. Osman Aga (so heißt er) hat nie die Functionen des Henkers versehen; er war früher Oberofficier und ein Vertrauter des Kriegsministers Mehemed-Bey Lazugli, der seit drei Jahren gestorben ist, und hat nur seinen ausgezeichneten Militair-Diensten die Civil-Stelle zu verdanken, die er jetzt mit Eifer verwaltet. Die Thatsache ist übrigens von wenig Wichtigkeit; ich gehe zu andern Behauptungen über, die der Aufmerksamkeit Ihrer Leser würdiger sind.

Mehemed Ali belohnt nicht alle Europäer, die sich nach Aegypten begeben, mit so viel Freigebigkeit als vormals, 1) weil Aegypten der Sammelplatz mehrerer Personen ohne Verdienst und nur mit apokryphen Empfehlungen versehen, geworden ist und weil der König die Augen über die Unfüglichkeit und Unmöglichkeit, sie alle ohne Unterschied mit derselben Gunst aufzunehmen, geöffnet hat. 2) Weil die Functionen, die ihnen vormals hätten anvertraut werden können, jetzt besser durch in Frankreich erzogene Aegyptier besetzt werden können, welche, durch ihre tiefen Kenntnisse der arabischen Sprache, dem Lande weit nützlicher werden können. Aber ist denn diese Klugheit unseres Souverains in der Wahl der Männer, die er zu der Civilisation von Aegypten mitwirken lassen will, nicht sehr lobenswerth? Würde nicht Aegypten der Zufluchtsort und Sammelplatz alles dessen werden, was Europa an Ignoranten und Unverschämten hat, wenn man da ohne Unterscheidung alle Europäer, auf Kosten der Nation und der aufgeklärten Männer, die aus allen Theilen der Welt dahin strömen anstellte und remunerirte? Wenn alle, die unmoralisch und unfähig sind, wenig in Gunst bei Mehemed Ali stehen, wie sehr haben dagegen empfehlungswerthe Gelehrte, die europäische Kenntnisse und Aufklärung in unser Land bringen, Ursache, mit dem König, dem großen Civilisator, zufrieden zu seyn. Um sich davon zu überzeugen genügt es, Soliman Pascha zu nennen, der in Frankreich bloßer Hauptmann war, Herrn Sileſi, Herrn Clot und viele andere.

Was die Eisenbahn von Cairo nach Suez betrifft, so werde ich die Zurückhaltung des Verfassers des Artikels nachahmen, der den Plan davon nicht direct und ausdrücklich angreift; ich will ihm nur bemerklich machen, daß die Ausführung desselben nur nach reiflichen Ueberlegungen und Untersuchungen zahlreicher Ingenieurs beschlossen werden ist, und daß dieser kühne Gedanke unsers Souverains ihm gelingen zu müssen scheint, wie alle diejenigen, deren Verwirklichung wir ihm schon verdanken. Wenn übrigens Herr A. D. Aegypten in einigen Monaten wiedersähe, so würde er nicht mehr ein Dampfschiff zu wünschen haben, denn eben jetzt wird ein regelmäßiger Dienst durch Dampfboote zwischen Cairo und Souane eingerichtet, um den Transport sowohl der Waaren als der Reisenden zu erleichtern; und wenn diese Verbesserung nicht mit der ganzen Thätigkeit betrieben wird, deren sie fähig ist, so kömmt das daher, daß andere Verbesserungen, deren Bedürfniß sich noch lebhafter fühlbar macht, in diesem Augenblicke die ganze Sorge des Souverains und die Hülfsquellen des Landes absorbiren.

So setzt Mehemed Ali seinen ganzen Ruhm in die Civilisation des Landes, und nichts wird vernachlässigt, um dieses schöne Resultat zu erreichen. Er legt der Mitwirkung der Fremden zu diesem großen Werke kein Hinderniß in den Weg, wie Herr A. D. behauptet, und wenn er die Niederlassung von 500 Schweizern nicht genehmigt hat, so geschah das nicht, weil er ihren Einfluß fürchtete, sondern weil er es der Sache der Civilisation nicht für nützlich hielt, sie nach Aegypten zu berufen. Weit entfernt, die Absichten zu haben, die man ihm unterlegt, wird er immer mit Frankreich im Einklange vorwärts schreiten und seinen Beistand reclamiren, weil Frankreich Beschützer aller entstehenden Civilisationen ist und in diesem Sinne auch der von Aegypten. Nach Außen wie im Innern, ich kann nicht nachdrücklich genug darauf bestehen, hat Mehemed Ali der Menschheit Dienste geleistet, er hat Völker besiegt, um sie zu civilisiren, er hat den Lohn der Arbeiter vermehrt, die Abgaben vermindert und wenn die seiner Herrschaft unterworfenen Länder nicht vollkommen glücklich sind, so werden die Aegyptier doch es bald der Civilisation zu verdanken haben, daß sie die Hülfsquellen des Landes kennen und benutzen lernen.

Ich schließe, mein Herr Redacteur, mit der Rüge noch eines, wenn gleich nicht eben wichtigen Irrthums: die Arbeiten von Mahmodia (Mamudich) haben unserer Regierung unermeßliche Summen gekostet und die Arbeiter, die daran arbeiteten, haben nicht täglich den Werth von zwei und einen halben Sous, sondern einen Franken und einige Sous erhalten, eine Summe, womit man in Aegypten so viel wie mit drei Franken in Frankreich bestreiten kann.

Die Fortschritte Aegyptens werden da nicht still stehen, wo sie jetzt sind; unser König ist noch thätig für das Gute und wird einen seiner würdigen Sohn hinterlassen. Denen jungen Aegyptiern, die er zu Paris erziehen läßt, und zu welchen ich gehöre, kömmt es zu, ihn in seinen philantropischen Absichten zu unterstützen: wir werden diesem schönen Berufe nicht untreu werden.

Ich füge endlich noch hinzu, daß der administrative Theil der Regierung von Aegypten wahrscheinlich einst Mehemed-Emir-Effendi, jetzigem Chargé d'Affaires in Frankreich, übertragen werden wird und daß ihn seine Stellung in den Stand gesetzt hat, die Verbesserungen und Vervollkommnungen kennen zu lernen, deren Aegypten fähig ist.

Ich bin ꝛc. Suckavi Effendi,
in der Odeons-Straße Nr. 33.

Neueste Nachrichten aus dem chinesischen Reiche.

(Aus dem Asiatic-Journal.)

Das Canton-Register enthält über die Beendigung der Streitigkeiten und Verhandlungen der Regierung in Canton mit dem verstorbenen Lord Napier folgenden Bericht an den kaiserlichen Hof in Peking:

„Allerunterthänigster Bericht, mit der Post übersandt, in welchem die getreuesten Diener Ewr. Majestät der Commandant von Canton, Hi, der Gouverneur der beiden Provinzen Kwang-tung und Kwang-se, Lu, und der Vice-Gouverneur von Kwang-tung, Ki, auf ihren Knieen berichten, daß die englischen Kriegsschiffe sammt dem Barbarenauge aus dem Hafen vertrieben worden sind, und daß sowohl die Schiffe als auch die Truppen insgesammt nach ihren früheren Stationen und Quartieren zurückgekehrt sind. Zum Himmel schauend wünschen und flehen sie, daß nachstehender Bericht eines allergnädigsten, erhabensten Blickes gewürdigt werden möge.

„Nachdem ein englisches Barbarenauge sich unterfangen hatte, ohne daß es ihm vorher erlaubt worden wäre, in den Binnenstrom von Canton einzulaufen; nachdem es ferner, gleichfalls gegen alle Ordnung, ein Schreiben eingesandt hatte, und nachdem es ungeachtet aller Warnungen und Befehle, die eben so einfach als deutlich waren, von seiner Hartnäckigkeit und Verblendung nicht zurück gekommen war: so habe ich, Ewr. Majestät getreuester Minister Lu, nach dem Willen des Gesetzes die Hafenplätze für die Handelsschiffe besagter Nation schließen lassen. Nachdem ferner besagtes Barbarenauge zwei Kriegsschiffe hatte herbei kommen lassen, um durch die Mündung des Flusses nach der Richtung von Whampoa hin in den Binnenstrom einzudringen, so habe ich, Ewr. Majestät getreuester Mi-

Digitized by Google

nister Lu, mehrere Posten von Civil- und Militair-Beamten und Truppen besetzen lassen, und außerdem Befehle ertheilt, daß mehrere Schiffe von dem tartarischen Geschwader, von der Flotte, die unter dem Commando des Admirals steht, von den Kreuzern aus Sin-hwuy und andern Nationen sich versammeln sollten, um den Fluß bis nach dem Litih-Fort (Howqua's) in der Nähe der Stadt und bis zum Tahwang-haou-Flusse zu sperren. Ueberdies sind mehrere wichtige Puncte auf beiden Seiten des Flusses in jenen Gegenden, wo der Fluß nicht mehr so breit ist, von starken Truppencorps besetzt worden, welche von dem Oberbefehlshaber der Armee, Ewr. Majestät getreuestem Minister Tsang-shing befehligt werden. Diese Umstände, so wie alle übrigen Maaßregeln, welche der Vorsicht halber angeordnet wurden, sind Ewr. Majestät bereits in meinem allerunterthänigsten Berichte insinuirt worden, in welchem gleichfalls das Benehmen des Schiffscommandanten Tsan-tsing von der Division des Admirals, wegen seiner Fahrlässigkeit, so wie er es verdiente, streng gerügt worden ist, und ich selber, Lu, aufgefordert bin, von meinem Benehmen Rechenschaft abzulegen. Mein Bericht ist folgender:

„Der Oberbefehlshaber der Armee, Ewr. Majestät getreuester Minister, Tsang, versammelte alle Streitkräfte, die zu seiner Disposition gestellt waren, vertheilte sie in einzelne Corps und wieß einem jeden derselben seine bestimmte Station an. Dies alles geschah in der besten Ordnung und ohne das geringste Aufsehen zu erregen. Die Besatzung besagter barbarischer Kriegsschiffe sah weit und breit nichts als Truppen, Kanonen und Gewehre um sich her, wie wenn es ein großer Wald wäre. Kleine und große Schiffe bedeckten weithin den Fluß und einzelne Truppenabtheilungen hatten auf beiden Seiten des Flusses jeden Platz besetzt; ein Corps reihte sich an das andere, und ihr äußeres Ansehen war imposant und drohend, und die Kriegsschiffe, welche bei Whampoa unter den Handelsschiffen vor Anker gegangen waren, bemerkten mehrere Boote, die mit Stroh und Brennmaterialien angefüllt waren, und mußten jeden Augenblick nichts Geringeres als einen Angriff fürchten und schlossen sich nun dicht an die übrigen Schiffe an. Sie wagten es nicht, auch nur einen Schritt weiter zu fahren, und eben so wenig wagte es einer von ihnen, das Ufer zu betreten. In ihrer Mitte befanden sich auch mehrere Individuen, die von Macao gekommen waren, und jetzt, da sie nach Canton fahren wollten um das Barbarenauge zu sehen, wieder zurück gewiesen wurden. Als nun das Barbarenauge wegen der Sperrung des Flusses aufgehalten war, gerieth es immer mehr in Angst und Schreck, und ließ die Kaufleute besagter barbarischer Nation *) auffordern, den Hong-Kaufleuten Woo-tun-yuen und den Uebrigen anzuzeigen, daß jene Kriegsschiffe nur die barbarischen Haudelsschiffe beschützen sollten, um auf diese Weise zu erklären, daß besagte barbarische Schiffe in keiner andern Absicht in den Binnenstrom eingelaufen wären. Während nun die Zahl unserer Streitkräfte von Tage zu Tage immer mehr zunahm und besagtes Barbarenauge sich auf diese Weise von jeglicher Verbindung mit dem Lande oder nach dem Meere hin abgeschnitten sah, und nun weder vorwärts noch rückwärts kommen konnte, gerieth es noch mehr in Angst und Schrecken und ließ jetzt wiederum die Kaufleute besagter barbarischen Nation bitten, sich für ihn bei den Hong-Kaufleuten zu verwenden und ihm ein Sampan-Boot zu schicken, damit er Canton wieder verlassen könne. Wir, Ewr. Majestät getreueste Minister bedachten aber, daß besagtes Barbarenauge sich unterfangen hatte, ohne Erlaubniß bis nach Canton zu kommen, und daß die Schiffe ebenfalls in den Binnenstrom eingelaufen wären, und obgleich dies keines der schwersten Vergehen gegen die Gesetze des Landes war, so verrieth doch das ganze Verfahren absichtliche Widersetzlichkeit gegen die bestehenden Verordnungen und war eben so zurücksetzend als beleidigend. Wir bedachten, wie es wohl möglich seyn würde, auch wenn er Canton unverzüglich wieder verlassen und so ganz nach Belieben kommen und gehen dürfe, unserer Seits dennoch ein warnendes Beispiel für die Zukunft aufzustellen, oder seine Demuth und Ergebung auf Gnade und Ungnade aller Welt unverkennbar vor Augen zu legen. In Berücksichtigung dessen gaben wir wiederum den Befehl, daß die Hong-Kaufleute ihn in unserm Namen und angemessenem Tone fragen sollten, in welcher Absicht er sich unterstanden habe, ohne Erlaubniß bis nach Canton zu kommen, und weshalb die Kriegsschiffe so plötzlich in den Strom eingedrungen wären, und wir verlangten außerdem, daß er hierüber ohne Hehl und Falschheit sich erklären solle, denn nur unter dieser Bedingung würden wir ihm erlauben, Canton zu verlassen, doch im entgegengesetzten Falle (drohten wir) uns mit unserer ganzen Macht gegen ihn wenden und sicherlich ohne alle Schonung und Nachsicht gegen ihn verfahren. In Folge dessen meldeten am sechszehnten Tage des achten Mondes (18. September) die Hong-Kaufleute, Woo-tun-yuen, und die übrigen, daß die Kaufleute besagter barbarischer Nation, Collebge und andere ihnen die Antwort überbracht hätten, wie Lord Napier erklärt hätte, daß er die bestehenden Verordnungen des Reiches, da er zum erstenmal in diese Gegenden gelangt, und deshalb auch auf einmal ohne vorgängige Erlaubniß bis nach Canton gekommen sey, nicht gekannt habe, ferner, daß die Kriegsschiffe einzig und allein in Folge eines Mißverständnisses bis zum Boca Tigris gekommen seyen, daß er aber jetzt seinen Irrthum einsehe und in aller Ehrfurcht bitte, nach Macao sich zurückziehen zu dürfen, und daß die Schiffe unverzüglich abgehen sollten, weshalb er auch um die Erlaubniß bitte, sie ungehindert ihre Rückfahrt antreten zu lassen. Wir, Ewr. Majestät getreueste Minister bedachten wiederum, daß besagtes Barbarenauge, obschon es seine Fehler bereuete, doch mehreremale ausdrücklich gefragt worden war, weshalb es bis nach Canton gekommen sey: wir bedachten Alles, was in seinem Schreiben, welches wir gleich Anfangs empfangen hatten, enthalten war: wir bedachten, daß es von Anfang bis zu Ende seine Absicht uns vorenthalten hatte, daß seine Versicherung, „nur in Folge eines Mißverständnisses habe es sich das Versehen zu Schulden kommen lassen, daß die Kriegsschiffe plötzlich in den Hafen eingelaufen wären" nichts weiter als eine leere Entschuldigung sey, und wir bedachten, daß in demselben Augenblicke, als unsere Batterieen sie mit dem Donner der Kanonen empfingen, sie selber keinen Anstand nahmen, uns auf gleiche Weise zu antworten. Nachdem wir alles dies bedacht und durch die Hong-Kaufleute hierüber genügende Auskunft erhalten hatten, waren wir insgesammt zu einer und derselben Meynung gekommen, worauf ihm die gewünschte Erlaubniß sich wieder entfernen zu dürfen zugestanden wurde. Wie in einem Berichte gemeldet wird, haben besagte Hong-Kaufleute sich in Canton nach dem Versammlungs-Hause begeben und dort um einen rosafarbenen Reisepaß gebeten, während ich selbst, Ewr. Majestät getreuester Minister, Lu, mehrere zuverlässige Militair- und Civil-Beamte absandte, welche am 19. (21. September) mit Lord Napier zusammentrafen, der darauf unter ihrer Escorte aus dem Hafen vertrieben wurde. Zugleich wurde auch Befehl ertheilt, mit allen weitern Maaßregeln so lange noch zurückzuhalten, bis ein kaiserliches Mandat erschienen wäre, welches unser ferneres Verhalten und Verfahren uns vorschreibe. Besagte barbarische Kriegsschiffe gingen noch an demselben Tage unter Segel und nachdem sie die ganze Fahrt über noch viele Klippen und Untiefen zu passiren hatten, warfen sie am 22sten aus dem Bokka Tigris vertrieben. Die Schiffe sowohl als auch die Truppen, welche die verschiedenen Plätze zu beschützen Befehl erhalten hatten, sind bereits nach ihren frühern Stationen und Quartieren zurückgekehrt."

Folgendes Document enthält die Antwort des kaiserlichen Hofes auf den Bericht der Localbehörden in Canton über diese neuesten Verhandlungen:

*) In der chinesischen Abschrift heißt es: „daß die Kriegsschiffe der Kaufleute besagter Nation," was indessen ein Fehler des Abschreibers zu seyn scheint.

Digitized by Google

„Bericht des Gouverneurs (an den Fuyuen), um anzuzeigen, daß eine rosenfarbene Botschaft (d. h. eine Botschaft mit der Unterschrift des Kaisers) eingetroffen ist als Antwort auf den genauen Bericht über die englischen Schiffe, die in den Binnenstrom eingelaufen und daselbst vor Anker gegangen sind, so wie über die Vorsichtsmaaßregeln, welche zu Lande und zu Wasser angeordnet worden sind, über diejenigen, welche sich bei der Bewachung des Hafens die größte Fahrlässigkeit hatten zu Schulden kommen lassen, und über die Officiere, welche in Folge ihrer Pflichtvergessenheit strenge bestraft worden sind.

„Ich der Gouverneur wandte mich am 13ten Tage des achten Mondes im 14ten Jahre des Taoukwang (15. September) an den Oberbefehlshaber der Armee, Tsang, an Ew. Excellenz Fuyuen und an Chung den Hoppo, indem ich mit der Post einen Bericht einsandte über die englischen Kriegsschiffe, welche in den Binnenstrom eingelaufen und daselbst vor Anker gegangen sind, über die Vorsichtsmaaßregeln, welche gegen sie angeordnet sind, und über die Officiere, welche in Folge ihrer Pflichtvergessenheit strenge bestraft worden sind und sich noch in Untersuchung befinden. Heute am 17ten Tage des neunten Mondes (19. October) ist folgende rosenfarbene Botschaft eingetroffen:

„Wie es scheint, sind alle Forts ohne allen Nutzen gewesen, denn sie konnten nicht einmal zwei barbarische Schiffe vom Wasser wegblasen; das ist lächerlich, entsetzlich, ja himmelschreiend. Da ferner alle militairischen Maaßregeln so wenig ihrem Zweck entsprochen haben, so ist nicht zu verwundern, wenn der fremde Barbar keine Rücksicht darauf genommen hat. Was ich ferner zu befehlen für gut finde, davon sollt ihr zur Zeit in Kenntniß gesetzt werden. Wachet und zittert, das ist mein Wille!

„An demselben Tage traf mit außerordentlicher Gelegenheit ein Schreiben des Oberkriegsrathes ein, welches folgende allerhöchste Botschaft vom dritten Tage des neunten Mondes im vierzehnten Jahre des Taoukwang (den 25. October) enthielt:

Am heutigen Tage sind wir benachrichtigt worden, daß Lu und seine Collegen mit der Post einen Bericht darüber eingesandt haben, wie die englischen Kriegsschiffe in den Binnenstrom eingedrungen sind und welche Maaßregeln sie selber ergriffen haben, um sie wieder zu vertreiben. Bei dieser Gelegenheit hatte das englische Barbarenauge, Lord Napier, nachdem es in Handels-Angelegenheiten nach Canton gekommen war, die Gesetze des Landes unberücksichtigt gelassen. Nachdem besagte barbarische Kriegsschiffe, zwei an der Zahl und mit ungefähr 320 Mann Besatzung, vor der Mündung des Flusses vor Anker gegangen waren, wandte sich besagter Gouverneur während des sechsten Mondes an den Oberbefehlshaber der Flotte, Le, und bat ihn, den Tsan-tseang-aok-e-youung abzuschicken, um bei der Mündung des Flusses seine Station einzunehmen, auf alle ankommenden Schiffe sorgsam zu achten und auf gleiche Weise dahin zu wirken, daß allen Officieren von der Flotte, die unter dem Commando des Admirals stehen, Befehle ertheilt werden, die festen Plätze mit gehöriger Besatzung zu versehen und so viel als möglich gegen jede Gefahr auf ihrer Hut zu seyn. Nachdem nun besagter Gouverneur und seine Collegen nach dem Willen des Gesetzes die Hafenplätze hatten schließen lassen, forderte er sie nochmals auf, alles, was die Vorsicht erheische, zu thun, damit besagten barbarischen Kriegsschiffen es nicht gelingen möge, in den Hafen einzulaufen. Ungeachtet aller dieser Aufforderungen haben sie ihre Pflicht und Schuldigkeit so wenig zu erfüllen gewußt, daß vielmehr besagte Kriegsschiffe am fünften Tage des achten Mondes (7. September) mit Hülfe der Fluth in den Binnenstrom einliefen, und als sie hierauf von den Batterieen in den verschiedenen Hafenbastionen mit dem Donner der Kanonen empfangen wurden, haben sie auf gleiche Weise geantwortet und ihre Fahrt ungehindert fortgesetzt. Am neunten Tage waren sie bei Whampoa in einer Entfernung von 60 Lieues vor der Stadt angekommen und legten sich dort vor Anker. Besagter Gouverneur und seine Collegen haben hierauf den Befehl erlassen, daß mehrere Schiffe sich versammeln sollten, um sie mit Gewalt der Waffen wieder zu vertreiben. Nachdem nun aber Kaou-e-young, der Tsan-tseang von der Division des Admirals von Kwan-tung während des sechsten Mondes abgesandt worden war, um bei der Mündung des Flusses die nöthigen Anstalten zu treffen, so ist es einzig und allein nur seiner eigenen Fahrlässigkeit und Unachtsamkeit zuzuschreiben, daß besagte barbarische Kriegsschiffe bis in den Binnenstrom gelangen konnten. Wenn nun aber verlautet, daß besagte barbarische Schiffe mit Hülfe der Fluth und günstigem Winde einliefen, weshalb es unmöglich gewesen sey, ihnen den Weg zu verschließen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er in leicht zu errathender Absicht die Sache in falschem Lichte dargestellt und so viel als möglich zu seinem Gunsten geschildert habe. Deshalb soll Kaou-e-young seinen Rang verlieren und vor aller Welt bei der Mündung des Flusses selbst das Strafzeichen anlegen. Außerdem soll von Seiten des besagten Gouverneurs sorgfältig untersucht werden, ob er in seiner Pflichtvergessenheit so weit gegangen sey, die Wahrheit in seinem Berichte zu entstellen, und wenn dies der Fall ist, so soll er augenblicklich und ohne Gnade in Anklagezustand versetzt werden: was ich überdies zu befehlen für gut finde, davon sollt ihr zur Zeit in Kenntniß gesetzt werden. Mein Wille ist, daß die Officiere, welche in jenen Forts commandirten und ihre Pflicht so sehr außer Acht gelassen haben, weshalb auch andere Officiere an ihre Stelle den Befehl übernehmen mußten, alle ohne Unterschied bei der nächsten Gelegenheit in eben jenen Forts das Strafzeichen anlegen sollen, als ein warnendes Beispiel für die Zukunft. Außerdem befehle ich in Betreff der näheren Umstände, welche zunächst ihrer Pflichtvergessenheit und Fahrlässigkeit zum Grunde lagen, eine Untersuchung anzustellen und alle ohne Unterschied in Anklagezustand zu versetzen. Was den Oberbefelshaber der Flotte, Le, betrifft, so steht das Ministerium der Marine unter seiner besondern Aufsicht; dennoch sind besagte barbarische Schiffe mit Gewalt der Waffen in den Binnenstrom eingedrungen und alle Forts und Besatzungen sind dennoch nicht im Stande gewesen, zwei barbarische Schiffe vom Wasser wegzublasen! Fürwahr, das ist himmelschreiend, entsetzlich, unerhört; wie es scheint, sind alle jene Forts ohne allen Nutzen. Wenn nun aber die Erfahrung zeigt, daß alle militairischen Anstalten ihrem Zwecke so wenig entsprochen haben, wozu nützt es dann, daß besagter Gouverneur seine Aufmerksamkeit darauf verwendete! Le hat um Nachsicht und Gnade gebeten, da er gegenwärtig erkrankt ist. Wir glauben nicht, daß er länger würdig ist, ein Diener des Staats genannt zu werden. Wir befehlen deshalb, daß er bei der nächsten Gelegenheit seinen Rang verliere, und wenn das Resultat der Verhandlungen bekannt geworden ist, sollt ihr von meinem fernern Befehl in Kenntniß gesetzt werden. Nachdem der Gouverneur der beiden Kwang-Provinzen, Lu, berichtet hatte, daß er während des sechsten Monats in Betreff der nöthigen Vorsichtsmaaßregeln kein Mittel unversucht gelassen und seine Collegen aufgefordert hatte, ihm mit Rath und That beizustehen, so läßt sich auch mit Recht voraussetzen, daß er auf alle Fälle vorbereitet war. Vor allem hätte er zuverlässigen und thätigen Beamten den Auftrag geben müssen, die nöthigen Vorkehrungen anzuordnen und den Feind nicht außer Augen zu lassen. Wie ist es nun aber möglich gewesen, daß besagte barbarische Schiffe dessen ungeachtet in den Binnenstrom einlaufen konnten und kein Hinderniß fanden oder zurückgetrieben wurden? Besagter Gouverneur hat in dieser Hinsicht die ganze Verantwortlichkeit über sich zu nehmen, er, dem es auf seinem Posten an Umsicht und an Muth gebrach. Von diesem Vorwurfe wird er sich nie rechtfertigen können. Er hat die Majestät der Nation beleidigt und die Pflichten seines Amtes völlig außer Acht gelassen. Wir befehlen deshalb, daß Lu den Titel eines Hofmeisters des Erbprinzen nicht länger führe, daß er seine Pfauenfeder

Digitized by Google

mit den beiden Augen ablege und bei der nächsten Gelegenheit von seinem Posten entlassen werde; doch soll er für den Augenblick noch als Gouverneur der beiden Kwang-Provinzen im Amte verbleiben, damit er auf diese Weise für sein Vergehen bestraft, die Verhandlungen weiter fortführe. Gelingt es ihm, sich dieses Auftrages zu unserer Zufriedenheit zu entledigen, ohne daß für die Zukunft die Wiederholung ähnlicher Vorfälle zu besorgen steht, so mag für diesmal noch Gnade für Recht über ihn ergehen und unser Urtheilspruch gemildert werden. Indessen wenn er auch fernerhin ähnlichen Irrthümern sich überläßt und dergleichen Unfälle in Zukunft von Neuem veranlaßt, so soll er sogleich ohne alle Schonung und Gnade nach der Strenge des Kriegsrechtes gerichtet werden. So ist unser Wille und Befehl, der augenblicklich vollzogen werden soll. Wachet und zittert!

(Der Beschluß folgt.)

Der Capitain Davies oder der Aufstand zur See.

(L.)

Das Schiff zum Wallfischfange, der Manly, Capitain John Davies, ging im August vorigen Jahres nach den Austral-Meeren ab; seine Equipage bestand aus 25 Mann. Im Laufe des Novembers, gerade wo die Fischerei beginnen sollte, zeigte die Mannschaft Spuren von Meuterei. Die Matrosen weigerten sich, ihre Ration von Grog anzunehmen, die sie unzureichend fanden und der Commis der Lebensmittel hinterbrachte dem Capitain, daß die Officiere und Matrosen das Complott gemacht hätten, ihn ins Meer zu werfen und sich des Fahrzeuges zu bemächtigen. Einige Augenblicke darauf kam der erste Lieutenant in die Cajüte und meldete, daß die Unzufriedenheit der Mannschaft sich mit jedem Augenblick vermehre und daß er nicht mehr wisse, was er thun solle. Der Capitain Davies antwortete ihm, daß er auf der Stelle seine Maaßregeln nehmen würde. Darauf kam der Zimmermann und erklärte, daß eben dieser Lieutenant der Haupt-Urheber der Meuterei sey und der Commis benachrichtigte den Capitain, daß die Mannschaft nur den günstigen Augenblick erwarte, um sich des Schiffes zu bemächtigen.

Der Capitain Davies, welcher wohl einsah, daß er sich gegen so viele Feinde nicht vertheidigen könne, beschloß, daß sie mit ihm sterben sollten. Er schaffte heimlich sechs Fäßchen Pulver, jedes zu 100 Pfund in sein Zimmer, öffnete sie und lud zwei Pistolen. Während dieser Zeit rüsteten sich die Meuterer, ihren Entwurf auszuführen. Es war beschlossen, daß der erste Lieutenant in die Cajüte hinabsteigen und sich auf den Capitain werfen sollte, die beiden andern Officiere aber ihm dabei helfen würden. Nachdem der Capitain seine Vorberreitungen beendigt und seine Seele Gott befohlen hatte, entdeckte er durch das gläserne Fachfenster oberhalb der Cajüte die drei Officiere, wovon einer die Stricke in der Hand hatte, womit sie ihn binden wollten. Er setzte sich in Positur, eine Pistole auf die Thür des Zimmers, die andere auf eins der Pulverfässer gerichtet. Der erste Lieutenant erschien — der Capitain erklärte ihm, daß, wenn er sich rege, er ihm den Kopf zerschmettern und das Pulver in Brand stecken würde. Da fiel er auf die Knie und bat den Capitain um Gnade, der ihn nun schnell ergriff und ihn in ein anstoßendes Zimmer stieß, das er verschloß.

Der zweite Lieutenant zeigte sich nun auch, stieg aber schnell die Treppe wieder hinauf. Einige Minuten lang erwartete der Capitain die Empörer; als er aber am Compaß entdeckte, daß man die Richtung des Schiffes verändert hatte, stürzte er, beide Pistolen in der Hand und von dem auch bewaffneten Commis begleitet, auf das Verdeck. Er fand einen Theil der Mannschaft zur Unterwerfung geneigt. Nichts destoweniger drohte er dem ersten, der seinem Befehle nicht Folge leisten würde, das Gehirn zu zerschmettern und beorderte alle auf das Vorderdeck, mit dem Verbote bei Todesstrafe hinter den großen Mast zu kommen. Er rief den Zimmermann zu sich, der ihm Beweise von Treue gegeben und ließ ihn auch sich bewaffnen. So gelang es ihm, die Empörer in Respect zu halten, welche immer fürchteten, daß er sie in die Luft sprengen würde. In der That gönnte er sich nur bei den Pulverfässern und die Pistole in der Hand einige Ruhe. Seine beiden Gefährten dienten, bis an die Zähne bewaffnet, am Eingange der Cajüte als Schildwache, um ihn in Zeiten zu warnen und beim ersten Signal eines Einbruchs der Equipage wäre es um das Schiff und alle, die darauf waren, geschehen gewesen.

Der Capitain Davies hatte das Schiff nach dem Plata-Strome gerichtet und hatte das Glück, nach einigen Tagen da anzukommen. Da fand er eine englische Fregatte. Der Capitain derselben begann damit, die Meuterer des Manly an seinem Bord in Ketten zu legen, und der englische Consul zu Buenos-Ayres stellte eine Untersuchung an. Einer der Officiere enthüllte das Complott und warf alle Schuld auf den ersten Lieutenant. Der Manly war vormals eine Kriegs-Brigg von 14 Kanonen gewesen; es war ein schnell segelndes Fahrzeug und wohl mit Waffen und Munition versehen; dieser doppelte Umstand hatte die Mannschaft zu dem Entwurfe bewogen, sich desselben zu bemächtigen, um Seeräuberei damit zu treiben. Man gab es auf, alle Schuldige zu bestrafen; nur die drei Officiere und zwei Matrosen wurden nach England geschickt, um dort gerichtet zu werden. Der Muth und die Entschlossenheit des Capitains Davies hat natürlich in London die größte Bewunderung geerntet.

Sir J. Mackintosh's Prognosticon für Botany-Bay.

(N.)

Selbst mit Ausnahme von England giebt es noch viele Länder, die ich Bombay vorziehen würde, und wenn es auch Botany-Bay wäre. Sie meynen, das könnte nicht mein Ernst seyn; doch versichere ich Ihnen, daß ich außer einer Stelle im Parlamente, wozu mich meine Natur oder ein früher Ehrgeiz stets hingezogen hat, ohne Rücksicht auf pecuniaire Vortheile nichts lieber seyn möchte als Gesetzgeber von Botany-Bay. Gern möchte ich den Rest meines Lebens dazu verwenden, durch eine gute Erziehung mindestens die Kinder der Missethäter vom Verderben zu erretten. Wenn ich zum Gouverneur und Oberrichter ernannt würde, und dabei die Ueberzeugung hätte, daß man mich vom Vaterlande her mit einer hinlänglichen Militairmacht, mit einer gehörigen Auswahl lancasterscher Schullehrer, mit einigen guten irländischen Priestern (für deren Landsleute) und mit guten Methodisten für den übrigen Theil unterstützen würde, so würde ich mit Freuden daran gehen, Gesetzlichkeit und Moralität in dies bedauernswürdige Land einzuführen und ihm eine Verfassung zu geben, wie sie eine Straf-Colonie haben müßte, um sich in eine große und aufblühende Gemeinde zu verwandeln. — Wenn aber nichts der Art geschieht, so prophezeihe ich, daß Botany-Bay, welches schnell zu Kräften gelangt und volkreich wird, binnen funfzig Jahren die ärgste Plage der Welt, der Tummelplatz von Böswichtern seyn wird, die, nachdem sie Englands Joch abgeworfen, die furchtbarste Republik von Seeräubern bilden werden, welche je die Meere unsicher gemacht haben. England zieht so nicht bloß zukünftige Eroberer Indiens, sondern seine und aller Welt Feinde auf.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1089. Hamburg. Montag, den 31. August. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Veracruz. . . . . Seite 825
Neueste Nachrichten aus dem chinesischen Reiche. (Beschluß.) „ 827
Ungedruckte Denkwürdigkeiten, Correspondenzen und Werke. Von Diderot. . . . . „ 828
Eine Quarantaine in Griechenland. Vom Grafen Caelaur. „ 830
Die Emigranten und die Bewohner von Nord-Amerika. . . „ 832
Buchhandel. . . . . „ 832

Veracruz.

(Aus dem Journal d'un Voyageur.)

(R.)

Der ganze große Theil des amerikanischen Festlandes, der sich vom 16ten bis zum 37sten Breitengrade erstreckt, vormals eine spanische Colonie, nun eine aus zwei und zwanzig verbündeten und unabhängigen Staaten zusammengesetzte Republik, kurz Mexiko, hat nur einen einzigen Hafen zum Verkehr mit Europa, und dieser Hafen ist Veracruz. Freilich ist auch die kleine Stadt Tampico seit einigen Jahren von europäischen Schiffen und von Schiffen, die von den Ostküsten von Amerika kommen, ziemlich besucht worden, aber der Handel dort ist zu unbedeutend und die Rhede von Tampico bietet den Schiffen nicht genug Sicherheit dar, um je mit der gefährlichen, aber alten Rhede von Veracruz rivalisiren zu können.

Die Stadt Veracruz ist am stillen Freitage des Jahres 1519 durch Ferdinand Cortez an den Ufern des Meeres an der Stelle gegründet worden, wo er mit seiner Armee landete. Sie ward, sagt ein Geschichtschreiber der Eroberung von Mexiko, zuerst Villarica genannt, des Goldes wegen, das die Spanier dort entdeckten. Das gelbe Fieber und die Bürgerkriege haben Veracruz so zu sagen von seiner Entstehung an alt gemacht, indem es, obwohl nur drei Jahrhunderte zählend, schon mehreremale zerstört oder verlassen worden ist, und man seine erste Lage nicht mehr zu ermitteln weiß. Der Durst nach Gold bildet sein Palladium, und Veracruz hat sich trotz der unpolitischen Laune eines seiner letzten spanischen Vicekönige erhalten, der, um die Europäer vor der gräulichen Pest des gelben Fiebers, das schwarze Erbrechen genannt, zu bewahren, es gänzlich hatte schleifen und seine Einwohner nach Xalapa verlegen lassen wollen. Es existirt noch immer, in den dicken Sandgürtel eingezwängt, welchen der Nordwind um seine zum Theil vom Meere bespülten Wälle anhäuft, mit seinen weißen Häusern, seinen runden Kuppeln, seinen hohen Kirchthürmen, seinen geraden, von Trottoirs eingefaßten Straßen, seinen Säulenhallen, seinen Kirchen, seinem Hafendamm, den die Fluthen peitschen, seinen Forts, seinen Muskitos, seinem schwarzen Erbrechen und seinen 15,000 Einwohnern. Seine Einwohner waren es, die am tapfersten für die Unabhängigkeit von Mexiko gefochten; sie waren es, welche die Spanier aus las Castillas oder San-Juan d'Ulloa vertrieben haben, einer Festung, die man für uneinnehmbar gehalten, gebaut auf der, eine Viertelstunde von der Stadt belegenen Rhede, auf einer der beiden kleinen Inseln, auf welchen die Eingebornen zur Zeit der Ankunft des Ferdinand Cortez ihren Gottheiten Menschenopfer brachten, und deren andre, eine von den Seefahrern gefürchtete Klippe, den Namen Opfer-Insel (Isla de Sacrificios) behalten hat. Kanonenkugeln, die in die Wälle geschlagen sind, halbzerstörte Häuser und eingestürzte Mauern geben Zeugniß von dem Ruhm, auf den die Veracruzianer, und zwar mit Fug und Recht, Anspruch machen.

Man hat sagen wollen, die von dem Eroberer von Mexiko gegründete ursprüngliche Stadt habe mehrere Stunden von dem jetzigen Veracruz entfernt gelegen; doch wird wieder von Andern behauptet, daß seine Lage stets eine und dieselbe geblieben sey. Aber weder die eine noch die andere dieser Angaben ist wohlbegründet. Die Trümmer des alten Veracruz existiren noch jetzt, dem neuen Veracruz zur Seite, dessen Kirchhof mitten unter ihnen liegt. Man sieht dort nicht bloß eine Menge in Schutt liegender Häuser, sondern auch eine Promenade, die von einer Mauer umgeben ist, welche einen Ueberwurf von einem, dem Granit nachahmenden sehr harten Cement hat. Diese Trümmer liegen südöstlich der Stadt, einige hundert Schritte weit von den Wällen.

Das neue Veracruz bildet ein längliches, irregulaires Viereck; kein ausgezeichnetes Gebäude ziert es, doch hat es recht niedliche Marktplätze. Seine Straßen sind breit und gerade; diejenigen, welche es der Länge nach durchschneiden, sind sehr schön und durchkreuzen sich mit den querlaufenden Straßen in einem rechten Winkel. Die, aus Mauersteinen aufgeführten und mit Terrassen versehenen, Häuser haben fast vor allen Fenstern Balkons und sind zwei bis drei Stockwerk hoch. Auf der nördlichen Seite liegt das Meer, im Osten und Westen der aller Vegetation entblößte Küstensand, im Süden einiges Gestrüpp, das am Fuße der Stadtmauern selbst sprießt; etwas weiter weg große Moräste, und über diese hinaus ein Wald, der sich über ferne Hügel hinzieht und hinter welchen man die schwarzen Seiten des Pick Orizava sieht.

Der Hafendamm und auch die Stadtmauern sind aus Sternkorallen, die man aus der Tiefe des Meeres heraufgeholt hat, aufgeführt worden. Eine Ziegelbrennerei giebt es zu Veracruz nicht; man bezieht die zum Neubau oder zur Ausbesserung benöthigten Ziegelsteine seewärts von Tlacotalpan, einer zwanzig bis fünf und zwanzig Stunden weit von dort belegenen Stadt. Das Bauen wird durch die Transportkosten und durch den hohen Taglohn so kostspielig, daß manche Hauseigenthümer es scheuen, ihre halbverfallenen und unbewohnbar gewordenen Häuser wiederherstellen zu lassen.

Es giebt eine Menge Quellen, Brunnen und Cisternen in der Stadt; doch ist das Wasser ziemlich schlecht, und trägt, wie man sagt, nicht we-

Digitized by Google

nig zu den vorkommenden Krankheiten bei; nur das in den Cisternen aufgesammelte Wasser soll ohne Gefahr für die Gesundheit trinkbar seyn. Der Markt ist mit Lebensmitteln und mit Früchten aller Art versehen; man sieht dort bei einander die Producte von Europa und der Tropenländer, die Paradiesfeige und die Pfirsiche, die Traube und die Ananas.

Die arbeitende Classe, die vom gelben Fieber verschont bleibt, ist zu Veracruz wohl besser daran, als irgend anderswo; denn wenn sie auch nicht die Aussicht hat, sehr alt zu werden, woraus sie sich wenig macht, so genießt sie dagegen einen hohen Lohn, und darum ist es ihr weit mehr zu thun. Ein Tischler verdient des Tages mindestens zehn, ein Maurer zuweilen bis funfzehn Franken, und so alle die andern Gewerke verhältnißmäßig. Kranke Handwerker werden im Hospital verpflegt, und wenn sie genesen, so können sie darauf rechnen, innerhalb einigen Jahren bei einiger Sparsamkeit so viel zu erübrigen, daß sie den Rest ihres Lebens gar nicht mehr zu arbeiten brauchen.

Veracruz ist vermöge seiner Lage der allgemeine Stapelplatz des mexikanischen Handels. Es versteht sich darauf, diesen Vortheil zu benutzen, und es erhebt von all den Waaren, die im Hafen ankommen, um sie Innern verlandt oder ins Ausland verschifft zu werden, sehr bedeutende Zölle; deshalb wird es denn auch von den andern Bundesstaaten beneidet und mit scheelen Augen angesehen; es scheint sogar, als ob den letztern mexikanischen Unruhen nichts anderes unmittelbar zum Grunde gelegen hätte.

Die vornehmsten Kunststraße Mexiko's und der andern großen Städte der Republik halten Correspondenten zu Veracruz; es giebt dort aber außerdem eine Menge Handelshäuser, deren Relationen sich über den neuen und den alten Continent verbreiten. Täglich treffen Schiffe von fast allen Nationen, mit verschiedenen Waaren beschaadet, auf der Rhede ein; am stärksten ist der Handel in Bordeaux-, spanischen und portugiesischen Weinen, Oliveröl, Indiennes, Zeugen jeder Art, Zucker und Kaffee. Die beiden letzten Artikel erhält Mexiko zum Theil von den Antillen; denn obgleich sie in dem Staate von Veracruz recht gut fortkommen, werden sie doch nicht genug angebaut, um für den Bedarf der Mexikaner auszureichen. Die Ausfuhr-Artikel von Veracruz beschränken sich fast lediglich auf Vanille, Cochenille, Jalappe und Gasparille, daher auch die meisten Schiffe von Europa ihre Ladungen auf den Küsten von Yucatan oder anderswo zu completiren suchen müssen.

Veracruz liegt achtzig lieues weit von Mexiko entfernt. Der Weg dahin ist sehr schön und wohlunterhalten, auch rollen die Wagen rasch von Xalapa nach der mexikanischen Hauptstadt hin; aber von Veracruz nach Xalapa ist die Straße so schwierig, daß der Waarentransport in der Regel durch Mauthiere bestzaft wird. Es gehen täglich Karavanen von Veracruz ab, die sich nach allen Puncten von Mexiko verbreiten. Die Mauthiertreiber, welche sie führen, campiren in den Häusern, backen sich ihre Tortillas *) selbst und bereiten ihr Mahl auf freiem Felde wie die spanischen Zigeuner. Aber die Reisenden werden oft von Räuberbanden ausgeplündert, welche die Wege unsicher machen. Man versichert sich jedoch, wie mir gesagt worden ist, zu Veracruz und auch zu Mexiko gegen diese Räuberanfälle ganz so, wie man sich in Europa gegen Feuersbrünste versichert.

Der Luxus ist unter den Einwohnern von Veracruz allgemein herrschend. Die reichen Bürger richten sich nach den französischen Moden; die Frauen gehen an den Wochentagen immer schwarz, und an den Sonn- und Feiertagen immer weiß. Diejenigen von europäischer Abkunft sind in der Regel von mittlerem Wuchs, wohlgebaut und recht hübsch. Das schwarze Mäntelchen, welches ihr Gesicht zur Hälfte verdeckt, hebt ganz besonders die Weiße ihrer Haut hervor; leider giebt es ihrer aber nur wenige, denn der größere Theil der Bevölkerung, besonders bei den niedern Classen, besteht aus farbigen Männern und Frauen.

Die Straßen der Stadt gewähren zu jeder Tagesstunde einen Anblick der Abwechslung und der Reglamkeit. Die Einwohner sind nicht der Art moralischer und physischer Apathie unterworfen, welche den Menschen der Tropenländer eigen ist; dies rührt daher, daß es zu Veracruz Leute aller Nationen giebt, Franzosen, Deutsche, Engländer, Spanier, Italiener, Nordamerikaner, und von all diesen Fremden giebt es, bald vorrübergehend, bald unter die Einwohner gemischt und mit ihnen verschmolzen, genug, um sich in der Sprache ihres Landes unterhalten zu können. Fremden sieht man auf den Straßen in der Regel wenig, außer an Festtagen; besonders leben die Damen der höhern Classen ziemlich abgeschlossen; sie gehen fast nicht anders aus, als um die Kirche zu besuchen, und lassen sich auf den Spaziergängen und an öffentlichen Orten gar nicht blicken. Auf den ländlichen Fandagos, die jeden Sonntag in der Umgegend stattfinden, figurieren nur farbige Frauen.

Das Spiel ist die herrschende Leidenschaft der Mexikaner. Sie treiben es zu Veracruz bis zum Wahnsinn. Zwei Stunden von der Stadt ist ein Lusthaus, wo die Spieler sich versammeln. An den Sonn- und Festtagen fährt die gesammte kaufmännische und finanzielle Aristokratie, die einzige, welche es zu Veracruz giebt, hinaus nach diesem Schlosse. Dort, in der Einsamkeit eines Gehölzes, fliegen mit dem Erscheinen eines Pique- oder Carreau-Asses die größten Summen, die Frucht des Zufalles oder einer mehrjährigen Arbeit, auf; dort wird ein reicher Mann an einem einzigen Tage zum Bettler, während ein Andrer, der vorher vielleicht kaum von einem Tage zum andern kommen konnte, nun ein üppiges Leben führen und durch den erworbenen Reichthum zu Ehrenämtern gelangen kann. Letzteres soll der Fall mit einem französischen Kaufmann seyn.

Die Deputirtenkammer von Veracruz (l'Estado libre y soberano) versammelt sich zu Xalapa, wo sie während ihrer Sitzung vor dem gelben Fieber sicher ist; aber der Rest politico hält sich nebst drei bis vier Regimentern Infanterie und mehreren Compagnien Artillerie, angeraechnet diejenigen, welche las Castillas besetzt halten, wo jeden Morgen bei Tagesanbruch und des Abends um 8 Uhr eine Kanone gelöst wird, zu Veracruz auf. Die Soldaten sind sehr gut equipirt. Zwei Regimenter haben jedes eine glänzende Musik, und jeder Musiker ist mit einer orientalischen Pracht herausgeputzt. Der Stab wird sich unstreitig eine Ehre daraus machen, sie so luxuriös zu kleiden, gerade so, wie man es in Frankreich mit den Tambour-Majors hält. Es giebt in dem Umfang der Stadt ziemlich viele Kasernen und einen mit Bombenkasseln, Haubitzen und gegossenen Kanonen — von welchen die schönste das Wappen der Könige von Frankreich führt und unter Ludwig XI. gegossen worden ist — versehenen Artilleriepark.

Sieben, meistens leer stehende, Klöster liegen zerstreut in den verschiedenen Stadtvierteln. Ein in seiner Ordenstracht gekleideter eingeborner Mönch ist oft der alleinige Bewohner der dürftigen Klosterzinne. Die Kirchen dieser Klöster sind, gleichwie die Metropole, hoch, sauber und geschmückt; sie enthalten aber sehr wenig Gemälde. Diese Kirchen bleiben fast immer geschlossen. Die Kathedrale ist die einzige Kirche, die an Sonn- und Festtagen eine ziemliche Menge von Gläubigen versammelt. Besonders drängt sich die Menge zur Messe, wo die Militairmusik zweier Regimenter wechselsweise ernste und feierliche Melodien vortragt, die mit der Heiligkeit des Ortes in vollem Einklang stehen.

Die Fremden sind zu Veracruz nicht wegen des Logis in Verlegenheit, wie dieses der Fall zu Alvarado und zu Tlacotalpan ist. Man findet dort wohleingerichtete Gasthöfe, worunter mehrere mit französischen Wirthen, bei welchen man für einen oder zwei Piaster täglich recht gut

*) Maisbrodchen, die von den meisten Mexikanern statt des Brodes gegessen werden.

Digitized by Google

ißt. Man schläft des Nachts in Gurtbetten, ohne Matratze und Strohsack, aber unter einem Gazeschirm zum Schutz wider die Muskitos. Ohne diese leichte, durchsichtige, aber die Muskitos abhaltende Glocke, würde man vor diesen Insecten auch nicht einen Augenblick Ruhe haben. Trotz aller dieser Vorsicht wird man aber dennoch oft von einigen dieser Plagegeister, die sich unbemerkt unter die schirmende Hülle eingeschlichen haben, aufs grausamste durch ihr Stechen und auch durch ihr lästiges Gesumse gequält. Dann hört man wie bey Seseno, in der einen Hand die Laterne und in der andern die Hellebarde, durch die Straßen ziehend mit seiner sonoren und eindringlichen Stimme erst die gewöhnliche Begrüßung: Ave Maria purissima, und dann die Mitternachtsstunde abrufen. Zugleich vernimmt man, aber undeutlich, das ferne Anrufen der verschiedenen Posten auf den Wällen, dessen tausendfältige Wiederholung in der Finsterniß gewissermaßen eine lange Tonkette bildet.

Ohne das schwarze Erbrechen, die intermittirenden Fieber und die Muskitos würde Veracruz eine der blühendsten Städte der Erde seyn. Seine Lage, vermöge welcher es der unentbehrliche Canal Europa's ist, um Mexico mit seinen Kunst- und Natur-Erzeugnissen zu versehen, so wie die Reichthümer des Bodens des Staates, dessen Hauptstadt es ist, geben ihm eine hohe Wichtigkeit. So lange der Welt die Goldgier bleibt, werden sich auch Abenteurer finden, welche in seinen Mauern dem furchtbaren gelben Fieber Trotz bieten und eine Bevölkerung erneuern, welche durch diese brillose Plage alljährlich decimirt wird.

Neueste Nachrichten aus dem chinesischen Reiche.

(Aus dem Asiatic-Journal.)

(Beschluß.)

An demselben Tage übersandten auch die großen Minister des Staatsrathes ein Schreiben an den General-Commandanten der Garnison, Ha, den Gouverneur der beiden Kwang-Provinzen, Lu, und den Vice-Gouverneur Hi, in welchem gemeldet wird, daß sie am dritten Tage des neunten Mondes im vierzehnten Jahre des Taou-kwáng folgende allerhöchste Botschaft empfangen haben: —

„Lu und seine Collegen haben durch einen Eilboten einen Bericht darüber eingesandt, wie mehrere englische barbarische Schiffe in den Binnenstrom eingedrungen sind und wie mehrere Truppencorps den Befehl erhalten haben, sie wieder zu vertreiben. Meine Befehle und Beschlüsse sind euch bekannt, so wie Alles was ich hinsichtlich der Bestrafung des besiegten Gouverneurs und der Uebrigen für gut befunden habe. Als bei dieser Gelegenheit die englischen Kriegsschiffe während des sechsten Mondes gegenwärtigen Jahres vor der Mündung des Flusses vor Anker gegangen waren, wandte sich Lu an den Oberbefehlshaber der Flotte Li, und bat ihn, Alles was die Vorsicht in solchen Fällen erheische, ungesäumt zu thun. Hätte Li dieser Aufforderung auf die gewünschte Art entsprochen, wie wäre dann es möglich gewesen, daß besagte Schiffe in den Binnenstrom einlaufen konnten? Doch am fünften Tage des achten Mondes (7. Sept.) drangen besagte barbarische Kriegsschiffe zur Zeit der Fluth in den Binnenstrom ein, und als sie von den verschiedenen Batterieen mit dem Donner der Kanonen empfangen wurden, nahmen sie keinen Anstand sich zum Widerstande zu rüsten. Nachdem sie darauf die Durchfahrt zwischen den beiden festen Schlössern bei Bogue und Hwantang mit Gewalt der Waffen erzwungen hatten, fuhren sie am siebenten Tage geraden Wegs bei dem Fort der Tigerinsel vorbei und am neunten Tage waren sie bei Whampoa in einer Entfernung von 60 L. von der Stadt angekommen und dort vor Anker gegangen. Wie es scheint, sind alle Forts ohne allen Nutzen, denn sie konnten nicht einmal zwei barbarische Schiffe vom Wasser wegblasen. Das ist lächerlich, entsetzlich! Da die militairischen Vorkehrungen so erfolglos geblieben sind, so ist es nicht zu verwundern, daß der Barbar keine Rücksicht darauf nahm. Besagter Gouverneur und seine Collegen melden ferner, daß sie zwölf große und kleine Schiffe ausgerüstet haben und jedes derselben mit 1000 Peculs großer Steine anfüllen und darauf in der Mitte des Flusses versenken ließen, und daß queer über das Wasser starke Taue ausgespannt worden sind, und daß sie außerdem noch große Balken ins Wasser haben rollen lassen um auf diese Weise die Durchfahrt nach der Stadt zu versperren. Sie melden auch, daß zwei große Kriegsschiffe von der Division des Admirals angekommen sind, so wie noch sechs größere Schiffe von derselben Escadre und zwei und zwanzig Kreuzer von den verschiedenen Stationen bei Sin-hwuy und Shun-tih mit gehöriger Besatzung und Kriegsmunition, um nach allen Richtungen hin und her zu kreuzen. Ferner haben sie 300 Mann vom Regimente des Gouverneurs einberufen, so wie 300 Mann von dem Regimente des Vice-Gouverneur und 700 Mann von der Division des Oberbefehlshaber und einzelne Corps aus den Militair-Districten, um auf beiden Seiten des Flusses Kanonen aufzupflanzen und Batterieen zu errichten und das feste Land zu beschützen. Nach dem Ta-hwang-haou Flusse haben sie den Tsan-tseang, Ku-peih-yuen mit ungefähr zwanzig Kreuzern abgesandt, um dort die Durchfahrt zu versperren und große Balken sind auch dort in den Fluß gelassen worden um die Durchfahrt gänzlich zu schließen. Auf gleiche Weise sind auf der andern Seite des Ufers hohe Palisaden errichtet worden, und der Tooße Hung-fa-ko hatte Befehl erhalten an der Spitze von 500 Veteranen, vom Regimente des Gouverneurs, und mit 100 Marinesoldaten aufzubrechen, um leichtes und schweres Geschütz dorthin zu schaffen und auf diese Weise von jedem Hügel aus nach allen Richtungen Signale geben zu können. Von diesem Corps haben 150 Mann das Fort bei der Durchfahrt von Macao besetzt und 350 Mann haben in der Umgegend ein Lager bezogen, um in jedem Augenblicke Hülfe zu bringen. Da aber Lu besorgt war, daß die Barbaren von Macao, die Portugiesen, mit den englischen Barbaren gemeinschaftliche Sache machen würden, so beauftragte er den Fu-tseang, Tsing-yu-chang, und einen Civil-Beamten, ihnen die nöthigen Befehle zu überbringen und jene Gegenden in Augenschein zu nehmen und Alles, was die Umstände erfordern würden, anzuordnen, damit wenigstens nicht durch eigene Schuld irgend ein Unfall herbeigeführt würde. Besagte portugiesische Barbaren aber waren von dem besten Geiste beseelt und erboten sich sogar, um ihren Eifer an den Tag zu legen, die Bewachungen jener Gegenden selbst zu übernehmen. Alle diese Maaßregeln bewährten sich als sehr zweckmäßig. Ferner wird in dem Berichte in einer Nachschrift gemeldet, daß zu derselben Zeit sowohl der Binnenstrom an zwei verschiedenen Stellen, als auch der Außenstrom bei Bhow-chang-kang (in der Nähe der zweiten Barre) gänzlich gesperrt war, so daß die Schiffe weder vorwärts noch rückwärts kommen konnten: große Steine und Felsblöcke lagen an beiden Seiten des Flusses, die jeden Augenblick ins Wasser versenkt werden konnten, und 300 Mann von dem tapfern und lautern Regimente hatten unter der Anführung des Yew-kuh, Wang-lub, Befehl erhalten das Ufer zu bewachen, damit in demselben Augenblicke, wenn die Kriegsschiffe von Ki-shih und den übrigen Stationen in den Fluß eingelaufen wären, vermittelst der Steine sogleich der Strom gesperrt werde. In diesem Falle würde es für die barbarischen Schiffe ganz unmöglich seyn, die Mündung des Flusses wieder zu erreichen. Außerdem haben sie etliche 120 Schiffe, kleinere und größere, ausrüsten und ohne daß der Feind etwas davon erfahren hätte, mit Schwefel, Salpeter, Spänen, Stroh und andern Brennmaterialien anfüllen lassen, um jene Schiffe in Brand zu stecken.

„Die Barbaren-Nation der Engländer ist übermüthig und hochfahrend und insgeheim sinnen sie auf große weit

Digitized by Google

ausſehende Plane, die ſie ſchon ſeit langer Zeit eifrig verfolgt haben. Wie es heißt, ſind nur zwei barbariſche Schiffe erſchienen, und die Zahl der fremden Matroſen beträgt nicht mehr als 300 — 400 Mann. Wenn es nun in der That dahingekommen iſt, daß ſie weder weiter fahren noch ſich zurückziehen können und wenn alſo „das Unthier gefangen und der Fiſch in unſerm Netze iſt, was hindert uns dann, ihm mit einemmale den Garaus zu machen? Nachdem nun beſagtes Barbarenauge, Lord Napier, erklärt hat, daß er in Handels-Angelegenheiten nach Canton gekommen ſey, wie konnte es ihm dann noch einfallen, nachdem die Hafenplätze geſperrt waren, auf das Gelingen ſeines Planes zu rechnen und in ſeiner Vermeſſenheit ſo weit zu gehen, daß er zuletzt ſogar in den Binnenſtrom einbrang, und nachdem die Kanonen gelöſet waren, uns Widerſtand leiſtete! In der That, er hatte der Stimme der Vernunft ſein Ohr verſchloſſen. Wie verlautet, liegen noch andere Schiffe in einiger Entfernung bereit, ihm Beiſtand zu leiſten. Es iſt unumgänglich nothwendig, der Wahrheit gemäß und mit gehörigem Eifer in dieſer Hinſicht Alles genau zu unterſuchen und alle Umſtände ſorgfältig zu erwägen. Wenn beſagter Gouverneur und ſeine Collegen dieſe meine Botſchaft empfangen haben, befehle ich ihnen, ſich unverzüglich zu verſammeln und über die nöthigen Maasregeln ſich gemeinſam zu berathen und Alles was der Augenblick erheiſcht, ſogleich ins Werk zu richten. Wenn nun beſagtes Barbarenauge endlich in ſich geht, wenn ſein Plan geſcheitert und ſeine Kraft gebrochen iſt, ſo daß es demüthig zu uns aufblickt und ſeine Fehler bereuet, dann erſt befehle ich, daß auch ihm unſere Nachſicht und Gnade nicht vorenthalten werde. Die Hong-Kaufleute ſollen alsdann aufgefordert werden, ihm die übeln Folgen ſeines Benehmens) vor Augen zu halten und ihn darüber zur Rede zu ſtellen, wie er ſich unterſtehen konnte, mit den Kriegsſchiffen in den Binnenſtrom einzudringen und uns Widerſtand zu leiſten, auch ſollen ſie ihn nach der Abſicht fragen, in welcher er bis nach Canton gekommen ſey, und wenn er auch jetzt noch immer nicht von ſeiner Verbindung zurückgekommen iſt und nicht endlich in ſich geht, ſondern wie bisher in ſeinem Irrthume beharrt, ſo ſoll beſagter Gouverneur ſich ſogleich mit allen ſeinen Streitkräften gegen ihn in Bewegung ſetzen, ihn zurücktreiben und vernichten. Es iſt unerläßlich, daß beſagtes Barbarenauge vor der himmliſchen Majeſtät zittere und bebe, und ruuig und demüthig ſich uns zu Füßen werfe. Wenn beſagter Gouverneur und ſeine Collegen auch fernerhin ihrer Pflicht unerfüllt laſſen und von Neuem Unheil auf Unheil häufen, ſo werde ich der Kaiſer wiſſen, wie die Geſetze aufrecht zu erhalten ſind. Wenn irgend ein Unfall baawiſchen tritt, ſo ſoll ihnen fernerhin unſere hohe Gnade und Nachſicht gänzlich entzogen ſeyn — Wachet und zittert! Gehorſam! So iſt mein Wille. Dieſe Botſchaft ſoll durch einen Eilboten, der 500 E. (täglich) zurücklegt, überbracht und der Inhalt ſogleich bekannt gemacht werden. Achtung und Gehorſam! In Folge dieſes allerhöchſten Befehls überſenden wir (die Miniſter des Rathes) dieſe Botſchaft.

„Nachdem ich, der Gouverneur, alles Obige einer genauen Prüfung unterworfen hatte, habe ich gehört und geſehen, wie das Barbarenauge, Lord Napier, unter Eskorte vertrieben worden iſt und die Kriegsſchiffe noch an demſelben Tage in See gegangen ſind, wie wir bereits umſtändlich in unſern Berichten gemeldet haben, von welchen Ewr. Excellenz die Abſchriften überſandt worden ſind.“ (Außerdem folgen noch mehrere Mandate des Gouverneurs in Hinſicht der Verhaftung, Unterſuchung und Beſtrafung verſchiedener Officiere.) — A. —

Ungedruckte Denkwürdigkeiten, Correſpondenzen und Werke.

Von

Diderot.

(2.)

Ueber dieſe opera posthuma, die, wenn ſie ächt ſind, allerdings die Aufmerkſamkeit der Literatoren in Anſpruch nehmen, findet man in einem franzöſiſchen Journal folgende Anzeige:

Diderot iſt gewiß eine der eminenteſten Geſtalten des achtzehnten Jahrhunderts. Wenige Menſchen haben mehr verſchiedenartige Ideen aufgeregt und ihnen mächtiger ihr Siegel aufgedrückt. Ich weiß ſelbſt nicht, ob, von einer gewiſſen Seite genommen, Diderot nicht mit vollem Rechte als der vollſtändigſte Repräſentant der Philoſophie des letzten Jahrhunderts betrachtet werden könnte. Diderot iſt nicht, wie Voltair, der unermüdliche Kämpfer, der perſönliche Feind politiſcher oder religiöſer Vorurtheile; er iſt nicht Menſchenfeind wie Jean Jacques, die Ur-Schönheiten des wilden Lebens verſuchen ihn nicht; Kampf, Neue, Utopien — das iſt nicht die Sache Diderots; ſeine eigentliche Aufgabe iſt, zu leben; auch ſehe man, wie er ſich derſelben entledigt, wie er mit vollen Lungen athmet, wie das ganze Leben ſeines Jahrhunderts ihn durchdringt und nährt! Man ſehe, wovon es ſich handelt! Kömmt es darauf an, die Encyclopädie zu ſchaffen und das Enſemble der Kenntniſſe durch die Inſpiration des reformatoriſchen Geiſtes zu erneuern — ſo iſt es Diderot, der den Gedanken dazu faſſen wird; Diderot iſt es, der, während ſeines ganzen Lebens, ſeinen Mann ſtehen wird gegen alle, gegen die erzürnten Buchhändler, gegen die drohende Polizei, gegen ſeine entmuthigten Mitarbeiter, gegen die Zeit, die lange Weile, das Bedürfniß, die Ermüdung; alles ſchaffend, lernend um zu lehren, ſich mit dem Bau einer Maſchine, mit dem Verfahren einer Kunſt und Gewerbes vertraut machend, dann zu den Chineſen und ihrer dunkeln Geſchichte übergehend, um, durch die indiſche und muſelmanniſche Philoſophie, auf irgend eine Frage der modernen Geſchichte oder Politik überzugehen; arbeitend und andere arbeiten laſſend, die Lauen ermuthigend, den Dürftigen Gedanken leihend, die Hälfte ſeiner Zeit für andere ſorgend; überdies ſich miſchend und hineingezogen in die Angelegenheiten aller Welt, Vermittler aller Streitigkeiten, Unterhändler aller Wiedervereinigungen, Mann der Hülfsquellen und Auskunftsmittel, Diderot, verheirathet, Vater von vier Kindern, Liebhaber einer Frau, die er anbetete und an welche er, in Zuſtrag des abweſenden Grimm, Bände von Correſpondenz ſchrieb, Diderot gab ſich zu Allem her und warf in berühmt gebliebene Unterhaltungen den Ueberfluß des Enthuſiasmus, des Wiſſens und der Einbildungskraft, die ſeine vierfachen Geſchäfte nicht hatten erſchöpfen können. * Wo iſt wohl ein lebendigerer Menſch zu finden? Und dann, da er nicht reich iſt und doch Geld bedarf, um ſeiner Geliebten Geſchenke zu machen, ſo muß ſeine Feder Diderot zum Erwerb und zur Quelle dienen: er macht Reden für Miſſionaire, Denkſchriften für Procuratoren, Petitionen, Vorreden, zweideutige Erzählungen; alles was ſich verkaufen läßt, iſt ihm recht und wenn er ſeine Arbeit nicht verkaufen kann, ſo giebt er ſie, ſo wie ſeine Zeit, jedem, der ſie gerade nehmen will. Er iſt der gaſtfreie Diener aller Plaudertaſchen; ſein Studirzimmer iſt ſo gut wie der Marktplatz; man trete ein und ſey gewiß, willkommen zu ſeyn; was iſt zu Ihren Dienſten? Kömmt man von der Polizei? Man trete ein; ſpricht man von Metaphyſik — man wird ſeinen Mann finden; von Politik — Diderot wird die Antwort nicht ſchuldig bleiben und man wird alles erfahren, was man wiſſen will.

Digitized by Google

Nein, Diderot ist nicht ein grübelnder Philosoph, mit abstracten Fragen beschäftigt; er hat weder einen Esprit des lois, noch einen Contrat social, noch einen Essai sur les moeurs geschrieben; er hat nicht eine Frage besonders behandelt, er hat sie alle behandelt und, wie Aeolus aus der Tiefe seiner Höhle, hat er auf das achtzehnte Jahrhundert geblasen und alle Ideen flott gemacht, die in sich selbst etwas Gutes und Hochherziges darboten.

Die Correspondenz, welche jetzt erscheint, setzt diese durch ihre Einfachheit, ihren Enthusiasmus und Wahrheitsliebe originelle Gestalt in ihr rechtes Licht. Da, wo so viele andere verlieren, gewinnt Diderot so sehr, daß, hätte er auch nichts von Werth gemacht, man ihn doch als den besten Menschen seiner Zeit, als das Muster von Zärtlichkeit, Gutmüthigkeit und Nachsicht lieben würde.

Die Briefe von Diderot an Fräulein Voland bilden den interessantesten Theil dieses Buches. Diderot, der Frau von Puisieux zehn Jahre lang geliebt hatte und von ihr hintergangen wurde, hatte sich an Fräulein Voland, ein Mädchen von seltenem Verdienst, angeschlossen und blieb mit ihr bis zu seinem Tode in Verbindung. Getrennt von ihr durch häufige Abwesenheiten unterrichtete er sie von allen kleinen täglichen Begebenheiten seines Lebens und setzte mit ihr die Unterhaltungen und Paradoxen fort, die er mit seinen Freunden zu verhandeln liebte. Nichts offenbart den vielumfassenden, enthusiastischen, kindlichen Charakter des Mannes besser als diese Briefe.

Ein anderes Verdienst, das diese Briefe im höchsten Grade besitzen, ist, uns in das Innere des Salons von Holbach zu Grandval einzuführen, wo Diderot von Zeit zu Zeit einige Tage zubrachte, um mit Genauigkeit die amüsante Physiognomie der dort Sprechenden zu reproduciren. Diderot kam dort öfters mit einem Schotten, Namens Hoop, zusammen, den man nur den Vater Hoop nannte, weil er runzelich, trocken und alternd aussah. Dieser unglückliche Schotte hatte den Spleen und seine melancholische Laune bildete mit Diderots Enthusiasmus, dem caustischen und cynischen Geist des Barons und der geistreichen Unwissenheit der Frau von Aisne, der Schwiegermutter von Holbach, einen Contrast, aus welchem tausend piquante Wirkungen entstanden. Der Abbé Galiani kam auch nach Grandval, wo er durch seine Geschichten und die Art, sie zu erzählen, Furore machte. Wir bitten um die Erlaubniß, eine von Diderot mitgetheilte anzuführen.

„Ich wollte, daß Sie die Geschichte des Porco sacro erzählen gehört hätten. Es giebt zu Neapel Mönche, welchen es erlaubt ist, auf Kosten des Publicums eine Heerde Schweine zu mästen, ohne noch die Gemeinde mitzuzählen. Diese privilegirten Schweine werden von den heiligen Männern, denen sie gehören, die heiligen Schweine genannt. Sie wandeln respectirt in allen Straßen umher; sie gehen in die Häuser, wo man sie mit Höflichkeit empfängt. Wenn eine Sau werfen will, so erweist man ihr und ihren Ferkelgen alle mögliche Sorgfalt; glücklich der, den sie mit ihrem Wochenbette beehrt hat! Derjenige, welcher ein heiliges Schwein schlüge, wäre ein Kirchenräuber. Inzwischen geschah es, daß eben nicht gewissenhafte Soldaten eins tödteten; dieser Mord machte großen Lärm; die Stadt und der Senat befahlen die strengste Untersuchung. Die Uebelthäter fürchteten, entdeckt zu werden, kauften zwei Kerzen und stellten sie angebrannt zu beiden Seiten des heiligen Schweines, über welches sie eine große Decke breiteten und setzten einen Weihkessel mit einem Sprengwedel zum Kopfe, ein Crucifix zu den Füßen und die Hinzukommenden fanden sie knieend und betend bei dem Todten. Einer von ihnen überreichte dem Commissair den Sprengwedel; der Commissair sprengte, kniete nieder, betete und fragte dann: wer ist der Todte? Man antwortete: Einer unserer Kameraden, ein rechtschaffener Mann; es ist ein Verlust. Das ist der Weltlauf; die Guten gehen und die Gottlosen bleiben. — Aber ich habe nicht den Muth, weiter zu erzählen; Sie müßten den Abbé selbst hören.“ *)

Eines Tages behauptete Diderot, daß Gefühl und Leben ewig seyen; daß man nicht begreifen könne, wie etwas, was nicht wäre, anfangen könne zu seyn; endlich, daß der einzige Unterschied zwischen Tod und Leben darin bestehe, daß man lebend in Masse lebe und daß im Tode das Leben sich theile und zersplittere, ohne darum aufzuhören. — Darüber entwickelte sich ein ganzer Briefwechsel zwischen ihm und der Frau von Aisne, wovon die Correspondenz witzige Proben enthält.

— Es war damals erlaubt, Witz zu haben und man durfte wagen, jeden Einfall auszusprechen; die Wichtigkeit bestand nicht immer in dem Schicklichen, es kam darauf an, unterhaltend, vergnügend, geistreich zu seyn. Man wird vielleicht sagen, daß die Frivolität der Sitten einen Ton der Gesellschaft begünstigte, der mit dem jetzigen Ernst der herrschenden Ideen unvereinigbar wäre. Aber diese frivolen Männer waren Diderot, Holbach, d'Alembert, Grimm, alle Schöpfer und Haupt-Urheber einer gewissen sociellen Bewegung, die stärker und entscheidender war, als die, welcher wir angehören und wo niemand die Hauptrolle hat; ein Drama, von Remplacants, mit aller mürrischen Feierlichkeit der Mittelmäßigkeit gespielt. Der Geist der Conversation verliert sich bei uns alle Tage mehr; die Tribune und die Presse haben dem Geist zu lucrative Auswege geöffnet, auch giebt man nicht mehr; man verkauft die Gedanken. Daraus resultirt, daß man nicht mehr zu plaudern versteht; das Plaudern hat sich in die Feuilletons der Journale geflüchtet, man plaudert öffentlich und schriftlich, ohne sich zu kennen; und wenn der Zufall mehrere in einem Salon zusammenbringt, so sieht man alle die, mit der Feder in der Hand so geistreiche Menschen schweigend und beobachtend oder doch eine wortkarge Unterhaltung ohne Wärme und Theilnahme führen. Und was hat uns die Politik nicht geschadet! Sie überschwemmt Alles und die Gewohnheit der Discussion, die sie mit sich bringt, trübt und verdrängt alle andern heitern Gegenstände der Unterhaltung. Wir waren sonst ein liebenswürdiges Volk; jetzt sind wir ein konstitutionelles Volk; sonst durch die Feinheit unserer Manieren berühmt, lassen wir jetzt in den Salons die Damen sich langweilen und zu wenig geübt, ihnen Rede zu stehen, debattiren wir unter uns, mit feierlicher Miene, die Banal-Fragen der Politik, über welche der mindest Erfahrene sich am Morgen, durch Lesung seines Journals, einen Anschein von Meynung hat bilden können. Ich weiß nicht, wie lange diese Manie uns noch beherrschen wird, aber gewiß ist, daß, wenn diese Art und Weise nur noch einige Jahre dauert, wir alles das verlieren werden, was der Himmel uns an Mutterwitz und natürlichem Verstand gegeben hat, ohne uns dennoch, das ist mindestens meine feste Hoffnung, mit den Mysterien der konstitutionellen Theologie ganz zu amalgamiren und zu durchdringen.

Doch ich komme auf Diderot zurück, den mich diese Abschweifung fast hat vergessen lassen. Eine der piquantesten Stellen dieser neuen Schrift ist ohne Widerspruch das Paradoxon über den Schauspieler, das unsere Leser ohne Zweifel schon kennen. Das von Diderot behauptete Thema ist, daß der Schauspieler, in dem Moment, wo er spielt, nicht fühlend oder gerührt seyn soll, bei Strafe andere nicht zu rühren und wie bizarr und unwahrscheinlich auf den ersten Anblick diese Behauptung auch scheinen möge, so muß man doch einräumen, daß es, die Uebertreibung abgerechnet, die Diderot in allen Dingen zeigt, schwer ist, eine Meynung mit mehr Thatsachen, Beobachtungen und gründlichen Raisonnements zu bekräftigen; ich spreche nicht von dem Witz und dem Reichthum der Sprache, die nichts

*) Die Sache, wenn wahr, ist allerdings stark; doch müssen wir bekennen, daß uns der Witz in dieser Erzählung nicht einleuchten will.

Anm. d. Red.

beweisen, als daß Diderot ein großer Schriftsteller ist, was für die Frage selbst wenig entscheidet. Wenn man das Paradoxon Diderots so ausdrückte: Der Schauspieler muß, um zu rühren, stärker seyn, als seine innere Bewegung und sie beherrschen, um sie auf den Zuschauer zu übertragen, so glaube ich, daß man schnell mit ihm einig seyn würde. Aber es ist auch zu glauben, daß, wenn Diderot seine Meynung auf eine so kalt-vernünftige Weise ausgedrückt hätte, er dann nicht, um sie zu unterstützen, seine Zuflucht zu der unversiegbaren Fluth von glänzenden Zügen und unerwarteten Argumenten genommen haben würde, die aus dieser kleinen Schrift die anziehendeste Lectüre machen.

Seine Briefe an Falconnet über das Vorgefühl der Unsterblichkeit, sind dadurch merkwürdig, daß sie beweisen, wie fest Diderot, mit aller seiner pantheistischen Philosophie und seinen Ideen über Rückkehr des Individuums in den Schooß des höchsten Wesens, an die, mindestens mystische, Fortdauer, in dem Andenken der Menschen, von seiner eigenen Persönlichkeit glaubte; die Wärme, mit welcher er diese hochherzige Meynung gegen die steinernen Syllogistischen Falconnets vertritt, macht seinem Herzen eben so viel Ehre als seinem Talent.

In einem kleinen Abschnitt, welcher den letzten Band schließt, hat Diderot die Bühne betreten in einer Weise, die komischer seyn würde, wenn er der Exposition der Intrigue nicht einen zu bedeutenden Raum widmete. So wie es nun ist, ermangelt dieses kleine Lustspiel doch nicht, zu unterhalten und zu belustigen und zeigt Diderot in einer Rolle, mit der er in der That vertraut war, der nämlich des Vermittlers, Unterhändlers und Rathgebers. Er muß an einem und demselben Tage ein Gelegenheitsstück machen, einen Proceß schlichten, eine Heirath schließen und eine Pension für die Wittwe eines Matrosen auswirken, die er ohne alle Mittel mit einem kleinen Kinde hinterlassen hat. Unter allen diesen Verlegenheiten ist es ein Wunder zu sehen, wie sich unser Mann aus der Sache zieht. Er schreckt die Advocaten, schreckt die Mütter der jungen Person, indem er eine vollbrachte Verführung voraussetzt; was die Wittwe des Matrosen betrifft, so schreibt er sich keck bei einem Freunde, einem Commis der Marine, die Vaterschaft des Kindes zu und es gelingt ihm, mittelst eines Dutzend grober Lügen, in Allem; er bringt alles zu einem gedeihlichen Ende und sieht sich zuletzt, für seine guten Dienste durch die Indignation und die Vorwürfe der Frauen belohnt, deren Ruf er compromittirt hatte, um das Glück zu sichern. Das alles ist sehr heiter und belustigend.

Man lese diese Denkwürdigkeiten, diese Correspondenz Diderots, und man wird finden, daß ihm nichts mehr Ehre erwerben und zu gleicher Zeit einen richtigern Begriff von dem geben kann, was diese übersprudelnde Conversation seyn mußte, die noch auf dem Papier so warm geblieben ist. Was würden wir erst empfinden, wenn wir, um den Ausdruck der Aeschines über Demosthenes zu gebrauchen, das Brüllen des Thieres gehört hätten, si audivissemus bestiam mugientem.

Ad. Guerault.

Eine Quarantaine in Griechenland.

Vom

Grafen Ganclaux,

Consul von Frankreich.

(E.)

Am 17. Mai, bei unserer Ankunft in Schönus, wurden wir von einem Beamten der türkischen Douane angehalten. Sobald er erfuhr, daß wir von Athen kamen, einem der Ansteckung verdächtigen Orte, antwortete er uns trotzig durch ein largà, d. h. ins Weite mit euch! Ein solcher Eingang versprach uns nichts Angenehmes. Der Chef der Douane bestätigte uns, eine Stunde nachher, die günstige Stimmung, in welcher man gegen uns war. Vergebens wendete ich ein, daß ich, außer dem Passe, den unser Caraboukir (Capitain) hatte, und welcher constatirte, daß die Pest nicht in Athen eingedrungen sey, sondern bloß in dessen Umgebung herrsche, mit einem Briefe des Ober-Arztes dieser Stadt an den Bei von Korinth versehen sey, der in allen Punkten dasselbe aussage; wir erhielten wiederholt nur das unselige largà! Unsere Lage unter Leuten, denen wir uns kaum durch Vermittelung und Verdollmetschung eines unserer Matrosen verständlich machen konnten, war in der That die traurigste. Sie erschien mir wahrhaft schrecklich, als, nach langen Verhandlungen mit dem Chef der Douane, einem rohen, eingebildeten Menschen, wie die meisten Türken sind, uns versichert wurde, daß man keinen unserer Briefe annehmen würde, und daß uns nichts übrig bliebe, als wieder unter Segel zu gehen und hinzuschiffen, wo es uns am besten dünkte.

Wir hatten nur zwischen zwei Entschlüssen zu wählen, um nach Corfu zurückzukommen. Der erste war, nach Athen zurückzukehren, trotz der Pest und dann die Straße von Prevesa einzuschlagen und, zu Lande, über Eleusis, Megara und Thessalonien ꝛc. zu gehen; der zweite, den Peloponnes zu umschiffen auf unserm gebrechlichen Fahrzeug, welches das kleinste Unwetter scheitern machen und verschlingen könnte. Diese Barke war 18 Fuß lang. In einer so unsichern Alternative nahm ich nur von meiner Verzweiflung Rath und ließ, auf alle Gefahr hin, auf die uns zugekommene Weisung antworten, daß ich unwiderruflich entschlossen sey, in Schönus zu bleiben und daß nichts in der Welt mich zur Abreise vermögen würde. Der Ton, mit welchem ich meinen Entschluß kund that, machte, wie ich bemerkte, einen fühlbaren Eindruck auf den Geist der Türken und ihre Arroganz nahm, von diesem Augenblicke an, stufenweise ab.

Die beiden ersten Tage unserer Quarantaine schliefen wir am Bord unsers Fahrzeugs; am dritten, nachdem unser Caraboukir, dem es gehörte, Anstalten getroffen hatte, in sein Land zurückzukehren und uns kein anderes Lager als der feuchte Pallast der Amphitrite im Hafen von Schönus übrig blieb, mußten wir abermals einen Strauß mit unsern Douanen-Tyrannen bestehen und von ihm durch Drohungen erzwingen, daß man uns wenigstens unsere Matratzen und Bagagen hinter einem einsamen Thurme ablegen ließ, der nah bei dem Flecken lag, dessen Inneres mir acht Tage nachher unsere Wohnung werden sollte. Da und während der acht und vierzig Stunden, wo wir unter freiem Himmel lagen, mußten wir noch gegen eine Heerde Ochsen kämpfen, die da Schatten zu suchen gewohnt war, und sich nicht entschließen konnte, uns dieses schlechte Asyl zu überlassen. Die Steine, die wir wiederholt nach ihnen warfen, zwangen sie endlich ihre aufdringlichen Besuche aufzugeben. Wir blieben ruhige Besitzer der vier äußern Winkel des Thurms, hinter dessen Mauer wir, um uns vor der Sonnenhitze zu schützen, unsere Matratzen die Stelle wechseln ließen im Verhältniß wie die Sonne fortrückte. Abends gegen 4 Uhr sahen wir auf dem Wege von Korinth ein schlechtes Fuhrwerk mit niedergelassenen Vorhängen ankommen, das von drei Janitscharen zu Pferde und einem schwarzen Eunuchen begleitet war und dem verschiedene Handpferde folgten. Nie ohne Zweifel hatte der Hafen von Schönus eine solche Ehre genossen und es gehörte dazu nichts Geringeres, als die vom Bey empfangene Nachricht, daß die Ladung einer von Athen nach uns angekommenen Barke fast ganz an ihn gerichtet sey. Alsobald verbargen sich Türken und Griechen, die die traurige Bevölkerung von Schönus ausmachten. Was uns betrifft, die wir keinen Wunsch hatten, ihnen

Digitized by Google

nachzuahmen oder, richtiger gesagt, die wir nicht wußten, daß kein Sterblicher die Frauen eines Bey, wäre es auch in der weitesten Entfernung, ansehen darf, wie blieben ruhige Zuschauer einer so plötzlichen Decorations-Veränderung, als einer der Janitscharen von der Escorte in Galopp auf uns zusprengte und uns mit Gesten, die man nicht mißverstehen konnte, andeutete, daß wir unsere Neugierde mäßigen und uns den Blicken der Frauen entziehen sollten, die im Begriffe waren, aus der Carosse Sr. Hoheit zu steigen. Nicht destoweniger beschloß ich, meine Lage zu benutzen, um einen Begriff von dem Gemälde zu bekommen, das ein von den Frauen seines Harems umgebener türkischer Häuptling darbieten konnte. In einer kleinen Vertiefung, wo ich nicht konnte gesehen werden, legte ich mich auf meiner Matratze auf den Bauch, hob mich mit meinen Fäusten von Zeit zu Zeit etwas in die Höhe und genoß das Vergnügen, die treffenden Damen zu betrachten. Alle waren maskirt und nichts als ihre Augen und Nasen zu sehen. Beschäftigt, Pfeifen zu stopfen und sie ihrem Herrn und Meister zu präsentiren, der nachlässig in seinem Wagen ausgestreckt lag, traten sie abwechselnd an einen der Kutschen-Schläge, bis endlich der Bey, des Rauchens müde, nach drei peinlichen Stunden, die wir in der lästigsten Unbeweglichkeit zubrachten, das Signal zur Abreise gab. Ich bemerkte, daß seine Frauen unausgesetzt parallel mit den Wagen-Schlägen alle auf der Erde kauerten und seine hohe Person anschauten. Das Signal zur Abreise wurde gegen Sonnen-Untergang gegeben. Wir gewahrten, daß der Wagen des Bey, wahrscheinlich Griechen geraubt, nicht mehr im Stande war, ihn nach Korinth zurückzubringen. Wirklich sahen wir auch die Pferde an der Küste abspannen, wo man das Fahrzeug stehen ließ. Und wie hätte es anders seyn können, nachdem man einen so abscheulichen Weg damit gemacht? Diese Straße (wenn man es anders so nennen kann), die ich vierzehn Tage vorher passirt hatte, war überall von aufgehäuften Ungleichheiten aller Art so durchschnitten, daß ich noch nicht begreifen kann, wie dieser Wagen nicht tausendmal umgefallen war, bevor er Schönus erreichte. Genöthigt daher, ihn hier zurückzulassen, bestieg der Bey die Handpferde, die er für sich und seine Frauen mitgebracht, und in einem Augenblicke waren Männer und Odalisken im Galopp unsern Blicken entschwunden.

Wenn die Ankunft des Bey zu Schönus uns Zwang auflegte, so war, am dritten Tage unserer Quarantaine, die wenige Freiheit, die man uns ließ, uns mindestens in einem ihrer Resultate nützlich. Die Erkundigungen, die er über meine persönliche Stellung einzog, welche ihn zu beunruhigen schien, veranlaßten ihn zu dem peremtorischen Befehl, an der östlichen Seite unsers Thurmes einen Schutz von Baumzweigen zu machen; in Ermangelung etwas Besseren war es die erste Erleichterung, die wir empfanden. Bei so wilden Menschen mußte eine solche Gunst gewürdigt werden, und dies war in der That der Fall. Von diesem Augenblicke an wurde uns die thätige Wachsamkeit und Aufsicht unserer Argusse, obgleich dieser Verfügung, welche die Menschlichkeit dictirte, ganz fremd, minder gehässig. So lange das gute Wetter dauerte, genügte uns das aus Zweigen von Rosen und Lorbeer gebildete, gebrechliche Dach, und wir fühlten das Bedürfniß, ein minder durchsichtiges und minder durchdringliches zu haben, erst in der achten Nacht unserer Gefangenschaft. Diese Nacht drang der Regen von allen Seiten ein, und wir wurden so naß, daß ich unserm papa mouchi andeutete, daß, wenn das schlechte Wetter fortdauerte, ich mich aus eigner Machtvollkommenheit unter einem benachbarten Hangar einquartieren würde; diese Drohung brachte die gute Wirkung hervor, daß das Innere des Thurmes zu unserer Verfügung gestellt wurde, der in dieser Beziehung dem Hangar noch vorzuziehen war. Unser Wächter war, seit der gebieterischen Erklärung, die ich ihm am Tage unserer Ankunft gemacht, gefügsamer geworden. Er wurde es noch mehr, als er die Gewißheit erhielt, daß ich nicht nur geneigt sey, seine erste Brutalität zu vergessen, sondern auch die kleinen Dienste zu erkennen, die er mir während der Zeit erweisen konnte, die es noch den drei Narren, aus welchen die Gesundheits-Commission von Korinth bestand, gefallen würde, mich in Contumaz zu lassen; unbegreiflich war, daß ich am achten Tage noch nicht mehr über die Dauer derselben wußte und erfahren konnte, als am ersten. Es gehörte eine große Resignation dazu und ich verdankte es der meinigen, daß ich nicht an diesem elenden Orte, trotz der schlechten Luft, die da herrschte, und der abscheulichen Nahrungsmittel, wie ich in keiner Lage meines Lebens genossen, ja nur gekostet hatte, erkrankte. Das einzige Fleisch, das wir uns verschaffen konnten, war Lammfleisch. Ein ganzes Lamm kostete mir nur 20 Sous! Aber dieses Fleisch hatte weder Saft noch Kraft und war immer noch zu theuer für das, was es werth war. Das Schlimmste von Allem war inzwischen immer, das Ziel unserer Gefangenschaft nicht zu kennen. Bei so eigensinnigen Menschen, die keine andern Regeln, als ihre Launen, anerkennen, und die heute widerrufen, was sie gestern beschlossen haben, konnten wir unsere Lage nicht mit Gleichgültigkeit betrachten. Unsere Hoffnungen von heute wurden morgen durch höhere Befehle, die von Korinth kamen, vernichtet. Wir konnten auf Nichts mit Sicherheit rechnen.

Da sich dieser Zustand unerträglicher Ungewißheit auf diese Weise immer verlängerte, so beschloß ich endlich, die Monotonie unseres Lebens zu unterbrechen, und die Ruinen von Alterthümern zu besuchen und zu untersuchen, die in der Umgegend von Schönus zerstreut sind. Da keine Spuren bewohnter Häuser in dem ganzen Umkreise, wo sie sich befanden, vorhanden waren, so erhielt ich leicht von unserm Wächter die Erlaubniß dazu. Jedesmal, daß ich dahin ging, erkannte ich mehr und mehr, mit Hülfe meines Pausanias, der mich nicht verließ, den alten Schauplatz der isthmischen Spiele, die Reste des Tempels der Venus und des Neptuns. Im Mittelpuncte dieser Monumente existirt eine sehr tiefe Höhle, deren vollkommen ausgehauene Oeffnung andeutet, daß sie wahrscheinlich zum Grabe irgend eines bedeutenden Bürgers von Korinth gedient hat. Ich habe auch die Lage des Stadiums erkannt, dessen Stufen noch deutlich zu sehen waren; neben ihren Ruinen fließt ein Bach, genähret durch eine reiche Quelle, dessen Lauf, hundert Toisen weit, von Lorbeeren, Rosen und wilden Birnbäumen beschattet wird. Auf diese Weise und bisweilen mich der Wachsamkeit unserer Argusse entziehend, konnte ich meine Excursionen erweitern und die nicht endenden Stunden unserer Gefangenschaft benutzen.

Endlich erreichte diese ihr Ziel, nach vierzehn Tagen der grausamsten Erwartung. Ich rechnete so wenig auf die Stimmung der Türken, so wie ich ihre Laune in Allem kennen gelernt hatte, was die Sanitäts-Verfügungen betraf, die sie zu Schönus improvisirt hatten, daß, um nicht dem Widerrufe der Befehle, die meine Qual endigten, ausgesetzt zu seyn, ich beschloß, ohne die sechs Pferde zu erwarten, die man mir für den andern Morgen versprach, die beiden einzigen zu miethen, die in dem Flecken zu finden waren; sie reichten zu dem Transport unserer Bagagen hin und wir machten uns zu Fuß auf den Weg, um noch vor Nachts in Lechäum anzukommen. Dieser Punct war drei französische Meilen entfernt, und wurde uns als der einzige angegeben, wohin wir uns frei begeben konnten, ohne Korinth zu berühren, ein abgeschmacktes Verbot, das uns die Anwendung des so bekannten Sprichworts: Non licet omnibus adire Corinthum, in seiner ganzen Strenge materiell empfinden ließ.

Digitized by Google

Die Emigranten und die Bewohner von Nord-Amerika.

(L.)

In dem gegenwärtigen Zustande der Dinge wandern 200,000 Europäer jährlich aus, und suchen, in ihrer Noth, in den Vereinigten Staaten ein Asyl und den Lohn ihrer Arbeiten und Anstrengungen. Diese neuen Ankömmlinge, in der Regel stark und muthig, finden schnell Arbeit und werden in Kurzem Eigenthümer eines durch ihren Schweiß befruchteten Terrains; bald entstehen Dörfer auf dem Boden, wo sonst nur Wölfe, Bären und andere wilde Thiere wohnten. Improvisirte volkreiche Städte, Dampfboote, welche die Flüsse und Seen tausend Meilen weit vom Ocean, durch kaum von der civilisirten Welt entdeckte Länder, hinaussegeln; Manufacturen, in eben diese Länder durch industriöse Europäer gebracht, portative Druckereien, welche Begriffe und Wissenschaft verbreiten und die Civilisation fortpflanzen; Missionarien aller Religionen aus England, Italien, Deutschland, Frankreich und andern Ländern, um das Dogma des Evangeliums zu predigen, jeder nach seinem Glauben; dann Emigranten von Irland, Frankreich, Mexiko, Columbien, Spanien, Italien, kurz von der einen und andern Hemisphäre, welche in den politischen Stürmen verdammt sind, ihr theures Vaterland zu verlassen und lernen wollen, worin die glückliche Ruhe dieses beneideten Volkes besteht — das ist das Schauspiel, welches die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika darbieten. Dieser Schilderung füge man noch die Seestädte hinzu: New-York, der dritte Hafen der Welt, in seinen Gewässern 3000 Schiffe jährlich aufnehmend, die mit den Producten der vier Welttheile beladen sind; Neu-Orleans, Niederlage von hundert Städten, die ihm ihre Producte durch den unermeßlichen Mississipi schicken, dessen Gewässer tausend Völkerstämmen die ausländischen Waaren bringen; Philadelphia, eine friedliche, eintönige, gastfreie Stadt, umgeben von Lusthäusern, schön wie seine Töchter, an dem edlen Delaware und dem köstlichen Schuylkill gelegen; Baltimore, Charlestown, Boston, ausgezeichnet durch die Civilisation der Bewohner, die Thätigkeit des Handels, die bewundernswürdige Lage der Häfen, die Gastfreiheit der umliegenden Städte, mit einem Worte die Freimüthigkeit, die Sicherheit, die Freiheit, deren die Menschen genießen, ohne Hindernisse, ohne Pässe, ohne Aufzug von Soldaten, ohne Chicane der Polizei — das alles sind Umstände, die nicht verfehlen können, dem Lande das Gedeihen und den progressiven Zuwachs aller Zweige der Industrie zu erwerben und zu sichern.

Diejenigen, welche die Nord-Amerikaner anklagen, grob und ungesellig zu seyn, ziehen die Elemente nicht in Betracht, woraus diese eigenthümliche Nation besteht. Verfolgte Familien, welche ihre Freiheit und ihre Subsistenz in den wilden und eisbedeckten Wäldern von Nord-Amerika suchten, mußten sich schweren und mühseligen Arbeiten unterziehen, schmerzliche Entbehrungen ertragen und sich an eine Nüchternheit der Lebensart, der Worte und der Mittheilungen, wozu ihre fortdauernden Arbeiten sie nöthigten, gewöhnen. Das waren die Väter der Nord-Amerikaner. Später sind die Ackerbauer und Handwerker von Holland, Deutschland, Irland gekommen, größtentheils arbeitsame, sparsame, stille, ausschließlich mit ihren Unternehmungen beschäftigte Leute. Nun bedenke man, wie so schnell ein Washington, Franklin, Jefferson, Adams, Clinton, Madisson, Clay, Lewington, Hamilton, Monroe, Jakson und viele andere Staatsmänner, berühmte Schriftsteller, tiefdenkende Gelehrte, ausgezeichnete Literatoren, Politiker und große Generale haben erstehen können, die ihr Vaterland zu dem hohen Grade von Wohlstand und Ruhm gehoben haben, welchen es erreicht hat.

Das Volk der Vereinigten Staaten ist scharfsinnig, ökonomisch und sucht sich Wohlstand und Unabhängigkeit für die Zukunft zu gründen, und das ist ganz natürlich; außer daß diese Gewohnheit vom Vater zum Sohne fortgepflanzt worden ist, der, wie jener ein Clima bewohnt, wo der Mensch genöthigt ist, die Hälfte des Jahres zu arbeiten, um die kalte Jahreszeit zu überstehen, die ihn auf sein Haus beschränkt, könnte er sich auf keine Weise dem Zufall überlassen und sich der Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde des Winters anvertrauen. Die Völker des südlichen Europa's und Asiens waren immer minder arbeitsam; in Spanien sind die Galicier, Catalonier und Biscayer bessere Ackerbauer als die Andalusier und Castilianer; sie haben überdies einen ernsthaften, minder mittheilbaren und minder biegsamen Charakter. Die Fortschritte der Primair-Schulen, an welchen die Amerikaner den lebhaftesten Antheil nehmen, und die Leichtigkeit der Communicationen milderten mit der Zeit die Sitten des Volkes.

Buchhandel.

(Aus der Etincelle.)

(L.)

Deutschland zählte vor vierzig Jahren ungefähr 300 Buchhändler. Im Jahre 1833 findet sich diese Zahl mehr als verdreifacht, sie beläuft sich auf 1094; nimmt man nun die Bevölkerung Deutschlands im Ganzen, so kommt ein Buchhändler ungefähr auf 39,000 Bewohner. Aber es besteht in dieser Hinsicht ein großer Unterschied unter den verschiedenen Staaten. So giebt es in Oesterreich nur 90 Buchhändler; was für eine Bevölkerung von 11,000,000 Einwohner einen Buchhändler auf 122,222 Seelen giebt, während man in Preußen einen Buchhändler auf 33,898 Menschen rechnet. Die Zahl der in Deutschland erschienenen Werke belief sich im Jahre 1822 auf 4000. Man bringt sie jetzt auf 6000. So kann man denn rechnen, daß sich jedes Jahr diese Zahl um 200 vermehrt hat. Diese Vermehrung der Werke ist noch merkwürdiger in Frankreich. Im Jahre 1826 hat der Buchhandel 4347 Bücher, das heißt viermal mehr als 1814 zu Tage gefördert. Aus dieser ersten Berechnung resultirt eine eigenthümliche Bemerkung: nach dem Stand der fortdauernden Progression, den wir eben angegeben, kann man rechnen, daß der deutsche Buchhandel die Zahl seiner Producte von 1822 bis 1842, oder mit andern Worten in einem Zeitraum von 20 Jahren, verdoppelt haben wird; Preußen bedarf 45 Jahre, um die Zahl seiner Bevölkerung zu verdoppeln. Frankreich hat die Zahl seiner Druckschriften von 1814 bis 1826 vervierfacht; es hat sie seit dieser Zeit fast verdoppelt und es bedarf mehr als 50 Jahre, um seine Bevölkerung zu verdoppeln. Solche Berechnungen zeigen hinlänglich, welche Fortschritte von allen Seiten die intellectuelle Bewegung macht.

In England hat, von 1828 bis 1833, verhältnißmäßig jedes Jahr eine Vermehrung von 92 bis 93 Bänden stattgefunden.

Im Jahre 1825 sind in Holland 679 Werke herausgekommen; 1828 zählte man deren 770.

In Rußland hat sich, in weniger als 20 Jahren, die Zahl der literarischen Erscheinungen verdreifacht und beläuft sich im Ganzen auf 18,000 Werke.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1090. Hamburg. Mittwoch, den 2. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Geschichte der Assassinen. Nach morgenländischen Schriften. . Seite 833
Von dem Gewinn der Gelehrten im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert und der finanziellen Lage Shakspeare's insbesondere. . . . . „ 836
Wissenschaftliche Congresse. Von Nestor Urbain. . . . . „ 837
Fund eines merkwürdigen Gefäßes von Metall. . . . . „ 839

Geschichte der Assassinen.

Nach morgenländischen Schriften.

(Aus dem Reformateur.)

(R.)

Es ist ein merkwürdiger Umstand in der Geschichte der Mahomedaner, daß ihr Land, nachdem sie binnen wenig Jahren ganz Arabien, Syrien, Aegypten, Persien und verschiedene andere Länder Asiens und Afrika's unterjocht hatten, bald von innerlichen Kriegen zerrissen wurde, die ihre Fortschritte zu hemmen und ihre Macht zu vernichten drohten. Mahomeds Tod war das erste Signal des Zwiespalts, welcher unter den Anhängern seiner Lehre entstand. Mahomeds Vetter Ali und dessen beide Söhne wurden ermordet, und von diesem Augenblick an spalteten sich die Jünger des Propheten in zwei große Factionen, die sich nachdem wieder in mehrere Secten abtheilten. Die Imans-Würde, mit welcher die volle geistliche und weltliche Macht verknüpft war, war es vor allem, weshalb man sich einander bekriegte. Nicht alle erkannten einen und denselben Iman an. Die eine der Factionen hielt sich zu Ismael, einem Schüler Ali's, und seine Lehren wurden durch Missionarien verbreitet.

Hassan-Ben-Sabah (ein Abkömmling von Sabah, dem Sohne Ali's) zeichnete sich als ein eifriger Sectirer Ismaels aus. Nach einer Menge Expeditionen bemächtigte er sich der im ehemaligen Partherlande, in der Nähe von Kasnie, belegenen Festung Alamut. Es geschah dies im Jahre 483 nach der Flucht Mahomeds und 1090 Jahre nach Christi Geburt. Der Lage Alamuts wegen, auf einem Berge, ward dieser Fürst der Alte vom Berge genannt. Die Ismaeliten bemächtigten sich auch mehrerer festen Plätze in Syrien, und Meysat ward ihre Hauptstadt.

Das Grundprincip des von Hassan gestifteten Ordens war: „Nichts ist wahr, und Alles ist erlaubt." Dies Princip ward jedoch nur wenig Jüngern offenbart und blieb unter dem Siegel der äußersten Frömmigkeit verborgen.

Um sich Geld und Truppen zu verschaffen, nahm er zu Mitteln Zuflucht, die bis dahin unerhört gewesen waren. Der Orden bestand Anfangs nur aus Meistern und Gesellen; es ward dann aber noch die Bildung einer dritten Classe für nöthig befunden. Die Mitglieder dieser Classe, die nicht in den Mysterien des Atheismus und der Unmoralität eingeweiht waren, dienten den Obern als blinde Werkzeuge; man nannte sie die Geweihten. Diese, die Art ihrer Verrichtungen bezeichnende, Benennung ist späterhin in Syrien in die der Assassinen umgeändert worden.

Weißgekleidet, wurden sie auch Mobeyse, die Weißen, genannt; doch kannte man sie auch unter dem Namen Mahommern, die Rothen, weil sie bei ihrem weißen Anzuge rothe Turbane, rothe Stiefeln und rothe Gürtel trugen, wie dies noch heutzutage das Costüm der Bostandschis zu Constantinopel ist. In der Vorstellung des Mordes aufgewachsen, durch die Religion darin bestärkt, waren sie mit Dolchen bewaffnet und stets zum Dienst des Großmeisters bereit: sie bildeten seine Leibwache und waren die Vollstrecker seiner Befehle, die blutigen Werkzeuge seines Ehrgeizes und seiner Rache.

Man nannte den Großmeister Sidna, unser Herr.

In Weiß gekleidet, wie der Alte zu Daniels Zeiten, war er weder König noch Fürst in dem Sinne, den man an dies Wort knüpft, und nahm auch nie den Titel Sultan, Meleh oder Emir an, sondern ließ sich Scheik nennen, was die heutige Benennung der Häupter der Araberstämme ist, und den auch die Oberen des religiösen Ordens der Sofis und der Derwische führen. Seine Autorität war nicht die eines Königs oder Fürsten, sondern die eines Brüderschafts- oder Ordensoberhauptes. Die europäischen Geschichtschreiber sind demnach sehr in Irrthum, wenn sie die Regierung der Assassinen als eine Erb-Dynastie darstellen. Hinsichtlich seiner Institutionen war der Assassinen- dem Johanniter-Orden, dem deutschen, und dem Templer-Orden ähnlich, dem Letzteren hauptsächlich in Beziehung auf dessen politisches Einschreiten und seiner geheimen Lehrsätze. Das Grundprincip von beiden war, sich aller Kastelle und festen Plätze in den benachbarten Ländern zu bemächtigen und dergestalt, ohne Geld und ohne Truppen, die Nationen unter ihrem Joche zu halten, um sie den Fürsten entgegen zu stellen.

Endlich trat für Hassan der Augenblick, seine Pläne in Ausführung zu bringen, ein. Fürsten und Adeliche fielen als Opfer des Giftes und des Dolches der Geweihten. Obgleich er sich in allen Classen Opfer erkohr, waren doch die Höchstgestellten die ersten. Die Brüderschaft hatte Anhänger und Diener, die sich Jahre lang verstellten, um die Gelegenheit, das Gebot des Großmeisters zu erfüllen, zu finden.

Seinen Befehlen zu gehorchen, gingen sie in den Tod, überzeugt, so zur ewigen Seligkeit zu gelangen; auch ward der Assassinen-Orden mit jedem Tage mächtiger.

Um ein Nachgeben der Bande der Disciplin und des passiven Gehorsams zu verhindern, gab Hassan seinen beiden Söhnen, wegen unerheblicher Vergehen, den Tod.

Doch erreichte dieser Henker, der überall hin den Tod verbreitete, ein sehr hohes Alter und starb ruhig in seinem Bette, nach einer Herrschaft von 35 Jahren. Während all dieser Zeit hatte er nicht allein das Kastell

Digitized by Google

von Alamut nie verlassen, sondern war sogar nur zweimal aus seinem Gemach auf die Terrasse getreten. Dort, im Mittelpunct seiner Gewalt, dehnte er diese, ohne sich vom Fleck zu rühren, bis an die Gränzen von Khoraſſan und Syrien aus und leitete, die Feder in der Hand, den Dolch der Aſſaſſinen.

Der zweite Großmeister trat würdig in die Fußstapfen des Stifters seines Ordens, und unter seiner Regierung erlag eine Menge berühmter Männer den Streichen der Geweihten. Als er, nach einer vierzehnjährigen Regierung, sein Ende herannahen sah, ernannte er seinen Sohn Mohamed zu seinem Nachfolger, und stellete so, den Statuten des Ordens zuwider, die Erblichkeit der Herrschergewalt in seiner Familie fest, die sie auch bis zur Vertilgung des Ordens behielt.

Mohamed verfolgte die blutige Bahn, die ihm vorgezeichnet worden war. Die Adepten verbreiteten sich über ganz Asien. Aber es dürfte wohl vonnöthen seyn die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Urprincipien des Ordens zu lenken, damit er die Neuerungen, welche damit vorgenommen worden, und wovon wir eine Uebersicht geben wollen, kennen lerne.

Während der Orden sich ausbreitete, indem er seine Widersacher durch die Einnahme der festen Plätze und durch den Dolch in Schrecken setzte, ward das Grundgesetz, das die geheimen Lehren der Eingeweihten so gänzlich von dem Volksglauben schied, buchstäblich beobachtet; und jemehr der Mahomedanismus den andern ans Herz gelegt ward, je weniger machten die Oberen sich etwas aus dem Glauben und irgend einer Moralität.

Das Volk urtheilte nach den furchtbaren Wirkungen der Gewalt, ohne deren Urheber zu kennen. Es sah in den Opfern die Feinde der Ordnung und der Religion, deren sich die Rache des Himmels durch die Hände eines heimlichen Gerichts entledigte. Der Großmeister, seine Prioren und seine Abgesandten predigten die Souverainität nicht in ihrem eignen Namen, sondern in dem eines unsichtbaren Imans, der eines Tages erscheinen sollte, um den ganzen Erdball zu erobern. Ihre Lehren verbarg ein geheimnißvoller Schleier, und doch schienen die Chefs dem Aeußern nach Beobachter des Islamismus zu seyn.

Mohamed, dem persönlich die Talente abgingen, womit man auf die Massen einwirkt, hatte einen Sohn, Namens Hassan, der, mit großen Fähigkeiten begabt, in die Geheimnisse der mysteriosen Lehre eingeweiht wurde, welche Hassan I. gelehrt hatte. Diesem ehrsüchtigen Fürsten gelang es durch seine Geschicklichkeit, sich die Würde eines Imans beizulegen, ein Titel, welcher ihm eine unbestimmte Gewalt verlieh, der allein seine Vorweser zu gehorchen schienen. Selbst in seiner Gymnasiarchie, insgeheim Wein zu trinken und sich alles zu erlauben, was verboten war, erkannten seine Anhänger die Zeichen seines geheiligten Charakters und die Beweise seiner Eigenschaft als verheißener Iman, dessen Ankunft allen Verboten ein Ende machte. Demzufolge nahm er die Maske ab und machte auch die Profanen mit den Mysterien bekannt, die bis dahin nur den Eingeweihten mitgetheilt worden waren.

An einem dazu festgesetzten Tage ließ er am Fuße des Forts Alamuts eine Kanzel aufrichten. Am siebenzehnten Tage des Ramadan bestieg Hassan die Kanzel und ließ sich in dunklen und geheimnißvollen Worten vernehmen. Er erklärte seinen Zuhörern zuvörderst, daß die Pforten der Barmherzigkeit und der Gnade denen offen ständen, die ihm folgen und gehorchen würden; daß diejenigen für ächte Auserwählte gelten könnten, welche aller gesetzlichen Verpflichtung, der Last des Gebotes und des Verbotes baar und überhoben wären; daß der Tag der Auferstehung eingetreten sey, indem die Kundgebung des Imans stattgefunden habe. Er beschloß endlich damit, daß er die Unsträflichkeit aller Verbrechen proclamirte. Darnach begann er auf Arabisch das Khutbe herzusagen, ein Gebet, daß ihm, wie er sagte, offenbart worden sey. Ein Dollmetscher am Fuße der Kanzel richtete dann folgende Worte an das Auditorium:

„Hassan, Sohn des Mohamed, Sohn des Buſurgomid, ist unser Kalife, Dai und Hudsthet (unser Nachfolger, Abgesandter und Weiser), dem diejenigen, die sich zu unserer Religion bekennen, in geistlichen wie in weltlichen Dingen Gehorsam schuldig sind, indem sie seinen Geboten Folge leisten, seine Worte wie Eingebungen ansehen, und nicht wider das handeln, was er verbietet. Wisset alle, daß unser Herr sich Eurer erbarmt und Euch den großen Gott hat kennen lernen."

Als der Iman die Kanzel verlassen hatte, befahl er, daß angerichtet werden sollte, und gebot dem Volke, das Fasten abzubrechen und sich, wie an Festtagen, den Vergnügungen, der Musik und den Spielen hinzugeben, denn heute, setzte er hinzu, ist der Tag der Auferstehung.

Bald gab er sich nun selbst als den Iman kund und versicherte unumwunden, daß er volle Gewalt habe, die Bande des Gesetzes zu lösen. Er starb als ein Märtyrer seiner neuen Lehre und mußte mit seinem Blute die selbst zugestandene Freiheit, ungestraft tödten zu dürfen, bezahlen. Sein Sohn und Nachfolger, Mohamed II., verkündigte noch lauter seine Lehren und schlug denselben Irrweg ein. Während seiner Regierung geschah es, daß Conrad, Fürst von Tyrus, ermordet ward.

Die folgenden Thatsachen geben uns ein furchtbares Beispiel von der blinden Unterwürfigkeit der Aſſaſſinen gegen ihre Obern. Als der Graf von Champagne auf seiner Reise nach Armenien in die Nähe des Gebiets dieser Mörder von Profession kam, ward er von dem Großprior des Ordens eingeladen, seine Festung in Augenschein zu nehmen.

Der Graf nahm die Einladung an; der Großprior ging ihm entgegen, und empfing ihn mit großen Ehrenbezeugungen. Er zeigte ihm mehrere Kastelle und Festungen, und führte ihn endlich zu einem Schlosse, das zwei hohe Thürme hatte. An jeder Pforte standen zwei in Weiß gekleidete, folglich in die Mysterien des Ordens eingeweihte, Wachen. Der Großprior sagte zu dem Grafen, daß diese Leute ihm besser gehorchten als es die Christen ihren Fürsten thäten; um ihm das zu beweisen, machte er dann ein Zeichen, und sofort stürzten sich zwei der Wächter von der Höhe des Thurmes herab, so daß sie todt zu seinen Füßen niederfielen. Wenn Ihr es wollt, sagte der Großprior zu dem Grafen, der vor Erstaunen nicht zu sich selber kommen konnte, so werdgn sich meine Weisen alle in derselben Weise von den Zinnen herniedr stürzen. Der Graf dankte, und gestand ein, daß er auf einen solchen Gehorsam abseiten seiner Diener nicht rechnen dürfte.

Nachdem er eine Zeitlang im Kastell verweilt hatte, ward er bei seiner Abreise mit Geschenken überhäuft und der Großprior sagte ihm noch, als er von ihm Abschied nahm, daß er sich durch seine treuen Diener aller Feinde des Ordens zu entledigen wissen werde. Indem der Prior ein so schauerliches Beispiel der Unterwürfigkeit gab, zeigte er, daß er ganz der Spur des Ordensstifters folgte, welcher dem Gesandten des Melekshah ein gleiches Beispiel von der Hingebung seiner getreuen Anhänger gegeben hatte. Als Jelebdin Melekshah, Sultan der Seldschucken, ihm einen Gesandten geschickt, um in seinem Namen Huldigung und Gehorsam zu fordern, hatte Sabah's Sohn mehrere seiner Eingeweihten in den Audienz-Saal treten lassen. „Tödte Dich," sagte er zu einem derselben, und dieser stieß sich sogleich einen Dolch ins Herz. „Stürze Dich über den Wall," herrschte er einem Zweiten zu, und ein paar Augenblicke später lag dessen verstümmelter Leichnam in dem Graben. Dann wandte sich der Großmeister zu dem Abgesandten, der vor Furcht bebte, und sagte zu ihm: 70,000 ergebene Unterthanen gehorchen mir wie jene; geh, und berichte Deinem Herrn, was Du gesehen hast.

Wir wollen nun einige Details über das Noviziat und über die Disciplin der Mordsünger und über den Ursprung ihres Namens geben.

Digitized by Google

Im Mittelpunct von Persien und des assyrischen Gebietes, zu Alamut und zu Masiat, befanden sich prächtige, von Mauern umgebene Gärten, wahre morgenländische Paradiese. Man sah darin Rasensitze, Lustwäldchen von Fruchtbäumen, von Canälen durchschnitten; bedeckte Bogengänge und grüne Grasplätze, mit murmelnden Bächen dazwischen; Rosen- und Weinlauben, luxuriöse Pallaste und porcellanene Kioske, mit persischen Teppichen und griechischen Zeugen ausgelegt; goldene, silberne und crystallene Vasen, auf Unterlagen von gleichem Gehalte; schöne schwarzäugige Jungfrauen, so verführerisch wie die Huri's des mahomedanischen Paradieses und so berauschend wie der Wein, den sie präsentirten. Das Spiel der Harfe vermählte sich mit dem Gesange der Vögel, und die melodischen Stimmen der Frauen verschmolzen mit dem Gemurmel des rieselnden Baches. Alles athmete in diesem Aufenthalte Lust, Entzücken und Sinnlichkeit.

Wen man für würdig hielt, in die Brüderschaft einzutreten, den ließ man vor dem Großmeister erscheinen und mit an seiner Tafel speisen. Er ward dann durch Bilsenkraut berauscht, in den Garten getragen, und wenn er seinen Rausch verschlafen hatte, so glaubte er sich ins Paradies versetzt, eine Täuschung, in welcher Alles um ihn her ihn unterhielt. Nachdem er alle Lust gekostet, die Mohameds Paradies verheißt, versank er, durch Schwäche und Opium erschöpft, abermals in Betäubung, und wenn er wieder erwachte, befand er sich in der Gesellschaft seines Oberen, der ihn überredete, er habe ihn körperlich nicht verlassen gehabt, sey aber geistig ins Paradies versetzt gewesen und habe das Glück genossen, welches der Gläubigen warte, die dem Dienste des Glaubens und dem Gehorsam ihrer Häupter getreu seyen.

Dieser Trug konnte nicht immer verborgen bleiben, daher der vierte Großmeister das Volk ohne weiteres in alle Mysterien der Gottlosigkeit und der paradiesischen Lüste einweihte.

Dies hatte nun die Folge, daß die berauschenden Getränke, welche das Mittel waren, die Lust zu suchen, nun selbst zur Lust wurden, und daß ihnen die Wirkungen des Opiumrausches als ein Vorschmack des Paradieses erschienen.

Constantinopel und Cairo zeugen noch jetzt dafür, welche unglaubliche Wonne der Genuß des Opiums und des Bilsenkrautes den Türken und Arabern verschafft.

Dieser Liebhaberei wegen wurden sie Haschischin (Krautesser) genannt, was die Griechen und Kreuzfahrer in Assassinen umschufen.

Mohamed II. regierte 46 Jahre und starb an Gift. Sein Sohn Inlaleddin Hassan III. war der Wiederhersteller des Islamismus, doch stellt man die Reinheit seiner Absichten in Zweifel. Jedenfalls war seine zwölfjährige Regierung zu kurz, um das System in Vergessenheit zu bringen, das funfzig Jahre gewährt hatte. Gift vertrat die Stelle des Dolches, und bei Alladin Mohamed III., der in seinem neunten Jahre zur Regierung kam, ging der Dolch abermals aus der Scheide, um nicht wieder zu ihr zurückzukehren. Dieser letzte Großmeister ward auf Befehl seines Sohnes ermordet.

Die gänzliche Vernichtung des Ordens ward in folgender Weise herbeigeführt.

Mangu Khan, der dritte Nachfolger des Dschengis Khan, schlug den Kalifen von Bagdad, bemächtigte sich der Festung Alamut und vertrieb den Großmeister daraus.

Da die Eroberung von Bagdad mit dem Sturz des Assassinen-Ordens in Verbindung steht, so wollen wir diese Gelegenheit benutzen, um Einiges über das Haus des Baumes, einer der schönsten Pallaste zu Bagdad, zu sagen. Die Tausend und Eine Nacht bieten uns nichts Wundbareres dar.

Mitten in dem Vorhofe, neben zwei großen mit Wasser gefüllten Bassins, standen zwei Bäume, ein goldner und ein silberner; jeder Baum hatte achtzehn Hauptzweige und eine Menge kleinerer. Einer dieser Bäume trug goldne Früchte und barg Vögel, deren buntes Gefieder aus Edelsteinen zusammengesetzt war; durch eine künstliche Vorrichtung schaukelten sie sich auf den Zweigen und gaben melodische Töne von sich. Auf dem zweiten Baume befanden sich funfzehn Reiter, die mit entblößten, mit Gold und Perlen verzierten Degen auf ein gegebenes Zeichen Evolutionen ausführten. In diesem Pallaste gab der Kalife Mokkader den Gesandten des griechischen Kaisers Theophilus Audienz, die er durch seine zahlreiche Armee und den Glanz seines Hofstaats in Erstaunen setzte. Vor dem Pallaste standen 160,000 Mann in Schlachtordnung aufgestellt. Die Gürtel der Pagen funkelten von Gold; 7000 Eunuchen, 3000 weiße und 4000 schwarze, bildeten die Pallastwache, und an dem Gitter standen 700 Kammerherren. Vergoldete Barken und Gondeln mit seidenen Flaggen und Wimpeln schwammen auf dem Tigris.

Die Wände des Pallastes waren mit 38,000 Teppichen verkleidet, worunter 12,500 von Goldstoff; die Fußböden waren mit 22,000 Ellen kostbarer Zeuge belegt. Hundert Löwen an goldenen Ketten von ihren Wärtern geführt, begleiteten mit ihrem Gebrüll die scharfen Töne der Trompeten und den dumpfen Klang der Tamtams.

Ein schwarzer Vorhang barg den Eingang zum Audienzsaal, dessen Schwelle niemand überschreiten durfte, wenn er nicht zuvor ihren Stein geküßt hatte, wie es von den Pilgern zu Mekka geschieht. Hinter dem Vorhange, auf einem Thron von 15 Fuß Höhe, saß der Kalife, angethan mit der Borda (dem schwarzen Mantel des Propheten), umgürtet von seinem Schwerdte, und in der Hand einen Stock statt des Scepters. Die, durch den Vezir und einen Dollmetscher, vorgeführten Gesandten mußten die Stufen des Thrones küssen, wonach sie mit dem Khalaate (Ceremonieenkleide) angethan und mit Geschenken reichlich bedacht wurden. So erhielt To-Grulbeg, der Stifter der Seldschucken, bei der Investitur als Kalif Kaimbiumrillah sieben Kaftane über einander und sieben Sclaven aus den verschiedenen Staaten, die sein Kalifat bildeten. Außerdem wurden ihm in seiner Eigenschaft als regierender Kalife des Morgen- und des Abendlandes zwei Turbane, zwei Säbel und zwei Standarten gegeben.

Hulaku, der Bruder des Mangu-Khan, befehligte die Armee, welche dem Kalifen von Bagdad und den Assassinen ein Ende machte. Die Stadt blieb nach der Einnahme drei Tage lang der Plünderung preisgegeben. Alle goldene und silberne Gefäße, Asiens seit Jahrhunderten aufgehäufte Schätze, wurden die Beute der Soldaten, die dergestalt reicher wurden als ihre Anführer und als der Khan selbst. Hulaku ließ dem abgesetzten Kalifen eine barbarische Behandlung wiederfahren.

Am vierten Tage der Plünderung begab Hulaku sich in Begleitung des Kalifen zu dessen Pallast und forderte ihn in seiner Eigenschaft als Wirth auf, ihm Alles zu geben, was er habe. Diese Artigkeit des Mongolen erfüllte den Kalifen mit Schrecken, und Hulaku ließ, da jener die Schlüssel zu seinen Gemächern nicht gleich zur Hand hatte, die Thüren aus ihren Angeln heben. Es wurden 2000 prachtvolle Kleidungen, 2000 Ducaten und viele Edelsteine vorgefunden, die Hulaku unter sein Gefolge vertheilen ließ. Dann wandte er sich zu dem Kalifen, und sagte: die öffentlichen Schätze gehören meinen Dienern zu, jetzt weise mir die verborgenen nach. Montassem that das, und man fand nun zwei mit Goldstangen gefüllte Gruben, die Frucht des Geizes des Montassem, indem sein freigebiger Vorgänger Monstassur sie sehr ausgeleert gehabt hatte.

Man erzählt, daß Montassem, als er diese Schätze zum erstenmal besucht, laut, wie folgt, gebetet habe: „Herr, mein Gott! laß diese Gefäße nicht leer werden, so lange ich an der Regierung bin." Der Wächter des Schatzes lächelte, als er das hörte, und als Montassem ihn fragte, weshalb er lache, da antwortete er: „Als Euer Großvater diese Schätze in Augenschein nahm, da bat er den Himmel, er möchte ihn lange genug

Digitized by Google

regieren lassen, damit er diese Gruben anfüllen könnte, während Ihr gerade das Gegentheil wollt." Monstassur benutzte sein Gold zu nützlichen Einrichtungen, die seinen Namen unsterblich gemacht haben, vor allem durch die Gründung einer berühmten Akademie, Montansariyn (von Monstassur) oder auch Omm-ol-Medaris, was Mutter der Akademieen bedeutet, genannt. Montassem hingegen häufte Goldberge an, deren wohlverstandene Anwendung ihn auf dem Thron hätte erhalten können.

Hulaku ließ dem Montassur Schüsseln vorsetzen, die, statt mit Speisen, mit Gold gefüllt waren. Als der Kalife dann sagte, er könne ja das Gold nicht essen, da erwiederte jener: Eben deshalb hättest Du es unter Deine Armee vertheilen sollen, um Dich zu vertheidigen, und unter die meinige, um sie für Dich zu gewinnen.

Nachher versammelte der Khan seinen Rath, um über das Schicksal des Kalifen zu deliberiren, und sein Tod ward nun einstimmig entschieden. Da Hulaku es aber nicht schicklich fand, den Nachfolger des Propheten durchs Schwerdt sterben zu lassen, so ließ er ihn in eine dicke Decke einhüllen und auf diese so lange losschlagen, bis er seinen Geist aufgegeben hatte. Die religiöse Ehrfurcht vor der geheiligten Person des Kalifen war so groß, daß sie selbst dann nicht aus den Augen gelassen wurde, wenn es auf dessen Leben abgesehen war. Deshalb werden die ottomanischen Sultane, wenn sie einer Revolution erliegen, auch in einer andern Weise, als ihre Glaubensbrüder, erwürgt.

Mehrere Jahre nach dem Sturz des Kalifats behaupteten sich die Assassinen noch mit ihren Sclaven in den syrischen Gebirgen. Trümmer von ihnen, aber ohne Rechte und ohne Macht, giebt es noch jetzt zu Persent in Syrien, wo sie als eine der zahlreichen Nebensecten des Islamismus betrachtet werden.

Von dem Gewinn der Gelehrten im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert und der finanziellen Lage Shakspeare's insbesondere.

(2.)

Man spricht viel von unsern gesellschaftlichen Fortschritten; wenn man diesen Ausdruck auf ihren wahren Werth reduciren will, so begegnet es den Philosophen sehr oft, mit Erstaunen zu gewahren, daß der Fortschritt eingebildet ist, und daß die sociellen Kräfte von ihrer Stelle gerückt, aber nicht verändert sind. In der allgemeinen Meynung ist die Stellung des Gelehrten jetzt vortheilhafter, als sie je gewesen. *) Man führt die Herrschaft von Voltaire, das Schloß von Byron, den von den Schriftstellern auf die französische Revolution geübten Einfluß an; man vergißt, daß, während des Mittelalters, ein durch seine Talente ausgezeichneter Mann Cardinal und Minister wurde. Wo ist jetzt der Professer, welcher eine Stellung einnähme, die mit der Abellards oder Peters des Ehrwürdigen vergleichbar wäre? Petrarca lebte wie ein Prinz, Bembo hatte mit Bildsäulen geschmückte Paläste, Joinville und Froissard, die ersten Geschichtschreiber Frankreichs, genossen alles des Wohlseyns und Glanzes, womit der erste Militair- oder Civil-Rang jetzt einen Bürger umgiebt: die Epoche war der Intelligenz ohne Zweifel feindlich; aber diese griff wieder nach ihren Rechten und sicherte ihrem Besitzer eine genügende Quantität materiellen Genusses. Chaucer, der Satyriker des vierzehnten Jahrhunderts, war eben so glücklich wie Beranger. Der universelle Erasmus, an welchen Fürsten mit so großer Achtung schrieben, war in einer ähnlichen Lage mit Goethe. Umgeben von Hindernissen, arm bei ihrer Geburt, von Hülfsquellen entblößt, waren alle diese Menschen Meister ihres Schicksals. Man spreche nicht von dem Unglück Tasso's, von dem Dante's, Cervantes und Miltons. Dieses Unglück rührt nicht von ihrem Genie, sondern von ihrem Charakter und den Umständen her, die sie umgaben. Milton und Dante sind von allen politischen Stürmen getroffen worden, in Verschwörungen verwickelt, von Fanatismus und Privathaß verzehrt gewesen; wie sollten sie nicht die Schuld ihrer Leidenschaften und ihres Wahnsinns haben büßen müssen? Wenn Tasso viel gelitten hat, so kömmt das daher, daß er Träumer, Misantrop, stolz und verliebt wie Jean Jaques Rousseau war. Man nehme allen diesen Männern ihr Genie und lasse ihnen den unglücklichen Charakter, womit die Natur sie begabt hatte, so werden dieselben Calamitäten sie treffen, sie werden Opfer der Gesellschaft seyn, die sie verwunden.

Es war schon bewiesen, daß William Shakspeare, nachdem er funfzehn Jahre in London verlebt, und eine Summe Geldes, die Frucht seiner Meisterwerke und seiner Arbeit, realisirt, plötzlich die große Stadt verlassen hatte, um nicht wieder zu erscheinen, und daß er das Capital, dessen Herr er war, zum Kauf eines kleinen Gutes in seiner Vaterstadt verwendet hatte. Man wußte auch, daß, von der Epoche seiner Zurückziehung an bis zu der seines Todes, er in tiefer Einsamkeit lebte, ohne seinen alten Kameraden ein Manuscript eines Schauspiels zu schicken und ohne sich irgend einer lucrativen Speculation zu widmen; was nothwendig unabhängige Vermögens-Umstände voraussetzte. Aber es war den Forschungen des unermüdlichsten Gelehrten von ganz England, Payne Collier, Verfasser einer trefflichen Geschichte des englischen Theaters, vorbehalten, uns die wahre Beschaffenheit des Vermögens dieses großen Mannes kennen zu lehren, der sich eben so wenig über seine Zeit zu beklagen hatte, als die jetzigen Schriftsteller über ihre Zeitgenossen. Zwei Paquete alter officieller Papiere, die dem Siegelbewahrer der Königin Elisabeth, Groß-Kanzler unter Jacob I., Lord Ellesmere, gehört hatten, waren nicht ans Licht getreten seit der Epoche, wo der Kanzler selbst sie mit dem officiellen Siegel versiegelt hatte; Lord Franz Egerton erlaubte Herrn Collier, diese alten Documente zu Rathe zichen, welche ihm Resultate voll Interesse gegeben haben.

So sieht man in den Petitionen, die von der Schauspieler-Gesellschaft, zu welcher Shakspeare gehörte, an den Hof gerichtet worden, deutlich die durch das Glück des großen Dichters verfolgte Progression. In der ersten dieser Petitionen ist sein Name der zwölfte; **1596** in der zweiten, erscheint er als der fünfte; endlich **1603** nennt ihn das Patent, welches der König Jacob ihm verwilligt, den zweiten. Als die Corporation von London, beherrscht von übertriebenen Gefühlen des Puritanismus, alle Acteurs von ihrem Grund und Boden verjagen wollte und vorschlug, ihnen ihr Eigenthum abzukaufen, so mußte man nicht nur das dem Theater gehörende Capital, sondern auch den Antheil eines jeden der Eigenthümer schätzen; nach den neuen von Herrn Collier wiedergefundenen Documenten, betrug der Antheil Shakspeare's (nur geringer als der Burbadge's, seines Kameraden) **1433** Pf. Sterl., die jetzt **7000** Pf. Sterl. oder **175,000** Fr. gleichkommen würden. Der ganze von den verschiedenen Actionairs und Eigenthümern des Theaters von Blakfriars reclamirte Betrag betrug **7000** Pf. Sterl.; nach dem jetzigen Geldwerth repräsentirt diese Summe mindestens **35,000** Pf. Sterl. (**870,000** Franken).

Nach den Berechnungen des Herrn Collier betrug die Einnahme Shakspeare's **1608**, d. h. zu der Zeit, wo er fast alle seine Meisterwerke

*) Diese Meynung kann sich doch wohl blos auf französische und englische Schriftsteller von Rufe beziehen; denn von den deutschen kann man es wohl leider! nicht sagen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

geschrieben hatte, mindestens 300 Pf. Sterl. damaligen Werthes, d. h. 1500 Pf. nach jetziger Währung (37,000 Franken). Wenige dramatische Schriftsteller, Scribe ausgenommen, haben in unsern Tagen eine so schöne Einnahme gemacht; was die sociale Stellung Shakspeare's betrifft, so scheint sie uns durch folgende Stelle eines Briefes bezeichnet zu seyn, den Heinrich Southampton an Lord Ellesmere schrieb, um dessen Schutz er für die Acteurs gegen die Corporation von London bat.

Nachdem er von Burbadge, dem englischen Roscius, der die Gesten mit dem Wort und das Wort mit den Gesten auf eine bewundernswerthe Weise in Einklang bringt, mit verdientem Lobe gesprochen, redet er von Shakspeare wie von einem Manne, der nicht minder Gunst verdient: „Mein besonderer Freund," fügt er hinzu, „geschätzter Schauspieler in der Gesellschaft, Eigenthümer einer Actie vom Theater, Verfasser einiger unserer besten englischen Stücke, und der, wie Ihnen wohl bekannt, von der Königin Elisabeth vorzugsweise geliebt wurde, als die Gesellschaft zu Weihnachten und zu Ostern vor dem Hofe spielte ꝛc."

Es scheint selbst, daß das Glück Shakspeare's, offenbares Resultat seines Talents und seiner Sparsamkeit, die Eifersucht seiner Collegen, der andern Dichter, geweckt habe, denn der zu jener Zeit so celebre Daniel, Verfasser von Sonnetten, schreibt an Lord Ellesmere einen Brief, aus welchem Herr Collier mehrere merkwürdige Stellen anführt: „Man will," sagt er, „auf Verwendung mehrerer Hofleute, einem Manne vom Theater die Stelle geben, die Ew. Excellenz mir versprochen, die nämlich eines „master of the revels"; wenn man meinen guten Freund, Herrn von Rayton, gewählt hätte, so würde ich nicht murren, denn er würde diese Stelle trefflich ausgefüllt haben; aber nach meiner geringen Meynung ist es nicht schicklich, daß sie mit einem Manne besetzt werde, dessen Stücke alle Tage in London aufgeführt werden, der selbst Mitglied der Truppe Sr. Majestät ist, der beträchtlichen Gewinn macht und der Eigenthümer eines Theaters ist: das würde ihn verpflichten heißen, oft Richter in seiner eignen Sache zu seyn." Wirklich erhielt Shakspeare diese Stelle nicht; es war Samuel Daniel, der dazu ernannt wurde.

Was resultirt nun aus diesen neuen und unbestreitbaren Documenten in Beziehung auf die pecuniaire Lage des größten Schriftstellers, den England erzeugt hat? Daß fast in allen Epochen das Genie seine Stelle erobert und der gleichgültigsten Gesellschaft nicht nur ein unfruchtbares Lob, sondern auch Wohlstand und Bequemlichkeit jedesmal abgerungen hat, wenn Ordnung und Sparsamkeit die Bestrebungen seines materiellen Lebens geregelt haben. Ein Schauspieler im sechszehnten Jahrhundert war der verachtetste Possenreißer und erhielt nicht viel mehr Achtung, als jetzt ein Seiltänzer auf unsern öffentlichen Plätzen erwirbt. Inzwischen sehen wir Shakspeare den Freund von Lord Southampton werden, die Gunst der Königin Elisabeth sich erwerben und als reicher Eigenthümer in seiner kleinen Geburtsstadt, Stratford-sur-Avon, sterben.

Wissenschaftliche Congresse.

Von

Nestor Urbain.

(2.)

Der Geist der Association scheint in dem Maaße herrschender zu werden, als die Civilisation in den Wissenschaften und der Literatur zunimmt. Mindestens mehren sich die gemeinschaftlich unternommenen Arbeiten, und wenn man den Eifer und die Bereitwilligkeit der Gelehrten, sich zu vereinigen, sieht, so könnte man urtheilen, daß das Genie eines Einzigen nicht mehr hinreiche, ein gutes Werk zu schaffen, und daß alle Fähigkeiten Mehrerer kaum Kraft genug hätten, um eine nützliche Wahrheit auf eine glückliche Weise zu Tage zu fördern.

Doch ist es nicht Schwäche von Seite der Schriftsteller, noch ungeduldige Prätention von Seite der Lesee; aber der Tumult der politischen Ereignisse hat unsere Ideen zerstreut, mit seiner schwankenden Unbestimmtheit unsern Geist angesteckt und diejenigen, welche schreiben, so wie diejenigen, welche lesen, ermangeln unter sich der gemeinschaftlichen Ideen, nach welchen sie eine sichere Richtung nehmen könnten. Die Zahl der aufgeklärten Männer ist groß; der Geist läuft durch die Straßen; aber wie die Maurer der Bibel (beim berühmten Thurmbau) plötzlich Polyglotten-Gelehrte wurden, so sprechen die Franzosen mit einander und verstehen sich nicht, und der Urheber der heiligen Schrift, der so viele Dinge errathen hat, scheint auch diese sonderbare Wirkung der hohen Civilisation errathen zu haben, zu welcher unser modernes Babylon gelangt ist.

Jeder von uns will eine Doctrin haben, und darum scheint uns die, zu welcher der Nachbar sich bekennt, unvollständig, falsch, irrig in allen Puncten, abgeschmackt oder lächerlich. Es giebt Menschen, die, aus Mangel an Studium oder Reflexion, nicht eine neue Idee, mindestens der Form nach, haben finden können; diese haben einige Bruchstücke von Philosophie oder politischer Oekonomie gesammelt und haben, ohne etwas von Kern und Consistenz zu produciren, sich vor Allem bemüht, die Werke ihrer Vorgänger zu zerstören. Da aber diese großen Verschlucker (devorateurs) alterthümlicher Celebritäten zuletzt doch nur Ideen anderer geträumt, und da oft die Unterhaltung mit unterrichteten Männern, mehr als ein tiefes Studium der Natur und alter Bücher, der ganze Gehalt ihrer Gelehrsamkeit gewesen ist, so widersprechen sie sich und quälen einander, discutiren, deliberiren und schreiben hochklingende Einleitungen zu Büchern, die sie nie machen werden, und über Gegenstände, die sie nicht kennen, und kehren am Ende mit kleinen Schritten in den dunkeln Winkel zurück, aus welchem die Ehrsucht sie hervorgehen ließ, und den ihre verfehlten Versuche und etwas Vernunft ihnen für immer lieb macht. Sie haben gelernt, daß, wenn Wohlbefinden unserer Aller Zweck ist, eine süße, etwas träge Ruhe das erste Element desselben sey.

Nichtsdestoweniger kann die Gesellschaft bei dem feurigen Wunsche gewinnen, den jeder fühlt, seine Gedanken zu offenbaren; aber damit sie reellen Nutzen daraus ziehe, ist eine gemeinschaftliche Leitung nöthig, die in diesem Augenblicke noch nicht existirt. In dem Orden des heiligen Benedict entstand ein großes historisches Werk, das täglich von unsern jungen Geschichtschreibern zu Rathe gezogen wird; von Jahr zu Jahr, von Generation zu Generation fügte irgend ein Mönch einen neuen Stein dem Gebäude hinzu. Die Arbeit jedes Einzelnen war wenig, aber die Arbeit von Allen hat ein großes Monument hinterlassen. Im achtzehnten Jahrhundert machte die friedliche Secte der Oekonomisten Doctrinen bekannt, die mindestens das Verdienst hatten, fast immer wahr und auf die gründliche Kenntniß unserer gesellschaftlichen Organisation basirt zu seyn, ob sie gleich nur zu oft unvollständig und ein wenig zu abweichend von den nützlichen Theorieen der Schule Italiens waren. Woher kömmt nun die Macht dieser philosophischen Secte? Wo fanden Quesnay, Turgot, Malesherbes, Condoreet die Stütze, die ihnen nöthig war, um ihre Meynungen auseinander zu setzen und gelten zu machen? Gewiß war die gemeinschaftliche, starke und mächtige Richtung, welche alle liberale Geister dieser Epoche genommen hatten, das Band ihrer Doctrin und die Stütze ihrer Reputation. In allen Ländern, zu allen Zeiten haben fleißige Ar-

Digitized by Google

beiten, tiefe Studien, neue, richtige und wahre Ideen für die Nationen nur in Epochen glückliche Resultate gehabt, wo ein Mann, der der Vater des Volkes oder der Tyrann seiner Unterthanen war, allen Intelligenzen einen gemeinschaftlichen Impuls gab. Mächtige Institutionen, festgegründete religiöse Sitten haben auch oft allen Gedanken eine einzige Richtung gegeben, und die großen Männer, wie die großen Werke, sind stets nur unter einem großen Könige oder in einer großen Nation ins Leben getreten. Ein großes Werk ist nie eine isolirte Thatsache.

Man kann leicht einsehen, daß ein Congreß, wo sich alle in ihrer Zeit durch einige literarische oder strengwissenschaftliche Arbeiten ausgezeichnete Menschen vereinigen, die Epoche resumiren und mehr als irgend eine andere Institution dazu dienen muß, den Gedanken des Jahrhunderts zu offenbaren. Der ernste und gründliche Gelehrte, der das ganze Jahr in der Stille arbeitet, bringt zum Congreß die Frucht seiner langen Studien mit, der Dichter singt da seine Hymnen, die der Genius am fernen Ufer ihm einhauchte, der Philosoph sucht da die Doctoren der andern Länder, um mit ihnen, wie die Peripatetiker, in dem Garten der Akademie zu discutiren, der junge und glänzende Literator sammelt mit Begierde den Zug historischer Gelehrsamkeit, den metaphysischen Gedanken, der unter seiner Feder eine elegante Form annehmen und sich mit allen Farben einer schimmernden Einbildungskraft schmücken wird. Für ihn verwandelt sich der wissenschaftliche Congreß in eine cour d'amour, in ein parlement de courtoisie et de gentillesse, wie der Präsident Fauchet sagt. Er stützt sich auf den Musiker, auf den vertrauten Artisten, der ihm die Geheimnisse der Malerei und der neuen Bildhauerei, die er erklären will, auseinandersetzt. Acht Tage jährlich reichen hin (?), um in einem Lande, und selbst auf der Oberfläche von ganz Europa eine Menge neuer und nützlicher Ideen zu verbreiten, die niemand zum Congresse mitbrachte und die aus dem Contact der Meynungen entsprungen zu seyn scheinen. Inzwischen waren diese Ideen solche, die in der Seele Aller schlummerten, es waren die der Epoche, in welcher sie lebten, unbemerkt, minder augenfällig selbst als manche andere, die, obwohl ganz individuell, jedem glücklicher und wichtiger erscheinen; die Association hat sie hervortreten und glänzen gemacht. Jeder hat, wenn er den Congreß verläßt, gelernt, in welche Entfernung der Zuschauer gestellt ist, er weiß, unter welchem Gesichtspunete er seine Gemälde entwerfen und zeichnen soll.

Mit den wissenschaftlichen Congressen Kunst-Ausstellungen vereinigen, zugleich die Producte der Industrie der Provinz auslegen, welche den Gelehrten und Künstlern ein Asyl gewährt, heißt das nicht, jedem Ruhme ein Feld öffnen und dem gemeinschaftlichen Gedanken Gelegenheit geben, sich in jeder Art zu offenbaren? Die wissenschaftlichen Congresse könnten auf diese Weise einst, als religiöse Feierlichkeiten, wieder aufleben, die, im Mittelalter, jedes Jahr eine so große Masse von Neugierigen und Frommen herbeizogen. Damals that man Wunder und versammelte sich unter Anrufung eines Schutzheiligen, um die Menge zu ködern; bald mischte man dem Heiligen das Profane bei, die Feste wurden Messen *) und seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts boten Rom und Paris denen, welche kamen, um ihre Heiligen zu ehren, wetteifernd Schauspiele und Ablaß an. Warum sollten wir nicht einst, unter dem Schutze der Wissenschaft, irgend eine handelnde Nation die Resultate unserer Congresse zu ihrem Vortheile benutzen sehen, wie zu jener Zeit die Venetianer thaten, die den Leichnam eines Heiligen raubten, um mehr Neugierige zum Feste des heiligen Marcus herbeizuziehen, und die zugleich mit den Indulgenzen des Papstes die Immunitäten und Freiheiten der Republik für die Kaufleute verbanden, die eine Niederlage an diesem großen Platze errichteten, den der Handel und die Industrie später mit einer glänzenden Mosaik gepflastert haben. Damals war es der heilige Marcus und andere, und die Wunder ihrer Reliquien, welche die Gedanken aller Menschen verbanden, welche die Frommen, die Neugierigen, die Gelehrten, den Schwachen und den Starken, den Kranken und den Gesunden verbanden. Jetzt hat die Wissenschaft ihren Cultus; unter ihrer Fahne versammelt man sich. Sie präsidirt in den Associationen aller Art und überall findet man, in Ermangelung von Männern, die sie wirklich besitzen, Menschen, die sie haben wollen oder sich mit einer schmücken, die sie nicht haben: was immer ein der Macht gebrachtes Opfer ist, welche die Wissenschaft über alle Geister und Gemüther ausübt.

Schon sind Künste und Industrie eng vereint; schon huldigen die Fabriken den Gelehrten, die sie mit so vielen sinnreichen Verfahren dotirt haben. Mit einem wissenschaftlichen Congresse verbindet man eine Ausstellung der schönen Künste und musikalische Feste; man legt die Producte der Industrie aus, man öffnet Bazars, man bietet den Neugierigen Schauspiele aller Art dar, so wie Gelegenheit zur Ausübung der Pflichten der Wohlthätigkeit. Der Handel hat noch keine Invasion in diese glänzenden Feierlichkeiten gewagt; wenn aber nur die Institution der Congresse erst consolidirt ist, so wird die Stadt, die zuerst ihre Thore den Kaufleuten zugleich mit den Gelehrten geöffnet hat, Anspruch auf das Gedeihen Venedigs im Mittelalter machen können.

Bevor sich nun eine so glückliche Zukunft verwirklichen kann, muß sich die Institution der Congresse befestigen; entstanden in dem friedlichen Deutschland *) muß sie im Schatten eines äußern und innern, langen und dauerhaften Friedens blühen; die politischen Leidenschaften haben sehr treffliche Institutionen verkehrt; sie würden sicher auch diese in kurzer Zeit vernichten. Jedenfalls sind unsere Congresse nicht solche gelehrte Vereine, wie sie mit wenig Geräusch in den deutschen Staaten stattfanden; es waren nur Feste für die Adepten. Seit dem Jahre 1833 haben die Congresse, welche zu Berlin, Heidelberg, Cambridge, Caen, Clermont, Douai und zu Toulouse gehalten worden sind, einen socialen Charakter angenommen. Sobald die Congresse den Boden Frankreichs berührt haben, haben sie den nützlichen Discussionen den Weg gebahnt, sie haben das Feld abstracter Theoriern verlassen, um sich minder außerhalb des gemeinen Lebens zu stellen. Aber sie haben auch etwas von der Neigung und Stimmung angenommen, die uns von andern Völkern unterscheidet, und die uns immer treibt, ohne Unterlaß allgemeine Formeln für jede Wissenschaft zu suchen. Unsere Congresse haben auch, nach dem Beispiele des Instituts, die Oekonomisten, die Statistiker, die Publicisten aufgerufen und dieser Aufruf, wie der des Instituts, hat bewiesen, wie die Doctoren in diesen Wissenschaften, die fast nicht gelehrt werden, wenig zahlreich und dünn gesäet sind, trotz der Gunst, in welcher die ökonomischen Studien jetzt stehen.

*) Der Name Messe, (die anfänglich bei den Festen die Hauptsache war) wurde bald denen bei Gelegenheit der Feste, durch die herbeiströmende Volksmenge veranlaßten Jahr-Märkten beigelegt. Anm. d. Red.

*) Ohne Zweifel deutet der Verfasser hier auf die Zusammenkünfte der naturhistorischen Gesellschaft, jährlich in einer andern Stadt gehalten, hin, wie wir sie 1830 auch hier in Hamburg mit Theilnahme in unserer Mitte gesehen haben. Dies ist, so viel wir wissen, der erste wissenschaftliche Congreß in Deutschland. Anm. d. Red.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Fund eines merkwürdigen Gefäßes von Metall.

(Aus der hann. Ztg.)

Den 13. April d. J. stieß ein Landmann, Namens Friedrich Kropp aus Börry, Amts Grohnde im Fürstenthum Calenberg, mit seinem Pfluge in einem von der oberen Pfarre des genannten Orts gepachteten Acker, welcher ungefähr eine Viertelstunde vor dem Orte, an der Straße, die über Latferde nach Hameln führt, belegen ist, auf ein Gefäß von grüner Farbe, welches, wie die vom Pfluge gemachten Einschnitte beweisen, von Erz oder Bronze ist. Vermuthend, daß darin Geld seyn werde, bemühete er sich, dasselbe von der Erde zu befreien und herauszuheben. Er fand aber darin, nach seiner Erzählung, im obern Theile des Gefäßes nur gewöhnliche Erde, weiter unten eine gelblich graue Masse, zum Theil in harten Stücken und darunter mehrere Ueberbleibsel von, dem Anscheine nach, verbranntrn Knochen. Bei dem Herausheben des Gefäßes ist ein großer Theil desselben in Staub und kleine morsche Stücke zerfallen.

Sobald Einsender davon Nachricht erhielt, ließ er sich die Ueberreste des Gefäßes bringen, bezahlte dem Finder seine Forderung, untersuchte die Stelle des Ackers, wo der Fund geschehen ist, und sammelte die sich noch vorfindenden Ueberbleibsel.

Von diesem Gefäße ist noch vorhanden der ganz obere Theil, der an einigen Stellen 3, an andern 4 Zoll und etwas darüber hoch ist, und der Fuß, welcher ein Zoll hoch ist. Der obere Theil hält 10 Rhein. Zoll im Durchmesser, also etwa 30 in der Peripherie, und hat völlig cylinderische Form. Der Boden desselben, welcher auf dem hohlen und ½ Zoll ringsum nach Außen hin ausgeschweiften Fuße noch fast ganz vorhanden, ist im Durchmesser 3 Zoll. Oberhalb des Bodens hat sich glücklicherweise ein Stück von dem übrigens ganz zerstörten mittlern Theile noch erhalten, welches etwa 1⅛ Zoll hoch und fast eben so breit ist und in einem stumpfen Winkel von 160 Grad sich über den Boden fast unmerklich gebogen erhebt. Durch dieses oberhalb des Bodens festsitzende Stück werden Kenner in den Stand gesetzt, sich von der Form des ganzen Gefäßes, das nach Aussage des Finders etwa 1 Fuß hoch gewesen seyn mag, eine richtige Vorstellung zu machen. Daß der mittlere Theil durch den Zahn der Zeit zerstört worden ist, rührt unstreitig daher, daß, wie das beschriebene Stück oberhalb des Bodens und die unteren Spitzen des Obertheils ausweisen, das Metall kaum ⅛ Linie Dicke gehabt hat; dagegen dasselbe am Fuße 2 Linien, und am Rande des Obertheils ⅛ Zoll dick ist. Doch nimmt die Dicke des Metalls abwärts vom Rande bald beträchtlich ab. Oben auf dem Rande stehen gegen einander über zwei, in der Mitte 1 Zoll hohe, halbrunde Erhabenheiten, wovon die eine noch mit einer ½ Zoll hohen Spitze auf der Mitte versehen ist. Ein früher das Gefäß treffender Pflug hat wahrscheinlich die Spitze auf der andern einmal abgebrochen, wovon noch Spuren vorhanden sind. In jeder dieser beiden Erhöhungen finden sich dicht über dem Rande zwei neben einander stehende runde Löcher, in welchen zwei bewegliche Gehenke wie Eimergehenke sich befinden, welche über 4 Linien dick, schön gearbeitet, mit parallellaufenden Doppelringen verziert, zu beiden Seiten der Erhöhungen auf dem Rande liegen und denselben ganz bedecken. An diesen Gehenken, welche von dem ganzen Gefäße noch den meisten metallischen Werth haben, sieht man deutlich, daß es lange gebraucht worden ist; denn sie sind sowohl durch das öftere Fallen auf den Rand, als auch durch das öftere Zusammenschlagen an beiden Seiten stellenweise sehr abgeschliffen. An diesen abgeschliffenen Stellen sieht man auch, daß das Gefäß nicht, wie viele behaupten, mit grünem Firniß überzogen ist, wie es bei den Römern soll Sitte gewesen seyn; denn diese Stellen müßten davon frei und bloß mit Grünspan bedeckt seyn, aber das Firnißartige, das durch Verwitterung des Metalls entstanden ist, findet sich eben sowohl hier als über das ganze Gefäß verbreitet, und darauf sitzt stellenweise noch der Grünspan. Man sieht auch Spuren, daß die Löcher, worin, wie oben gesagt, die Gehenke laufen, auswärts mit Knöpfen bedeckt gewesen sind. Diese müssen aber schon vor dem Versenken in die Erde davon ab gewesen seyn, sonst würde sich an diesen Stellen das Metall weniger verwittert zeigen.

Das Interessanteste und für den Alterthumsforscher bei weitem Wichtigste an diesem Gefäße sind die Verzierungen und Figuren unter dem Rande desselben, wovon der größte Theil zum Glück noch unbeschädigt erhalten ist. Nämlich 2 Linien unterhalb des Randes läuft an der Außenseite ein 2½ Zoll breiter Kreis um das Gefäß. Oberhalb beginnt derselbe mit einer 6 Linien breiten Borde, und unterwärts endigt er mit einer andern 4 Linien breiten Borde. Die obere enthält keilförmige Verzierungen. Die Spitzen dieser Keile stehen alle nach unten zu und zwar wechseln zweierlei Keile ringsum mit einander ab. Die eine Art enthält eine Vertiefung, welche mit einem andern Metalle ausgelegt gewesen, das aber verwittert und unkenntlich geworden ist. Diese Keile sind aber schmaler und laufen etwas nach Außen gebogen oder bauchig nach der Spitze zu. Die anderen, welche schlicht und oben breiter sind, laufen mit einwärtsgebogenen Strichen nach der Spitze zu und tragen alle oberwärts drei in einem Triangel stehende Puncte. Diese Borde ist oberwärts und unterwärts durch verschiedenartige Striche begränzt. Die untere Borde ist weit einfacher und besteht nur aus gleich weit abstehenden von unten nach oben, und entgegengesetzt von oben nach unten einander allezeit begegnenden krummen Strichen. Unterwärts ist sie eben so, wie die obere begränzt, oberwärts geht nur ein einfacher Strich. Zwischen beiden Borden liegt das 1 Zoll und 8 Linien in der Höhe enthaltende Feld, welches uns höchst interessante Gruppen darstellt.

1. Unter derjenigen Erhöhung des Randes, welche, wie oben erwähnt, die unversehrte Spitze trägt, steht ein Mann, dessen Bekleidung undeutlich ist. Auf dem Haupte scheint er eine helmartige Bedeckung zu tragen; Arme und Beine sind unbekleidet, nur oben an den Oberschenkeln ist ein Wulst wie eine Art Beinkleid bemerklich; der Leib scheint panzerartig bedeckt zu seyn. Mit kräftigem Arme erlegt er mit einem langen Speere, dessen Eisen Widerhaken hat, ein tigerartiges Thier. Diese Gruppe ist, wie alle folgenden, durch Bäume, die an italienische Pappeln erinnern, begränzt.

2. In der zweiten Gruppe verfolgt ein Löwe in gestrecktem Laufe einen Stier (vielleicht Auerochsen). Die Darstellung dieses zwar mit höchster Anstrengung fliehenden aber doch trotzig auf den Löwen zurückblickenden Thieres, ist meisterhaft. Zwischen diesen beiden Thieren steht eine Art Baum, anders geformt als die erwähnten Gränzbäume, dem man es ansieht, er soll keine Gränze darstellen, sondern bloß leeren Raum ausfüllen.

3. Hierauf folgt eine leider sehr beschädigte Gruppe von Thieren, an deren Ueberbleibseln man nur nach langer aufmerksamer Betrachtung errathen kann, was für Thiere hier und in welcher Stellung sie dargestellt werden. Unstreitig kämpft hier ein Bär mit einer großen Schlange. Auf dem hier ausgebrochenen und zerstörten Stücke muß der Gränzbaum mitgestanden haben, welcher

4. den nun folgenden Hirsch mit schaufelartigem Geweihe von der vorigen Gruppe trennt. Leider fehlt von diesem Hirsche auch der hintere Theil, was um so mehr zu bedauern ist, da dieses Thier sich gegen ein reißendes, wahrscheinlich einen Luchs, muthig zur Wehre setzt. Die Stellung dieser beiden Thiere ist höchst interessant.

5. Hierauf folgt unter der zweiten Randerhöhung, deren Spitze abgebrochen ist, abermals ein Mann, dem Anscheine nach bloß mit einer Tunica bekleidet, die auf den Obertheil des Oberschenkels in Falten herab-

Digitized by Google

fällt. Ihm ist der Speer, womit er einen furchtbaren Eber angegriffen hat, unter der linken Hand, womit er ihn noch hält, abgebrochen; daher er mit dem rechten Fuße ausgleitend fällt, aber mit der rechten Hand und dem linken Fuße sich zu stützen und zu heben sucht, indem der Eber von einem starken mit gestreiftem Halsbande versehenen Hunde verfolgt, wüthend auf ihn einstürzt. Zwischen dem Eber und dem Hunde ist abermals ein Baum, wie bei Nr. 2, um einen leeren Zwischenraum auszufüllen.

6. Die folgende Gruppe enthält einen sehr erkennbaren Steinbock, der vor einem ihn verfolgenden reißenden Thiere, vielleicht Leoparden, flieht.

7. Zuletzt finden wir noch ein durch zwei abgränzende Bäume abgesondertes ruhig gehendes Elenthier, jedoch nicht mit vollständigem Geweih. Hiermit ist der ganze Kreis vollendet.

Alle diese Figuren sind in halberhabener Arbeit, die Thiere in der Regel weit vollkommner dargestellt als die beiden Menschen. Die Stellungen der meisten Thiere sind bei dem geringen Grade der Bildung des Künstlers, welcher aus den übrigen Theilen seines Werkes erkennbar ist, bewunderrswürdig, was man besonders bei guter Beleuchtung mit wirklicher Ueberraschung wahrnimmt. Wie sehr die Kunst bei dem Volke des wirklich genialen Verfertigers dieser Arbeit noch in ihrer Kindheit gelegen haben muß, sieht man theils daran, daß mehrere Thiere nur mit einem Vorder- und einem Hinterbein gezeichnet sind, obwohl ihre Stellung von der Art ist, daß die beiden fehlenden sichtbar werden müßten. Man sehe, um nur ein Beispiel anzuführen, gleich in Nr. 1 den Tiger an, der in einer sich drehenden Stellung, die andern beiden Beine offenbar auch zeigen müßte. Kunstverständige werden dergleichen grobe Fehler in Menge finden.

Ein gebildeter Künstler würde auch den Raum besser berechnet und vertheilt haben, und nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden seyn, zwischen diese Darstellungen von Kämpfen und Verfolgungen als Lückenbüßer, das allein und ruhig gehende Elenthier hinzustellen.

Ferner sind in allen Zwischenräumen sehr geschmacklose und von Ungeschicklichkeit zeugende Zierrathen angebracht, deren Begränzungen zum Theil mit Silber ausgelegt sind. Unstreitig ist dieser Schmuck bei allen übrigen angebracht gewesen. Auch finden sich hin und wieder mehrere Puncte in größerer und geringerer Anzahl, um den Raum auszufüllen, zusammengestellt. Manche haben denselben eine gewisse Bedeutung zuschreiben wollen, die ich jedoch, mit Ausnahme derer, von der Nase und der Unterlefze des Löwen, nicht finden kann. Sogar hat der Verfertiger sein Werk noch durch unbeholfene Einschnitte in die Leiber der meisten Thiere, wo Raum dazu da war, so auch in die Brust und in die Leiber der Männer entstellt, um auch diese durch eingelegtes Silber zu zieren. Endlich sind auch die Bäume sämmtlich recht starke Beweise von der Rohheit des Künstlers. Das ungeübteste Kind kann sie nicht schlechter darstellen.

Was die Technik anbetrifft, so bemerke ich, daß die Figuren aus dem vollen Metalle ausgemeißelt sind, und daß man die ungemeine Glätte, die sich inwendig in dem Gefäße findet, durch Drehen hervorgebracht hat. Die Vertiefung im Centrum des Bodens und die dieselbe umgebenden Kreise beweisen dies offenbar.

Die ganze Structur des Gefäßes und die daran befindlichen Spuren des längern und häufigen Gebrauchs desselben lehren deutlich, daß es Anfangs nicht zu einem Aschenkruge oder zur Todtenurne bestimmt gewesen ist. Unstreitig ist es ein Pracht-Gefäß eines vornehmen Reichen gewesen, und ist vielleicht als Wasserkumpen gebraucht worden. Die darin gefundenen Ueberreste von Knochen und von anscheinender Asche lassen aber kaum bezweifeln, daß es zuletzt zur Todtenurne benutzt worden ist. Denn unter den Knochen-Ueberbleibseln finden sich Stücke von einem Schädel, die nach den Aeußerungen des Herrn Dr. Guhlaud in Grohnde von dem Schädel eines erwachsenen Menschen herzurühren scheinen. Daß es ferner mit ziemlich feiner Leinwand überzogen oder darin eingewickelt gewesen ist, davon finden sich sowohl im Grünspan besonders am Fuße und dann in angeklebter Asche über den Figuren des Bären und des Stiers unverkennbare Beweise. Denn an diesen Stellen sieht man wirkliche Abdrücke von Leinwand. Wer kömmt hier nicht auf die Vermuthung, daß es in der Noth vielleicht auf einer Reise oder gar auf einer Flucht als Todtenurne hat dienen müssen.

Fragt man: Welcher Nation mag der Verfertiger dieses Kunst-Products angehört und zu welcher Zeit mag er gelebt haben? so glaube ich, muß die Beantwortung dieser wichtigen Fragen gelehrten Alterthumskennern überlassen bleiben. Viele, die dieses Gefäß gesehn haben, behaupten, es sey römischen Ursprungs. Römische Gefäße mit doppelten Gehenken soll man gefunden haben. Die Baumfiguren, die an italienische Pappeln erinnern, die orientalischen Thiere, die ein Europäer ja nur in Rom kennen lernen konnte, die einer Tunica ähnliche Bekleidung des fallenden Jägers in Nr. 5 der beschriebenen Gruppen, auch wohl die Composition des Metalles lassen auf römische Arbeit schließen. Die hier abgebildeten germanischen Thiere wurden auch zu Triumphzügen eingefangen und nach Rom gebracht. Aber sollte ein römischer Künstler, der mit hetrurischer und griechischer Kunst zu der Zeit, als die orientalischen und germanischen Thiere nach Rom gebracht wurden, bekannt seyn mußte, bei offenbarem Bildnertalent das, man darf nur den Stier z. B. ansehen, unverkennbar ist, theils so unvollkommene Zeichnungen von Thieren und Menschen, theils so geschmacklose Verzierungen angebracht haben? Ferner, sollte ein stolzer Römer sich dazu hergegeben haben, auf einem Prachtgefäße einen römisch-bekleideten Jäger, der noch dazu einen starken Hund zur Hülfe hat, in einem Kampfe mit einem deutschen Thiere, dem Eber, fallend, und dagegen einen braccatus (der ein Gallier, auch wohl ein Deutscher seyn konnte, denn die Deutschen sollen auch früh schon Beinkleider getragen haben) mit einem Orientalischen Thiere im Kampfe, ohne einer Beihülfe sich zu erfreuen, siegend darzustellen? Ich kann dies bei dem bekannten allgemein herrscheuden grausamen Charakter der Römer nicht für möglich halten. Ich glaube diese Gründe gegen die Meynung von dem römischen Ursprunge des Gefäßes sind wohl zu beherzigen. Sollte man es sich nicht denken können, daß, da vornehme Gallier und Germanen, wie, laut der Geschichte, selbst Hermann sich längere Zeit in Rom aufhielten und von Untergebenen aus ihrem Volke sich bedienen ließen, ein junger talentvoller Gallier oder Germane, der täglich Gelegenheit gehabt hatte, bei seinem Aufenthalte mit seinem Herrn in Rom allerlei Thiere, auch die Orientalischen, und selbst Schlangen in Circus-Kämpfen zu sehen, auch mit Metallarbeiten bekannt geworden war, nachher dergleichen Arbeiten unternommen und seine Vaterlandsliebe so wie seinen Haß gegen die Römer in dieser Bildnerei ausgedrückt habe? So ließe sich dieses Talent und Ungeschicklichkeit, so wie zugleich Geschmacklosigkeit verrathende Arbeit, die Römisches und Germanisches mit einander verbindet, erklären. Mögen Kenner hierüber entscheiden. In die Zeit kurz vor oder nach Christi Geburt scheint dieses Kunstwerk zu gehören.

Sollten wir so glücklich seyn, durch weitere Nachgrabungen in der Gegend der Stelle des geschehenen Fundes, Aehnliches und Mehreres aufzufinden, so lassen sich vielleicht wichtige Aufschlüsse nicht allein für Alterthumskunde im Allgemeinen, sondern auch hinsichtlich der seit einigen Jahren mehrfach geäußerten Vermuthungen, daß in dieser Gegend der Campus Idistavisus zu suchen sey, erwarten.

Höxter, den 13. August 1835.

Tillo,
Superintendent.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1091. Hamburg. Sonnabend, den 5. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Necker und die Frau von Stael. Aus den noch ungedruckten Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes über die Restauration. . . . . Seite 841
Wissenschaftliche Congresse. Von Nestor Urbain. (Beschluß.) „ 844
Notiz über Oulie Hielan, Häuptling norwegischer Räuber. . „ 845
Anekdote. . . . . „ 848

Necker und die Frau von Stael.

Aus

den noch ungedruckten

Denkwürdigkeiten der Herzogin von Abrantes über die Restauration.

(N.)

Es war im Monat Mai 1800. Von allen Seiten wurden unermeßliche Vorbereitungen getroffen. Welche Bestimmung hatte die Armee, die sich zu Dijon versammelte. Berthier sollte den Oberbefehl darüber führen, was auffiel, weil der erste Consul bisher nur hinsichtlich des Staabsdienstes, worauf Berthier sich vortrefflich verstand, Vertrauen zu ihm gehabt hatte. Indessen, man war zufrieden: ein Feldzug vom General Bonaparte befohlen, war so gut als ein Sieg! . . So schickte man sich denn fröhlich zum Aufbruch an. . . Man sah überall eine arbeitsame und lucrative Thätigkeit herrschen. Die Kaufleute verkauften, die Handwerker arbeiteten, die Officiere pflegten der Liebe, die Frauen lachten und weinten. Dieses alles brachte endlich eine Bewegung hervor, welche von dem Abschiedsliede, der hehren Hymne, die, nachdem sie eine kurze Zeit durch unlautre Stimmen profanirt worden, dennoch das heilige Wort eines ganzen Volkes geblieben ist, das seine Stimme zum Ewigen erhebt, um von ihm Sieg und Freiheit zu erflehen, noch gesteigert ward.

Carnot war damals Kriegsminister. . . Der erste Consul, der sich auf die Menschen verstand, hatte ihm diese Stelle gegeben, weil das Kriegsministerium in einem Augenblick, wo dieser Feldzug über das Schicksal Frankreichs entscheiden sollte, eines Mannes wie Carnot bedurfte; doch war er nur Kriegsminister für Paris. Der Staatsrath, Herr Petiet, ein geschickter Administrator und rechtschaffner Mann, war es, der während des Feldzugs bei dem ersten Consul als Kriegsminister fungirte, obgleich er zugleich die sehr wichtige Stelle eines General-Intendanten der Armee-Administration bekleidete. Herr Petiet war einer der seltnen Menschen, deren Typus, wie ich das bekennen muß, sich zu verlieren beginnt. Möglich, daß seine Art von Ueberlegenheit sich unter einer andern Form zeigt. Das muß selbst so seyn. Genug, Herr Petiet plauderte mit einer lieblichen Anmuth in einem mit Damen gefüllten Salon; er wußte sich mit seinem hochgestellten Geiste in das Niveau aller Dinge zu versetzen; er unterhielt sich mit jedermann, selbst mit sehr jungen Leuten, von welchen er doch nichts lernen konnte, und er hatte nichts von der Unbiegsamkeit an sich, die man sonst wohl bei Leuten von großer Gelehrsamkeit und tiefem Geiste antrifft.

Herr Petiet, zum General-Intendanten der italienischen Armee ernannt, wollte, indem auch er das Incognito beibehielt, zu der Geheimhaltung beitragen, die von dem ersten Consul gewünscht wurde. Er reiste Ende Mai-Monats von Paris ab, über die Schweiz ins Hauptquartier.

Bei seiner Ankunft zu Genf erinnerte Herr Petiet sich, daß ein paar Menschen in der Nähe lebten, die er gern gesehen hätte und die er hinlänglich kannte, um einer guten Aufnahme gewiß zu seyn. Es waren dies der Herr Necker und die Frau von Stael. Ersterer weilte damals zu Coppet.

Herr Necker ragt in unserer Revolution sehr hervor. Er hat vielleicht den größten Einfluß auf das Geschick von Frankreich gehabt. Ich habe ihn lieb gewonnen, seit ich sein Gemüth kennen gelernt. Mein Vater hatte in vielen finanziellen Beziehungen zu ihm gestanden, und da er das von Necker angenommene System aus demselben Gesichtspuncte ansah, auch sonst mit ihm gleicher Meynung war, so hielt mein Vater, so wie alle die Meinigen, stets große Stücke auf ihn und seine Familie.

Als Herr Necker ins Ministerium trat, hatte er einen furchtbaren Kampf wider die Mißbräuche zu bestehen, die er beseitigt wissen wollte. So stand er denn, als er im November 1776 zum Finanz-Director ernannt und Herrn Taboureau adjungirt wurde, einer ganzen Armee von Feinden gegenüber, um so gefährlicher, als sie ihrer Meynung nach Rechte zu vertheidigen hatten, welche durch Vernunft, Gerechtigkeit und königliche Gunst erworben waren. So bildeten die Hofleute, die Minister, die Parlamente, die privilegirten Grundbesitzer die erste Colonne; ihnen folgten die Freunde Turgot's und die Oeconomisten. *) Dann kamen die höheren und die niederen Finanz-Beamten, die höhere und die niedere Administration; ferner ein Mann, oder vielmehr eine alte Händelsucherin, der Herr von Maurepas, der zu der Unzufriedenheit all der schon genannten Parteien das Seinige beitrug, welches alles schließlich auch den König verstimmte. Zu jener Zeit war es, wo Necker einen schönen und edlen Charakter zeigte und selbst gegen den König anzuringen wagte. . . . Er versuchte es, den Sturm zu beschwören. . . Die Liebe des Volkes, der Künstler, der Gelehrten, kurz aller, die da denken, trösteten ihn für die Kränkungen, welche er zu Versailles erfuhr. Wie hoch Necker in den Augen der Nation stand, davon zeugen die Menge Büsten, Statuen, Bücher und Abbildungen, die ihm errichtet, über ihn herausgegeben wurden. An Bildern zu seinem Lobe erschienen zur Zeit seines ersten Ministeriums siebenzig und zur Zeit seines zweiten Ministeriums drei und achtzig! . . Man sah sein Bildniß in Email auf Armbändern

*) Mit vollen Koffern.

Digitized by Google

und auf Schnupftabacksdosen. Eine Dame, die im königlichen Pallaste verächtlich über ihn zu sprechen wagte, ward sofort umringt, ergriffen und aufs demüthigendste gezüchtigt. Unstreitig war die Partei seiner Widersacher am Hofe zahlreich, doch wurde sie von derjenigen, die sich zu seinen Lehren bekannte, wohl noch überwogen. Die Familie Noailles war ganz auf seiner Seite; so auch der Herzog von Choiseul, der Marquis von Castries, die gebieterische Herzogin von Grammont, Schwester des Herrn von Choiseul; die stolze Frau von Bronne und die Frau Fürstin von Beauveau, eine liebenswürdige und geistreiche Dame, welche die Verführung ihres Geistes nur aufbot, um für den Herrn Necker Proselyten zu machen; die Frau von Blot, Geliebte des Herrn von Castries mit ihrem sentimentalen Jargon; die enthusiastische Frau Gräfin von Tesse; selbst die Gräfin von Chalons mußte Herrn Neckers Verdienste rühmen, obgleich Herr von Coigny ihn weder liebte noch in Ehren hielt.

Noch drei andere Damen von großem Einfluß auf die elegante Welt, machten von ihrer Herrschaft zu Gunsten Neckers Gebrauch! Es waren dies die Damen de Simiane, de Par und die Marquisin von Coigny *), die sich der Zeit besonders durch ihren Kampf gegen die Königin auszeichnete: dieser ganze weibliche Phalanx schirmte den Herrn Necker eine kurze Zeit gegen die Fluth, womit ihn der von dem Herrn von Maurepas aufgeregte Sturm bedrohte. Dieser Sturm war um so gefährlicher, als der alte Minister seinen Haß unter einem scheinbaren Wohlwollen barg, das den rechtlichen Mann täuschen mußte. Der Herr von Maurepas war all den jungen Damen, die ich genannt habe, verhaßt; sie nannten ihn nicht anders als den alten Mentor. Ihr Haß kam dem Herrn Necker wohl noch mehr zu Gute, als dessen hohe Verdienste, indem sie zu leichtfertig und auch in solchen Dingen zu wenig bewandert waren, um sie gehörig würdigen zu können. Das Merkwürdige dabei ist, daß Herr Necker von Natur ernst in seinem Wesen, und die Frau von Necker, mit ihrem puritanischen Zuschnitt, ihrem langen und magern Wuchs, ihrem blaßen Gesichte und ihrem jedem Lächeln fremden Munde beiderseits durchaus nichts dazu gethan hatten, die Geneigtheit der Armee zu gewinnen, die für Ersteren kämpfte; diese ward noch durch eine Menge junger eleganter Leute und Hof-Abbé's, die all den jungen Damen zu Gebote standen, verstärkt: so war die Organisation des fanatischen Ansehens beschaffen, welche den Herrn Necker zur Zeit seines ersten Ministeriums umgab und vertheidigte. Die Frau von Staël war damals noch nicht verheirathet, und zu jung, um irgend einen Einfluß auf die Welt zu haben. . . Unter den Gelehrten verfochten Thomas und der Abbé Raynal auch die Necromanie, wie man das genfer System nannte; und alle diese heterogenen, zu Gunsten des Herrn Necker vereinigten Interessen sind nicht die mindest merkwürdigen Phänomene der Revolution. .

Es ist in der That auffallend, die ebengenannten Namen in dem Verzeichniß der Freunde des Herrn Necker zu finden. Diese Opposition, nahm einen Charakter an, der auf die Ereignisse, welche sich vorbereiteten, hätte aufmerksam machen müssen, wenn man in Frankreich je etwas voraussähe. Aber der Kampf, der sich entsponnen hatte, war nicht von Dauer. Der Herr von Maurepas hatte den Vortheil, auf einem Terrain zu kämpfen, das er kannte, und mit Waffen, von welchen er wußte, daß sie furchtbar waren. Er stellte den Herrn Necker in ein lächerliches Licht, machte Couplets auf ihn, versagte sich kein Bonmot, keinen beißenden Witz, und brachte so das Idol am Ende auf seinem Piedestal zum Wanken. Herr Necker seinerseits wirkte zu dem eignen Sturze dadurch mit, daß er, edel und stolz, und von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt, seinen Feinden durch neue Verkürzungen antwortete und seine Administration durch tägliche strenge Maaßregeln bezeichnete; vor allem aber schadete ihm in einem hohen Grade die Monomanie der öffentlichen Meynung. Er täuschte sich in dem, was sie wirklich war, und legte diesen Namen dem philosophischen Geiste bei, der Frankreich zu Grunde gerichtet hat; er täuschte sich, und er würde dies überall gethan haben. Es würde ihm so in Spanien hinsichtlich des Reformationsgeistes eines Olavides und Anderer, in Italien hinsichtlich des Jansenismus, in Rußland hinsichtlich der moscovitischen, in Holland hinsichtlich der patriotischen Partei und in England hinsichtlich der Opposition ergangen seyn.

Genug, er fiel, und sein Fall machte eine ungeheure Wirkung. Bei dem alten Mentor war oft die Rede davon gewesen, ihn in die Bastille setzen zu lassen, und was solcher Artigkeiten mehr waren. Herr Necker hingegen suchte bei dem Könige um die Erlaubniß nach, in demselben Augenblick in den Rath eintreten. Nun warf der Herr von Maurepas die Maske ab und erklärte dem jungen Könige, alle Minister (der Herr de Castries ausgenommen) würden ihre Demission eingeben, wenn er ihnen den Herrn Necker als Collegen vorzustellen hätte. Da schoß der König den Herrn Necker auf, und der Herr von Maurepas machte sich das Vergnügen, es selbst dem General-Director der Finanzen anzuzeigen, daß der König ihn nicht wollte.

Am nämlichen Abend, den 19. Mai 1789, erhielt der König von dem Herrn Necker eine officielle Demission, welcher folgendes Billet, auf ein kleines Stück Papier von viertehalb Zoll Breite und drittehalb Zoll Höhe, ohne Titel und Eingang, geschrieben, beigefügt war.

„Die Unterredung, welche ich mit dem Herrn von Maurepas gehabt „habe, läßt mich nicht länger zögern, meine Demission in die Hände des „Königs niederzulegen. Mir blutet das Herz darüber! . . . Ich wage, „zu hoffen, daß Sr. Maj. die Erinnerung einiger Jahre glücklicher, aber „mühsamer Arbeiten, und vor allem des unbegränzten Eifers, womit ich „mich Höchstihrem Dienste geweihe gehabt, bleiben wird.

„Necker."

Nachdem Herr Necker diese Demission und dies Billet hingesandt hatte, reisete er mit seiner Familie nach St. Ouen ab. Er erhielt dort noch denselben Tag mehr als 500 Besuche, namentlich von dem Prinzen von Conde und dem Herzog von Orleans, so wie auch von dem Herzog von Chartres. *)

Herr Necker trat also ab, um sich für bessere Zeiten aufzubewahren. Die Königin war es, die ihn nachdem zurück rief. Er trat in einer höchst stürmischen Epoche wieder ins Ministerium ein und zeigte so seinen politischen Muth. Diesmal war seine Tochter ihm eine Stütze, deren Enthusiasmus für ihn bekanntlich übernatürlich war. . . Aber er erlag abermals dem Sturme, der ihn scheitern machte; er mußte aus Frankreich fliehen, und es in einer Crisis hinterlassen, die sein Schicksal entscheiden sollte, ohne daß er den Factionen, die von ihm nur erschüttert worden waren, hatte ein Ende machen können. . . . Frankreich brauste unter den rein revolutionairen Einwirkung, die ihm von Herrn Necker eingeimpft worden war und die zu seinem Besten gericht haben würde, wenn er am Ruder geblieben wäre. Aber die Gefahr der Constituanten hatte das Volk bewaffnet, und sein Muth stand im Begriff, die unvollkommenen Theorieen des Herrn Necker zu sanctioniren. Da war es, wo die Partei des alten Regime sich wüthend gegen den genfer Minister erhob. . . Er mußte eiligst Paris verlassen, und sich nach Basel flüchten.

Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß die Familie Polignac, die von der öffentlichen Meynung wegen der ungeheuren Schenkungen proscribirt war, die sie vom Hofe erhalten hatte, sich mit demselben Minister zugleich in Basel befand, der im Rathe dahin gearbeitet hatte, den Günstlingen das Geld und die Landereien wieder abzunehmen, welche der Hof auf Kosten des Volksschweißes an sie verschwendet.

*) Das Fräulein von Constant, eine der geistreichsten Frauen, die mir je vorgekommen sind. Sie war die Mutter der ersten Gemahlin Sebastiani's.

*) Nun König Ludwig Philipp.

Digitized by Google

Die Frau von Stael folgte ihrem Vater in dies zweite Exil; sie liebte ihn zu zärtlich, um ihn nicht in seinem Unglück, edel und groß wie er war, dem Mann in Europa zu zeigen, der zu jener Zeit am tüchtigsten war, um ihn zu beurtheilen und zu würdigen. Dies war Lavater! . . Am 24. July 1789 erhielt er ein kleines Billet von der Frau von Stael, durch welches er zu einem Mittagessen bei dem Herrn Necker und dessen Familie im Gasthof zu den drei Königen eingeladen ward. Ich will hier mittheilen, was Lavater über diesen Tag niedergeschrieben hat, da ich das Glück gehabt, in den Besitz dieser merkwürdigen Piece zu kommen.

„Obgleich ich," sagt Lavater, „mir Herrn Necker in den Einzelnheiten ganz anders gedacht hatte, hat doch sein Gesicht meiner Erwartung auf den ersten Blick entsprochen. . . Aber bei näherer Besichtigung war ich über die Verschiedenheit aller seiner Züge mit den gestochenen Bildnissen, die man von ihm gemacht hat, verwundert: mein physiognomisches Urtheil vom Ganzen war bald entschieden.

„Das Ganze flößt auf einer gewissen Entfernung ein Gefühl der Ehrerbietung ein; näher beobachtet stellt sich mehr Liebenswürdigkeit heraus. Der Bau der festen Theile dieses Hauptes gehört nicht den ursprünglich großen Theilen der Natur an; er ist kein absolutes Product davon. Aber das Ganze hat etwas Einziges, das sich der moralischen Vollkommenheit nähert, etwas Entscheidendes für die höchste Vorsicht und die ruhige Weisheit. Seine Züge im Allgemeinen vereinigen sich, um Güte, Milde, Rechtschaffenheit und Adel der Gesinnungen auszudrücken. Trotz seines Wohlwollens stand er doch etwas zurück, das heißt, er hatte ein gesetzteres und ernsteres Wesen, als es den Fronzosen in der Regel eigen ist. Seine Stimme ist außerordentlich sanft; da alles bei ihm gesetzt, reif, männlich und von jeder Pedanterie entfernt ist, so schimmert der Verkehr mit der großen Welt durch, doch spricht sich vor allem, aber ohne Ostentation, der Staatsmann aus. Er hörte mich über meine Wissenschaft mit der völligen Ruhe eines Weisen an, der alles untersucht und über nichts abspricht. Alle seine Worte waren ruhig, aber direct der Quelle entsprungen; alle seine Blicke waren aufmerksam, aber doch bescheiden und discret; alle seine Antworten waren treffend, und edel ausgedrückt. Seine Stirn hat etwas zart weibliches; sie hat weder Knoten, Winkel noch Falten; sie ist beweglich, und hat Aehnlichkeit mit all den Stirnen dieser Art.

„In seinen Augenliedern, die weder dick noch stark hervortretend sind, so auch in der sanften Vertiefung des Auges und in der Farbe und dem Schnitt seiner Augen liegt ein unaussprechlicher Ausdruck von Weisheit, Ernst und selbst Milde. Sein Teint ist gelblich, wie es mit zum Ideal eines Cabinetsweisen gehört, und sehr bezeichnend für einen schlichten und friedfertigen Charakter. Um seinen Mund, dessen mittlere Linie sehr charakteristisch, scharf, aber nicht hart ist, spielt ungezwungen die Anmuth der angeborenen Gutmüthigkeit, die nicht bloß Achtung, sondern persönliche Anhänglichkeit einflößt. Sein Kinn ist lang und fleischig, ohne plump zu seyn; das Zurücktreten desselben steht im völligen Einklange mit dem Zurücktreten der Stirn und giebt dieser Physiognomie, der es nicht an Wärme fehlt, den Grad der Ruhe, welcher den Staatsmännern, die große Rechner sind, nothwendig ist.

„Die Nase hat keine besondere Form; ihr Schnitt ist nicht im größeren Maaßstabe, auch ihr Umriß nicht scharf, noch winkelig, gespitzt oder stumpf; sie senkt sich leise weg, was einem geübten Auge den Charakter des Ganzen feststellt, nämlich: Einförmigkeit und Würde; denn ich habe bei ihm auch nicht einen Anflug von Disharmonie wahrgenommen.

„Ich äußerte gegen Madame Necker (so bekannt wegen ihrer hohen Weisheit und ihrem Geiste, lang von Wuchs und zarter Complexion, was sich in ihrer großen Blässe bekundet) meine Verwunderung über die Ruhe des Herrn Necker.

„Sie sind im Irrthum, antwortete sie mir offenherzig, er ist nicht ruhig, sonst würde er mehr über Tisch gesprochen haben.

„Bei Tisch achtete er auf Alles, als zuvorkommender Wirth, und zwar mit Würde und Ungezwungenheit; jedermann befand sich wohl in seiner Nähe. Er bewies seiner achtungswürdigen Gattin eine so natürliche herzliche Aufmerksamkeit! — und wie sichtlich war seine Zärtlichkeit für die empfindsame und geistreiche Frau von Stael! Stets sich gehen lassend, und nie in der Betonung sprechend, welche anderen den Mund schließt und kein Vertrauen aufkommen läßt.

„Seine Tochter leitete, ohne daß ich es hindern konnte, die Unterhaltung auf die Physiognomik. Er sagte genug darüber, um sich als ein competenter Richter und vollkommener Menschenkenner zu zeigen. Kurz, wenn ich je einen Cabinetsmann von herrlichen Eigenschaften gesehen habe, so ist es dieser Mann, den das Schicksal mit so vielen Freunden und Feinden beehrt hat."

Das ist abgekürzt das Bildniß, welches Lavater von Herrn Necker entworfen hat. Ich habe es hier aufgestellt, weil Herr Necker eine immense Figur unserer politischen Zeiten ist und sein Einfluß von höchster Wichtigkeit war. Herr Petiet hatte ihn während seiner beiden Ministerien wohl gekannt und hatte selbst mit ihm in Beziehung gestanden; auch kannte er die Frau von Stael recht gut, und so entschloß er sich demnoch, wie schon gesagt, nach Coppet zu gehen.

Er ward in einer Weise empfangen, daß er sich freute, diesen Einfall gehabt zu haben. Die Frau von Stael war ganz geschaffen, Herrn Petiet zu würdigen. Sie empfing ihn demnoch aufs wohlwollendste und herzlichste, so auch Herr Necker, dessen Gesundheit durch den Tod seiner Gattin, welcher ihm das Herz zerrissen, einen Stoß bekommen hatte. Seiner Tochter ging sie unstreitig auch sehr nahe, aber sie fühlte, daß sie sich der Liebe zu ihrem Vater nun noch mehr hingeben konnte, da sie allein standen. Die große und lange Gestalt der Madame Necker stellte sich so zu sagen wie eine vereisete Schneesäule zwischen Herrn Necker und seine Tochter. Auch gab es, so lange sie gelebt hat, etwas Peinliches und Gebrochenes in dieser Familien-Vertraulichkeit, die sich nur in gegenseitigen Bewunderungen exaltirte. . . . Sie hatte eine große Herrschaft über ihren Gatten ausgeübt, ja es ist sogar von mehreren Leuten gesagt worden, daß Necker seine Kraft des Uebergewichts seiner Gattin zu verdanken hatte: dem mag nun seyn, wie ihm wolle, genug, Herr Necker eilte, als sie nicht mehr lebte, seine Tochter in sein Haus zurückzurufen, und bot alle seine Sorgfalt, selbst seine Galanterie auf, ihr dasselbe angenehm zu machen.

Sie war für ihren Vater vollkommen. Sie machte, bei der großen Ueberlegenheit, die sie in jeglicher Art von Discussion über ihren Vater hatte, nie von ihrem Vortheil Gebrauch, und man sah, daß sie, dem Ziele nah, eine Art von kindlicher Scheu überfiel, wie wenn der Erfolg sie erschreckt hätte; dann, sagt Herr Petiet, ging sie mit einer unnachahmlichen Anmuth freiwillig von der rechten Bahn ab, um ihrem Vater den Ruhm des Sieges zu lassen. Besonders beim Frühstück wurden diese Arten von Treffen geliefert. Herr Petiet, der vor Tagesanbruch von Genf abgereist war, war früh genug zu Coppet angekommen, um einem solchen beizuwohnen, wobei sich das Herz und die schöne Seele der Frau von Stael offen darlegten. Wenn es keine interessante Fremde zu Coppet gab, so zog man sich nach dem Frühstück zurück, um ungestört zu seyn, und fand sich erst zur Mittagszeit wieder zusammen.

Als es zu Tische ging, da war ich, sagte Herr Petiet, sehr verwundert, zu sehen, daß Herr Necker noch ein so großes Haus machte. Er war von einer Menge alter Kammerdiener, tauber und grämlicher Haushofmeister umgeben, die Trümmer einer alten Herrlichkeit, die Necker bekämpft und getödtet hatte, und die ihm in seine Zurückgezogenheit nach

Digitized by Google

Coppet mit ihren alten betreßten Kleidern, Degen und Haarbeuteln gefolgt waren!

Nach dem Mittagsmahle äußerte die Frau von Stael gegen den Herrn Petiet ihre Verwunderung über das Unternehmen des ersten Consuls. Sie bewunderte ihn stets, doch hatte diese Bewunderung eine herbe Seite, die sich gerne Luft machte. . . Aber, sagte sie, was können Sie wohl hoffen? werden Sie sich doch die Köpfe an eisbedeckten und unzugänglichen Berge zerschellen!

„Sie zweifeln also an dem General Buonaparte, Madame?"

„„Nein, das nicht, aber an Ihren Soldaten, Ihren Pferden, Ihrer Artillerie; wie soll sich dies alles mit dem St. Bernhards-Berge abfinden?""

„Und Hannibal, Frau Baronin?"

„„Ja, Hannibal! Hannibal! . . . Aber der hatte keine Kanonen. . . . und da liegt eben der Unterschied!""

„Nun, möchten Sie wohl wetten?"

Herr Necker lächelte und sah auf seine Tochter, deren funkelndes Auge gleich dem ihres Vaters durch die Discussion belebt worden war.

„„Wetten? gern; um was?""

„Madame, ich wette, daß ich die Ehre haben werde, Ihnen binnen vier Wochen aus Mailand selbst Musik zu schicken, unter der Bedingung, daß Sie sie mir vorsingen, wenn ich zurückkehre.""

„„Das will ich mit Freuden, auch ohne die Wette; denn die verlieren Sie.""

„Wir werden sehen!"

Am nämlichen Abend beurlaubte Herr Petiet sich bei dem Herrn Necker und der Frau von Stael, unter der Zusage, auf seiner Rückreise mehrere Tage bei ihnen weilen zu wollen, und setzte dann seine Reise zum ersten Consul fort. — Vierzehn Tage darnach erhielt die Frau von Stael eine große Rolle Musik! Es war die durch Petiet versprochene. Alles war vorbei! Die Alpen waren überschritten, der Sieg von Marengo errungen, und Napoleons Ruhm glänzte in einer noch lichteren Aureole!

Da schrieb die Frau von Stael folgenden Brief an den Herrn Petiet, um ihm für seine Sendung zu danken:

„Sie haben mir beweisen wollen, daß die französische Galanterie all ihren früheren Reiz wieder angenommen hat; aber ein Mann wie Sie, würde dieselbe doch zu allen Zeiten bewahrt haben. Die Musik ist recht sehr hübsch; aber ein ganz besonderes Vergnügen ist es, daß ich mich, wenn ich sie spiele, erinnere, welch ein unglaubliches Ereigniß sie mir so schnell verschafft hat, und welch liebenswürdiger Erinnerung ich sie verdanke. . . . Man ist hier und zu Paris außer sich vor Lust über Ihre Siege. . . . Sie haben sie vorausgesehen, und doch müssen Sie darüber erstaunt seyn; wie groß auch das Vertrauen ist, das jedermann in Buonaparte's Talente und Glück setzt, muß man sich dennoch bei jedem Siege wundern. . . . Eins seiner mächtigsten Mittel des Regierens ist, daß er alle ausgezeichnete Leute um sich versammelt, und Sie sind einer seiner Ansprüche auf die öffentliche Achtung. Mein Vater beauftragt mich, Ihnen noch für den Tag zu danken, den Sie uns geschenkt haben. Vergessen Sie, mein Herr, der Sie nichts vergessen, es nicht, daß wir Sie bei Ihrer Rückkunft erwarten."

Als Herr Petiet die Frau von Stael dann wieder sah, sagte er zu ihr: „nun, Madame, was hatte ich die Ehre Ihnen zu sagen?"

„„Ja, antwortete sie mit einer reizenden Anmuth, wenn Sie mir gesagt hätten, daß ein Wunder geschehen würde, so würde ich nicht gewettet haben. . . . Ich erwog nur die möglichen Dinge; aber der General Buonaparte hat das Unmögliche möglich gemacht!""

Wissenschaftliche Congresse.

Von

Nestor Urbain.

(Beschluß.)

(L.)

Nantes, die von allen unsern Städten sich, seit einigen Jahren als die progressivste zeigt, hat die Ehre, den ersten wissenschaftlichen Congreß in seinen Mauern gesehen zu haben, der in Frankreich stattgefunden hat. Es war am 7. April 1833, als, auf den von den Herren Guepin von Nantes, Duchatellier von Quimper und Freslon von Angers geschehenen Aufruf, funfzig Freunde der Fortschritte sich unter dem Vorsitz des Herrn Sevin du Mans versammelten. Die Arbeiten dieser ersten Versammlung sind gesammelt und von Herrn Lefourd, Buchdrucker von Angers, herausgegeben worden. Sie bilden eine Broschüre, welche die Protokolle der Sitzungen, redigirt von Herrn Collier de Blais, und drei Berichte der Herren Guepin, Duchatellier und Toulmouche enthält, über die Wissenschaft, die Industrie und die schönen Künste, Berichte, welche von den höchsten societellen Fragen handeln.

Drei Monate nachher erfolgte der Congreß von Caen, der die Absicht ankündigte, den Kreis der wissenschaftlichen Studien und Discussionen, welche die Versammlung von Nantes verhandelt hatte, zu verengern. Herr von Caumont, dessen Bemühungen es gelang, diesem Congresse von Caen alle die Feierlichkeit zu geben, die unsere Congresse seitdem gehabt haben, motivirte seine Aufforderung an alle Gelehrte folgendermaßen: „Der Geschmack an ernsthaften Forschungen und Studien," sagt er, „ist in alle aufgeklärten Classen der Gesellschaft gedrungen, und die gelehrten Gesellschaften haben sich auf allen Puncten vermehrt. Sie haben mächtig dazu beigetragen, nützliche Arbeiten zu ermuthigen und literarisches Leben zu verbreiten, welches ein neues Band der Civilisation unter den Menschen ist."

Man erkennt in diesen Worten „*der Geschmack für Untersuchungen und ernste Studien*," die archäologische Neigung des Herrn von Caumont; aber wenn der Gründer des Congresses von Caen Unrecht hatte, die Arbeiten dieser Versammlung auf eine zu enge Specialität zu reduciren, so hatte er dagegen sehr Recht, die Wohlthaten des literarischen Lebens und den Nutzen wissenschaftlicher Vereine und Zusammenkünfte, die alle Menschen von Wissenschaft und Studium zur Arbeit auffordern, hervorzuheben und zu preisen.

Im Jahre 1834 fand, außer einem speciell für die Liebhaber der Geologie und der Natur-Wissenschaften bestimmten und zu Straßburg veranstalteten Congreß, einer in Stuttgart, einer in Edinburg und einer in Poitiers statt. Die beiden letzten haben viel Lärm gemacht und jedermann kennt ihre Resultate.

Im Jahre 1835 sind zwei Congresse in Frankreich zusammenberufen worden. Der erste hat sich zu Toulouse versammelt; der zweite wird sich im nächsten Monat (September) zu Douai vereinigen. Schon hat der südliche Verein der Ober-Garonne einen Charakter angenommen, der sich von dem ursprünglichen Charakter der Congresse entfernt. Er ist jährlich und speciell für die Bewohner des mittäglichen Frankreichs bestimmt und wenn die Zahl seiner Mitglieder fixirt wäre, so würde sein Programm der zu verhandelnden Fragen und die Belohnungen, die er austheilt, ihn zu einer Akademie stempeln, die sich nur einmal jährlich versammelte. Uebrigens bestimmt der Titel *südlicher Congreß* so ziemlich die Zahl und die Qualität seiner Mitglieder; und so wird denn künftig Toulouse der Mittelpunct und Sitz einer neuen Akademie seyn, wovon die Gelehrten des südlichen Frankreichs die stehenden und einheimischen Mitglieder seyn werden.

Digitized by Google

Die Congreſſe müſſen aber weſentlich nomadiſcher Natur ſeyn, um jedes Jahr in einer oder zwei feierlichen Zuſammenkünften alle Celebritäten der Epoche zu vereinigen, vorzüglich um zu vermeiden, daß die collegialiſchen Intereſſen und nationellen Vorurtheile in das Gebiet der Wiſſenſchaften ſchädlich und beeinträchtigend eingreifen. Kaum muß daſſelbe Bureau und derſelbe Secretair zwei Jahre lang ohne Unterbrechung in Function bleiben; denn jeder dieſer Vereine muß oder ſollte doch eine eigenthümliche Phyſiognomie haben, weil dies das ſicherſte Mittel iſt, ihren Arbeiten eine reale Wichtigkeit zu geben. In den erſten Congreſſen, welche ſtattgefunden haben, hat man ſich, ſo viel man gekonnt hat, der Vorleſung rein akademiſcher Denkſchriften und Diſſertationen über beſondere und ſpecielle, ſelbſt intereſſante Gegenſtände enthalten. Man hat für angemeſſener gehalten, allgemeine Fragen über den jetzigen nnd künftigen Zuſtand der Wiſſenſchaften, der induſtriellen Stredungen, der Literatur und ſchönen Künſte, über die Mittel, die ſcientiviſchen Arbeiten nach der beſten Methode zu organiſiren und unter und neben einander zu ordnen, zur Sprache zu bringen.

Die erſte Verſammlung zu Nantes hat zuvörderſt die höchſten ſocielleu Fragen verhandelt, und der ſüdliche Congreß, der eben zu Toulouſe ſtattgefunden, hat ſich nicht geſcheut, mündlich alle Fragen zu discutiren, welche die Proletarien (und die Verbeſſerung ihees Zuſtandes) betreffen; die Section der ſchönen Künſte hat ſich, indem ſie den Verfall der Baukunſt abhandelte, mit der Zukunft beſchäftigt, die der Kunſt im Allgemeinen, ſey es in literariſchen, ſey es in induſtriellen Werken oder rein artiſtiſchen Erzeugniſſen, bevorſteht.

Dieſe Neigung, alles zu generaliſiren, was zuweilen das Wiſſen entbehrlich macht, iſt nicht, man muß es hoffen, der gemeinſchaftliche Gedanke Aller, den die Congreſſe uns offenbaren ſollen. Sie bezeugt vielmehr den Mangel oder die Abweſenheit jedes ſchöpferiſchen Gedankens, und wenn man mit Recht auf den Congreſſen die akademiſchen Arbeiten verbannt und ausgeſchloſſen hat, ſo würde es doch dieſe neue Inſtitution bald in Abnahme und außer Gebrauch bringen, wenn man eine allgemeine Discuſſion über Fragen der Methode oder über ſocielle Wiſſenſchaften, die noch nicht wirklich den Charakter der Wiſſenſchaft haben, zu ihrem einzigen Objecte machen wollte. Das war gut, um zur Arbeit anzufeuern, und dieſen Vereinen einen Impuls zu geben, der ſie zunächſt intereſſant und zahlreich machen mußte; aber es iſt Zeit, daß ſpeeiellere Arbeiten den Congreſſen ein Intereſſe anderer Art geben. Man hat das gefühlt, und der Congreß zu Douai hat ein Programm bekannt gemacht, welches viele lösbare Fragen in ſich begreift, deren Löſung nützlich ſeyn würde.

Aber mußte man ein Programm bekannt machen? — Unſere politiſchen Inſtitutionen, ſagt man, werden jeden Augenblick verfälſcht; ehe man noch den Verſuch gemacht hat, beſchäftigt man ſich damit, ſie zu verändern; man vergißt den Zweck, den man bei ihrer Gründung beabſichtigte; man hat nicht die Geduld, die Reſultate zu erwarten, die man davon hoffte: genau derſelbe Fall findet mit der friedlichen und inoffenſiven Inſtitution der wiſſenſchaftlichen Congreſſe ſtatt. Zu Toulouſe hat man eine Akademie daraus gemacht; zu Douai eine Special-Commiſſion, die beauftragt iſt, Fragen zu löſen, die man im Voraus aufſtellte. Liegt darin nicht etwas von der nationellen Ungeduld, die uns ſeit Jahrhunderten ſo oft über das Ziel hinausgezogen hat, ſo daß wir immer zurückgehen müſſen, um es zu erreichen?

Damit die wiſſenſchaftlichen Congreſſe eine unbeſtrittene Nützlichkeit erlangen, damit ſie einen großen Zuſammenfluß durch ihre Arbeiten ausgezeichneter Männer herbeiziehen, damit ſie endlich von Dauer ſeyen, müſſen ſie vor Allem dazu dienen, den Gedanken zu offenbaren, welchem wir alle huldigen und den man den Gedanken unſerer Zeit nennen kann. Sie mögen ſich daher jedes Jahr in einer andern Stadt verſammeln, niemand müſſe dazu beſonders berufen, aber alle unter einem literariſchen oder wiſſenſchaftlichen Titel dabei zugelaſſen werden; die Sitzungen der Congreſſe ſeyen beſtimmt, ein raiſonnirendes Programm nützlicher Fragen zu formuliren. Die Gelehrten, die Akademieen werden dann in dieſem Programm eine Leitung und Richtung finden. Aber keine verſprochene Belohnungen, keine zwiſchen den verſchiedenen Sitzungen des Congreſſes feſtgeſetzte Verbindungen und Beziehungen, kein Urtheil über Arbeiten, die zu prüfen man nicht die Zeit hat!

Die Congreſſe müſſen edle Vereine ſeyn, von wo auf eine große und würdige Weiſe Grundſätze ausgehen und ausgeſprochen werden ſollen, die in unſerm Jahrhundert bei allen Studien, bei allen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Werken vorwalten ſollen. Man muß, von Rechts wegen, dabei zulaſſen nicht nur, wie zu Douai, die Präfecten und Unter-Präfecten, die Präſidenten, Räthe und Mitglieder des Parquets der königlichen Gerichtshöfe, die legal ernannten Mitglieder der Univerſität, ſondern auch Ingenieurs, Aerzte, Officiere des Generalſtaabes, des Genieweſens und der Artillerie. Denn es ſcheint, daß die ehemaligen Zöglinge der polytechniſchen Schule, die in dieſem Augenblicke den fünften Theil der Plätze des Inſtituts, in der Deputirtenkammer und in allen großen Staats-Körperſchaften einnehmen, von Rechts wegen zu den wiſſenſchaftlichen Congreſſen zugelaſſen werden ſollten. Stehen wir nicht noch jetzt unter dem Einfluſſe der Zeiten, wo Carnot, Monge, Berthollet, Laplace und Chaptal einen ſo großen Einfluß auf unſer Schickſal ausübten?

Und verdanken wir nicht die Mode ſcientiviſcher Congreſſe ſelbſt der allgemeinen Verbreitung der Wiſſenſchaften, dem Uebergewicht der poſitiven Studien, das ſich täglich beweiſt durch Erhebung von Gelehrten zu Aemtern, die ſchlecht verwaltet werden? Wirken wir dahin, daß dieſe Mode daure, indem wir ſie zur reellen und richtig geleiteten Entwickelung aller Intelligenzen nützlich machen.

Notiz über Oulie Hielan, Häuptling norwegiſcher Räuber.

(Aus der Edinburgh Literary Gazette.)

(2.)

Die Abentheuer von Oulie Hielan, der in dieſem Augenblicke ſich in den Gefängniſſen Norwegens befindet, ſind ſo bizarr, ſo außerordentlich und bieten ſo ungewöhnliche Umſtände dar, daß wir in den Lebensbeſchreibungen der berüchtigteſten Räuber von Macfarlan nichts romantiſcheres geleſen haben. Ein Reiſender, der Oulie Hielan in ſeinem Gefängniſſe geſehen, und oft Gelegenheit gehabt hat, ſich mit ihm zu unterhalten, hat uns die Materialien zu dieſer Notiz geliefert.

Der Vater Hielans war von Profeſſion Bretſchneider; aber ſein Sohn war zu ehrſüchtig, um ſich damit zu begnügen, mit dem beſcheidenen Gewerbe ſeines Vaters ſeinen Lebensunterhalt zu gewinnen. In dem Alter von zwölf Jahren zog ſeine Schönheit die Aufmerkſamkeit der Frau eines der reichſten Banquiers von Chriſtianſand auf ſich und ſie nahm ihn in ihre Dienſte. In dieſem Hauſe wurde er mit ſo vieler Nachſicht und Milde behandelt, daß er hinlängliche Zeit hatte, ſich in allen körperlichen Uebungen auszubilden, worauf die Norweger ſo viel Werth legen; er erlangte eine außerordentliche Gelenkigkeit und Kraft; er hob Bürden von enormem Gewichte, er rang mit Menſchen die älter und ſtärker waren als er, er ſchwamm und tauchte unter mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit und Kühnheit; niemand kam ihm im Scharfblick und richtigen Zielen beim Flinten- und Büchſenſchießen gleich und ſeine Geſchwindigkeit war ſo groß, daß er ſelbſt einen Dammhirſch im Laufe einholte, ja ſelbſt

Digitized by Google

überstrat. Dabei blieb Oulie Hielan nicht stehen: er lernte die ältesten und merkwürdigsten Legenden von Norwegen, und wurde mit der Kenntniß der eigenthümlichen Attribute der Götter und Wasserfeen, der Wasser, der Erde und der Luft innig vertraut.

Als er achtzehn Jahre alt war, fing Hielan an zu fühlen, daß sein stolzer und impetuoser Charakter, seine Sorglosigkeit und Kühnheit, und sein unruhiger Geist ihm nicht mehr erlaubten, in dem Hause seiner guten Herrin zu bleiben, wo seine Tage so angenehm verflossen. Er verließ daher seinen Dienst mit dankerfülltem Herzen und lebte einige Zeit als Abenteurer; aber der Mangel an Hülfsquellen zwang ihn bald, wieder bei einem reichen Kaufmann in Dienst zu treten, der in geringer Entfernung von Christiansand auf seinem Landhause wohnte. Hier war das Geschäft, das man ihm zutheilte, mehr noch seinem Geschmack: man übertrug ihm die Abwärtung der Pferde. Er behandelte sie wie Freunde und Kameraden; für sie hatte er eine ungemeine Zärtlichkeit, er theilte sein Brod mit ihnen, schlief oft in ihrer Krippe und diese Thiere, die seine Stimme genau kennen gelernt hatten, litten auf seinen Ruf herbei und liebkosten ihn, wie die Hunde, mit den lebhaftesten Beweisen der Anhänglichkeit. Oft durchstreifte er auf ihrem Rücken die entferntesten Räume und fast unbekannte Thäler; ein andermal verlor er sich, fortgerissen von seinem unruhigen Geist und seiner Kühnheit, in die unzugänglichsten Orte der Küste, in tiefe Schlünde und Felsenklüfte, bekroft von der unbestimmten Hoffnung, Rock Kull, einen der furchtbarsten Geister der Sorge, der, nach dem Aberglauben der norwegischen Bauern, die Gestalt eines Stieres annimmt, so wie er seinen Aufenthalt entdeckt sieht, anzutreffen und zu tödten.

Es ist leicht zu begreifen, daß Hielan auch dieser Lage bald überdrüssig wurde; er fühlte seit langer Zeit, daß er für dieses einfache und regelmäßige Leben, zu welchem ihn seine Tagesarbeiten verdammten, nicht gemacht sey. Er war rastlos von dem Gedanken geplagt, sich durch glänzende Handlungen, die seinen Namen auf die fernste Nachwelt bringen könnten, auszuzeichnen; schon selbst in seiner Kindheit hatte er sich durch das Bedürfniß bemerklich gemacht, unter seinen Spiel-Kameraden sich hervorzuthun; und jetzt, wo seine Kraft gewachsen war, sein Geist sich entwickelt hatte, glaubte er, daß es ihm möglich seyn würde, die Hindernisse zu überwinden, die sich der Ausführung seiner Entwürfe entgegensetzen konnten. Somit beschloß er dann, die Landstraße zum Schauplatz seiner Thaten zu machen und eine Bande von entschlossenen Menschen zu bilden, die ihn als Oberhaupt anerkennten. Sein Plan war, sich um jeden Preis berühmt zu machen und seinen Namen den Genie's von Norwegen an die Seite zu setzen. Nicht Goldgeiz war es, was ihn quälte; das Ziel, das er erreichen wollte, war edler und erhabener: Rathgeber der alten Ritter wollte er sich zum Rächer des Unrechts machen und, durch alle in seiner Macht stehenden Mittel, den Armen gegen den Reichen und Mächtigen beistehen.

Hielan sah sich in der Ausführung seiner Plane durch Geldmangel gehemmt. Er mußte sich Waffen und alle Arten von Munitionen verschaffen, und seine Sparpfennige waren dazu zu klein. Seit einigen Tagen sann er schon auf Mittel, dieses Hinderniß zu überwinden, als ihm sein Herr auftrug, einem seiner Clienten eine große Summe Geldes zu überbringen. Hielan benutzte diese Gelegenheit, er behielt das Geld, warf sich in die Gebirge und verbarg sich in einem nur von ihm und wilden Ziegen gekannten Schlupfwinkel. Er blieb einige Tage in den Felsen; aber bald langweilte er sich und ging wieder nach Christiansand, die nöthigen Dinge für seine Zwecke einzukaufen. Da der Kaufmann natürlich Anzeige von seiner Entweichung und von seinem damit verbundenen Diebstahl gemacht, so wurde er sofort verhaftet und zu langer Einkerkerung verurtheilt. Das Gefängniß schreckte Oulie Hielan nicht, er wußte, daß es ihm leicht seyn würde, zu entweichen; aber der bloße Gedanke, daß er Strafschläge (wozu er zugleich verdammt war) erhalten sollte, brachte sein ganzes stolzes Gemüth in Aufruhr. „Welche Demüthigung," sagte er zu sich selbst, „so in die Landluft zu treten, wo ich mich auszeichnen soll, wo ich der norwegischen Jugend zum Beispiel dienen und Stoff zu hundert Legenden liefern will, die im Winter am Kamin erzählt werden! Nein, das darf nicht seyn!" Und in derselben Nacht, als alles um ihn schlief, gelang es seiner außerordentlichen Stärke, zwei Eisenstäbe so zu biegen, daß er durch das Fenstergitter schlüpfen und aus dem Gefängniß entfliehen konnte.

Dieses Mißgeschick machte ihn anfänglich klüger. Inzwischen hatten sich einige junge Norweger, die er zu Genossen seiner zu errichtenden Bande gewählt, Waffen und alles Nöthige für die beabsichtigte Lebensweise verschafft; und nun fing Hielan an, Contributionen von den reichen Eigenthümern zu erheben und unter arme Bauern Unterstützungen auszutheilen. Seine seltene Stärke, seine außerordentliche Thätigkeit, seine Fertigkeit und Entschlossenheit verwickelten ihn in die ritterlichsten und wunderbarsten Abenteuer; man erzählt von ihm Züge, welche unglaublich scheinen, obgleich sie durch das Zeugniß vieler seiner Landsleute bestätigt werden.

Bald wurde Hielan das Vorbild, der Prototypus der Helden der Landstraße, der Robin Hood seiner Zeit. Er wurde in den nördlichen Gegenden der Gegenstand des allgemeinen Gespräches; schön, tapfer, war er stets galant gegen Frauenzimmer; bei allen seinen Expeditionen gab er ihnen die Hand, um ihnen aus dem Wagen steigen zu helfen, ließ sie bequem auf der Straße niedersitzen, während seine Genossen beschäftigt waren, die Mantelsäcke und Koffer des Wagens auszuleeren; nie stieß er grobe Reden und Flüche aus; im Gegentheil bewies er Höflichkeiten und achtungsvolle Rücksichten und nie mißhandelte er die Reisenden. Oft begnügte er sich selbst, nur das Geld zu nehmen, was sie bei sich hatten, ohne die Koffer zu öffnen. Wenn es ihm auf diesem Wege nicht schwer wurde, Geld zu gewinnen, so zeigte er sich andererseits außerordentlich freigebig und die Unglücklichen erhielten den größten Theil von dem, was er den Reichen nahm. Er theilte Almosen im Ueberflusse aus und seine Mildthätigkeit war unerschöpflich.

Die norwegischen Bauern und Bergbewohner erzählen eine Menge Beweise der Mildthätigkeit von Hielan; sein Name wurde der populairste von ganz Norwegen. So waren denn die Wünsche unsers Helden erhört; der Aberglaube des Volkes versetzte ihn unter die wohlthätigen Genien und wenn ein armer Bauer eine Hülfe empfing, deren Quelle er nicht kannte, wenn ihm irgend ein unverhofftes Glück widerfuhr, so verschleierte er nicht, es Riesen, dem guten Geist von Norwegen, oder Oulie Hielan zuzuschreiben; denn viele ähnliche Züge der angeführten Art verbreiteten den Glauben, daß er eine übernatürliche Macht besitze.

Während eines strengen Winters sah sich Hielan, durch die Kälte aus seinen Bergschlupfwinkeln vertrieben, genöthigt, mit seiner Bande in die Ebene herabzukommen. Die einen verbargen sich in einzeln liegenden Gütern und Meiereien, andere in den Dörfern der Umgegend unter mancherlei Verkleidung und indem sie sich Bart und Haare wachsen ließen. Hielan wurde in dem Hause einer Wittwe, in der Qualität als Eigenthümer eines kleinen Gutes, aufgenommen. Da ihn seine Kräfte in den Stand setzten, dreimal mehr zu arbeiten, als ein gewöhnlicher Mensch, so erwarb er sich ein gewisses Ansehen und brachte angefahr sechs Wochen in diesem Asyle zu. Er machte sich bei der ganzen Familie beliebt; er theilte die Arbeit aus und befahl im Hause. Die Wittwe befolgte in Allem seinen Rath und in den Feierstunden spielte er mit ihren Kindern, die ihm oft seine eigenen Abenteuer erzählten, und ihm Legenden hersagten, wovon er selbst der Held war. Inzwischen war die strenge Jahreszeit vorübergegangen und Hielan schickte sich an, diese beschränkte Wohnung wieder zu

Digitized by Google

verlassen, wo er eines so ruhigen und süßen Glückes genossen hatte, als der Steuer-Einnehmer auf das kleine Gut kam und der Wittwe mit Aussetzung drohte, wenn sie nicht unmittelbar bezahlte, was sie schuldig wäre. Man macht sich leicht einen Begriff von der Verzweiflung der armen Frau, welche außer Stand war, den dringenden Einnehmer zu befriedigen. Hielan konnte nicht ohne Rührung die Angst dieser unglücklichen Familie sehen, und da er gerade kein Geld hatte, so beschloß er, er, dessen herrschende Leidenschaft die Liebe zur Freiheit war, sich für seine Wirthsleute aufzuopfern. „Fürchtet nichts," sagte er zu der armen Wittwe, die einen Strom von Thränen vergoß, „fürchtet nichts, Ihr sollt nicht von Eurem Gütchen vertrieben werden. Der Mann, der zu Euch spricht, ist Oulie Hielan. Ihr wißt, daß ein Preis auf meinen Kopf gesetzt ist; die Summe, die demjenigen bezahlt wird, der mich ausliefert, übersteigt bei weitem Eure Schuld. Geht zu dem Gouverneur und sagt ihm, daß Oulie Hielan in Euern Händen ist. Fürchtet nichts für mich; ich warte hier die Wache ab; geht, geht!"

Die arme Frau war wie versteinert; sie konnte nicht glauben, daß sie den berüchtigten Räuber vor sich sehe, von welchem man so viele wunderbare Dinge erzähle. Aber sein Ton war so ernstlich, daß sie an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln konnte. Da sie ihm aber mit Thränen in den Augen antwortete, daß sie lieber das größte Unglück erdulden als die Ursache seiner Verhaftung seyn wolle, so hob Hielan alle ihre Bedenken durch die Versicherung, daß ihm untrügliche Mittel zu Gebote ständen, sich aus den Händen der Soldaten zu befreien. Ueberzeugt, daß ihr Gast eine geheime Zaubermacht besitze, ließ nun die Wittwe wirklich Hielan verhaften, und bezahlte von der dafür erhaltenen Belohnung ihre Steuern.

Unser Held wurde sonach mit auf den Rücken gebundenen Händen von den Soldaten abgeführt. Man schlug den Weg von Christiansand ein. Nach einem langen Marsche hielt man in der Hütte eines Bauers an, um die Nacht da zuzubringen. Die Soldaten, die keinen Begriff von der außerordentlichen Stärke ihres Gefangenen hatten, und überdies auf ihre Zahl vertrauten, setzten sich um ihn herum und forderten ihn auf, ihnen einige seiner Abentheuer zu erzählen. Seine Worte, seine offene und lächelnde Physiognomie versetzten sie in gute Laune; während des Abendessens, das sich tief in die Nacht verlängerte, wurde der Wein nicht gespart, und Hielan trug Sorge, für seine Wächter zwei Flaschen Branntwein darunter zu gießen, die er vom Gute mitgenommen hatte. Er stellte sich, noch mehr als seine Wächter zu trinken, um keinen Verdacht zu wecken, und bald ließ er seinen Kopf auf den Tisch fallen, als sey er fest eingeschlafen. Der Branntewein, den Hielan so reichlich unter seine Wächter vertheilt hatte, verfehlte nicht, seine Wirkung zu thun und bald schliefen alle ein, ohne selbst den Tisch zu verlassen. Als er sah, daß er nichts mehr von den Soldaten zu fürchten hatte, stand er auf und verließ, ohne Lärm zu machen, das Zimmer. Mit einem kräftigen Ruck sprengte er die Handschellen, die man ihm angelegt und sah sich frei. Er schlug unmittelbar den Weg wieder ein, der zum Gute der Wittwe führte, um diese über sein Schicksal zu beruhigen; dann kehrte er in seine Felsenschluchten zurück, wo er seine Genossen wiederfand. Die erste Neuigkeit, die seine Wächter von ihrem Gefangenen erfuhren, war, daß er in der folgenden Nacht, viele Meilen weit von dem Orte seiner Entweichung, einem Bauer einen Beutel voll Geld geschenkt hatte.

Lange begünstigte ihn das Glück auf außerordentliche Weise. Obgleich auf seinen Kopf ein Preis gesetzt und sein Signalement an den Thoren aller Städte und Dörfer mit dem Versprechen einer großen Belohnung für den, der ihn ausliefern würde, angeheftet war, so setzte Hielan doch immer sein gefährliches Handwerk fort. Die Natur des durch Berge zerschnittenen Landes, ohne gebahnte Straßen, machte die Verfolgung der Räuber sehr schwierig; seine nicht zahlreiche Bande bestand aus funfzehn bis achtzehn Menschen, deren Treue und Entschlossenheit seit langer Zeit geprüft war, und die ihren Häuptling zugleich fürchteten und bewunderten.

Folgender Zug bezeichnet die Originalität des Charakters unseres Helden.

Hielan hatte immer eine Bitterkeit gegen den Kaufmann genährt, der ihn zu der Bastonade hatte verdammen lassen, und hatte gelobt, sich zu rächen; aber dieser hatte Norwegen verlassen, und Hielan sah sich genöthigt, seine Rache auf eine andere Zeit zu verschieben. Nachdem er später gehört, daß dieser Kaufmann seine Geschäfte zu Christiansand wieder übernommen, ließ er ihn beobachten und erfuhr, daß dieser Mann eine große Summe Geldes nach seinem Landhause hatte bringen lassen. Dieses Haus erhob sich am Rande eines tiefen Flusses; nah dabei lagen mehrere Fischerbarken. Hielan verbarg einige seiner Kameraden in diesen Barken und als er erfuhr, daß der Kaufmann nach Christiansand abgereist war, drang er in das Haus, überfiel die Domestiquen und erbeutete ungefähr dreißigtausend Franken in Geld, das ganze Silbergeschirr und mit einem Worte alle Gegenstände von Werth. Er ließ auch alle Lebensmittel wegführen, die man in diesen Gegenden, wo man noch eine große Gastfreiheit gegen Fremde übt, in solchem Ueberflusse für den Winter aufzuspeichern pflegt, daß man sich in südlichen Ländern davon keinen Begriff macht.

Die ganze Beute wurde in die Barken gelegt und auf das entgegengesetzte Ufer übergeschifft; von da ließ sie Hielan an nur ihm und seinen Genossen bekannte Orte bringen. Aber es war ihm nicht genug, sich aller dieser Reichthümer bemächtigt zu haben, er wollte auch Zeuge der Trostlosigkeit des Kaufmanns seyn, wenn er die Ausleerung seines Hauses erführe. Am andern Ufer des Flusses, gerade dem Hause gegenüber, erhob sich ein Felsen senkrecht, von mehr als 100 Fuß Höhe. Dieser Felsen war von drei Seiten gänzlich unzugänglich. Man konnte nur von der Seite des Flusses ihn erklimmen; aber Hielan allein konnte dies Wagstück unternehmen. Auf diese Höhe nun, von wo er deutlich unterscheiden konnte, was in dem Hause des Kaufmanns vorging, stellte sich Hielan, in seinen Händen die kostbarsten Gefäße haltend, die er ihm geraubt, und eine Flasche seines trefflichen Madeira's an dem Gürtel hängend. Er hatte kaum seinen Adlerblick auf die ihn umgebende Ebene geworfen, als er den Kaufmann, umgeben von Soldaten, außer Athem nach seinem Hause eilen sah. Die Menschen-Menge, die sich an die Soldaten und Polizei-Beamten angeschlossen, war bedeutend und Alles um das Haus her war in Unordnung und der vollständigsten Verwirrung. Wir wollen nicht versuchen, den Zorn des Kaufmanns und das Erstaunen der Menge zu schildern, als sie Oulie Hielan, den Räuber, auf seinem Felsen, wie einen Adler in der Luft, erblickten, Freudengeschrei erhebend, seine Becher anklingend, in langen Zügen trinkend und die Soldaten und Polizei-Agenten höhnend.

Es war unmöglich, sich seiner zu bemächtigen; die Soldaten hätten gern auf den geschickten Räuber Feuer gegeben; aber sie wußten, daß ihnen verboten war, ihn oberhalb des Knies zu treffen und daß er lebendig gefangen werden müsse. Dieser sonderbare Befehl war von dem Gouverneur gegeben worden, weil einige Tage vorher ein Individuum, das man für Hielan genommen, durch einen Schuß getödtet worden war. Die Wuth des Kaufmanns erreichte den höchsten Grad, denn die Musketen waren in den Händen der Soldaten unnütz. Hielan, ihrer Drohungen spottend, stimmte mit schallender Stimme das Gamle Norge (das alte Norwegen) an, einen National-Gesang, der nie verfehlt, Freude und Enthusiasmus einzuflößen. Als er sich nun hinlänglich mit der eitlen Wuth seiner Gegner amusirt und seine Flasche Madeira-Wein ausgeleert hatte, so stieg Hielan von der Höhe seines Felsens herab und gewann die Gebirge wieder.

Digitized by Google

Jetzt bleibt uns noch übrig, das Ende dieser Geschichte zu geben und die Verhaftung unsers Helden zu erzählen. Er wurde durch einen der Seinigen verrathen, den er streng bestraft hatte. Bei einer Excursion, die er zum Ueberfalle eines Hauses gemacht, sah er sich plötzlich von hundert Soldaten umgeben. Der Verräther hatte den Weg angegeben, den sein Hauptmann nehmen sollte; und hier hatte man sich in den Hinterhalt gelegt. Nach einem verzweifelten Kampfe war Hielan gezwungen, sich mit sieben Mann, die ihn begleiteten, zu ergeben.

Diesesmal wurde er nicht der Wache einiger Mann anvertraut, noch in einem Bauernhause eingeschlossen. Man ließ ihn Tag und Nacht, ohne Ruhe und Rast marschiren und nachdem er so eine Entfernung von 200 Meilen (?) zurückgelegt, kam er in der Gegend von Christiania an. Aber die Menge der Neugierigen, welche die Nachricht von der Verhaftung Hielans aus allen umliegenden Gegenden herbeigezogen hatte, war so groß, daß der Gefangene und seine zahlreiche Escorte nicht in die Vorstadt gelangen konnten. Der Zufluß war überall außerordentlich; jeder wollte die Züge des Räubers in der Nähe betrachten, dessen vollkommene Schönheit der Formen, riesenmäßigen Wuchs und ungeheure Kraft man so hoch gerühmt hatte, und von welchem die leichtgläubige Sage Wunder erzählte; denn das Volk glaubte ihn mit einer übermenschlichen Kraft begabt. Die Damen von Christiania selbst, die so viel von den Rücksichten und der Höflichkeit gehört hatten, die der schöne Hielan stets gegen ihr Geschlecht beobachtet, und die wohl wußten, daß er oft die Hindernisse beseitigt hatte, die sich der Vereinigung von Geliebten entgegensetzten, daß er oft arme Mädchen ausstattete, interessirten sich so lebhaft für ihn, daß sie eine Deputation zu Gunsten des Gefangenen schickten (?) und 1000 Dollars für seine Auslösung boten (?) unter der Bedingung, daß er auf seine Lebensweise verzichten und sich künftig als ein friedlicher und guter Bürger betragen wollte.

Während des Haltes, den der Gefangene und seine Escorte in der Vorstadt machen mußte, erfuhr er den Schritt der Damen von Christiania und den sonderbaren Vorschlag, ihn in Freiheit zu setzen, wenn er sich verpflichtete, auf seinen alten Stand zu verzichten. *) „Saget den Damen von Christiania," antwortete dieser seltsame Mensch, „daß ich stolzer bin auf die Theilnahme, die sie mir bei dieser Gelegenheit bezeigen, als wenn die Krone Schwedens auf mein Haupt gesetzt würde. Aber ich bin trostlos, die Bedingung nicht annehmen zu können, die sie auf meine Befreiung gesetzt haben; ich fühle, daß es mir ganz unmöglich seyn würde, mich an eine andere Lebensweise zu gewöhnen, als die, in welcher ich mich jetzt so glücklich gefühlt habe."

Hielan und seine Genossen wurden nun, mit schweren Ketten beladen in Christiania durch die Straßen geführt. Eine düstere Wolke lag auf seiner Stirn, aber auch hier selbst verleugnete er sein edles und stolzes Ansehen nicht. Die Menge, die sich überall auf seinem Wege drängte, bewunderte seine Haltung voll Würde, seinen gigantischen Wuchs und die Majestät seiner Züge. Balcons und Fenster aller Häuser waren mit Damen gefüllt, auf deren Antlitz Trauer und Theilnahme sich aussprachen, auch wohl Thränen glänzten. Hielan gewahrte es und hob von Zeit zu Zeit das von schönen Locken umwallte Haupt empor, um mit einem stummen Blicke zu danken. In der That hat im Norden ein Mann von solchen Eigenschaften noch einen gewissen alterthümlichen Charakter von Ritterlichkeit und das Volk macht noch keinen so großen Unterschied zwischen einem ehrsüchtigen Eroberer und einem tapfern Räuberhauptmann, dem Helden der Landstraße, wie in sogenannten civilisirten Ländern.

Inzwischen fühlte sich der Gouverneur ganz glücklich, sich endlich des furchtbaren Mannes bemächtigt zu haben; aber er wußte noch nicht mit welchem unbezähmbaren Charakter er es zu thun hatte. Als Hielan vor ihm erschien und er ihn über sein bisheriges Leben befragte, waren die Antworten des Gefangenen freimüthig und aufrichtig; denn nach seinen irrigen Ansichten glaubte er sich durch seine Geständnisse keineswegs zu erniedrigen. Er bat nicht um Gnade für sich, sondern nur für seine Kameraden, welche er verführt zu haben sich anklagte. Als diese seine Bitten vergebens waren, schien er von Schmerz überwältigt, doch heiterte sich sein verfinstertes Gesicht bald wieder auf, wie wenn ein plötzlicher Gedanke ihn tröstete. Man hatte ihm, gegen sein Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, die Ketten abgenommen und erlaubte ihm, diese Nacht in dem Schlosse von Aggerhuys noch unter seinen Kameraden zuzubringen, die am andern Morgen zu den Baugefangenen geschickt werden sollten.

Am andern Morgen, als es Tag wurde, fand man das Gefängniß leer; alle Gäste waren verschwunden. Man erstaunte und fragte sich: Sollte Hielan, der wegen getreuer Erfüllung seiner Versprechungen so berühmt war, daß es fast zum Sprichwort geworden war, zum erstenmale seinem Worte ungetreu geworden seyn? — Es war nicht der Fall. Als die Thore des Schlosses geöffnet wurden und die Zugbrücke fiel, sah man den Räuberhauptmann an der andern Seite des Grabens sitzen; er kehrte nun freiwillig in seinen Kerker zurück, zufrieden und stolz, seinen Kameraden die Freiheit gegeben zu haben.

Obgleich anfänglich streng behandelt, erlangte er doch durch sein Betragen bald eine milde Gefangenschaft und seit einigen Jahren ist er Gefangener auf sein Ehrenwort. Man sieht ihn oft ohne Banden auf den Wällen spatzieren gehen und zuweilen erhält er sogar die Erlaubniß, die Stadt zu besuchen; auch scheint er sich ganz mit seinem Schicksale ausgesöhnt zu haben. Die einzige Hoffnung der Freiheit beruht für Hielan auf einem etwanigen Besuche des Königs zu Aggerhuys; denn bei dieser Gelegenheit pflegen immer einige Gefangene begnadigt zu werden. Indessen ist die allgemeine Meynung, daß Hielan hierzu, trotz seines nun vorgerückten Alters, doch immer noch zu gefährlich seyn und daher nach wie vor der Gast des Schlosses bleiben dürfte.

*) Es ist schwer zu begreifen, wie es von den Damen von Christiania abgehangen haben sollte, einen anerkannten Straßenräuber auf sein bloßes Ehrenwort in Freiheit zu setzen und mithin wegen einer Vergangenheit voll Verbrechen, wenn auch der genialsten Art, straflos zu machen.
Anm. d. Red.

Anekdote.

(Aus der Etincelle.)

(2.)

In Grosvenor-Squarre zu London kratzte ein armer herumziehender Musiker vergebens auf seiner Geige und sang sich heiser; die Menge ging vorüber, ohne daß einer stehen blieb; es erfolgte keine Gabe und unser zerlumpter Paganini hatte die Aussicht, sich ohne Abendessen niederlegen zu müssen, wenn er noch sicher gewesen wäre, ein Nachtlager zu finden! — Endlich war seine Kraft erschöpft; der Bogen entsinkt der Hand und bittre Thränen rollen über seine Wangen. Da geht der berühmte Sänger Lablache vorüber, steht still und betrachtet den unglücklichen Künstler; ohne ein Wort zu sagen, nimmt er ihm die Geige aus der Hand und singt, sich begleitend, eins der Lieder, die so oft das Herz der pariser Dilettanten vor Rührung zittern gemacht haben.

Es ist überflüssig zu sagen, daß alle Vorübergehenden wie durch Zauber festgebannt werden, sich umher gruppiren und daß es von allen Seiten Pence und Schillinge regnet. Als ein hübsches Sümmchen auf diese Weise zusammen war, entzog sich Lablache schnell dem Danke des armen Geigers, dem er eine so unerwartete Benefiz-Vorstellung verschafft hatte.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1092. Hamburg. Montag, den 7. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hoffstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Eine Jagd auf peruanische Schaafe. . . . . Seite 849
Stimme Chateaubriands. . . . . „ 851
Denkwürdigkeiten Mirabeau's, geschrieben von ihm selbst, seinem Vater, seinem Oheim und seinem Adoptiv-Sohn. „ 852
Hexen-Proceße in Elsaß. Vom Jahre 1615 bis 1635. . . . „ 855

Eine Jagd auf peruanische Schaafe.

(Aus dem Tempe.)

(N.)

Seit acht Tagen zu Chillan, und im Begriff, meine Reise nach Concepcion fortzusetzen, ward ich von meinem Wirthe, Don Luis Vargas, einem der wohlhabenden Einwohner der Stadt, eingeladen, mit ihm vierzehn Tage auf seinem am Fuße der Anden belegenen Gute zuzubringen. „Ich verschaffe Ihnen da vielleicht ein Vergnügen," sagte er zu mir, „das wenigen Europäern zu Theil wird. In den Cordilleras ist schon Schnee gefallen, und dies ist die Zeit, wo die wilden Schaafe die höheren Gegenden verlassen und sich in die niederen Thäler begeben. Wenn ich einige Indianer zusammenbringen kann, die in meiner Nachbarschaft leben, so wollen wir sehen, ob wir nicht einige jener Schaafe einfangen können." Ein solcher Antrag kam mir höchst gelegen, daher ich ihn freudig annahm und meinem Wirth aufs herzlichste dankte.

In früheren Zeiten hatte es der wilden Schaafe in dieser Gegend in Menge gegeben und man sah davon nicht selten Heerden von anderthalbhundert Stück auf einem Fleck; aber von den Indianern der Anden sowohl der Wolle, womit diese einen ansehnlichen Handel treiben, als des Fleisches wegen, das vortrefflich ist, stark verfolgt, hat sich die Anzahl dieser Thiere sehr verringert. Statt sie blos zu scheeren, wenn sie ihrer in Menge gefangen hatten, und nur einige wenige zu ihren Festen zu schlachten, würgten die Indianer, ihrer sorglosen Weise gemäß, alles ohne Unterschied, kaum der Kleinen desselben Jahres schonend, deren Wolle zu nichts nutz war. Nur den Greisen kam diese Metzelei zu Gute und verschaffte ihnen auf einige Wochen eine reichliche Nahrung. So ist das Geschlecht der wilden Schaafe in einem großen Theile der Anden von Chili vertilgt worden und es giebt deren nur noch auf einigen Puncten, wo sie sich an Orten, die den Jägern während eines Theiles des Jahres unzugänglich sind, haben vermehren können. Zu dieser Jagd braucht es übrigens weder der Hunde noch selbst eines Gewehres. Sie beruht darauf, das Terrain zu studiren, wo sich die Schaafe aufhalten, diese dann zu umzingeln und in ein Defile zu treiben, dessen Ausgang durch einige unter übergespannte Seile, an welchen Zeuglappen oder Bänder befestigt sind, wovor sie eine solche Scheu haben, daß sie sich lieber von den Jägern tödten lassen als die unbedeutende Barriere zu überspringen, verspert ist. Zuweilen drängt man sie auch an einen Abgrund, in den sie sich hinabstürzen, wenn die Jäger nahen; diese müssen dann oft weite Umwege machen, um zu ihrer Beute zu kommen, welche sie leicht schon im Besitz der Geier finden, wenn sie sich nicht sputen. Die Hauptsache bei dieser Jagd ist also, daß man Leute genug mitnimmt, welche mit den von den Schaafen besuchten Orten und mit den Bergzipfeln bekannt sind. Vor Zeiten versammelten die Indianer sich zu mehreren Hunderten, umkreisten eine große Strecke Landes und erlegten dann Tausende dieser Thiere; jetzt sind die Petuenches, wie man sagt, die einzigen, welche diese feierlichen Jagden, an welchen mehrere Stämme zugleich Theil nehmen, noch mitmachen.

Don Luis hatte nur funfzehn Guachos zu seiner Verfügung, die auf seinen Ländereien lebten. Er versammelte sie, und sandte sie nach einem Puncte aus, der fünf Stunden weit in dem Gebirge belegen war. Er schickte zugleich einen Expreßen an die Aeltesten eines kleinen, vier Stunden südwärts belegenen indianischen Dorfes, mit dem Ersuchen, daß sie fünf und zwanzig Mann auf einen andern, dem ersteren benachbarten, Punct stellen und den andern Tag früh Morgens zu uns stoßen lassen möchten. Wir mußten zwei Nächte im Gebirge zubringen, und richteten uns demgemäß ein. Unser Mundvorrath bestand aus Charqui oder an der Sonne getrocknetem Fleische, aus Brod, Wein und Tasta; auch nahmen wir mehrere wollene Decken und Schaaffelle mit, um uns gegen die strenge Kälte zu schützen, der man auf den Höhen ausgesetzt ist, wo wir übernachten mußten.

Am andern Morgen, gegen 10 Uhr, stellte sich der Kazike und sein Sohn, der etwa zwanzig Jahre alt seyn mochte, ein; er selbst zählte vielleicht sechzig Jahre, doch verriethen nichts an ihm ein herannahendes Alter. Es war ein wohlgebildeter Mann, dem Anschein nach von athletischer Stärke, gebräunten Gesichts und mit schief liegenden Augen, wie ein Chinese, gekleidet wie die dermittelten Gilesischen Landleute; auf dem Kopfe trug er die kegelförmige wollene Mütze, die unter den Guachos der Provinz Mataie im Gebrauche ist, und die kaum groß genug war um sein schwarzes Haar zu halten, das ihm in dicken Büschen auf die Schultern herabhieng.

Unsere Karavane bestand mit Einschluß des Sohnes meines Wirthes und zweier dienstthuender Peons aus sieben Personen. Für mit Lebensmitteln und Gepäck beladene Maulthiere begleitete uns. Wir bekamen den Hofhund Tageschein des Hauses, und nachdem wir uns eine Stellung zwischen den Felsblöcken hindurch gewunden hatten, welche von den Anhöhen herniedergestürzt waren, passirten wir die Polcura über eine von Bäumen gebaute Brücke, wie man deren in Menge über die Flüße in Chili trifft. Die Indianer dieses Landes und auch die in Peru waren uns in dieser Beziehung mehrere Jahrhunderte zuvorgekommen und wir haben sie schon nur entlehnt, um sie zu vervollkommnen. Ueber einen kaum gebahnten Pfad die Schlucht verlassend, befanden wir uns auf einem ebenen,

Digitized by Google

mit vielen kleinen Hügeln bedeckten, von allen Seiten durch spitze Felsen eingeschlossenen Plateau, über das wir langsam hinzogen. Es war trotz der Jahreszeit, und der Höhe, in welcher wir uns befanden, eine erstickende Hitze. Einiges verkümmertes Gestrüpp vegetirte gewissermaßen wie wider seinen Willen auf diesem alles Wassers beraubten Boden; aber zahllose Cactus, die allein eine hinlängliche Nahrung fanden, wuchsen hier in einer Kraft, wie ich das außerhalb der Anden nie wieder gesehen habe. Alle lebenden Wesen schienen diese Einöde verlassen zu haben; man hörte weder den Gesang der Vögel noch das Gesumse der Insecten; nur einige Geier schwebten schwerfällig in den Lüften, und wir sahen ihren Schatten große Kreise um uns her beschreiben. Zuweilen kam plötzlich ein Guanaco auf dem Gipfel eines Hügels zum Vorschein, unbeweglich wie ein freies Standbild, das durch eine übernatürliche Kunst auf ein riesiges Piedestal gestellt worden, und verschwand wieder hinter den Felsen, so wie wir uns näherten. Alles gewann mit einem Worte mehr und mehr den Character einer cordillerischen Landschaft. Bald war jede Spur eines Weges verschwunden und wir gingen dem Kaziken, unserm Führer nach, der auch mit den verborgensten Winkeln dieser Berge bekannt zu seyn schien. Gegen 2 Uhr Nachmittags erreichten wir ein Thal, das einen auffallenden Contrast mit denen bildete, die wir bis dahin passirt waren; ein Bach, der durch dasselbe floß, war mit Gras und Gesträuch bewachsen. Wir versorgten uns hier mit Holz und Wasser, das wir unserm armen Maulthier aufluden, welches ohnehin fast unter seiner Last erlag. Dies Thal war von allen Seiten in Felsen eingeengt, die ordnungslos über einander gethürmt waren, und ein riesiger Berg mit schneebedeckter Kuppe schien uns den Ausgang am entgegengesetzten Ende versperren zu wollen. Wir gingen indessen dreist darauf los; als wir ihn bis zur Hälfte erstiegen hatten, umgingen wir ihn, um zur anderen Seite zu kommen, wo wir beim Dunkelwerden eintrafen. Der Kazike erstieg hier ein kleines, einige Klafter großes Plateau, das sich an sehr hohe Felsen anlehnte. Auf diesem, ungefähr 8000 Fuß über der Meeresfläche erhabenen, Puncte sollten wir nun die Nacht zubringen.

Während wir uns um den Kochkessel her gelagert hatten und, auf die Erzählungen des Indianers horchend, den einige Gläser Tafia aus seiner gewohnten Schweigsamkeit gerissen, wohlgemuth unser Abendessen verzehrten, erschien plötzlich ein Feuer an dem Abhange des Berges, der an das Thal zur Linken stieß; einige Augenblicke später leuchtete ein Zweites zur Rechten, und diesem folgte gleich hinterdrein ein Drittes in der Tiefe des Thales, am Eingange des Defilé's. Dieser Anblick versetzte den Kaziken in eine Aufregung, deren ich ihn nicht für fähig gehalten hätte. Er erklärte uns durch lebhafte Gesten das Manoeuver, welches er den Indianern, die er Tags vorher ausgesandt, befohlen hatte. Es bestand darin, daß sie, so viel es ihnen möglich sey, alle Schaafe, die ihnen aufstießen, vor sich her in das Thal, welches wir vor Augen hatten, treiben und dann auf den Anhöhen campiren sollten, welche dies Thal beherrschen. Die Guachos des Don Luis hatten ihrerseits in der entgegengesetzten Richtung ein Gleiches gethan, und die beiden Trupps waren fast zu gleicher Zeit am Orte ihrer Bestimmungen angekommen. Einige Mann der einen Partei hatten sich des Defilé's bemächtigt, in welches das Thal ausmündete, so daß die armen Schaafe von allen Seiten vom Feinde umzingelt waren.

Am andern Morgen, mit Sonnenaufgang, waren wir auf den Beinen; in einem Augenblick war wieder ein Feuer angezündet, und dann schickten wir uns an, ins Thal hinabzusteigen. Dies war ziemlich schwierig, obgleich ohne große Gefahr. Den ersten Theil des Weges legten wir zurück, indem wir uns an den Felsenvorsprüngen festhielten, meistens rückwärts gehend, wobei wir uns gegenseitig unterstützten. Mehr als einmal wichen die Steine unter unsern Füßen und hätten uns fast mit sich fortgerissen. Endlich kamen wir zu einem minder abschüssigen Abhang, und in wenig Augenblicken hatten wir insgesammt und wohlbehalten unsere Bestimmung erreicht. Auf die Weisung des Kaziken stellten wir uns in Distanzen von anderthalbhundert Schritt von einander, wie Jäger bei einem Treibjagen, in einer Ebene in Linie auf. Don Luis, dessen Sohn, und ich, wir hielten, mit Flinten bewaffnet, die Flügel dieser Schlachtordnung besetzt. Wir warteten eine lange Zeit, ohne daß uns etwas zu Gesicht kam, und ich zweifelte schon an dem Erfolg der Jagd, als rechts, auf einer Anhöhe, ein Schaaf sichtbar ward. Es stand einen Augenblick unbeweglich mit hochgehaltenem Kopfe, wie wenn es den Wind hätte wittern wollen; dann that es mit seinen Vorderpfoten mehrere Schläge auf den Boden; es ließen sich nun noch zwei, dann vier, dann fünf Schaafe blicken, und gleich darnach schoß die kleine Heerde mit Blitzesschnelle die Bergseite hinab. Sie rannte, achthundert Schritte von uns, durch das Thal und hatte in einem Augenblick den gegenüberliegenden Berg erreicht. Als ich sie so vorbeistreichen sah, hatte ich in meiner Neulings-Ungeduld mein Gewehr angeschlagen und wollte ihnen, gewiß vergebens, eine Kugel zuschicken; aber der Kazike winkte mir, das nicht zu thun, und erst die eigentliche Heerde abzuwarten. Wir rückten langsam weiter vor; bald war mir, als hörte ich, tief aus der Schlucht, rechts, ein Geschrei erschallen, und gleich darnach sahen wir aus dem Hohlwege einen Trupp von etwa dreißig Schaafen kommen, an dessen Spitze eins war, welches die übrigen an Größe übertraf und das die Rolle des Anführers zu spielen schien. Sie machten einen Augenblick Halt, wie wenn sie das Thal recognosciren wollten, und schlugen dann dieselbe Richtung ein, welche ihre Vorgänger genommen hatten. Nun setzten auch wir uns auf dieser Seite unter lautem Geschrei in Bewegung und feuerten, jedoch in zu großer Entfernung, um treffen zu können, mehrere Schüsse ab. Durch dies Getöse erschreckt, theilte sich der Trupp in drei Banden, von welchen die erste, mit dem Anführer an der Spitze, denselben Weg einschlug, den der Vortrab genommen hatte, was wir nicht hindern konnten, weil wir nicht schnell genug eintrafen. Die zweite, die theils wieder umkehrte, flüchtete sich in das Gebirge rechts; aber fast zur selbigen Zeit erschienen die Indianer, welche aus dem Hohlwege kamen, auf den Anhöhen, schwenkten unter furchtbarem Geschrei ihre Ponchos, und trieben sie in das Thal zurück; nur einige wenige entkamen, und diese sahen wir die Felsen so leicht erklimmen, wie wenn es Gemsen gewesen wären. Die dritte Bande, stärker als die beiden andern, drang in die Schlucht zur Linken ein, der gegenüber, durch die man in die Ebene debouchirt war.

Es lag am Tage, daß wir nicht zahlreich genug waren, um einen so großen Raum einzuschließen. Von den Indianern rechts, die uns alle Schaafe zugeschickt hatten, welche sie auf ihrem Treibjagen aufgestöbert, war nichts mehr zu erwarten. Sie standen diesen Augenblick regungslos auf dem Hügel echellonirt, wo sie sichtbar geworden waren, aber in zu geringer Anzahl, um ihn seiner ganzen Länge nach zu decken. Zwei von ihnen hielten den Eingang zu dem Hohlwege besetzt, den die Schaafe passirt waren. So blieben denn nur noch die Guachos des Don Luis übrig, die nicht vorwärts gingen und deren Nichtanwesenheit den Hügel zu unserer Linken völlig frei ließ. Die Ebene war abermals gänzlich verlassen. Ein Geschrei, das sich plötzlich von der Seite hören ließ, wo die Indianer der Schlucht zur Linken gegenüber stationirt worden waren, gab uns das Zeichen, daß ein neuer Auftritt kommen werde. Es erhob sich in demselben Augenblick aus der in Rede stehenden Schlucht ein Staubwirbel, und bald darnach brach eine Heerde Schaafe daraus hervor, die dreimal stärker war als die vorherigen zusammengenommen; zugleich kamen die Guachos auf der Anhöhe zu Gesicht, gerade wie es bei den Indianern der Fall gewesen war. Alle hielten dann beziehungsweise der Ebene zu, daß sie an den äußersten Enden unserer Linie wieder zusammenstießen, während wir unsere

Digitized by Google

rerseits auch so schnell, als es unsern Beinen möglich war, ausschritten. Dies Manoeuvre gelang aufs Beste; wir bildeten innerhalb wenig Minuten einen so enggezogenen Kreis, daß unsere Beute uns nicht entrinnen konnte. Wir umzingelten einen Raum von ungefähr fünfhundert Schritt Durchmesser, und dieser Kreis so wie die Zwischenräume zwischen jedem Jäger verengte sich mehr und mehr, so wie wir weiter vordrangen. Durch unsern Anblick und unser Geschrei erschreckt, hatten die gefangenen Schaafe Anfangs nach mehreren Seiten hin verzweifelte Versuche, durchzubrechen, gemacht; aber von den Jägern zeitig zurückgedrängt, lösten sie sich auf; es riß Verwirrung unter ihnen ein, und nun rannte jedes seinen eignen Weg. Bald waren sie vereinzelt, bald bildeten sie wieder eine compacte Masse, ganz wie eine Heerde Schaafe, die von einem Wolfe gehetzt wird. Einige sprangen mehrere Fuß hoch in die Luft und drehten sich im Kreise, und eine kleine Anzahl Weibchen ließen in der Angst selbst ihre Kleinen im Stich, die unter jämmerlichem Blöcken hinter ihnen her liefen. Don Luis und sein Sohn feuerten beide mitten in den Haufen ihre Gewehre ab und erlegten jeder ein Schaaf; ich mochte nicht schießen, denn es war nun keine Jagd mehr, sondern nur noch ein Gemetzel. Die Schaafe machten einen letzten Versuch, und mehrere von ihnen stürzten sich, die Augen zu, auf einen Punct, den sie in ihrer Bedrängniß für den schwächsten halten mochten. Ein Indianer ward wirklich von dem Anlauf zu Boden geworfen, und es gelang wohl einem Dutzend, durch diese Lücke, die sich aber gleich wieder schloß, zu entrinnen.

Die meisten Guachos und Indianer hatten ihre Lassos mitgenommen, die sie fast nie ablegen und von welchen sie fast täglich bei den Heerden in den Estenzias Gebrauch machen. Sie schwangen sie ein paarmal um den Kopf herum, dann fielen ein zwanzig Schlingknoten zwischen den verwilderten Trupp, und ein jeder derselben hatte ein Opfer am Halse gepackt. So gerieth fast die Hälfte in Gefangenschaft. Auf Don Luis und meine Fürsprache, ließen die Jäger es nun gut seyn; wir öffneten den Kreis, und der Rest der Schaafe war, die Freiheit benutzend, welche sich ihnen so unerwartet darbot, in wenigen Minuten unserem Gesichtskreise entschwunden. Was nun erfolgte, war eine rein barbarische Scene. Vergebens bat ich, daß man sich mit der Wolle der unschuldigen Thiere begnügen und mindestens einige Schaafe am Leben lassen möchte; meine Bitte fand kein Gehör. Die armen Thiere quälten sich jämmerlich, ihrer Bande los zu werden, und machten von der einzigen Waffe, welche die Natur ihnen gegeben hat Gebrauch, indem sie ihren Henkern einen stinkenden Speichel ins Gesicht spieen. Die Guachos tödteten sie eben so, wie sie ihr Rindvieh tödten, durch das Abschneiden der Kehle, und in weniger als zwanzig Minuten waren die zwanzig Kadaver abgezogen und zerlegt, um leichter transportirt zu werden.

Es war 11 Uhr, und wir hatten noch nichts genossen. Auf dem Schauplatz des Gemetzels selbst ward ein großes Feuer angemacht, und bald standen zehn hölzerne Spieße mit den saftigsten Fleischstücken daran darum her. Drei oder vier Schaafe gingen so drauf, denn ein Guacho und noch mehr ein Indianer hat von der Natur die beneidenswerthe Fähigkeit erhalten, ohne alle Beläßigung für drei Tage mit einemmale zu essen. Dagegen kann er auch, um die Sache wieder auszugleichen, drei Tage hinter einander fasten. Der übrige Theil des Tages ward angewandt, den Rest der Beute, welchen wir für uns zurückgelegt, in die Nähe der Grotte zu transportiren, wo wir die Nacht zugebracht hatten. Die Indianer und die Guachos nahmen das übrige mit zu ihren Pferden, die sie in der Umgegend gelassen. Am andern Tage trafen wir, ohne einen Unfall wieder zu Allemäus ein.

Ich erhielt auf meinen Antheil einige Pfund Wolle, die ich späterhin zu Concepcion spinnen ließ, und woraus mir eine Frau auf dem Lande einen Poncho anfertigte, der so weich wie ein Caschemir-Shawl und völlig wasserdicht war. Ich habe oft einen Eimer Wasser darauf gießen lassen, ohne daß nur eine Spur von Näße daran geblieben wäre. Einige Monate späterhin ließ ich mich verleiten, ihn einem Liebhaber aus Buenos-Ayres für 100 Piaster zu überlassen, was mich noch diesen Augenblick reuet.

Stimme Chateaubriands.

(2.)

Dieser berühmte Veteran der Politik und Literatur hat sich über die, auf Veranlassung des Ereignisses vom 28. July, von der französischen Regierung der Deputirten-Kammer vorgelegten Gesetz-Vorschläge, die zu so mannichfachen Discussionen und Kritiken Veranlassung gegeben haben und noch geben, in folgendem, an die Quotidienne gerichteten Briefe, auf eine merkwürdige Art ausgesprochen und wir halten es daher für Pflicht, ihn unsern Lesern mitzutheilen.

Paris, den 22. August 1835.

„Literarische Arbeiten, die meinem Leben zum Bedürfnisse geworden sind, der Ueberdruß der Politik, die Nutzlosigkeit des Wortes in einem Momente, wo unermeßliche Thatsachen die Gesellschaft beherrschen, hatten mich bestimmt, über die in Berathung begriffenen Gesetz-Vorschläge ein gänzliches Stillschweigen zu beobachten. Meine eigenthümliche Stellung isolirt mich von Allem; ich gehöre keiner Tribune an; ich habe keinen Eid geleistet: „„Wozu soll es nützen,““ sagte ich zu mir selbst, „„mich in „diese Verwirrung zu werfen? Meine Stimme wird nicht gehört wer„den; ich werde nur die Verlegenheit des Augenblickes vermehren, ohne „Nutzen für das öffentliche Wohl, ohne Vortheil für meine Meynung. „Wer hat überdies nicht die Fehler dieser Gesetzvorschläge bezeichnet, und „was habe ich noch über die Preßfreiheit zu sagen? Habe ich diesen Ge„genstand nicht erschöpft?““

„Endlich sagte ich, als ich zum letztenmale in der Pairskammer von der Tribune herabstieg, der jetzigen Regierung voraus, daß sie nicht mit der Preßfreiheit leben könne; später prophezeihte ich ihr noch, daß sie dahin gebracht werden würde, diese Freiheit zu vernichten. Meine Pflicht war somit erfüllt; ich war entschlossen, mich auf meine traurige, alte Rolle des nicht gehörten Propheten zu beschränken. Aber man beruft sich jetzt auf mich; man klagt mich an und so bin ich genöthigt, das Wort zu nehmen. Wenn ich das Unglück habe, ein wenig auffallende Dinge zu sagen, so wird man sich erinnern, daß ich nicht Händel gesucht habe; man hat mir den Fehdehandschuh hingeworfen — konnte ich als Mann von Ehre mich weigern, ihn aufzunehmen?

„Erlauben Sie mir, mein Herr, eine Seite Ihres Journals in Anspruch zu nehmen; ich habe weder die Zeit, noch den Willen, eine Flugschrift zu schreiben; ich werde die Frage auf eine persönliche beschränken.

„Ein Deputirter hat, um seine dem neuen ministeriellen Projeet gegen die Presse günstige Meynung zu unterstützen, mir die Ehre erwiesen, ein Capitel der Monarchie selon la Charte anzuführen. In diesem Capitel fordere ich starke Repressiv-Gesetze: das ist die Wahrheit; ich wundere mich nur, daß man mich zu einer so leichten Erklärung herausgefordert hat.

„Die Monarchie nach der Charte ist 1816 geschrieben worden. Es handelte sich davon, die Abschaffung der Censur zu bewirken. Ich stand damals, wie noch jetzt, in den Reihen der Royalisten, die, durch ihre Sitten und Gewohnheiten, den Formen der alten Monarchie anhingen und die Preßfreiheit als eine Landplage betrachteten. Ich wünschte, daß sie die Formen der neuen Monarchie annähmen. Ohne die Freiheit der Presse, ohne die Abschaffung der Censur war diese Monarchie unmöglich.

„Um zu meinem Zwecke zu gelangen, um furchtsame, meinem Vorschlage abgeneigte Gemüther zu beruhigen, forderte ich an der Stelle der

Digitized by Google

Censur drohende Gesetze, sicher, daß, wenn ich die Abschaffung dieser erhalten, ich in der That alles erlangt hätte.

„Betrog ich mich wohl hierin? Mittelst dieser nach den Umständen gestalteten Concession habe ich die constitutionelle Monarchie denen erträglich und annehmlich gemacht, die ohne dieses nie davon hätten reden hören wollen und die Censur wurde abgeschafft: das war die große Eroberung meines Lebens; denn mir, ich wage es zu sagen, verdankt Frankreich zum großen Theil die Preßfreiheit. Die Thatsachen unterstützen meine Behauptung.

„Nachdem die Censur nun abgeschafft war, welches ist da mein Betragen gewesen? Zwanzig Jahre meiner politischen Laufbahn sind seit 1816 zur Vertheidigung der Freiheit, deren Princip ich erobert hatte, angewendet worden. Ich habe alle Gesetze bekämpft, durch welche man sie beschränken wollte; ich habe alles für diese Freiheit aufgeopfert: Aemter, Vermögen, Ehrenzeichen.

„Die Monarchie nach der Charte, dieses Werk selbst, worin ich die Abschaffung der Censur mit starken Gesetzen forderte, wurde mit Beschlag belegt, und man nahm mir die Stelle des Staatsministers, der bis dahin für unabsetzbar (inamovible) gegolten hatte. Nach dem Tode des Herzogs von Berry hörte ich auf zu schreiben, weil man die Censur wiederherstellte; ich stimmte gegen das Ausnahme-Gesetz, womit man das Grab dieses edlen Fürsten befleckte. Nun ist es doch wahrlich wunderbar, mich jetzt als einen Feind der Preßfreiheit darstellen zu wollen!

„Aber kommen wir zum Schlusse: Wenn ich Feind dieser Freiheit gewesen wäre, was hatte man denn von mir zu erwarten? Ich gehörte einer Ordnung der Dinge an, die den neuen Ideen eben nicht günstig war. Indessen, weit entfernt, der Mann meiner Erinnerungen zu seyn, bin ich vielmehr der Mann meiner Zeit gewesen. Wenn endlich, in einer andern Epoche, ich politische Gefühle gehabt hätte, die von denen etwas verschieden gewesen wären, die ich jetzt habe, was müßte man daraus folgern? Daß Jahre von Erfahrung mir nützlich gewesen seyen, daß ich mit der Gesellschaft, mit meinem Jahrhundert fortgeschritten, während andere zurückgegangen sind.

„Ja Ihr: Ihr habt untersucht, was und wer ich wäre; sehen wir einmal, wer Ihr seyd.

„Im Anfange unserer Institutionen, als das Spiel und die Principien dieser Institutionen noch nicht bekannt waren, habe ich starke Gesetze an die Stelle der Censur vorgeschlagen; Ihr aber schlagt jetzt, wo die Censur nicht mehr existirt und die Institutionen gereift sind, schreckliche Gesetze an die Stelle der Freiheit vor. Aus einer im Namen der Preßfreiheit gemachten Insurrection hervorgegangen, erdolcht Ihr eure Mutter! Hervorgegangen aus der Volks-Souverainität, verdammt Ihr die freie Prüfung der Regierungs-Principien zur Deportation. Warum habt Ihr also Carl X. gestürzt? Und wer seyd Ihr, um Euch also auf alle Freiheiten loszustürzen, denn sie sind alle angegriffen durch Eure Gesetze über das Associationsrecht und über die Presse? Hat Euer glorreicher Arm hundert Schlachten über die Feinde des Vaterlandes gewonnen, oder hat er sich nur geübt, die Barrikaden Eurer Wiege zu zerstören?

„Ich könnte Euch erdrücken unter dem Gewichte Eures Ursprungs, Euch ungetreu Eurem Betragen, Eurer Sprache, Euch selbst zeigen. Wie? Ihr seyd es, Kinder des Julius, die Ihr die Jurisdiction der Tribunale ändert, Vergehen in Verbrechen verwandelt, den Schimpf geheimer Abstimmung in die Jury einführt und eine Reihe von Gesetz-Artikeln vorlegt, wovon die einen unterdrückender als die andern sind, in welchen sich die erschrockene Einbildungskraft verliert?

„Ich erspare Euch Vorwürfe, die die ganze Erde Euch macht; ich fordre nicht Rechenschaft von Euren Schwüren: ich begnüge mich, Euch zu sagen, daß Ihr mit Eurer Aufgabe noch nicht zu Ende seyd, daß, auf dem gefährlichen Wege, den Ihr in Folge aller Regierungen, die sich ins Verderben gestürzt haben, eingeschlagen habt, Euch nichts mehr übrig bleibt, als diese Straße bis zum Abgrunde zu verfolgen. Ihr habt nichts gethan, so lange Ihr die Censur nicht wiederhergestellt habt; es giebt nichts Wirksames gegen die Presse als die Censur: ein gewaltthätiges Gesetz kann den Menschen tödten; die Censur allein tödtet den Gedanken, und der Gedanke ist es, der Euer System vernichtet. Bereitet Euch daher vor, diese Censur einzuführen, und an dem Tage, wo Ihr dies thut, seyd Ihr — verloren.

„Uebrigens muß man einräumen, Eure Gesetze sind eine gezwungene Folge Eurer Stellung: ohne das Princip der Legitimität oder das republikanische Princip ist jede Preßfreiheit unmöglich; je weiter Ihr geht, desto mehr werdet Ihr diese Wahrheit anerkennen.

„Ich hoffe, meinem Grabe nah genug zu seyn, um die Revolutionen nicht mehr zu sehen, welche die Zukunft bedrohen; aber der Geist des Schwindels, welcher die Gewalt ergriffen hat, läßt mich fürchten, daß die Revolutionen noch schneller gehen werden, als mein Leben.

„Ich will nicht vorübergehende Triumphe zu stören suchen; ich werde mich nicht verwegen in diese Gefahr stürzen; aber wenn mich je eine Bedingung der Ehre zwänge, noch einmal das Wort zu nehmen, wie sie mich heute dazu gezwungen hat, so würde mich nichts aufhalten; ich würde ganz laut mein bekanntes Glaubensbekenntniß wiederholen, weil es keine Macht, kein Gesetz, keine Gefahr auf der Erde giebt, die mich verhindern könnte, meine Meynung frei auszusprechen.

„Ich weise aus allen Kräften meiner Seele die moralische Solidarität zurück, die man beliebt hat, mir zuschieben zu wollen. Die vorgeschlagenen Gesetze sind mir ein Gräuel; mögen diejenigen, die sie machen und die sie votiren, die Ehre davon genießen: Jedem das Seine — d. h. jedem der Lohn seiner Werke!"

„Ich habe die Ehre ꝛc. „Chateaubriand."

Denkwürdigkeiten Mirabeau's,
geschrieben von ihm selbst, seinem Vater, seinem Oheim und seinem Adoptiv-Sohn.

Tome IV. und V.

(2.)

Wir haben zu seiner Zeit die Anzeige des Temps von den ersten Bänden dieses für den Geschichtsforscher wie selbst für die allgemeine Lectüre höchst interessanten Werkes unsern Lesern mitgetheilt und halten nun um so mehr für Pflicht, die nachstehende Fortsetzung unsern Lesern nicht vorzuenthalten, als das Interesse offenbar steigt, so wie das Werk weiter vorrückt.

Wir treten jetzt (d. h. mit diesen Bänden) in das politische Leben Mirabeau's ein. Heißt das nun sagen, daß Mirabeau, durch einen schnellen Theater-Coup, vom Schloßthurm zu Vincennes in den Saal des Ballhauses gesprungen sey, oder daß, nachdem er gestern, in seiner eignen Sache, Portalis vor den Schranken des Parlaments von Aix überwunden, er morgen, als Vertheidiger eines ganzen Volkes, die National-Versammlung mit seiner Stimme erfüllt und den Herrn von Brézé, den Groß-Ceremonienmeister der Monarchie von vierzehn Jahrhunderten hinausgetrieben habe? Ist es derselbe Mann, der unter unsern Augen verändert und durch Zauber verwandelt ist, der Graf de la Bourrasque in einen Staatsmann, der Liebhaber Sophiens in den Helden der Revolution, der Taugenichts in einen großen Mann? Nein, wahrlich nicht!

Digitized by Google

Es ist ein Irrthum zu glauben, daß man nur mit dem Fuße auf die Erde zu stampfen brauche, um große Männer daraus hervorzurufen, und daß jede Epoche deren in ihrem Schooße trage, woraus sie ganz bewaffnet hervorspringen, wie Minerva aus Jupiters Gehirn. Man sieht gern in ihnen das freiwillige Erzeugniß der Umstände, die natürlichen Kinder großer Ereignisse; es sind schöne Improvisationen, die mit einem Wurf hervortreten, ganz fertige Organisationen, die nur die rechte Stunde erwarten, entschlummerte Mächte, die beim Stoß der Begebenheiten erwachen. Daher das ungemessene Erstaunen, worein uns diese geborenen Genies, welche ohne Vorbereitung erscheinen, diese plötzlichen und unerklärlichen Phänomene, versetzen. Aber wenn man sie näher beleuchtet, so werden die Wunder, wovon ich eben sprach, natürliche Wahrscheinlichkeiten, menschliche Realitäten; sie werden geboren, wachsen und entwickeln sich nach und nach in ihrer Größe, wie wir in unserer bescheidenen Mittelmäßigkeit; sie haben auch ihren Anfang und ihre nöthige Erziehung, ihren Instinct, ihre vorläufigen Versuche, ihre harte aber fruchtbare Initiation. Man studire den Knaben, den Jüngling, der einst das Schicksal seines Vaterlandes in der Hand tragen soll; ihr glaubt ihn verirrt, auf seinem Wege gestürzt; und nun steht er mit einemmale am Ziel, wenn ihr ihn schon lange aus dem Gesichte verloren habt; er ist immer vorwärts geschritten und ihr erkennt ihn nicht mehr; aber es ist immer er, die einzige und dieselbe Person, die ihr Leben durch tausend widrige Umstände, die aber minder stark als seine Natur und Vorausbestimmung waren, und die sie sich anzueignen und zu unterwerfen gewußt, fortgesponnen hat. Seine Jugend, so launenvoll und willkührlich sie uns erschien, war die Schule und das Gymnasium, wo er alle Kräfte für sein reiferes Alter sammelte.

Wie viele unter uns hat nicht Mirabeau, beim ersten unermeßlichen Schritte, den er in seiner Laufbahn gemacht, in versteinertes Erstaunen versetzt, weil wir den Weg nicht kannten, den er schon durchlaufen? Wir neigten das Haupt beim ersten Glanze dieses überall wiederhallenden Wortes; wir beteten ihn an, weil wir nicht wußten, aus welchen Elementen sich dieser Donner gebildet hatte. Die Revolutionen gehen von diesen unerwarteten Menschen, von diesen verborgenen Kräften als schreckliche und geheimnißvolle Explosionen aus, von denen man die ersten Stöße nicht gefühlt, den ersten Blitz nicht gesehen hat. Ein solcher Mann ist Mirabeau, der uns minder überraschen würde, wenn er nicht auf den ersten Anblick zufällig und momentan erschien, wenn wir die Prüfungen kennten, durch welche er gegangen, die Studien und Arbeiten, die ihn eingeweiht und gestärkt, das unermüdliche Lernen und die lange Erfahrung alles dessen wüßten, was er gewesen ist und seitdem gethan hat. Das sind diese Genie's, wunderbar geboren, aufgeblüht von selbst, glauben wir, deren Gebären aber so mühevoll ist, die lange Jahre von den vorhergehenden Jahrhunderten, wie zugleich von dem ihrigen, sich nährend, endlich zu dem politischen Leben durch tausend Vorspiele des Privatlebens gelangen, geübt und abgehärtet durch die doppelte Erziehung der Familie und der Welt.

Mirabeau, der erst im Jahre 1789 mit Bedeutung beginnt, tritt übrigens schon mit zwanzig Jahren, nämlich 1772 in die Politik. Nach seiner Heirath wird er von seinem Vater nach Manosque exilirt und da schreibt er seinen Essai sur le despotisme, eine noch zu starke Aufgabe für diesen jungen Kopf, aber ein bedeutungsvolles, kühnes und warmes Debut. Im Schlosse von If, im Fort Joux, in diesen beiden Staats-Gefängnissen, wo der harte Marquis ihn successiv hat einkerkern lassen, weil er von Manosque aus ehrenwerthen Motiven entflohen war, arbeitet er für Alle, ist für alle Angelegenheiten und zur Verhandlung aller Fragen bereit; er dient dem Commandanten Dallegre zum Rath und Advocaten, der Municipalität von Pontarlier zum Secretair; auf die Bitte des Herrn von Saint-Mauris, Commandanten des Forts Joux, macht er den Bericht von den Festen, die zu Pontarlier zur Feier der Krönung Ludwigs XVI. gegeben worden, und der Gefangene richtet dabei edle und strenge Winke an den König; er übernimmt, gegen die Verpachtung der Douanen jener Zeit, die Vertheidigung Jeanrets und sagt in seiner diesfallsigen Denkschrift: „In Frankreich muß nicht die Jurisprudenz des Säbels eingeführt werden ꝛc.“ Später verfaßt er, auf die Bitte desselben Herrn Saint-Mauris, seines Kerkermeisters, nach den liberalsten Grundsätzen der Staatswirthschaft, eine Denkschrift über die Salzwerke der Franche-Comté.

Im Jahre 1777, mit Sophie nach Holland geflüchtet, der Verführung und des Raubes schuldig befunden, in contumaciam zum Tode verurtheilt, ohne Hülfsquelle und Geld im fremden Lande, unternimmt er, um zu leben, zahlreiche Arbeiten, Geschichte, Literatur, Künste und Reisen behandelnd: er übersetzt eine Geschichte von England, den Agricola von Tacitus, Philipp II. von Robert Watson und denkt darauf, auch die Revolution der Vereinigten Staaten zu beschreiben. Außerdem hat er zunächst den Einfluß der freien Erde Hollands gefühlt und seinen Willkommen mit der Herausgabe des Avis aux Hessois bezahlt; diese ließen sich (?) von ihrem kleinen Churfürsten enrolliren und den Engländern verkaufen, welche die Insurgenten von Amerika bekämpften; er redet sie an und mahnt sie ab: „Ihr seyd verkauft! und zu welchem Zwecke? gerechte Götter! um Völker zu bekriegen, die euch das edelste Beispiel geben. Auf, warum ahmt ihr ihnen nicht nach?“

Sein Vater läßt ihn durch Verrath aufheben und ihn von Brigade zu Brigade bis in den Thurm von Vincennes bringen. Da bleibt er 42 Monate begraben, verzehrt vom Fieber, in Gefahr, selbst die Augen zu verlieren, an allem Mangel leidend für sich und für Sophie, wie für sein Kind, wenn er nicht Tag und Nacht geschrieben hätte. Man hat ihm einige schlüpfrige oder mittelmäßige Schriften zum Vorwurf gemacht, die ihm das Elend und die nicht gewissenhafte Geldgier der Buchhändler entriß. Aber im Thurme entwirft und schreibt er sein Lieblingswerk: „Des Lettres de Cachet et des Prisons d'état,“ Gegenstand der Anklage unter dem alten Regime, erstes Manifest der Revolution, erster gegen die Bastille abgefeuerter Kanonenschuß; ein Jünglings-Werk ohne Zweifel, bisweilen weitschweifig und declamatorisch, worin man aber doch einen mächtigen Keim gewahrt; ein Streich der Unabhängigkeit und der Kühnheit, aber doch gemessen und ernst, eine plötzliche Offenbarung eines Genies, das stark genug ist, um zu zerstören, aber auch stark genug, um zu erhalten. Es ist gleichfalls noch im Thurm, daß er zum großen Theil die Memoires du ministère du duc d'Aiguillon, die seitdem Soulavie nach seiner Weise geordnet und herausgegeben, gesammelt und vorbereitet hat: hierin zeigt er sich mehr als Staatsmann und Mann der Regierung, denn als Revolutionair; er will der Königin die Popularität wiederverschaffen, die sie verloren hat, und er entwickelt zu diesem Zwecke ein allgemeines System moralischer und materieller Verbesserungen, wovon er ihr die Initiative und oberste Leitung zutheilt, die ihr Segnungen erwerben soll, indem man ihr allein das Heil, das Gedeihen und den Glanz des Königreichs zuzuschreiben hätte. Pariser von 1835, nun gewöhnt an confortable, große und nützliche Anstalten unserer jetzigen Stadt Paris, werden wir nicht ein wenig verwundert seyn, wenn wir lesen, daß Mirabeau sie zum Theil ausgedacht, 1780, in seinem kleinen Zimmer von Vincennes aufs Papier geworfen, und daß das Kaiserreich und die Restauration seine Ideen und seine Plane von ihm entlehnt haben? Nichts desto weniger lassen ihm diese langen und schwierigen Studien, diese ernsten Vorarbeiten noch Zeit, den Tibull zu übersetzen. Sein Mangel selbst hinderte ihn nicht, dieser letztern Arbeit eine graziöse und elegante Bestimmung zu geben. Wirklich schreibt er an Boucher: „Meine „Absicht war, daß Tibull in blauen Maroquin, mit weißer Seide

Digitized by Google

„gefüttert, gebunden werden sollte; auf dem Rücken mit der In„schrift: Stunden Sophiens. Sehen Sie, ob dies Ihre Mittel „nicht übersteigt; am Schlosse oder Beschlage müßte ein goldenes Herz, „worin Haare gefaßt wären, angebracht werden."

Am 15. December 1780 öffnet sich seine Bastille endlich und er ist frei. Diese acht Jahre, unter den Stürmen und Fehlern seiner Jugend, in der Verbannung, auf der Flucht, in vier Gefängnissen verflossen, waren für seine Zukunft nicht verloren gewesen. Den Theil, den seine Leidenschaften von dieser Zeit wegnahmen, abgezogen, war ihm noch genug für die Arbeit und die energische Anwendung aller Fähigkeiten seines Geistes übrig geblieben. Die Forderungen und Bedürfnisse seiner physischen Organisation hatten ihn nicht ganz absorbirt; er nährte auch noch andere Flammen, edlere Sehnsucht; der Geist war eben so feurig als das Blut seines Stammes und der Drang seines politischen Temperaments hatte sich, trotz aller Hindernisse, den Weg gebahnt. Die folgenden acht Jahre, von seiner Befreiung aus dem Thurm an bis zu seiner doppelten Erwählung als Deputirter des dritten Standes, sind nicht minder gehaltreich und nützlich für ihn; sie führen noch nicht direct zu 1789 — er lernt aber durch sie seine Rolle ein.

Nach dem siegreichen Vergleich von Pontarlier, den er im August 1782 erlangte, immer arm und auf den Ertrag seiner Feder reducirt, geht er in die Schweiz, in der Hoffnung, seine beiden Manuscripte: les Lettres de cachet et l'Espion devalisé, vortheilhaft zu verkaufen. Drei Monate seines Aufenthaltes zu Neufchatel wendete er folgendermaßen an: sich zwischen zwei befreundeten Ländern befindend, nämlich Frankreich und der Schweiz, wünschte er die Schranken der Douanen zu vernichten, die sie scheiden und richtete an den General-Controlleur Joly de Fleury, eine Denkschrift wider das Regime der Restrictionen und Verbote; dann nahm er Partei für die Repräsentanten von Genf gegen die Negativen, für die genfer Demokratie gegen die dasige Aristokratie; das ist der Gegenstand einer zweiten Denkschrift, die er an Herrn von Vergennes, den Präsidenten des versailler Cabinetts, schickt; eine berechte Vertheidigung, wo er geschickt das diplomatische Interesse Frankreichs mit der Sache der Freiheit verwebt. Eine kühne Vorrede zu seiner Denkschrift für die Cassation des Urtheils von Aix zog ihm einen neuen Verhaftsbefehl zu; er fand davor eine Zuflucht in England, während der letzten sechs Monate des Jahres 1784. Da gab er die Considérations sur l'ordre de Cincinnatus heraus; er erinnert darin den Verein der Cincinnati, der amerikanischen Officiere, die, nach dem Friedenstractat der Unabhängigkeit, sich eine erbliche Decoration decretirt hatten, an die Gleichheit und republikanische Würde. Um dieselbe Zeit schrieb er eine Flugschrift unter dem Titel: Doutes sur la liberté de l'Escaut. Es war eine augenscheinliche Palinodie der Doctrinen, die er bis dahin über politische Oekonomie oder Staatshaushalt ausgesprochen, und man sagte damals, daß Holland, in diesem Puncte von Joseph II. bedroht, ihn bezahlt habe, um sich auf diese Weise zu widersprechen; aber er rechtfertigte sich in der Politik über diese ökonomistische Palinodie; aus der commerziellen Frage machte er eine höhere der allgemeinen Sicherheit und des europäischen Gleichgewichts; er denuncirte die gefährlichen Anschläge und den Bund der nordischen Mächte, die nur auf der Freiheit der Schelde beständen, um Holland zu ruiniren und um nachher den Süden zu unterjochen und ihrer Willkühr preiszugeben.

Im April 1785 konnte er ohne Gefahr in Paris wieder erscheinen. Indessen war er im Begriff es zu verlassen, um mit Muße, tief in der Provinz, ein großes Werk zu empfangen und zu verfassen, welches die Blicke auf ihn heftete, als er von den Banquiers Panchaud und Claviere, die mit dem Minister von Calonne in Verbindung standen, zurückgehalten und in die Crisis und finanzielle Polemik des Tages, in den wüthenden Kampf der Agiotage geworfen wurde. Die enormen Verluste, die Panchaud und Claviere machten, die ersten guten Absichten Calonne's und seine Reform-Versuche ließen Mirabeau, der die Feder für sie führte, freies Feld; er benutzte dieses, um, zum Behuf des öffentlichen Wohls und des Staats-Vermögens, zu schreiben, um alle die alten Vorurtheile im Finanzfache zu vernichten, die von Seite der Betheiligten und durch die Connivenz oder Kopflosigkeit und Schlendrian der General-Controleurs, zum großen Nachtheil des Schatzes und des Beutels der Bürger, unterhalten wurden; er stellte mit Entschiedenheit und mit der Klarheit seines Geistes die wahren Principien der ökonomischen und finanziellen Wissenschaft fest und brachte sie zur Einsicht der ganzen Welt; er demüthigte mit seiner gewohnten Rücksichtslosigkeit die Agioteurs und ihre Gehülfen, die Herren von der Caisse d'escompte und der Banque d'Espagne, genannt Saint-Charles, die Herren der Compagnie des eaux de Paris und auch Beaumarchais, den Schriftsteller dieser Herren, der indessen sich erhob und mit Figaro's Epigrammen, unter dem Brüllen des Löwen, antwortete. Aber ein solcher Secretair, der die Frage hell beleuchtete und furchtlos alle Folgen annahm und ans Licht zog, verunreinigte Calonne mit aller Welt und sagte dem kleinen ausschweifenden Reformator und Hofmann wenig zu: dieser verleugnete also die Schriften, zu denen er ermuthigt hatte, und ließ sie verdammen. Mirabeau schleuderte gegen den Minister eine Epistel, die seine Freunde zurückhielten, und er reiste nach Preußen ab, unter dem Bann des sechszehnten lettre de cachet.

Immer der Ruhe unfähig und von Ideen geplagt, schrieb er, unter den Augen des großen Friedrichs, seinen Brief über Cagliostro und Lavater, wo er die Charlatans und Illuminaten gleich sehr geißelt. Ein vorzüglicher Abschnitt: Ueber die politische Reform der Juden, eine wundersame Voraussicht ihrer jetzigen (und theils noch bevorstehenden) Emancipation, folgte zunächst. Ueberall suchte er seine ungeheure Thätigkeit anzuwenden. Aber er wurde es müde, als General-Advocat der Freiheit, der Vernunft und der Menschheit, nur für Rechnung der Buchhändler zu arbeiten: Philosoph, Gesetzgeber, Weltbürger, wie er sich selbst nennt, strebte er darnach, eine Philosophie und ein öffentliches Recht in Anwendung zu bringen und die Hand an die allgemeinen Angelegenheiten und die Regierung zu legen; er wendete sich den Staaten zu, wo er mehr Stoff und Arbeit zu finden hoffte; er hätte gern Dienste in Preußen genommen und dachte darauf, sich Rußland anzubieten! Inzwischen versöhnten ihn seine Freunde von Paris, Panchaud, der Herzog von Laugun und der Abbé von Perigord (jetziger Fürst Talleyrand) mit dem Ministerium (den Herren Vergennes und Calonne). Man verlangte von ihm und er lieferte am 2. Juny 1786 eine Denkschrift über die gegenwärtige Lage von Europa, die dem aufgeklärtesten Geschichtschreiber, dem ältesten und feinsten Diplomaten Ehre gemacht haben würde; man schickte ihn nach Preußen, um den letzten Seufzer des großen Friedrichs aufzufangen und die neue Regierung zu beobachten. Das war eine geheime Mission und eben darum wenig ehrenvoll und würdig für ihn: er nahm sie indessen an, um zu beginnen. Die sechs und sechszig Briefe der Correspondenz von Berlin sind, glücklicherweise für seinen Ruhm, nicht das einzige Resultat dieser Mission, für welche man ihm 12,000 Franken ungern vergütet, die er in acht und einem halben Monat verbraucht hatte. Durch eine dringende Empfehlung gab er Frankreich den berühmten Lagrange. Er sammelte die Materialien der Monarchie prussienne. Er schrieb endlich seinen schönen Brief: Lettre à Frederic Guillaume II., wo er, unter der Form der Rathschläge an einen jungen König das prächtige Programm einer civilisatorischen Regierung entwickelt: Abschaffung der Vorrechte, religiöse Toleranz, Freiheit der Industrie und des Handels, Freiheit der Reisen, Abschaffung des Heimfalls-Rechtes, Inamovibilität der Richter, Werkstätten öffentlicher Arbeiten, Aufhebung

Digitized by Google

der Lotterie, öffentlichen Unterricht, Freiheit der Presse, Gleichheit der Abgaben, Landwehr oder Nationalgarde. Man sehe, wie die Revolution schon in diesem Kopfe gährt!

Er ertrug die falsche, an Spionerie gränzende Stellung nicht, die man ihm in Preußen gegeben. Ueberdies war die Versammlung der Notabeln, die er so oft gefordert hatte, zusammenberufen; er hatte die Ehrsucht, zum Secretär dabei gewählt werden zu wollen, eine bei Mirabeau gewiß bescheidene Ehrsucht, die aber doch durch den dem Herrn Dupont de Nemours gegebenen Vorzug getäuscht wurde: er begab sich daher 1787 nach Paris. Bald bemerkte dies das Publicum, indem es die Denonciation de l'agiotage au roi et à l'assemblée des Notables, dann den ersten und zweiten Lettre sur l'administration de M. Necker las, eine lebhafte Apologie Turgots und nicht minder lebhafte Widerlegung der Theorie der Anleihen, dieser verdeckten Abgabe und einer so lastenden Vertagung: alle Wunden Frankreichs waren darin aufgedeckt, der Schlund des Deficits geöffnet und sondirt. Der siebenzehnte Lettre de cachet erfolgte; aber es war zu spät, man konnte Mirabeau nicht mehr entbehren: alle die Schriften, so voll Patriotismus, Licht, Kraft und Intelligenz, unterschrieben „Graf Mirabeau," hatten Paris und Frankreich beschäftigt; Ludwig XVI. las sie mit Aufmerksamkeit, die Minister und der Hof fürchteten sie. Mirabeau wurde nothwendig. Er knüpfte Unterhandlungen mit dem Erzbischofe von Brienne an, weigerte sich aber auf das ministerielle Spiel einzugehen und hielt sich fern, als man das Parlament nach Troyes exilirte. In seinen Briefen an Scufflet, ein Mitglied des Parlaments, an den Minister Montmorin, zeigte er sich als mit dem Geheimniß des Publicums, des Hofes und des Parlaments vertraut; er beurtheilt und offenbart die ganze Lage. Herr von Montmorin verlangt seine Mitwirkung und er beschwört den Minister, die General-Stände für das Jahr 1789 anzukündigen, die General-Stände, das einzige Heilmittel, das Frankreich retten könne. Ungeachtet dieser Winke und Rathschläge suspendirt ein Beschluß des Conseils die Zahlungen des königlichen Schatzes nach der Weigerung des Parlaments, die dictatorische Anleihe von 440 Millionen einzuregistriren. Herr von Montmorin dringt ohne Erfolg in ihn, als guter Bürger und getreuer Unterthan, gegen die insolente Compagnie zu schreiben, die Frankreich und die Krone bevormunden wolle; er antwortet in einem bewundernswerthen Briefe: „Ich werde nie den Parlamenten den Krieg machen, als Angesichts der Nation." Vierzehn Tage nachher wurden d'Espremenil und Geislard im versammelten Parlamente verhaftet: die Revolution war gekommen und die General-Stände, seit einem Jahre von Mirabeau herbeigewünscht und gefordert, näherten sich unausweichlich, nicht um sie abzuwenden, sondern ihr ihren Lauf zu geben.

Mirabeau wendete die wenigen Monate, die noch bis dahin verfliessen, zur Herausgabe der Monarchie prussienne und zu verschiedenen polemischen Arbeiten an, wie folgende: Liberté de la presse; Suite de la denonciation de l'agiotage; Reponse aux alarmes des bons citoyens. Endlich dachte er darauf, sich seine Wahl zu sichern; aber, da er zwischen dem Parlament und dem Hofe neutral blieb und keine Verpflichtung als gegen die Nation übernehmen wollte, war er auf seine eigenen Kräfte reducirt und mußte sich selbst zum Deputirten machen. Da ihm Necker in Elsaß zuvorkam, wendete er sich nach der Provence. Er wurde von der Geistlichkeit und dem Adel ausgeschlossen, aber das Volk nahm ihn in seine Arme und trug ihn im Triumph nach Aix und Marseille; Aix und Marseille ernannten ihn durch Acclamation zu ihrem Deputirten.

Wer verdiente mehr als er, in der neuen National-Versammlung eine Stelle einzunehmen? Wer wird auf der Tribune seinen Namen vor ihm einschreiben? Sechszehn Jahre waren es her, daß er Besitz davon genommen, sechszehn Jahre, daß er seine erhabenen Improvisationen vorbereitete, sechszehn Jahre, daß er sich die wundervolle Universalität des Geistes erwarb, die ihn zum König der constituirenden Versammlung machte! Sein Genie setzt ohne Zweifel in Erstaunen, aber man begreift ihn, er ist möglich und fast nothwendig.

Diese Beweisführung ist vollständig in dem Band IV. und V. dieser Denkwürdigkeiten enthalten. Herr Lucas von Montigny vermehrt rastlos das eminente Verdienst der großen Arbeit, die er zur Hauptsorge und Beschäftigung seines ganzen Lebens gemacht hat. Er hatte der Schwester Mirabeau's, der Frau von Saillant, die in seinen Armen starb, zugeschworen, den, der ihn wie sein Kind behandelt und geliebt hatte, der Wahrheit getreu, besser kennen und glänzen zu machen: und er hat Wort gehalten. Er hat die Anklagen der Verkäuflichkeit, der Intrigue und niedrigen Ehrsucht, mit welchen man Mirabeau beim Eintritt in sein politisches Leben belastet hatte, ohne Widerrede, widerlegt. Dann hat er wahrhaft eine Lücke von fast ganz unbekannten sechszehn Jahren ausgefüllt, ohne welche man dieses Phänomen, das so plötzlich 1789 hervortritt, nicht erklären kann. Er hat sorglich alle zerstreuten oder verlornen Fragmente des Werkes von Mirabeau gesammelt und verbunden; er hat sie mit Stellen und Zusätzen vom größten Werthe vermehrt. Diese Denkwürdigkeiten werden die vollständigste und authentischeste Ausgabe, die treueste analytische Tabelle, die Wesenheit selbst und der ganze Geist (von Mirabeau) seyn. Herr Lucas von Montigny hat sich gehütet, jede Zeile, jedes Werk emphatisch zu loben: mit merkwürdigem Tact vertheilt er Lob und Tadel. Die lange Nomenclatur der Studien und Arbeiten drohte das Buch zu unterbrechen und die Theilnahme und Wißbegierde zu schwächen; aber die eine und die andere Klippe sind vermieden; die Methode erhält und verbindet alle Theile dieses großen, viel umfassenden Werkes, und tausend Reise-Abenteuer, Schilderungen des innern Lebens, der Sitten und manche Eigenheiten jener Zeit erheitern und beseelen den Bericht. Wir bedauern, daß wir nicht von dem Aufenthalt Mirabeau's in Preußen und von den reizenden Episoden der Frau von Nehra haben sprechen können.

Der sechste und siebente Band ist eben erschienen: beide enthalten das eigentliche politische Leben. Wir werden nächstens davon Bericht erstatten. Pr.

Hexen-Processe im Elsaß.

Vom Jahre 1615 bis 1635.

(Aus der Eleusis.)

(L.)

J. Theiler, zu früh gestorben vielleicht für seinen Ruhm, zu spät für seine Ruhe, ein unglücklicher Dichter, der keinen Schwanengesang hatte, und dessen hinterlassene Schriften man selten jetzt in einem Winkel von Bibliotheken findet, Schriften, die deutsch und französisch herausgekommen aber im Wesentlichen mehr deutsch als französisch, jedenfalls wohl würdig sind, nach mehreren Jahren zur Leichenrede des armen jungen Menschen zu dienen, der incognito begraben worden; J. Theiler hatte eine kleine Notiz über die Criminal-Processe gegen Zauberer und Hexen im alten Bisthum Straßburg geschrieben.

Denkt man sich wohl, daß von 1615 bis 1635 nicht weniger als 5000 Zauberer und angebliche Hexen in dem einzigen Bisthum Straßburg verbrannt worden sind? Man höre, 5000 in dem Zeitraum von zwanzig Jahren! und man klage mich nicht der Uebertreibung an: ich spreche, die Actenstücke in der Hand, es handelt sich nicht von einem Roman;

Digitized by Google

um das zu beweisen, will ich meine Gewährsmänner, oder die Quelle meiner Forschungen, nennen, die Archive der Präfectur des Nieder-Rheins. Da findet sich, unter andern merkwürdigen Fragmenten, ein gewisses Manuscript, das ich gern Herrn Grandidier oder irgend einem Vorläufer dieses gelehrten Sammlers zuschreiben möchte. Man findet darin den halb andächtigen, halb skeptischen Styl der gelehrten Benedictiner des achtzehnten Jahrhunderts wieder; man erkennt darin die geistliche Disciplin, verbunden mit einem gewissen Vorschmack der voltairischen Schule; der Zweifel schimmert durch die Reticenzen des Priesters durch; kurz, ich gebe dieses Manuscript als sehr merkwürdig für die Philosophie der Geschichte im Allgemeinen, so wie für die besondere Geschichte der Provinz: es ist das Inventarium des Bisthums Straßburg, die Criminal-Jurisdiction.

Darin habe ich denn gefunden, daß vor zwei Jahrhunderten Elsaß nur von Zauberern und Hexen bevölkert gewesen seyn muß. Jede Stadt, jedes Dorf, jeder Flecken hatte die seinigen und die gefaßt ihr Pactum mit dem Satan eingestanden — die als Märtyrer ihres ruchlosen Glaubens starben!

Man lache nicht, denn es klebt Blut an diesem Bericht, viel Blut, das Blut unserer Voráltern. Ach! es war nicht selten, in einem Dorfe hundert Personen als Zauberer verbrennen zu sehen. In dem einzigen Dorfe Saspach wurden einhundert zwei und zwanzig in einem einzigen Jahre verbrannt! Man kann in den Archiven des Bisthums mehr als dreihundert Actenstücke zählen, die nur Proceße gegen elsaßische Zauberer und Hexen enthalten.

Man stelle sich die lachenden Dörfer des Elsasses vor, jetzt an Sonn- und Fest-Tagen voll Freude und Wohlleben, mit ihrer Musik und ihren Tänzen, mit ihren jungen Bäuerinnen in grünem oder rothem Rock, mit ihren Jünglingen, die weiße Mütze auf einem Ohr, in einer Sammet-Weste mit glänzenden Knöpfen; diese Dörfer stelle man sich vor, in Plätze für Auto-da-Fe's verwandelt, Scheiterhaufen errichtet, wo man jetzt walzt, ihre eigenen Kinder als Zauberer und Hexen verdammend und mitleidslos verbrennend, die aber freilich, mit seltsamen Heroismus, bis zum Scheiterhaufen darauf beharrten, Zauberer und Hexen zu seyn!

Es war eine Tollheit, ohne Widerspruch, ein Volks-Wahnsinn, eine moralische Cholera; aber es ist leider wirkliche Geschichte! Und zwei Jahrhunderte vor dem Jahr der Gnade 1835, nur zwei Jahrhunderte, man merke das wohl, gab es in Elsaß Richter, um diese unbegreifliche Proceße einzuleiten und dann Henker um die unvernünftigen Urtheile zu vollstrecken. Was sage ich, Henker? Das Volk selbst versah sein Amt! In jedem Orte theilten sich die Einwohner in die Rollen: als gute Brüder und Genossen bestiegen die einen die Scheiterhaufen und die andern zündeten sie an; aber alles dieses, wie durch gemeinschaftliche Uebereinkunft, ohne Verwunderung, ohne Zorn, als wäre es die einfachste Sache von der Welt!

Welche Dramen, welche phantastische und tragische Mährchen könnte man da finden! Aber welcher Elsasser würde in einem solchen Stoffe einen literairischen Erwerb suchen? Welcher Elsasser würde diese beweinenswerthe Geschichte zu schreiben wagen? Ich beschränke mich daher, ganz einfach nur ein kurzes Resumé, des angeführten Manuscripts vorzulegen.

Der Proceß gegen die Zauberer war sehr expeditiv. Die Richter, sehr streng und förmlich in allen andern Proceßen, beschränkten sich, wenn es von dem Verbrechen der Hexerei sich handelte, auf ein kurzes Verhör der Angeklagten. Unter mehr als 2000 dieser Vernehmungen finden sich nicht sechs, die deutliche und genügende Bekenntnisse enthalten, obgleich die Angeklagten sich immer beeilten, alles zu gestehen, was man sie fragte und beschuldigte.

Uebrigens fanden sich immer zwölf Hexen gegen einen Zauberer. Man verhaftete sie zu dreißigen, vierzigen und funfzigen zugleich. Man kerkerte sie ein; der Untersuchungs-Commissair scheitt zum Verhör, worauf man sie, nach ihrem Geständniß, verurtheilte und ihre Güter confiscirte, die mit denen des Bisthums, bisweilen auch mit denen der Gutsherren, auf deren Gebiet die angeblichen Zauberer gewohnt hatten, vereinigt wurden. So gab es, im Jahre 1628, wo eine Hexe zu Andlau verbrannt wurde, lange Streitigkeiten zwischen der Regentschaft des Bisthums und denen Herren von Andlau über den Heimfall einiger Ländereien, die der Verbrecherin im Amte Benfeld gehört hatten. Endlich gab man, um die Prätendenten zu versöhnen, die Güter dem Bisthum, mit der Verbindlichkeit, an die Herren von Andlau eine Summe von 33 Livers 6 Deniers zu bezahlen, als Belohnung ihres Eifers, ihre Vasallin hinrichten zu lassen!

Und so empfingen noch andere Gutsherren und Barone den Henkerlohn oder vermehrten ihre Güter mittelst Confiscationen, welche die armen Narren, die man verbrannte, noch außer ihrem schmählichen Tode, trafen.

Ich habe so eben gesagt, daß die Geständnisse, obgleich immer erlangt, doch wenig genügend und triftig waren. Sie variirten nur in einigen mehr oder minder abgeschmackten und lächerlichen, man könnte selbst sagen komischen Umständen, wenn nicht Justiz-Morde das Resultat davon gewesen wären!

Folgendes ist der gewöhnliche Text der Debatten: Der Angeklagte, ein armer Bauer oder Bäuerin, erklärte, daß sie, niedergedrückt von Mangel und Kummer, auf dem Felde arbeitend oder in Wüsten umherirrend, plötzlich den Teufel gesehen hätten. Dieser Teufel hatte ein menschliches Gesicht, fast immer das Ansehen eines kräftigen jungen Mannes, war aber schlecht ausgestattet, halb nackend, mit frechem Anstand eines Bettlers oder Banditen. Er erkundigte sich nach dem Kummer des Bauers oder der Bäuerin und versprach einige Geldhülfe unter der Bedingung, daß man ihm seinen Körper überließ.

Man merke wohl, daß er von diesen armen Leuten nur ihren Leib forderte; kein Vernehmungs-Protokoll giebt an, daß der Teufel Verschreibung ihrer Seele gefordert habe. Dieser Teufel des gläubigen siebenzehnten Jahrhunderts wäre unsers materialistischen Jahrhunderts würdig gewesen.

Wie dem auch sey, die so versuchten Unglücklichen ergaben sich nicht immer gleich; sie antworteten auf Satans Anerbietungen ungefähr wie manche Coquette auf Liebeserklärungen, ohne sie förmlich zurückzuweisen, aber ohne sie das erstemal zu sehr aufzumuntern.

Der Teufel, als feiner und listiger Verführer, hielt sich darum nicht für geschlagen; er wiederholte seine Erscheinungen und Anerbietungen und brachte es bald dahin, daß man ein Angeld annahm; das bestand in einigen elenden Sous, niemals einem Thaler, eine Zahlung, die höchstens einen Bettler versuchen konnte.

Nehmen wir jedoch eine junge Frau von Schlettstadt aus, welcher, wie in dem Processe constatirt ist, der Teufel mehr und mehr bot und zuletzt bis auf 40 Sous ging. Das ist der theuerste Handel, der jemals im Elsaß, in jener Epoche, gemacht worden ist; auch konnte die Unglückliche ihm nicht widerstehen; sie nahm die 40 Sous, ging zum Sabbat und wurde ein Jahr nachher lebendig verbrannt.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1093. Hamburg. Mittwoch, den 9. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die pariser Lazzaroni's. Von Marc-Michel. . . . . Seite 857
Heren-Processe im Elsaß. Vom Jahre 1615 bis 1685. (Beschluß.) . . . . . „ 859
Jenseits des Rheins. Von E. Lerminier. Zweiter Theil. Die Wissenschaft. . . . . „ 860
Homöopathie. . . . . „ 862

Die pariser Lazzaroni's.

Von

Marc-Michel.

(Aus dem Figaro.)

(N.)

Auf dem neapolitanischen Boden hat der, nachlässig hingestreckte, halbgekleidete Lazzaroni, trunken von der reinen Luft, von der Aussicht auf seinen Golf und von dem Anblick eines wolkenlosen Himmels wenig Lebenssorgen. Der heilige Januarius und die Madonna werden schon für seinen Unterhalt sorgen, und dieselbe Hand, welche dem Volke der Wüste Manna vom Himmel sandte, Wasser aus Felsen sprudeln ließ und mit fünf Broden und fünf kleinen Fischen 5000 Menschen speiste, wird auch einen armen Lazzaroni nicht verhungern lassen und ihm ein wenig Macaroni und einen Tropfen Eiswasser zuwerfen. Was bedarf es weiter für ihn? Hin und wieder einige Schnitte Wassermelone, oder auch ein Stück frutta di mare, dann la morra, dies ganz neapolitanische Spiel, ein Liedchen, und die Marionetten mit Girolamo, Polichinella und Brighella, halb schwarz und weiß. Wenn der neapolitanische Lazzaroni den Vater aller Dinge um seine tägliche Macaroni gebeten und sie erhalten hat, bleibt ihm kein Wunsch mehr übrig; er genießt des dolce far niente auf den Steinplatten des Hafens oder auf dem Marmor der Chiaja.

Im Morgenlande gewährt das Träumen unter den Palmbäumen, oder auch neben frischen Brunnen, eine Pfeife, ein wenig Sorbet oder Caffe, einige Feigen und Oliven, und Mährchen, welche Gold, Silber, Edelsteine, Genien, Fee'n und Zauberer an den Blicken vorüberführen, ein behagliches Leben. An den Ufern des Euphrats fühlt sich der Arme mit ein Bischen Pilau beglückt, und er wendet sich, wenn er ihn erhalten hat, der Sonne zu, um Mahomed, dem großen Propheten, zu danken.

Auch in diesen Ländern ist es dem Menschen nicht um Arbeit zu thun — er flieht sie. Die Arbeit ist ihm eine Beschwerde ohne Lohn, eine Strapaze ohne Vergeltung; die Einfachheit seiner Bedürfnisse und seiner Vergnügungen gestattet es ihm, ohne Reue und ohne Entbehrung die langen Stunden einer süßen Muße zu genießen.

Ich erinnere mich, daß einst die reichen Grundeigenthümer in Italien, als einer der Orkane, welche aus den Regionen der heißen Zone zu kommen scheinen — so schnell, furchtbar und verheerend sind sie — im Anzug war und ihre schönsten Ernten bedrohte, die Armen inständigst baten, ihnen dieselben, wodurch sie freilich eben wohlhabend waren, die aber auch dem ganzen Lande zur Nahrung dienen sollten, retten zu helfen, statt aller Antwort aber mit einem unbekümmerten ironischen Lächeln abgefertigt wurden. Vergebens erhöhte man den Preis des Tagelohns — der indolente Italiener bereitete sich, indem er sich tiefer in seinen dalmatischen Mantel einhüllte, vor, dem Gewitter zuzusehen, das er mit derselben Lust herbeiwünschte, wie man darnach verlangt, daß der Vorhang aufgezogen werde, damit ein Schauspiel beginnen. Ein Bauer sagte, indem er auf einen Sack Maismehl hinwies, der in einem Winkel seiner Hütte stand: seht, Herr, damit reiche ich mit meiner Familie acht Tage lang aus, und so lange rühre ich mich alles Eures Goldes wegen nicht vom Fleck — ich will schlafen. Kommt Ende der Woche wieder, dann wird der Sack leer seyn, und Ihr habt von mir für einige Denari was Ihr wollt.

So erzählt die morgenländische Legende von einem armen Wallfahrer, daß er, schwer vom Hunger heimgesucht, bei einem Brunnen einen ledernen Beutel erblickt habe und mit dem Ausruf: „gelobt sey Allah! da finde ich Datteln," darüber hergefallen sey, ihn aber verächtlich weggeschleudert habe, als er gesehen, daß er nur mit kostbaren Perlen und Goldstaub gefüllt gewesen.

So steht es nicht um den Armen in unsern abendländischen Ländern; ihm wird es schwer, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen; ihm dient die Erde nur, wenn sie tief aufgewühlt worden ist. Er bedarf vielen Geistes und wenig Träumens, langer Tage, um viel zu beschicken, und kurzer Nächte.

Und nicht bloß der Hunger, der bitterböse Hunger ist es, der in unsern Himmelsstrichen befriedigt seyn will; auch gegen Reif und Nebel muß man sich schützen; man muß die Kälte unserer Winter, die uns so langsam verlassen, abzuwehren suchen, die Nässe wieder trocknen, welche unsere so anhaltenden und hartnäckigen Regen zurücklassen.

Das abendländische Land ist ein rauhes Land.

Seiner Natur nach voller Entbehrungen, birgt es eine Unzahl von Wünschen, die Frucht seiner Civilisation.

Welch eine Menge gesunder, kräftiger, braver und arbeitslustiger Menschen, vom Jünglings- bis zum Mannesalter, stehen in unsern Städten auf, ohne zu wissen, woher sie Tags ihr Brod nehmen sollen. Ihre Kraft hat Bedürfnisse, die nicht mit einem leichten Bissen zu stillen sind. Wehe ihnen, wenn sie sich nur auf den Mahomed, auf den heiligen Januarius oder auf die Madonna verlassen wollten, da würden sie bald den Weg ins Polizei-Bureau gehen müssen.

Der pariser Lazzaroni weiß, daß er von niemand anders als von sich selbst etwas zu erwarten hat. Er ist in demselben Grade sinnreich, als seine Confratres in Italien und im Orient indolent und geistesträge sind.

Digitized by Google

Vom pariser Lazzaroni ist das Sprichwort: „es giebt kein Gewerk, das nicht seinen Mann nähret.“

Ihm in der Ausübung der Tausend und Einen Gewerbszweige folgen, die er improvisirt hat, giebt eine neue Art von Beobachtung.

Dies soll nun unsere Aufgabe seyn, und so beginnen wir mit dem:

Hundebader.

Es giebt Pflanzen, die nur auf gewissem Boden gedeihen, Blumen, die dünn aufschießen und verwelken, wenn man sie weit weg von dem Boden verpflanzt, dem sie entkeimt sind.

Der Hundebader gleicht — und dies, wir wollen es nur gleich verkünden, ist seine einzige poetische Seite — in diesen Stücken der Pflanze und der Blume.

Er ist nur in Paris zu Hause; in der Provinz würde man sich keinen Begriff von einem Gewerbe machen können, bei dem man ganze Tage im Wasser hausen muß und das trotz solcher Strapazen dem, der es übt, meistens nur die bescheidene Summe von 15 Sous täglich einbringt.

Und wie sehr lieb ist doch dem Hundebader sein Paris! wie sehr dankbar ist er für die Existenzmittel, die es ihm darbietet! Wenn man sich davon überzeugen will, darf man ihn nur an einem Tage, wo er des schlechten Wetters wegen seiner gewohnten Beschäftigung nicht obliegen kann, zum Cicerone nehmen. Dann wird man sehen, wie stolz er uns in seiner Stadt umherführet; wie er selbstzufrieden lächelt, wenn er uns Notre-Dame und die Vendôme-Säule, die Omnibus und das Palais-Royal, das Hôtel der Invaliden und das Dampfboot, die große Oper und die Madeleine, das Pantheon und die Menagerie des Pflanzengartens — und die Seine, he! die Seine! zeigt. — „Haben Sie wohl je einen so schönen Fluß gesehen, Herr? einen Fluß, aus dem ganz Paris trinkt, und der darum doch nicht kleiner wird!“ Der arme Schelm, er sieht die Seine als *seine Mutter* an! und ist sie es denn nicht auch wirklich, die ihn nährt und leben läßt?

Der Stand eines Hundebaders hat das Gute, daß zur Einrichtung keine große Kosten erforderlich sind. Ein Bund Stroh und ein Stück Seife, das ist es alles: die Seife zum Geschäft und das Stroh, um sich darauf hinzustrecken, wenn dieses gethan ist.

Nie, oder mindestens selten, trifft man einen Hundebader allein an. In der Regel verbindet er sich mit ein paar Freunden, und dann theilen sie sich in ihr Geschäft. Der Eine hält sich am Lande, um nach Kunden zu spähen. Er ist es, der die Geschäfte machen und den Bürger überzeugen soll, daß sein Hund unsauber und des Badens bedürftig sey; man nennt ihn den Allumeur. Der Zweite steht bis an die Knie im Wasser, hat ein Stück Seife in der Hand, und reibt und wäscht den Hund, den ihm der Allumeur aufgetrieben hat. Der Dritte endlich macht den Wächter und sieht darnach, daß dem Bader die Schuh und das Wamms nicht gemauset werden.

Man glaube indeß nicht, als sey ein jeder auf sein Amt so ausschließlich angewiesen, daß er nicht einmal die Rolle tauschte; im Gegentheil lösen *diese Herren* sich einander immer ab. Der *Wächter* wird zum Allumeur und aus dem Allumeur der *Bader*. Es läßt sich schon denken, daß ohne eine solche Einrichtung das Verhältniß nicht gleich wäre und ein jeder vorzugsweise nach dem Posten des Wächters trachten würde, mit welchem Amte das Vorrecht, sich auf ein Bund Stroh hinzustrecken und sein Pfeifchen zu schmauchen, verknüpft ist.

Die Tracht des Hundebaders ist höchst einfach; sie besteht aus einem Pantalon und einem Wamse von Packleinen; Strümpfe, Hemde, Halsbinde und Weste sind als gänzlich nutzlos und luxuriös aus seiner Garderobe verbannt. Auf dem Kopfe trägt er fast immer eine alte Soldatenmütze, der er tausenderlei groteske Formen giebt.

Außer daß er Hunde badet, treibt er auch Pferde in die Schwemme und angelt die kleinen Fische, welche die Restaurateurs den Gästen vorsetzen, die Backfische fordern.

Ueber die bürgerliche Lage des Hundebaders, der in der Regel unverheirathet ist, giebt es nur wenig Daten. Obgleich einige Physiologisten ihn in den Ringmauern der Stadt wohnen lassen, glaube ich doch versichern zu dürfen, daß er in einem Winkel der Vorstadt St. Marceau, in der Nähe der italienischen Barriere, hauset.

Ich glaube, daß ich diese getreue Skizze nicht besser schließen kann, als indem ich die Geschichte eines armen Hundebaders, eine einfache und wahre Geschichte, und von der Presse noch nicht entblättert, mittheile. Hier ist sie:

„Johann Ludwig war 18 Jahre alt, als er das Findelhaus verließ. Er trat nun, ohne einen einzigen Freund, der ihn hätte stützen und leiten können, in die Welt, auf das für den Armen unbegränzte öde Gestade. Im Hospiz hatte er das Schneiderhandwerk erlernt. Er versuchte, es in Ausübung zu bringen; um aber zu Paris in einer Werkstatt unterzukommen, muß man bekannt und wohlgekleidet seyn. So kam es denn, daß, wenn ihn ein Meister nach seiner Kundschaft fragte, und Johann Ludwig antwortete, er habe seine Lehrzeit im Findelhause bestanden, der Meister mit einem verächtlichen Blick auf seinen mehr als bescheidenen Anzug antwortete: „„ich bedaure, mein Freund, daß ich keine Arbeit für Sie habe.““

„Nachdem Johann Ludwig so vergebens an alle Thüren angepocht hatte, kehrte er verzweiflungsvoll nach seinem ersten Vaterlande, zum Hospiz zurück, und bat, dort wieder aufgenommen zu werden; aber seine Stelle war längst wieder besetzt, und so ward er auch hier abgewiesen.

„Nun stellte Johann Ludwig bei sich Betrachtungen an, ob er seinem Leben ein Ende machen sollte oder nicht; doch beschloß er einstweilen das Letztere.

„In dieser Stimmung eines Abends auf dem Pont-Neuf an das Geländer gelehnt, und in den Fluß hinabschauend, sah er, wie mehrere Leute Geld dafür bekamen, daß sie Hunde wuschen.

„Zwischen Leuten, die an gleichen Uebeln leiden und die in gleicher Armuth unglücklich sind, entspinnt sich bald eine lebendige Sympathie: schon den andern Tag war Johann Ludwig in die Innung der Hundebader aufgenommen worden.

„Darnach sah er ein weibliches Wesen, und liebte es, wie man in der ersten Liebe liebt. Aber, wie wenn er durchaus nicht glücklich seyn sollte, seine Geliebte ward gefährlich krank. Ein Arzt, der um Gotteswillen zu ihr kam, verschrieb eine Arzenei, die, wie er sagte, wenn sie schnell besorgt würde, retten könnte. Aber diese Arzenei kostete 20 Sous! Woher das Geld nehmen? Johann Ludwig war zu arm, als daß jemand es ihm geliehen hätte, zu arm, um etwas aus irgend einem Verkauf zu lösen. Was sollte er nun thun?

„Da war es ihm, als ob er sich plötzlich inspirirt fühlte; er verließ die Kranke, und lief in raschen Sprüngen nach der Seine hin. Es war eben kein Bader zugegen, und ein Herr da, der seinen Hund gesäubert haben wollte. Rasch, und ohne es abzuwarten, daß sein Temperament ruhiger geworden, sprang Johann Ludwig mit dem Hunde ins Wasser; aber da packte ihn die Kälte: er stürzte todt nieder.

„Was seine Geliebte betrifft, so ist sie bald darnach wieder genesen.“

Die Kirchen-Bettlerin.

Die Kirchen-Bettlerin wohnt täglich der ersten Messe ihres Kirchspiels bei; sie kauert sich am Fuße eines Pfeilers oder auf den Stufen des Altares nieder, und immer so, daß sie von ihrem Vicarius gesehen werden kann. Da murmelt sie mit einer Miene heuchlerischer Zerknirschung ihre

Digitized by Google

Gebete, indem sie einen schmutzigen Rosenkranz durch die Finger laufen läßt; nach beendigter Messe nimmt sie ihren Stuhl, den sie jeden Abend in einem Winkel der Kirche birgt, trägt ihn vor die Thür, stellt ihren zerbrochenen Korb, mit einem Fetzen von einem Tuche bedeckt, darunter, und setzt sich. — Im Winter erbettelt sie sich zuvörderst in der Sacristei einige Kohlen, die sie auf ihr Feuerbecken legt, als welches ihr ein gespaltener Topf dient, dem ein, auch wohl alle beide Henkel fehlen. So eingerichtet, weicht sie den ganzen Tag hindurch nicht von der Stelle, außer etwa einen Augenblick des Mittags, um an den Ueberbleibseln von Mahlzeiten zu knaupeln, welche die Köchinnen der Nachbarschaft ihr aufgehoben.

Diese Frau ist stets über 50 Jahre alt und sagt, daß sie an Gicht oder an irgend einem andern Uebel leide, was aber mehr ersonnen als begründet ist. Ueber den ersten 50 Jahren ihres Lebens schwebt ein undurchdringliches Dunkel. Angabe, wie sie bis zum Bettelstab gekommen, woher des Landes, wie sie ihre Jugendzeit verlebt hat — ist fast eine Unmöglichkeit und ich werde das nicht versuchen; doch kann man annehmen, daß ihre Trägheit zu ihrer jetzigen Lage viel beigetragen hat. Möge dem seyn, wie ihm wolle, wir wollen uns damit begnügen, sie so zu nehmen, wie sie jetzt ist: alt und eine Bettlerin.

Uebrigens gefällt sie sich in ihrer precairen Lage; sie betreibe das Betteln wie ein Gewerbe: sie treibt mit ihrer Zudringlichkeit wie mit ihrem Segen Handel; sie hat ihre Kunden, wie die Krämer; sie weiß, wie sie diesen, wie sie jenen nehmen muß, damit er einen Sou in die schmutzige Hand lege, die sie ihm hinhält. Wenn sie den Sou empfangen hat, so nimmt sie ihn in den Mund, hernach bedient sie sich desselben, um sich zu bekreuzen, indem sie der heiligen Himmelsjungfrau und allen Heiligen des Paradieses die gute Seele empfiehlt, die ihr ein Almosen gegeben hat. Wenn sie aber nichts bekömmt, so stößt sie murmelnd heillose Verwünschungen aus, an die sich zu gutem Glücke der Himmel nicht kehrt. Dies Weib ist boshaft und neidisch. Wenn ihre Nachbarin eine Gabe bekommen hat, und sie nicht, so sagt sie ihr Grobheiten, behandelt sie als Diebin, behauptet, der Sou, den sie empfangen, sey ihr zugedacht gewesen, und sie müsse mindestens ein paar Heller davon haben.

Auch nicht eine Kirchengängerin giebt es, von der sie nicht den Namen, die Wohnung und die häuslichen Geheimnisse wüßte; sie kennt einer jeden Beichtvater, weiß, an welchem Tage und zu welcher Stunde Madame Pinson zum Abendmahl geht; weiß, wie oft das Fräulein Monique die Messe besucht, daß ihr Platz links, am dritten Pfeiler, unter der Büchse für die armen Seelen im Fegefeuer, etwas über die St. Josephs-Kapelle hinaus, ist.

Sobald sie eine ihrer Kunden kommen sieht, legt sie eine so einnehmende Physiognomie an, als es ihr nur möglich ist; sie grüßt sie bei Namen und mit einem Lächeln der Bekanntschaft und Vertraulichkeit. — Gott sey mit Ihnen, meine fromme Frau Simonet! — Des Himmels Segen komme über Sie, gute Madam Bertrand! . . . Fordern thut sie nichts, denn sie weiß, diese Kirchengängerinnen haben ihre gewissen Tage, wo sie opfern, in der Regel dann, wenn sie andächtig seyn wollen.

Die Kirchen-Bettlerin wird von ihrem Pfarrer mit 30 Sous pr. Monat pensionirt. Sie ist die Gevatterin der Stuhlsetzerin, und so vertraut mit ihr, daß sie mit aus ihrer Dose schnupft. Der Küster und der Pedell sind ihr befreundet; mit ihnen kannengießert und politisirt sie. Dagegen richtet sie ihre Aufträge aus und holt den für die Woche dienstthuenden Herrn Vicarius herbei, wenn ein Kranker das heilige Abendmahl haben soll oder wenn es was zu taufen giebt.

Ha! es ist eine schöne Sache um die Taufen, die Hochzeiten und die Beerdigungen!

Trotz ihres vorgeblichen Stars erkennt sie unter Zwanzig das beklagenswürdige Wesen, das man Pathe nennt; die weiße straffe Binde, die seinen Hals einklemmt, seine weißen Handschuh, sein frisirtes Haar, sein blaues Kleid mit metallnen Knöpfen und seine einfältige Miene sind charakteristische Züge, welche die Bettlerin dermaßen weg hat, daß sie sich nie irrt. Auch klammert sie sich an diesen Unglücklichen, sobald er von seinem numerirten Karren heruntergestiegen ist, mit einer wahrhaft tyrannischen Wuth an und läßt ihn nicht eher wieder fahren, als bis sie ihre Handvoll Heller bekommen hat; dann stimmt die alte Hexe ihre Litanei von Wünschen und Segnungen für das Neugeborne an, das über dem Taufstein quiekt und schreit, während der Priester es von der Erbsünde frei macht.

Vergebens würde man, um den Troß offenmäuliger Neugieriger und das Gesumse der Bettler los zu seyn, seine Hochzeit um Mitternacht feiern — die Kirchen-Bettlerin, von dem Pedell benachrichtigt, würde dennoch nicht fehlen. Bei dieser Gelegenheit bedient sie sich folgender Formel: „Der gute Gott wolle Ihnen, guter Herr, gute Madame, die Freude erleben lassen, die Kinder Ihrer Kinder verheirathet zu sehen. Vergessen Sie der Armen nicht!"

Auch die Beerdigungen geben ihr Anlaß zur Freude und zum Gewinnst: doch achtet sie wohl darauf, dann eine betrübte Miene anzunehmen und ihre Bitte folgendermaßen einzukleiden: „Guter Herr, vergessen Sie mich nicht; ich will recht sehr für die armen Seelen im Fegefeuer beten."

Alles dieses macht, daß die Kirchen-Bettlerin sich im Ganzen ganz behaglich fühlt; sie braucht sich nicht auf gut Glück nach einem Nachtlager umzusehen, wie andere Bettler; ihre Mittel gestatten es ihr, eine eigene Behausung in dem Arrondissement ihres Sprengels zu haben. Des Abends, sobald die Kirchenthüren geschlossen worden sind, schleppt sie sich längs der Mauern zu Hause, ohne unterweges irgend jemand um eine Gabe anzusprechen.

Ehe sie zu ihrem Stübchen hinaufklimmt, zündet sie bei der Grünhökerin, welche ihr noch die welk gewordenen Früchte überläßt, die sie den andern Tag nicht mehr verkaufen kann, ihr Lämpchen an. Ihr Dachkämmerchen, ein wahres Hexenloch, ist mit einem Strohsack möblirt, mit reichlichem Spinngewebe ausgeschmückt und von sehr überlästigen Insecten bevölkert. — In ihrem Strohsack birgt sie ihre Sous, ihre Schnapsflasche und ihren Lottozettel, vermittelst dessen sie seit fünf Jahren auf die verkrackte Ambe speculirt.

Die Kirchen-Bettlerin hält die Mitte zwischen dem Straßen-Bettler und dem Haus-Bettler.

Hexen-Processe im Elsaß.

Vom Jahre 1615 bis 1635.

(Aus der Klincelle.)

(Beschluß.)

(L.)

Außerdem erklären die mehrsten Angeklagten übereinstimmend, daß, wenn sie sich, nach ihrer Heimkehr, dieses vom Teufel empfangenen Geldes bedienen wollten, sie es in Erbsen oder Bohnen, oder, was noch schlimmer ist, in Glasscherben ꝛc. verwandelt fanden. Dann erfolgten Verwünschungen gegen den Versucher; man wünschte sich Glück, den Handel nicht abgeschlossen zu haben; und wenn der Teufel, frech, wie er war, von Neuem erschien, so warf man ihm seine Treulosigkeit vor, überhäufte ihn mit Schmähungen und wieß ihn weit von sich; aber er verlor den Muth nicht, er ließ neue Münzen zurück, welche sich wieder in Glasscherben verwandelten.

Digitized by Google

Ungeachtet aller dieser Betrügereien ging die Verführung ihren Gang. Die Unglücklichen hofften, daß es bei der dritten Probe besser gehen und das Geld diesesmal von gutem Gehalt seyn würde. Auch beeilte man sich bei der dritten Zusammenkunft mit dem bösen Geiste den Handel abzuschließen; man versprach, sich am nächsten Sabbat zu übergeben, wogegen Satan die schönen Worte verdoppelte und noch einige Sous austheilte. Nun glaubt man vielleicht, daß dieses endlich gute und gültige Sous wären? Keineswegs; bei näherer Prüfung war dieses Almosen eben so muffichter und bösartiger Natur, als alles vorhergehende.

Wenn man alle diese in den Protocollen verzeichnete Geständnisse als wahr voraussetzt, und man muß sie für wahr halten, weil sie Veranlassung zu so vielen Todesurtheilen und Hinrichtungen gegeben haben, so lag in dieser dreimal wiederholten Mystification genug, um den stupidesten Anbeter des Teufels völlig zu heilen. Aber, weit davon entfernt, gab es von den tausend Unglücklichen, die so versucht und dann in dem Bisthum Straßburg hingerichtet wurden, nicht einen, der sich nicht, 24 Stunden nach dieser dritten Probe, beeilt hätte, sich zum Sabbat einzufinden. Alle Vernehmungen stimmen über diesen sonderbaren Punct überein.

Die Zauberer und Hexen des Elsasses hatten in dem Bisthum Straßburg vier verschiedene Versammlungsorte, vier Plätze für ihre Sabbatsfeier: die Aemter Benfeld, Markolsheim, Wangenau, Dachstein und Schirmeck, so wie die kleinen Städte und benachbarten Herrschaften, Obernheim, Rosheim, Andlau ꝛc., gingen auf den sogenannten Bischemberg, wo jetzt die von den katholischen Pilgern der Umgegend vielbesuchten Stationen sich erheben; die Aemter von Kochersberg und Savern hielten ihren Sabbat auf dem Büchelberg; die Aemter Ober-Mundot (?) auf dem Schauenberg; endlich die Aemter jenseits des Rheins kamen auf einem Plateau des Kniebis zusammen.

Nichts war bestimmter abgegränzt, als diese verschiedenen Ressorts der Zauberei von Elsaß.

Der Sabbat wurde immer des Nachts begangen. Um dahin zu gelangen, setzte sich jeder Neophit auf eine Ofengabel, Axt, Schaufel oder Stock, den man immer mit altem Oel oder Fett beschmierte; man war noch nicht wahrhaft Zauberer oder Hexe, oder vielmehr man hielt sich noch nicht dafür, bevor man dem Sabbat beigewohnt hatte.

Das Fest begann mit Ronden und andern Tänzen beim Schalle einer Geige oder irgend eines andern Instrumentes, gewöhnlich von dem ältesten Zauberer gespielt, der, nach den Aussagen, in der Regel einäugig, hinkend oder buckelich war. Nachdem dieser erste Tanz vollendet war, begann die Hochzeit der Zauberer mit Teufelinnen und der Hexen mit Teufeln.

Bei dieser Feier nahm jeder Zauberer und jede Hexe den Namen eines Thieres oder eines Lasters an, das dem Namen ihres Teufels oder ihrer Teufelin entsprach, der ebenfalls der Zoologie oder der Verderbniß der menschlichen Seele entlehnt war. Es war immer ein Zauberer und nicht ein Teufel, der die Trauung verrichtete, eine mehr oder minder gottlose Parodie der Feierlichkeiten der Kirche bei ähnlicher Gelegenheit.

Dann folgte der Schmaus; die Erde diente zum Tische, Stuhle und Bette, und eine schwache Lampe oder eine Fackel beleuchtete die Scene. Die Schüsseln dieses teuflischen Mahles waren eben nicht sehr ausgesucht; sie hätten bei den frommen Mahlzeiten der ersten Christen figuriren können: sie bestanden aus ranzigen Nüssen, verdorbenem Käse und faulen Brod.

Das Verhör der jungen und schönen Zauberin in Schlettstadt ergab indessen, daß bei ihrer Hochzeit der Schmaus fast kostspielig war; es gab Brod dabei, und selbst weißes und sehr feines Brod.

Was aber das Salz betraf, so kam nie ein Korn bei einem Mahle in die Speisen oder zum Gebrauch der Gäste. Das Salz ist das Symbol der Weisheit; deswegen war es proscribirt. Die Weisheit, weiß man, ist den Teufeln zuwider und vor Allem den Teufelinnen!

Wenn nun diese Periode des Sabbats verflossen war, zündete man ein großes Feuer an, auf Kosten der benachbarten Wälder und den Förstern und Aufsehern zum Trotz, wie Gottes und seiner heiligen Gebote spottend. Auf dieses Feuer setzte man einen großen Kessel, den größten, den man sich nur immer verschaffen konnte; man füllte ihn mit Wasser und warf dann gewisse Kräuter hinein. Dieses Fricassee war bestimmt, Stürme, Hagel und Schlossen, Ueberschwemmungen und andere Landplagen hervorzubringen. Woraus bestand nun diese Hexensuppe? Welche Kräuter nahm man dazu? Und wie wurde das Ganze gebraucht, um die erwartete Wirkung hervorzubringen? Das ist den Untersuchungsrichtern entgangen; kein Protocoll giebt Licht hierüber, aber alle sprechen sie von dieser Gewitter-, Sturm- und Hagelfabrik und beweisen damit die Böswilligkeit der Zauberer. Glücklicherweise mußte das Gekochte, um diesen wunderbaren Erfolg zu haben, ganz vollkommen seyn, und niemals wurde es das, es fehlte immer an etwas, Dank der Ungeschicklichkeit der Köche, die bald den Kessel umwarfen, bald zu viel Wasser oder zu viele Kräuter hineinthaten, so daß die Wirkung verfehlt war und höchstens ein Sturzregen oder gewöhnliches Hagelwetter daraus entstehen konnte.

Es scheint, daß der Teufel nie bösartig genug war, um die verfehlte Operation von Neuem beginnen zu lassen, und wenn nun der Sabbat beendigt war, bestiegen alle wieder ihre Ofengabel oder ihren Besen und eilten, um noch vor Tage wieder zu Hause zu seyn.

Die Zauberer und Hexen machten sich zuweilen auch das Vergnügen, Hunde, Katzen und Vieh aller Art zu vergiften, aber sie waren nicht eben viel geschickter im Vergiften, als in Fabrication von Sturm und Hagel.

Am Ende des Verhörs ließ man sie diejenigen nennen und bezeichnen, die sie bei den Sabbaten gesehen und kennen gelernt hatten; dann verhaftete man diese letztern, und wenn ihnen der Proceß gemacht war, so verbrannte man sie dutzendweise alle zusammen.

Jenseits des Rheins.

Von

E. Lerminier,

Professor im Collège de France.

Zweiter Theil.

Die Wissenschaft.

(M. v. Nr. 1077 und Bl.)

(L.)

„Wenn wir uns jenseits des Rheins ausdehnen, so giebt es kein Frankreich mehr.“ Napoleon hat das gesagt: nicht der Kriegsmann, sondern der Staatsmann, welcher erhalten, nicht erobern, regieren und nicht mehr campiren wollte; der daher an vernünftigen Gränzen still stand, wohl wissend, daß man mit dem Schwerdte wohl Abenteuer bestehen, aber sich nicht niederlassen und fest begründen kann. Napoleon hatte, wie es dem Genie eigen ist, die Idee der Einheit fest im Kopfe, aber er hatte auch den sichern Instinct des Wahren, die klare Einsicht des Möglichen. Darum erkannte er die Nationalitäten gern an und respectirte sie; er dachte nicht daran, die Völker durch Kanonenschüsse zu nivelliren und gleich zu machen: er rechnete auf die französische Civilisation und die wahren europäischen Interessen eben so sehr, als auf seine alte Garde und er räumte ohne Mißgefühl jede eroberte Hauptstadt, nachdem er unsere Gesetzbücher und unsere Ideen aus den Falten seines Ueberrocks da hatte

Digitized by Google

fallen lassen. (!) Möge daher Napoleon in Deutschland in minder gehässigem Lichte erscheinen! Indem er die Worte mitten auf der Brücke von Kehl anheften ließ: „Hier endigt Frankreich!“ hat er die edle Individualität, die legitime Unabhängigkeit Deutschlands proclamirt; er hat es nicht als ein feindliches Land bezeichnet, und selbst nach Jena und Wagram hat er es nicht so behandelt. *)

Gott sey Dank, wenn es kein Frankreich jenseits des Rheins mehr giebt, so giebt es dort ein Volk, was Frankreichs Liebe erwidern kann und soll; nützliche Dienste können von einem Ufer zum andern ausgetauscht werden; in Ermangelung der Continuität des Bodens und der Gleichförmigkeit der Sitten, giebt es Bande des Geistes und Verwandschaft der Interessen. Nach den gewaltsamen Kämpfen und beklagenswerthen Mißgriffen der Politik, ist die Zeit friedlichen Ideentausches und wissenschaftlicher Aufklärungen gekommen. Was sagt uns Heine in seinem letzten Buche? er erklärt uns, daß nichts zwischen uns und Deutschland gemein sey; daß die deutsche Revolution unserer nicht bedürfe und daß wir uns ins Verderben stürzen würden, wenn wir sie anblasen oder auslöschen wollten; daß, wenn diese Revolution einmal entzündet wäre, es mindestens lächerlich seyn würde, uns als fade Männer vom Berge, als verblühte Schäfer von 93 in der Mitte von entfesselten Bären und Wölfen des freien Germaniens, und zwar mit der Absicht der Einmischung, zu sehen! Seine revolutionaire Aufwallung und wilde patriotische Bitterkeit führt aber Herrn Heine auf einen gewaltigen Irrweg. Er muß oder sollte doch vielmehr wünschen, daß Frankreich dann intervenire, wäre es auch nur, um Deutschland der schrecklichen Nothwendigkeit zu überheben, selbst 1793 zu übertreffen. Die Revolutionen werden nicht mehr grausam seyn, wenn sie nicht mehr verzweifelt und hülflos sind.

Uebrigens, ziemt es ihm, dem bevorrechteten Gaste Frankreichs, wohl, unsere Communicationen mit seinem Vaterlande abzuschneiden? Steht es ihm, einem aufgeklärten Geiste, wohl an, nicht zu begreifen, daß man, isolirt und jeder für sich, die Civilisation nicht verbreiten kann; daß die Nationen solidarisch sind, und sich künftig, bei Strafe der Knechtschaft, an einander schließen und sich verstehen und verständigen müssen; daß Frankreich noch nicht doctrinair oder zügellos und wohl werth ist, daß man seine Allianz annehme; daß seine Tribune, seine Presse, seine Sympathieen, seine Politik noch etwas in der Sache der Freiheit gelten?

Deutschland mag das bedenken. Der gegenseitige Beistand, die Versöhnung, welche ihm angeboten wird, ist schön und Gewinn versprechend. Diejenigen, welche die Politik getrennt hat, können sich durch die Wissenschaft nähern, und aus der Wissenschaft muß eine neue Politik hervorgehen, der Einklang Deutschlands und Frankreichs. Das ist der herrschende Gedanke des Buches „Jenseits des Rheins“; das ist die Verbindung zwischen beiden Theilen, der Uebergang vom ersten zum zweiten Bande. Somit hat dieses Werk des Herrn Lerminier eine festere und besser abgewogene Haltung und mehr Proportion und Harmonie, als irgend eine seiner vorhergehenden Schriften: keine hatte noch diesen Umfang und diese Einfachheit der Anordnung, diese starke Einheit in Gehalt und diese köstliche Identität der Form, noch diesen gleichen Hauch der Inspiration und Reflexion.

Wenn das jetzige politische Treiben Deutschlands traurig und beklagenswerth ist, so ist sein wissenschaftlicher Zustand mindestens tröstlich und vielversprechend für die Zukunft. Wie viel Leben, Bewegung und geheime Kraft ist in diesem Volke, welches auf der Oberfläche so viel Sorglosigkeit und Trägheit, so viel Materialität in seinem officiellen Aeußern zeigt! Wahrlich, Seele und Intelligenz fehlen ihm nicht; der Gedanke, das Ideal pulsirt überall. — „Es giebt,“ sagt Herr Lerminier, „ein unsichtbares Deutschland. Es schreitet vorwärts und man sieht es nicht; es geht seinen Herren zur Seite. Was kann man thun, was unternehmen gegen dieses unsichtbare Deutschland? Bisweilen scheinen die Machthaber unruhig und gleichsam gedrückt durch seine unsichtbare Gegenwart; es schreitet vorüber und sie scheinen seinen Hauch zu fühlen. — Sie möchten die Hand ausstrecken, um es zu ergreifen, aber das geheimnißvolle Germanien der Zukunft lacht der ohnmächtigen Bewegung und entschlüpft ihnen.“

„Was ist nun dieses unsichtbare Deutschland? Das sind die Universitäten, welche die Bundesbeschlüsse vom 13. Nov. 1834 vergebens haben centralisiren und unter wachsame Aufsicht stellen wollen; das sind die Lehrstühle der Professoren, welche noch aufrecht stehen geblieben sind und von welchen noch Inspiration und geistige Nahrung für die studirenden Jünglinge ausgeht; das ist die Wissenschaft, das Reich der Ideen, die Philosophie, die Philologie, die Geschichte, die Literatur, alle Gewalten und Varietäten des Geistes, die Kühnheit, der Zweifel, der Glaube, die Vernunft, die Gelehrsamkeit, die Phantasie, die Dichtkunst; Kant und Fichte, Hegel und Schelling, Savigny und Gans, Görres und Baader, Kreuzer und Niebuhr, Herder und Goethe, Schiller und Uhland; alle die geistige Lichtströmung, die von Berlin, München, Bonn, Göttingen und von so vielen andern Orten ausgeht: alle diese gährende Thätigkeit, die ganze stumme und tiefe geistige Bildung — das ist der lebendige Genius Deutschlands!“

Das ist das zweite Deutschland, in das uns der Verfasser des „Jenseits des Rheins“ führt; nach dem politischen Reise-Tagebuch kommt die Statistik der Wissenschaft; hinter den Cabinetten und Höfen die Schulen und Asyle des Gedankens; über den Fürsten glänzen die Philosophen und Dichter; neben dem Statu quo die Revolution in Permanenz. Inzwischen schreien junge deutsche Patrioten Feuer! Ausgezeichnete Geister fürchten, daß der geschickte Despotismus eine Art von Legitimität in Hegels Genius, zu seiner Verstärkung ihn brauchend, finden möge; daß der Jesuitismus den gallsüchtigen Mysticismus eines Görres und die gewissenhaften oder berechneten Scrupel Schellings benutzen könne. Man sagt diesseits und jenseits des Rheins, daß Verrätherei und schändliche geheime Verträge die deutsche Wissenschaft verkauft und vergiftet hätten und daß die Regierungen sich zu Mecenen derselben aufwerfen, um sie ganz zu gewinnen und sich zu incorporiren, und dann ihr Resultate ihrer Wahl zu dictiren. Sonach müßte man an Deutschland verzweifeln, das kein anderes Heil als den Gedanken hat. Glücklicherweise kann dem nicht also seyn. Weder der Gedanke noch die Wissenschaft sind Sachen der Polizei, seine Mittel der Regierung, nach Willkühr zu disciplinirende Kräfte: der Gedanke kann nicht Nacht und Finsterniß schaffen, die Wissenschaft weder stehen bleiben noch zurückschreiten. Herr Lerminier hat Recht, wenn er diesen besorglichen Verdacht, diese Unglück weißagenden Anklagen zurückweist; wenn er in dem ununterbrochenen Werke Deutschlands Beruhigung findet und sich in dem Schauspiel und der Analyse vollbrachter Arbeiten und derer, die sie zum Ziele führen, in den schon reifen Ideen, wie in der an neuen Keimen reichen und fruchtbaren Saat derselben gefällt. Uebrigens setzt er nicht zu viel Vertrauen darein und verfällt keineswegs in Optimismus. Wenn er den von Heine zu schn gemißhandelten Schelling gewissermaßen wieder zu Ehren bringt, so kennt er doch die schwache Seite Hegels recht gut, sagt Görres die Wahrheit und verschweigt sie selbst den ausgezeichnetsten Gelehrten und Denkern nicht. Weit entfernt, Deutschland über das einzuschläfern, was ihm zu thun übrig bleibt, for-

*) Doch aber als Militair-Provinz — denn Deutsche mußten für die Usurpation Spaniens bluten — für ein Interesse, das ihnen fremd war; und die Hanse-Städte occupirte er nicht etwa ad interim bis zum Frieden mit England, sondern machte sie zur französischen Provinz in aller Form und diese gehören doch wohl auch zum eigentlichen Deutschland!

Anm. d. Red.

Digitized by Google

dert er es vielmehr auf, sich zu resumiren und zum Schluß zu kommen, und die Wissenschaft dahin zu fördern, daß sie in die Politik und in das wirkliche thätige Leben trete und eingreife.

Diese beiden Hälften des Buches, die Politik und die Wissenschaft, boten gleiche Schwierigkeiten dar. In der ersten mußte sich der Verfasser vor den Vorurtheilen des alten Liberalismus und vor den Uebertreibungen der Parteien hüten, klar sehen und edel fühlen, die gegenwärtige Lage richtig beurtheilen und mit Entschlossenheit die politische Zukunft Deutschlands, Frankreichs, Europa's bestimmen. Darin hat Herr Lerminier eine Probe merkwürdiger Erhebung und klaren Verstandes gegeben; er hat gezeigt, daß die Philosophie nicht so wenig diplomatisch, nicht so wenig geeignet für die Geschäfte ist, als man gern sagen mag. In dem zweiten Theile drohte ihm eine andere Klippe; es handelte sich von der Wissenschaft, und von der deutschen Wissenschaft, der größten Dunkelheit, nach der Meynung einiger französischen Schöngeister, die das Monopol des Lichtes und der Klarheit für sich allein in Anspruch nehmen. Wahr ist es, daß die deutsche Metaphysik eine harte Schaale, eine fast undurchdringliche Form hat; sie bedarf, herausgezogen und gelichtet zu werden; sie erfordert einen hellen Geist, der sie in glänzenden und dem Auge kaum sichtbaren Tropfen destillirt. Die deutsche Wissenschaft, reich und mannichfaltig, aber abstract und tief liegend, kann nicht von dem ersten, besten detaillirt und vulgarisirt werden: sie erheischt eine Intelligenz, die sie ganz in sich aufnehmen kann; ein weitumfassendes und vorbereitetes Gehirn, wo alle ihre Ideen, alle ihre Systeme Platz finden, sich begründen und ausarbeiten, um daraus als deutlich ausgeprägte Münzen mit leserlicher Schrift wieder hervorzugehen, geeignet, in dem Commerz französischer Ideen zu cursiren.

So wie durch politische Verwandtschaft müssen sich Frankreich und Deutschland durch wissenschaftliche Verwandtschaft berühren und wechselseitigen Impuls geben: das war noch eine zu bewirkende Versöhnung, ein neues Licht, das zwischen beide Völker geworfen werden mußte. Alle Arbeiten des Herrn Lerminier und namentlich die seines „Jenseits des Rheins" streben mit Erfolg nach diesem Ziele. Gern associirt er sich, obwohl mit höherer Unparteilichkeit und minderer Einseitigkeit, mit den Herren Börne, Heine, Menzel und Pfizer, diesen bei uns acclimatisirten Deutschen, und trägt mit ihnen reichlich bei, nicht zur Verschmelzung, wohl aber zum gegenseitigen Begreifen des französischen und deutschen Gedankens, dieser beiden großen Geister, die sich beide wechselseitig Kräfte zum Fortschreiten leihen können.

Außerdem verliert die Wissenschaft und die Metaphysik des Buches, indem sie an Klarheit gewinnen, nichts an Schönheit und Glanz. Seit Plato wehet ein Hauch der Poesie in der Sphäre der Ideen; die Einbildungskraft colorirt die Logik, die Seele steigt darin zur Philosophie nieder, wie das Leben zu der Statue Pygmalions. In dem „Jenseits des Rheins" hat die Wissenschaft oft diese schönen Formen und diese fruchtbare Wärme. So heben die Poesie und die Einbildungskraft die Einfachheit der Formeln, die Fülle und die Strenge der Ideen, wie die Politik und die Wirklichkeit der Dinge die Philosophie mäßigen oder vielmehr anwendbar machen. Herr Lerminier will ideell und positiv seyn und ist es immer; er heftet den Blick auf die Gegenwart und auf die Zukunft; er makelt nicht mit den Ideen, aber er begreift alle Thatsachen; er ruft nicht aus, daß er die Religion, die Kunst, die Philosophie, die moderne Politik gefunden habe, aber er hat das Vorgefühl davon, und zeigt selbst ihre ersten Strahlen; er hat nicht den ungeduldigen Trieb, zu zerstören, er ist unparteiisch, weil er an die Allmacht der Zeit und an die unerschöpfliche Erneuerung des Menschengeschlechts glaubt. Seine Bücher sind Bücher des Uebergangs. Das ist es, was seine Aufgabe nützlicher und ehrenvoller macht, aber auch mühsamer und angefochtener — denn Geister, wie der seinige, haben das unselige Loos, beiden Parteien zu mißfallen: die einen werfen ihnen zu viel Kühnheit, die andern zu viel Furchtsamkeit vor.

Ich habe noch nichts gesagt von dem Reiz und der Merkwürdigkeit, die das letztere Werk noch besonders auszeichnet. Ich hätte die so lebendigen Portraits von Savigny, Gans, Humboldt, Schelling und Baader anführen sollen: es ist mir in Wahrheit vorgekommen, als wenn ich am frühen Morgen mit Herrn Lerminier sie besuchte, sie sähe und hörte. Eben so wenig will ich drei in Frankreich noch neue Namen vergessen: Novalis, Herrn von Stein, *) Rahel von Varnhagen. Da wir hier nicht Raum haben, ihre Schriften zu analysiren, so wollen wir mindestens von jedem einige Fragmente mittheilen, was gerade noch (in Frankreich nämlich) ungedruckte Philosophie, Politik und Literatur ist.

Herr von Stein, ein Mann von hochfahrendem Patriotismus und von ungewöhnlicher aristokratischer Laune, sehr eingenommen von seiner preußischen Nationalität und daher voll wilden Hasses gegen Frankreich, ist ganz neuerlich, durch indiscreten Druck einiger confidentiellen Billets, dem Publicum preisgegeben worden.

Unter den nun vom Verfasser des Artikels angeführten Stellen heben wir nachstehende zwei heraus:

„Die sogenannte liberale Opposition der Restauration ist eine Mischung von Jacobinern, Constitutionellen und Napoleoniten, von Theoretikern voll Egoismus, Geist der Intrigue und der Lüge — alle aber unfähig der Freiheit." —

„Ich traue dem gesunden Verstand und der practischen Intelligenz des französischen Volkes nicht, denn es ist zu flatterhaft egoistisch und eitel, ohne Muth (?), ohne politische Energie und nur zu oberflächlich unterrichtet. In der jetzigen Crisis (Mai 1830) wird es nicht die Mitte halten, sondern sich blind auf eine Seite neigen."

Geistreiche und wahre Worte über zwei entscheidende Epochen der neuesten Zeit, die daher, wenn auch schon gedruckt, nicht genug wiederholt und bekannt gemacht werden können. Wir übergehen die Auszüge aus Novalis, als in Deutschland sehr bekannt, so wie auch aus gleichem Grunde die aus den Briefen der Frau von Varnhagen, mit Ausnahme ihres Urtheils über Frau von Stael, das alle diejenigen immer hier gern finden werden, die zufällig ihre Schriften nicht gelesen und das wir mit der vollsten Ueberzeugung unterschreiben. Dies ist folgendes:

„Frau von Stael ist ein Wirbelwind, der mich incommodirt; nichts bei und in ihr ist ruhig. — Sie hörte sogar sich selbst nicht, und zwar, weil sie bei jedem Gedanken nur daran dachte, wie das geistreiche Paris, auf welches sie so viel Werth legte, wie ihr Publicum sie beurtheilen oder mißverstehen könnte."

Nichts kann wahrer seyn und diese Wahrheit kürzer und treffender ausdrücken, als diese Charakteristik der Eitelkeit und des Egoismus der vielbewunderten Frau von Stael, die hier in so wenige Worte gefaßt ist.

Homöopathie.

(Aus der hann. Ztg.)

Einer der ersten practischen Aerzte Deutschlands, Herr Ober-Medicinalrath Dr. Stieglitz in Hannover, hat so eben eine prüfende Darstellung des homöopathischen Systems veröffentlicht. **) Bei dem Interesse, welches

*) Von Stein hätte doch mindestens in Frankreich kein neuer Name seyn sollen; uns dünkt, er hat sich für Frankreich schon 1808 bemerklich, 1813 und 1814 aber fühlbar genug gemacht. Anm. d. Red.

**) „Ueber die Homöopathie" von Dr. J. Stieglitz, königl. hann. Ober-Medicinalrath und Leibarzt. Hannover 1835. Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung. 223. S. in 8.

Digitized by Google

die neue Lehre erregt, glauben wir eine kurze Uebersicht der Hauptgedanken dieses Werkes hier mittheilen zu müssen.

Vier Sätze umfassen das Wesentliche der Hahnemannschen Lehre von der Homöopathie.

Erster Satz. „Der Arzt hat sich darauf zu beschränken, aufzufassen, was bei jedem Kranken in die Sinne fällt, was von dem Arzte an dem Kranken wahrzunehmen ist, oder was der Kranke mitzutheilen vermag, unter allenfallsiger Benutzung der Erzählungen seiner Umgebung. Es liegt dem Arzte ferner ob, alle diese Beobachtungen schriftlich aufzunehmen. Alles Nachdenken und Urtheilen über eine Reihe von Symptomen, welche das Ganze oder einzelne Abschnitte einer Krankheit bilden, ist dagegen zu verwerfen. Es ist zu verwerfen, nachzuforschen, wie die aufgefundenen Erscheinungen unter sich zusammenhängen, und was sie bezeichnen, indem dies keine sichere Resultate giebt, und nur leere Hypothesen veranlaßt. Namentlich ist aus diesem Gesichtspuncte der Grundsatz tollo causam zu verwerfen."

Die sorgfältige Erforschung der Symptome ist aber stets von allen ärztlichen Schulen streng eingeschärft worden, und zwar in noch größerem Umfange als von der Homöopathie, da die anderen Aerzte die abweichende Beschaffenheit aller Absonderungen erforschen, die Auscultation und das Stethoscop zu Hülfe nehmen, und auch durch das Seciren nach dem Tode sich Kenntnisse über die Krankheit zu erwerben suchen, welches Hahnemann und seine Anhänger unterlassen.

Der Grundsatz tolle causam wird der Leitstern aller Ausübung echter Heilkunde bleiben. Doch will derselbe nicht etwa innere Krankheiten durch dürftige Hypothesen bestimmen; sondern er fordert, durch Erwägen der wesentlichsten Erscheinungen eine Krankheit zu erkennen, die durch Erfahrung bestätigten Mittel dagegen anzuwenden, ohne irgend Rücksicht zu nehmen auf besondere Theorieen und Systeme.

Uebrigens vermochte der Stifter der Homöopathie selbst nicht, diesen seinem ersten Grundsatze treu zu bleiben; er mußte sich später doch entschließen, zu erforschen, was im Innern des Körpers vorgeht, und den Grundsatz tollo causam selbst in Anwendung bringen.

Zweiter Satz. „Es ist höchst wichtig, die Arzneimittel auf das Genaueste zu kennen. Der einzige Weg dazu ist, daß man die Arzneimittel, die man Kranken zu geben beabsichtigt, vorher durch die Wirkungen, welche sie auf Gesunde äußern, kennen gelernt hat." Dazu dient Hahnemanns „reine Arzneimittellehre," wo von 52 Arzneistoffen die Wirkungen dargestellt werden.

Die Arzneikunde hat bisher durch reiche Erfahrung genaue Kenntniß von der Wirkung einzelner Arzneimittel, ohne daß sie dieselbe gerade durch Beobachtungen an Gesunden gefunden hätte. Und werden denn die Wirkungen, welche manche Heilmittel auf gesunde äußern, bekannter, als durch Benutzung bei den Kranken? Dies erregt schon Bedenken. Immerhin mag man jedoch auf dem Wege der Erfahrung die Wirkungen der Arzneien auf den Gesunden beobachten; es kann dies unsere Kenntnisse nur vermehren; aber dann stelle man die Beobachtungen wenigstens gründlicher an, als Hahnemann in seiner Arzneimittellehre gethan hat.

Bei jedem Arzneimittel werden dort sehr viele Aussagen angeführt (über Belladonna allein 1440), welche Gesunde an sich beobachtet haben wollen. Allein was sie innerhalb mehrerer Wochen nach dem Gebrauche eines solchen Heilmittels an sich wahrnahmen, und dem Einflusse desselben zuschrieben, wird eben so in die Reihe gestellt, als das, was sie schon Stunden darauf vermeintlich wahrnahmen. Was jeden Theil des menschlichen Körpers angeht, ist zusammengestellt, und das ist die einzige Ordnung, die beobachtet ward. Es wird nie angeführt, wie die Erscheinungen sich folgten. Es wird meistentheils nicht angeführt die Zeit ihres Eintritts oder die Dauer der Erscheinungen. Es wird meistentheils nicht angeführt die Gabe, in der ein Mittel gereicht wurde, und auch nicht die Wiederholung des Gebrauchs der Mittel. Es wird nicht angeführt, ob die Versuche am eigenen oder an fremden Körpern angestellt wurden. Es wird nicht einmal angeführt, ob der Versuch nur einmal oder mehrmals angestellt sey. Ob die Person, deren Empfindungen und Veränderungen mitgetheilt werden, männlichen oder weiblichen Geschlechts war, ersieht man mitunter nur daraus, daß das Wort „er" oder „sie" umgewendet wird.

Dieses wahre, undurchdringliche Chaos und schreckliche Ungethüm von Anführung der Erscheinungen, voll der tiefsten Dunkelheit und Verwirrung, ohne irgend ein leitendes Princip, füllt sechs Bände, die in wiederholten Auflagen verbreitet, das Orakel der homöopathischen Aerzte bei Behandlung der Kranken geworden sind.

Diese Charakterisirung und Beurtheilung der „reinen Arzneimittellehre," von deren Wahrheit und Unparteilichkeit sich jeder überzeugen kann, erschüttert und stürzt das ganze gegenwärtige Gebäude der Homöopathie, und spricht ihr in ihrer jetzigen Gestalt für sich schon das Vernichtungs-Urtheil, selbst wenn auch nicht so klar darzuthun wäre, daß ihre anderen eigenthümlichen Lehrsätze gleich mangelhaft und irrig sind.

Erst nach dieser Einleitung ist es angemessen, den zweiten Satz der Hahnemannschen Lehre auszusprechen. Er setzt fest: „Wer eine Krankheit zu heilen unternimmt, hat einerseits ihre Symptome nach dem obigen ersten Grundsatze sich zu vergegenwärtigen; andererseits zu ermitteln, welcher Arzneistoff, Gesunden gereicht, ähnliche Erscheinungen bewirkt, als jener Krankheit eigen sind. Die Arzenei, deren Wirkungen auf Gesunde die meiste Aehnlichkeit mit den Symptomen der Krankheit hat, die ist, in kleinster Gabe, etwa einmal gegeben, allenfalls einigemal wiederholt, das sicherste und untrüglichste Heilmittel derselben."

Hahnemann begründet seinen Satz etwa also: „Indem jede Krankheit nur auf einer besonderen krankhaften Verstimmung in Gefühlen und Thätigkeiten beruht, so wird bei homöopathischer Heilung der durch natürliche Krankheit verstimmten Lebenskraft durch eine nach Symptomen-Aehnlichkeit gewählte Arzneipotenz eine etwas stärkere, ähnliche, künstliche Krankheits-Affectation beigebracht, und diese so gleichsam an die Stelle der schwächeren, ähnlichen, natürlichen Krankheitserregung untergeschoben, gegen welche dann die Lebenskraft, nur bloß noch, aber stärker, arzeneikrank eine erhöhete Energie zu richten gezwungen ist, aber wegen der kurzen Wirkungsdauer der sie krankhaft afficirenden Arzneipotenz diese bald überwindet, und, so wie zuerst von der natürlichen, nun auch von der an ihre Stelle getretenen künstlichen Krankheit frei wird."

Allein diese Ansicht von der Lebenskraft, auf die unmittelbar und allein die krank machenden Einflüsse einwirken, ist schon einseitig. Die Lebenskraft eines jeden einzelnen Organismus ist stets an einen eigenthümlichen Stoff gebunden, in dessen Verbindung sie nur haften bleibt und in Thätigkeit treten kann. Die Lebenskraft Hahnemanns dagegen fährt im Körper aufs gerathewohl hin und her, und erregt da und dort eine Krankheitserscheinung ganz isolirt, deren mannichfaltige, unter sich anzusammenhängende Anhäufung die verschiedenen Krankheitsbilder der Menschen bildet.

Hahnemann kann nicht nachweisen, daß die Heilmittel in den Kranken jene Symptome wirklich erregen, durch welche die Krankheit vertrieben werden soll. Sein einziger Beweis dafür ist, daß sie nach seiner Behauptung in den Gesunden so wirken.

Die Lebenskraft soll nach Hahnemann nach Vertreibung der Krankheit auch die Symptome der Arzneimittel vertreiben können, da sie doch früher die Symptome der schwächeren natürlichen Krankheit nicht besiegen konnte.

Zwar hat schon Hunter behauptet, daß zwei ähnliche Krankheiten sich nicht zugleich in einem Körper darstellen können, allein dies beweiset nichts

Digitized by Google

für die Homöopathie, sondern es enthält bloß, daß die eine Krankheit den Gang der anderen unterbricht, die erstere aber nach Verlauf der letztern wieder hervortritt.

Hahnemann kann nicht nachweisen, daß die künstlich erregte Krankheit stets stärker wirken müsse, als die frühere natürliche im Körper.

Hahnemann kann ferner nicht nachweisen, daß die Ansteckung des Arzneistoffes stets im Körper wirke, und also die ähnliche Krankheit hervorbringen müsse.

Trotz allen diesem folgert Hahnemann dennoch, daß durch die künstliche Krankheit die natürliche vertrieben werde.

Was den Namen „Homöopathie" betrifft, welcher der neuen Lehre wegen dieses Grundsatzes im Gegensatze mit den bisherigen Lehren beigelegt wird, so ist es an und für sich ganz unrichtig, zu glauben, die übrigen Aerzte heilten nach dem Grundsatze contraria contrariis. Der Allöopath der neueren Zeit heilt vielmehr durch diejenigen Mittel, welche nach der Erfahrung gegen die Krankheit dienen, und kümmert sich wenig darum, ob diese Mittel der Krankheit ähnlich oder ihr entgegengesetzt sind.

Wir kehren noch einmal zu der Arzneimittellehre zurück.

Es wird darin gezeigt, daß Drosera rotundifolia, Sonnenthau, Gegenmittel gegen den Keuchhusten sey. Und welches sind die Zeichen, die es bei Gesunden erregte? Es heißt Nr. 50. Brickeln an der linken Nasenseite und Kribbeln im linken Ohre. Gutmann. Nr. 53. Größere Empfindlichkeit gegen innere Gerüche nach drei Tagen. Gutmann. Nr. 57. Nachtleiden der Zähne. Haller bei Vicat. Nr. 62. Am weichen Gaumen und tief im Rachen eine rauhe, scharrige Trockenheitsempfindung, welche zum Husteln reizt. Wißlizenus. Nr. 58. Kalte Empfindung in der Krone eines Schneidezahns nach 56 Stunden. Gutmann. Nr. 87. Gefühl der Beklemmung in der Brust, als hielte da etwas beim Husten und Sprechen die Luft zurück, daß der Athem nicht ausgestoßen werden könnte. Mehrere Tage anhaltend. Wißlizenus. Was sind das, etwa mit Ausnahme des letztern, kleinliche, nichtssagende, beim epidemischen Keuchhusten nicht bemerkte Erscheinungen, aus welchen man schließen will, daß sie den fürchterlichen Erscheinungen des Stickhustens gleich seyn sollten. Wurde aber der Keuchhusten doch dadurch gehoben, so kommt dies daher, daß derselbe, nach den besten Beobachtungen, in den meisten Fällen jedesmal von selbst vergeht, nicht aber durch den Einfluß der Arzneimittel.

Gegen die Wasserscheu wird entweder Belladonna oder Stechapfel oder Bilsenkraut als gewisses Heilmittel empfohlen, und dabei noch behauptet, daß wenn sie nicht in homöopatischen Gaben gereicht würden, der Kranke dadurch von dem Arzte gemordet werde. Aber es ist ganz klar, daß Hahnemann über eine Krankheit, welche so äußerst selten ist, wie die Wasserscheu in Deutschland, keine hinlänglichen Beobachtungen über die Heilung anstellen konnte, und daß daher auch sein schwerer Vorwurf gegen die übrigen Aerzte höchst empörend ist.

Der dritte Satz der Hahnemannschen Lehre ist der auffallendste. Die Anhänger und Gegner sehen ihn als den charakteristischen dieses Systems an, und er stellt sich auch den Nicht-Aerzten nebst der Diät als der Inbegriff desselben dar. „Es fordert derselbe jeden Arzneistoff nur in der möglichst kleinsten Gabe zu reichen; in sehr vielen, selbst den mißlichsten Fällen nur einmal, und wenn es wiederholt geschieht, mit nur wenigen Ausnahmen, in weit auseinander fallenden Zwischenräumen. In Fällen, wo der Kranke sehr aufregbar und schwach ist, dient sicherer als das Eingeben substantieller Gaben der hochpotenzirten Arzenei das einmalige Riechen an einem mit derselben befeuchteten trocknen Streukügelchen, etwa von Senfsaamen-Größe, indem die Mündung des Gläschens erst in das eine, dann auch wohl, wenn die Gabe stärker seyn soll, in das andere Nasenloch gehalten, und ein augenblicklicher Athemzug gethan wird."

Dieser Satz, daß die Arzeneien nur in den kleinsten Gaben gereicht werden dürfen, scheint aber mehr anstößig als er es wirklich ist.

Diese kleinen Partikelchen des Arzneistoffes, hätten die Homöopathen nur sagen sollen, besitzen die höchste Summe von Arzneikraft, und sind die einzige Quelle derselben. Sind sie durch Reiben und Schütteln nicht gehörig verkleinert, so ist ihre Kraft nicht völlig aus dem latenten Zustande gerissen und nicht gesteigert. In den meisten rohen Arzneistoffen ist diese Kraft auf die Masse übertragen, und daher kommt es, daß Allöopathen durch große Dosen ersetzen müssen, was die Homöopathen durch kleine bewirken. Allein oft kann die größte Masse und ihre Wiederholung doch nicht gewähren, was die unendlich kleine leistet.

Versuche hätten dann offenbar über die Wirkungen der kleinsten Gaben zu entscheiden gehabt, und von dem Erfolge der Erfahrung hätte die Annahme oder Verwerfung abgehangen. Man mag den Satz für unwahrscheinlich halten, aber darf ihn nicht für unmöglich erklären. Wenn er sich durch die Erfahrung bewährte, so wäre es noch immer Zeit, über die Art und Weise dieser Wirkung nachzudenken.

Hahnemann sucht diesen Grundsatz dadurch zu erklären, daß er sagt, sein Theilen, Reiben und Schütteln verwandle allen materiellen Stoff nach und nach in arzneilichen Geist; es entstehe eine Entwickelung der den Arzneistoffen inwohnenden dynamisch-geistigen Kräfte, und zwar durch eine Veränderung in ihrer Mischung; die Potenzirung werde bis an die Gränzen des Unendlichen getrieben.

Diese Vorstellung gehört nun nicht mehr der Medicin, sondern der speculativen Natur-Philosophie an. Wenn er aber behauptet, daß sein Theilen, Reiben und Schütteln der Arzneistoffe auch ihr physisches und chemisches Verhalten verändere, so lehren die Untersuchungen, daß dies, so weit die Physik und die Chemie als Erfahrungs-Wissenschaften diesen Theilungen folgen können, ganz ungegründet ist.

Vierter Satz. „Die Psora (die innere Krätzkrankheit, mit oder ohne ihren Hautausschlag) ist nebst der Syphilis und der (ihr wohl verwandten) Sycosis, die einzige Ursache aller chronischen Krankheiten in Europa."

Die Entwickelung, welche Hahnemann von diesem Satze giebt, richtet sich selbst. Hahnemann hätte charakteristische Symptome aufstellen müssen, die darauf hinwiesen, daß Krätz-Siechthum im Innern vorwalte, und bei einzelnen Menschen so unzählige große und kleine Krankheiten herbeigeführt habe oder fürchten lasse. Aber er hat sich dieses sehr leicht zu machen gewußt. Er geht von der einmal angenommenen, nicht erörterten, geschweige erwiesenen Voraussetzung aus, daß jene Krankheiten einzig und allein von der Psora verursacht werden. Ohne zu befürchten, Anstoß zu geben, hält er sich für berechtigt, alle Erscheinungen, die auf die verschiedenartigsten Krankheiten hinweisen, also die eigenthümlichen Symptome der einzelnen bestimmten Krankheit selbst, als solche Symptome darzustellen, welche die Entwickelung der Psora über allen Zweifel erheben.

Dadurch, daß Hahnemann ein solches Uebel im Innern annimmt, wird er noch ferner seinem ersten Grundsatze untreu, wornach die ganze Therapie sich bloß auf Symptome stützen, sich bloß an das in die Sinne Fallende halten, und nie auf eine Ableitung von inneren Zuständen, nie auf irgend ein Raisonnement über diese Symptome selbst sich einlassen dürfe? Von den beiden übrigen Ursachen der chronischen Krankheiten wird die Syphilis von ihm nicht sehr in Betracht gezogen, und erzeugt die Sycosis nach ihm nur einige wenige chronische Leiden.

Gedruckt in der Hövsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1094. Hamburg. Sonnabend, den 12. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. . . . . Seite 865
Eigenhändige Briefe der Madame Roland. . . . . „ 866
Ueberblick über die Republiken von Süd-Amerika. Von Herrn Zavala. . . . . „ 868
Von der Seeräuberei oder Piraterie. . . . . „ 870

Meine Reise nach Brundusium.

Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris.

(N.)

Sie wünschen es, theurer Freund, und so will ich Ihnen denn meine letzte Reise von 60 Lieues, eine der größten, die ich in meinem Leben gemacht habe, beschreiben. Sechszig Lieues! Ich bin vielleicht der einzige Mensch in der pariser Welt, der sein ganzes Leben lang stets und immer, zehn Jahre nach einander, an den literarischen Pflug angespannt geblieben ist, ohne je über die Gränze des zu beschränkten Feldes, das er nach allen Richtungen hin beackert, hinaus zu kommen. Die guten Leute, die mir die Ehre erweisen, mich zu beneiden, und die mich, wie ich höre, täglich oder wöchentlich mit ihren Lästerungen bedenken, würden vielleicht minder erbost auf mich seyn, wenn sie wüßten, wie viele Stunden Arbeit mir jeder Tag bringt, wie ich an die Scholle gebunden bin, und wie der niedrigste literarische Handlanger, der von seinem Herrn fortgejagt worden, der Troßbube, der einen Tag und alle Tage verläumdet, der arme Teufel, der für einen festen Preis den Staat regulirt, der bleiche Reidhart ohne Geist und ohne Styl, wie diese insgesammt weit freier und glücklicher sind als ich, mein Selbstbewußtseyn natürlich nicht in Anschlag gebracht.

So habe ich demnach vor zwanzig Tagen, als ich die Sonne glühend, das Haupt und die Hand ermattet fand, zu mir gesagt: Wie? wenn Du reistest! Das war ein großes Wort für mich. — Reisen! nicht mehr hier, weit weg seyn! Neue Städte sehen, wo man sicher ist keinen Feind zu treffen; sich der nonchalanten Bewegung einer Postchaise hingeben, die ein Engländer das irdische Paradies nennt; und dann nichts thun, nichts hören, nichts denken über das was man täglich thut, hört und sieht! Und dann seine Träume, seine Betrachtungen, seine Gedanken, seine traurigen oder lustigen Phantome, seine blauen oder rosenfarbenen Teufel so ganz für sich allein zu haben, ohne dies Alles brühwarm zum Drucker zu tragen, von dem man es matt und frostig wieder bekömmt; vielleicht für einen Engländer gehalten zu werden und sich von dem Stubenmädchen eines Gasthofes oder von dem Bettler an der Landstraße Mylord nennen zu hören; auf seinem Wege Poricks großes Steckenpferd zu finden, es sanft besteigen und auf diesem guten, willfährigen und vortrefflichen Rosse in Bequemlichkeit weiter reisen! — Das macht sich! Darum vorwärts! Adieu Theater, Adieu Bücher, Adieu Witz, Adieu Einbildung, Adieu Prosa, Adieu Alltagsleben! Wir reisen.

Ich wiederhole es Ihnen, Freund, daß sich, um zu reisen, niemand in einer bessern Lage befinden kann als ich. Ich habe von fernen Ländern nie anders als Belgien, auf eine Stunde, gesehen, und das war noch dreiviertel Stunden zu viel! und während meiner zwölf schönen Jahre ein liebliches, grünendes und murmelndes Fleckchen Land, da unten hinter einer alten Eiche am Ufer der Rhone versteckt; das ehrliche und stille kleine Dorf, wohin ich mich ohne Unterlaß in Gedanken, durch meine Erinnerung, durch mein Sehnen und mein Hoffen wieder versetze. Das sind meine fernen Länder alle. Ich bin also ein Reisender, wie es deren sehr wenige giebt, ein Reisender, der nichts von dem sieht, was er vor Augen hat, der also — beruhigen Sie sich nur — nichts zu beschreiben, nichts zu erzählen hat.

Gesagt, gethan; ich reise ab. Man losse mir den Weg frei, man mache mir Platz — es geht vorwärts. Ich bin es, der dahin rollt! Schon verschwinden mir zur Rechten und zur Linken die Bäume des boulogner Gehölzes; schon entflieht in all der Flüchtigkeit meiner englischen Pferde das junge Paris, so schön, wenn man es von weitem vorüber ziehen sieht. Paris über die Thron-Barriere verlassen, ist nicht wohlgethan. Man sagt bei sich selbst, daß man da draußen nicht wiederfinden wird, was man hier verliert. Man wirft einen letzten sehnsüchtigen Blick auf diese Eleganz, auf diesen Geist, auf diese ungezwungene Grazie, auf diesen schönen Luxus, auf diese ganze Welt der Ironie und der Festlichkeiten, des Skepticismus und des Witzes, des Muthes und der Sorglosigkeit, der Lust und der Liebe; auf diese pariser Welt, die einem immer dann am theuersten ist, wenn man ihr Lebewohl sagt; leichtfertig, aber gut; nicht sehr ergeben, aber auch nicht viel fordernd; nachgiebig, nicht aus Feigheit, sondern aus Gleichgültigkeit; Leben, Glück und Zukunft genießend, ohne weiter als auf einen Tag zu denken; die ernsten Dinge auf den nächsten Morgen verschiebend; sich regieren lassend von einem jeden, der dazu aufgelegt ist; leichtfertig und spottend, aber ohne böse Absicht. So lebe denn wohl, Du schöner Hause mit den schönen Pferden, den langen Festen, den schönen Damen, dem heitern Sinn — aber dieser Hause war schon sehr weit von mir und ich sehr weit von ihm entfernt: er ging zur Oper und ich zu einer Stadt, die, wie ich glaube, Rouen genannt wird.

Der Weg ist kostbar. Man fährt hinauf und hinab und kömmt durch niedliche, von schönem Mondschein sanft beleuchtete Dörfer. Es ist eine schöne Sache um eine Nachtreise, wenn alle Arbeit auf Erden ruht, wenn Alles Schlummer und Schweigen ist, wenn selbst das Wasser, das den ganzen Tag gearbeitet hat, sich wie ein Tagelöhner erholt und nun auf seine eigne Hand zu murmeln Vergnügen findet: man könnte glauben, daß man in ein Feenland versetzt worden sey. Es giebt Vögel, die in den Wäldern, Frauen, die vor ihren Thüren singen; ein leichter Rauch-

Digitized by Google

schweif zieht sich in die Lüfte und verkündet die abendliche Ruhe; eine friedliche und vom Monde erhellte Kirche wirft ihren heiligen und ländlichen Schatten auf uns herüber; die Glocke läutet das Gebet zur heiligen Jungfrau. Mein Gott, das Alles ist etwas ganz gewöhnliches, ich weiß das; man findet das Alles in den beschreibenden Dichtungsweisen; Alles dieses ist ein wenig dessen, was die Verse des Herrn von Lamartine besagen: aber was will man machen, wenn man nun diese Poesie mit Hand und Herz berührt; wenn man wirklich sieht, daß der Himmel silberfadene sanfte Strahlen hat, die uns berühren; wenn man in dem Baum den Vogel singen, im Thurm die Glocke tönen hört? Man kann nichts anders thun als was der Herr von Lamartine so wie alle anderen großen Dichter gethan haben: man muß seinen Gefühlen freien Lauf lassen, ohne sie zurückzudrängen; man muß sie schlechtweg eingestehen und hernach Gott und die Menschen um Vergebung bitten, wenn man nicht Herrn von Lamartine's Poesie im Kopf und im Herzen hat.

So bin ich denn in einer schönen Sommernacht in der alten normännischen Stadt eingetroffen. Die ganze Stadt schlummerte im Schatten ihrer Kathedrale: so bei Nacht gesehen ist Rouen eine malerische Stadt; jedes Haus der alten Stadt hat seine eigenthümliche Physiognomie. Lieben Sie die schmalen Fenster, welche die Familiengeheimnisse schirmen sollen? Lieben Sie dies alte häusliche Dach, das sich über die Straße hinaus lehnt, wie wenn es den Fremden beschützen wollte, der da vorüber geht? Lieben Sie diese von der Zeit zerbröckelten Mauern, die nach Innen so vielen erloschenen Generationen Schirm und Schutz gegeben haben, nach Außen so vieler vergessenen Revolutionen Zeuge gewesen sind? Lieben Sie es, sich in diesen krummen Straßen zu ergehen, wo das alte Volk sich herumgetummelt hat? Und ist dies Alles nicht genau genommen mehr werth als die Balcons unserer modernen Häuser ohne Vergangenheit, ohne Erinnerung und ohne Mysterien? So zeigte sich mir die Stadt Rouen in dieser Nacht, und ich ward nicht müde, sie so unter ihrem schönen nächtlichen Schleier zu betrachten; ich kümmerte mich wenig darum, ein Quartier zu finden, und hütete mich wohl, bei irgend einem Gasthofe anzupochen ehe ich die beiden großen Kolosse, den Ruhm der Stadt — die Kathedrale und den großen Corneille — bewundert hatte. Welch große Wunder! Vor allem aber muß man sich vor dem großen Corneille aufs Antlitz niederwerfen! Welch steinernes, marmornes oder ehernes Denkmal wäre wohl dem Cinna, dem Polyeuct und den Horaziern zu vergleichen!

Das auf der Brücke von Rouen aufgestellte Standbild Peter Corneille's ist bekanntlich das Werk des Herrn Davids, Mitglied des Instituts. Im Ganzen genommen ist es ein schönes Stück. Herr David ist ein denkender Kopf; er ist in den Dichtern, die er, wie nur irgend einer, liebt und bewundert, wohlbewandert. Herr David ist auch ein großer Künstler, obgleich mit wenig Sinn für die Mythologie. Er weiß, daß man die Kunst nicht an Erbärmlichkeiten vergeuden soll. Man darf nicht fürchten, daß er Faunen und Satyre, Venusse oder Bachantinnen, verlassene Ariadnen oder donnernde Jupiter aus Marmor hauen oder in Erz gießen werde; er hat das große Verdienst, daß er die Kunst in die Wirklichkeit gebracht hat. Man gebe ihm einen bedeutsamen Kopf, eine hohe Stirn, einen der höheren Geister nachzubilden, mit welchen unsere Zeit prunkt, und unser Künstler fühlt sich in seinem Elemente. So haben wir ihn den Kopf des Generals Foy copiren sehen; wir haben gesehen wie er, als Talma verblichen war, sich über dies schöne, durch Todespein entstellte Haupt hingeneigt und diese große Physiognomie, so sehr dieses der Kunst möglich ist, neu belebt hat. Armer Talma! wie der Tod ihn verändert hatte! Der Tod hatte mit seiner Eisenfaust den bezaubernden Blick gebrochen, der in Aller Herzen drang; er hatte den bald lächelnden, bald furchtbaren Mund aufs gräulichste verzerrt, aus welchem eine mächtige Stimme ertönte, die noch jetzt, obgleich beinah schon funfzehn Jahre verflossen sind, in unsern Ohren wiederklingt; er hatte den so schönen und so weißen Hals gebrochen, auf welchen Talma so stolz war und den er stets bloß trug, eine Koketterie, die einem bedeutenden Manne schon gut steht. Und aus diesen durch den Tod entstellten Zügen, aus diesem selbst den Freunden des Verstorbenen unkenntlich gewordenen Antlitz hat der Bildhauer David den Blick, den Mund, das Gesicht unsers großen Schauspielers wieder aufgefunden; er hat die edle und lebende Gestalt, die wir für immer verloren hielten, in all ihrem Glanze und in ihrer vollen Majestät wieder ins Leben gerufen. Es ist dieses ein großes Wunder der Kunst, es ist aber auch das Meisterwerk eines Künstlers, der gewohnt ist, unter großen Männern zu leben, die leisesten Nuancen ihrer Gesichter zu studiren. Daß David aus dem Talma, der nicht mehr war, so schnell den Talma von ehedem geschaffen, rühret daher, daß er vielen Umgang mit Talma gehabt.

Das ist es, was man zum Lobe des Künstlers sagen muß, der die bronzene Statue des großen Corneille gegossen hat. Aber diesem Lobe kann man auch einen Tadel zur Seite stellen: David ist, weil er von dem Geiste und Genie der großen Männer, welchen er seine Verehrung und sein Leben widmete, ganz durchdrungen war, in deren Nachbildung zuletzt in Uebertreibung verfallen; weil er sie in aller ihrer Größe gesehen, stellte er sie am Ende zu groß dar! Es fehlt den Büsten Davids nicht an Wahrheit, aber sicherlich mindestens an Wahrscheinlichkeit. Erinnern Sie sich noch wohl des Kopfes, den er von Goethe, diesem Könige von Weimar, von Wien, von Berlin, von einem Theile Frankreichs und Englands, geliefert hat? Von dem deutschen Genius gelockt, der so großen Einfluß auf unser Jahrhundert gehabt hat, geht David nach Weimar. Er fragt ein Kind nach des Dichters Wohnung; das Kind zeigt ihm ein edles, ein königliches Haus, und in diesem Hause lebte Goethe. Es war ein prächtiger, gedankenschwerer Kopf, mit edlen Falten und langem weißen Haar; es war das Haupt, aus welchem ganz gewappnet oder ganz voll Reiz Faust und Mephistopheles, Margarethe und Werther hervorgetreten waren. Der Bildhauer war wie geblendet. Zitternd, bewegt, außer sich, formte er das Haupt des edlen Greises in Thon ab; dann kehrte er nach Paris zurück, glaubend, daß er nur eine Abbildung genommen, während er einen Koloß geschaffen hatte. Als dieser enorme Ballen beim Zoll ankam, da wollte es diesem nicht in den Kopf, daß dieser Erdklumpen nur ein menschliches Gesicht darstelle, und so durchbohrte der Douanier mit seinem Degen das Modell von einem Ende bis zum andern; aber es war ihm schon zu verzeihen, er hatte sicher Goethe's Schädel nach seinem eigenen beurtheilt! Immerhin bleibt Goethe's Büste von David eine merkwürdige Erscheinung; dies kömmt daher, daß David Goethe's Kopf von Innen gesehen hat, während der Bildhauer wie der Maler einen Kopf nur von Außen sehen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eigenhändige Briefe der Madame Roland.

(Aus der Revue de Paris.)

(R.)

Alles, was dazu beitragen kann, das Urtheil der Nachwelt über große geschichtliche Personen zu läutern, wird mit Begierde aufgenommen; aber das Interesse verdoppelt sich, wenn es sich um eine noch frische Glorie handelt, wenn man selbst fast Zeitgenosse des Helden ist, den man zu beurtheilen berufen wird. In diesem Verhältnisse stehen zu uns die Hauptacteurs unserer ersten Revolution; doch giebt es deren, über welche sich die allgemeine Meynung schon ausgesprochen hat, und dazu rechnen wir die Madame Roland, sie, deren Leben so energisch und deren Tod so ruhig war; sie, die selbst die Irrthümer ihrer Zeit zu adeln wußte und die den

Digitized by Google

Fanatismus der Tugend besaß. Diese, sämmtlich eigenhändigen, Briefe zeigen die Madame Roland in ihrer Intimität, machen uns mit ihrer Meynung über die Angelegenheiten ihrer Zeit bekannt, wie in dem Briefe über Mirabeau, den wir hier mittheilen. Man fühlt sich unwillkührlich hingerissen von so vieler Redlichkeit, Kühnheit und Geist. Diesem Werke, das nächstens bei dem Buchhändler Renduel erscheinen wird, ist eine Notiz von Herrn Sainte-Beuve vorgedruckt. Welche Kluft sie hienieden auch trennt, begegnen alle schönen Seelen sich doch auf einer gewissen Höhe wieder und überlassen es uns Lesern, diese beiden Namen einander zu nähern. Der folgende Brief ist, wie fast alle diejenigen, welche den Band bilden, den wir vor Augen haben, an Herrn Henri Bancal adressirt.

„Sie werden aus den öffentlichen Blättern den unzeitigen Tod Mirabeau's ersehen haben; unzeitig hinsichtlich des Alters, aber sicher nicht mit Bezug auf den Gebrauch, den er von dem Leben gemacht hat, und sehr zur rechten Zeit, was seinen Ruhm betrifft.

„Dies baldige, fast plötzliche Ende eines Mannes von großen Talenten, der der öffentlichen Sache wahrhaft gedient hat, hat etwas Feierliches und Trauriges, das ich nicht näher anzugeben weiß, dessen Eindruck aber nicht zu vermeiden ist. Ich bin weit entfernt den Enthusiasmus zu theilen, den so viele Leute für das erstaunenswürdige Wesen haben, um das man trauert; aber wenn ich auch bei reiflicher Ueberlegung dem Ausspruch des Schicksals beipflichten muß, bin ich dennoch dem Tode gram, daß er diese große Beute so rasch an sich gerissen hat.

„Es wird vielleicht eine lange Zeit währen, ehe das Volk den Mann und das Ereigniß richtig würdigen wird; die Wahrheit bricht sich nur mit Mühe Bahn, und hier vereinigt sich manches, um die Illusion zu unterhalten. Auch ist der Eindruck wundersam; das Volk glaubt in der That seinen besten Vertheidiger verloren zu haben; es ist als ob Mirabeau's Tod eine öffentliche Calamität wäre; sein Leichenbegängniß ist hehrer gewesen als das der stolzesten Könige; und die aufgeklärtesten Bürger zollen diesem Triumphe willig Beifall, denn genau genommen werden alle diese Huldigungen der Freiheit mit Berücksichtigung dessen dargebracht, was sie dem Manne verdankt, der erloschen ist. Was mich persönlich betrifft, so sehe ich in Mirabeau ein Beispiel der monstrosesten Vereinigung eines Geistes, der das Gute kannte, der es hätte üben können, und der es auch zuweilen geübt hat, mit einem verderbten Herzen, das selbst mit der Tugend sein Spiel trieb, das Alles auf seinen eignen Ruhm bezog, und das diesen Ruhm selbst aufs Spiel setzte, wenn derselbe mit seinen feurigen Leidenschaften in Collision kam. Er hat den größten Theil seines Rufes durch Schriften usurpirt, die er nicht selbst verfaßt hat; er hat sein Talent und die Wahrheit der Habgier, der Ehrsucht und dem Golde verkauft, dessen er bei seiner ungezügelten Lebensweise so sehr bedurfte. Ohne auf sein Benehmen bei Gelegenheit des Vetos und bei dem Beschlusse in Betreff des Rechts wegen Krieg und Frieden zurückzugehen, ist er auch bei der Organisirung des öffentlichen Schatzes, bei der Frage wegen der Regentschaft und bei der Angelegenheit wegen der Bergwerke im höchsten Grade niederträchtig und verrätherisch gewesen. Mich empörte sein treuloses Schweigen, seine einander widersprechenden Reden und seine Ruchlosigkeit.

„Mirabeau haßte den Despotismus, der ihm weh gethan hatte; Mirabeau schmeichelte dem Volke, weil er dessen Rechte kannte; aber Mirabeau hätte die Sache des Letzteren dem Hofe verkauft, mit dem es stets die verderbten Menschen halten, die nach der Gewalt streben, und dem er sich nützlich machen wollte, weil er nach dem Ministerium geizte. Wenn er länger am Leben geblieben wäre, hätte er es nicht vermeiden können, erkannt zu werden, und sein Ruf würde vor seinem Tode befleckt worden seyn; so aber ist er, mindestens in den Augen des großen Haufens, noch auf dem Bette der Ehre gestorben, und da ist ihm wieder sein Glück zu Statten gekommen. Der Plebs der Versammlung ist erstaunt gewesen, als es den verschwinden gesehen, dessen Uebergewicht ihn so oft beherrschte; die ränkesüchtigen Lamethe seufzen wie Cäsar bei des Pompejus Tode geseufzt hat, im Stillen darüber jubelnd, eines Rivals entledigt zu seyn, den sie fürchteten und dessen Gegengewicht gegen ihre Intriguen die guten Bürger zurückwünschen. An dem Todestage Mirabeau's war die National-Versammlung eben mit der großen Frage der Gleichheit der Theilung oder vielmehr der Ermächtigung des Testirens beschäftigt; bei der Meldung dieses Ereignisses ward es auch bekannt, daß Mirabeau denselben Gegenstand bearbeitet und die desfallsige Schrift Tags vorher dem Bischof von Autun behändigt hatte, der sie zu lesen ersucht ward. Es war dieses eine vortreffliche Rede, in welcher die besten Grundsätze der Gerechtigkeit und der Gleichheit mit der Kraft und den treffenden Zügen, die den Verfasser charakterisirten, entwickelt waren: es war ein ächter Kranz, womit er sein Grab schmückte. Die Patrioten konnten dem Menschen einen Seufzer nicht versagen, der fähig war, der Wahrheit zu dienen; die Schwarzen zitterten vor dem Uebergewichte, das er zum letztenmal über sie ausübte. Doch trug er, seiner Geschicklichkeit, den Gemüthern nicht zu viel zuzumuthen, gemäß, nicht auf die gänzliche Abschaffung des Testirungsrechtes an, wie er dies in strenger Consequenz der von ihm aufgestellten Grundsätze hätte thun müssen, sondern nur auf den Vorbehalt eines Zehntheils zur Verfügung des Testators.

„Ich habe mich des Gedankens nicht erwehren können, daß Mirabeau, wenn er lebend dem Schluß der Debatte hätte beiwohnen können, am Ende sich zu Mehrerem verstanden haben würde, wenn er gesehen hätte, wie die National-Versammlung sich dahin neigte. Es war eben seine höchste Kunst, zuvörderst gute Principien zu entwickeln, sie aber nächstdem den Umständen anzupassen; so daß er das Ansehen hatte, erst der Verfechter der Wahrheit, dann der Führer beider Parteien und der Dictator der National-Versammlung zu seyn, während er nur sein eigner Götze war und die Republik seinem Rufe oder seinem Privatinteresse aufopferte. Alle Journalisten sind über seinen Tod wie über einen kostbaren, reichen und pathetischen Bissen hergefallen, den jeder sich, wie er das Talent dazu hat, zu Nutz macht. Ich kenne keinen andern als Brissot, der weise genug gewesen wäre, die Vergötterung zu vermeiden, ohne darum die Vorsicht aus den Augen zu setzen, die öffentliche Meynung nicht zu beleidigen. Unstreitig wird er einst die Wahrheit sagen; aber man ist noch nicht reif dafür; es hieße sie dem Hohn preisgeben, wenn man zu sehr damit eilte, sie zu zeigen.

„Die Bildung der Volks-Clubbs würde, wie Sie das richtig bemerken, von unendlichem Nutzen seyn; aber es müssen deren mehrere seyn, um hier den Versuch damit zu machen, und nichts ist schwieriger als ein Verein von Leuten, um zu einem und demselben Zweck mitzuwirken. Einige unserer besten Freunde, Deputirte und Andere, haben eine Annäherung versucht, um ihre Kräfte zu vermehren; aber ein jeder hat seine Marotte und will, daß man sich nur mit ihr beschäftigen soll, ohne Berücksichtigung der Marotten Anderer. Wann werden die Menschen einmal so verständig seyn, einander in der vollen Bedeutung des Wortes zu dulden und auf das gemeinschaftliche Gute unter der Schonung der Meynung eines jeden, wie es zu erreichen sey, hinzuarbeiten?

„Heute wird die große Frage der Testations-Fähigkeit entschieden werden; es herrscht eine merkwürdige Parteilichkeit in der National-Versammlung, und man hätte an diesem Tage fast sagen mögen, sie bestände nur aus höchst habgierigen und sehr unverschämten Universalerben: es ist die letzte Verschanzung der Aristokratie."

Digitized by Google

Ueberblick über die Republiken von Süd-Amerika.

Von

Herrn Zavala,

bevollmächtigtem Minister Mexiko's zu Paris.

(Aus dem Journal de la Marine.)

(L.)

Bei keinem Volke alter und neuerer Zeit ist das republikanische System, d. h. eine Regierungsform, die auf das Wohlseyn der Gemeinde oder der ganzen Gesellschaft berechnet ist, besser verstanden und besser angewendet worden, als in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Man findet da das Vollkommenste, was man sich denken kann; Alles, was die der Volksgewalt angewiesenen Gränzen überschreiten könnte, Alles, was andererseits diese Gränzen nicht erreichen würde, wäre ein Schritt zur Anarchie oder zum Despotismus. Und welches sind denn die Lebens-Principe dieser glücklichen und progressiven Republik? Die allgemeine Stimmgebung, die Jury und die absolute Trennung der Regierung und der Gesetze von allen religiösen Angelegenheiten. Es ist in allen Gesetzbüchern der Vereinigten Staaten ein einziger Artikel, der die Religion betrifft, ein einziger: „Gänzliche, unbeschränkte Freiheit."

Warum sind die andern Republiken Amerika's nicht in einer so glücklichen Lage, wie die Vereinigten Staaten? Als die Classen, woraus die spanisch-amerikanische Gesellschaft besteht, ihre Anstrengungen vereinigten, um das gehässige Joch der Metropole abzuwerfen, handelte jede derselben nach verschiedenen Motiven und nach individuellen Interessen. Der Canonicus wollte Bischof seyn und der Pfarrer an die Stelle eines Spaniers treten, der immer zu rechter Zeit ankam, um den bischöflichen Sitz oder die Domherrn-Stelle einzunehmen. Der Mönch wollte Provinzial werden, der Officier General; der Advocat strebte nach der Toga; der einfache Bürger nach einem Amte und eine kleine Anzahl unterrichteter und uninteressirter Menschen wünschte ihr Vaterland zum Range der Nationen erhoben und in offener, zwangloser Communication mit den civilisirten Völkern zu sehen. Bis dahin begreift man leicht, wie die von so vielen Interessen aufgeregten Menschen ihre Wünsche und ihre Anstrengungen vereinigten, um die National-Unabhängigkeit zu erobern.

Aber nachdem einmal dieses große Ziel erreicht war, so geriethen diese verschiedenen Interessen in Reibung und der Kampf begann: ein individueller Streit zwischen den Aspiranten zu einen und denselben Aemtern, und Kampf der Principien zwischen denen, welche sich anmaßten, die Einrichtungen und Mißbräuche des Colonial-Regimes zu vertheidigen und denen, welche Veränderungen reclamirten, die nothwendig aus der neuen Lage des Landes fließen mußten. Welches Mittel gab es nun, diese so entgegengesetzten Interessen zu versöhnen und zu vereinigen? Man kann sehr wohl begreifen, daß bei einem ackerbauenden, handeltreibenden und Manufacturen besitzenden Volke, wo die Massen von ihrer Arbeit leben, wo es der nicht producirenden Verzehrer wenige giebt, wo die Privilegien nicht die Rechte Aller schmälern, wo alle Bürger ihre Rechte kennen, man kann, sage ich, begreifen, daß bei einem solchen Volke die allgemeinen und constitutiven Gesetze, gegründet auf Principien, welche die nationalen und individuellen Freiheiten sichern, hinreichen, um das sociele Gleichgewicht und die Verhältnisse und Beziehungen zwischen den Bürgern aufrecht zu erhalten. Der Ackerbauer bedarf eines Feldes, der Sicherheit für das Erzeugniß seines Fleißes, mäßiger Abgaben oder deren völliger Ueberhebung — das sind die materiellen Nothwendigkeiten, denen mit wenigen Kosten zu genügen ist; seine moralischen Forderungen stehen im Verhältniß mit dem sociellen Zustand und das Fortschreiten dieses Zustandes selbst bringt es mit sich, wie und wovon seine neuen Bedürfnisse befriedigt werden können und sollen. Der Kaufmann will Freiheit, Leichtigkeit der Communicationen und Transportmittel; man räume die Hindernisse aus dem Wege, lege ihm nur wenige Abgaben auf, und diese interessirte Menschen-Classe wird euch augenblicklich ergeben seyn. Die Manufacturisten fordern schon mehr, weil sie Verbote oder exorbitante Zölle reclamiren. Aber sie bringen oft augenblickliche Opfer, um den Nationalstolz und ihre Vorurtheile zu befriedigen. Diese Concessionen waren vor zwei Jahren die Ursache langer und lebhafter Debatten und die Vorläufer des Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten.

Aber welches ist das Mittel, diese Art von Wuth der Aspiranten zu Stellen und öffentlichen Aemtern zu stillen? Wie soll man die beiden entgegengesetzten Principien des Privilegiums und der Legalität, der Intoleranz und der Freiheit in Frieden halten?

Ihre Constitutionen und organischen Gesetze redigirend, wollten die Gesetzgeber einiger Staaten die Geldgier vieler Menschen befriedigen, indem sie eine Menge Officiere ohne Truppen, Beamte ohne Stelle, Pensionairs ohne Dienst schufen; man versuchte, die entgegengesetzten Principien zu versöhnen, indem man die Intoleranz und die Freiheit zugleich begründete. Das öffentliche Elend, die Entsittigung aller Classen waren die Folgen davon. Diese Leichtigkeit, Stellen zu erhalten, ließ wieder andere Aspiranten aufstehen, die die Stiftung neuer Stellen für sie solliciteirten und nach den Aemtern derer trachteten, die sie einnahmen, wenn das erstere Gesuch nicht befriedigt werden konnte, eine ewige Quelle elender Feindseligkeiten, die nicht ermangeln konnte, die Regierung in große Verlegenheit zu setzen und Verwirrung in die neuen Gesellschaften zu bringen.

Indem man die religiöse Intoleranz in den halbspanischen Republiken feststellte, schuf man ein fruchtbares Princip zu innern Uneinigkeiten und Zwiespalt. Kann ein Mexikaner, ein Bewohner von Grenada seinen religiösen Glauben nicht ändern, weil die Constitution es ihm nicht erlaubt? Ist es einem industriösen und religiösen Protestanten nicht verstattet, umgeben von einer tugendhaften Familie, dem höchsten Wesen in den Wäldern der Sonora und von Yucatan einen Altar zu errichten und da die Früchte eines fruchtbaren Bodens fortzupflanzen, als Lohn seines Schweißes — und das aus dem einzigen Grunde, weil er nicht denkt und glaubt, wie die Verfasser der Constitution? Und der Schriftsteller, welchem das Gesetz die unbeschränkteste Freiheit zuerkennt, soll nicht das Recht haben, seine abweichenden oder vielleicht ganz den Meynungen, welche Rom als unveränderlichen Glauben stempelt, entgegengesetzten Begriffe bekannt zu machen? Nein: der Hof von Rom wird, durch seine Diener, der Dollmetscher dieser republikanischen Constitutionen seyn und das Concilium von Trient wird zum Verständniß der Rechte des Bürgers citirt werden.

Die Europäer, die zuweilen einen Blick auf die politischen Revolutionen von Süd-Amerika werfen, beschäftigen sich keineswegs mit diesen wichtigen Fragen, die doch allen Raisonnements zur Grundlage dienen sollten. Der Inhaber mexikanischer Bons, der französische oder englische Kaufmann, fragen ihre Agenten im andern Welttheile, was für Aussicht für die Geschäfte und für Gewinn ist, welche Zukunft dem Lande bevorsteht? Welche Nachrichten können sie nun von ununterrichteten Agenten erhalten, die gewöhnlich mit den reichen Eigenthümern und selbst mit den Geistlichen, die den Territorial-Reichthum repräsentiren, in enger und inniger Verbindung stehen? Die kleine Anzahl einsichtsvoller Reisender, die das Land studirt, haben sich mehr mit den Natur-Producten, den malerischen Landschaften und prächtigen Aussichten, als mit den Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen und mit dem stufenweisen Gange der öffentlichen Meynung seiner Bewohner beschäftigt.

Digitized by Google

Jede Regierung besitzt eine Springfeder der Existenz, ein durch andere analoge Kräfte unterhaltenes Lebens-Princip, woraus ein mehr oder minder compactes, ein mehr oder minder freies System resultirt. Die Janitscharen und die Religion sind mehrere Jahrhunderte lang die Basis der Regierung der erhabenen Pforte gewesen. Die von Mahmud bewirkten Reformen haben das unermeßliche Reich der Kalifen bis in den Grund erschüttert. In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika bewirkte die Unabhängigkeit keine wesentliche Veränderung. Es gab Staaten, die dieselben Charten beibehielten, die die brittischen Könige ihnen concedirt hatten, und Rhode-Island hat noch jetzt keine Veränderung darin gemacht. Eine allgemeine Regierung zu Washington oder Philadelphia, statt einer königlich englischen Regierung, mit einigen auf die Bildung der Union bezüglichen Zusätzen — das war die ganze Revolution und deswegen ging diese große Krisis ohne viele Unfälle und Unglück vorüber.

Das war im spanischen Amerika leider! nicht der Fall. Nachdem das Colonial-Gebäude gestürzt war, befanden sich die neuen Directoren in einem Chaos und aus Furcht, wie Phaeton zu irren, legten sie die Hand an die Constitutionen, welche die Völker, die die Regierungsform verändert, bereits angenommen hatten; in der letzten Zeit nahm jeder neue Staat diejenige Constitution an, die am analogsten, nicht mit der Stimmung, den Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen der Nation (es wäre abgeschmackt, das zu sagen) wohl aber am übereinstimmendsten mit der Majorität ihrer Deputirten war. Die Mexikaner bemächtigten sich der ihrer Nachbaren, als wenn die Nachbarschaft eine magische Tugend verlieh. Nichts destoweniger konnten die Söhne der Spanier die ererbte Ehrfurcht für die Intoleranz und die Gewohnheit des Gehorsams für die Geistlichkeit und die Armee nicht ablegen. Die demokratisch-föderative Constitution wurde durch einen feierlichen Artikel befleckt, welcher die religiöse Intoleranz vorschreibt und durch andere Verfügungen, welche der Geistlichkeit und der Armee ihre, zu Gesetzen gewordene, Privilegien erhalten.

Die liberalere Republik von Central-Amerika, voll Leben und Energie, befolgte das Beispiel seiner alten Metropole nicht. Mit einem Schlage that sie den Klöstern ihr Recht an, d. h. vernichtete sie, und in dem Tempel der Philosophie heiligt sie den ewigen Grundsatz der Freiheit der Culten.

Das alte Columbien theilte sich, nach dem Falle seines Befreiers, in drei Republiken, und Venezuela, eins der bestgelegensten Länder auf dem Continent, das aufgeklärte und glückliche Venezuela, sanctionirte die Freiheit des Gewissens und befreite die Bürger vom Zehnten, einem so schimpflichen als oppressiven Tribut.

Neu-Grenada, ein in der Civilisation minder vorgerücktes Volk, unter demokratischen Principien stehend und regiert, erschüttert noch das Joch der babylonischen Knechtschaft nicht, ob es gleich einiges gewonnen, indem es die geistlichen Fueros zerstörte.

Quito, oder Acquator, dem Bürgerkriege preisgegeben, kämpfend gegen einen Militair-Häuptling, welcher die Gewalt usurpirt, hat noch nicht Zeit gehabt, sich zu zeigen, wie und was es ist. Der glorreiche Kampf, der einen Theil seiner Bewohner gegen die Militair-Gewalt beschäftigt, und der Name des populairen Koryphäen, der in ihren Reihen erscheint, läßt hoffen, daß Industrie und Handel mit dem Auslande nicht von den Küsten von Guanaquil verbannt seyn werden, um den Bannbullen eines heiligen Kreuzzuges Platz zu machen.

In Peru ist die Volks-partei Sieger und obgleich seine Bewohner, wie wir glauben, noch nicht auf der Höhe republikanischer Institutionen stehen, so muß man doch hoffen, daß der öffentliche Geist, geleitet durch seinen constitutionellen Präsidenten und durch einen erwählten Congreß, sich von Tage zu Tage verbessern wird.

In Bolivia überwindet das aufgeklärte Genie und der energische Charakter von Santa-Cruz alle Hindernisse, welche die Fortschritte aufhalten können und diese kleine Republik ist in vollem Gedeihen, Dank der Weisheit und dem Patriotismus seines Präsidenten!

Chili, ein Land, dessen Reichthum der Schönheit gleichkommt, befreit von aller heterogenen Mischung der Casten, bereichert durch die Fruchtbarkeit seines Bodens, die Menge seiner Häfen und seiner schiffbaren Ströme, aufgeklärt durch seine häufigen Berührungen mit fremden Völkern, auch Chili genießt des Friedens und sieht in einer gelehrigen, hoffnungsvollen Jugend die Keime einer beschützten und edel geleiteten Erziehung sich entwickeln.

Buenos-Ayres, das Land der Gesundheit und des Segens, benetzt oder vielmehr überschwemmt von dem unermeßlichen Plata-Strom, ruht endlich, nach gewaltsamen und verlängerten Kämpfen des Aberglaubens und der Unwissenheit gegen Aufklärung und Philosophie, im Uebermaaß der Ermüdung, aus, aber diese blutigen Kämpfe haben es nicht besiegt.

Montevideo ist glücklich mit seinem Handel und seiner Ruhe. Paraguay schläft einen tiefen Schlaf, den Schlaf der Sclaverei, aber sein Erwachen kann nicht lange ausbleiben, weil der Tod seines Tyrannen nicht fern ist. Diese Tyrannei ist rein persönlich. Mit dem Doctor Francia wird das schwarze System endigen.

Kommen wir nun, nachdem wir einen Blick auf die zehn amerikanischen Republiken geworfen haben, zu den aufgestellten Principien zurück: Wie soll man in diesen neuen Staaten diesem Mangel an republikanischen Sitten und Gewohnheiten abhelfen? Durch Erziehung und Einführung minder demokratischer Institutionen, durch Abschaffung aller Beschränkung und Hindernisse, welche die Fortschritte der Bildung hindern; durch offene Zulassung aller Fremden und endlich durch Begründung energischer Regierungen, die, ohne in Despotien ausarten zu können, auch nicht durch ihre Schwäche sich von dem Strome der abergläubischen und unwissenden Massen fortreißen lassen.

Es ist außer Zweifel, daß, seit der Unabhängigkeit, eine große Veränderung in den Ideen, in allen Beziehungen und selbst in den Gewohnheiten und Sitten der Einwohner eingetreten ist, eine Veränderung, die den neuen Directoren hat zur Lehre dienen müssen. Was kann man nicht von der Zukunft hoffen?

Eben so, wie in Europa, sind in Amerika zwei Principien im Streit; aber hier hat das Privilegium nicht die Stütze einer furchtbaren Ligue von Königen, noch der furchtbaren Arme einer alten Feudal-Aristokratie. Die Gewalt der Geistlichkeit vermindert sich täglich und die Militairmacht kann sich, unter den Auspicien, in einer unermeßlichen Länderstrecke zerstreuter Häuptlinge nicht organisiren und mobilisiren. Inzwischen giebt es für den Augenblick noch ein unüberwindliches Hinderniß für die vollständige Emancipation der Massen: das ist die eingeborne Bevölkerung, die in der mexikanischen Republik drei Fünftheile beträgt; zwei Drittheile in Guatimala und die Hälfte in den andern Staaten, Chili ausgenommen, wo, wie wir schon gesagt, diese heterogene Bevölkerung nicht existirt.

Diese Masse von Eingebornen, entartete Wesen, ausgeschlossen während der spanischen Herrschaft von jeder socialen Beziehung und, was noch schlimmer ist, eingesleicht und versunken im Aberglauben und seinen Wirkungen, ohne wahres religiöses Gefühl, ohne eine einzige klare Idee von den Fundamental-Grundsätzen ihres Cultus, diese verworfene und elende Generation kann nicht als ein sociales Element gelten und mitgezählt werden. Deshalb sagten wir, daß eine Aristokratie wesentlich nothwendig und unvermeidlich ist, weil diejenigen, die keinen Begriff von dem Gebrauch haben, den der Mensch von seinen Fähigkeiten machen kann und soll, weder ihre noch anderer Rechte repräsentiren können.

Digitized by Google

Bis jetzt ist die Masse der Eingeborenen durch die Spanier und nachher durch ihre Kinder benutzt worden: Zimmer-Arbeiten, Träger- und Taglöhner-Geschäfte, Kohlenbrennen, Holzfällen, Ackerbau — alles das ist das Loos der Eingeborenen; die Weißen haben sich das Priesterthum, die Toga, den Handel, die Tribune, die öffentliche Erziehung und den Civil- und Militair-Befehl vorbehalten. Seit der Unabhängigkeit haben die Eingeborenen wegen Unfähigkeit auf öffentliche Aemter noch keinen Anspruch machen können; und das organische Gesetz, das ihnen ohne Unterschied Wahl- und politische Rechte zugesteht, ist abgeschmackt und dem wahren sociellen Zweck, welcher die Freiheit ist, entgegen, indem der Eingeborene, Wähler ohne Bewußtseyn und Verständniß seiner Handlungen und Wirksamkeit, nach den Befehlen und Inspirationen seines Pfarrers und Vicars oder des Alcaden, denen er maschinenmäßig gehorcht, verfährt; er neutralisirt nicht nur, sondern er vereitelt völlig die Bemühungen der kleinen einsichtsvollen und progressiven Masse, deren Meynungen und Grundsätze nach Emancipation und Unterweisung des Volkes streben.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, wo von vier Millionen Einwohnern, die Neu-England enthält, nur zweitausend Bürger lesen und schreiben können, wo Eigenthum und Reichthümer zerstreut sind, wo man Armuth und Elend, die traurige Bettelei neben Palläſten von Marmor vergebens sucht; in den Vereinigten Staaten kann man die allgemeine Abstimmung nicht verweigern, ohne eine Classe von Bürgern zu beleidigen und das Land des freien Ausdrucks eines Theils seiner Bewohner zu berauben. Beim Entstehen dieser Republik und in den ersten zwölf Jahren ihrer Unabhängigkeit führten die beiden Partheien, die föderalistische oder aristokratische und die demokratische, einen erbitterten Krieg in den Journalen, in den Volks-Junten und auf der Tribune; nach dem Eintritt von Jefferson in die Präsidenten-Stelle erhielt die zweite das Uebergewicht und seitdem ist die erste so verschwunden, daß sich jetzt niemand für einen Anhänger derselben zu erklären wagt. Aber welches Volk auf der Welt besitzt eine solche Summe volksthümlicher Intelligenz als die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika? Wo kann man in demselben Grade dieses Interesse socieller Erhaltung, diesen bewundernswerthen Instinct der Ordnung und der Freiheit und solch allgemeines Gedeihen finden?

Za.

Von der Seeräuberei oder Piraterie.

(Aus dem United Service - Journal.)

(2.)

Die Etymologie des Wortes Pirat ist nicht genau bekannt; inzwischen glaubt man allgemein, daß es von dem griechischen Worte Pur hergekommen ist, welches Feuer bedeutet, weil die Piraten die Gewohnheit haben, die Wohnungen der Inseln zu verbrennen, die sie überfallen. Welches aber auch die Entstehung des Wortes seyn möge, so ist es doch gewiß, daß es in den fabelhaften oder heroischen Zeiten einen Schiffs-Capitain oder einen Krieger bezeichnete, wie man schon in Thucydides sehen kann: Die Griechen, sagt er, so wie alle Bewohner der Inseln, waren abenteuerliche Krieger, die sich, unter dem Commando guter Seeleute, der Piraterie widmeten.

Der Stand des Corsaren war damals kein verachtetes Handwerk: es war der Weg zum Ruhme. Fast alle kleine Seestaaten trieben Piraterie; die Gewohnheit derselben war so allgemein, daß, Kaufmann, Reisender oder Pirat, jeder Fremde überall mit gleicher Gastfreundlichkeit aufgenommen wurde. So sagte der weise Nestor, nachdem er Telemach und Mentor ein kostbares Fest gegeben, zu ihnen, daß, da das Mahl beendigt sey, es nun Zeit wäre, sich von dem Namen und dem Gewerbe seiner Gäste zu unterrichten. „Seyd ihr," sprach der greise Krieger, „Kaufleute oder bloße Abenteurer, Corsaren, die auf gut Glück auf den Meeren umher irren und von Beute leben?" Bis zur Zeit Tarquins wurde die Piraterie bei den Phoeiern als sehr ehrenwerth betrachtet, und Julius Cäsar sagt, indem er von den Völkern Germaniens spricht, daß ihre mächtigsten Gutsherren stolz waren, an der Spitze eines Räuberhaufens zu stehen; Diodor von Sicilien giebt dieselben Details über die Lusitanier und Plutarch, in seinem Leben von Marius, über die Iberier.

Die erste Expedition gegen die Piraten fand ungefähr dreizehnhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung statt. Minos II., König von Kreta, rüstete eine Flotte aus, um den Pontus Eurinus von den Corsaren zu reinigen, die ihn unsicher machten. Während dieses Feldzuges bemeisterte er sich der Cycladen und sendete, unter dem Oberbefehle seiner Söhne, eine Colonie dahin. Um diese Zeit organisirten Athenienser, die noch zu jung waren, um in die Reihen der Armee einzutreten, eine Miliz, die Deripoles genannt wurde, welche beauftragt war, die Kauffahrteischiffe gegen die Angriffe der Corsaren zu beschützen, was beweist, wie furchtbar sie damals waren.

Die punischen Kriege lehrten sie, indem sie die Schiffahrt der Römer ausdehnten, zur See zu kämpfen. Ungefähr 280 Jahre vor der christlichen Aere eroberte ihre siegreiche Flotte die der stolzen Teuta, der Königin Illyriens, das die Meere mit seinen Piraten bedeckte. Trotz dieser Niederlage wuchs die Zahl dieser Räuber noch durch den Untergang von Karthago und Korinth; bald hatten sie Hafen, Arsenale und Festungswerke in den vortheilhaftesten Stellungen und Lagen; unternehmende Menschen aller Nationen, so wie andere durch ihren Rang und ihre Geburt ausgezeichnete, verbanden sich mit ihnen; ihre Flotten wurden durch geschickte Piloten geführt; ihre Schiffe waren prächtig ausgeschmückt; sie hatten Segel von Purpur, mit Silber ausgelegte Ruder, und die Zahl ihrer Galeeren, in dem einzigen Hafen von Seleucien, belief sich auf mehr als 1100. Herren von mehreren hundert Seestädten wagten sie die Küsten von Italien zu beunruhigen und zu verletzen, und drangen bis in den Hafen von Ostia vor; sie steckten eine römische Flotte in Brand und führten zwei Prätoren, so wie die Lictoren, die ihnen zur Escorte dienten, gefangen mit sich fort.

Rom, zerrissen durch den Streit zwischen Marius und Sylla, konnte den Fortschritten dieser Menge cilicischer Flibustier nicht steuern, die sich bald über das mittelländische Meer verbreiteten, und überall, wo sie nahten, Schrecken im Gefolge hatten. Um diese Zeit war es, daß sie, bei der Insel Pharmacusa kreuzend, Julius Cäsar gefangen nahmen, der von dem Hofe des Nikomedes, Königs von Bythinien, zurückkam. Während seiner Gefangenschaft von acht und dreißig Tagen behandelte sie Cäsar sehr stolz und trotzig und bedrohte sie mit schrecklicher Strafe, sobald er frei seyn würde. Als die Räuber zwanzig Talente für seine Auslösung forderten, antwortete er ihnen, daß sie sehr schlecht über die Wichtigkeit ihres Gefangenen unterrichtet wären, daß er ihnen funfzig auszahlen, aber sie ihnen auch wiederzunehmen wissen würde.

Die Einwohner von Milet brachten die für sein Lösegeld geforderte Summe zusammen und er wurde in Freiheit gesetzt. Alsobald rüstete Julius Cäsar in derselben Stadt Schiffe aus, verfolgte die Räuber und nahm sie gefangen und führte sie nach Pergamos, wo sie hingerichtet wurden, wie er ihnen gedroht hatte.

Indessen hatte diese Züchtigung nicht die ganze Wirkung, die man davon erwartete; neue Banden organisirten sich und wurden furchtbarer als jemals; sie machten römische Generale zu Gefangenen, deren Auslösung zu bezahlen sich die Republik gezwungen sah. Der Prätor, Marcus Antonius, Sohn des Redners und Vater des Triumvirs dieses Namens wurde mit dem Oberbefehl auf allen Meeren des Reichs bekleidet; aber

Digitized by Google

er beschränkte seine Expedition auf den Angriff der Rüstung von Kreta, wurde besiegt und schloß einen so schimpflichen Vertrag, daß er den Spottnamen Creticus erhielt; er starb vor Kummer.

Das Reich der Piraten dehnte sich über das ganze Meer von Toscana aus; in der Besorgniß, daß seine Schiffahrt unterbrochen und zu Grunde gerichtet werden möchte, entschloß sich, Pompejus, zu Unterdrückung einer so Unheil bringenden Landplage unbeschränkte Vollmacht zu geben. Pompejus hob eine Armee von 125,000 Mann aus und sammelte alle Schiffe des Reichs bis auf 500. Er bildete daraus 13 Geschwader, nahm, nachdem er ihnen ihre verschiedenen respectiven Stationen angewiesen hatte, seine Stellung im Mittelpuncte und vertrieb, innerhalb vierzig Tage, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, diese Barbaren aus den Meeren von Toscana, von den Küsten Afrika's, Sardiniens, Corsika's und Siciliens. Die Räuber zogen sich nach Cilicien zurück; er aber verfolgte sie dahin und vernichtetete sie gänzlich; 24,000 von ihnen wurden gefangen genommen und die Städte, die sie befestigt hatten, als der Gewalt der Römer unterworfen erklärt.

Pompejus, der eine so große Zahl von Menschen nicht wollte umkommen lassen, schickte sie ins Innere des Landes. Diese Siege brachten Ueberfluß nach Rom, der Preis der Lebensmittel sank merklich; aber unter dem Triumvirat von Octavius, Antonius und Lepidus bemächtigte sich der junge Pompejus, nachdem er proscribirt worden war, mehrerer römischer Schiffe, verband sich mit einer Bande von Piraten, die sich neu gebildet hatte, und beunruhigte Rom bis zu dem Augenblicke, wo Octavius alle Schiffe, worüber er verfügen konnte, vereinigt hatte und sie unter den Oberbefehl des klugen Agrippa stellte, dem es gelang, die Flotte seines Gegners zu zerstören. Mehr als ein halbes Jahrhundert nach diesem Ereigniß, (d. h. während eines so langen Zeitraums) erwähnt die Geschichte keiner Seemacht, welche die Römer oder irgend eine andere Nation zu diesem Zwecke angewendet hätten. Man kann daraus schließen, daß die Seeräuberei damals fast ganz vernichtet war.

Einige Jahre später machten sich die Gothen und Vandalen, die sich in der Ukraine niedergelassen, durch ihre Zahl, ihre Kühnheit und ihre Grausamkeit furchtbar. Die Schiffe dieser Barbaren im schwarzen Meere, waren von Zimmerholz, ohne die kleinste Zuthat von Eisen, gemacht; sie waren im Allgemeinen von leichtem Bau und von einer Art Dach bedeckt. In diesen schwimmenden Hütten überließen sich die Gothen den Fluthen eines unbekannten Meeres. Drei dieser Expeditionen gelangen, viele Städte wurden verwüstet, und die ganze Provinz Bythinien von Räubern und Plünderern überschwemmt; Griechenland und seine Inseln wurden geplündert und Rom selbst zitterte, als Spaltungen unter ihren Anführern ausbrachen und ihren Rückzug bestimmten.

Aber diese Ruhe dauerte nicht lange, sie fingen ihre Einfälle wieder an und plünderten Thracien und Griechenland; der Kaiser Claudius marschirte gegen sie, holte sie in Servien ein und erfocht einen ausgezeichneten Sieg über sie. Nach dem Beispiel von Pompejus transportirte er ganze Corps von Gefangenen in verschiedene Gegenden, damit ihre Widersetzlichkeit leichter gezügelt und ihre Arbeit benutzt werden könnte.

Ein fränkischer Völkerstamm, welchem man Ländereien in dem Pontus gegeben hatte, beschloß, allen Gefahren zu trotzen, um in sein Vaterland zurückzukehren. Diese Abenteurer hatten sich einiger Schiffe auf dem Pontus Euxinus bemächtigt und richteten ihren Lauf durch den Bosphorus und Hellespont in das mittelländische Meer. Nachdem sie die Küsten von Asien, Griechenland und Afrika verwüstet hatten, schifften sie an den Säulen des Herkules vorüber, gingen in das atlantische Meer, fuhren der Mancha entlang und landeten an den Küsten von Holland. Von dieser Epoche an datiren sich wahrscheinlich die Unternehmungen der See-Könige des Mittelalters.

Gegen das Jahr 450 der christlichen Zeitrechnung setzte sich Genserich auf der Nordküste von Afrika fest, rüstete eine furchtbare Flotte aus und trieb Seeräuberei. Die Eroberung der schwarzen Bevölkerung der heißen Zone versuchte die Ehrsucht Genserichs nicht; er richtete seine Blicke auf das Meer und beschloß, eine unüberwindliche Seemacht zu schaffen. Die Wälder des Berges Atlas lieferten ihm das Holz, seine Unterthanen waren geschickt in der Kunst der Schiffahrt und des Schiffsbaues; es gelang ihm, ihnen Geschmack an kriegerischem Leben beizubringen, welches ihnen alle Küsten und Seegegenden zugänglich machen konnte. Bald bemeisterten sich die von diesem neuen Carthago ausgegangenen Flotten der Herrschaft des mittelländischen Meeres. Ungeachtet diese Barbaren nichts als Plünderung suchten, so würden sie doch ohne die Grausamkeit, womit sie ihre Thaten befleckten, einigen Ruhm erlangt haben: nicht allein Ligurien, Hetrurien, Campanien, Brutium und Lucanien waren der Schauplatz ihrer blutigen Räubereien, sondern auch die Küsten von Spanien, Griechenland, Epirus, Sicilien und Sardinien erfuhren dasselbe Schicksal.

Genserich, zu Hülfe gerufen von der Kaiserin Eudoxia, die man zwingen wollte, den Mörder ihres Gemahls zu heirathen, ging nach Italien unter Segel, landete in dem Hafen von Ostia und marschirte nach Rom. Er verbot seinem Gefolge, die Stadt in Brand zu stecken; aber er gab sie vierzehn Tage lang der Plünderung preis. Unter der unermeßlichen Beute, die diese Räuber fortschleppten, waren die heiligen Gefäße der Juden, der goldene Tisch und der Leuchter mit sieben Armen, den Titus aus dem Tempel von Jerusalem nach Rom hatte bringen lassen.

Die Sachsen, ein Volk, das von den Cimbern abstammen soll (!), zugleich Fischer und Piraten, fingen um diese Zeit ihre Excursionen nach den Küsten von Deutschland, Gallien und der Bretagne an. Die Frauen selbst fürchteten sich nicht, sich den Gefahren des Seelebens auszusetzen. Als Synardus, König der Gothen, seine Tochter, Alwilda, zwingen wollte, ihre Hand dem Prinzen Alf, Sohn des Sygarus, Königs von Dänemark, zu geben, entfloh diese Prinzessin ihrem Vater, um sich diesem ihr verhaßten Ehebande zu entziehen, und schiffte sich in Männerkleidern auf einem Fahrzeuge ein, dessen ganze Bemannung aus jungen Frauen bestand. Nachdem sie sechs Monate lang die Meere durchschifft und mehrere Gefechte geliefert hatte, in welchen sie immer den Sieg davontrug, landete sie auf einer Insel, wo sie eine Gesellschaft von Piraten antraf, die eben beschäftigt war, ihrem gewesenen Anführer die letzten Ehren zu erweisen. Diese Barbaren, überrascht und ergriffen von dem Ansehen von Würde und Entschlossenheit der Alwilda, wählten sie einmüthig zu ihrem Oberhaupt. Da wurde sie bald so furchtbar, daß der Prinz Alf mit einem Geschwader gegen sie ausgesendet wurde, um sie zu bekämpfen; anfänglich hielt sie seine Angriffe mit Glück aus, aber in einer blutigen Action, welche in dem Golf von Finland vorfiel, enterte Alf ihr Schiff, tödtete einen Theil der Mannschaft und entwaffnete den Capitain, in welchem er erst dann die Züge seiner Verlobten erkannte. Seine Wünsche erwachten und wurden diesesmal erhört. Diese schöne Prinzessin willigte ein, sich gleich am Bord zu verheirathen und machte so dem Kriege ein Ende.

Gegen den Anfang des neunten Jahrhunderts wurden die Seestädte Frankreichs durch Piraten verheert, die Normannen oder Männer des Nordens genannt wurden. Carl der Große befestigte, um ihren Einfällen Schranken zu setzen, die Mündung der Flüsse und ließ eine Flotte von 100 Galeeren bauen, wovon einige sechs Reihen Ruderbänke hatten. Die Barbaren, geschreckt durch diese furchtbaren Rüstungen, so wie durch den Tod ihres Häuptlings, Gottfried, zogen sich nach Dänemark zurück; aber wenige Jahre nachher, unter den schwachen Nachkömmlingen Carls des Großen, kehrten sie wieder und verbreiteten sich in den Provinzen Frankreichs. Walland, ihr Anführer, nahm seine Winterquartiere an den Ufern

Digitized by Google

der Loire, verheerte das Land, plünderte und verwüstete die Städte und mordete die Einwohner oder führte sie in die Sclaverei.

Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts wurde einer der Söhne von Rognwala, genannt Jorolf oder Rollon, nachdem er die Küsten von Norwegen verheert, endlich von Harald, König von Dänemark, besiegt. Er flüchtete sich auf die Insel Soderac, wo er viele unzufriedene Abenteurer fand. Er stellte sich an ihre Spitze und anstatt das Schwerdt gegen seinen Souverain zu ziehen, wendete er seine Waffen gegen die reichsten und mächtigsten Städte im Süden von Europa; dann nahm er seine Richtung gegen Frankreich, forderte und erhielt vom König Carl III., unter dem Titel des Lehns, die Provinz Normandie. Dieser Fürst gab ihm seine Tochter, Gisella, zur Gemahlin, und Rollon versprach, zur Dankbarkeit für so viele Wohlthaten, das Christenthum anzunehmen und den Verheerungen der Normannen ein Ziel zu setzen.

Am Ende des eilften Jahrhunderts rüstete Zachas, ein saracenischer Pirat, 40 Brigantinen aus und durchstreifte den Archipelagus. Nachdem er sich mehrerer Inseln bemächtigt und sich als Souverain von Smyrna hatte anerkennen lassen, wuchs seine Macht dergestalt, daß Soliman, Sultan von Nicäa und Sohn des großen Solimans, seine Allianz suchte und ihm, im Jahre 1093, seine Tochter zur Gemahlin gab; aber im Laufe des folgenden Jahres erfuhr Soliman, daß sein Schwiegersohn nach seinen Staaten strebe, und ließ ihn in Folge dessen ermorden.

Die Kunst der Schiffahrt hatte inzwischen große Fortschritte gemacht und die Seeräuberei, verschleiert unter der Larve des Handels, verbreitete sich unter den Völkern von Genua und Florenz. In diesen Staaten rüsteten Abenteurer Schiffe aus und vermietheten sie an Völker, die im Kriege begriffen waren; sie verpflichteten sich im Allgemeinen nur für Expeditionen, bei denen sie gute Beute zu machen hofften.

In dieser Epoche begannen die Kreuzzüge, das größte Ereigniß des Mittelalters und dasjenige, welches am meisten dazu beitrug, die Seeräuberei zu vernichten. Die Schiffe wurden hauptsächlich zum Transport der unzählbaren Pilger in Beschlag genommen, die von allen Seiten nach Palästina strömten.

Im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts verwüsteten, während der Corsar Arudji, mit dem Beinamen der Rothbart, sich an der Spitze einer Bande von Piraten zum Meister des mittelländischen Meeres machte, andere Seeräuber, die unter dem Namen Uscochi bekannt waren, den adriatischen Meerbusen. Diese letztern wurden in kurzer Zeit so furchtbar, daß der Papst, Paul III., in Uebereinkunft mit dem Kaiser Ferdinand, den Erzherzog von Oesterreich bewog, sie in Sold zu nehmen. Dieser Fürst, der wohl fühlte, von welchem Interesse es für ihn war, so tapfere Krieger für sich zu gewinnen, ernannte sie zu Gränzwächtern, versprach ihnen einen regelmäßigen Sold und wieß ihnen die Stadt Segna zur Wohnung an. Dieser Platz an der Küste von Quarnero gelegen, war fast unzugänglich; seine Lage, mitten zwischen Felsen und Abgründen, verlieh ihm die höchste Wichtigkeit.

Bald gesellten sich die Mißvergnügten aller Nationen zu den Uscochis; und da sie Segna nicht mehr fassen konnte, so bemächtigten sie sich der Städte und Schlösser von Macheniżze, Bunizzo und Brigne und dehnten ihre Eroberungen über Dalmatien und über mehrere Venedig unterworfene Inseln aus. Der Doge Grimaldi, schickte gegen sie eine Flotte, unter dem Befehl von Filippo Pasquale, der sie in ihre Schlupfwinkel zurücktrieb; aber kaum hatte sich die Flotte von Venedig wieder entfernt, als sie ihre Räubereien wieder anfingen. Sie durchzogen das Gebiet von Ragusa, überfielen unvermuthet die zu Trebigno befindlichen Türken, eroberten ihr Lager und kehrten, mit unermeßlicher Beute beladen, zurück, als sie von zwölf venezianischen Schiffen angegriffen wurden. Diese blutige Action endigte sich mit der Niederlage der Uscochi, die zwei Fahrzeuge und sechzig Mann verloren.

Die Wittwen derjenigen, welche umgekommen waren, schrien laut um Rache, und die Räuber griffen die Galeere des Admirals der Republik, den sie vor Quarnero kreuzend gewahrten, mit solcher Heftigkeit an, daß die überraschten Venezianer, nach kurzem Widerstande, ihre Flagge senkten. Sie wußten nicht, daß ihre Sieger noch durstiger nach Rache als nach Beute waren. Der tapfre Venirri, Enkel des Admirals und des Dogen dieses Namens, der das Schiff commandirte, wurde erwürgt, so wie alle Officiere und Passagiere, vierzig an der Zahl; die Frauen wurden geschändet, ein gräßliches Fest fand statt, wobei die Piraten ihr Brod in Venirri's Blut tauchten und sein Herz verzehrten.

Der Senat, gerechterweise indignirt, forderte von den Häuptlingen zu Segna Genugthuung; aber sie wurde ihm verweigert, so wie die Rückgabe der Galeere und der kupfernen Schießgewehre, die sie enthielt; bloß der Kopf Venirri's wurde, in einer Kiste, mit einem (höhnenden) Condolenzschreiben übersendet. Endlich, im Jahre 1618, wurde die Niederlassung der Uscochi, in Folge der vereinten Anstrengungen der Venezianer und des Erzherzogs von Oesterreich, gänzlich zerstört.

Seitdem war die Seeräuberei in die Barbaresken-Staaten verwiesen, die im sechszehnten Jahrhundert von Barbarossa (dem Rothbart) und seinem Bruder Kair Eddyn gegründet worden waren. Diese Seeräuber, die sich durch Tapferkeit und Grausamkeit furchtbar gemacht hatten, wollten eine höhere Rolle, als die irrenden Piraten spielen. Sie machten den Plan, eine Niederlassung auf einer der Küsten von Nord-Afrika zu gründen, wohin sie denn gewöhnlich ihre Beute schafften. Die Algierer, von den Spaniern angegriffen, riefen den unüberwindlichen Barbarossa zu Hülfe. Der ehrsüchtige Corsar beeilte sich, der Einladung zu folgen. Er befreite sie von ihren Feinden, usurpirte aber nun die Souverainität des Landes, unter dem Titel eines Dey; um seine Macht besser zu sichern, willigte er ein, der ottomannischen Pforte zinsbar zu werden. Seit dieser Zeit war Algier ein Schlupfwinkel und eine Niederlage der Piraten und die Plage der Völker, die das mittelländische Meer beschifften.

Im Jahre 1541 versuchte Carl V. vergebens, diese Stadt zu unterwerfen, und Europa ertrug lange Zeit diese schimpfliche Tyrannei mit einer Geduld und Gleichgültigkeit, die schwer zu erklären ist. Inzwischen reizte diese edle Unternehmung die Ehrsucht Ludwigs XIV., und wenn er diese Barbaren nicht ganz unterjochen konnte, so nahm mindestens seine Flotte, unter den Befehlen des berühmten Duquesne, eine glänzende Rache; den 26. und 27. Juny 1683 wurde Algier in Grund geschossen und ging in Flammen auf.

Kaum aber war dieser Krieg beendigt, als die Algierer von Neuem den Zorn der christlichen Mächte reizten und bewiesen, daß mit ihnen kein Friede und kein Waffenstillstand zu halten sey. England schickte 1816 eine mächtige Flotte, befehligt von Lord Ermouth, welcher die Stadt bombardirte, und sie zwang, einen drückenden Vertrag abzuschließen. Aber die Festungswerke von Algier wurden bald wiederhergestellt und die Marine von Anar-Pascha erschien wieder furchtbarer als jemals.

Es war Frankreich vorbehalten, die Meere definitiv von diesen Seeräubern zu reinigen; die Expedition von 1830 und die Eroberung von Algier stellte die freie Schiffahrt des mittelländischen Meeres her und befreite die Menschheit von einer Plage, deren Daseyn die Schande der civilisirten Nationen war.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1095. Hamburg. Montag, den 14. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Fortsetzung.) . . Seite 873
Christus, dem Jahrhundert gegenüber. Von Rosselyn de Lorgues. „ 876
Reise nach Aegypten und über die zweite Kataraкte des Nils nach Aethiopien ꝛc. Von G. A. Hoskins. Zweiter Artikel. „ 878

Meine Reise nach Brundusium.

Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris.

(Fortsetzung.)

(R.)

Eben so hat David es mit dem Kopfe des Herrn von Chateaubriand gemacht, dem er dadurch, daß er ihn so kolossal geschaffen, viel von seiner Grazie und Schwermuth genommen; und eben so ist er mit der Statue Peter Corneille's verfahren, Peter Corneille's, des Bruders, Freundes, Gefährten und Mitarbeiters von Thomas Corneille, der ihm seine Reime lieh; Peter Corneille's, dieses großen, genialen und doch so bescheidenen, so sanften, so bürgerlichen, so schwermüthigen, so schlecht genährten und so dürftig gekleideten Mannes; er, über den Labruyere, der Gott sey Dank kein erbärmlicher Philosoph ist, sich folgendermaßen äußert: „Dieser Mann ist einfach, schüchtern, langweilig in der Unterhaltung, verwechselt die Worte mit einander, und kann nicht einmal seine eigne Handschrift lesen;" Und doch ist es dieser Mann, den der Bildhauer uns in aufrechter Stellung, begeistert, mit einer Eisenfeder schreibend und mit einem Mantel angethan, darstellt, aus dessen überflüssigen Zuthaten die gesammte Familie des Corneille sich drei Winter lang hätte kleiden können. Und wollte Gott, daß der große Corneille je einen solchen Mantel besessen hätte, wie gern würde er ihn in vier Theile geschnitten, wie schnell seinem Bruder ein Stück davon abgegeben haben, indem er zu ihm gesagt: „Da, Thomas, da hast Du einen guten Mantel!" Wie soll ich in diesem großen Aufwande den armen großen Poeten wieder erkennen, den Richelieu unterdrückte und der Ludwig XIV. Furcht einflößte? Nein, nein, das ist der Mann nicht, von dem Labruyere an einem andern Orte noch gesagt hat: „Der Komödiant dehnt sich in seiner Kutsche und sprützt dem Corneille, der zu Fuß geht, Koth ins Gesicht."

Wenn wir einen großen Mann darzustellen haben, so müssen wir erst die Aehnlichkeit berücksichtigen, dann die Größe und die Majestät. Je einfacher und bescheidener jemand im Leben gewesen ist, je mehr muß man sich hüten, ihm seine angeborne Größe zu verkürzen, indem man ihm eine künstliche Größe verleiht. Der große Corneille hat sich nie so gezeigt, selbst in seinen glorreichsten Vorreden nicht: er ist all sein Lebelang eine gute ehrliche Seele gewesen, eben weil er ein großer Poet war. Wenn man ihn in einer mehr corneillischen, das heißt in einer naturgemäßeren Haltung dargestellt hätte, so würde der Hafenarbeiter, welcher die Brücke seiner Hauptstadt passirt, der Landmann, wenn er zur Stadt kömmt, das Volk, das hin- und hergeht und eure bronzene Statue oft nicht einmal ansieht, weil sie so grandios ist, wenn dieselbe einen schlichten Poeten in gewöhnlicher Tracht und mit einem Stock in der Hand repräsentirte, davor stehen bleiben und fragen: „Wer ist denn das, den man an der schönsten Stelle unserer neuen Brücke in Bronze aufgestellt hat?" Und ein jeder würde antworten: „der wackre Mann in Bronze da ist aus Rouen gebürtig; er ist bloß der größte Dichter zur Zeit des Cardinals Richelieu und Racine's gewesen."

O Corneille, Du große poetische Macht unsers Zeitalters! Corneille, Du politischer Dichter, der Du ganz laut über die größten geschichtlichen Interessen sprichst; der Du zuerst auf dem Theater die großen Fragen über Königthum und Republik abgehandelt hast, welche die Welt seit 1789 in Aufregung gehalten haben! Corneille, in welchem Bonaparte den Stoff zu einem großen Minister, zu einem großen Minister des Kaisers, gefunden hat! Corneille, Du unvergänglicher Ehrenschmuck der Stadt, die zu Deinen Füßen schläft; Du, der Du so lange auf Dein Standbild hast warten müssen, Du bist der Erste, den ich diese Nacht begrüße! Dir gelten meine Huldigungen und meine stumme Ehrerbietung, Du großer Mann mit einer Römerseele! Dir meine prunklosen Erinnerungen und meine stille Bewunderung; denn eben hier, an dieser Stelle, sind an dem Tage, wo Deine Statue sich zuerst in ihrer Herrlichkeit zeigte, von unsern lebenden Celebritäten so manche mittelmäßige Reden gehalten worden! Sie sind sämmtlich von Paris hergekommen, um ihren akademischen Ruhm zur Schau zu stellen, und zu sehen, ob sie nicht vermittelst ihrer Prosa und ihrer Verse sich zu der Höhe desjenigen aufschwingen könnten, der die Rodogune geschrieben hat! Ha! welch ein jämmerliches Schauspiel muß das gewesen seyn! Die hehre Bronze mit so erbärmlichen Worten eingeweiht! Verzeihe, Corneille, es dem Verfasser des Antony, daß er es Dir zum Vorwurf machte, an den Faden einer Dedication geknüpft worden zu seyn; verzeihe es Herrn Lebrun, daß er Dich unter freiem Himmel zu preisen wagte, der Herr Lebrun, der ein Mitglied der französischen Akademie ist, der den Cid des Corneille umgearbeitet, und seiner Schöpfung dann den Namen andalusischer Cid gegeben hat, wie wenn Corneille's Cid ein Cid von Pontoise wäre! Und an diesem großen feierlichen Tage nicht ein einziges richtiges Wort, nicht ein einziges vernünftiges Lob für den, welcher der Schöpfer der französischen Tragödie war, wie Shakespeare der Schöpfer der englischen Tragödie gewesen ist! Corneille, der seine Helden selbst erfunden, der sein Drama selbst gemacht, der seine großen Römer selbst geschaffen hat; ein ganz besonderer Genius, halb spanisch, halb lateinisch; zugleich der Zeitgenosse des Augustus und des Cids, der einzige Mann in Europa, dessen stolzer Blick ohne Scheu

Digitized by Google

zu dem Ruhm des Cardinals Richelieu aufschaute! Ha! wie hast Du Dich wundern müssen, Peter Corneille, als Du die schwache Stimme vernommen, die zu Dir sprach, und als Du, auf Deine Füße herabsehend, sahst, daß es der Verfasser des andalusischen Cid war, der zu Dir sprach!

Ich war also kaum in der Vaterstadt Peter Corneille's angekommen, als ich durch meine höchste Ehrerbietung und durch ein tiefes Schweigen die verläumderischen Lobsprüche zu sühnen strebte, womit man ihn überhäuft hatte. Es war mir als ob dieser mächtige Blick, der so viele heldenthümliche Tugenden entzündete, der so viele hingeschwundene Größen wieder erweckte, der so viele erloschene Revolutionen aus dem Staub der Gräber ans Licht zog, mit Wohlgefallen auf mir ruhete, und als ob der große Corneille das Gebet anhörte, das ich im Herzen an ihn richtete: Du, der Du dort oben in dem Dichterhimmel einen so hohen Platz einnimmst, großer Mann! Du, der Du Shakespeare zu Deiner Rechten und Racine zu Deiner Linken hast, der Du Moliere von Angesicht zu Angesicht siehst, Du, dessen heiliges Gewand Voltaire lächelnd, aber doch mit all der Verehrung, deren er fähig ist, trägt — o Corneille, wirf einen günstigen Blick auf uns, denn nur Du allein bist jetzt das Muster und der Heiland der tragischen Poesie. Voltaire ist durch seine eigene Philosophie erschöpft und überflügelt worden; denn die Empörung, welche er gepredigt, hat längst alle Hindernisse über den Haufen geworfen und alle Gränzen übersprungen. Racine, der anbetungswürdige, konnte nur unter dem großen König, unter den eleganten Liebeshändeln bestehen, deren Dollmetscher er, und, ohne es zu wissen, ihr Mitschuldiger war. Die Tragödie eines Einzigen, Behufs eines Einzigen, die individuelle Tragödie Crebillons z. B., ist eben so wenig noch möglich; denn die Massen bedürfen jetzt eines Theaters, das für ihre Massen geschaffen worden ist; Du allein, Du Mann der Politik, bist noch das einzige Muster für die jetzige Zeit. Du allein verstehst Dich darauf zu den Völkern von den Interessen und vor allem von den Leidenschaften der Völker zu sprechen; Du allein, Du hast den Schlüssel zu allen Revolutionen, d. h. das Ziel aller Größen; Du allein entkleidest den Helden, der Dir in die Hände fällt, und wenn Du ihm seinen Purpurmantel ausgezogen, seine Lictoren entfernt hast, zeigst Du ihn uns noch groß und furchtbar, wenn er wirklich aus sich selber groß und furchtbar ist. Selbst auf die Sprache, die Du, o Corneille, geschaffen hast, müssen wir aus allen Kräften zurückkommen, weil auch Deine Sprache die allein mögliche ist. Wir sind so fern von Racine's göttlicher Reinheit, und wir, wir und unsere Werke, leben eine so kurze Zeit, daß wir weder die Muße, noch den Willen, noch die Kraft haben, diese verzweifelte Vollkommenheit, diese keusche und glühende Leidenschaft, diesen stets klaren, zierlichen, gefeilten Vortrag zu reproduciren, der nichts anders ist als die höchste Vollkommenheit im Styl, in der Leidenschaft, im Ideal. Du erreichst schneller, was Du willst; Du sprichst es klar und in der Kürze aus, was Du sagen willst, gleich einem großen Dichter, der zugleich ein tüchtiger Geschäftsmann ist; Du stehst an der Spitze der alten Sprache, die ohne Phrasen, ohne Umschreibung, ohne Nebenwege gerade aufs Ziel eingeht. Du hättest die bewundernswürdige und unnachahmliche, aber unnütze Erzählung Theramen's nicht gemacht; auch bist Du es, zu dem sich unsere literarische Epoche bekennt, ohne daß sie es weiß. Du bist es, der den Lemercier, diesen alten Academiker, und den Victor Hugo, der, ach! auch bald ein Academiker seyn wird, geführet hast, und der einem jeden von ihnen hat schaffen machen, was er zu schaffen fähig war. Du hast Lemercier aus der Literatur der Kaiserzeit hervorgezogen, eine ausgezeichnete, unschätzbare Ehre; und was den andern betrifft, der, wie Du selbst, ganz in spanischer Weise auferzogen war, so hast Du ihm zu seinem schönsten Drama, zu seiner castilianischen Ehre, eine Erinnerung an Cid, diese erste dramatische Geschichte der castilianischen Ehre, inspirirt. Ja, Hugo ist Dein Zögling; Heil ihm, wenn er Dir stets folgen wollte, wenn er, indem er Deinen Styl, Deine raschen und unerwarteten Wendungen, Deine hingeworfenen, eingeschnittenen, energischen Verse annähme, Dir auch die Einfachheit Deiner Fabel, die Klarheit Deiner Handlung, die ergreifende Entwickelung Deiner Tragödie entlehnte; wenn er Dir näher auf der Bahn folgte, die Du ihm vorgezeichnet hast, und die er mit solcher Zuversicht, Beharrlichkeit und Glück wieder aufgefunden hat.

O Corneille, komm uns zu Hülfe, befreie uns von der Tragödie in Prosa, befreie uns von den Hinterpförtchen, von den Spionen, die des Nachts herumschleichen, von den Giften und Gegengiften, von den gefüllten wie von den leeren Särgen; erlöse uns von den Strickleitern, von den zum Theil doppelten Schlupfwinkeln, und von dem gar zu oft wiederkehrenden Mondschein! Lehre uns, wie man, obwohl immer einfach, doch groß seyn kann; wie man zum Erhabenen nicht aufschnellen muß, sondern vermittelst eines Wortes dahin gelangt, wenn dies Wort von der Leidenschaft ausgesprochen wird; lehre uns auch wie das Trauerspiel nichts anderes ist als die Geschichte der großen Männer und der großen Völker, der Gegenwart und Zukunft zur Belehrung verfaßt. Da endlich Dein Bildhauer, freigebiger als der Cardinal Richelieu oder der König Ludwig XIV., Dir, großer Mann, einen so weiten Mantel verehrt hat, so bedecke uns damit. So sey es! Amen.

Als ich mein Gebet geendigt hatte, verneigte ich mich noch einmal vor diesem großen Gotte der neueren Poesie, und ging dann, an der Thür eines Gasthofes anzupochen. Es war in der Scheidestunde, wo der Tag noch nicht angebrochen, die Nacht aber schon dahin ist.

Schon trat die Stadt aus ihrer Ruhe. Ich weiß nicht, ob Sie es schon einmal wahrgenommen haben, wie diese sonderbare Operation von Statten geht, die mit einemmale Leben, Geräusch und Bewegung über diese schweigsamen Straßen, diese öden Plätze und diese stummen Kayen verbreitet. Kaum zeigt sich die Sonne, so wird auch schon jedes Haus wach; jedes Haus öffnet seine Thüren und Fenster, wie ein arbeitslustiger Mann seine beiden noch schlaftrunkenen Augen aufschlägt. Dann verschwindet allmählig die Stadt der Nacht und der Schweigsamkeit, um der Stadt des Getöses und des Tages Platz zu machen. Es ist als ob die Häuser mit einander wechselten, so wie die einen Sterne den andern Sternen weichen. Manches Haus, das sich bei Nacht als ein großer und prächtiger Pallast gezeigt, ist am hellen Tage nur noch ein erbärmlicher Rumpelkasten; und die Kathedrale, die eben noch im Mondenschein so groß war, verkleinert sich mehr und mehr, so wie es heller wird. Corneille's Standbild, das mir so riesig erschienen war, scheint nun unter den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne einzuschrumpfen: alles verändert sich an diesem Koloß und um ihn her; das ist nicht meine Stadt von eben, deren alleiniger Gebieter, deren alleiniger Eigenthümer ich war; die mir allein ihre Straßen, ihre Kayen, ihren Hafen öffnete; es ist eine Stadt, die ihrem täglichen Brode nachgeht, eine Stadt, die munter wird, um zu arbeiten, zu handeln, zu dulden, zu sterben; aber vor einem Augenblick war ich der Herr, der König dieser schlafenden Welt, nun bin ich nur noch ein Fremder, den irgend ein Gensd'arm nach seinem Passe zu fragen das Recht hat. — Darum halten wir uns bei Seite!

Ich habe demnach die Stadt Rouen nur im Mondschein gesehen, und zwar sehr ruhig, sehr schön, sehr alt und sehr ehrwürdig. Bei Tage gesehen ist es eine Stadt wie alle anderen Städte, wo das Leben erkauft wird, wo ein jeder an sein Geschäft gebunden ist, wo man im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt. Die Städte haben oft ein gleiches Loos mit den Menschen; es giebt Städte, die verkaufen, kaufen, fabriciren, ihr Geld zu hohen Zinsen belegen, an die Zukunft denken und sich um den Stand der Rente quälen; es giebt andere Städte, die des Nachts an ihrem wohlgewärmten Heerde, oder des Tages im Schatten ihrer Bäume denken,

Digitized by Google

träumen, schlafen; es giebt endlich noch andere, die weder der Handelsspeculation noch der philosophischen Speculation angehören: dies sind rein bürgerliche Städte, die sich seit geraumer Zeit aus den Geschäften und Ideen zurückgezogen haben; Städte ohne Sorgen, die sich behaglich gehen lassen, die sich im Winter mit Verlästerungen, im Sommer mit dem Anschauen der vorüberziehenden Wolken ergötzen; diese wissen wie viele Kiesel an ihren Ufern liegen, weil sie Zeit gehabt haben sie zu zählen, und könnten uns aufs Haar sagen, wie viele Bündel Reisig im verflossenen Jahre aus ihrer alten Ulme auf dem Marktplatz ausgeschnitten worden sind. Welche dieser Städte scheint Ihnen wohl den Vorzug zu verdienen? Die Stadt, die immer arbeitet; die Stadt, die immer träumt, oder die Stadt, die stets ausruhet? Wollen Sie eine Stadt die arbeitet, so nenne ich Ihnen Paris; eine Stadt die denkt, wieder Paris, und eine Stadt die ausruht, noch einmal Paris. Paris ist die Arbeit, die Philosophie, der Schlaf; es ist Alles was man denkt, was man will, es ist das Eldorado mit Candide, mit Panglos, mit Kunigunde und vor Allem mit den sieben entthronten Königen, die den Carneval in Venedig zubringen wollen.

Das ist es, was ich zu Rouen gesehen habe: die Kathedrale und die Statue Peter Corneille's; ein großes Gebäude, in das der Blitz eingeschlagen hat und ohne Glauben, eine Bronze von gestern, die der große Hause mit all seiner Verehrung und all seiner Ehrerbietigkeit umgeben hat; hier ein Tempel ohne Gott, und dort ein Gott ohne Tempel; Trümmer, die vordem geheiligt gewesen, nun mehr als verfallen sind, und die von einigen gewissenlosen Taglöhnern, die Besseres zu thun glaubten, wenn sie an einer Wache oder an einem Stadthause arbeiteten, langsam, kümmerlich und erbärmlich ausgebessert werden; auf der Brücke ein Mann, einst verkannt, gedemüthiget, verjagt, in Elend versunken, ja von dem vorüberfahrenden Schauspieler mit Koth besprützt, dem nun ein ganz neues Piedestal von Marmor und Erz gesetzt worden ist; hier eine verstummte, verheerte, dem Staube preisgegebene elende Kirche, dort ein Cultus aller Geister, aller Herzen; hier Trostlosigkeit und Vergessenheit. Wer möchte, Angesichts solcher Schauspiele und solch trauriger Antithesen, es wagen, auszusprechen, auf welcher Seite jetzt der Glaube, auf welcher Seite der Gott ist. Welch ein merkwürdiges Wesen ist doch die Zeit! Sie nimmt dem, der achtzehn Jahrhundert verehrt worden ist, seinen Ruhm und seine Huldigungen, während sie einem armen Manne dieser Stadt, der kaum über ein Jahrhundert todt ist, die unvergängliche Strahlenkrone zuerkennt. So glaube man denn an die Unsterblichkeit des göttlichen Glaubens, oder verzweifle auch an dem dereinstigen menschlichen Ruhm!

Man kann also die Stadt Rouen auf die beiden Worte resumiren: eine Kathedrale, die einfällt, und eine bronzene Statue, die immer mehr im Ansehen steigt; so wie man auch sagen kann, daß die Stadt Dieppe eine Meerfluth sey, die sich an dem Strandstein bricht. Dieppe ist im Ganzen genommen eine ziemlich traurige Stadt, ohne eine bestimmt ausgesprochene Physiognomie. Man mag sie bei Tage, man mag sie bei Nacht sehen, sie bleibt sich immer gleich. Es ist eine der ewig schlummernden Städte, deren ich eben erwähnt, und die nur zu gewissen Stunden des Jahres aus ihrem tiefen Schlaf erwachen, um ihren Oel- und Wein-Vorrath einzunehmen, wonach sie sich wieder niederkauern und gleich den Bären im Winter an ihren Tatzen saugen. Kaum in der Stadt, sieht man das Meer, und man ist ganz verwundert es so weit weg zu finden, weit weg von den Häusern und den Straßen, die es durch sein Brausen und durch sein hehres Ansehen beleben würde. Wenn übrigens von einem Meere die Rede seyn soll, so komme man mir nicht mit den Gestaden, die nur dazu dienen, daß sich Kranke darin baden, und deren beleidigte Fluth sich nicht durch ein Sandkorn der heiligen Schrift, sondern durch den halblebendigen Kadaver eines Menschen aufgehalten sieht. Es ist dieses eine Kränkung, die der Allmächtige dem Meere, diesem Kinde seines Zornes, nicht im Voraus zu sagen gewagt haben würde. Kaum zu Dieppe, geht der Fremde, er sey wohl oder krank, dumm oder beleibt, ans Meer und wirft sich, ohne daß jemand ihm ein Halt! zuriefe, in die salzige Fluth. Das ist aber höchst unbedacht; denn dieses ganz mit Salz geschwängerte Gewässer ist keineswegs ein gefahrloses Bad, es kann vielmehr die schlimmsten Folgen haben, als: Schwindel, Reißen in den Gliedern, bedenkliche innere Zufälle, eine entzündete Haut, Nervenzittern am ganzen Leibe, lange Schlaflosigkeit, oder, was noch trauriger ist, einen betäubenden Schlaf. Ich selbst habe einen Theil dieses Unwohlseyns nach fünf oder sechs Bädern empfunden. Anfangs ist das eine große Lust, ein großes Fest, die Fluth zu fühlen, die sich schäumend zu unsern Füßen breche; Schritt vor Schritt weiter zu gehen und sich dann plötzlich in eine drohende Woge zu werfen, die uns mit Gewalt packt, aber, bald gebändigt, uns wie ein Kind schaukelt. Man hüpft auf und nieder; bald sieht man sich himmelan geworfen, bald in einen Abgrund heruntergezogen; das Wasser ist lau, die Luft ist frisch; man vergißt die Zeit, und wenn man aus dem Bade kömmt, findet man die Glieder geschmeidiger als je zuvor: alles dies ist gut und lieblich; aber man sey auf die Folgen dieses gewaltsamen Mittels gefaßt. Man ist ganz von Salz durchdrungen, wenn man dem Bade entsteigt; das mächtige Wasser hat uns in die Seiten gepeischt und den Körper gezwungen, diese große Last zu tragen; das wird dann schlimme Folgen haben. Der Badende scheint sich zu sehr selbst überlassen zu seyn; meiner Meynung nach müßte er, ehe er sich diesem ihm so neuen Elemente hingiebt, sich bei einem Arzte an Ort und Stelle Raths erholen.

Unglücklicherweise hat der Arzt nur eine sehr indirecte Einwirkung auf die Badenden, er hat nur die Autorität, die ihm seine Einsicht und seine Erfahrung giebt; er hat sonst keine Gewalt, und folglich sehr wenig Credit. Noch einmal, ein Bade-Arzt sollte Meister des Wassers seyn, das er verwaltet; die Sache ist um so wichtiger, als die meisten großen Aerzte von Paris ziemlich unwissend über diese Gegenstände sind; Zeuge dessen ist ein großer Arzt, der in diesem Jahre eine seiner Kranken mit folgender Anweisung nach einem Seebade schickte: „Frau von *** wird für den Anfang ein Bad von einer Stunde nehmen; sie kann dann, nach den ersten Tagen, ihr Bad bis auf zwei Stunden verlängern." Die fragliche Dame war aber eine schwächliche und kränkliche junge Frau, unfähig, die geringste Erschütterung auszuhalten; ein Bad von einer Viertelstunde würde sie ohne allen Zweifel auf der Stelle todt gelassen haben, und der Doctor Gaudet, welchem sie diese Verordnung zu zeigen klug genug war, schrieb ihr, für den Anfang, eine Benetzung von zwei Minuten vor, um, am Ende der Kur, ein Bad von vier bis fünf Minuten zu nehmen und ertragen zu können. Wie man sieht, ist ein großer Unterschied zwischen dieser Zeit und dem von dem pariser Arzt verordneten zweistündigen Gebrauch des Salzwassers.

Es scheint mir, daß dieses so ziemlich die Art der Aerzte ist; und warum nicht? Ein guter Rath von einem Manne, der unklug gewesen ist, hat oft mehr Wirkung, als die Warnung eines Schöpfers von Theorieen. Ach! der große Wundarzt, der nicht mehr ist, der Mann, der der Trost und die Hoffnung so vieler Familien war, diese Art von sichtbarer Vorsehung, welche die ganze Nacht wachte, während wir schliefen, Dupuytre, so bald und so schnell gestorben, hat selbst sein Lebensende sehr beschleunigt, indem er unvorsichtigerweise die Seebäder von Treport gebraucht.

Dieppe war, wie man weiß, einer der Lieblingsorte der Herzogin von Berry, in den schönen Tagen ihrer Macht, wo sie alle ihre Launen befriedigen konnte; sie hat die Bäder von Dieppe zu gleicher Zeit gegründet, wie das Gymnasium, und ihre wohlwollende Protection hat zugleich Herrn Scribe und diesen kleinen Winkel an der See begünstigt und auf-

Digitized by Google

gemuntert. Sie war eine von den Frauen, ein verzogenes Kind des Königthums und des Glückes, die an nichts zweifeln, bis Alles verloren geht, Königthum, Vermögen, Macht — glücklich genug noch mit dem königlichen Unglück, das nur dieses verliert!

Aber es ist Dieppe ergangen, wie es allen königlichen Stiftungen ergeht, was im Großen z. B. dem Schlosse von Versailles begegnet. Als die Hand, die diese Wunder geschaffen hatte, im Tode erstarrt sich zurückzog, dann hatte es sogleich mit diesen Wundern ein Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Christus, dem Jahrhundert gegenüber.

Von

Roselly de Lorgues.

(Aus dem Moniteur du Commerce.)

(2.)

Seit sich die Finsternisse, die uns umgaben, aufklärten, seit durch die aufgeregten Discussionen und den Staub, den die Systeme, die Meynungen, die Streitigkeiten der Menschen in Bewegung setzen, die Wahrheit zu glänzen anfängt; seit man mitten unter dem Lärmen, Uebel und Rauch, welche die Ideen des Jahrhunderts durch die Presse und Tribune verbreiten, das Standbild der Gesellschaft enthüllt sehen kann; haben sich zahlreiche Stimmen schon erhoben, um die Morgenröthe des neuen Tages zu besingen und unsere Kinder zu segnen, die den glänzenden Mittag sehen werden. Bei der Annäherung der Religion, dieser neuen heiligen Arche, die majestätisch daherschwimmt auf den Wellen einer Sündfluth, die so viele gute und schlechte Dinge verschlungen, hat sich die Erde bewegt, ein unaussprechliches Zittern hat ihre Eingeweide ergriffen; die Bäume haben in ihren Gipfeln geschwankt, verborgene Quellen sind hervorgesprungen und die Gestirne haben ihre Bahn zu verlassen geschienen.

Ja, alles ist verändert; es ist gut, es immer mehr und mehr zu beweisen; seit mehreren Jahren strebt die Bewegung, welche die Geister treibt, nach einem andern Ziel; unser Compaß hat nicht mehr dieselbe Richtung. Alle Hände, jüngst noch beschäftigt, zu zerstören und umzustürzen, ergreifen jetzt Winkelmaaß und Kelle, und jeder baut auf seine Weise. Alle Philosophieen, alle Religionen, die wir haben entstehen sehen, zeugen von dieser Wahrheit; der Tod selbst von den mehresten von ihnen ist eine Lehre. Alles um uns her disciplinirt und regulirt sich: der Strom wird zum Flusse, die Revolution selbst kehrt in ihr Bett zurück. Einige Leute abgerechnet, die sich sehr wenig darum zu bekümmern scheinen, ob der Wind und der Hagel ihr Utopien zerstört, hat jedermann gefühlt, daß das allgemeine Interesse nicht bloß eines provisorischen Daches, nicht bloß vorübergehender Bürgschaften, sondern eines fortdauernden Schutzes, eines bequemen und wohnlichen Hauses bedürfe. Wirklich haben wir nicht nur die verletzten und ruinirten Mauern zerstört; wir haben auch den Grund der socialen Ordnung erschüttert und die Schlußsteine umhergeworfen: in unserm Enthusiasmus für die Freiheit hatten wir die Gewalt geschwächt. Jetzt, geplagt und unruhig, versammelt um unsern ephemeren Bau, an Allem zweifelnd, weil Alles uns getäuscht und hintergangen hat, den Kopf beugend unter dem Gewicht einer unbekannten Traurigkeit, haben wir Mittel gesucht, den Glauben für unser Herz wiederzugewinnen, und nachdem wir lange Zeit jede Autorität verläugnet und jede Abhängigkeit verschmäht haben, sind wir gezwungen gewesen, uns vor der heiligsten und legitimsten aller Gewalten zu demüthigen.

Fürchten wir indessen, undankbar zu seyn; schmähen wir die dunkeln und blutigen Jahre nicht zu sehr, die, in den Augen Gottes, weil er es erlaubt hat, zur Büßung der Fehler und Verbrechen nöthig gewesen sind; benutzen wir die Vortheile, die wir um den Preis so vielen Unglücks errungen haben. Der Sturm klärt den Himmel auf, der Schmelztiegel reinigt das Gold, die Revolutionen, wenn sie Werke des Schicksals sind, machen die Völker mündig und groß. Die Reaction der letzten Jahrhunderte ist ungerecht gewesen, weil sie zu gewaltthätig war; hüten wir uns, daß die Reaction des neunzehnten Jahrhunderts nicht in dieselben Excesse verfalle.

Es ist diese Tendenz zur Anklage, zur Parteilichkeit, zum Zorn, die wir in dem Buche des Herrn Roselly de Lorgues bemerkt haben; diese Parteilichkeit und dieser Zorn verbergen sich unter Ausdrücken der christlichen Liebe; die Bitterkeit bricht durch Honigworte des Evangeliums, badet und umfließt sie. Die angeführten Thatsachen sind wahr; aber die Recriminationen sind nicht immer decent und oft unzeitig. Der Triumph der Kirche soll einfach und bescheiden seyn; sie muß ohne Vorwürfe mit offenen Armen verirrte und reuige Söhne wieder aufnehmen, denn vielleicht hat sie nicht alles gethan, was sie sollte, um sie zu sich zurückzuführen.

In seinen Prolegomenen sucht der Verfasser zuvörderst die religiöse Affiliation des Jahrhunderts und die Symptome einer nächstbevorstehenden Wiedergeburt auf. Wir erkennen mit ihm die Existenz dieser Symptome an, nur sind wir nicht ganz einig mit ihm über die Frage der Filiation und der Vaterschaft. Er läßt mit der Geburt Voltaire's die neue Aere beginnen. Nach dem Tode Ludwigs XV. geht das Königthum in die Hände des Philosophen über; an der Stelle der Ordonnanzen giebt der neue Monarch seine Briefe heraus; statt der Minister hat er alle Schriftsteller der Encyklopädie; die Höfe von Europa ernennen Gesandte bei ihm; alle bewundern ihn, alle huldigen dieser unbeschränkten Gewalt; Ferney ist das Versailles von Frankreich geworden. Um Voltaire herum gruppiren sich Diderot, d'Alembert, Helvetius, Condillac, Condorcet, Lametrie, der Baron von Holbach, J. J. Rousseau. Die Irreligiosität hält offene Tafel bei Madame Geoffrin und bei Frau von Tenein; bei Hofe trägt sie den gestickten Rock und den Degen. Die Herren von Argenson und von Malesherbes, von Chastellux, die Herzöge von Choiseul und von Nivernais, der Marschall Richelieu sind Philosophen; die Minister selbst legen die Livree an: Turgot, Necker, Brienne öffnen der moralischen Contagion, die sich mehr und mehr über das ganze Land verbreitet, Thür und Thor.

Wir bekennen es: wir können der großen zerstörenden Bewegung des vorigen Jahrhunderts einen solchen Ursprung nicht beimessen. Eine Geschichte schneidet sich nicht in Stücken: alles verknüpft und verkettet sich in dem langen und traurigen Berichte der menschlichen Leiden und Verirrungen. Man hat es mehr als einmal gesagt: es liegt immer Vergangenheit in der Gegenwart, wir sind immer die Söhne unserer Väter; die Geschichte mit ihren Kämpfen, ihren Leidenschaften, ihrem Hasse und ihrer Liebe lebt in uns, und es ist nicht bloß der ursprüngliche Flecken der Sünde Adams, den wir bei der Geburt an der Stirn tragen. Die Generationen vererben sich auch ihre Hoffnungen, und die Meynungen der Menschen haben oft, wie die großen Flüsse, arme und weitliegende Quellen. Wenn es übrigens auch unnütz seyn sollte, die letzten Ursachen zu registriren, dann selbst, wenn es möglich ist, sie durch die Thatsachen und Ereignisse durchschimmern zu sehen, so ist es doch nützlich und nothwendig, diese Ereignisse und Thatsachen selbst zu notiren, wenn sie sich auf eine faßliche und reelle Art in der Gesellschaft darstellen. Gewisse Epochen repräsentiren, ohne darum ganz zu zerfallen, oft entgegengesetzte Ideen; der menschliche Geist öffnet sich verschiedene Wege und will andere Bedürf-

Digitized by Google

nisse befriedigen. Es ist gerade die bestimmte Zeit dieser Umwandlung, die man ergreifen, es sind die Epochen der Analyse, die man von den Epochen der Synthesis unterscheiden muß.

Ohne von stummen Bewegungen, unruhigen Wünschen und Unzufriedenheiten zu sprechen, die seit langer Zeit die Welt aufregten, ohne von den Ketzereien zu reden, die sich schweigend und im Schatten constituirten, sich vorbehaltend, später die Fahne der Empörung aufzupflanzen, so wurde der erste Schlag der Art, der den Coloß der römischen Kirche erschütterte, von Martin Luther geführt. Von dem berüchtigten Tage, wo die päpstliche Bulle auf dem Marktplatze von Wittenberg öffentlich verbrannt wurde, datirt sich die Freiheit der Discussion. Von diesem Tage an ist die Umgestaltung in Europa sichtbar; alle gehen ans Werk, alle wollen angreifen, alle wollen umhauen. Man durchsucht die Waffen-Niederlagen der alten Logik; es herrscht überall große Dunkelheit, die nur von Zeit zu Zeit der Blitz der Schwerdter und der geschärften Syllogismen erleuchtet; man sucht seinen Weg, man betastet, man zählt sich. Man hört von allen Seiten nur das Geräusch, das die verwitterten Idole und die wurmstichigen Ideen in ihrem Falle machen. Carl V. selbst findet sein Schwerdt zu schwach, um das bedrohte Reich zu vertheidigen. Die religiöse Reform giebt das Signal zu allen andern; der Christ bezweifelt und discutirt die geistige Autorität, der Bürger bezweifelt und discutirt die zeitliche. Die Gemeinden, beschützt und ermuthigt durch die Könige, befreien sich von Tag zu Tage mehr von der Feudal-Gewalt. Der dritte Stand verfährt mit Geschicklichkeit und List; er stellt sich demüthig und wohlwollend, um Freiheiten zu votiren; die populaire Meynung untergräbt allmählig den Boden in tausend Verzweigungen. Luther appellirt anfänglich von den Bischöfen und dem Legaten an den Papst selbst. Das Volk appellirt von dem Adel an den König; die religiöse und die politische Hierarchie werden gebrochen. Beide werden später den Papst und den König kühn verleugnen. Aber da in Frankreich die Kirche Gott über den König gestellt hat, so wird man damit anfangen, Gott zu leugnen.

Das war das eigenthümliche Werk Voltaire's: nicht mit ihm beginnt die Bewegung, sie wird durch ihn nur fortgesetzt und ihre Richtung durch ihn verändert. Es ist jetzt anerkannt, daß die religiöse Frage die politische in sich schloß. Trotz seines Titels als Kammerherr und seiner schmeichelnden Episteln an Frau von Pompadour, hatte Voltaire Gedanken im Rückhalt. Man mußte den Wall des Thrones umstürzen und sein scharfes, auflösendes Wort drang in die Zwischenräume der Mauern. Das Volk mußte sich von allen Banden, von jeder Kette, von jedem Vorurtheile frei fühlen und die heiligen Dinge wurden, wie die Irrthümer, angegriffen. Jetzt will man die Statue des großen Mannes von ihrem Piedestal nehmen; nach unserer Meynung thut man daran Unrecht. Schon hat in der Sorbonne ein beredter und geistreicher Professor den Vorwürfen und übertriebenen Kritiken, die man an Voltaire, den Schriftsteller, gerichtet, obwohl das Wahre darin anerkennend, ihr Recht angethan; vielleicht wäre es auch nöthig, Voltaire als Staatsmann zu rächen.

Wirklich war sein Werk traurig und düster, aber groß und nützlich. Nach dem Axiom der modernen Philosophie hat jede Sache ihren Grund des Seyns. Nun, wir alle, die auf der Schwelle des Jahrhunderts stehen, sehen wir nicht in der Ferne den stolzen Ruf Voltaire's, die große und rothe Flamme, wie von einer Feuersbrunst, in deren Schimmer wir noch wandeln? Und die berauschte Menge, die ihn in ihren Armen getragen und das ganze Jahrhundert, das ihn als seinen König proclamirte, hätten sich getäuscht? Der witzige Greis wäre nichts als ein Histrio, der Satyriker, den die Könige als ihres Gleichen behandelten, nichts als ein Charlatan des Ruhmes? Nein, die Vorsehung hat ihre Menschen, die sie zur Ausführung ihrer Absichten sendet; in der moralischen Ordnung, wie in der physischen hat sie ihre Scharfrichter. So werden wir mit Herrn de Lorgues über nothwendiges Unglück seufzen, wir werden uns bemühen, einen von nun an unheilbringenden Einfluß aufzuhalten und zu hemmen, aber wir werden nur mit Beschränkung die Menschen wegen der Fehler ihrer Zeit anklagen.

Diese Fehler, die andere vielleicht vorausgesehen, haben Heilmittel finden wollen und wir erwarteten nicht, die schönen Namen von Malesherbes und Turgot geschmäht zu sehen; wir können nicht glauben, daß Montesquieu nur durch Frau von Tencin groß erschienen und daß der Ruf des Geistes der Gesetze zwischen der letzten Schüssel und dem Dessert ihrer Diners beschlossen und entschieden worden sey.

Nach dieser allgemeinen Auseinandersetzung sucht Herr Roselly de Lorgues die Wahrheit des Christenthums zu begründen und theilt seine Beweise in scientivische und historische.

1) Pentateuch. — Schöpfung (Genesis). — Astrologie. — Chronologie. — Die heiligen Bücher. — Die Propheten. — Zeugniß der Weisen.

2) Die göttliche Dreieinigkeit. — Der Mensch und dessen Fall. — Die Sündfluth. — Die Ur-Belehrung (unmittelbare und älteste Offenbarung?). — Die Engel. — Der Götzendienst. — Universalität der Tradition. — Die heilige Jungfrau, Mutter Gottes. — Der Erlöser. — Allgemeine Erwartung. — Jahrhundert des Augustus. — Jesus von Nazareth.

Alle diese Beweise sind im Allgemeinen nichts als die Widerlegung der Angriffe, der Sarcasmen und Epigramme Voltaire's, die der Verfasser da und dort aufgefaßt und gesammelt hat, um sich den leichten Ruhm zu erwerben, darüber zu triumphiren. Was andere ernstlichere Argumente betrifft, so wollen wir sie nicht discutiren, obgleich wir oft minder wahre als sinnreiche Hypothesen bemerkt haben, wie z. B. folgende: Man will behaupten, daß Noah und Arkas, der Mann der Pyrrha eine und dieselbe Person sey: „Er nennt sich," sagt man, „Arkas oder Fürst von Arkadien, weil er Besitzer der Arche, Arg im Hebräischen, war."

Wie dem auch sey, die angeführten Autoritäten sind zahlreich: alle Philosophieen, alle Traditionen, alle Kosmogonieen sind um Rath gefragt und eine Menge interessanter Thatsachen daraus gezogen worden, die den Wahrheiten zur Seite stehen, die das Buch vertheidigt. Inzwischen ist, trotz der Zahl und der Kraft der aus der Geologie, der Metaphysik oder der Geschichte gezogenen Beweise, dies Werk zu vollständig oder zu unvollständig.

Wenn man ein Schild vor jede schadhafte Stelle des Harnisches der Religion legen wollte, so hat man seinen Zweck nicht erreicht und es bleibt noch viel zu thun übrig; aber Gott sey Dank, wir stehen nicht mehr bei Wortstreit und Spitzfindigkeiten der Sprache und man konnte die unedlen Spöttereien übergehen, welche das unerschöpfliche Arsenal der Geister für die kleinen Ungläubigen des letzten Jahrhunderts gewesen sind. Jetzt muß man durch die Erhabenheit der Moral, durch die christliche Liebe, diese vor Jesu unbekannte und nach ihm benannte Tugend, die Seelen gewinnen und sie zu neuer herrlicher Bestimmung führen. Möge die Menge der Zukunft entgegengehen mit dem Kreuz und mit fliegender Fahne, möge der Priester seine Stimme zum Himmel erheben und Gott bitten, daß die versöhnten Factionen und Parteien nicht mehr das Herz des Vaterlandes zerreißen. Herr Roselly de Lorgues hat diese Nothwendigkeit gefühlt und er schließt das Buch mit der Hoffnung aller der socielen Verbesserungen, die der Glaube hervorbringen kann.

„Die Politik," sagt er, „sowohl die innere als die äußere, wird zuletzt dem Einfluß der Gesetzgebung Christi sich unterwerfen. Die Stunde dieser Verwirklichung zu bestimmen, geht über menschliche Kräfte; die Vorsehung und der Mensch, den sie oft sich selbst überläßt, können die Anwendung des Grundsatzes um einen Tag wie um ein Jahrhundert be-

Digitized by Google

schleunigen oder verzögern; seine Consequenz bleibt darum nicht minder untrüglich.

„Wir suchen fortzuschreiten und der Fortschritt liegt im Evangelio. Das ist eine absolute Wahrheit. — Die Perfectibilität ist die Natur des Menschen, und die Vervollkommnung die Natur des Christianismus. Das ist eine zweite Wahrheit. — Daher wird das Menschengeschlecht nach der größten Ordnung, nach dem größten Wohlwollen, d. h. nach der untermischtesten christlichen Liebe streben. So wird der prophetische Ruf erklärt werden, den man bei der Ankunft des Heilandes in den Himmelshöhen hörte: Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus bonae voluntatis! Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen von gutem Willen! Die schrecklichsten Prüfungen der Menschheit sind ohne Zweifel überstanden; der Augenblick der letzten Einweihung muß nah seyn. — Halten wir an. Unsere Anschauung (intuition) weiter zu treiben geziemt uns nicht. Schließen wir, aber richten wir noch, indem wir endigen, an die Skeptiker, an die widerspenstigen Geister die einfache Frage:

„Wenn, als Tiber das an dem Juden, Jesus von Nazareth, vollzogene ungerechte Urtheil gelesen, irgend ein freigelassener Vertrauter des finstern Kaisers, plötzlich mit Seherblicke begabt, zu ihm gesagt hätte: „„Der Himmel und die Erde werden vergehen, aber das Wort dieses armen Juden, den Du für unschuldig erkennst, wird Jahrtausende, wird in Ewigkeit bestehen. Das verachtete Holz, auf welchem er sein Leben aushauchte, wird als Ehrenzeichen, als Trophäe der errungenen Unsterblichkeit, der allgemeinen Befreiung, an den fernsten Enden der bewohnbaren Erde aufgepflanzt werden. Künftig keine Opfer mehr auf dem Capitol, kein Weihrauch Deinem göttlichen Aeltervater! Kein Circus mehr, wo, um Dir die lange Weile zu vertreiben, sich Heere von Menschen würgen! Die Armen, die man aus der Stadt treibt, die kranken Sclaven, die man auf den Gräbern an den Landstraßen den Wölfen preisgiebt, werden aufgesucht und getröstet werden von den Töchtern der Matronen, die, sich jetzt in dem Amphitheater blähend, bei dem Falle des aufgeopferten Gladiators in die Hände klatschen.““

„Wenn er noch hinzugefügt hätte:

„„Unter diesen Galliern, denen Deine Gnade erlaubt zu leben, wird der Tag kommen, wo Cäsar selbst mit seinem Scepter keine Stirn verwunden, mit seinem Schwerdte keinen Kopf wird abschlagen können, den das Gesetz nicht verdammt, wo er dem Volke keinen Heller nehmen darf, ohne daß das Volk frei ihn bewilligt, wo er gezwungen seyn wird, menschlich, gerecht und zugänglich zu seyn; wo seine Laster, seine Leidenschaften, mindestens niemandem werden schaden können; wo die Proletarier und Patricier in dem Tempel der Gerechtigkeit auf gleicher Stufe stehen werden, denn der Jude Jesus (von niedrigem Stande) berufst zur Würde der Persönlichkeit die Clienten, die Fremden, die Barbaren, jeden auf Erden lebenden Menschen; und jeder Mensch wird für einen römischen Bürger zählen und die Senatoren, Fürsten, Könige der Völker werden überzeugt seyn, daß der geringste Getulier, Ketten an den Füßen, entstellt durch das glühende Eisen, gebeugt vom Alter, den man jetzt gegen ein Schwein vertauscht, Dein Bruder und Deines Gleichen ist, erhabener Kaiser!““

„Wie würde der Tyrann geantwortet haben? Ohne Zweifel dadurch, daß er einen Lictor hätte rufen lassen. Dennoch hat sich das Alles verwirklicht und doch schien das damals weit unmöglicher, als das, was noch der Erfüllung harrt.“

Ja, vieles wird in Erfüllung gehen, wenn die Religion auf ihrem Posten bleibt, wenn sie nicht eine Partei mehr ist, wenn sie sich nicht in die eiteln Discussionen der Menschen mischt. Sie zeige ihnen nur das ewige Ziel aller Anstrengungen und aller Ehrsucht und gehe ihnen auf dem Wege voran. — Darum tadeln wir die Ausführung dieses Buches. Christus hat nicht nöthig, daß man ihn als einen Bittenden und wie einen Angeklagten vor die Schranken des Volkes führe; er bedarf keines Advocaten, um ihn zu vertheidigen. Jetzt sind die Argumente des Herrn Roselly de Lorgues, so kräftig sie seyn mögen, und deren Ausdruck wir, trotz des etwas schwülstigen Styls und der befremdenden Mitaphern, bewundert haben, gänzlich unnütz. Die Ereignisse sprechen laut genug: wir richten Christus nicht, wir folgen ihm nach. Wir sind durch Zeiten schwerer und grausamer Prüfung gegangen; aber die Völker haben auch ihre Tage moralischer Auferstehung und wir haben nachgedacht über den Tod des Sohnes des Menschen und über seine Leiden. Deswegen eben verzweifeln wir nicht und mitten in unserer Zwietracht und unsern Bürgerkriegen haben wir die schönen Worte Bossuets auf den Lippen, die ein Diener der Religion und rechtschaffener Mann auf der Tribune hat anführen können: Die Menschen bewegen sich und Gott führt sie.“

Leon Masson.

Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien ꝛc.

Von

G. A. Hoskins.

Zweiter Artikel.

(Aus der Literary Gazette.)

In einem früheren Artikel in Nr. 1076 und 1077 d. Bl. haben wir dem umfassenden Reisewerke des Herrn Hoskins einen Auszug entlehnt, in welchem er sich insbesondere über den gegenwärtigen Zustand jener Länder, welche er durchwandert, näher ausspricht. Wir wenden uns jetzt zu einem andern für den Leser vielleicht noch interessanteren Theil des Buches, welcher sich über die Resultate der archäologischen und antiquarischen Forschungen des Verfassers in jenen Ländern verbreitet. Das sechste Capitel enthält eine detaillirte Beschreibung der Ruinen und Pyramiden von Meroe, das nach seiner, den bisherigen Hypothesen widersprechenden, Ansicht die eigentliche Nekropolis der alten Hauptstadt Aethiopiens war, eine Ansicht, die er in jenem Capitel durch eine allgemeine, erläuternde Uebersicht der Alterthümer von Meroe zu unterstützen sucht. Ein kurzer Auszug daraus dürfte hier das Interesse des Lesers um so mehr in Anspruch nehmen, da es in der neuesten Zeit nicht allein bei englischen Reisenden fast zur Mode geworden ist, jene Gegenden, welche Herr Hoskins beschreibt, zu bereisen, sondern auch mehrere deutsche Reisende in diesem Augenblick damit beschäftigt sind, die Resultate ihrer Reisen nach jenen in historischer, archäologischer und naturalistischer Hinsicht so interessanten Ländern dem Publicum zu übergeben.

„Je näher ich der Nekropolis kam,“ schreibt Herr H., „desto reichlicher fand ich mich für die vielen Anstrengungen und Beschwerden belohnt, mit denen ich auf der ganzen Reise zu kämpfen hatte. Schon aus weiter Ferne ward ich durch die Pyramiden und ihre kolossalen Formen überrascht: als ich sie endlich erreicht hatte, waren alle meine Wünsche erfüllt, meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Die Pyramiden von Geezah sind allerdings imposant zu nennen und gränzen in der That ans Wunderbare durch ihre Riesenform und kolossale Einfachheit, doch an eigentlichem pittoresken Effect, an Schönheit der Architektur hat Meroe mit seinen Pyramiden bei Weitem den Vorzug. Was ich erwartet hatte, war ein bunter Trümmerhaufen: statt dessen fand ich jetzt die wunderbarsten Denksteine einer fast verschollenen Vorzeit, um mich her standen jene ewigen Grabmonumente, die wahrscheinlich Aethiopiens Könige und Königinnen in sich schließen. Staunend und durch die Ueberraschung fast geblendet stand ich still: wohin ich sah, überall erblickte ich stolze Gruppen, eine Pyramide stieg hinter der andern empor, und selbst die vielen Trümmer, die mich umgaben, erschienen nicht minder interessant, wenn auch als

Digitized by Google

Werke der Kunst betrachtet natürlich weniger bemerkenswerth. Doch Gedächtniß und Phantasie kamen mir zu Hülfe, bald hatte ich die vielen Mosaikstücke zu einem Ganzen wieder vereinigt und eben dieser Anblick der Zerstörung und Vernichtung entzog mich der Gegenwart, und versetzte mich zurück in die Mitte der Vergangenheit, in den Kreis der Tradition, Mythe und Geschichte.

„Die Porticus ähnlichen Vorhallen auf der Ostseite der Pyramiden fesselten insbesondere mehr als alles Andere meine Aufmerksamkeit, rasch eilte ich von Monument zu Monument, und war nicht wenig überrascht, als ich auf mehreren derselben Sculptur-Arbeiten und Hieroglyphen fand, die ungeachtet ihrer kleinen Anzahl unsere Kenntnisse dennoch, wie ich hoffen darf, über die Oertlichkeit selber erweitern und Aethiopiens Kunst und Mythologie unserm Blicke näher bringen. Ich fand hier einzelne Fragmente und Ruinen von ungefähr achtzig Pyramiden, deren Ganzes sich in drei verschiedene Gruppen theilt. Die größte und imposanteste, bei der ich zuerst ankam, liegt auf einem Hügel, ungefähr drittehalb Meilen von dem Flusse entfernt, und ist schon aus der Ferne dem Auge des Wanderers sichtbar. Diese Gruppe reiht sich in Form eines Halbbogens aneinander, dessen Curve 1050 Fuß und mit Einschluß der ganzen Ausdehnung der Gruppe 1425 Fuß beträgt."

Die Vorhallen enthalten meistentheils nur ein Gemach, das zwischen 6 — 12 Fuß lang und 6 — 11 Fuß breit ist, doch fanden sich in einer derselben auch zwei verschiedene Abtheilungen. Die Facaden haben alle ein gefälliges Aeußere. Herr Hoskins fährt fort:

„Der Augenschein lehrt, daß zu verschiedenen Zeiten, entweder aus Neugier oder vielleicht auch aus Habsucht, wiederholte Versuche gemacht worden sind, mehrere derselben zu öffnen, wenn gleich ohne Erfolg. Indessen sind diese Versuche doch nicht ohne allen Nutzen gewesen, in sofern man nämlich an mehreren Stellen jetzt deutlich genug erkennen kann, daß im Innern derselben wohl weder Gänge noch Treppen enthalten sind. Viel wahrscheinlicher ist, daß die Grundsteine und Mauern, auf welchen sie ruhen, die eigentlichen Grabkammern in sich schließen, denn daß diese Pyramiden nichts Anderes als Grabmonumente sind, zeigt schon die Lage derselben, ihre Anzahl und vor Allem die Sculptur-Arbeiten auf den Mauern, die von dem größten Interesse sind. Unter dem Porticus oder Vorhalle ist besonders eine sehr bemerkenswerth, da das Dach derselben gewölbt, ganz regelmäßig ausgemauert und in einen sogenannten Schlußstein ausgebaut ist. Der Bogen des Gewölbes besteht abwechselnd aus 4 und 5 Steinen, aber ungeachtet dieser Ungleichheit ist doch überall Symmetrie und vollkommenes Ebenmaß, und die Form bleibt sich überall gleich, denn die Steine halten durch ihre eigne Schwere fest aneinander. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Bogen seinem Ursprunge nach Aethiopien selbst angehört. Der Styl der Sculptur-Arbeiten in diesem Porticus so wie die Hieroglyphen-Schrift der Königsnamen in anderen, die auf gleiche Weise verziert sind, ist wenigstens nach meiner Meynung viel älter als irgend etwas Anderes der Art in Aegypten, wo sich nirgends eine Spur von einem Steingewölbe vorfindet, das so regelmäßig wie dieses erbaut wäre, und deshalb erkenne ich auch in dieser schon mehr ausgebildeten architektonischen Form den sprechendsten Beweis für die Fortschritte, welche die Kunst in diesem Lande schon in den frühesten Zeiten gemacht hatte. Ich gehe jetzt zu einer Untersuchung über, welche längere Zeit der Aufmerksamkeit der Archäologen und Gelehrten beschäftigt hat, und stelle zunächst die Frage auf, ob der erste erhellende Lichtstrahl der Kunst von Aegypten aus über Aethiopien sich verbreitet habe, oder umgekehrt von Aethiopien über Aegypten? — Einen Mittelweg zwischen beiden Hypothesen giebt es nicht, so wie denn auch die Verwandtschaft des Styls auf einen und denselben Ursprung deutlich genug hinweiset. Die Pyramiden, von denen wir jetzt sprechen, gehören ohne Zweifel dem frühesten Alterthume an. Auch möchte sich nicht leicht ein Stein-Monument finden, welches eher im Stande wäre, der Zeit oder verheerenden Barbarismus zu widerstehen als solche Pyramiden, zumal wenn sie so wie diese im Innern weder Gänge noch Kammern enthalten. In einem Lande, wo Erdbeben, anhaltende Regengüsse ganz unbekannt sind, wo es nur selten einmal stürmt, können Jahrhunderte vergehen, ehe solche Steinmassen aus ihren Fugen treten oder in Trümmer zerfallen, wenn nicht etwa der Sand der Wüste sie begräbt oder die Habsucht der Umwohner sie zu ihren Zwecken benutzt. Die Vorhallen sind fast alle ohne Ausnahme und selbst bei solchen Pyramiden, die noch größtentheils erhalten sind, im Verhältniß zu ihrem Umfange mehr oder minder beschädigt oder auch ganz verfallen, doch findet sich nirgends eine Spur von fanatischer Zerstörungswuth, ihr Verfall scheint einzig und allein die Folge ihres Alters zu seyn." *)

* * *

„Die Sculptur-Arbeiten sind fast alle in einem ganz besondern Style ausgeführt, an dem man kaum Geschmack finden kann. Die größern Figuren zeichneten sich alle durch eine gewisse Rundung der Form aus, wie ich es niemals auf ägyptischen Sculpturen bemerkt habe. Auch die kleineren Figuren werden auf gleiche Weise sehr entstellt, doch übersieht man es hier leichter wegen ihrer kleinen Form, wenigstens ist es nicht so auffallend wie bei jenen. Die Hieroglyphen sind zum Theil fast ganz verwischt und unkenntlich geworden. Die Abschriften, welche ich davon mitgetheilt habe, enthalten Alles was in dieser Hinsicht an Ort und Stelle zu finden war. Ueberhaupt haben die Aethiopier ihre Hieroglyphen nicht so genau an einander gereiht wie die Aegypter, und eben diese auffallende Mangelhaftigkeit, läßt entweder auf eine große Ausartung des ägyptischen Styls, oder was noch wahrscheinlicher ist, auf eine größere Vervollkommnung schließen, welche diese äthiopische Erfindung in Aegypten erfuhr. Dies ist aber um so auffallender da grade Diodor ausdrücklich meldet, daß die Kenntniß der Hieroglyphen-Schrift in Aegypten sich auf die Priester-Caste beschränkte, während sie in Aethiopien dem ganzen Volke bekannt war. Ueberhaupt dürfte es nicht schwer fallen, wenn man sich längere Zeit, so wie ich es gethan, mit Untersuchungen über Aegyptens Alterthümer beschäftigt hat, in dem Styl der Sculptur, ja selbst in der Auslassung irgend eines bekannten Namens ein Kriterium zu finden, das die Epoche, welcher dies oder jenes Monument angehört, näher bestimmt. Solche Kriterien, die besonders von den Reisenden, welche sich schon längere Zeit in Aegypten aufgehalten haben, hervorzuheben sind, vereinigen sich auch hier zu einem neuen Argumente für meine Ansichten über diese Sculptur-Arbeiten. Es sind lautere Basreliefs mit Ausnahme der Hieroglyphen-Schrift, welche in taille douce ausgeführt sind. Durch den Styl unterscheiden sie sich sehr wesentlich von den vorzüglichsten Monumenten in Theben. Auch gleichen sie nicht dem Styl aus dem Zeitalter der Ositesen, Thothmes, Rhameses II. (Pharaonen Zeit), Rhameses III. (Zeit des Verfalls), oder dem blühenden Style während der Regierung des Psammetichus, oder den plumpen, unschönen Productionen der Perser Zeit (ich verweise hier auf die Sculpturen in dem Tempel des Darius in der Oasis Magna), der Ptolemaer oder Römer Zeit. Dieser Styl hat mit allen andern nicht die geringste Aehnlichkeit, und eben so wenig scheint er aus einer Verfälschung und Ausartung derselben entsprungen zu seyn. Die einzelnen Zierrathen auf den Fragmenten, die sich noch erhalten haben, gehören offenbar alle dem Ursprunge nach dem Lande selbst an. Unter der

*) Unter den ältesten Monumenten Aegyptens nimmt die Pyramide, welche Venephes in Cochon erbaute, die erste Stelle ein; Venephes war, wie Eusebius aus Manetho meldet, der vierte König der ersten Dynastie. Africanus nennt die Stadt Cochomen. Diese schätzbare Notiz läßt auf das hohe Alter dieser Classe von Grabmonumenten schließen.

Digitized by Google

geringen Anzahl derer, die noch vorhanden sind, haben sich nur sehr wenige in Aegypten selbst vorgefunden, wie es scheint, beziehen sie sich bloß auf Gebräuche und Symbole, die durch ihre Einfachheit sehr verschieden sind von der buntscheckigen Mythologie Aegyptens. Sie tragen den Stempel der Originalität und deshalb möchte ich auch sagen, daß der äthiopische Styl älter ist als alle andern, daß er der früheste, wenn auch nicht der beste ist."

Ueber die Construction des Bogengewölbes fügt Herr H. noch Folgendes hinzu:

„Die eigentliche Bogenform, nicht bloß der runde, sondern auch der gezackte Bogen, gehören ihrem Ursprunge nach Aethiopien an. Der älteste Bogen in Europa ist, so viel man weiß, der in der **Cloaca Maxima**, welcher, wie man allgemein annimmt, in der Zeit der Republik erbaut ist. Daß der Bogen an der Tiber sehr alt ist, beweist schon die sonderbare Bauart desselben, die von Ferne so täuschend ist, daß man drei Bogen, einen unter dem andern, zu sehen glaubt. Uebrigens befürchte ich, daß die Archäologen gegen das hohe Alter der Aethiopischen Manches einzuwenden haben werden. Doch giebt es in Aegypten kein Monument von Stein, auf welches man sich hier berufen könnte, um zu beweisen, daß die Aegyptier in der Bauart und Construction des Bogens so weit vorgeschritten waren wie die Aethiopier. Der einzige Bogen von Stein, welcher in Aegypten zu finden ist, steht im nördlichen Der, in der Nähe von Theben, und derselbe beweist nur so viel, daß die Aegypter nur die Schönheit, nicht aber die Nutzanwendung und regelrechte Bauart desselben kannten. Die gewölbten Grabmonumente von Stein in Memphis gehören der Zeit des Psammetichus an, welcher unmittelbar auf die äthiopische Dynastie folgte. Die Bogen von Ziegelsteinen in den Grabkammern zu Theben, die mit Kalk ausgemauert sind, und auf denen die Königsnamen von Thothmes und Amenophis sich finden, können zum Beweise dienen, daß die Aegypter in dieser Periode mit der Bogenform bekannt waren: immer bleibt es aber auffallend, daß kein Denkmal aus einer früheren Zeit sich irgendwo vorfindet, und deshalb sind wir auch geneigt, aus diesem Umstande den Schluß zu ziehen (in sofern nämlich jene Grabkammern bald nach dem Anfange der schrecklichen Kriege erbaut wurden, welche auf den Mauern von Theben dargestellt sind), daß die Aegypter damals zuerst in Aethiopien einfielen und dort den Nutzen und die Bauart der Bogenform sahen und kennen lernten. Wenn man aber die Vermuthung aufgestellt hat, daß eben diese Kenntniß der Bauart des Bogens und seines mannichfachen Nutzens von Aegypten nach Aethiopien gekommen sey, so kann ich dieser Ansicht unmöglich beipflichten, die Wahrscheinlichkeit spricht weit mehr für das Gegentheil, in sofern hier in Aethiopien weit vollkommnere Denkmäler dieser Art als in Aegypten zu finden sind, und da sich überdies noch gegen das hohe Alter dieser Ruinen nichts einwenden läßt, so möchte es auch anderseits nicht länger zweifelhaft seyn, daß die Erfindung des Bogens Aethiopien angehört."

Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß Herr H. sich nicht selten in den Resultaten seiner Forschungen vom Herrn Cailliaud unterscheidet, und daß seine Berichte öfters den Untersuchungen jenes unternehmenden französischen Reisenden widersprechen.

Auf seinem Rückwege hatte Herr H. mit vielen unerwarteten Hindernissen und Gefahren zu kämpfen, da gerade zu jener Zeit in Neu-Dongolah ein Aufstand ausbrach, der bald einen sehr ernstlichen Charakter annahm. Herr H. benutzt diese Episode seiner Reise zu einer anziehenden, lebendigen Schilderung und zu treffenden Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand Aegyptens.

„In manchen Gegenden würde der Landmann nicht existiren können, wenn er von seiner Gewohnheit, von seinem eigenen Acker zu stehlen, ablassen wollte. Sie vergraben die Früchte des Bodens in den Feldern und suchen auf alle Weise ihren Herrn zu hintergehen und zu betrügen; aber dennoch sterben Viele den schmählichsten Hungertod. Während der Winterzeit ist es nichts Seltenes, eine Menge Menschen in einen kleinen Winkel zusammengedrängt zu sehen, wo sie zitternd vor Frost und Hunger um ein spärliches Feuer umherstehen. Unter dem herrlichsten Himmelsstriche, in dem gesegnetsten Lande der Erde muß doch der größere Theil der Bewohner mit der kümmerlichsten Nahrung das nackte Leben fristen, die kaum für das Vieh, geschweige denn für menschliche Wesen bestimmt zu seyn scheint, und so schlecht sie auch seyn mag, doch nicht einmal immer ausreicht. Die Armee des Pascha ist zahlreich genug, um die Bevölkerung in Gehorsam zu halten, und durch seine Erpressungen füllt er seine Cassen, aber nur die eiserne Nothwendigkeit kann hier den Gehorsam erzwingen. Alles, was hier producirt wird, unterliegt den enormsten Abgaben: der Pascha befiehlt, was gebauet und gepflanzt werden soll, und zwingt einen Jeden, für einen Preis, den er willkührlich bestimmt, den Ertrag des Bodens, den Lohn der sauersten Arbeit ihm auszuliefern. Er besitzt einzig und allein das Monopol für den Handel mit Getraide, Baumwolle, Indigo, Gummi aus Cortofan, Straußfedern und andern Artikeln. Nur die Sclaven des Pascha kommen noch dem Kaufmann zu Statten, indem er diese für die Manufacturen, welche er nach Sennaar und Cortofan bringt, eintauschen darf; sogar die wilden Thiere der Wüste, wie die Giraffe, gehören zum Monopol der Regierung. Der Pascha ist der Grundbesitzer des ganzen Landes, die Bewohner sind seine Sclaven. Seine Einkünfte fließen nicht allein aus dem Ertrage der directen Abgaben und Steuern, sondern auch aus den umfassenden Handels-Unternehmungen, die ihm alljährlich noch weit mehr einbringen, da er alle Producte zu den niedrigsten Preisen einkauft, um sie an die Europäer mit großem Vortheil zu verkaufen. Diese Quelle seiner Einkünfte wird jedoch durch den Unterschleif der verschiedenen Beamten, durch deren Hände sie gehen, sehr geschmälert. Solche Betrügereien gehören hier zur Tagesordnung, und von dieser Regel giebt es hier, von dem Höchsten bis zum Niedrigsten, keine Ausnahme — Mahmoors, Nazrs, Katshefs, Kaimakans, Officiere, alle concurriren und rivalisiren darin, ihren Herrn zu betrügen. Am weitesten haben die Mallums oder koptischen Buchhalter in dieser Hinsicht es gebracht. Diese Buchhalter und Rechnungsführer betrügen nicht allein die ignoranten Türken, die gewöhnlich ihre Rechnung nicht lesen können, sondern machen auch gewöhnlich eigene Geschäfte mit den öffentlichen Geldern, wobei sie nicht selten Verlüste erleiden, die sie hernach nicht wieder ersetzen können; der Pascha läßt jährlich eine Menge derselben einsperren — doch die Praxis bleibt dieselbe. Die Landleute in Ober-Nubien haben sich bisher diesen Geld-Angelegenheiten zu entziehen gewußt, und sind deshalb auch im Vergleich zu den übrigen glücklich zu nennen. Vormals unter der Regierung der Melechs bezahlten sie nur einen Dollar in baarem Gelde, zwei Stücke Leinwand und ein Schaaf, im Ganzen 30 Piaster; jetzt müssen sie 15 baare Dollars und für 5 Dollars Getraide bezahlen, das Ganze beträgt jetzt 300 Piaster, also zehnmal mehr als vormals. Anstatt die Hälfte des Tages zu verschlafen, wie sie früher gewohnt waren, müssen sie jetzt den ganzen Tag über arbeiten, und nur Der, welcher fleißig und thätig ist, kann es dahin bringen, daß er von seiner gewohnten Kost und Kleidung sich nichts zu entziehen braucht.

(Der Beschluß folgt.)

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1096. Hamburg. Mittwoch, den 16. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hostrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Fortsetzung.) . . Seite 881
Versuch über die Grundlage und die Entwickelung der Moralität. Von A. Charma. . . . . „ 883
Worte eines Gläubigen. Ausgabe für das Volk, mit einer neuen Vorrede. . . . . „ 885
Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien ꝛc. Von G. A. Hoskins. Zweiter Artikel. (Beschluß.). . . . . „ 886
Toilette der Bewohnerinnen der Sandwich-Inseln. . . . . „ 888

Meine Reise nach Brundusium.

Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris.

(Fortsetzung.)

(R.)

Die Geschichte der Bäder von Dieppe ist im Kleinen die Geschichte des Versailles von Ludwig XIV. Dieser lediglich für die Herzogin bebauete Strand ist fast verödet; der für sie eingerichtete große Ballsaal, wo sie auf Leben und Tod tanzte, und der nicht die Menge von Hofleuten zu fassen vermochte, die wohlauf waren, ist kaum zur Hälfte mit einigen kalten und schweigsamen Kranken angefüllt. Verschwunden sind die Feste, der Jubel, die Spatzierfahrten auf dem Meere, die glänzenden Ringelrennen, das Echo, welches leichtfertige Worte repetirte, und die prunkende Jugend, die noch unlängst am Ufer wandelte. Ehedem war diese Gallerie einem Jedem zugänglich, ohne daß es etwas kostete, und es stand gut mit ihr; jetzt muß man sich den Zutritt erkaufen, und die Gallerie ist ruinirt. Aber ich brauche mich schon nicht länger bei der Beschreibung dieser Verödung aufzuhalten, da Sie wohl mehr als einmal in den verstummten Alleen von Klein-Trianon spatzieren gegangen sind.

Was aber vollends alle die Orte, die das Meer bespült, unangenehm macht, was einem in all den Gebirgen, wo heiße oder mineralische Quellen sprudeln, lästig wird, das ist eine eigenthümliche Race englischer Reisender, die traurigsten Menschen von der Welt, in gleich hohem Grade langweilig für sich selbst, als für Andere; ein Nomadengeschlecht, das kein Vaterland hat und das sein glänzendes Elend von Florenz nach Paris, von Paris nach St. Petersburg, von den Salzquellen nach den Schwefelquellen mit sich herumschleppt; bleiche Engländer, die überall herumreisen, sich überall ausruhen, überall essen und schlafen, nur nicht in England. Sie können es sich gar nicht denken, lieber Freund, wie widerwärtig einem diese neue Race von civilisirten Zigeunern überall ist, wo man mit ihnen zusammentrifft. Ja, wenn von einem Engländer in England die Rede ist, das ist ein anderes Ding! Ein Engländer in London ist ein einsichtsvolles, thätiges, beschäftigtes, arbeitsames Wesen, ganz den Angelegenheiten der Gegenwart lebend, von allen edlen Leidenschaften beseelt, hochherzig, reich, elegant, fast geistreich; aber ein Engländer in Frankreich, ein Engländer in einem Seebade — ha! das ist die kläglichste und erbärmlichste Figur. Sie kommen in ihren abgetragensten Kleidern und mit der geringschätzigsten Miene zu uns; wenn man sie so an einander gespannt sieht, mit einer meistens ärmlichen Dienerschaft hinter sich, die sie auf dem Hintersitz ihrer Wagen in der Sonne schmoren lassen, wenn sie Wagen haben, so möchte man sie für eine Heerde schlecht gewaschener und ungekämmter Hammel halten. Kaum sind sie in einer Stadt angelangt, so bemächtigen sie sich derselben, spielen sie den Herrn darin; die Stadt ist ihre und für sonst niemand mehr Platz; sie führen laut das Wort in ihrem barbarischen Jargon; sie disputiren sich, daß alle Welt es hört, und weichen niemandem aus, als ob sie sich auf der Waterloo-Brücke zu London befänden; sie sind so stolz und so hochfahrend, als hätte eine dritte Invasion sie in unsre Mauern ausgespieen. Aber darin verfahren diese Herren auch ganz logisch, wie ich nicht anders sagen kann. Sie haben die Habgier unserer Gastwirthe, Postillione und Krämer jeder Art sich dermaßen vor ihnen in den Staub werfen sehen, daß sie sich einbildeten und noch einbilden, Frankreich existire nur durch und für sie. So kömmt es, daß in Dieppe selbst die Gasthöfe oder vielmehr die Gastkneipen fast nur englische Schilde führen, als: Hôtel von England, Hôtel zum König von England, Hôtel von London, Hôtel Albion, Hôtel zum Regenten, Hôtel von Windsor; darum, die Stadt gehört ihnen zu. Und doch fragt es sich sehr, ob die Stadt ihren Wohlstand nicht mindestens eben so sehr ihren armen Landsleuten, die nur Franzosen sind, als all den zweideutigen Mylords verdankt, mit welchen sie so viele Umstände macht. Wie dem aber auch seyn mag, genug, man läßt die Engländer truppweise ziehen mit ihren langen dürren und fahlen Frauen und mit ihren kleinen Kindern von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, die sich mit herabhängendem Haar und einem Reif in der Hand wie niedliche kleine Knaben oder niedliche kleine Mädchen in dem Tuilerieen-Garten herumtummeln.

Das wären also zum Theil die liebenswürdigsten Bewohner der Stadt; denn was die eigentlichen Einwohner betrifft, so weiß man nicht, wo die zu treffen sind, und ein diepper Bürger ist in den Mauern der Stadt Dieppe eine wahre Seltenheit. In der That hängt jeder Eigenthümer eines schönen und guten Hauses, sobald die Badezeit gekommen ist, einen in englischer Sprache geschriebenen Zettel aus, der es jedem Vorübergehenden anzeigt, daß besagtes Haus zu vermiethen sey. Es ist eine allgemeine Regel für Jedermann, der im Besitz eines Tisches, eines Sessels, eines erträglichen Bettes, eines anständigen Zimmers ist, dies Alles dem Ersten dem Besten zu überlassen, wenn es nur ein Engländer ist. Um

Digitized by Google

diesen Preis giebt man Bett, Tisch und Sessel weg; jeder Winkel des Hauses wird so von dem Eigenthümer an den Meistbietenden abgetreten, und wenn das Haus voll ist, so eclipsirt der Eigenthümer, man weiß nicht wohin: aber er ist eine Gottheit, die, wenn auch nicht sichtbar, doch allgegenwärtig ist, die Alles sieht, ohne gesehen zu werden, die mindestens eben so viel Englisch als Französisch versteht, und weder die eine noch die andre Sprache spricht. Erst wenn der Winter den letzten Engländer aus dieser Stadt vertrieben hat, wagen sich die Eigenthümer der vermietheten Häuser wieder in ihr Bett, in ihr Zimmer, in ihren Sessel. So kann also der Fremde, ich meyne den Franzosen, der nach Dieppe kömmt, auf diese Winterbevölkerung nicht rechnen.

Aber auch welch ein Glück, wenn man mitten in dieser Einöde Jemand aus seiner Bekanntschaft antrifft, eine schöne und liebenswürdige Französin aus Paris, ein Eckchen von einem weißen Schleier oder von einer rosigen Wange; und wie hält man sie in Ehren wegen ihres schönen vaterländischen Aussehens, das ihr in diesem feindlichen Lande so wohl steht! Dann überzeugt man sich, daß es noch andre Leute auf der Welt giebt, als englische Landstreicher; dann steht man auf dem Punct, wie Tancred zu singen: O patria! Dies ist der Grund, warum sich zu Dieppe so schnell ein Freundschaftsbund zwischen Frankreich und Frankreich, zwischen einer weißen Hand und der andern entspinnt. Auf dem Meere, in dem Meere, überall suchen die Franzosen einander auf und rufen sich bei Namen, halten zusammen, erkennen und bewundern sich gegenseitig. Nie hat man Seinesgleichen so lieb gehabt! nie hat man sich so glücklich gefühlt, einander zu sehen und wiederzusehen! So führt man Altar gegen Altar auf; so verstärkt man sich gegenseitig gegen die Engländer, und setzt ihrem Geschrei Lächeln, ihrer so trübseligen Freude eine ungezwungene Fröhlichkeit, ihrem heißhungrigen Table-d'hote-Appetit ein elegantes und ausgesuchtes Mahl im Austernpark, ihrer Vorliebe für das Bier oder den Apfelwein einige Gläser belebenden Champagner entgegen, diesen französischen Wein, der beim ersten Satz einen Franzosen aus Frankreich erkennt und vor Lust schauernd ihm dankt, daß er ihm den Kummer erspart, den Canal zu passiren. So haben wir Franzosen zu Dieppe Altar gegen Altar aufgebauet, Frankreich gegen England, Heiterkeit und guten Humor gegen Langeweile und Traurigkeit, Champagner gegen Apfelwein, und so lebe die Freude hoch! Der Vortheil ist ganz auf unsrer Seite gewesen.

Nun will ich noch erzählen, was sich eines Abends, als die prachtvoll untergehende Sonne einen gold-azurnen Schleier über das Meer warf, am Hafendamme zutrug.

Ein Mann ging schweigend, mit entblößtem Haupte und in einer nachdenkenden Haltung spazieren. Jeder machte ihm aus Achtung und aus Theilnahme Platz. Jedermann hatte die Augen auf ihn geheftet, und doch schien niemand auf ihn hinzublicken. Es war das schönste Haupt, das man jetzt, wo Lord Byron nicht mehr ist, auf der Welt sehen kann. Sein großes, schwarzes, feuriges Auge schweifte über die weite Meeresfläche hin; seine gelockten, weiß werdenden Haare flatterten um sein Haupt; es war der größte Geist Frankreichs, es war der Herr von Chateaubriand, auf den die Seeleute eben so theilnehmend hinsahen, wie er auf das Meer. Ja sogar die Engländer schienen bei dem Anblick des großen Dichters von Frankreich ergriffen und gerührt zu seyn.

Da sieht man, was der Ruhm vermag! Selbst dem Meere Stillschweigen auferlegen; selbst die Aufmerksamkeit des rohen Matrosen auf sich ziehen, der nicht lesen kann und der dennoch Deinen Namen kennt! Durch seine bloße Gegenwart Aller Augen mit Thränen, Aller Herzen mit Rührung füllen, das ist doch wohl nichts Anders als Ruhm!

Aber nein, das ist der eigentliche Ruhm noch nicht. Ruhm ist, gleich dem Herrn von Chateaubriand von sich selber sagen zu können: „Ich gehe in diesem Augenblick der Welt durch meine Schriften die größten und heilsamsten philosophischen und moralischen Lehren; ich mache in diesem Augenblick die Freude und das Glück des häuslichen Heerdes aus. Die Jünglinge wie die Greise neigen sich vor mir wie vor ihrem Herrn und Meister; selbst das kleine Kind lernt den Namen Gottes aus meinen Büchern buchstabiren. In diesem Augenblicke läßt die ganze Welt mir die Gerechtigkeit wiederfahren, daß ich Zeit meines Lebens nur Worte der Liebe, des Erbarmens und der Hoffnung gehabt habe. Ich kann jeden Augenblick sterben, denn ich bin treu gewesen; und wenn ich sterbe, so werde ich gesegnet, beweint, geehrt und mit dem Bewußtseyn sterben, daß ich der Welt genützt habe.“ Das ist Ruhm!

Und als der Herr von Chateaubriand nicht mehr da war, denn er reisete den Tag nach meiner Ankunft ab, wollte jeder Bademeister der Bademeister des Herrn von Chateaubriand gewesen seyn; nur Schade, daß der Herr von Chateaubriand gar kein Bad genommen hatte.

Es giebt nur einen Bademeister zu Dieppe, der sich Bademeister der Herzogin von Berry titulirt.

Sie werdens es wohl einsehen, daß der Herr von Chateaubriand zu Dieppe nicht allein war. Wenn der Herr von Chateaubriand irgendwo ist, so kann man schon überzeugt seyn, daß auch seine Freunde nicht fern sind. Die Frau von Recamier war ihm gefolgt, also auch der Herr Ballanche. Eine merkwürdige Dreieinigkeit: Dichtkunst, Freundschaft und Philosophie, Blitz und Wolken auf demselben Grunde. Das Leben der Frau von Recamier ist wahrlich ein schönes Leben. Sie hat bei allen unseren Stürmen die Unterhaltung und die Freundschaft aus dem Schiffbruch gerettet, sie hat den Geist der Vertraulichkeit, den schwierigsten und seltensten aller Arten von Geist; den Geist, der weder ein Geist aus Büchern, aus Zeitschriften, noch ein Geist der Prosa oder der Dichtung ist. Zu der Frau von Recamier hat sich, wie zu einem stillen und unzugänglichen Heiligthum, die poetische Muße einiger auserwählten Männer geflüchtet, die des Vergötterns des großen Haufens überdrüssig waren. Welch ein Glück für die Frau von Recamier, dem Herrn von Chateaubriand so oft, als ihn ein Sturm überfiel, ihre kleine Hand gereicht zu haben! Aber auch welch ein unschätzbares Glück für Herrn von Chateaubriand, eine so ergebene, aufmerksame, geduldige, resignirte, stets bereite, nie niedergeschlagene Freundin gefunden zu haben, die sich selbst durch das Unglück ihrer Freunde, das sie mitfühlt, nicht entmuthigen läßt; die auf deren Triumphe, welche auch die ihrigen sind, nie stolz ist! Und wie schöne Seelen in dieser und in jener Welt belohnt werden, ist der Name der Frau von Recamier auf immer an den Namen des Herrn von Chateaubriand geknüpft.

Wenn eine von Natur elegante Frau irgendwo hinkömmt, und wenn es auch der schlechteste Gasthof zu Dieppe wäre, so ist sie zuvörderst darauf bedacht, das Kämmerchen, das sie, und wenn auch nur auf vier und zwanzig Stunden, bewohnen soll, bestens herauszuputzen; und plötzlich ist das ganze Gemach dann, wie traurig und erbärmlich es auch vorher gewesen, mit wenigen Kosten wie durch einen Zauberschlag aufgeschmückt. Das Zimmer ist so sauber, so glänzend, so duftend und so wohnlich geworden, daß selbst der Eigenthümer Mühe haben würde, es wieder zu erkennen. Was eine Frau von Welt für ihr Logis im Gasthofe thut, das thut die Frau von Recamier sicherlich für ihren Salon, wo sie sich auch befinden mag. Kaum irgendwo angekommen, sorgt sie für ihre geistreiche Conversation, ihre freundlichen Plaudereien, ihre literarischen Offenbarungen; es ist als ob für sie alles unverändert geblieben wäre und sie ihren Salon

Digitized by Google

so weit weg von der Abtei-aux-Bois versetzt hätte. Herr Ballanche wird wie eins der alten Möbel, auf die man so große Stücke hält und die man nicht wohl entbehren kann, in seine gewohnte Ecke gestellt; und Herr von Chateaubriand findet seinen gewohnten Platz, den schönsten und ehrenvollsten, wieder. Die Frau von Recamier richtet sich auf dem harten Sopha von utrechter Sammt so gut ein, als es gehen will, und da fühlt sie sich eben so behaglich, als ob sie noch auf ihrer Bergere, durch Gerards Corinna geschützt, hingegossen läge; und gleichzeitig strömt Alles, was Geist, Alles, was Einbildungskraft, Alles, was Anmuth besitzt, herbei zu diesem aus dem Stegreif erschaffenen Tempel. Alles ist geordnet; sie haben ihre drei Hütten aufgeschlagen, der Moses, Elias und der Andere, und nun führen sie selbst zu Dieppe das alte frohe Leben fort! Während die Engländer um das Heiligthum herum summen, wird das Heiligthum von Innen erhellt; das Buch wird behutsam aus seiner Lade, die nicht minder reich und nicht minder kostbar ist als diejenige, welche Homers Werke bewahrte, hervorgeholt und die Lesung der Denkwürdigkeiten des Herrn von Chateaubriand wieder vorgenommen; eine große und heilige Vorlesung, die ganz fertig aus der Erinnerung des Dichters hervorgegangen ist! Je nachdem ein neues Blatt zu der Geschichte hinzukömmt, welche die größte Geschichte unsers Jahrhunderts seyn wird, wird es den auserkohrenen Seelen mitgetheilt, die vermittelst des heiligen Vorrechtes der Freundschaft und der Anhänglichkeit die erste Anwartschaft darauf haben. So ist das Lesen von Chateaubriands Denkwürdigkeiten selbst zu Dieppe nicht unterbrochen worden. Das ist eine rührende Weise, sich als ein vornehmer Mann zu zeigen, nicht wahr? Es ist dies ein hehres Vorrecht, das diese eigenthümliche Gesellschaft sich bei dem allgemeinen Untergang aller Privilegien zu bewahren gewußt hat! Nun ist Herr von Chateaubriand, wie Sie wissen, seit den ersten Vorlesungen seiner Denkwürdigkeiten schon zu der Geschichte der hundert Tage gekommen. Jetzt mißt er sich also Mann gegen Mann mit Bonaparte, und bleibt nach wie vor der verblendete Richter des furchtbaren Richters, der ihn so schlecht gewürdigt hat. Ein feierlicher Zeitabschnitt der Siege und der Niederlagen, blutiger Niederlagen und unvorhergesehener Glückswechsel, wie Bossuet sagt; ganz Europa ist in Bewegung gerathen, um endlich hinter das undurchdringliche Geheimniß zu kommen, das Frankreich unüberwindlich machte. Da kommen alle die Principien wieder ans Licht, die so lange angefochten gewesen sind und die der Kaiser als ein Hinderniß seines Ganges bei Seite geworfen hatte; Herr von Chateaubriand erhebt zuerst seine Stimme, um sie zu verkündigen. Wie mächtig war diese Stimme damals, und wie bewegt und aufmerksam horchte Frankreich auf den Verfasser der Märtyrer, als dieser zum erstenmal über die Bourbons und die Charte, über die alte Familie des heiligen Ludwigs und zugleich über die Freiheit, diese junge Erbrerung, zu ihm sprach! Da sah man denn von beiden Seiten wohl, was ein einziger Mann über das Geschick der Reiche vermag: auf der einen Seite Bonaparte ganz allein, der aus seiner Verbannung mit der Schnelligkeit eines Adlers zurückkehrt, von Thurm zu Thurm bis zu der Kuppel von Notre-Dame fliegt; auf der andern Seite Herr von Chateaubriand, ebenfalls allein, der den Völkern das Haus Bourbon, das da kommen soll, verkündigt und erklärt. Wie kann man sich aber wohl einen Begriff von solch einer Geschichte, von solch einem Geschichtschreiber verfaßt, machen, wenn man auch die schönen Blätter der Märtyrer gelesen hat, die mit den feierlichen Worten schließen: Die Götter verlassen uns!

(Die Fortsetzung folgt.)

Versuch über die Grundlage und die Entwickelung der Moralität.

Von

A. Charma.

(2.)

Der Begriff der Moralität ist zusammengesetzt: er umfaßt eine Regel und eine Freiheit, um die Regel zu befolgen; aber ist eine Freiheit der Handlung dazu nöthig? Ist nicht eine Freiheit des Willens hinreichend? Unsere Tribunale bestrafen die Absicht, wenn der Versuch seine Wirkung durch einen Umstand verfehlt hat, der von dem Willen des Urhebers unabhängig ist. In den Augen der Moral ist der Wille nicht minder strafbar, wenn der Versuch selbst nicht hat stattfinden können. Eben so ist ein wohlthätiger Wille moralisch, wenn der Versuch der Wohlthat auch ohne Resultat geblieben ist und selbst dann noch, wenn er gar nicht hat angestellt werden können. Die Handlung ist daher nicht nöthig, um die Moralität zu constituiren, obgleich ohne Widerspruch sie sie klarer und bestimmter bezeichnet und ausspricht.

Andererseits ist die Handlung allein, ohne Absicht, weder gut noch schlecht. Somit ist der Grund aller Moral der Wille und dann ein von der Intelligenz aufgefaßtes Gesetz. Man wird sich daher nicht wundern, daß Herr Charma, unter dem Namen Grundlagen der Moralität eine Theorie des Willens gibt und daß er unter Entwickelung der Moralität die verschiedenen Gesetze versteht, die sich der menschliche Wille in den verschiedenen Zeitaltern der Welt zu erfüllen vorgesetzt hat, oder, wie sich der Verfasser ausdrückt, die Geschichte des Willens.

Folgen wir denn dem Philosophen in der Analyse, die er uns von dem Willen darbietet. Er erkennt darin drei Grade an: 1) einen unwillkührlichen oder gezwungenen Willen, dessen Motiv das Vergnügen ist: diesen Willen nennt er die Liebe. 2) Einen Willen ohne Motiv; das ist die Laune; 3) einen freien Willen, wovon wir Herren sind und dessen Motiv die Vernunft ist. Indem der Verfasser zur Würdigung der Bestimmungsarten unsers Willens übergeht, beseitigt er die Laune, die ihm ohne Ursache zu entstehen scheint: proles sine matre creata. Er hat daher nur noch das Vergnügen (den Trieb nach Genuß) und die Vernunft einander gegenüber zu stellen. Welches ist der moralische Werth dieser beiden Motive? Wir haben gesagt, daß die Idee der Moralität ein dem freien Willen als Zweck aufgelegtes Gesetz implicirt. Kann nun unser Interesse dieses Gesetz seyn? Nichts ist widersprechender als der Begriff der Verpflichtung und der des Egoismus. Es würde hinlänglich seyn, jedem Individuo zu erlauben, zunächst an sich zu denken, man würde nicht nöthig haben, es ihm zur Pflicht zu machen. Wenn nun das Vergnügen die Moralität nicht begründen kann, so bleibt nichts übrig zur Basis der Moral, als die Vernunft. Welches sind nun die Vorschriften der Vernunft? Sie können nicht das Siegel des Privat-Interesses tragen, denn dann würden sie in den Bereich des Egoismus gehören; sie können sich eben so wenig auf das allgemeine Interesse gründen, welches der Ausdruck der Gesammtheit der Privat-Interessen ist, weil wir abermals dadurch auf eine gebrechliche Basis zurückkämen, welche die Moral nicht stützt; sie können endlich nicht eine Regung des Gefühls zum Ausgangspunct nehmen, wäre es auch selbst die Liebe für unsern Nächsten: denn 1) ist Liebe unwillkührlich oder unfreiwillig; 2) ist das Motiv der Liebe immer unser Vergnügen; wir lieben nur das, was uns angenehm ist. Das Vergnügen, welches uns der Anblick dessen, was wir lieben, gewährt, wird noch durch das Glück des geliebten Gegenstandes vermehrt: uns selbst dieses Glück zu verschaffen, heißt unser Vergnügen suchen, uns selbst dienen,

Digitized by Google

heißt unser Interesse wohl verstehen. Die Vernunft muß uns daher, um ein in der Moral gültiges Motiv zu constituiren, gewisse Handlungen gebieten ohne irgend eine Rücksicht auf uns selbst. In der That existirt eine gewisse Anzahl von Handlungen, welche die Vernunft für moralisch an sich erklärt, als z. B. sich zu beherrschen und zu mäßigen in Freude und Schmerz; niemanden zu schaden, außer dem Falle der Strafe oder gesetzlicher Vertheidigung; der Menschheit zu dienen vor seinem Vaterlande, dem Vaterlande vor seiner Familie ꝛc. Diese Urtheile der Vernunft sind uneigennützig, universell, unbeschränkt, genügen sich selbst, legitimiren sich durch sich allein, wie mathematische Urtheile. Sie bilden daher ein rationelles Motiv des Willens, d. h. das einzige moralische Motiv, die einzige Verbindlichkeit, mit einem Worte die einzige Pflicht.

Nachdem er diese Wahrheiten in dem ersten und längsten Theile seines Werkes constatirt hat, widmet der Verfasser den zweiten der Untersuchung der moralischen Doctrinen, die auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen sind und unternimmt, zu beweisen, daß sie alle als Regel des Willens ein Interesse, d. h. einen Genuß oder eine Strafe, aufgestellt haben, und daß folglich die wahrhafte moralische Doctrin noch zu finden und bekannt zu machen sey. Er prüft zunächst die mosaische Gesetzgebung und zeigt, daß, wenn sie die Unterscheidung zwischen dem moralisch Guten und dem moralisch Schlechten voraussetzt, sie zur Stütze Strafen giebt, die schon auf dieser Erde folgen und treffen: „Was sagt das Gesetz? Wenn ihr das Fleisch der dem Ewigen dargebotenen Opferthiere mit euern Lippen berührt, wenn ihr wagt, den heiligen Weihrauch nachzumachen, wenn ihr das Osterfest nicht beobachtet, wenn euer Gesicht traurig ist am Tage der Versöhnung, so werdet ihr des Todes sterben. — Verflucht nicht euern Vater oder eure Mutter, wofern ihr nicht untergehen wollt."

Moses stützt mithin die Moral auf ein Interesse und vernichtet sie, nach unserm Verfasser, dadurch schon allein. Pythagoras begeht denselben Fehler: es ist wiederum die Furcht, die er der Vernunft zu Hülfe ruft. Aber es ist nicht mehr ein nahbevorstehender, oder ein der Gegenwart drohender Schmerz, der, wie zu Moses Zeit, über dem Schuldigen schwebt; die Drohung geht von einer andern Welt aus, und die Entfernung schwächt ihre Wirkung.

Der Ursprung der mosaischen Gesetzgebung und der pythagorischen Legislation muß, nach Herrn Charma, im Schooße der orientalischen Welt, in Aegypten, gesucht werden. Manes ist für ihn der Vater von Moses und Pythagoras; er führt die Fortschritte der Zeitalter auf und stellt die jüdische und griechische Beweglichkeit der ägyptischen Unbeweglichkeit entgegen. Aber die Welt von Manes scheint ihm sich in dem einzigen Worte resumiren zu können: Furcht und Schrecken.

Dem Pythagoras folgt Sokrates nach, der der Welt ein neues Princip bringt, nämlich die Liebe. Ohne Zweifel ist die moralische Unterscheidung oder die Vernunft, in ihrer uninteressirten Anwendung durch Sokrates tiefer als durch seine beiden Vorgänger begründet; aber er glaubt ihr noch eine Stütze geben zu müssen. Der Mensch empfindet einen brennenden Durst nach Genuß: Die Vorsehung hat ihm oft versagen müssen, diesen Durst zu stillen; das reinste Glück für uns ist die Tugend. Und worin besteht die Tugend? In der Liebe Gottes und der Menschen. Sokrates hat, nach unserm Verfasser, den Grund gelegt, auf welchem Zeno und später Christus ihr Gebäude aufgeführt haben. Die mehresten Geschichtschreiber der Philosophie haben die stoische Lehre als ganz uneigennützig, als von jedem sinnlichen Motiv frei dargestellt; Herr Charma glaubt, daß das ein Irrthum sey. Nach Zeno, sagt er, wie nach Sokrates, ist die Tugend ihre eigene Belohnung. Der Stoiker verzichtet darauf, die Blicke auf eine andere Welt als die unsrige zu richten, oder vielmehr er verwirft die zukünftige Existenz und läßt die Seele mit dem Körper sterben (?). Aber auf dieser Erde faßt der tugendhafte Mensch das Glück auf, denn es muß eine vollständige Ausgleichung zwischen Tugend und Glück stattfinden. Somit ist das Prinzip der stoischen Moral immer ein Interesse, es ist eine verkleidete Selbstliebe.

Der Christianismus findet in den Augen des Kritikers nicht mehr Gnade. Das Gebot des Christen ist, Gott über Alles zu lieben und den Nächsten wie sich selbst. Der Verfasser findet hier die Liebe wieder, das Gefühl, das sich nicht gebieten läßt, das sich selbst wieder unsern Willen in unserm Herzen festsetzt, und das kein Verdienst begründet, weil es kömmt, ohne daß man es gesucht hat und ein Genuß an sich ist. Ueberdies wird in der christlichen Lehre die Liebe Gottes und der Menschen durch Strafen und Belohnungen eines andern Lebens sanctionirt; man sagt dem Christen ohne Unterlaß ins Ohr: Rette deine Seele, und man setzt diesem Benehmen ein letztes Ziel, dessen Charakter egoistisch ist. Man ist daher noch nicht dahin gelangt, die wahre Moral zu construiren, selbst auf die Basis der christlichen Liebe.

Unser Philosoph geht zu der Prüfung der rationellen Versuche über, die seit zwei Jahrhunderten gemacht worden sind, um die Quelle der Moral zu entdecken. Fenelon hat, als Prinzip die reine Liebe Gottes vorgeschlagen, oder die Ruhe in einer heiligen Aufstrebung nach dem Himmel, mit einem Worte den Quietismus. Aber diese Doctrin, sagt unser Verfasser, verschmäht nicht Strafen und Belohnungen; sie wendet sie nur anders an. Die Hölle ist, für den Quietisten, Gegenstand des Mißfallens des höchsten Wesens; das Paradies ist sein Vergnügen. Der Quietist identificirt sich so mit seinem Gott, daß er in seiner Traurigkeit leidet und in seiner Freude sich freut.

Adam Smith hat ein sehr sinnreiches und verwickeltes System erfunden und aufgestellt, wodurch er alle moralischen Urtheile auf eine Art von Harmonie zwischen den verschiedenen Formen der menschlichen Sinnlichkeit zurückzuführen sucht: wenn ein Gegenstand unser Herz bewegt, wenn wir uns bemühen, unsere Aufregung zur Kälte eines uninteressirten Zuschauers herabzustimmen, so üben wir die heroischen Tugenden; wenn wir, selbst uneigennützige Zuschauer, unsere Seele aufregen, um sie die Gefühle derjenigen theilen zu lassen, die durch eine uns fremde Ursache erschüttert werden, so üben wir die liebenswürdigen Tugenden. Die guten Handlungen sind diejenigen, die von einem Gefühle ausgehen, das jedermann leicht theilt; die bösen fließen im Gegentheil aus einem fühlbaren Eindruck, zu welchem die Menschheit gewöhnlich sich nicht hinneigt. Diese Doctrin, wovon wir hier nicht alle Details reproduciren können, die aber vollkommen gut von Herrn Charma analysirt ist, setzt kein anderes Mobile in Thätigkeit, als die menschliche Sinnlichkeit und kann daher nicht den Anspruch machen, den Christianismus zu reinigen. Der berühmte Kant endlich hatte das wahre moralische Prinzip in seiner ganzen Strenge erkannt, indem er proclamirte, daß in der menschlichen Vernunft ein besonderes Urtheil liege, welches über die Qualität unserer Handlungen, ohne alle Rücksicht auf unser individuelles Glück, entscheide, aber er erschüttert oder trübt, nach unserm Verfasser, die ursprüngliche Reinheit seiner Lehre, indem er erklärt, daß die Ausübung des Guten des Glückes würdig macht und dem tugendhaften Menschen den Lohn eines andern Lebens verspricht.

Nach der Meynung des Herrn Charma heißt das mit einer Hand bauen und mit der andern niederreißen. Man empfiehlt mir, sagt er, die Ausübung der Tugend um ihrer selbst willen, aber man fügt hinzu, daß ich einst den Lohn meiner Anstrengungen und Aufopferungen erhalten werde; es ist daher eine Speculation, was man mir vorschlägt. Dann bin ich aber nicht mehr moralisch, ich bin nur ein guter Rechner, ich gebe wenig, um viel zu erhalten: d. h. ich erlange das Recht, dem Sit-

Digitized by Google

tengesetz nicht zu gehorchen, denn ich kann mein Interesse verstehen, wie es mir gefällt. Wenn das Verdienst sich an die Tugend knüpft, so muß ich selbst den Lohn versetzen, auf welchen man meine Begierde hinweist, weil ich dann für sie gehandelt haben werde, und nicht für die Tugend ganz allein.

Auf diese Weise geht Herr Charma, nachdem er nochmals an die Elemente der wahren Moral 1) den freien Willen und 2) eine von der Vernunft anerkannte, uninteressirte Regel, erinnert hat, die vorzüglichsten Systeme der Gesetzgebung durch, die bis jetzt die Welt regiert haben, und die moralischen Doctrinen, die nach derselben Ehre gestrebt, und postulirt, da er (nach seiner Ueberzeugung) nirgends die Regel in ihrer ganzen Reinheit aufgestellt findet, ein höheres und wahreres Gesetz, und läßt die Hoffnung durchschimmern, es einst sich offenbaren zu sehen.

Der Raum, den wir der Analyse dieses ernsthaften Werkes haben widmen müssen, verstattet uns nicht mehr, unsere Bemerkungen darüber zu entwickeln. Wir wollen dem Verfasser nur eine einzige davon zu bedenken geben. Das Gesetz, das er wünscht, soll ungefähr die Moral seyn, die man gewöhnlich den Stoikern zuschreibt: Erfülle muthig, was die Vernunft für recht und pflichtmäßig erklärt, und verschmähe jeden andern Grund, jede andere Einflüsterung. Vielleicht geht unser Philosoph sogar so weit, mehr als Gerechtigkeit d. h. eine Hingebung und Aufopferung ohne irgend einen Lohn, weder in dieser noch in der andern Welt, zu verlangen. Aber müßte man nicht dann dem Menschen selbst den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele nehmen? Denn wenn es einen Gott giebt, so muß er gerecht und ausgleichend seyn, und wenn die Seele unsterblich ist, so kann sie es nicht für einen ewigen Kampf ohne Ziel und Ende seyn. Müßte man nicht auch die menschliche Vernunft in zwei Theile trennen? d. h. das Urtheil annehmen, das sie über die moralische Qualität einer Handlung ausspricht, und zugleich das Urtheil verwerfen, das sie über das Verdienst der Tugend hinzufügt? Aber, sagt uns der Verfasser, so wie ihr den Preis dem Opfer zur Seite stellt, so zerstört ihr die Hingebung d. h. den Werth desselben. Wir geben zu, daß die Handlung, wenn sie moralisch seyn soll, ohne Rücksicht auf den Lohn vollbracht werden muß; aber so wie sie auf diese Weise geschehen, so scheint es uns unmöglich, daß nicht die Idee von ihrem Verdienst augenblicklich in der Seele, wenn nicht ihres Urhebers, doch in der des Zuschauers keimen sollte.

Der wahrhaft gute Mensch beschäftigt sich nicht damit, den zukünftigen Gewinn der Fonds (d. h. der moralischen Opfer) zu berechnen, die er in der Tugend anlegt; aber wenn seine Aufgabe gelöst ist, so glaube ich, daß er schon mit Wonne bei dem ersten Lohne jedes redlichen Lebens, dem Bewußtseyn das Gute gethan zu haben, und in der, bei den einen dunkeln, bei den andern klaren, Hoffnung eines zweiten Lohnes, der ihn jenseits erwartet, ausruht. Der Begriff des Verdienstes folgt der Idee der Tugend nach, d. h. entsteht nach ihr und später, aber könnte man wohl die Existenz eines Wesens begreifen, das einzig zur Aufopferung bestimmt wäre? Die Welt kann nicht begriffen werden ohne Gott, und Gott nicht begriffen ohne das definitive Glück der Creatur; nur muß diesem Glücke das Verdienst vorhergehen und dem Verdienst wiederum das Vergessen jedes verdienten Lohnes. Dieses Vergessen, das in der Theorie und in der Prüfung der allgemeinen Moral unmöglich scheint, geschieht täglich in der Praxis und in allen Details der Privat-Moral. Der rechtschaffene Mann ist bisweilen selbst verwundert über das Verdienst, das man ihm beilegt, so weit ist er entfernt, im Voraus an einen verdienten Lohn zu denken. Kurz, das Glück soll nicht der Zweck, wohl aber das Asyl des Menschen seyn; es soll nicht gesucht, wird aber gefunden werden. Das Buch unsers Schicksals bietet in seinem ganzen Laufe nur die Vorschriften einer kalten und uninteressirten Vernunft dar; das Werk des Philosophen (und Herr Charma entledigt sich dessen mit einem Talent, dem wir nicht genug huldigen können) ist, zu constatiren, daß wir einer ganz rationellen Fähigkeit bedürfen, um diese absoluten Axiome zu lesen und zu begreifen, aber dies hindert nicht, wie uns bedünkt, daß das Glück auf der letzten Seite des Bandes geschrieben stehe.

Adolph Garnier.

Worte eines Gläubigen.

Ausgabe für das Volk, mit einer neuen Vorrede.

(Aus dem Moniteur du Commerce.)

(2.)

Der Buchhandel benutzt unsere politische Lage und giebt eine wohlfeile Ausgabe der Worte eines Gläubigen unter dem Vorwande heraus, daß die Promulgation der neuen Preßgesetze ohne Zweifel die Verbreitung dieses teuflischen Evangeliums erschweren werde. Der Apostel seinerseits benutzt die Umstände, um sein Wort von Neuem erschallen zu lassen. Diesesmal widmet Herr de La Mennais sein Buch dem Volke und zwar in folgenden Ausdrücken:

„An das Volk!

„Dieses Buch ist vorzugsweise für Euch gemacht worden; Euch bringe ich es dar. Möchte es Euch, unter so vielen Uebeln, die Euer Loos sind, unter so vielen Schmerzen, die Euch fast ohne Ruhe quälen, beseelen, ermuthigen und ein wenig trösten!

„Ich wollte, daß es Euch, die Ihr die Last des Tages tragt, Euch und Eurer armen, ermüdeten Seele das seyn könnte, was am Mittag, in dem Winkel eines Feldes, der Schatten eines Baumes, so dürftig er seyn möge, demjenigen ist, der den ganzen Morgen in brennender Sonnenhitze gearbeitet hat.

„Ihr lebt in schlimmen Zeiten, aber diese Zeiten werden vorübergehen.

„Nach der Strenge des Winters führt die Vorsehung eine minder rauhe Jahreszeit herbei und der kleine Vogel segnet, durch seinen Gesang, die wohlthätige Hand, die ihm Wärme und Ueberfluß, sein Weibchen und sein weiches Nest gegeben.

„Hoffet und liebet. Die Hoffnung mildert Alles und die Liebe macht alle Dinge möglich.

„Es giebt in diesem Augenblicke Menschen, die viel leiden, weil sie Euch viel geliebt haben. Ich, ihr Bruder, habe den Bericht von dem geschrieben, was sie für Euch gethan, und von dem, was man deswegen gegen sie gethan, und wenn die Gewaltthätigkeit sich selbst verbraucht haben wird, werde ich ihn bekannt machen und Ihr werdet ihn mit minder bittern Thränen lesen und diese Menschen auch lieben, die Euch so sehr geliebt haben.

„Wenn ich jetzt zu Euch von ihrer Liebe und von ihren Leiden sprechen wollte, so würde man mich mit ihnen in den Kerker werfen.

„Mit Freuden würde ich darein hinabsteigen, wenn euer Elend dadurch ein wenig erleichtert werden könnte; aber ihr würdet dadurch keine Erleichterung erhalten und darum muß man warten und Gott bitten, daß er die Prüfung abkürze.

„Jetzt sind es die Menschen, welche richten und strafen; bald wird er es seyn der richtet. Glücklich der, welcher seine Gerechtigkeit schauen wird!

„Ich bin alt; höret die Worte eines Greises.

Digitized by Google

„Die Erde ist traurig und vertrocknet, aber sie wird wieder grün werden. Der Athem des Bösen wird nicht ewig über sie wegziehen, wie ein Hauch, welcher brennt.

„Was geschieht, das will die Vorsehung zu Eurer Belehrung geschehen lassen, damit Ihr lernt gut und gerecht seyn, wenn Eure Stunde kommen wird.

„Wenn diejenigen, die die Macht mißbrauchen, vor Euch vorübergezogen seyn werden, wie der Schlamm der Bäche an einem Tage des Sturmes, alsdann werdet Ihr begreifen, daß das Gute allein besteht und werdet Euch fürchten, die Luft zu verunreinigen, die der Wind des Himmels gereinigt haben wird.

„Bereitet Eure Seelen für diese Zeit vor, denn sie ist nicht fern, sie nahet.

„Christus, für Euch ans Kreuz geschlagen, hat versprochen, Euch zu befreien. Glaubet seinem Versprechen und reformirt, um die Erfüllung desselben zu beschleunigen, das, was in Euch der Verbesserung bedarf; übt Euch in allen Tugenden und liebt Euch unter einander, wie der Heiland der Menschheit Euch geliebt hat, bis zum Tode!

„F. de La Mennais."

Für die Ignoranz, die gewohnt ist, sich mit Worten abfertigen zu lassen, sind die mystischen Worte des Herrn de La Mennais ohne Zweifel ein prächtiges Geschenk. Für den wahren Christen müssen sie ein Gegenstand der Trauer seyn; denn dieser revolutionaire Christianismus ist weit von der Berg-Predigt entfernt. Man begreift, daß die Bekehrung des Herrn de La Mennais zur Religion Marats und Babeufs von der demokratischen Partei als ein Triumph betrachtet wird. Nur zu wahr ist es, daß Herrn de La Mennais, vormals Diener und Priester der christlichen Religion, der revolutionaire Geist mit sich fortgerissen hat, während der gefallene Priester, in der Einsamkeit seine schwarze Melancholie nährend und alle Sachen verkehrt sehend, sich einbildet, für den Christianismus die Partei gewonnen zu haben, die er uns, unter der Restauration, als den Glauben und die Altäre zerstörend darstellte. Dieselben Menschen, die vormals in dem Constitutionnel an der Verbreitung des Evangeliums-Touquet arbeiteten und das Christenthum nach dem bon sens des Pfarrers Meslier oder der historischen Wissenschaft von Dupuis und Delaure beurtheilten, machen sich jetzt kein Gewissen daraus, die christliche Tradition zur Stütze ihrer unzusammenhängenden Träume zu wählen. Indem sie dieses thun, verfallen sie nicht in Widerspruch mit sich selbst und weichen nicht von ihrer unveränderlichen Orthodoxie ab. Ihnen ist erlaubt, zu glauben und zu sagen, was ihr Interesse erheischt.

Wir wollen uns nicht damit beschäftigen, alles das nachzuweisen, was Richtiges und Kindisches in diesen apokalyptischen Declamationen ist, denen nichts anderes zum Grunde liegt, als ein blinder Haß und ein Delirium eines schlechten Theologen und eines stolzen Priesters, der sich in einen Kreis ohne Ausgang verloren hat. Mathieu Lensberg, in seinem Zorn, würde nicht in vageren und unbedeutendern Ausdrücken eine demokratische Revolution voraussagen. Bemerken wir im Fond dieser überladenen Rhetorik über das Elend des Volkes nur, daß der Apostel ein Heilmittel angiebt, das nicht der Art ist, um denjenigen zu genügen, welche Angriffe gegen das Eigenthum beabsichtigen: Man muß warten und Gott bitten, daß er die Prüfung abkürzt. Die Ereignisse vom Juny und April haben uns gezeigt, wie das Volk wartet, in welchem Tone es betet und mit welchen Gesten es seine Gebete begleitet. Hoffen wir, daß diejenigen, die in Zukunft versucht seyn sollten, die Flinte in der Hand zu beten, oder hinter den Barricaden zu warten, die Meynung des Gläubigen benutzen werden, welcher zu glauben scheint, daß man, indem man sich schlägt und ins Gefängniß werfen läßt, das Elend seiner Brüder nicht erleichtert. Dieses Motiv ist es, das den Herrn de La Mennais verhindert, freudig in ihre Kerker hinabzusteigen. Dasselbe Motiv, scheint uns, würde den Gläubigen haben bestimmen können, subversive Worte, die zum Schlusse Resignation, Gebet und Hoffnung haben, im Portefeuille zu behalten. Der Christianismus hat in Frankreich mehr als dreißigtausend Priester und active Diener, die ihren Brüdern Entsagung, Gebet und Hoffnung predigen und die gut genug sind, die Wunde nicht zu reizen und aufzureißen, bevor sie ein Heilmittel dafür wissen, hinlänglich gute Christen, um sich zu enthalten, die Rache auf das Haupt des Nächsten herbeizurufen.

Solche Verirrungen würden offenbar keine Gefahr haben, wenn sie in einem theologischen Werke abgedruckt wären. Aber der Priester macht sich zum Tribun; er wendet sich an das Volk, an die Armen am Geiste, und er hat eine ganze Partei hinter sich, um sein Wort fortzupflanzen. Das Volk, welches leidet und die Ursache und das Heilmittel seines Elends nicht kennt, leiht jedem leicht das Ohr, der seinen Leidenschaften schmeichelt und ihm Hoffnung giebt. Wenn Erscheinungen dieser Art ernsthaften Menschen nur Mitleiden für denjenigen einflößen, der aus der Kirche Fenelons und Bossuets, Bridaines und Vincent Pauls hervorgegangen ist, um in das republikanische Chaos zu fallen, so muß man doch nicht minder anerkennen, daß dieser declamatorische Mysticismus eine gewisse Gewalt über die ärmeren Classen und über die kranke Einbildungskraft, wovon unser Jahrhundert überfließt, ausübt. Ueberdies suchen wir das Gegengift vergebens, welches die Gewalt diesem politischen Manichäismus entgegenstellt; und wir sehen nur ein repressives System, das ohne Zweifel nöthig, aber nur der secundaire Theil der Wirksamkeit der Regierung und der Voraussicht ist, die Frankreich von der Majorität erwartet, in welche es sein Zutrauen gesetzt hat. Man muß nicht glauben, daß, indem man sich darauf beschränkt, den Primair-Unterricht zu verbreiten, man diese antisocielle Lehre verdrängen werde, welche die Erwachsenen in ihren Werkstätten ergreift, um sie auf den Marktplatz zu führen. Man muß nicht glauben, daß man mit einem schmerzstillenden Tränkchen ein Volk regieren könne, das der moralischen Einwirkung so Unheil verbreitender Agenten unterworfen ist. Die Mährchen der Miß Harriet Martineau über Staatswirthschaft, die Oster-Eier, die Unterhaltungen des Meister Petre und selbst das treffliche Buch von Sylvio Pellico über die Pflichten sind sehr schwache Gegenmittel gegen die zerstörende Contagion, welche die Gesellschaft überschwemmt.

Reise nach Aegypten und über die zweite Katarakte des Nils nach Aethiopien ꝛc.

Von

G. A. Hoskins.

Zweiter Artikel.

(Aus der Literary Gazette.)

(Beschluß.)

Nachdem Herr H. Shendy verlassen hatte, zog er weiter nach den Ruinen von Waddy Owatatb, oder Metaurat. Auf dieser Reise, deren Zweck einzig und allein die Untersuchung von Alterthümern war, hatte er mit Ungemach und Abenteuern aller Art zu kämpfen, wie er selbst umständlicher beschreibt:

„Ich war nicht wenig überrascht, als ich in dieser Gegend mitten in dem Innern der Wüste so viele und so bedeutende Alterthümer fand.

Digitized by Google

unter ihnen ragte besonders ein großes Gebäude hervor, das mehrere Tempel, Vorhöfe, Corridors ꝛc., enthielt, und nicht allein zu Opfern und Festen, sondern auch für häusliche, Friedens- und Kriegs-Angelegenheiten bestimmt war. Ohne Zeit zu verlieren, kehrte ich sogleich in mein Zelt zurück, um meine Reise- und Zeichnenmappe zu holen, doch in demselben Augenblicke kam mein Dragoman ganz bestürzt auf mich zu, um, wie seine Eile verrieth, mir nichts Gutes zu melden. Auf dem ganzen Wege nämlich bis zu den Ruinen hin hatte sich keine menschliche Seele blicken lassen, doch in demselben Augenblick, als ich mit den Ruinen mich beschäftigte, war ein Hirte, der seine Heerde vor sich hintrieb, auf uns zugekommen und hatte meine Diener, die grade die Zelte aufschlagen wollten, gefragt, ob sie sich vor den Löwen und reißenden Thieren der Wüste nicht fürchteten, da sie Anstalten zu machen schienen, die Nacht hier in den Ruinen zu campiren. Er erzählte ihnen, daß er seine Heerde gewöhnlich in diese Gegend treibe, doch nur am hellen Tage, während die Löwen in den Gebirgshöhlen schliefen. Denn während der Nacht durchstreiften sie die ganze Ebene, und erst vor acht Tagen hätten sie in der Nähe der Gegend, wo unsere Zelte ständen, seine Heerde angefallen. Er zeigte ihnen dann auch die Stelle, wo noch mehrere Ueberreste und Knochen auf dem Boden umherlagen, und rieth uns zuletzt ohne Verzug wieder aufzubrechen, und entweder die Richtung nach dem Nil oder nach den benachbarten Bergen einzuschlagen, wo er zu Hause sey und wo wir alle in Sicherheit seyn würden. Diese Nachricht versetzte meine kleine Karavane in Angst und Schrecken, der eine bereute schon ganz von Herzen, daß er nicht zu Hause geblieben war, und der andere wünschte eben so aufrichtig augenblicklich wieder umzukehren. Genug, allen war der Muth ausgegangen bei dem Gedanken, die Nacht hier in der Nähe solcher unwillkommnen Gäste zuzubringen. Sollte ich aber Meroe mit allen seinen Alterthümern so schnell und mit Schimpf und Schande wieder verlassen? Hierzu hatte ich, aufrichtig gesagt, wenig Luft, und andererseits wollte ich auch die Hoffnung noch nicht aufgeben, hier an der Schwelle des Alterthums noch manche interessante Ausbeute zu sammeln. Am Ende blieb mir indessen kein anderer Ausweg über, entweder mußte ich wieder umkehren und mir dann selber den Vorwurf machen, den Hauptzweck meiner Reise und den Lohn aller meiner Mühe verfehlt zu haben, ohne daß wir auf diese Weise sicher gewesen wären, aller Gefahren zu entgehen, da wir doch vor Anbruch der Nacht den Nil nicht wieder erreichen konnten — im entgegengesetzten Falle aber war ich genöthigt alle erforderliche Vorsichtsmaaßregeln zu treffen, um uns gegen jeden Angriff zu schützen. Gesagt, gethan. Ich blieb wo ich war und weil ich da war, und befahl sogleich alles Holz, so viel nur aufzutreiben war, zu sammeln, und sobald die Dämmerung anbräche, es anzuzünden. Auch schickte ich meinen Dragoman und den türkischen Soldaten auf die naheliegenden Hügel um überall nachzusehen, ob irgend wo eine Spur von Löwen zu entdecken wäre. Nach Verlauf einer Stunde waren sie wieder bei uns und versicherten, daß von einem Löwen nirgends etwas zu sehen oder zu hören wäre, doch erfuhr ich später, daß mein Dragoman nicht wußte, wie die Fußstapfen eines Löwen aussähen, und daß der türkische Soldat absichtlich die Wahrheit verheimlicht habe, denn grade in demselben Augenblicke, als ich mit meinen Begleitern sprach und sie zu beruhigen suchte, bemerkte ich in meinem eigenen Zelte die Fußstapfen eines Löwen: ich scharrte sogleich mit dem Fuße darüber und sagte kein Wort davon. In den Ruinen ließ sich übrigens nichts Verdächtiges blicken, doch braucht hier nur der leiseste Wind sich zu erheben, und alle Spuren sind in dem losen Sande der Wüste wieder verwischt. Heute Abend habe ich mehrere Wachtposten ausgestellt und selbst fünf Stunden lang gewacht. Meine Begleiter haben sich nach ihrer Gewohnheit auf dem Boden gelagert und sind so vorsichtig gewesen sich hinter den Kameelen förmlich zu verschanzen. Sie liegen jetzt alle im festen Schlafe und lassen sich von der Gefahr ihrer Lage nichts träumen. Der Haberr hat den Zügel seines Kameels um sein Bein gebunden, wahrscheinlich damit dies Thier, welches gewöhnlich unruhig wird, wenn ein Löwe in der Nähe ist, ihn wecke und zugleich ohne seinen Herrn nicht entfliehen oder entkommen könne.

Den 11. März. Kaum hatte ich, während meine Begleiter Wache hielten, die Augen zugedrückt, als ich plötzlich wieder aufgeweckt wurde. Unser türkischer Soldat hatte in der Nähe meines Zeltes zwei Löwen gesehen und sogleich Feuer gegeben, um sie wieder zu verscheuchen. Ich befahl nun, die Zahl unserer Wachtfeuer zu verdoppeln: bald darauf kam auch der Hirte, der uns abgerathen hatte hier zu bleiben, wieder zu uns und bat um Schutz. Auch er hatte, wie er uns erzählte, in der Ebene, die vom Monde erhellt war, zwei Löwen gesehen, die hinter ihm her gewesen wären. In Begleitung des türkischen Soldaten ging ich hierauf zum Recognoseiren eine Strecke weit in die Ebene hinaus, und bald hörten wir die Löwen brüllen, die uns schon ziemlich nahe waren. Das Brüllen wurde immer lauter und drang sogar bis in mein Zelt, doch schlief ich bald wieder ein, denn die Anstrengungen des Tages, das lange Wachen und die übermäßige Hitze trugen das Ihrige dazu bei, daß ich bald wieder dem Schlafe in die Arme sank. Gestern war es für diese Jahreszeit ungewöhnlich heiß, das Thermometer zeigte im Schatten (in der Nähe des Tempels) nicht weniger als 110°, während der wärmste Grad bisher nicht über 90 — 100° gewesen war. Den übrigen Theil der Nacht konnte ich nun ungestört schlafen. Heute Morgen fand es sich denn auch, daß nicht weniger als vier Löwen uns besucht hatten. Ueberall standen die Fußstapfen noch ganz frisch in dem lockern Sande. Sie waren wohl nur durch das hellodernde Feuer wieder verscheucht worden. An den Spuren konnte man ganz deutlich erkennen, daß es zwei Löwen und zwei Löwinnen gewesen waren: von den beiden Löwen muß der eine sehr groß gewesen seyn, die beiden Löwinnen waren bei weitem kleiner. . . . . Die Araber wissen gar seltsame Geschichten von der Großmuth des Löwen zu erzählen. So vernahm ich aus dem Munde mehrerer Landleute folgenden Vorfall, der sich wirklich zugetragen haben soll, doch muß ich bekennen, daß er wie fast alle arabische Erzählungen einem Mährchen gar nicht unähnlich sieht, wenn auch abgesehen von allem Fabelhaften etwas Wahres zu Grunde liegen mag. Sie erzählten mir nämlich, daß der Löwe, wenn er einem Landmanne eine Kuh raubt, diesem ganz gutwillig erlaubt, eine verhältnißmäßige Portion davon in Empfang zu nehmen, besonders wenn der Eigenthümer ohne Furcht darum bittet und zwar im Namen seiner Mutter, seiner Frau oder seiner ganzen Familie."

Ueber die dortigen Ruinen berichtet Herr H. Folgendes:

„Zu welchem Zwecke dieses außerordentlich große Gebäude eigentlich gedient hat, das würde auch dann wohl noch zweifelhaft bleiben, wenn selbst alle Mauern noch vollkommen erhalten wären, aber keine Inschrift sich vorfände, die uns den Schlüssel zum genauern Verständniß verschaffte. Der Anblick ist übrigens höchst imposant, so wie der Umfang des Ganzen sehr bedeutend: auf jeden Fall ist es das merkwürdigste und räthselhafteste Monument, das ich bisher in Aethiopien gesehen habe, und aus diesem Grunde will ich es auch versuchen, es genauer zu beschreiben. Es besteht aus mehreren Kammern, Vorhöfen, Corridors, Tempeln u. s. w., rings herum zieht sich eine Mauer, in Form eines Parallelogram, von 660 — 670 Fuß; genau berechnet beträgt der ganze Umfang 2854 Fuß."

. . . . . „In gerader Linie liegt es von dem Flusse ungefähr eine Tagereise von sechs Stunden entfernt, also fast 16 bis 18 Meilen. Als wir uns den Ruinen ungefähr bis auf eine Viertelmeile genähert hatten, traf ich auf vier große Felsensteine, worauf sich indessen keine Spur fand, aus der man hätte schließen können, daß sie etwa zu einem Aquäduct gehört hatten, und eben so wenig war hier irgend etwas von einem Brun-

Digitized by Google

nen zu sehen, obschon Beides hier gewesen seyn mag, ehe der Sand der Wüste Alles zudeckte. Von einem Aquäduct zwischen dem Flusse und dem Gebäude konnten wir gleichfalls nichts mehr entdecken, wahrscheinlich suchten die Bewohner des Gebäudes sich durch Cisternen den nöthigen Wasservorrath zu verschaffen, so wie es auch noch heutigen Tages in Metammah und den vom Flusse entfernter liegenden Dörfern der Fall ist. Diente dies Gebäude zu einem Aufenthalte während der heißen Jahreszeit, so wurde gewiß auch das Regenwasser in Cisternen und den heiligen Seen aufbewahrt, doch pflegt es hier nicht alljährlich zu regnen, und deshalb konnte auch das Regenwasser für den Bedarf nicht immer ausreichend seyn. Sicher verstanden die Bewohner, die ein solches Gebäude errichteten, auch einen Brunnen anzulegen, doch war dies nach der Farbe des Bodens, dem Aussehen der Bäume und der naheliegenden Berge zu schließen, jedenfalls ein sehr mühsames Unternehmen. Caillaud hielt dies Gebäude für die Residenz eines Priester-Collegiums, Hofrath Heeren in Göttingen erkannte darin das berühmte Ammonium: ich glaube hier einer eigenen Meynung folgen zu müssen."

Wir übergehen hier die einzelnen Details dieser Untersuchung, die in einem eigenen Excurse dort weiter ausgeführt ist. Herr H. fährt hernach fort:

„Die Alterthümer der Insel Meroe sind, wie wir gezeigt haben, nicht die einzigen Monumente, welche den Reisenden für seine Beschwerden und Anstrengungen entschädigen. Die Umgegend und Lage von Gibel el Birkel selber mit allen seinen imposanten, pitoresken und merkwürdigen Monumenten, die Pyramiden von Nouri, die kolossalen Statuen von Argo und die Tempel von Solib und Semneh sind alle ohne Ausnahme von hohem Interesse, und abgesehen von diesen Alterthümern findet sich der Reisende außerdem noch durch die Sitten und Gebräuche einer Bevölkerung angezogen, die sich den Eroberern des Landes noch nicht assimilirt hat."

Ueber die Inschriften, welche sich in dem Portikus von Meroe finden und hier abgedruckt sind, bemerkt Herr H. Folgendes:

„Mehrere Gelehrte haben mich wiederholt aufgefordert, die Sammlung von Inschriften, die ich hier an Ort und Stelle copirt habe, vollständig abdrucken zu lassen und Signor Rosellini erklärte sogar, daß er im Besitze dieser Sammlung sein Reisewerk noch um einen Band vermehren würde. Wie ich hoffe, wird dieser geistreiche Gelehrte sein Versprechen bald erfüllen und zugleich verzeihen, wenn ich mich hier darauf berufe, um mich selber zu entschuldigen, daß ich von den Inschriften keine Erklärung hinzugefügt habe: ein solcher Versuch von meiner Seite würde dem Gelehrten gewiß nicht genügen und das größere Publicum, wie ich befürchten muß, ermüden."

„Das gewöhnliche Getränk der Berbern ist unter dem Namen Bouza bekannt, eine Art Bier, welches aus Dourah bereitet, in Gefäßen gebraut und zwei oder drei Tage später, wenn es in Gährung übergeht, angezapft wird. Man kann sehr viel davon trinken, ohne berauscht zu werden; gewöhnlich trinken sie auch mehrere Krüge von diesem Bouza auf einmal aus, und einer der Landleute, der mir näher bekannt war, gab mir einmal sein herzliches Bedauern darüber zu erkennen, daß der Prophet ihnen im Paradiese nur Bäche von Milch versprochen habe und keinen Bouza. Auch giebt es dort Meresi und Bulbul, zwei feinere Sorten dieses Getränkes, und überdies noch einen sehr starken aber übelschmeckenden Branntwein (eine Art Arrak), so wie auch einen schlechten Liqueur, den sie Wein nennen: beide sind ein Extract aus Datteln. Die Berbern sind gegen Fremde sehr zuvorkommend und freundlich, doch scheint ihre Freundlichkeit eben nicht ganz herzlich und ehrlich gemeynt zu seyn; weit und breit sind sie als die ärgsten Diebe bekannt."

* * *

„Die Araber und noch mehr die Berbern scheuen vor Allem jede körperliche und geistige Anstrengung und Thätigkeit. So können sie oft stundenlang bei einander unter einem Baume sitzen, mit halboffenen seligen Augen, schläfrig und träumerisch und rückwärts gelehnt, ohne ein Wort zu sprechen, oder sich auf irgend eine Weise zu beschäftigen. Mitunter rauchen sie wohl einmal, doch scheinen sie dann selbst nicht mehr zu wissen, daß sie eine Pfeife im Munde haben. Geistige und körperliche Unthätigkeit, ewiges Faullenzen, oder was anständiger klingt, das dolce far niente der Italiener, das scheint ihr Element zu seyn und die größte Glückseligkeit, welche sie sich nur denken können. Armirt mit einem unerschöpflichen Vorrathe von dickhäutiger Apathie — die vielleicht wohlthuender, wenn auch weniger spirituell ist, als Europa's Philosophie-Systeme — ergeben sie sich in ihr Schicksal mit der größten Gleichgültigkeit, und während ein Europäer vielleicht den Verstand darüber verlieren würde, lassen sie sich nicht im Geringsten stören oder aus ihrem Geleise bringen." Mactub min Allah! So steht es geschrieben! So hat Gott es gewollt, bei Gott ist Alles möglich! rufen sie mit stoischer Gelassenheit aus, und anstatt lange über ihr Unglück nachzusinnen, wissen sie sich immer wieder in die Umstände zu fügen. So dämmern sie fort, immer sorgenlos, immer ohne Schmerz und Leid — auch ohne Freude und Lust.

— A. —

Toilette der Bewohnerinnen der Sandwich-Inseln.

(L.)

Die Frauen der Sandwich-Inseln sind schön und gut gebaut. Ihre Kleidung besteht in einem Stücke von im Lande gefertigtem Stoffe, 9 englische Fuß lang und 3 breit, welches mehr als zehnmal um den Gürtel reicht und bis auf die halbe Wade herabgeht. Der Theil des Stoffes, der über den andern herabfällt, Paon genannt, gleicht dem gedruckten Calicot, durch die recht angenehme Art, wie er gemalt ist. Andere Stücke von ungefähr 9 Fuß ins Gevierte, weiß, schwarz oder von andern Farben, machen das obere Kleidungsstück der Sandwich-Insel-Bewohnerinnen aus; an ihrem Halse hängt eine Pfeife und ein kleiner Spiegel: ohne diese beiden Gegenstände halten sie sich nicht für vollständig gekleidet. Sie haben auch einen Haken von Elfenbein oder Knochen, Palava genannt, der mit den Haarflechten ihrer Liebhaber um den Hals getragen wird. Einige tragen ihre Haare lang und hinten gebunden, andere schneiden sie kurz ab oder schlagen sie auf der Stirn in die Höhe und machen sie durch Kalk ganz weiß; sie gleichen dann einer Mütze durch die Art, wie sie vertheilt und arrangirt sind. Sie lieben die weißen Mannshemden sehr und die Tücher von schwarzer Seide, die ihnen auch sehr gut stehen.

Die Männer ziehen sich durch die Beine und um die Hüften ein Stück Stoff, 9 Fuß lang und einen breit; wie die Frauen haben sie noch ein zweites, was sie über die Schultern werfen. Bei gewissen Gelegenheiten tragen die Häuptlinge einen schönen Mantel von Federn und auf dem Kopfe eine Art von Helm von demselben Stoffe; dieser Putz giebt ihnen ein ausgezeichnetes Ansehen. Sehr schöne Matten mit Frangen, nicht ohne Geschmack gemalt, bedecken sie, wenn das Wetter zu feucht ist.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1097. Hamburg. Sonnabend, den 19. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Fortsetzung.) . . Seite 889
Der Maire von Galloway. Eine irländische Tradition. . . . „ 891
Die Jakuten, ein nah am Eismeer wohnendes sibirisches Volk. „ 893
Ueber die Sclaven-Emancipation. . . . . „ 894
Der Excentrische. Von Friedrich Clemens. . . . . „ 895
Er kehrt zurück. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. . . . „ 896

Meine Reise nach Brundusium.

Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris.

(Fortsetzung.)

(R.)

Es befanden sich am Ufer des Meeres oder in dem Meere noch mehrere unserer Zeitgenossen, die sich in der Wissenschaft oder in den Künsten einen Namen gemacht haben. Da war der Herr J. J. Ampere, Sohn des gelehrten Herrn Ampere, der gelehrter ist als es der Herr Cuvier war, d. h. zu gelehrt; Herr J. J. Ampere, einer der glühendsten Verehrer des Herrn von Chateaubriands und seines Geistes; ferner der junge Mann, der von ganz Paris als ein Redner anerkannt worden ist, der Herr Abbé La Cordaire; man braucht nur zu sehen wie verwegen er sich ins Meer wirft, um gleich den kühnen und leidenschaftlichen Jünger des Herrn von La Mennais in ihm zu erkennen, obgleich der Abbé La Cordaire seitdem die Ansicht gewonnen hat, daß er von seines Meisters Lehren abgewichen sey. Man habe Acht, es wird nicht lange währen, vollends dann nicht, wenn das Gesetz wider die Presse angenommen werden sollte, und die ganze Rede- und Gedankenfreiheit wird mit vollem Rechte im Besitz von drei oder vier der jungen christlichen Redner seyn, die mit so vieler Freiheit und Energie von der Kanzel herab zu den Völkern sprechen. Es dürfte sehr schwer halten, daß die Censur, diese Schande der constitutionellen Staaten, an einen Mann kommen könnte, der so mitten in einer Kathedrale mit lauter Stimme zu Tausenden versammelter Menschen spricht. Und seit die junge Kirche, wider ihren Willen und vielleicht ohne es zu wissen, in die Fußstapfen des Herrn von La Mennais getreten ist und die republikanischen Lehren mit dem Evangelium vermischt hat, hat dies christliche Wort vollends ein großes Uebergewicht über den Geist der Völker gewinnen müssen. Der Herr Abbé La Cordaire ist unstreitig der erste unter diesen jungen Rednern, dessen Wort nach dem schönen Ausdruck des Herrn von Saurin auf die Gemüther einwirken muß wie in Korngarben geschleuderte Feuerbrände! Man nehme nun noch hinzu, daß bei diesen jungen Eloquenzen alle Arten von Muth, alle Arten von Hingebung für die eigne Sache, die tiefste innere Ueberzeugung anzutreffen ist, und daß, wenn es in Frankreich irgend jemand giebt, der für seine Sache das Leben lassen, für die Vertheidigung der Wahrheit, die er lehrt, Alles ertragen und sich willig zum Märtyrer hergeben möchte, es das kleine Ding von Abbé ist, das man da so dünn, so abgemattet, so angegriffen von der Arbeit, so gut, so schüchtern, so naiv und so sanft auftreten sieht.

Ich darf auch eines Mannes, groß an Geist und Verstand, nicht vergessen, der sehr gut über Plato und über Jagdhunde zu sprechen wußte, ein Spötter im Herzen, aber doch gut dabei, dessen Name und Beschäftigung schwer anzugeben gewesen wäre, indem er tausenderlei einander entgegengesetzte Dinge kannte, der ein Lieblingsschüler des Herrn La Romiguiere war — Herr Valette, Professor der Philosophie der Sorbonne, wie ich dies später in Erfahrung gebracht habe.

Endlich sah ich noch, am Tage vor meiner Abreise, einen Mann am Gestade stehen, der zähneklappernd in das Meer schaute. Er hatte das Ansehen des unglücklichsten Menschen von der Welt und es jammerte einem sein Anblick. Es war als wenn er bei der Betrachtung des Meeres sagen wollte: „Ich soll mich also in diesen so kalten und so salzigen Abgrund stürzen?" Und dieser unglückliche, dieser bejammernswürdige Mensch war der Verfasser von Robert dem Teufel, es war Meyerbeer, der sich den Händen der Herren Veron und Duponchel entwunden hatte, um — ein sonderbares Mittel gegen die beunruhigendste, die bedenklichste und die traurigste aller Krankheiten, die Krankheit, die man nicht hat — zitternd und bebend einige Seebäder zu nehmen.

Sie sehen, lieber Freund, daß Dieppe, trotz aller seiner Engländer, von ganz achtbaren Leuten bewohnt war, ungerechnet daß es dort auch mehrere der geistreichen und gefühlvollen Frauen gab, die wir im Stillen als die Mäcene der neueren Literatur anerkennen; denn man muß schon gestehen, daß unsere literarische Welt ihr Daseyn fast nur lediglich den Frauen noch verdankt. Sie sind, Gott sey Dank, mit so großer Sorgfalt auferzogen worden, daß sie jetzt in allen literarischen Dingen ganz competente Richter abgeben. Heutzutage, wo die Männer nur auf die Welt kommen, um vor allem in der Politik eine Bedeutung zu haben, sind es die Frauen, die sich statt ihrer mit den schönen Wissenschaften und Künsten beschäftigen. Die Frauen lesen und beurtheilen die Bücher, die Frauen gebieten über den literarischen Ruf, die Frauen vertheidigen die literarischen Werke gegen die Angriffe der Männer. Der König der literarischen Welt ist gegenwärtig eine Frau. Wenn Sie mit Frederic Soulié eher als ich zusammentreffen sollten, — denn ich glaube er steckt auch irgendwo im Meere — so sagen Sie ihm, daß ich am Ufer von Dieppe in einer reichen Portechaise aus Ludwigs XIV. Zeiten eine vornehme Dame, die einen schönen geschichtlichen Namen aus eben jener Zeit führt, beim Lesen des letzten Werkes des Verfassers vom Vicomte de Beziers, dem Staatsrathe, habe weinen sehen. Ich versichere Ihnen,

Digitized by Google

daß der schönen Leserin beim Lesen dieser rührenden, an Leidenschaft, Interesse und lieblichen Einzelnheiten so reichen, Geschichte die Thränen in den Augen ständen; und es will wahrlich etwas sagen, sie zum Weinen zu bringen, da sie schon so leidend und so traurig, auch an schmerzliche Gemüthsbewegungen jeder Art gewöhnt ist. Aber haben Sie denn auch den Staatsrath wohl gelesen?

So viel von dem Personal der Seebäder — doch muß ich den Doctor Gaudet noch hinzufügen, dessen ich gegen Sie schon erwähnt habe, und welches der beste unter den jungen Aerzten ist; so auch mehrere junge Leute, welche die Phantasie, diese Königin der Großen und der Künstler, hergeführt hatte, als: Herrn Fiers, einen vortrefflichen Landschaftsmaler; den jungen, fleißigen und großen Coloristen Cabat, der bald nicht mehr Seinesgleichen haben wird; und den norwegischen Musiker, den Sie in der Oper gehört haben und der sich Ole B. Bull nennt. Es ist dieses ein bewundernswürdiger Künstler, der, nach so vielen großen Meistern, noch eine neue Weise, sein Instrument zu behandeln, erfunden hat. Seine Violine allein repräsentirt ein ganzes Orchester: sie singt, sie weint, sie phantasirt, sie ist ausgelassen muthwillig und wieder traurig zum Tode. Dieser Norweger, 25 Jahre alt, hat ein Concert gegeben, bei welchem sich kein einziger Engländer blicken ließ: wir haben ihn also ganz in unserm eignen Kreise gehört und ein aufrichtiger wohlverdienter Applaus hat ihn für die Nichtbeachtung der Badenden und für die mehr als barbarische Begleitung der philharmonischen Gesellschaft des Ortes trösten müssen.

Was könnte ich Ihnen von den Umgebungen der Stadt, die Sie besser kennen als ich, wohl Neues sagen? Welch schöne Landschaften! welch tiefe Thäler! welch bläuet und heiterer Himmel! Ich habe Warengeville besucht und die merkwürdigen kleinen und versteckten, normännischen Fußsteige bewundert. Wir suchten das herrschaftliche Gebäude von Ango und standen plötzlich vor einem reizenden kleinen Hause aus Quadersteinen, das augenscheinlich ein Haus der Wiedergeburt ist. Es ist nicht möglich, sich eine Vorstellung von der Ruhe und dem Frieden zu machen, welche in diesen Räumen herrscht. Das Haus liegt höchst anmuthig mitten in einem Lustwäldchen kräftiger Bäume; der kleine Garten, der es umgiebt, war voller Blumen, Blumen die aufblühten und Blumen die hinwelkten, denn sie, die sie gepflanzt, hatte vergessen sie zu pflücken. Das ganze Haus hatte ein Ansehen der Einfachheit und der Eleganz, daß man seine Freude daran haben mußte, auch brach ein jeder der neuen Ankömmlinge beim Anblick des Herrenhauses von Ango in Aeußerungen freudigen Staunens aus. Sie können sich es schon denken, wie die Bemerkungen darüber ausfielen. Da war auch nicht eins der kleinen Fenster, an welchem man nicht König Franz I. in Person erscheinen zu sehen erwartete. Um die Wette erzählte, wer sie wußte und selbst wer sie nicht wußte, die Geschichte des Kaufmannes, der im sechszehnten Jahrhundert fast eben eine solche politische Rolle gespielt hat wie Herr Laffitte zu unserer Zeit, und der auch, eben so wie dieser, sein Haus und seine Möbeln versteigern sehen mußte, nachdem er die Gewalt in den Händen gehabt hatte. Ich weiß nicht, wie lange diese Abhandlungen noch gewährt haben möchten, wenn nicht leider eine alte Magd aus dem Hause getreten wäre, der ein Hund, eben so alt wie sie, folgte. Beide wunderten sich nicht wenig, uns das Haus so scharf betrachten zu sehen, in welchem sie beide geboren worden waren. Inzwischen bellte der Hund nicht und die gute Person belehrte uns, ohne unserer zu spotten, daß dies nicht das herrschaftliche Gebäude von Ango, sondern das Haus einer armen Wittwe sey, die vor kaum einem Jahre ihre einzige, siebenzehnjährige Tochter verloren habe; daß dies Haus nichts Merkwürdiges enthalte; denn eine Mutter, die ihr Kind beweine, sey doch wohl etwas ganz Gewöhnliches; aber das Herrenhaus Ango liege da unten, hinter den großen Bäumen, und wir dürften, um dahin zu gelangen, nur den Fußsteig gehen, den wir da vor uns sähen.

Sie werden sich erinnern, daß unser Freund Roger von Beauvoir, der eben so wie er schreibt, zeichnet, mit dem harmlosen und keinen Neid verrathenden Lächeln, das ihm so wohl steht, mir von dem Herrenhause Ango eine feurige Zeichnung mitgebracht hatte, in welcher dasselbe als die prachtvollste und besterhaltene Ruine dargestellt worden war. Da fehlte nichts, weder die Festons, noch die Stäbchen, noch die in Stein ausgehauenen Wäpperschilder: nun traue man noch den Zeichnungen seiner Freunde! Dies alte verfallene Schloß hat nur noch sechs Fenster, die wie in Stein ausgehauen aussehen und anderswo von ziemlichem Effect seyn könnten. Die Wendeltreppe könnte, wenn sie nach Paris zu schaffen wäre, dort vortrefflich als eine Geheimtreppe dienen. Was den großen Saal betrifft, den man muthmaßlich zu den Festen gebraucht hat, so war er mit dem köstlichsten goldnen Waizen und mit dem besten Hafer, der sich denken läßt, beschüttet. Ich weiß nicht, ob zu Ihrer Zeit die beiden Kamine dieses Saales auch schon so zertrümmert waren, wie sie es jetzt sind, so daß nichts mehr davon zu sehen ist. Kurz an dem herrschaftlichen Gebäude von Warengeville giebt es nichts Schönes mehr als seine reichen Scheffel Waizen und Hafer; deßungeachtet will ich die so accurate Zeichnung Rogers von Beauvoir aufs Beste unter Rahmen und Glas setzen lassen.

Was das Klagelied betrifft, das Sie auf die vormaligen Besitzer dieses Schlosses gemacht und mit Bleistift an die Mauer geschrieben hatten, so seyn Sie auf das Schlimmste gefaßt; denn ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich es von der unedlen Kohle irgend eines kleinen Abkömmlings von Ango, der die Kühe hütet, völlig verwischt gefunden habe. Ein solches Meisterwerk, wie dieses Lied, schon ausgewischt, als es kaum auf die Mauer geschrieben worden! O Eitelkeit der Meisterwerke des Menschen! Was Sie, mein lieber Dichter, ein wenig trösten muß, das ist das Aeußere dieses Schlosses selbst, das einst den strahlendsten König von Europa aufgenommen hat und wo jetzt der geringste Gensd'arm nicht übernachten möchte. Ihr Lied ist freilich dahin, aber das Herrenhaus von Ango liegt auch in Trümmern; so mögen beide große Trümmer sich denn um so mehr mit einander trösten, als, wenn von dem alten Gebäude noch sechs Fenster erhalten sind, man auf dem Gemäuer auch noch folgenden Refrain deutlich lesen kann:

Geschaffen ward er, o!
Zum Grafen von Ango!

Und apropos dieser Ruinen, die nicht einmal mehr Ruinen sind und die dermaßen dem Etwas gleichen, wovon Tertullian sagt, daß keine Sprache mehr einen Namen dafür hätte; apropos dieses Herrenhauses, welches jetzt eine reiche Meierei der Normandie ist, nichts mehr aber auch nichts weniger, bitte ich Sie, ein für allemal genau zu bestimmen, was unter der feierlichen, nun so trivial gewordenen, Benennung Ruinen eigentlich zu verstehen ist. Kann man einige Steine, die der Zerstörung entgangen sind, ein bogenförmiges Fenster, einen Giebel aus der guten alten Zeit mit Fug und Recht als eine Ruine bezeichnen? Wie will man dann den größten Theil der Kathedralen und der alten Burgen Frankreichs betiteln? Wie das Schloß Menieres, dessen alte Steinplatten noch den Abdruck des ehernen Fußes Heinrichs IV. und des Füßchens der Gabriele aufweisen? Es ist, da die Ruinen eben Mode sind, endlich einmal Zeit, anzugeben, was eigentlich eine Ruine ist. Darauf bin ich verfallen, als ich zu Warengeville auf dem pfiffigen Gesichte eines normännischen Bauers ein höhnisches Lächeln wahrnahm, das für uns ziemlich demüthigend war. Wenn Sie, sagte dieser Mensch zu uns, sehen wollen, was hier das Merkwürdigste ist, so kommen Sie hieher; und alsobald zeigte er uns eine Dreschmaschine, welche die Arbeit von zwanzig Menschen verrichtet und das Korn vom Stroh trennt, ohne dieses zu brechen. Dieser normännische Bauer hatte Recht; diese Dreschmaschine ist wirklich das Sehenswürdigste, was Ango's

Digitized by Google

Herrenhaus aufzuweisen hat, eben weil es jetzt eine Meierei und nicht mehr ein herrschaftliches Gebäude ist.

Würden Sie das Schloß Argues auch als eine Ruine bezeichnen? Kann man einem ungeheuren, formlosen Steinhaufen, der aussieht, wie wenn ihn ein Sturmwind zusammengeweht hätte, wohl den Namen Ruine geben? Dergleichen kann man sicherlich nicht Ruinen nennen, denn ein Steinhaufen mache eben so wenig eine Ruine, als ein von Würmern zerfressener Körper einen Leichnam aus. Aber ein schönes Thal ist das von Argues! Und welch eine Lust, auf diesem niedlichen kleinen Fluß süßen Wassers zu schiffen, sanft von dem Winde, der unser Segel schwellt, (ich sollte, um eine rhetorische Figur anzubringen, unsere Segel sagen) getrieben! Wie erweitert sich allmählig der Horizont vor unsern Augen, und wenn diese Thäler auch keine Ruinen haben, so haben sie dagegen etwas, das besser ist als sie und das nicht dem Andrang der Zeit erliegt; es giebt dort Erinnerungen, Erinnerungen an Heinrich IV., dessen weißer Helmbusch noch über diesen verfallenen Mauern weht, dessen Schreiben an Crillon hier überall sicherer eingeschrieben ist als das schönste Lied von der Welt auf den Mauern von herrschaftlichen Häusern; dies Thal von Argues ist eine der schönsten Stätten der Welt; das Schloß, oder vielmehr dasjenige, was ein Schloß gewesen, beherrscht das ganze Thal, und die Aussicht von dort ist wahrhaft wundersam. Was diesem schönen Schauspiel etwas Abbruch thut, das ist der grobe Geselle, den man zum Hüter dieser Ruinen bestellt hat. Kaum ist man eingetreten, so schließt er hinter uns die Thür mit dreifachen Riegeln zu, und man ist so lange sein Gefangener, bis man ihm mit einem Franken die Person das Eintrittsgeld entrichtet hat, wie wenn man zu einem Diorama ginge. Aber das Thal von Argues ist ein Diorama, das aller Welt zugehört, und der Herr, der diesen Steinhaufen angekauft hat, ein Herr Larcheveque, sollte nicht die Reisenden überrumpeln, sondern durch einen ausgehängten Zettel anzeigen, was der zu zahlen hätte, der sein Schauspiel sehen wolle. Man würde ihm dann nicht kommen, und das Thal von Argues dennoch eben so gut sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Maire von Galloway.

Eine irländische Tradition.

(Aus dem Dublin Literary Journal.)

(2.)

Ich hatte ungefähr einen Monat in Galloway gewohnt, und da ich nichts mehr zu sehen hatte, nachdem ich den schönen Hafen gesehen, der diese Stadt zu einer der reichsten handeltreibenden von Irland macht, sein festes Schloß, seine pittoresken Küsten, von Baien und Felsen durchschnitten; die mit einer üppigen Vegetation bedeckt sind, schickte ich mich an, nach Dublin zurückzukehren, als einer meiner irländischen Freunde mich fragte, ob ich das alte Haus des Maire von Galloway, Namens Jacob Lynck, besucht hätte. Da ich nie diesen Namen nennen gehört hatte, so fragte ich, welche Celebrität sich daran knüpfe, und sprach den Wunsch aus, das Haus noch zu besuchen. Mein Freund wollte mir zum Führer dienen.

Nach tausend Umwegen und nachdem wir schöne und breite Straßen verlassen, kamen wir nach der Altstadt und traten in ein dunkles Gäßchen ein, vormals von dem Adel bewohnt, aber jetzt schmutzig, stinkend, mit schadhaftem Pflaster, dem Auge nur alte, halb zertrümmerte Häuser darbietend. Bei diesem widerlichen Anblick hatte ich große Lust umzukehren, aber mein Freund zog mich weiter fort, bis wir vor einem Hause von antiquer Form angekommen waren, das trotz seinem Alter noch ein schönes Ansehen hatte. Er machte mich aufmerksam auf einen viereckigen Stein über der hohen und abgerundeten Thür, in dessen Mitte ich einen mit dem Meißel eingehauenen Todtenkopf und über das Kreuz gelegte menschliche Gebeine unterschied. Ich bat meinen Freund, mich in die Geschichte dieses alterthümlichen Monumentes einzuweihen, und er erzählte mir, was folgt. Ich wünsche, daß der Leser das Interesse theile, das ich an dem Berichte dieser Tradition nahm.

Es war gegen den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, als Jacob Lynck von seinen Mitbürgern zum Maire von Galloway ernannt worden war. Die großen Reichthümer, die der Neuerwählte besaß, verbunden mit der hohen Würde, die zu der Zeit lebenslänglich war, gaben ihm einen gränzenlosen Einfluß in der Stadt: er genoß so zu sagen einer souverainen Gewalt. Außerdem hatten ihm seine große Strenge, seine edle Abkunft, seine in der ganzen Stadt gerühmte Wohlthätigkeit und seine einfachen Sitten seit langer Zeit die Achtung und Ehrfurcht aller seiner Mitbürger erworben.

Sein Sohn Eduard war nicht minder als sein Vater für die Bewohner von Galloway ein Gegenstand der Bewunderung. Mit sehr feinen und graziösen Manieren und einem vortheilhaften Wuchse verband er männliche und regelmäßige Züge und eine stolze, würdevolle Haltung. Sein erprobter Muth, sein Patriotismus, seine Geschicklichkeit in allen Leibesübungen und sehr ausgebreitete, für jenes Jahrhundert ungewöhnliche Kenntnisse hatten ihm das Herz aller deren gewonnen, die ihn kannten.

Aber die glänzenden Eigenschaften Eduards wurden oft durch glühende Leidenschaften getrübt: er war zornig und aufbrausend, zum Neid und zur Rache geneigt, jedes Verdienst, welches das seinige verdunkeln konnte, war ihm ein Anstoß. Der würdige Maire, der seinen Sohn mehr als alles auf der Welt liebte, kannte dennoch alle Fehler seines Charakters, und da er das Unglück voraussah, das seiner in der Zukunft warten konnte, so bemühte er sich, seine Heftigkeit zu mäßigen und wendete wechselnd so Bitten und Liebkosungen, wie ernste Vorstellungen an. Die innige Liebe des jungen Lynk für seinen Vater, seine Ehrfurcht, seine Versicherungen, seine Reue, die so aufrichtig schien, verlöschten bald jede Spur von Kummer und Unzufriedenheit in der Seele des Maire, der gern die Fehler seines Sohnes nur als Schatten betrachtete, leichten Wölkchen gleich, die an einem schönen Tage den Glanz der Sonne auf Augenblicke verschleiern.

Die heftige Liebe, die der junge Lynck bald für Anna Blacke fühlte, die Tochter von Sir William Blacke, einem der ersten Magistrate der Stadt und alten Freunde des würdigen Maire, zerstreuten vollends alle Besorgnisse, die der aufbrausende Charakter des Sohnes noch hätte wecken können. Anna Blacke war eins der schönsten Mädchen der Stadt und überdies vereinigte sie in sich alle Eigenschaften, die das Glück eines Gatten sichern können. Sie war nicht unempfindlich gegen die Huldigungen Eduards geblieben; auch drang ihr Vater und der Vater ihres Geliebten in beide, den glücklichen Tag ihrer Vereinigung festzusetzen, der die Bande der Freundschaft zwischen beiden Familien enger knüpfen sollte, als Handelsgeschäfte von hoher Wichtigkeit den würdigen Maire nöthigten, unverzüglich nach Cadix zu reisen.

Man weiß, daß in der Epoche, die wir hier schildern, niemand sich durch kaufmännische Geschäfte etwas zu vergeben glaubte, und daß die durch ihre Würden und Reichthümer eminentesten Männer ihr Vermögen durch Ausrüstung und Versendung von Schiffen in fremde Länder zu vermehren suchten.

Nachdem Jacob Lynck seinem Sohne die Sorge und die Interessen seines Hauses vertraut hatte, gab er ihm und seiner Tochter Helene seinen Segen und reiste ab.

Digitized by Google

Die Unternehmungen des Maire hatten den glücklichsten Erfolg und zwar hauptsächlich durch einen spanischen Kaufmann, Namens Gomez, der seit langen Jahren sein getreuer Correspondent gewesen war. Gomez hatte großen Antheil an den letzten Geschäften von Jacob Lynck und man konnte sagen, daß er ihm das Glück verdankte, das ihn bei dieser Expedition begleitet hatte. Dieser spanische Kaufmann hatte einen Sohn, der, wie Eduard Lynck, der Gegenstand der Liebe und der Hoffnung der Familie und der Bewunderung seiner Landsleute war, aber ein frappanter Contrast sprach sich in dem Wesen wie in den äußern Zügen der beiden jungen Leute aus. In dem Gesichte Eduards lag ein Ausdruck von Adel, Kraft und Energie; das zarte Antlitz von Gonsalvo Gomez war voll Melancholie und Grazie; seine blauen, schmachtenden Augen zeugten minder von Kraft als von Zärtlichkeit und Liebe; bisweilen zeigte sich ein leichtes Lächeln auf seinen Lippen. Sein Geist war mit großen Eigenschaften begabt; er war liebenswürdig und mittheilend gegen diejenigen, die ihm Anhänglichkeit zeigten; er fühlte wenig Neigung für die rauschenden Vergnügungen der Welt und die Einsamkeit hatte für ihn einen hohen Reiz. Beachtete man die Züge und den Charakter des jungen Gonsalvo, so hätte man sagen mögen, daß er in einem nördlichen Klima geboren sey, während Eduard unter spanischem Himmel das Licht erblickt zu haben schien.

Dankbar für die Dienste, die ihm sein Freund erwiesen, und die glücklichen Eigenschaften anerkennend, womit die Natur seinen Sohn ausgestattet, machte Jacob Lynck Gomez den Vorschlag, Gonsalv mit seiner Tochter Helena zu verheirathen. Der spanische Kaufmann, geschmeichelt von dem Anerbieten, ging gern und eifrig in diese ausgezeichnete Verbindung ein; und nachdem der würdige Maire seine Geschäfte zu Cadix beendigt hatte und ihn nichts mehr in dieser Stadt zurückhielt, so bereitete sich Gonsalv, ihn nach Galloway zu begleiten, um die Zustimmung Helena's zu erhalten und sie nach seiner Vaterstadt zu führen.

Gonsalv war kaum 19 Jahre alt und sein romantischer Geist stellte sich im Voraus alle die Freuden vor, die ihn in Irland erwarteten, wo er das Mädchen finden sollte, das zu seiner Lebens-Gefährtin bestimmt war. Diese lieblichen Bilder, die die reiche Einbildungskraft des schönen Spaniers sich schuf, versprachen ihm ein bezauberndes Glück, das seine zärtliche und kindliche Seele mit dem in seinem Alter natürlichen Enthusiasmus umfaßte.

Die Liebe des alten Lynck für den, der sein zweiter Sohn werden sollte, wuchs mit jedem Tage; denn die Dauer und die Gefahren der Ueberfahrt gaben ihm Gelegenheit, den Charakter Gonsalvs vollkommen kennen zu lernen. Er freute sich, mit dem Jüngling nach Galloway zu kommen, dessen liebenswürdiger und sanfter Charakter das Glück seiner geliebten Tochter machen sollte, während er auf den Stolz und die Heftigkeit Eduards ermäßigend und bessernd einwirken würde.

Wir wollen nicht versuchen, die Freude dieser glücklichen Familie zu schildern und das Erstaunen, das Eduard und Helena beim Anblicke des Fremden empfanden; denn ihr Vater hatte ihnen seine Plane nicht mittheilen können. Die Hoffnungen, die der würdige Alte gefaßt hatte, schienen sich im vollsten Umfange verwirklichen zu müssen: Helena, gerührt durch das graziöse Aeußere Gonsalvs, hatte erklärt, daß sie dem Willen ihres Vaters gehorchen werde; und Eduard, bezaubert, einen neuen Freund zu besitzen, der so liebenswürdig und sanft war, verhehlte seine Freude nicht; bald schlossen sie selbst die wärmste Freundschaft.

Aber dieses Glück, diese Harmonie, die im Hause herrschte, war leider! nicht von langer Dauer. Helena hatte die Liebe Gonsalvs gekrönt; dieser dachte, seitdem er ihr Gatte war, nicht mehr daran, Galloway zu verlassen, wo er der Abgott Aller war. Sein Loos konnte also nicht glücklicher seyn. Eduard aber bemerkte bald, daß sein Schwager ihm den größten Theil der Popularität geraubt hatte, die er vor seiner Ankunft ausschließlich besessen; damit verschwand sogleich sein Glück und an die Stelle seiner Neigung für seinen Schwager trat die bitterste Eifersucht. Um das Unglück zu vollenden, schien ihm Anna, die er schon als seine Verlobte betrachtete, mit jedem Tage seit der Ankunft Gonsalvs gleichgültiger gegen ihn zu werden. Bald konnte er nicht mehr an seinem Unglück zweifeln, denn er entdeckte mit Schrecken, daß die ausdrucksvollen Blicke des jungen Mädchens mit der lebhaftesten Aufmerksamkeit an den schönen Zügen des Fremden hingen; eine plötzliche Röthe färbte dann ihre Wangen, welcher augenblicklich eine Todtenblässe folgte. Es war ihm unmöglich, zu zweifeln; es war in ihr eine völlige Veränderung vorgegangen. Dies Mädchen, bisher von einer so sanften, gleichen Stimmung, war jetzt launenhaft, phantastisch. Ohne Unterlaß geplagt von einem unseligen Gedanken, war sie in tiefe Traurigkeit versunken. Es war nicht schwer zu errathen, daß eine tiefe Leidenschaft die Ursache dieser Veränderung war; und welcher andere, als der schöne Fremde hätte das Herz des jungen Mädchens einnehmen können?

Von diesem Augenblicke an folgte ein tiefer Haß seiner Liebe. Es war jetzt sein Vergnügen das Mädchen zu quälen, das er so sehr geliebt hatte; er überhäufte sie mit den bittersten Vorwürfen und mit unbarmherziger Verachtung und sie, zitternd vor Furcht und Schaam, ihr schreckliches Geheimniß entdeckt zu sehen, vergoß Ströme von Thränen, welche die grausame Angst dessen zu mildern schienen, der sie ihr erpreßte. Als aber Eduard in den Augen des Fremden erspähte, daß er gegenseitig von Liebe für Anna entbrannt sey, als er sich überzeugte, daß seine Schwester so zu sagen verlassen, er selbst unwürdig verrathen war, da stieg seine Leidenschaft auf den höchsten Grad der Erbitterung: es wurde jetzt Wahnsinn, Wuth; alle seine Handlungen wurden nur von der Eifersucht dictirt, welche sein ganzes Wesen beherrschte und der einzige Gedanke, der ihn von nun an beschäftigte, war — Rache. Der Schimpf, der ihn niederdrückte, sollte in Blut abgewaschen werden.

Als eine Nacht Eduard, rastlos umhergetrieben von seiner schrecklichen Eifersucht, um Anna's Wohnung herumschlich, gewahrte er am Ende der Straße Gonsalv, in seinen Mantel gehüllt und bemüht, sein Gesicht darin zu verbergen. Er trat bei Seite und sah nun seinen Nebenbuhler nach einer Thür schlüpfen, die zu der Wohnung des jungen Mädchens führte. Auf ein leises Klopfen öffnete sie sich. Die schreckliche Wahrheit lag jetzt am Tage. Eine wahnsinnige Wuth bemächtigt sich seiner: mit zornentglühten Blicken stürzt er sich, den Degen in der Hand, auf Gonsalv und durchbohrt ihm das Herz, ohne ein Wort auszusprechen. Gonsalv stürzt leblos zu seinen Füßen nieder; aber seine Rache, ist noch nicht gestillt. In dem Paroxismus seiner Leidenschaft durchbohrt er noch mit hundert Stichen den schönen Kopf, der ihm sein Glück und das Herz des Weibes geraubt hatte, die er mit ganzer Seele liebte. Der Mond, der diese Schreckens-Scene beleuchtete, zeigt ihm den Leichnam seines Freundes im Blute und zerstreut den furchtbaren Fiebertraum, der seine Vernunft betäubt. Nun mißt er den ganzen Umfang des Verbrechens, womit sich sein Arm befleckt hat; seine Hände sind in Blut getaucht: jetzt ist es zu spät, alles ist vollbracht. Geleitet ohne Zweifel von dem Instinct der Erhaltung, der selbst den stärksten Menschen niemals verläßt, entflieht er dem schrecklichen Schauspiel und verbirgt sich in dem Dickigt des benachbarten Waldes. Er glich einem Wahnsinnigen: Schrecken, Verzweiflung, Liebe, Reue — alles vereinigte sich, um den Unglücklichen zu vernichten.

Man kann sich einen Begriff von der Indignation machen, welche die Einwohner von Galloway ergriff, als der anbrechende Tag ihnen das Verbrechen enthüllte, wovon der schöne Fremde das Opfer gewesen war. Neben dem verstümmelten Leichnam des jungen Spaniers fand man einen Dolch und einige Schritte weiter eine Mütze, mit einem Brillant und einem Federbusch verziert. Man erkannte darin sogleich die Mütze Eduards

Digitized by Google

und dachte, daß er, so wie sein Freund, das Opfer einer geheimnißvollen Rache gewesen sey. Dieses Gerücht, das sich alsobald in der Stadt verbreitete, mehrte nur den Schmerz des Maire und seiner zahlreichen Freunde.

Da es wahrscheinlich war, daß sich der Mörder in den Wald geflüchtet hätte, stürzte sich die Menge, von einer Wuth ohne Beispiel aufgeregt, auf allen Wegen dahin, und man durchsuchte alles, um den Schuldigen zu finden. Der Maire, ohne sich von der Verzweiflung entmannen zu lassen, stellte sich an ihre Spitze mit der Erklärung, daß nichts den Schuldigen der Strenge der Gesetze entziehen könne, müßte er auch selbst die Sentenz vollstrecken.

Das Suchen dauerte lange; alle Forschungen waren unnütz gewesen und man war im Begriffe, sich zurückzuziehen, als man Eduard am Fuße eines Baumes ohnmächtig fand, aber ohne daß er im mindesten verwundet schien. Die größte Freude erglänzte auf allen Gesichtern und der alte Lynck, der seine Freude nicht mäßigen konnte, warf sich seinem Sohne zu Füßen und überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen, begierig erwartend, daß sein Blick endlich auf ihn fallen würde. Aber welches Schrecken erfaßte die Anwesenden, welche Verzweiflung durchdrang das Herz des unglücklichen Vaters, als Eduard, so wie er die Augen geöffnet, erklärte, daß er es sey, der Gonsalv ermordet und unverzüglich die Strafe seines Verbrechens forderte!

Eduard wurde zu seinem Vater geführt. Die Menge folgte mit gesenktem Haupte und in dem tiefsten Schweigen; die Frauen hatten die Augen voll Thränen. Inzwischen versammelte sich der hohe Gerichtshof unmittelbar und der junge Lynck wurde, nachdem er sein Verbrechen von Neuem gestanden, noch an dem nämlichen Tage, nach der expeditiven Gewohnheit jenes Zeitalters, verurtheilt, enthauptet zu werden, und zwar durch die Stimme seines unglücklichen Vaters, der Vorsitzender im Gerichte war.

Als inzwischen das Volk diese Verurtheilung Eduards erfuhr, dem es, trotz seines Verbrechens, noch immer liebend anhing, sammelte es sich in den Straßen und auf dem Marktplatz und verlangte mit großem Geschrei, daß der Gefangene in Freiheit gesetzt werde, und drohte mit dem Aeußersten, wenn man ihm nur ein Haar auf seinem Haupte krümme. Ja was mehr noch war, die Truppen, auf die man rechnete, um den Pöbel zu zügeln und die Vollstreckung des Gesetzes zu sichern, mischten sich unter die Menge, welche Anstalten machte, das Haus des Maire zu belagern, um sich des Verurtheilten zu bemächtigen und ihn vor der Strenge des Gesetzes in Sicherheit zu bringen.

Der würdige Maire, dessen Stoicismus allen Glauben übersteigt, wollte die Vollstreckung des Gesetzes aufrecht erhalten, wie schrecklich sie auch für sein gebrochenes Herz war. Er trat in das Zimmer, das seinem Sohne zum Gefängniß diente, und als sich dieser, jetzt der Vernunft wiedergegeben und das Gräßliche seiner Lage ganz kennend, zu den Füßen des Greises warf und unter einem Strome von Thränen um seine Verzeihung flehte, von dem dem Menschen so natürlichen Wunsche, zu leben, getrieben, sagte der Vater ihm mit Festigkeit: „Nein, mein Sohn, für Dich giebt es in dieser Welt keine Verzeihung; Dein Leben gehört dem Gesetze: morgen vor der siebenten Stunde mußt Du sterben. Seit Du auf der Welt bist, ist nicht ein einziger Tag verflossen, Gott weiß es, ohne daß ich zu ihm gebetet, Dich auf dieser Erde glücklich zu machen; jetzt ist alles aus für Dich — und für mich auch, fügte er leiser hinzu. Jetzt kannst Du Deine Blicke nur noch der Ewigkeit zuwenden und Gott bitten, daß er Dir Dein großes Verbrechen verzeihe. Du könntest mit Ehren nicht mehr leben; aber ich hoffe, daß Du mit Muth und Entschlossenheit zu sterben wissen wirst und daß Dein Vater mit Dir zufrieden seyn kann."

Diese Worte, mit edlem Tone, ja mit erhabenem Heroismus ausgesprochen, gaben dem jungen Lynck die nöthige Festigkeit wieder und weckten seinen Stolz, der einen Augenblick geschwiegen hatte. Er warf sich betend auf die Kniee und erklärte, daß er bereit sey, seinem Vater in Allem zu gehorchen.

Inzwischen hatte die Menge, sammt den Truppen, unter furchtbarem Geschrei, den Block, das Beil und alles, was zur Hinrichtung herbeigeschafft und hergerichtet wurde, in tausend Stücke zerschlagen und strömte nach der Thür des Maires, um sie einzuschlagen und sich des Gefangenen zu bemächtigen. Da zeigte sich der stoische Richter an einem hohen Fenster, sein Sohn neben ihm, und richtete folgende Worte an das Volk: „Ihr wißt, daß ich Gott zum Zeugen genommen habe, daß der Mörder Gonsalvs sterben müsse, und wenn ich selbst das Amt des Scharfrichters vollziehen müßte. Meinen Schwur kann ich nicht brechen. Vernehmt von dem unglücklichsten der Väter, daß nichts auf der Welt fähig ist, den Lauf der Gerechtigkeit aufzuhalten; die zartesten Bande der Natur dürfen für sie kein Hinderniß seyn."

Kaum hatte der Greis diese Worte gesprochen, als er einen Strick, den er schon seinem Sohne um den Hals geknüpft hatte, durch einen eisernen Ring am Fenster zog und den geduldig sich hingebenden Verbrecher in einem Nu erdrosselte.

Die Menge stand erstarrt vor Entsetzen und wie vom Blitz getroffen, als sie plötzlich den jungen Lynck am Fenster seines Gefängnisses gehängt sah. Ein tiefes Schweigen begleitete die Schreckens-Scene: ergriffen von Ehrfurcht vor einer Tugend, die an die größten Beispiele des Alterthums erinnerte, verlor sich das Volk still und allmählig, die schrecklichen Qualen bedenkend und würdigend, die das Herz des unglücklichen, zweier Söhne beraubten, Vaters zerreißen mußten.

Am folgenden Tage legte der Maire seine Stelle nieder. Trotz der hohen Achtung, die ihm überall folgte und bewiesen wurde, wollte er sein unglückliches Haus nicht mehr verlassen; er lebte in tiefer Einsamkeit, verzehrt von immer wachsendem Kummer, niedergedrückt von dem Gewichte seiner bewundernswerthen Schreckensthat. Seine Tochter Helene lebte allein an seiner Seite; sie allein konnte die tiefen Furchen sehen, die der Gram vor der Zeit auf der Stirn ihres Vaters grub.

Anna Blacke ging in ein Kloster; ihre Verzweiflung machte, wie man sich denken kann, ihrem traurigen Leben bald ein Ende und als alle Glieder dieser beiden unglücklichen Familien von der Erde verschwunden waren, da grub man den Todtenkopf mit den Gebeinen in schwarzen Marmor, um das Andenken dieser schrecklichen Begebenheit zum warnenden Beispiel für die Nachwelt zu erhalten.

Die Jakuten,
ein nah am Eismeer wohnendes sibirisches Volk.

(L.)

Das bei den Russen unter dem Namen Jakuten bekannte Volk nennt sich selbst die Nation der Sokkas. Sie behauptet, in grauer Vorzeit aus Süden gekommen zu seyn. Die Russen haben ihre Existenz erst im Jahre 1620 kennen gelernt. Sie wurde von den Kosacken, die Mangazei bewohnten, entdeckt. Die Jakuten waren damals in mehrere Tribus getheilt: die Spaltungen, die unter ihnen herrschten, trugen dazu bei, sie der Herrschaft der Russen zu unterwerfen, die ihnen 1630 einen Tribut auflegten.

Die Bewohner der ersten Hütten, die man an den Ufern der Newya und längs der Lena, bis an ihre Mündung findet, leben in Armuth.

Digitized by Google

Diejenigen, welche in dem Lande leben, welches der Olhat, der Omikon und einige andere Flüsse bespülen, sind auch sehr arm. Die, welche die Ufer der Wiluge, des Alban und Oud und die Ebenen zwischen diesen Flüssen bewohnen, besitzen unermeßliche Heerden.

Bei keinem andern Volke findet man vielleicht eine so große Verschiedenheit in Wuchs und Gestalt. Die reichen Jakuten, welche in den Wüstengründen, südlich von den Gebirgen von Viekoyansky wohnen, sind im Allgemeinen 5 Fuß 10 Zoll bis zu 6 Fuß 4 Zoll groß; sie sind proportionirt, stark und thätig. Die armen Jakuten, die im Norden dieser Gebirge leben, sind alle unter Mittelgröße, indolent, ungesund; dieser traurige Zustand scheint von schlechter Nahrung, von dem kalten Klima und Mangel an Bekleidung herzurühren.

Das Eigenthum dieser Völker besteht in Pferden und Hornvieh: vormals besaßen einige von ihnen wohl zwanzigtausend Stück; jetzt hat keines mehr, als höchstens zweitausend, alle Gattungen einbegriffen.

Die Jakuten können alle andern Völker entbehren. Sie brauchen nichts als ein Messer, eine Axt, einen Kessel, einen Stahl und einen Feuerstein; wenn sie diese Dinge haben, so verschafft ihnen die wohlthätige Hand des Schöpfers die andern, deren sie bedürfen, und gewährt ihnen selbst die Mittel, benachbarten Völkern ihre Bedürfnisse zu liefern. Sie fabriziren ihre Messer und ihre Aexte aus dem Eisen, das sie aus den Bergwerken von Viluge ziehen, und diese Werkzeuge übertreffen in der Qualität die Arbeit der Russen in dieser Gattung. Sie verfertigen überhaupt alle ihre Geräthe, so wie auch ihre Kleidung und ihren Putz selbst.

Wenn sie auf die Jagd gehen oder eine Reise unternehmen, so führen sie keine andern Lebensmittel mit sich, als ein wenig Koumis, was ein aus gesäuerter Milch bereitetes Getränk ist, und überlassen alles Uebrige dem Zufall. Ist ihre Jagd nicht glücklich und können sie sich kein Fleisch verschaffen, so essen sie die zweite Rinde der Fichten, Tannen und Birken, oder Wurzeln, die sie kennen. Die Eichhörnchen sind ein sehr gutes Essen, aber ihr Fleisch hat weniger Reiz für die Jakuten, als das des Murmelthiers.

Die Jakuten glauben unter dem Einflusse böser Geister zu stehen; Gott nennen sie Tanghra, welche Eigenschaften sie ihm aber beimessen, ist wohl nicht hinlänglich ermittelt; sie erkennen aber auch noch andere Gottheiten, und namentlich die Sonne als solche, an. Sie glauben, daß in dem Feuer ein Wesen existirt, das die Macht hat, Gutes und Böses auszutheilen, und diesem Wesen bringen sie häufige Opfer. Der bösen Geister sind sehr viele; sie zählen allein sieben und zwanzig Gattungen von Luftgeistern; ihr Oberhaupt hat eine Frau und viele Kinder und der Gott des Donners ist der Diener seiner Rache. —

Die Jakuten haben keine großen Laster, selbst Diebstahl ist etwas Seltenes. Sie sind rachsüchtig, vergessen aber auch eine empfangene Wohlthat nicht.

Sie sind ihren Häuptlingen und Greisen sehr ergeben und beweisen ihnen ihre Achtung und Anhänglichkeit durch häufige Besuche und Geschenke; sie üben Gastfreiheit, wie eine religiöse Pflicht und haben die größte Aufmerksamkeit für Reisende. Sie sind wißbegierig und sehr fähig und halten viel auf guten Ruf.

Wenn sie sich versammeln, so berathen sie sich über ihre gemeinschaftlichen Interessen, wovon die Jagd eins der hauptsächlichsten ist; die Alten, umgeben von der Menge, sprechen ihre Meynung aus und diese wird immer befolgt. Einem Greise widerspricht man niemals, sondern gehorcht ihm wie einem Vater; ein junger Jakute sagt stets seine Meynung, wenn er darum gefragt wird, mit viel Bescheidenheit und Mißtrauen in sich selbst und unterwirft sie dem Urtheil derer, die älter sind als er. *)

Die Vielweiberei ist bei den Jakuten erlaubt; manche haben wohl sechs Weiber, aber die erste wird immer von den andern respectirt; sie wohnen in abgesonderten Hütten und wenn sie sich schlecht betragen, so schickt man sie ihren Aeltern zurück, welche dann verpflichtet sind, den größten Theil dessen zurückzugeben, was sie für sie empfangen haben.

Wenn ein Jakute stirbt, so kleidet man ihn in seinen besten Anzug, streckt ihn der Länge nach aus, bindet ihm die Hände am Gürtel fest und schließt ihn in einen dichten Sarg, mit einem Messer, einem Feuerstein und Stahl; man legt auch ein wenig Fleisch und Butter in den Sarg, damit der Todte auf dem Wege nach der Wohnung der Seelen nicht hungern möge.

Ein Magiker führt den Vorsitz und die Leitung bei den Leichenfeierlichkeiten, die Frauen und die Kinder begleiten den Zug bis auf eine gewisse Entfernung; das Lieblingspferd des Verstorbenen, gesattelt und gezäumt, trägt eine Axt, ein Beil, einen Kessel und einige andere Utensilien, und man führt es, so wie eine fette Stute, an den Begräbnißort. Man gräbt zwei Graben unter einem Baume: der Sarg wird in den einen versenkt, darauf tödtet man das Pferd und legt es in den andern; die Stute wird auch getödtet, gebraten und von denen gegessen, die dem Zuge gefolgt sind, ihre Haut an den Zweigen des Baumes aufgehängt, der das Grab beschattet, und man dreht den Kopf nach Westen.

Der Magiker nimmt sein Tambourin, beschwört die Dämonen, den Geist des Todten in Ruhe zu lassen, und beschließt die Feierlichkeit, indem er das Grab mit Erde füllt.

*) Da sehe man, wie weit die Jakuten in der Civilisation hinter uns zurück sind! Bei uns ist das Ei stets klüger als die Henne.

Ueber die Sclaven-Emancipation.

(Aus dem Journal de la Marine.)

(2.)

In einer ihrer letzten Abendgesellschaften theilte die Frau Herzogin von Broglie an ihre Gäste eine Flugschrift aus, die den Titel führt: Thatsachen und Aufklärungen, welche die Vortheile beweisen, welche die freie Arbeit vor der gezwungenen voraus hat. Diese Flugschrift verdankt man dem Herrn von Macaulay.

Dieser ehrenwerthe Mann, der lange Mitglied des Parlaments war, ist einer derjenigen, die am eifrigsten an der Abschaffung der Sclaverei gearbeitet haben. Er hat seine philantropische Mission nicht auf die englischen Colonieen beschränkt; sein edler Enthusiasmus hat ihn an dem Werke der Emancipation überall arbeiten lassen, wo es Sclaven giebt. Während eines Aufenthaltes von mehreren Monaten unter uns (in Frankreich) hat er mehrere Arbeiten erscheinen lassen, die zur Beleuchtung der Frage dienen können. Unter ihnen bezeichnen wir das Werk, das er dem Herzoge von Broglie gewidmet hat und das den Titel führt: Haiti, oder authentische Aufschlüsse über die Abschaffung der Sclaverei und ihre Resultate zu St. Domingo und auf Guadeloupe. Gleichfalls hat Herr Macaulay eine Broschüre geschrieben: Schilderung der Sclaverei, wie sie noch in den französischen Colonieen besteht. Diese verschiedenen Schriften sind von ihrem Verfasser der französischen Gesell-

Digitized by Google

schaft der Abschaffung der Sclaverei übergeben worden, die folgenden Brief dafür an ihn erlassen hat:

„Mein Herr! Die französische Gesellschaft, die sich die Aufhebung der Sclaverei zu ihrem Zweck gesetzt hat, wünscht, bevor Sie Paris verlassen, Ihnen ihre Dankbarkeit zu bezeugen für die Mittheilungen, die Sie ihr gemacht haben, und für den Eifer, womit Sie ihre Arbeiten unterstützen. Sie erkennt dankbar an, wie nützlich ihr die Aufschlüsse gewesen sind, die Sie ihr gegeben, und die zahlreichen Schriften, die Sie im Interesse eines Werkes verfaßt haben, welches das Werk der Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist. Möchten unsere Arbeiten durch einen baldigen Erfolg gekrönt werden! Wir werden keine Gelegenheit versäumen, das Ziel zu erreichen, das England mit einem Glücke erstrebt hat, das wir beneiden müssen.

„Empfangen Sie, mein Herr, den Ausdruck unserer Dankbarkeit und unserer hohen Achtung.

H. Passy, Vice-Präsident; A. de Laborde, Secretair."

Deutsche Literatur.

Der Excentrische.

Von

Friedrich Clemens.

Hamburg, Hoffmann und Campe, 1835.

Die Firma des Verlegers erregt schon immer ein günstiges Vorurtheil für einen noch unbekannten Schriftsteller, indem wir gewohnt sind durch Herrn Campe mit jungen Talenten befreundet zu werden, die seinen Geschmack und seine literarische Bildung und Kenntnisse rechtfertigen. Wir fanden uns aber diesmal sehr getäuscht.

Das vorliegende Buch charakterisiren wir am besten durch die eignen Worte des Verfassers:

Seite 49. „Ich will die Barbarei nicht so weit treiben, Dich, geneigter Leser, an das Sterbelager eines vergifteten Fürsten zu führen und Deine Blicke an den qualvollen Krümmungen eines scheidenden Mitmenschen zu weiden. Mag sich der Irokese an den Qualen eines gespießten Menschen letzen, es ist ein mißverstandener Geschmack goldhungriger Literatoren und Directoren, unserm Zeitgeschmack die Vorliebe für ein, mit allen Gräueln civilisirter, raffinirter Bosheit zerfetztes menschliches Gemüth aufzubürden. Mögen die Franzosen, durch alle die empörenden Schandthaten, welche mit ihren politischen Umwälzungen verknüpft waren, für die zarteren Gefühle, welche zu erregen die natürliche Aufgabe der Dichtung ist, abgestumpft seyn, mögen sie ihren Geist nur im Anblick von Blut sättigen und ihr heißes Blut nur im Blute kühlen: unsere dramatischen Seelsorger sollten barmherzig seyn und den ehrlichen Deutschen nicht mit Blut besprützen."

Von dem Styl und der logischen Gedanken-Ordnung des Verfassers ist dies schon eine hübsche Probe, aber auffallender ist die Inconsequenz, indem Herr Clemens nach diesem ziemlich herben Tadel der neueren französischen Schule, uns selbst eine Art Novelle auftischt, die mit den entsetzlichsten Gräuelthaten, mit Freundes- und Vatermord, ja sogar Nothzucht, angefüllt ist, und dann den Bösewicht, die Hauptfigur des Namens, den „Excentrischen" tauft, um daraus die moralische Idee zu entwickeln: wie Umstände und Zufall gerade eine höhere Menschennatur zu den gemeinsten und abscheulichsten Lastern treiben können.

Wenn diese Idee von einem geistreichen Schriftsteller auch noch durchzuführen wäre, so ist Herr Clemens keineswegs der Mann eine solche Aufgabe zu lösen. Schon die unstatthafte Art, Eine Erzählung in drei verschiedenen Formen zu endigen, zeigt den Mangel an richtigem Tact. Ohne gehörige Motive, führt der Verfasser uns gleich im ersten Capitel in das Schlafzimmer einer alten Frau, und sucht auf eine originelle Weise das nahende Verhängniß dadurch anzudeuten, daß diese vom Alpdruck belästigt in einem entsetzlichen Schweißbade liegt. So unbedeutend und fast läppisch diese Scene ausgeführt ist, so undelicat und unästetisch ist sie auch, und mancher wird das Buch schon hier aus der Hand legen.

So führt der Verfasser uns im zweiten Capitel in die Apotheke zu dem Gatten der armen Frau, und zeigt uns seine philosophische Beobachtungsgabe bei dem Tode eines Nachtschmetterlings; aber auch hier hat der Verfasser wieder eine tiefere Bedeutung untergelegt; die Beleuchtung des alten Apothekers über den Lichtdurst dieses Thierchens, ist ein Vorspuck seines eignen nahen Schicksals, und ehe er noch seine Episode beendet, sehen wir ihn schon, ohne Motive von einem unverdienten phantastischen Unglück ergriffen, dem er nicht mehr entrinnt.

Mit Lob müssen wir des Einfalls des Verfassers gedenken, daß er einen gutartigen Fürstensohn herbeischafft, der übrigens ganz auf ein Haar wie der Herr Clemens selbst denkt und schreibt, und durch diesen die Katastrophe sanft lösen und die ungerecht bestrafte Tugend befreien und rechtfertigen läßt; obgleich es keinem Leser entgehen wird, daß dieser Fürstensohn nur wie mit den Haaren herbeigezogen ist, und eigentlich ganz gut von dem Herrn Verfasser repräsentirt werden könnte.

Um den Styl des Verfassers erträglich zu finden, müßte man erst allem Geschmack entsagen und sich in die Zeitperiode der deutschen Literatur zurückversetzen, wo Ritter-, Geister- und Räuber-Romane das deutsche Lese-Publicum sättigten. Kein Funke von Geist wird in irgend einer Situation sichtbar; eine lahme nüchterne Phantasie, Hoffmann und Heine abgeborgt, hüpft und gaukelt durch den ersten Abschnitt. Aber kein inneres Lebensprincip ist im ganzen Werk vorhanden, und Form und Haltung fehlen gänzlich.

Das Gesagte läßt sich auf jeder Seite des Buches nachweisen; das langweiligste Geschwätz wird von wirklich barbarischen Perioden hingeschleppt, die Sprache ist mit so vielen bizarren Beiwörtern überladen, daß die Gedanken darin stecken bleiben. Als Beweis mögen folgende Stellen dienen:

Seite 13. „Die gräfliche Assistentin der Landesmutter mußte als ein Opfer ihrer materiellen Fürstenliebe, die widerwärtige Begebenheit der verhängnißvollen Nacht vorläufig mit einem schimpflichen, strengen Hausarrest büßen, welcher die seinfühlende neuadelige Seele dermaßen empörte, daß sie im betäubenden Eifer wohl zehnmal die Feder ergriff, ihrem allmächtigen Liebhaber die scandalöse Entweihung ihres Vorzimmers mitzutheilen, auf daß er schleunig die Schmach räche, die man sich unterfangen, ihrer, durch Umarmung des Allerheiligsten, geheiligten Person anzuthun. Dann aber trat plötzlich, wie ein drohendes Gespenst, der todte Liebhaber mit den blauen zusammengeknissenen Lippen, mit dem schwarzgesträubten, borstigen, grauen Haare und den holen Augen vor sie hin. Dann schmetterte die Wirklichkeit mit ihrem Schrecken sie nieder. Dann zerknitterte sie das gleichgültige Papier, zerschlug sich den schuldigen sündhaften Busen; schlang das lange braune Haar um die krampfhaft geballten Hände, die Serenissimus so oft und innig als die zartesten gepriesen, die je mit ihm gekost; dann wälzte sie sich in rasender Verzweiflung am Boden; sprang wieder auf, nahm die sanft flötende Nachtigall aus ihrem Käfig und schmetterte sie im wilden Wurfe gegen

Digitized by Google

den großen Trumeau, daß sie verschied. Nun kam auch an den Canarienvogel die Reihe, den sie in der Hand krampfhaft zerdrückte; dann an den Papagai und endlich zückte sie die spitze englische Scheere gegen das eigene, über gekränkte Eitelkeit empörte Herz; und, hätte ihr die Natur nur den zehnten Theil Muth wie schmutzigen Stolz verliehen, wer weiß welch ein Unglück die Welt dann zu beweinen gehabt hätte." —

S. 45. „Die schöne Gräfin, wie sie da lag, war allerdings Schuld an dem begangenen Verbrechen, aber sie war die willenlose Schuld, und war sie es nicht, so mußte es eine andere seyn, denn Buhlerinnen sind zwar eine theure, doch leicht käufliche Waare. Du siehst, freundlicher Leser, wie ungern ich verdamme; doch schiebe mir einen Dolch in die Hand, führe mich an das wollüstige Lager solch einer kostbaren Bajadere und ich versichere Dich, wenn sich beim Anblick ihrer theuren Reize mein Sinn nicht ändert — denn ich bin ein Mann — (eil) so stoße ich zu, wenn ich gleich weiß, daß es dem Volke nichts nützt und für ihr (wessen?) Glück kein Kraut gewachsen ist." —

Seite 137. „Sieh, wie der Teufel mir seine stinkende Hand reicht; o, er findet seine Rechnung bei mir." —

Seite 156. „Was sind alle schreckende Töne in der Natur, was ist Donner, Sturmesbrüllen, Löwen- und Hyänenstimmen gegen die eines wüthenden Weibes" u. s. w. — Welcher Correktor konnte doch so etwas übersehen! wenn der Verfasser auch einfältig genug war, es zu schreiben. Keiner, der Deutsch spricht, wird doch sagen: was ist Löwen- und Hyänenstimmen!

Ferner heißt es Seite 156. „Mein Blut schäumte in rasenden Pulsen durch Adern und Pforten." Welche Hyperbel! oder vielmehr welcher Unsinn; wie kann das Blut in rasenden Pulsen und durch welche Pforten schäumen? Es wäre vielleicht für Naturforscher von Wichtigkeit, wenn der Herr Verfasser die unbekannten Pforten bekannt machte, durch welche sein Blut schäumt!

Das Angeführte mag als Probe genug seyn; um alle Albernheiten und Fehler zu rügen, könnten wir das ganze Buch ausschreiben, denn fast auf jeder Seite ließen sich welche anmerken. J.

Er kehrt zurück.

Ein Roman

von

Wilhelmine Lorenz.

Leipzig, Wienbrack, 1835. 201 S. Octav.

August Kahler, ein gutmüthiger talentvoller Wildfang, der einzige Sohn und Liebling einer armen Schulmeisters-Wittwe, die von ihm herzlich wiedergeliebt wird, von einem unerbittlichen Oberlehrer aus der Stadtschule verbannt, wird Jägerbursch eines strengen Oberförsters, und benimmt sich in seinen Dienstverrichtungen fleißig und geschickt. Menschenliebe verleitet ihn, einen flüchtigen Wilddieb, den die Noth dazu gemacht, über die Gränze entkommen zu lassen, statt ihn der Schande des Zuchthauses zu übergeben, die aus dem Hülflosen einen Verbrecher gemacht haben würde; und der eiserne Oberförster verstößt ihn aus seinem Dienst. Ein Schuß, den er beim Abschiede in die Luft richtet, veranlaßt eine Feuersbrunst, und nun gilt er für einen Mordbrenner. Er muß abermals zu seiner Mutter flüchten, wo der Prediger, dem es nicht gelingt, ihn für die Secte der Stillen im Lande anzuwerben, tödtlichen Haß auf ihn wirft, den die boshafte Frau des neuen Schulmeisters mit ihm theilt. Ihre Tochter, Malchen, hübsch von Leib und Seele, sieht ihn mit freundlicheren Augen an, gegen die er nicht unempfindlich bleibt. Ein sonderbarer, koboltartiger Zufall will, daß Pfarrer und Schulmeisterin ihm das Versprechen abdringen, sie zur Gattin zu wählen, wann er Brod für sie habe; aber der Liebenden macht er beim Scheiden zur Pflicht, nicht auf ihn zu rechnen.

Das geschieht um die Zeit der Rettungsschlacht bei Leipzig, dort wird er Gehülfe eines Wundarztes, bildet sich unter ihm zu dessen Beruf, wird Oberstaabsarzt mit Capitainsrang beim russischen Heere, und bezieht als solcher das Winterquartier zu Frankfurt am Main. Hier gelangt er im Schauspielhause zur Bekanntschaft eines reichen und schönen Fräuleins, Minorka, der Tochter einer verstorbenen Minorkanerin und eines deutschen Vaters, des Banquiers Tannhof, der nur für Geld und Geldeswerth Sinn hat. Er wagt diesen um die Hand seiner Tochter anzusprechen, und wird von ihm zurückgewiesen.

Die Tochter, durch ihrer Mutter Testament von dem Eigensinn des Vaters unabhängig, und entschlossen, zwar nicht gegen dessen Willen, aber auch nicht gegen ihre Neigung zu heirathen, erklärt mit Festigkeit, sie werde unverehlicht bleiben, wenn sie sich nicht mit August vermählen dürfe. Das und das Zureden seines würdigen Buchhalters Ewald, vermag den Banquier, ohne sich zu irgend etwas verbindlich zu machen, August in sein Haus aufzunehmen, unter der Bedingung, daß dieser seinem bisherigen Beruf entsagen, sich der Handlung widmen, und nicht das entfernteste Verhältniß mit Minorka unterhalte. August willigt ein, hält treulich Wort, und bewährt sich so tauglich, daß nach Ablauf einiger peinlich durchlebten Jahre seiner Verbindung mit der Geliebten nichts im Wege steht, als Nachrichten aus seiner Heimath, von dem Oberförster, dem Prediger und der Schulmeisterin einlaufen, welche ihn in so schwarzem Liche erscheinen lassen, daß Tannhof ihn aus dem Hause weiset, und nur Minorka und Ewald nicht irre an ihm werden. August verläßt sie, ohne das Land zu nennen, wohin er sich wendet. „Er kehrt zurück!" ist alles, was Minorka über ihn äußert.

So verstreichen zwei Jahre, nach deren Ablauf Tannhof stirbt. Ewald reiset nach Augusts Heimath, überzeugt sich von dessen Unschuld, und findet Malchen, glücklich verheirathet, in töchterlichen Verhältnissen zu Augusts Mutter. Am 5. April 1833 brechen bürgerliche Unruhen in Frankfurt aus. Ein schwer verwundeter Fremdling wird in Minorka's Haus gerettet, es ist August. Er hatte den Griechen ihre Freiheit erkämpfen helfen, ward mit Undank belohnt, und war im Begriff, in der neuen Welt zu suchen, was die alte ihm versagt. Die Pflege seiner Geliebten führt ihn zur Genesung zurück, sie reicht ihm als Gattin die Hand, und begleitet ihn mit dem treuen Ewald nach Amerika. Ihm folgt der Segen der bejahrten Mutter, die sich von Malchen nicht trennen will, und die Neuvermählten sehen einer schönen Zukunft entgegen.

Das ist der Zusammenhang einer gut und anschaulich erzählten Begebenheit, die von einer Beobachterin zeugt, der es nicht an Menschenkenntniß und Seelenkunde gebricht, wenn gleich einige der angeführten Thatsachen etwas Glauben in Anspruch nehmen. Unmöglich und ungereimt ist jedoch nichts, und da die Theilnahme festgehalten wird, so mag sich die Verfasserin mit gutem Gewissen auf Agathens Denkspruch berufen:

„Wahrscheinlich geschieht manches Unwahrscheinliche."

Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1098. Hamburg. Montag, den 21. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Meine Reise nach Brundusium. Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris. (Beschluß.). . . Seite 897
Geschichte der Zerstörung des Heidenthums im Abendlande. Von A. Beugnot. . . . . „ 898
Wilhelm von Oranien und Ludwig Philipp von Orleans. Vom Baron Barchou von Penhoen. . . . . „ 900
Der menschliche Wuchs. . . . . „ 902
Ein Duell in Grönland. . . . . „ 904
Neffe und Oheim. Novelle von Penseroso. . . . . „ 904

Meine Reise nach Brundusium.

Ein Schreiben J. Janins an den Herausgeber der Revue de Paris.

(Beschluß.)

(R.)

Wer hätte Heinrich IV. wohl gesagt, daß dasselbe Schloß Argues, dessen Einnahme ihn so glücklich und so stolz machte, dies Schloß, in welchem er nach seinem Siege, von der kleinen Schaar wackrer Gefährten umgeben, die sich am Tage der Schlacht so um ihn herdrängten, daß sie ihn fast erdrückt hätten, übernachtete, einst für 100 Thaler an einen Herrn Larchevêque verkauft werden und dieser Herr Larchevêque es dann den Fremden für Geld sehen lassen würde?

Warum denn nicht? Ist doch vor drei Jahren das Quiquengrogen, die Wiege des Hauses Bourbon, für 600 Livres feilgeboten worden.

Ganz das Gegentheil von dieser unförmlichen Citadelle ist die Kirche von Argues, ein Monument, das sich gut erhalten hat und das gut erhalten wird. Diese Steine sind wider die Angriffe der Zeit und der Revolutionen respectirt und geschirmt worden. Man sieht, daß es eine Kirche ist, in welcher noch gebetet wird. Das Gebet ist die Seele der Kirche. Auf einer der alten geschnitzten Bänke im Chor fand ich ein dickes Hora-Buch, und was meynen Sie wohl, das dies dicke Hora-Buch enthalten hätte? Mehrere lose Blätter aus Virgils Aeneide! Das ist die unschuldige und poetische Unterhaltung irgend eines ehrlichen römischen Katholiken gewesen, der sich in dieser Weise die Stunden seiner Amtsverrichtungen verkürzt hat. Ein merkwürdiges Gewissens-Abfinden irgend eines guten Alten, der zwar wohl in der Kirche beten, aber deshalb nicht auf seine poetischen Zerstreuungen verzichten will. Vielleicht möchten einige strenge Gemüther glauben, daß das vierte Buch der Aeneide zwischen dem Dies irae und dem Stabat mater nicht eben an seinem Platze sey; doch wird schon jeder zugeben, daß man gern einen Mann zum Freund und Nachbar haben würde, der in einem abgelegenen Thal der Normandie dermaßen das Gebet und die profane Poesie, den Virgil und den König David zu vereinen, mitten unter den kirchlichen Festgesängen die Bewegung und den Rhythmus des Alexandriners wiederzufinden weiß. Diese Virgilschen Verse, die sich so zufällig in einer Dorfkirche in einem Gebetbuche befinden, verleihen dieser Kirche, was sagen Sie dazu? ein noch höheres Interesse.

Wenn man nun zu Dieppe Alles, was sehenswerth ist, gesehen hat, das Meer, die Kirchen, die Thäler, die lieblichen kleinen Fußsteige zwischen den Meiereien hin, den Leuchtthurm zu Varengeville, das Haus Ango und die ehemalige Eroberung Heinrichs des Großen, jetzt Herrn Larchevêque zugehörig; wenn man genug Seebäder genommen hat, um davon krank zu werden — so reist man wieder ab, ohne daß einem dabei das Herz sehr schwer wäre. Man schlägt dann vorzugsweise den Weg zum Schlosse Eu ein, wohin ein schöner Fußsteig durch reiche Felder führt. Nach einem Marsche von einigen Stunden gelangt man endlich zu dieser Stadt, die dermaßen mit Leib und Seele den Herren des Schlosses Eu ergeben ist, als ob es noch eine Feudalstadt wäre. Was soll ich Ihnen von dem Schlosse Eu sagen? Neun große Jahrhunderte spiegeln sich in diesen Mauern, außerhalb dieser Mauern, mitten in diesem großen Parke ab, dessen düstere Alleen in eine der herrlichsten Aussichten endigen, die man sich nur denken kann. Man wandelt lange über einen moosweichen Frühlingsrasen hin, durch einen Wald hoher riesiger Bäume, die selbst in dem Forst von Fontainebleau an ihrem Platze seyn würden; plötzlich erblickt man das Meer, das in den transparenten Dünsten des Himmels zerrinnt; zur Linken erheben sich hohe Berge, und am Fuße dieser mit Waldung bedeckten Berge liegt eine Stadt, neben welcher sich ein Hafen öffnet. Von allen Seiten bricht Licht herein und ergießt sich über die ganze Landschaft. Wenn man dann links nach Unten geht, so gelangt man zu einem englischen Garten, von dem man nicht weiß, wie er dahin gekommen ist. Dann folgen dem Tosen und dem lichten Glanz des Meeres die Schatten der Gesträuche und das Murmeln der frischen Bäche. Soll ich Ihnen nun noch das aus Ziegelsteinen aufgeführte Haus beschreiben? das wäre gerade dasselbe, als ob ich Ihnen ein Bild vom Louvre geben wollte. Man sieht an diesem Schlosse von oben bis unten, auf jeder Thür, auf jeder Mauer, an den Treppen, an den Plafonds, zu Füßen, über den Häuptern und rund um sich her Figuren und Personen, die eine geschichtliche Bedeutung haben. Alle Zeitalter, alle Zeiten, alle Unglücksfälle, alle Siege, alle Unfälle sind in und auf diesen Mauern geschildert. Man bedenke, daß dies Schloß Eu zu Anfang des eilften Jahrhunderts gegründet worden und immer aus einer Hand in die andere übergegangen ist, von hohen Baronen auf glückliche Soldaten, auf erlauchte Prinzessinnen, und daß sie alle, die der Tod hinweggenommen, Barone, Soldaten, Prinzessinnen, Könige und Königinnen ihr Bildniß zur Erinnerung an ihre Wallfahrt auf Erden und an ihre hingeschwundene Größe hinterlassen haben. Nie ist meines Wissens die Achtung vor erloschenen Generationen weiter

Digitized by Google

getrieben worden! Obwohl dies große Schloß die Verheerungen von 1795 bestanden hat, verwüstet, ausgeraubt und beschädigt worden ist, hat eine allmächtige Hand das Gebäude wieder aufgebauen, das Verwüstete hergestellt und das Geraubte wieder beigeschafft. Es hat eines sehr mächtigen und sehr festen Willens bedurft, um diese, schon so lange verdorrt-blichene, so oft aus ihren Marmor-Gräften und aus ihrem goldnen Rahmen herausgerissenen alte Grafen von Eu abermals aus den Nächten hervorzuziehen.

Aber ich wurde einen ganzen Band füllen müssen, wenn ich Alles beschreiben wollte, und ich habe nicht vorgessen, daß dies keine förmliche Reisebeschreibung seyn soll, sondern nur die flüchtige Mittheilung eines Mannes, der nichts gesehen hat, und der nur erzählt, was und wie er gesehen.

So wie man aus dem Schlosse heraustritt, hat man die Kirche vor Augen, die ganz mit Gräbern angefüllt ist, obgleich die Zeit und die Revolutionen seit Jahrhunderten und vor allem in den letzten dreißig Jahren darin aufgeräumt haben werden. Auch die Collegiums-Kapelle ist merkwürdig, die von den Jesuiten erbauet worden ist. In dieser Kapelle begrüßt man die beiden Marmor-Gräber Guise's mit der Schmarre und seiner Gemahlin, der Herzogin. In den Gewölben von St. Denis giebt es mehrere Marmor-Statuen, die sich mit der ernsten Einfachheit der Statue dieses Herzogs, wie er da in voller Rüstung liegt, nicht messen können. Die Statue der Herzogin ist nicht minder schön, nur würde der schwarze Fleck, der sich im Gesichte dieser Statue befindet, auf dem Gesichte des Geschrammten mehr am rechten Orte seyn.

Aus der Grafschaft Eu gelangt man ganz natürlich nach der schönen Grafschaft Pontthieu, wovon Abbeville die Hauptstadt ist. Die Geschichte der Grafschaft Ponthieu ist mit vielem Geschmack und großer Klarheit von einem Mann von großen Verdiensten und von großer Beschribenheit, von dem Herrn Louande, niedergeschrieben worden. Man findet zu Abbeville noch schöne Ueberreste von seiner vormaligen Bedeutsamkeit. Die Manufactur von seinem Tuche, welche John von Kobalt im Jahr 1665 unter dem Schutz des Königs Ludwig XIV. begründet hat, ist gegenwärtig sehr im Flor, so wie auch die Teppich-Manufactur, die sich ungefähr von derselben Zeit herschreibt. Aber welch ein Unterschied zwischen den beiden Fabriken! Die eine wird von Dampf, dieser geistigen Triebfeder der materiellen Welt, die andere durch des Menschen Arm in Bewegung gesetzt.

Zu Abbeville habe ich alte Gebäude, alte Häuser von schönem Styl und eine große, schöne Kirche gesehen, die nie vollendet worden ist und die jetzt zerfällt. Zu Abbeville habe ich von den alten Ruinen des Mittelalters, die zu finden jetzt so schwer hält, viele aufgesammelt; es ist eine gute Stadt für die Alterthumsforscher. Auch habe ich zu Abbeville den schauerigen Platz gesehen, wo der Ritter von Labarre sein Leben eingebüßt. Armer junger Mann! welche Todesqualen! und wie mußte ihm zu Muthe seyn als er das Mädchen, das er liebte, von einem Fenster aus fühllos dieser blutgierigen Wuth zusehen sah! Abbeville hat aber diese blutigen Erinnerungen seit langer Zeit durch seine Urbanität, seine Dutdsamkeit und sein zuvorkommendes Wesen vertilcht.

Als ich Alles gesehen hatte, die eingäscherte, verheerte und geplünderte Bibliothek, der aber dennoch schöne Sachen geblieben sind, das kaum erstehende Museum, das alte sächsische Schiff, das in der Somme, diesem edlen Flusse, der Alterthümer mit sich führt wie andere Flüsse Sand, aufgefunden worden ist; als ich den Kopf des Gallierd, den man als Leitzeigner noch in seinem Eisenrüst geschmiedet ausgegraben, in Händen gehabt hatte, sagte ich meinem vortrefflichen Freund, dem Dichter, Geschichtschreiber, Alterthumsforscher Boucher de Prethes lebewohl und kehrte eiligst zurück, ohne noch etwas sehen zu wollen; dennoch werden sie finden, daß ich schon zu viel gesehen habe.

Sagen Sie mir doch gütigst, wie diejenigen beschaffen seyn mögen, welche das Reisen nur des Reisens wegen lieben? Wie ist das Herz von Alphons Royer-gestalten, der einst nach Constantinopel ging, um sich dort das Fieber zu holen? Sagen Sie mir doch, was den Herrn von Lamartine, meinen König und meinen Abgott, hat bewegen können, sein schönes Haus und seine alten Bäume zu verlassen, um sich in den morgenländischen Sandwüsten zu verlieren?!! Es lebe die tägliche Ruhe! Es lebe der Schatten eines jeden Sommers! Send mir gegrüßt, ihr Möbeln, die mich kennet; ihr meine Bücher, die ihr euch von selbst an den schönsten Stellen aufschlaget; ihr meine Hunde, die ihr mich begrüßt, du mein Essel, für mich gemacht; ihr meine sichtbaren und unsichtbaren vielgeliebten Herzensfreunde! Auch euch grüße ich, die ihr mich Morgens und Abends verlaumdet! Gruß, Gruß all diesen Gütern des Lebens, bei welchen man bleiben muß, weil man sie nicht mit sich fortbringen kann.

Geschichte der Zerstörung des Heidenthums im Abendlande.

Von

A. Beugnot.

(2.)

Wir wünschten einen Theil der Schwierigkeiten, die dieser Gegenstand darbietet, unsern Lesern fühlbar machen zu können. Der so ungleiche Kampf, der in den ersten Jahren unserer Aere zwischen den beiden Religionen begann, zeigt während der ersten drei Jahrhunderte den Christianismus durch Verfolgungen wachsend und immer fruchtbar durch das Blut seiner Märtyrer: so daß die grausamste aller Verfolgungen, die des Diocletian, wovon die Zeitrechnung der Kirche das schmerzhafte Andenken auf eine dauernde Weise getheiligt hat, nur um einige Jahre dem Moment vorangeht, wo diese Religion mit Constantin sich auf den Thron setzte. Dann wechseln die Rollen, wie ein Theater-Coup, wenn man sich so ausdrücken dürfte. Die Einführung der Freiheit der Cultus läßt sofort in dem Heidenthum die Schwäche und Abnahme eines verbrauchten Cultus erblicken, wovon fast nichts übrig bleibt als der politische Theil und die Ceremonieen.

Auf der Seite der Christen sind alle Vortheile, welche die Kraft des Glaubens, das Gefühl der Wahrheit, die Macht des Nassonnements, das Vertrauen auf die Zukunft und der Eifer der Bekehrung geben kann. Diese beiden Theile der Gesellschaft sind nicht lange unbewegtlich einander gegenüber. Die Freiheit des Gottesdienstes rief bald einen Kampf hervor, von welchem das Heidenthum sich nicht mehr erheben konnte: oder vielmehr der Christianismus machte alle Tage eine neue Eroberung und der Paganismus verlor dagegen alle Tage eine Stellung. Große Talente glänzen auf beiden Seiten; aber bei den Christen vervielfachen sie sich überall mit einer Fruchtbarkeit, welche die ganze Lebenskraft ihres Glaubens beweist; während die wenigen warmen Vertheidiger des Polytheismus muthlos Blicke umherwerfen und sich nur noch von dem Einflusse der Gewohnheit und einiger großen Interessen unterstützt sehen.

Dieser Kampf dauert ein Jahrhundert. Aber unter welchem Wechsel! Und als der siegende Christianismus nun seinerseits mächtig genug wurde, um die Freiheit der Cultus abzuschaffen, welche Spuren seiner langen Herrschaft ließ da das Heidenthum auf der Erde zurück? Wie lange sind diese Spuren noch sichtbar, noch wenig genug erschüttert, um, der That

Digitized by Google

nach, noch eine durch die Sitten mächtige Religion zu seyn, zum Trotz der Gesetze, und selbst für diese der Gegenstand einer großen Toleranz? Denn nachdem die Christen das Heidenthum als öffentlichen und gesetzlichen Gottesdienst zerstört hatten, gingen sie nicht weiter und führten keinen Krieg mit den Gewissen.

Die Geschichte der letzten Zeiten des Heidenthums von Constantin an bietet, wie wir schon gesagt, ganz besondere Schwierigkeiten dar; diese rühren von der Zerstörung fast aller Werke her, die den Christen entgegen und ihren Gegnern günstig waren. So hat sich denn eine systematische Zerstörung, nicht nur durch die Zeitgenossen dieses Kampfes, sondern auch durch ihre Nachfolger während des ganzen Mittelalters, wo der Christianismus allein herrschte, mit den Verwüstungen der Zeit verbunden, um uns des Lichtes zu berauben, das die heidnischen Schriftsteller geben konnten; während man unter den Christen nur die Verlegenheit der Wahl hat, so im Ueberflusse sind Quellen aller Art vorhanden.

Mit der Parteilichkeit, die solche Materialien erwarten lassen, muß man noch die Taktik der gleichzeitigen geistlichen Schriftsteller verbinden, die das Interesse hatten, den Paganismus für vernichtet zu erklären, lange zuvor, ehe er es wirklich war. Daher viele historische Irrthümer in den Schriften der Neuern. Die geistlichen Schriftsteller des vierten und selbst des fünften Jahrhunderts lassen oft genug blicken, daß sie noch das Heidenthum als einen furchtbaren Gegner betrachteten; aber diese kostbaren Zeugnisse gingen unentdeckt an den Blicken der Schriftsteller vorüber, die durch die vorteilige Siegeslieder mit Vorurtheilen erfüllt waren. Um die Wichtigkeit dieser Geständnisse der christlichen Doctoren ganz zu fühlen, bedurfte es eines Kriteriums, eines Vergleichungsmittels, das außerhalb des Christianismus lag; man mußte es in Allem suchen, was das Heidenthum an Spuren seiner letzten Momente zurückgelassen. Die Jahrhunderte, die auf Constantin folgten, konnten, unter diesem Gesichtspunct betrachtet, den Stoff eines gründlichen Werkes darbieten.

Diese Arbeit war noch von niemanden unternommen worden. Die academie des inscriptions et belles lettres hielt es für wichtig, diese Lücke auszufüllen und setzte im Jahre 1830 folgende Aufgabe: „Die Geschichte der Abnahme und der gänzlichen Zerstörung des Heidenthums in den Provinzen des abendländischen Kaiserreichs, von den Zeiten Constantins an, zu entwerfen; alles zu sammeln und darin zu vereinigen, was man durch die christlichen und heidnischen Schriftsteller, durch die Monumente und vor Allen durch die Inschriften, von dem Widerstande erfahren kann, welchen die Heiden, vorzüglich von Rom und Italien, dem Christianismus entgegensetzten; endlich die Epoche festzustellen, wo man im Occident aufgehört hat, namentlich die Gottheiten Griechenlands und Roms anzubeten." Das Werk, das wir hierdurch ankündigen, erhielt den Preis, und Herr Beugnot, der ihm seinen Eintritt in das Institut verdankt, übergiebt es jetzt dem Publicum.

Wir haben gesagt, daß dieses Werk, außer den Schwierigkeiten der Zusammenstellung und Abfassung, noch mehrere Klippen in seiner Ausführung darbot. Die erste war die Wagniß, Theologie statt Geschichte zu schreiben und eine von der Akademie gesetzte Aufgabe zu behandeln, als wenn sie von der Sorbonne aufgegeben worden wäre. Herr Beugnot definirt in seiner Vorrede die Art, wie er seine Aufgabe aufgefaßt: „Bis zu der Regierung Constantins kämpfte der Christianismus gegen den alten Cultus durch Discussion, durch Raisonnement, durch anfänglich geheime und furchtsame, dann öffentliche und muthige Verbreitung seiner Dogmen; später handelte er offenbar und durch positive Thatsachen gegen den Paganismus. Der erste Theil des Kampfes war philosophisch, der zweite war auf gewisse Weise materiell; während der Dauer dieses letztern sah man die Christen das heidnische Priesterthum ausplündern, die Tempel angreifen, die Götzenbilder zertrümmern und auf dem Boden die Reste des alten Cultus zerstreuen. Es ist mithin klar, daß der Schriftsteller, der den ersten Theil des Gegenstandes behandelt, ein Werk schafft, worin die Ideen eine größere Rolle spielen müssen, als die Thatsachen, und daß dagegen derjenige, der den zweiten Theil behandelt, ein Werk schreiben wird, worin die Thatsachen die Ideen beherrschen, d. h. ein historisches Werk."

Eine andere Klippe war, die Geschichte der Fortschritte des Christianismus der der Abnahme des Paganismus zu substituiren. Ein geistlicher Schriftsteller, ein Benedictiner vermuthe ich, würde schwerlich diese Richtung vermieden haben, zu welcher ihn unwillkührlich alle seine religiösen Begriffe und Gewohnheiten hingezogen hätten. Andererseits würde die Philosophie des letzten Jahrhunderts nicht verfehlt haben, in diesem Gegenstande einen Text zu finden, um eine Satyre auf die Religion zu machen. Lassen wir abermals sich Herrn Beugnot selbst erklären: „Man kann die letzten Momente des Paganismus nicht erzählen, ohne zu sagen, wie es seinem glücklichen Gegner gelang, ihm zuerst die Macht und dann das Leben zu nehmen und ohne sehr delicate Fragen zu verhandeln, an welche jeder kluge Schriftsteller nur mit Furchtsamkeit geht. Inzwischen würde der Geschichtschreiber, der nicht die geistige Lage schilderte, in welcher sich die Heiden befanden, der die Bitterkeit ihrer Klagen milderte und der endlich sie nicht in voller Freiheit sprechen ließ, dieser Geschichtschreiber sage ich, würde gegen seine ersten Pflichten fehlen."

„Ich betrachte als eine Pflicht, eine einfache und wahre Geschichte der letzten Momente des Heidenthums zu schreiben und zu zeigen, nicht was die Christen und die Heiden hätten thun und sagen sollen, sondern was sie gethan und gesagt haben. Ich werde mich daher nicht, wie meine Ueberzeugung mich wohl geneigt machen möchte, in die Reihen der Christen stellen; da würde ich zu viele Vorurtheile, einseitige Meynungen und Haß finden, ich würde eine christliche Geschichte des Falles des Polytheismus schreiben und diese Geschichte würde, wie sorgfältig man sie auch verfaßte, nicht zur Wahrheit führen. Indem ich mich an die Vertheidiger des Götzendienstes wende, indem ich denen ihren Federn entflossenen Schriften nachspüre und die Monumente frage, die sie errichtet haben; indem ich für einen Augenblick ihre Ideen und ihre thörigten Hoffnungen annehme, schmeichle ich mir, ihre geheimen Gedanken errathen zu können und vielleicht auch mehrere falsche Meynungen zu reformiren, die von den modernen Geschichtschreibern zugegeben und verbreitet worden sind."

Diese Versprechungen sind auf eine bewundernswerthe Art erfüllt worden. Eine solche Unparteilichkeit bei einem solchen Gegenstande ist, glaube ich, ohne Beispiel. Der Verfasser scheint zuerst für das Heidenthum die unfreiwillige Vorliebe zu empfinden, die man immer für die besiegte Partei fühlt, die uns zu Hector in der Iliade, zu Turnus in der Aeneide, zu den Carthagern in der römischen Geschichte hinzieht. Aber man sieht bald, daß die Züge, womit er die Häupter der heidnischen Partei im vierten Jahrhundert malt, nach der Natur gezeichnet sind. Rom war damals und blieb bis an das Ende der Sitz des Polytheismus. Um die letzten Zeiten desselben zu studiren, hat sich Herr Beugnot nicht nach Mailand oder Constantinopel versetzt, unter den Einfluß des heiligen Johannes Chrysostomus; er hat seine Wohnung zu Rom gehabt; er hat sich zum römischen Senator gemacht; er hat sein Vestibulum mit den Bildnissen seiner Altvordern geschmückt; er hat sich alle Tage in den Senat begeben, vor den Altar des Sieges, durchschreitend die ewige Stadt, die von prachtvollen Tempeln, Zeitgenossen der großen Epoche des römischen Glanzes, angefüllt ist; er hat mit den Priestern Gymnaque, Pretextat sich unterhalten, die ihn in die Details ihrer priesterlichen Administration eingeweiht und ihre Entmuthigung oder ihre Illusionen ihm vertraut haben; er hat die religiöse Sorglosigkeit ihrer berühmten Freunde gesehen, die inzwischen hartnäckige Stützen der heidnischen Religion gewe-

Digitized by Google

sen, wie des Bandes, was eine Gesellschaft zusammenhielt, deren Kinder, Nachfolger und Privilegirte sie waren; er hat erkannt, daß, neben der Lehre des Interesses, noch in diesen letzten Vertheidigern des Heidenthums große Erinnerungen von Ruhm und Vaterlandsliebe und Ehrfurcht für die Vorfahren lagen, die ihnen diese edle Erbschaft hinterlassen."

Auf diese Weise der Vertraute der vornehmsten Personen seiner Geschichte geworden, hat der Verfasser in die Provinzen eindringen und da, auf einer geringeren Stufenleiter und mit weniger Schimmer, wohl aber mit größerer Wärme, die Anhänglichkeit an den alten Glauben wiederfinden können. Er hat die christlichen Doctoren mustern, mit seinen Erinnerungen ihre Klagen, ihre Angriffe oder ihre Siegeslieder vergleichen können. Das Studium des Heidenthums bei den Heiden erlaubt ihm auf diese Weise, das so reiche Bergwerk der geistlichen Schriftsteller mit Nutzen auszubeuten; künftig kann er sie würdigen.

Aber wie, wird man fragen, ist es ihm gelungen, die heidnische Gesellschaft so kennen zu lernen? Die Inschriften, deren Untersuchung ihm vor Allem von der Akademie anempfohlen war, haben ihm eine Menge Notizen über den blühenden Zustand des Paganismus zu einer Zeit, wo, wenn man einigen geistlichen Schriftstellern, wie Eusebius, glauben sollte, dieser Cultus kein Zeichen von Leben mehr geben sollte, geliefert. Die von Herrn Beugnot angeführten zahlreichen Inschriften bieten in dieser Hinsicht die verschiedenartigsten und oft unerwartetsten Details dar. Wir haben nicht nöthig hinzuzufügen, daß diese lapidarischen Zeugnisse, Zeitgenossen der Ereignisse selbst, immer unter den Quellen der Geschichte den ersten Rang behaupten und einen weit wichtigern Platz im Alterthum als in den neuern Zeiten einnehmen. Das einzige, was wir bedauern, ist, nicht die Uebersetzung oder mindestens die Abschrift dieser Inscriptionen gefunden zu haben. Man muß in diesen epigraphischen Studien gründlich bewandert seyn, um eine Inschrift beim ersten Lesen zu verstehen und die Zeit, die man mit Entzifferung derselben hinbringt, unterbricht die Ideenfolge auf eine beschwerliche Weise. Diese streng gelehrte Form, einer Denkschrift angemessen, die für die academie des belles lettres bestimmt war, hätte in einem Werke modificirt werden können, das jetzt an alle Freunde der schönen Literatur gerichtet ist, und das, durch den Namen des Verfassers und das lebendige Interesse des Gegenstandes viele Leser außer dem Kreise der eigentlichen Gelehrsamkeit finden muß.

Das zu reiche Arsenal der römischen Gesetze unter Constantin und seinen Nachfolgern ist durchgraben und seine Schätze sind mit viel Klarheit benutzt worden, indem die Zweizüngigkeit der Staatsgewalt in diesen widersprechenden Gesetzen, die sich in Beziehung auf beide Religionen folgen, gezeigt wird. Daher so viele verschiedene Irrthümer von Seite der Geschichtschreiber, die allgemeine Folgerungen aus einem isolirten Gesetze haben ziehen wollen.

Die Werke jeder Art aus dieser Epoche sind zu Rathe gezogen worden; der Verfasser hat in jedem derselben den Zug zu entdecken gewußt, der ihm zur Aufklärung bestimmt schien; und die Bücher, die, ihrer Natur nach, am wenigsten mit seinem Gegenstande in Verbindung zu stehen schienen, sind bisweilen diejenigen, aus denen er am meisten zu schöpfen gewußt hat. Wir führen als Beispiel nur den Gebrauch an, den er von denen Autoren gemacht hat, die man regionnaires nennt, deren Bücher kurze Beschreibungen von Rom sind, in der Art unserer Indicateurs oder Guides. Sie zählen nach Regionen, d. h. nach Quartieren, alle Monumente auf, die zu ihrer Zeit in Rom existirten. Herr Beugnot hat sinnreich ein gründliches Argument aus der literarischen Nullität dieser Werke gezogen. „Wem," sagt er, „hätten die regionnaires betrügen können oder wollen? Es handelt sich hier weder von einem Gedicht, noch von einer Geschichte, sondern von einer einfachen monumentalen Topographie, in lapidarischem Style geschrieben, und ohne Zweifel mehr zum Gebrauche ihrer Verfasser, als des Publicums bestimmt." Außerdem ergiebt sich aus den Beschreibungen zweier Regionnaires, Publius Victor und Sextus Rufus, daß zu Rom, unter Valentinian, 152 Tempel und 183 kleine Kapellen waren, den verschiedenen Gottheiten des Heidenthums geweiht; und aus einer andern Beschreibung derselben Art, deren Verfasser unbekannt ist, der aber von der Regierung des Honorius, nach der Einnahme von Rom durch die Gothen, handelt, schließt Herr Beugnot, „daß der alte Cultus äußerlich noch in der Hauptstadt herrschte, deren Anblick heidnisch blieb, trotz der Fortschritte oder vielmehr des Sieges des Christianismus."

Die trefflichsten Werke, diejenigen, welche man mit der meisten Aufmerksamkeit und Theilnahme gelesen, sind nicht die, von welchen Rechenschaft zu geben am leichtesten ist. Die Idee selbst, die man von der Vollkommenheit eines solchen Werkes hat, macht die Aufgabe, sie genau kennen zu lernen, unbequemer. Das Buch ist da, überladen mit Zeichen, deren jedes zu einer Citation bestimmt war; aber es sind deren zuletzt so viele geworden, daß der Raum des Feuilletons nicht ausgereicht haben würde, um sie, eine nach der andern abzuschreiben. Uebrigens sind es nicht bloß Auszüge, es ist unser Urtheil, was man von uns verlangt; und doch scheint es uns, daß jede unserer Reflexionen, einer anzuführenden Stelle (einem Citat) substituirt, ein Raub sey, den wir an den Lesern begehen. Der Styl des Herrn Beugnot ist ernst und erhaben; seine Untersuchungen sind reich an merkwürdigen, pittoresken und charakteristischen Details; und durch seine tiefe Kenntniß des Gegenstandes führt er uns ganz in die römische Gesellschaft des vierten und fünften Jahrhunderts ein.

Wir haben versucht, die Natur und die Elemente dieses Werkes zu erklären, das ganz seinem Verfasser angehört und das auf eine andere Linie gestellt werden muß, als in neueren Sprachen geschriebene Geschichten, die aus ganz fertigen Materialien alter Historiker gebildet und zusammengestellt sind. Der Art sind die Geschichten von Rollin, Crevier, Gibbon, Lebeau ꝛc., Arbeiten, die ohne Zweifel mit Recht geschätzt werden, aber die mehr geschickt verfaßt, als originell zusammengestellt sind. Hier im Gegentheil, wir wiederholen es, gehört alles Herrn Beugnot. An uns ist es nun, ihm in seinem einfachen und klaren Plane zu folgen und unsern Lesern das Resumé der vorzüglichsten historischen Resultate vor Augen zu stellen, die durch diese schöne Arbeit für die Wissenschaft gewonnen worden sind.

J. C. L.

Wilhelm von Oranien und Ludwig Philipp von Orleans 1688 und 1830.

Vom

Baron Barchou von Penhoen.

(L.)

Der Gedanke, der dieses Buch dictirt hat, ist sehr reichhaltig und umfaßt Fragen, die wichtig genug sind, daß wir es für nützlich halten, bevor wir ihn discutiren, ihn zuvörderst in seinen Haupt-Ausdrücken und Bestandtheilen darzulegen.

Als sich die July-Revolution ereignete, erwartete man, nach Herrn Barchou von Penhoen, nichts weniger als eine Revolution. Die Restauration hatte das Land mit unermeßlichem materiellen Wohlstand und Gedeihen dotirt; die französischen Waffen, siegreich in Spanien, Morea und Algier hatten den Forderungen des Kriegs-Ruhms genügt; die Notabilitäten jeder Art, die das Kaiserreich hatte geboren werden sehen, hatten sich end-

Digitized by Google

lich um den legitimen Thron gruppirt. Wenn es daher auch noch ernsthafte Unzufriedenheit gab, so existirten doch keine Elemente zu einer Revolution. Niemand hatte sie vorausgesehen; eine kleine Anzahl Menschen wünschte sie wohl, doch ohne an sie zu glauben und diesesmal übertrafen, gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge, die unvermutheten Ereignisse bei Weitem die kühnsten Conjecturen.

Um den Thron, auf welchen das Bürgerthum den Herzog Ludwig Philipp von Orleans gehoben, hatten sich neue Parteien gebildet: die Republik, die unmittelbar dem Volke die Wohlthat einer Revolution nach ihrem Gepräge gewähren wollte; die Legitimisten, die ihren Vorbehalt zu Gunsten des legitimen Erben machten; endlich zwei neue Schulen, die katholische und die Saint-Simonistische, welche die Frage über das politische Ziel hinaus setzten, verlangten eine Integral-Erneuerung der Gesellschaft; andererseits zerfiel der Liberalismus der Restauration, nachdem er seine Aufgabe gelöst; einige ihrer Adepten sammelten sich um den July-Thron; die andern, personificirt gewissermaaßen in Lafayette, beschränkten sich auf Protestationen gegen ein Regierungs-System, das ihre Erwartung keineswegs befriedigte.

Wenn man die Art von Vergessenheit bedenkt, in welche Lafayette in den letzten Jahren verfallen war, und den geringen Eindruck, den der Tod dieses Mannes machte, der, nach dem Ausdruck des Verfassers, so lange der Fürst der französischen Jugend gewesen war, so muß man wohl anerkennen, daß diese Verdunkelung, die nichts Persönliches hatte, vor Allem von dem Verschwinden der Doctrinen herrührte, deren Repräsentant er gewesen war. Herr von Lafayette war in der That, sein ganzes Leben hindurch, der Ritter der individuellen Bürgschaften, der Mann der Protestation und der Revolte gewesen. Kaum vom Knaben zum Jüngling gereift, kämpft er für die Befreiung Amerika's; in der constituirenden Versammlung ist er es, der zuerst die Erklärung der Menschenrechte vorschlägt; später, als die Revolution weiter geht, als er gedacht und gewollt, kämpft er nicht gegen sie, er zieht sich zurück; unter Bonaparte, als er die Gefängnisse von Olmütz verlassen, bleibt er der Politik des Kaiserreichs, die er nicht begreift, fremd und findet nur 1815 die Sprache wieder, um abermals zu protestiren. Während der funfzehn Jahre der Restauration befindet sich Herr von Lafayette wieder in seiner natürlichen Rolle der Opposition und als die July-Revolution eintritt, so präsidirt er der Absetzung der Dynastie Carls X., läßt den Herzog von Orleans proclamiren und drei Monate nachher ist er wieder Mitglied der Opposition. Niemals affirmirt er, niemals thut er etwas von selbst und durch sich selbst; er ist kein constituirender oder regierender Geist, er ist und bleibt der Mann der Freiheit und der individuellen Bürgschaften; er ist bis zu Ende gewesen, was er in der constituirenden Versammlung war und mit einer um so schönern Mäßigung, als er sehr oft durch die Umstände der Versuchung ausgesetzt war, wollte er nie etwas anders als dieses seyn.

Jedenfalls ist es jetzt nicht mit den Doctrinen der constituirenden Versammlung, daß die getheilten socialen Elemente wieder vereinigt werden können, daß man die Anarchie der Intelligenzen und die Ueberspannung des Egoismus zügeln und endigen wird. Die Frage ist jetzt eine Frage der Gewalt und nicht eine Frage der Freiheit; es handelt sich nicht davon, das Feld der individuellen Freiheiten zu erweitern; sondern über sie, indem man sie respectirt, ein Regierungs-Princip, eine starke, leitende, moralische Gewalt zu stellen. Die Ideen der constituirenden Versammlung hat Herr von Lafayette mit ins Grab genommen und das Schweigen, welches seine Leichenfeier umgeben, hat laut bezeugt, daß die dem vornehmsten Repräsentanten der liberalen Ideen gezollte Huldigung der Vergangenheit galt.

Wenn man jetzt Wilhelm von Oranien und die Revolution von 1688 mit Ludwig Philipp und der Revolution von 1830 vergleicht, so wird man sich von den großen Verschiedenheiten überrascht fühlen, welche die scheinbare Aehnlichkeit der Ereignisse und der Menschen aufheben. Im Jahre 1688 war England wegen seines religiösen Glaubens aufgeregt; der Herzog von York brachte den katholischen Glauben mit auf den Thron und neigte sich, was die Verhältnisse der äußern Politik betraf, der Allianz mit Frankreich zu, welches auf dem Continent damals den Katholicismus repräsentirte. Das protestantische England neigte sich zu Holland. Diese lange Zeit offenkundige Divergenz zwischen dem Fürsten und dem Lande hatte Wilhelm den Weg zum Throne gebahnt. Wenn er, ganz seinem Hasse gegen Ludwig XIV. folgend, die Krone Englands annimmt, so geschieht es vorzüglich, weil er darin ein Mittel sieht, die europäische Ligue zu verstärken: wenig eingenommen für die Engländer, ganz mit seiner Tendenz hinsichtlich der äußern Politik beschäftigt, läßt er die lange erwarteten Reformen unter dem Schilde seines Namens geschehen. Unter seiner Regierung bildet die englische Constitution sich aus, die Gewalt des Parlaments wird bestimmt und die Aristokratie setzt sich in Besitz der Privilegien, die ihr jetzt entschlüpfen. Berufen von den Lords deckt Wilhelm, während er mittelst seiner neuen Macht seinen Haß befriedigt, wirklich mit seinem Schutze eine scharf charakterisirte politische Bewegung, welche für England der Anfang einer wahrhaft neuen Aere war.

Die July-Revolution dagegen war von niemand erwartet; vollbracht durch das Volk war sie, selbst mitten im Kampfe, mißkannt von den Deputirten der Bürgerschaft, die sich nur wider Willen darein ergaben, nachdem das Ereigniß geschehen und nicht mehr zu ändern war. Darauf wird mit einer Uebereilung, die durch die Furcht vor Unordnung motivirt war, der Herzog von Orleans, bis dahin während der ganzen Restauration sich freiwillig auf seine Privat-Angelegenheiten beschränkend, zum General-Lieutenant des Reichs und bald zum König ernannt, ohne irgend eine feierliche und langsame Berathung, wie sie 1688 der Thronbesteigung Wilhelms vorangegangen war. Allein im Bürgerthum dastehend hatte Herr von Lafayette mit Ruhe die Nachricht der Insurrection vernommen; er führte sie aus, sanctionirte sie und zog sich zurück. Der July-Revolution standen nur zwei Wege offen, der, welchen ihr ihr populairer Ursprung vorzeichnete, und der, welchen ihr die ganz bürgerliche Zusammensetzung ihres Personellen angab. Die Wahl mußte bald getroffen seyn. Einerseits hatte das von Neuem auf den Schauplatz getretene Volk weder seine Menschen, noch seine Doctrinen in Bereitschaft; anderntheils fühlte das Bürgerthum, plötzlich in den vollen Besitz der Gewalt gesetzt, bald die Nothwendigkeit, um nicht auf der populairen Straße auf Abwege zu gerathen, sich auf die Traditionen und Doctrinen der Restauration zu stützen, die einzigen, welche möglich waren; so daß, nach fünf Jahren, die July-Regierung, vom Volke ausgegangen, weiter gekommen ist, als die Restauration. Bis daher ist alles glücklich gegangen. Der Herzog von Reichstadt ist todt, die Herzogin von Berry ist in der Vendee doppelt gescheitert, die Republik ist unter den Trümmern des Klosters Saint-Merry begraben worden. Ludwig Philipp, allmächtig im Innern, gesucht von Europa, steht jetzt auf dem Gipfel seines Ruhmes.

Inzwischen (das sind nämlich immer die Gedanken des Herrn Barchou, die ich hier darlege) entwickeln sich neue Keime, unter dem Anscheine des Gedeihens. Zweimal ist zu Lyon eine schreckliche Frage erhoben worden: die Frage des Proletariats und die Unterdrückung der Insurrection hat ihre Lösung nur vertagt. Die Partei der Republik, obwohl unpopulair durch ihre Tradition, strebt jeden Tag mehr und mehr dahin, sich der socialen Fragen zu bemächtigen, welche die philosophischen Schulen erhoben, und der Augenblick scheint nah zu seyn, wo das Volk seinerseits in der politischen Stadt Platz greifen wird, wo es das Bürgerthum auf den Thron gesetzt. Wer wird die neuen und unermeßlichen Interessen vereinigen können, die sich neben den alten Rechten erheben, wer wird alle die

Digitized by Google

beweglichen Elemente, die sich mit jedem Tage vermehren, auf eine feste und dauerhafte Basis zu gründen vermögen? —

Der Herzog von Bordeaux, in welchem sich die ganze Vergangenheit der Monarchie resumirt und den sein Alter, seine Erziehung zur vollständigen Einsicht der neuen Zeitbedürfnisse zu berufen scheint, kann einzig diese erwünschte Versöhnung der Vergangenheit und Zukunft bewirken, und der Krisis ein Ende machen, die alle Tage ernstlicher wird, und für welche Ludwig Philipp, durch das Unglück seiner doppelt falschen Stellung, trotz seiner Geschicklichkeit, kein Heilmittel hat.

Nun folgen einige Ansichten über die politischen Verbesserungen, welche die legitimistische oder die Reform-Partei reclamiren, dann ein Capitel über die Restaurationen, sehr sinnreich gedacht, aber zu deren Unterstützung es unglücklicherweise unmöglich seyn würde, irgend ein historisches Beispiel anzuführen. Dieser ganze letzte Theil läßt die Restauration des Herzogs von Bordeaux als wahrscheinlich durchschimmern, und als bestimmt, die Final-Aehnlichkeit zweier Revolutionen fehlschlagen zu machen, oder, wenn man will, Lügen zu strafen.

Die Bewegung, sieht man, schreitet überall vorwärts und die Legitimisten selbst unterliegen, trotz der Vorurtheile ihrer Partei, dem Einflusse der Vorgefühle, die jetzt über die politische Zukunft Frankreichs sich verbreiten. Wenn es eines Beweises der Kraft der revolutionairen Ideen bedürfte, so würde man sie nöthigenfalls in dem Zeugniß finden, das ihr die einsichtsvollen Menschen der Partei geben, die von Natur am feindseligsten gegen sie gesinnt seyn muß. Es ist nur zu wahr, daß unter unsern kleinen politischen Zänkereien, sich jetzt die unermeßliche Frage des Proletariats regt, der man endlich die ernstliche Aufmerksamkeit schenken sollte, die sie verdient; es ist auch eben so wahr, daß der Titel und die Idee der Gewalt sich umzugestalten strebt und sich auf neue Principien zu stützen sucht, nachdem sie die alten aufgegeben. So muß man gestehen, daß das Princip der alten Legitimität, obgleich constitutionnell aufrecht erhalten, nicht mehr die sonstige Ehrfurcht findet, und, fast möchte man sagen, des Glaubens der Völker ermangelt. —

Wenn man den Gang der Juli-Regierung studirt, so ist es leicht zu sehen, daß ihre Mission bisher gewesen ist, die Souverainität des Bürgerthums zu constituiren, das bis dahin nur die Rolle der Opposition gespielt hatte, und dessen Gelangung zur Gewalt nicht über das Jahr 1830 zurückgeht. Die innere Ordnung, der Friede, der Schutz der materiellen Interessen sind bis jetzt sein ausschließlicher Wahlspruch gewesen. Aber indem die Regierung alle Ansprüche hierauf beschränkt, indem sie Allem, was die Gränzen dieses Programms überschreitet, einen unbeugsamen Widerstand entgegensetzt, autorisirt sie da nicht die Conjecturen derjenigen selbst, welche von andern politischen Combinationen die Lösung der großen Schwierigkeiten fordert, in welchen wir befangen sind? —

Was die philosophischen Motive betrifft, die Herr Barchou zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux anführt, so gestehe ich, daß sie mir nicht einleuchten. Wenn hat man je die neuen und siegreichen Begriffe und Bedürfnisse den Besiegten demüthig um Verwilligungen bitten sehen? Seit wann sind die alten und veralteten Rapen das Werkzeug der Principien geworden, die zu ersticken sie sich fruchtlos bemüht haben?

Der menschliche Wuchs.

Alles was die Natur hervorbringt — gleichviel ob wir den merkwürdig zusammengefügten Bau der thierischen Körper, die Bildung der Pflanzen, oder die regelmäßig eingerichteten Theilchen der Mineralien betrachten — ist in sich selbst vollkommen; und, gleichsam als wäre es Absicht, daß das Auge eines jeden beobachtenden Wesens befriedigt werden sollte, scheint alles, was wir wahrnehmen an eine gewisse Schönheits-Form gebunden zu seyn, so daß es in jedem Fall Bewunderung erregen muß. In dem Pflanzenreiche — von der Eiche des Waldes an bis zur anmuthig niederhängenden Weide des Thales, von den seltensten Blumen ausländischen Klima's bis zum gemeinsten Unkraut — bemerken wir die lieblichste Mannigfaltigkeit; so auch in dem Thierreiche, von den Löwen und Tigern an, welche raubsüchtig durch die Wälder streifen, bis hinab zu den Eidechsen und Schlangen, die in Gräsern und Sandwüsten kriechen, von dem Adler, der seinen Horst auf der höchsten Klippe anbaut bis zum kleinsten Colibri, der wie ein Atom im Sonnenstrahl umherflattert — alles was wir sehen erregt Erstaunen und Bewunderung.

Jedoch unter allem was erschaffen wurde, ist die menschliche Gestalt als das Bewundernswürdigste anerkannt worden: das macht die Richtigkeit seines Ebenmaaßes; ferner die außerordentliche Uebereinstimmung seiner Theile; ja endlich der Umstand, daß dem Ganzen so deutlich der Ausdruck höherer Verstandes-Kräfte eingeprägt ist. Dennoch ist die ganz vollendete Gestalt, in bedeutendem Maaße, von Ausbildung abhängig. Der Mensch ist sowohl in seinen physischen als moralischen Eigenschaften ein der Vervollkommnung fähiger Wilder. Seine Gattung ist durch Erziehung, zweckmäßige Nahrung, Kleidung und Bewegung dazu geeignet, aus dem Unförmlichen ins Zierliche sich umzugestalten, wie er z. B. aus dem Zustande der Eingebornen Neu-Hollands zu dem der verfeinerten Bewohner Europa's übergeht.

Die Verbesserungen, welche solchergestalt für den menschlichen Körper zu erreichen sind, möchten von äußerst geringem Einfluß auf die Körpergröße des Menschengeschlechtes erscheinen. Es scheint ein allgemeiner Maaßstab für die Höhe des Wuchses vorhanden zu seyn, wovon einzelne Abweichungen überall vorkommen; aber nimmt man das Menschengeschlecht im Ganzen, von der frühesten bis zur jetzigen Zeit, und unter allen Umständen von Klimaten und Nahrungsmitteln, so war stets und ist noch jetzt die Verschiedenheit ihrer allgemeinen Körperhöhe von fünf bis zu wenig mehr als sechs und, im äußersten Falle, sieben Fuß. Abgesehen von den wesentlichen Beweisen, die für diese Wahrheit geliefert werden können, ist es unserm Verstande ganz einleuchtend, daß menschliche Gestalten niemals größer waren und auch niemals größer seyn werden, als sie jetzt sind. Ihre im Durchschnitt angenommene Höhe von fünf bis sechs Fuß steht unbedingt in ganz richtigem Verhältniß zu der Höhe und Gestalt jener Thiere, deren Beistandes sie bedürfen, wie zugleich auch zur äußern Beschaffenheit der leblosen Natur. Philosophen fanden es gewöhnlich äußerst schwierig, die Gründe für die Höhe besonderer Gattungen anzugeben zu können, da Größe zuweilen das Zeichen der Wildheit und oft das des civilisirten Lebens ist. In unserm Lande reicht die Durchschnittshöhe von Männern bis fünf Fuß acht Zoll, die Durchschnittshöhe von Frauenzimmern bis fünf Fuß fünf Zoll, und alle, welche irgend einen dieser Maaßstabe übersteigen, oder unter demselben zurückbleiben, sind anzusehen als über oder unter der gewöhnlichen Richtschnur von Höhe stehend. In dem gemäßigten Klima Europa's kann man annehmen, daß die Größe der Menschengattung von fünf und einem halben bis zu sechs Fuß abwechselt; aber unter den hohen nördlichen Breitengraden, wo das Wachsthum der Thiere und Pflanzen durch die strenge Kälte gehemmt wird, sind die Menschen nur von niedriger Größe. Die Lappländer, Grönländer und die Esquimaux sind sehr klein und halten nur das Maaß von vier bis eben an fünf Fuß hinauf; doch es giebt kein gleichförmiges Gesetz zwischen einem besondern Klima und der Verschiedenheit menschlicher Höhe. Es ist wohl wahr, daß der Lappländer klein ist, doch der Norweger, der beinahe unter demselben Breitengrade lebt, ist groß; eben so

Digitized by Google

sind die Hottentotten, die im Süden von Afrika leben, sehr klein, während die Kaffern, ein benachbarter Stamm, groß, stark und muskulös sind. In Asien sind Chinesen und Japanesen fast von derselben Größe wie wir; aber die Mongolen und einige andere Stämme sind ausgezeichnet klein. Die Bewohner von Amerika stellen sich uns auffallend verschieden dar. In den Regionen nördlich von Canada sind Stämme von sehr großer Gestalt; bei den Cherokesen ragen einige über sechs Fuß hinaus, und wenige sind unter fünf Fuß acht oder zehn Zoll. Die westlichen Amerikaner vom Nootka-Sund, nahe bei Columbia, haben eine niedrige Gestalt; eben so sind viele Stämme in Süd-Amerika beschaffen. Die Patagonier, wilde Völker, welche am südöstlichen Ende des festen Landes von Süd-Amerika leben, werden uns gewöhnlich als die größten Riesen unseres Erdkreises beschrieben. Einige Reisende haben behauptet, daß diese Menschen bis zur Höhe von acht Fuß heranwachsen, welches wohl übertrieben ist. Ihre Höhe wurde mit großer Genauigkeit von den Spanischen Officieren im Jahre 1785 und 1786 gemessen, und es fand sich, daß die gewöhnliche Höhe sechs und einen halben bis sieben Fuß ausmachte, und die höchste war sieben ein und ein Viertel Zoll.

Personen von bemerkenswerther Höhe haben öfters existirt; unter diesen mögen folgende Beispiele, welche wir für sehr glaubwürdig halten, hier angeführt werden:

	Fuß.	Zoll.
Herzog Johann Friedrich von Braunschweig-Hannover maß	8	6
Einer der Gardisten des Königs von Preußen	8	6
Gilly, ein Schwede (zur Schau gestellt)	8	0
Reichardt von Friedberg, nahe bei Frankfurt	8	3
Martin Salmeron, ein Mexikaner	7	8½
Ein Irländer (als Skelett im londoner Collegium)	8	4
Ein dänisches Frauenzimmer, Namens La Pierre	7	0

Indessen wir solche und noch andere riesenhafte Menschengestalten in's Gedächtniß zurückrufen, können wir andererseits nicht übergehen, daß auch oft eine eben so merkwürdige Kleinheit gefunden wird.

Bebe, König von Polen, maß nur . . . . . 32 französische Zoll.
Bonolaski, ein polnischer Edelmann (in vielen Sprachen bewandert) 28 „ „
Stoberin, ein Frauenzimmer in Nürnberg . . 3 Fuß.

In einigen Familien scheinen diese Verschiedenheiten der Größe erblich gewesen zu seyn; so hatten Vater und Schwester des Riesen Reichardt eine riesenhafte Gestalt; die Aeltern, Brüder und Schwestern der Stoberin waren Zwerge. Es ist recht wohl bekannt, daß der König von Preußen (Vater Friedrichs des Großen) ein Corps von riesenmäßigen Gardisten hatte, worunter die größten Männer, welche aus allen benachbarten Ländern zusammengeworben werden konnten, sich befanden. Ein Regiment dieser Soldaten lag in Potsdam, funfzig Jahre lang, in Garnison. „Und jetzt," sagt Forster, „ist eine große Anzahl der gegenwärtigen Bewohner jenes Ortes von einer Riesenhöhe, und dieses zeigt sich am auffallendsten in den zahlreichen Riesengestalten der Frauenzimmer, und man hat dieses unbedingt den Verbindungen und Wechselheirathen dieser großen Männer mit den Frauenzimmern jenes Ortes zuzurechnen."

Alle dergleichen Fälle, wo sich ein Uebermaaß oder eine Verringerung in der Entwickelung des menschlichen Körpers äußert, können als Unregelmäßigkeiten der Natur, oder als eine Art von Mißgestalten (Monstrositäten) angesehen werden. Demnach sind diejenigen Leute, welche den gewöhnlichen Maaßstab der Höhe überschritten haben, im Allgemeinen von unverhältnißmäßigem Körperbau, und ermangelten in der Regel der Kraft, die ihrer Größe angemessen war. Es scheint in solchen Fällen das Nervensystem unzureichend zu seyn, den Forderungen der widernatürlichen Körpergröße durch Muskular-Kraft und geistige Energie zu entsprechen. Mit Recht muß man davon ausgehen, daß ein gewisses Gleichgewicht zwischen Seele und Körper vorhanden seyn sollte; und wenn daher, nach ursprünglicher Gestaltung des Körpers, oder nach einem üppigen Uebermaaß von Kraft, der menschliche Körperbau eine unnatürliche Größe und Ausdehnung erreicht, so wird nothwendigerweise die Seele selbst geschwächt und zerrüttet. Zwerge werden meistentheils Opfer von Krankheiten; sie sind im Allgemeinen mißgestaltet; ihre Köpfe sind groß, und ihre Kräfte, physische wie geistige, sehr schwach. Sonach kann man schließen, daß es wenige gesunde wohlgestaltete Menschen mit allen den Kennzeichen ihrer Gattung giebt, welche über oder unter der angenommenen Höhe ihrer Landsleute stehen. Die Ursachen, welche diese Verschiedenheiten von Körpergröße hervorbringen, sind nicht genau bekannt; aber ohne Zweifel wird man eine einfache Lebensart, nahrhafte Lebensmittel und eine gesunde Atmosphäre am bewährtesten finden, um eine volle, gesunde und natürliche Entwickelung des menschlichen Körpers zu begünstigen. Das Menschengeschlecht, das sich dem Wunderbaren so gern hingiebt, war immer sehr geneigt, den fabelhaften Erzählungen der außerordentlichen menschlichen Körpergröße in den frühesten Zeitaltern der Welt Glauben beizumessen.

Es ist der Gebrauch aller Dichter und früheren Geschichtschreiber, welche oft in das Land der Fabeln hinüberschweifen, die Riesen darzustellen als wären sie die Vorältern und Stammväter der Nationen, deren Ruhm sie besingen, und deren Geschichte sie erzählen; aber solche Erzählungen gründen sich meistentheils nur auf Volkssagen, welche zuweilen durch Traditionen des Aberglaubens, nicht selten aber auch durch vorbedachten Betrug eingennütziger und besserunterrichteter Personen entstanden sind. Um die Energie des Volkes aufzuregen, und es zum Kriege anzutreiben, stellten die Anführer desselben die Feinde als riesenartige Wesen dar, welche es (das Volk) ausrotten würden, wenn es sich nicht zu den unternehmendsten und kühnsten Heldenthaten rüstete. Wir haben schon erwähnt, daß es unzweifelhafte Beweise für die Wahrheit giebt, daß das Menschengeschlecht in keiner Hinsicht an Körpergröße und Kraft abgenommen hat. Diejenigen, welche für die allmählige Ausartung des Menschengeschlechts sprechen, stützen sich auf unhaltbare Gründe. Die Worte der heiligen Schrift, daß „es in den ältesten Tagen der Vorzeit Riesen gegeben habe," sind der Keim mancher unnützen Untersuchung gewesen; denn während einige behauptet haben, daß alle Menschen vor der Sündfluth Riesen waren, haben andere den richtigern Schluß gezogen, daß es nie Riesen gegeben hätte, daß aber diese Benennung nur Menschen bezeichnen sollte, welche ihrer ausgeübten Verbrechen und Gewaltthaten halber berüchtigt waren. Wirklich ist kein Grund vorhanden, zu glauben, daß die allgemeine Körpergröße des Menschen, wie sie vor der Sündfluth gewesen, von derjenigen, die wir jetzt vor Augen haben, verschieden war; jedoch daß einige wenige sehr riesenartige Menschen existirt haben, ist nach glaubhaften Zeugnissen nicht zu bezweifeln; indessen können Beispiele, wie die obenangeführten, von ungewöhnlicher Größe keineswegs als wundervoll, oder als außer dem gewöhnlichen Gang der Erfahrung liegend betrachtet werden.

Die Ueberbleibsel ägyptischer Mumien, welche aus dem fernsten Alterthum aufbewahrt sind, beweisen hinlänglich, daß die Körpergröße der Aegypter nicht über die gewöhnliche Menschengröße hinausreichte; da deren viele 5 Fuß 6 Zoll, 5 Fuß 8 Zoll ꝛc. messen. Ueberdem kann man aus der Art der noch erhaltenen Helme und Brustharnische, der zu ihrer Wohnung bestimmten Gebäude, so wie der Denkmäler und Kunstwerke, die dem Wechsel der Zeiten entrissen worden sind, mit Sicherheit schließen, daß die Menschen früher durchaus nicht größer von Gestalt waren, als sie jetzt sind. Es sind oft ungeheuer große Knochen aufgegraben worden, und man zeigte sie vor als Knochen von Menschen, welche, bei näherer Be-

Digitized by Google

sichtigung, für Knochen von Thieren erkannt wurden. Im Jahre 1613 zeigte man die Knochen eines großen Riesen, Namens Teutobachus, durch ganz Europa; aber man fand, nach genauer Untersuchung, daß es Knochen eines Elephanten waren. Es ist merkwürdig, daß sogar der große Natur-Geschichtschreiber Buffon auf einen ähnlichen Irrthum verfiel, welcher durch Blumenbach berichtigt worden ist. . . . . n.

Ein Duell in Grönland.

(L.)

Die Grönländer bedienen sich weder der Pistolen noch des Degens, um ihre Zwistigkeiten auszumachen; Folgendes ist das sonderbare Mittel, wozu sie greifen:

Der beleidigte Grönländer verfertigt eine Satyre auf seinen Gegner und sagt sie so lange her, bis die Frauen und Domestiquen des Hauses sie auswendig wissen; dann kündigt er öffentlich an, daß er mit seinem Feinde an einem Orte, den er bezeichnet, zusammenzutreffen wünsche; dies Zusammentreffen findet statt, der Beleidigte singt sein Spottgedicht, unter Begleitung einer Art von Tambourin, und seine Freunde machen Chor mit ihm; er häuft Epigramme nach Kräften und sucht die Zuhörer zum Lachen auf Kosten seines Gegners zu reizen. Der andere bestrebt sich nun, auf gleiche Weise seine Revanche zu nehmen und die Lacher auf seine Seite zu bringen; seine Anhänger verfehlen nicht zu applaudiren, jeder spricht mehreremale und die Versammlung endigt damit, demjenigen Recht zu geben, der sich als den besten und witzigsten Dichter gezeigt hat.

Möchten doch unsere civilisirt seyn wollenden europäischen Duellustigen diese Mode annehmen! sie entscheidet oft wohl besser über das Recht und kostet doch kein Blut, das unsere Jugend für edlere Zwecke aufsparen sollte.

Deutsche Literatur.

Neffe und Oheim.

Novelle

von

Penseroso.

Leipzig, Wienbrack, 1835. Erster Band 236 S. Zweiter 273 S. Dritter 241 S. Vierter 253 S. Octav.

Eine Novelle von vier Bänden? Das soll wohl heißen ein Roman! Doch der Verfasser scheint es auf dem Titel mit der herkömmlichen Bedeutung fremder Worte nicht genau zu nehmen, denn der Name Penseroso, mit dem er seine Eigenthümlichkeit bezeichnen will, paßt nicht auf ihn, dagegen er vollkommen berechtigt wäre, sich Osservatore oder Cosmopolita zu taufen. Nicht durch tiefes, ernstes und schwermüthiges Nachdenken, worauf jener vorbereitet, unterscheidet er sich; wohl aber durch seltne, feine und glücklich angewandte Welt- und Menschenkenntniß, die in mehreren Ländern, in guter und schlechter Gesellschaft zu Hause, einen Beobachter gebildet hat, der nie in Menschenhaß versinkt noch in unbedingte Bewunderung, und anziehend und überraschend bleibt, ohne zu Unwahrscheinlichkeiten seine Zuflucht zu nehmen. Er tritt beliebten Erzählern des Auslandes zur Seite, die er studirt hat wie man soll, und ahmt nach, wie bloße Nachahmer nicht vermögen.

Der Neffe ist ein junger liebenswürdiger Graf, Sohn eines Griechen und einer deutschen Mutter, welcher ihr Gatte auf ihre Besitzungen in Ungarn gefolgt ist, und nach dem frühen Tode beider Eltern abhängig von dem Bruder seiner Mutter, der, wenig älter als er, seine Erziehung und Vormundschaft übernommen hat. Dieser Oheim ist eine Art Allworthy, mild, wohlthätig und weise, frei von Pedanterie. Der Neffe verliebt sich, während seines Aufenthaltes in Sachsen, in ein reizendes, gebildetes, tugendhaftes Mädchen von angesehener bürgerlicher Familie, gewinnt ihre Gegenliebe, bewegt seinen Oheim, die Bekanntschaft des jungen Frauenzimmers und ihrer Umgebung zu machen, erhält dessen Einwilligung, und führt die Neuvermählte in seine Heimath. Aber nach bald entflohenen Honigmonden entführt ihn Thätigkeitstrieb, angeerbte Vaterlandsliebe, und die Verlockung einer schönen, stolzen und leidenschaftlichen Griechin und eines nichtswürdigen Griechen seiner ländlichen Einsamkeit, und läßt ihn Ruhe, Vermögen und Gesundheit einem Heldenkampf opfern, von dem er nicht unberühmt, aber unbelohnt, und durch die Griechin und ihren Helfershelfer mehrfach betrogen, siech und reuig nach Triest zurückkehrt. Dort eilen ihm Oheim und Gattin versöhnt entgegen, und hoffen, wenn nicht alles, doch etwas an ihm herstellen zu können. Diese Hoffnung vernichtet der Meuchelmord des Griechen, der ihm mit der Furie, seiner Gebieterin, nachgeschlichen ist. Nach diesem Unfall zieht sich die Gräfin, unter Obhut des Oheims, auf ihre Besitzung zurück. Die, welche das Schicksal für einander bestimmt zu haben scheint, erkennen nach und nach sich selbst, und schließen eine Verbindung, die beide beglücken muß, wenn irgend etwas auf Erden Anspruch darauf besitzt.

Mehr von dem Inhalt des Buches verrathen, hieße den Genuß eines Erzeugnisses verkümmern, zu welchem einzuladen der Zweck dieser erkenntlichen und bescheidenen Anzeige ist. Ungleich reichhaltiger als sie voraussetzen läßt, umfaßt es eine Fülle von Personen, Begebenheiten und Verhältnissen, und doch nichts Ueberflüssiges und Ungehöriges, nichts was nicht wesentlich zum Fortschreiten der Handlung beiträgt. Die große und kleine Welt in Sachsen und Ungarn, die ehrenwerthen und lächerlichen Charaktere, sind aus dem Spiegel gestohlen, auch die besten, den Oheim und die junge Gräfin vielleicht ausgenommen, nicht ganz rein von Gebrechen und Mängeln, die Verzeihung begehren, aber keine mit solchen, die keine Verzeihung finden. Die versagt man nur der Griechin und dem Griechen; doch ist dieser wenigstens erklärlich, und überschreitet in seiner Rohheit die Natur nicht, und jene, durch Stolz und wüthende Leidenschaftlichkeit zu empörenden Verbrechen hingerissen, zeigt wenigstens eine ungewöhnliche Seelenstärke, die in unserm Abscheu gegen sie einen Anflug der Bewunderung mischt. Zu besonderm Dank fühlen wir uns dem Dichter verpflichtet, daß er sich einer Unsitte neuerer Zeit enthalten wollen, der es beliebt, ihren Romanen, Novellen und Dramen, moralische, politische und ästhetische Declamationen einzuverleiben, die in einem Lehrbuch, in einer Abhandlung, mit Beifall aufgenommen werden dürften, aber die Handlung hemmen, die Theilnahme unterbrechen, und eben so gut dem Mann im Monde in den Mund gelegt werden könnten, als dem Sprecher, welchem man sie zuschreibt. Nunc dic de tribus copellis!

Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1099. Hamburg. Mittwoch, den 23. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Niedour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Königsmörder in Frankreich, seit Heinrich III. bis zu Ludwig Philipp. . . . . Seite 905
Briefe über Amerika. . . . . „ 907
Die Schweiz. . . . . „ 910
Vaterländische Berichte, für das Großherzogthum Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handels-Vereins. Herausgegeben von G. W. Freiherrn von Wedekind. . . „ 911
Das Vaterland. Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben. Verantwortliche Redacteuren: Professor Fr. Bülau und Professor J. Waiske. . . . . „ 912

Die Königsmörder in Frankreich, seit Heinrich III. bis zu Ludwig Philipp.

(Aus dem Impartial.)

(N.)

Die neuere Geschichte hat zwei Epochen, die durch den politischen Meuchelmord eine Celebrität erhalten haben; beide fallen in die Zeiten von Bürgerkriegen. Die erstere ist die Epoche der Religionskriege, die zweite die der Freiheitskriege; die Eine liegt uns schon fern, durch mehr als zwei Jahrhunderte geschieden; die Andere währt noch jetzt fort, indem Frankreich Opfer und Zeuge eines der großen Verbrechen gewesen ist, welche die Völker und die Könige in Schrecken und Bestürzung versetzen.

Sobald jemand erst den Gedanken zu einem Meuchelmord gefaßt hat, wird er ihn auch nicht wieder los; er kann ihn bekämpfen, ja ihn selbst eine geraume Zeit zurückdrängen, doch wird er ihm am Ende stets unterliegen. Ein solcher Mensch ist zum Mörder geboren. (?!)

Der Meuchelmord ist das Werk eines Einzigen oder einer kleinen Masse Mißvergnügter, die keine Partei bilden. Die Parteien wissen schon, daß ein solches Verbrechen ihr Tod ist und daß sie gleichzeitig mit dem Opfer ihren Geist aufgeben müssen. Keine blutige Revolution hat noch ein gutes Ende genommen: das Haupt eines Königs wiegt zu schwer in der politischen Waagschale. Die Hinrichtungen Carls II. und Ludwigs XVI. sind wohl abscheulicher, als die Meuchelmorde eines Ravaillac und eines Jacob Clements; denn sie bekunden nicht bloß ein einzelnes Individuum, sondern eine ehrsüchtige und rasende Faction, die es vergißt, daß die Person der Könige geheiligt ist; sie begehen demnach ein doppeltes Verbrechen, indem sie einen Menschen morden und die constitutiren Gesetze des Staates verletzen.

Ein Meuchelmord, der von Mehreren aufgefaßt und geleitet wird, nimmt den Namen Complott und Verschwörung an, ist auch minder ehrlos als es die anderen Meuchelmorde sind, ja er macht die Mörder oft, wenn er gelingt, zu Helden. Die Geschichte hat hiervon mehrere Beispiele aufzuweisen. Es giebt überdem Abstufungen des Meuchelmordes, die mehr oder minder infamirend sind, je nach der Lage und dem Zwecke dessen, der ihn unternimmt, und der Person, auf die er abgesehen ist.

Charlotte Cordap und Mallet sind ein paar Mörder, die man nie einem Ravaillac und einem Fieschi gegenüberstellen wird. Wenn Mallets Unternehmen Erfolg gehabt hätte, so wäre er ein Held gewesen! Griechenland hat einem Harmodius und einem Aristogiton Statuen gesetzt, und die Bibel rühmt uns die von einer Debora und von einer Judith mit Heldenmuth ausgeführten Ermordungen.

Man könnte unter dem Titel: Physiologie der religiösen und politischen Meuchelmorde, ein höchst merkwürdiges Buch schreiben. Man würde daraus sehen, daß alle Meuchelmörder fast von gleichem Charakter gewesen, anfangs auf gleicher Bahn gegangen sind, und daß sie einen ihnen ganz eigenthümlichen bizarren, exaltirten und tiefsinnigen Ausdruck der Physiognomie gehabt haben, so daß mit des Einen Bildniß fast aller Anderer Bildnisse Aehnlichkeit haben.

Hier das des Damiens.

Damiens war ziemlich groß gewachsen; er hatte ein etwas längliches Gesicht, einen kühnen und durchbohrenden Blick, eine gekrümmte Nase, einen eingekniffenen Mund, er sprach oft mit sich selbst, war voller Eitelkeit, mochte sich gern bemerklich machen, war begierig auf Neuigkeiten, tadelte, obgleich sonst wortkarg, gern die Regierung, beharrte fest in dem, was er sich einmal vorgenommen hatte, war ein unverschämter Lügner, bald devot, bald wieder gottlos, wechselte mit der Ausübung von Verbrechen und der Reue darüber, und war stets das Spielwerk eines glühend heißen Blutes.

Er wechselte oft seinen Namen. Sein Unbestand und die düstre Unruhe seines Charakters ließen ihn nicht lange in einer und derselben Wohnung, in einem und demselben Betriebe ausdauern. Es war, wie Voltaire sagt, ein Mann, dessen düstre und feurige Gemüthsstimmung stets an Wahnsinn gränzte.

Schon als Kind hatte Damiens sich durch seine Bösartigkeit den Beinamen Robert der Teufel erworben.

Ist dies Portrait nicht ganz dasjenige von all den Mördern, die seit dreihundert Jahren dem Leben mehrerer unsrer Könige nachgestellt haben? Ob der Mörder Poltrot, ob er Jacob Clement, Johann Chatel, Barriere, Ravaillac oder Louvel hieß, immer findet man bei ihm die charakteristischen Züge der Physiognomie und der Sinnesart des Damiens wieder. . . . Vor allem aber paßt dies Bild auf den Fieschi.

Fieschi hat ein etwas längliches Gesicht, einen verwegenen und durchbohrenden Blick, eine gekrümmte Nase und einen eingekniffenen Mund; er ist im höchsten Grade eitel, wie sich dies in allen seinen Reden und vorzüglich darin bekundet, wie er sich mehreremale gegen Herrn Laverat

Digitized by Google

ausgesprochen hat. Sein Wunsch ist, sich in einem noch höheren Grade als Damiens auszuzeichnen — davon zeugt sein ganzes Leben. Wir wollen in dieser Beziehung eine Aeußerung anführen, der man nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Bei der Durchsuchung des Fieschi ward ein kleines Päckchen Pulver bei ihm gefunden. „Was führten Sie mit diesem Pulver im Schilde?" fragte ihn ein Nationalgardist. „Ich wollte mir einen Namen damit erwerben," war Fieschi's Antwort. So war es des Nachruhms wegen, daß Herostrat den Tempel von Ephesus niederbrannte, und Ravaillac Heinrich IV. mordete! In gleicher Absicht hatte Fieschi Ludwig Philipp tödten wollen, und statt seiner einen Marschall und vierzehn andere Personen getödtet! Um sich einen Namen zu machen, verübt er die größten Verbrechen!

Zu Poperingue, einem kleinen Dorfe in der Nähe von Ypern, hatte Damiens gesagt: „Wenn ich wieder nach Frankreich komme, so werde ich dort freilich meinen Tod finden; aber auch der Mächtigste auf Erden muß ja sterben, und man wird von mir hören." Dies war im August 1756, und fünf Monate später machte er den Mordversuch auf Ludwig XV.

Fieschi hatte sich einige Zeit vor dem verhängnißvollen 28. July ungefähr in derselben Weise gegen einen Freund von ihm geäußert.

Man gebe einem Menschen ein Diebsorgan, und es wird niemand sicher vor ihm seyn, er wird ein Straßenräuber werden. Man gebe ihm das Organ religiöser oder politischer Schwärmerei, und er wird in Zeiten von Religions- oder Freiheits-Kriegen ein Königsmörder werden.

Poltrot und alle die andern Mörder Guise's waren überspannte Hugenotten; sie haben es eingestanden, daß nur der Haß wider die Katholiken sie zu ihrem Verbrechen verleitet hat. Jacob Clement, Barriere, Johann Chatel und Ravaillac waren nach Anhörung der wüthigen Lehren der Liguistenhäupter auf ihr höllisches Unternehmen verfallen. Ravaillac gerieth in Wuth, wenn er nur das Wort Hugenott nennen hörte. Damiens wollte an Ludwig XV. die Verfolgungen rächen, welche dieser König die Jansenisten hatte erleiden lassen.

Nicht minder merkwürdig an diesen Menschen ist, wie schon erwähnt, ihre Unstätigkeit. Fieschi, der in Allem in ihre Fußstapfen getreten, hat nirgends Ruhe gefunden und sich nach einander mehreremale in Corsica, in Italien, in mehreren Theilen von Frankreich ꝛc. herumgetrieben.

Die Art und Weise, in welcher fast alle Meuchelmörder ihr Verbrechen vollführt haben, ist ebenfalls ziemlich gleichförmig gewesen; alle sind mit einer erstaunenswürdigen Verschmitztheit zum Ziel gelangt. Jacob Clement stellte es in folgender Weise an, um Heinrich III. beizukommen.

Als der General-Procurator La Gueste in Gesellschaft seines Bruders von Vanvres nach St. Cloud reiste, begegnete er unterweges dem Jacob Clement und ließ ihn auf seine Aeußerung, daß er dem Könige wichtige Dinge mitzutheilen habe, von seinem Bruder hinter sich aufs Pferd nehmen, um ihn nach St. Cloud zu befördern. Es hat wohl nie einen unerschütterlicheren Menschen gegeben, als dieser Mönch war: er aß ganz unbefangen mit den Leuten von La Gueste zu Abend, ließ sich durch keine der Fragen, die sie an ihn richteten, in Verlegenheit setzen, und lag die ganze Nacht hindurch in tiefem Schlaf versunken. Als er am andern Tage, den 2. August 1589, durch La Gueste in das Gemach des Königs geführt worden war, näherte er sich diesem ohne irgend eine Unruhe zu verrathen, sprach auch ohne Anstoß, und übergab ihm mehrere Briefe. Während der König diese las, nahm er den Augenblick wahr, ein Messer aus seinem Aermel zu ziehen, und stieß es ihm in den Leib. So wie der König sich verwundet fühlte, stieß er einen Schrei aus, riß selbst das Messer aus der Wunde, und versetzte dem Mörder zwei Stiche damit, einen in den Kopf und den andern in die Backe. La Gueste, der zugegen war, zog sogleich den Degen und versetzte dem Mönche einen tödtlichen Streich.

Des Mörders Leiche ward hernach geviertheilt, verbrannt und die Asche in den Wind gestreut.

Poltrot ward vier Wochen nach der That, Johann Chatel schon den nächsten Tag, Ravaillac nach 13 Tagen, und Damiens nach 51 Tagen hingerichtet.

Johann Chatel war 19 Jahre, Jacob Clement 25 Jahre, Ravaillac 32 Jahre und Damiens 48 Jahre alt.

Sie zeigten insgesammt eine große Standhaftigkeit mitten unter den grausamsten Qualen und Torturen. Da die Art ihrer Hinrichtung sich fast völlig gleich gewesen ist, so wollen wir nur die Eine, die des Ravaillac, nach den Memoiren jener Zeit beschreiben.

Die Hinrichtung Ravaillac's erfolgte am Donnerstag, den 27. Mai 1610. Den Dienstag zuvor hatte er die Tortur bestanden. Er war dreizehn Tage lang in der Conciergerie des Pallastes von la Tour-de-Montgommeri, an einen Stuhl gefesselt, mit Ketten an den Füßen und die Hände auf den Rücken gebunden, eingekerkert gewesen. Seine Wächter wurden alle zwölf Stunden gewechselt. Man führte ihn mit verbundenen Augen ins Parlament, und die Binde ward ihm erst dann abgenommen, als er den Saal betreten hatte. Er zeigte sich ganz gefaßt, und warf sich vor einem Crucifix auf die Kniee, wie wenn er hätte beten wollen; er mag auch wohl gebetet haben, denn wer kann in die Mysterien eines fanatischen Gemüthes eindringen, wie verbrecherisch es auch seyn mag! dann küßte er die Erde, wandte sich zu seinen Richtern, und gestand sein Verbrechen; aber zur Nennung seiner Mitschuldigen war er nicht zu bringen. Gegen 9 Uhr Morgens ward er neuerdings, und in der strengsten Weise, gefoltert, bekannte aber nicht mehr als zuvor. Nachdem das Urtheil über ihn gefällt worden war, ward er, wie es der Brauch mit sich brachte, in die Kapelle geführt, wonach er mit vielem Appetit sein Mittagsmahl verzehrte. Gegen 2 Uhr holte man ihn aus seinem Gefängnisse ab und fuhr ihn auf einem Karren vor den Haupteingang von Nôtre-Dame, wo er mit einer brennenden Kerze in der Hand Kirchenbuße thun mußte. Darnach ward er abermals auf den Karren gesetzt und festgebunden, nur den Henker neben sich, ohne einen Geistlichen. Man hatte große Mühe ihn bis zum Greve-Platz zu schaffen, weil das wüthige Volk ihn zerreißen wollte; auch würde man dieses gar nicht haben verhindern können, wenn der Delinquent, wie man es sonst mit Hochverräthern gehalten hatte, auf einer Schleife nach der Richtstätte gebracht worden wäre. Ravaillac langte gegen 4 Uhr auf dem Greve-Platz an, doch war der Andrang des Volkes so groß, daß, so stark auch die Bedeckung war, fast eine halbe Stunde verstrich, ehe man ihn aufs Schaffott bringen konnte. Die Prinzen des Hauses Guise und viele andere Große hatten die Fenster des Stadthauses in Beschlag genommen, und vier- bis fünfhundert Edelleute umgaben zu Pferde das Schaffott. Herr Filisac, Doctor der Sorbonne und Pfarrer zu Saint-Jean-en-Greve, und Herr Gamache, ebenfalls Doctor der Sorbonne und Professor der Theologie, auch zu Pferde, hielten in der Nähe des Schaffotts und ermahnten den Delinquenten zur Buße und zur Nennung seiner Mitschuldigen, ja sie saßen ab und begleiteten ihn unter freundlichem Zureden und unter Androhungen bis auf das Schaffott.

Nach einem kurzen Gebete ward Ravaillac von dem Henker auf den Rücken gelegt, an beiden Beinen und Armen an vier Pferden festgebunden, während sein Körper zwischen ein paar Pfählen mitten auf dem Schaffott eingeklemmt und befestigt ward. In dieser Lage redeten die Doctoren, der Greffier und selbst der Henker ihm noch einmal aufs eindringlichste zu, doch Alles zu bekennen. Da er indeß in seinem Schweigen verharrete, so stimmte einer der Doctoren das Salve an, was aber das erbitterte Volk nicht dulden wollte und den Gesang durch tausend und tausend Flüche gegen Ravaillac, unterbrach. Nun zwickte der Henker ihn am ganzen

Digitized by Google

Leibe mit glühenden Zangen; seine rechte Hand, in welche man ihm das Messer gegeben, womit er Heinrich IV. ermordet hatte, ward an einem langsamen Feuer, auf welches der Henker von Zeit zu Zeit Schwefelstangen warf, bis an das Gelenk abgebrannt; hiermit fertig, tröpfelte der Henker in die mit der Zange gezwickten Wunden erst geschmolzenes Blei, dann siedendes Oel und Baumharz und zuletzt ein Gemisch von geschmolzenem Wachs und Schwefel. Bei jeder neuen Qual ward der Delinquent aufgefordert, seine Complicen zu nennen, doch stets vergebens. Nun endlich trieben die Henker die Pferde an, die über eine Stunde lang aus Leibeskräften anzogen. Als einer der anwesenden Edelleute sah, daß das eine Pferd fast ganz erschöpft war, so spannte er es aus und sein eignes dafür ein; aber minder barbarisch als dieser Edelmann, beförderte der Henker, da er sah, daß Ravaillac dem Verscheiden nahe war, die Theilung des Körpers durch Einschnitte, und nun ging ein jedes der Pferde mit einem Stücke davon. Jetzt war das Volk aber nicht länger zurückzuhalten; es warf sich auf den zurückgebliebenen Rumpf des Kadavers, trat ihn unter die Füße, zerriß ihn in kleine Fetzen, schleifte diese unter wüthigem Schreien und Fluchen durch die Straßen und verbrannte sie in den verschiedenen Stadtvierteln, so daß der Henker auf dem Greve-Platze diese Procedur nur an ein paar unförmliche Reste ausüben konnte.

Pierre de l'Etoile setzt hinzu, daß Ravaillac, als er gesehen, daß das Volk die Absingung des Salve nicht zugeben wollte und sich in Verwünschungen wider ihn ergoß, sich an einen der beiden Doctoren der Sorbonne gewandt und zu ihm gesagt habe, er würde, wenn er gewußt hätte, daß das Volk seinen König so sehr liebte, wie er dies nun sähe, nicht gethan haben, was er gethan hätte, und was er nun von Herzen bereue; aber er sey nach dem, was er so gehört habe, der Meynung gewesen, daß er das Volk retten würde, wenn er sich für dasselbe aufopferte. „Ich sehe nun wohl," fuhr er fort, „daß ich mich geirrt habe, da das Volk selbst sich an meiner Hinrichtung weidet und die Pferde hergiebt, die mich zerreißen sollen." Als er dann einen der Doctoren gebeten, ihm die Absolution zu geben, antwortete dieser, das könnte nur dann geschehen, wenn er seine Mitschuldigen angäbe. Da erwiederte Ravaillac, er habe deren nicht, und man möchte ihm die Absolution bedingungsweise ertheilen. „Nun, Ihr sollt sie haben," sagte der Doctor, „aber ich spreche statt der Absolution nur Verdammniß aus, wenn Ihr mich hintergeht, und dann fahret Ihr, ohne alle Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit, in die Hölle!" Ravaillac war dies zufrieden.

Diese, der Kannibalen würdige, Hinrichtungsweise, war bis zur Revolution allen Königsmördern vorbehalten, auch wurden alle ihre Güter confiscirt und ihre Familien mußten, nachdem sie zuvor ihre Namen verändert, Frankreich in der kürzesten Frist verlassen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über Amerika.

(Man vergl. No. 1079 und 1080 unsers Blattes.)

(L.)

New-York, den 15. July 1835.

Wenn irgend etwas fähig ist, die Freunde des Friedens über die Möglichkeit eines Bruches zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten zu beruhigen, so ist es gewiß der Anblick, den in diesem Augenblicke die Vereinigten Staaten selbst darbieten. Jetzt handeln die Amerikaner aller Parteien in ihren Privat-Angelegenheiten, wie Leute, die fest überzeugt sind, daß kein Mißverständniß eine Störung des Handels ihres Landes hervorbringen kann. Derjenige, der zu Boston, New-York oder Philadelphia an dem Tage gelandet haben würde, wo man die Wirkung erfuhr, die die Botschaft des Generals Jackson in Frankreich hervorgebracht, und der bis jetzt den Epimenides gespielt hätte, würde Amerika nicht wieder erkennen. Der Unruhe ist das unbeschränkteste Vertrauen gefolgt. Jedermann speculirt und man speculirt auf Alles. Die kühnsten Unternehmungen erschrecken nicht; alle finden Subscribenten. Von dem Maine bis an den rothen Fluß sind die Vereinigten Staaten eine unermeßliche Straße Quincampois geworden. Bis jetzt ist jedermann im Vortheil, wie dies immer geschieht, so lange die Speculation im Steigen ist. Da das Geld leicht gewonnen wird, so ist niemand geizig; die Consumtion ist enorm und glücklicherweise fühlt Lyon die Wirkungen davon.

Ich sagte, daß man auf Alles speculire; doch irrte ich mich darin. Der Amerikaner, wesentlich positiv, wird niemals auf Tulpen, selbst zu New-York, speculiren, ob man gleich da holländisches Blut in den Adern hat. Jetzt sind die vorzüglichsten Gegenstände der Speculation dieselben, die gewöhnlich den berechnenden Geist der Amerikaner beschäftigen, Baumwolle, Terrain für Städte und Ackerbau, Eisenbahnen und Banken.

Die Liebhaber von Terrain streiten sich am äußersten nördlichen Ende um die an Bauholz reichen Fichtenwälder, im Süden um die Sümpfe des Mississipi, um die Ländereien zum Baumwollenbau von Alabama und des rothen Flusses und im Westen um die Roggenfelder und die Weiden von Illinois und Michigan. Die unerhörte Entwickelung einiger neugebauten Städte, so zu sagen von gestern, haben Millionen Köpfe verdreht, und man strömt nach den vortheilhaft gelegenen Localitäten, wie wenn binnen zehn Jahren drei oder vier Städte, wie London und Paris, und ein Dutzend wie Liverpool, ihre Straßen, ihre Monumente, ihre mit Magazinen bedeckten Quais, ihre mit Masten angefüllten Häfen auf das amerikanische Gebiet versetzen sollten. Zu New-York hat man Loose für eine Bevölkerung von zwei Millionen Einwohner, in Neu-Orleans für eine Million wenigstens, verkauft. Man hat als Baustellen für Häuser pestilenzialische Sümpfe und himmelhohe Felsen vertheilt. Die beweglichen Terrains, grundlose Schlupfwinkel der Alligators, die Seen von Neu-Orleans, welche zehn Fuß Wasser haben, und das Bett des Hudsons, das zwanzig, dreißig, funfzig hält, haben zahlreiche Käufer gefunden. Man nehme die Karte der Vereinigten Staaten und suche den See Erie, der vor zwanzig Jahren noch eine Einöde war, und steige von da nach dem westlichen Puncte hinauf. Von da komme man zum See Saint-Clair; von da wende man sich nach Norden und passire den Huron-See; man fahre in den See Michigan und dringe im Süden so weit vorwärts, bis das Wasser fehlt. Da wird man eine kleine Stadt finden, Chicago genannt, einen der Posten, den die Franzosen, zur Zeit ihrer unermüdlichen Excursionen in Nord-Amerika, gegründet haben. Chicago scheint für die Zukunft zu einem bedeutenden Handel berufen zu seyn. Es wird an der Spitze eines Canals liegen, der den Mississipi mit den Seen und dem Sanct Lorenzo verbindet. Aber das jetzige Chicago hat kaum zwei- oder dreitausend Einwohner. Die Ländereien von Chicago und dessen Umgebungen sind von bewundernswerther Fruchtbarkeit; aber diese Ländereien sind noch unangebaut. Nichtsdestoweniger ist das Terrain 10 Meilen in die Runde verkauft, wieder verkauft und noch einmal verkauft in einzelnen Parcelen, nicht zu Chicago, sondern zu New-York, das, nach dem jetzigen Wege, achthundert Stunden davon entfernt liegt. Es haben im Handel zu New-York Papier-Streifen circulirt, welche Loose der Stadt Chicago für mehr als 300,000 Einwohner repräsentiren. Das ist mehr, als jetzt eine Stadt der neuen Welt zählen kann. Es ist wahrscheinlich, daß mehr als ein Käufer dieser Lumpen sich glücklich schätzen wird, wenn er, bei Untersuchung seiner Acquisition, sie nur mit 6 Fuß Wasser aus dem See bedeckt findet.

Die Speculationen auf die Eisenbahnen geben denen auf Grund und Boden nichts nach. Der Amerikaner hat eine wahre Leidenschaft für die

Digitized by Google

Eisenbahnen. Er liebt sie, wie Camille Desmoulins in Beziehung auf Mirabeau von sich selbst sagte, wie ein Liebender seine Geliebte; nicht bloß, weil das höchste Glück für den Amerikaner in der Eil besteht, welche die Zeit verschlingt und den Raum vernichtet, sondern auch, weil er fühlt, daß dieses System der Communication der Unermeßlichkeit seines Gebietes, seinem flachen Littorale und der Bildung des großen Thales des Mississipi vollkommen angemessen ist, und weil er in seinen gigantischen Urwäldern einen Ueberfluß von Materialien findet, der ihm erlaubt, sie wohlfeil auszuführen. Man vervielfacht daher die Eisenbahnen in Concurrenz mit den Flüssen und Canälen, in Concurrenz der einen mit den andern. Wenn die jetzigen Arbeiten vollendet werden, und ich glaube, daß dies geschehen wird, so wird es in zwei Jahren drei verschiedene Straßen von Baltimore nach Philadelphia geben, ohne die alte Landstraße mitzuzählen, zwei durchaus gehende Eisenbahnen und einen Weg mittelst Dampfbooten und einer Eisenbahn (wahrscheinlich abwechselnd nach Localität und Terrain). Die Straße von den dreien, die ihren Nebenbuhlerinnen nur eine halbe Stunde abgewinnt, wird ziemlich sicher seyn, sie zu Grunde zu richten.

Aber wenn für Ländereien und Eisenbahnen die Speculation ein Fieber ist, so steigt sie für die Banken zum Delirium, zur Wuth. Die allgemein angenommene Art der Stiftung von Banken (und dieselbe findet für alle Unternehmungen des öffentlichen Nutzens statt, wenn sie der Privat-Industrie überlassen werden) besteht in der von der Legislatur gegebenen Autorisation, Subscriptionsbücher an einem öffentlichen Orte zu eröffnen, wo allen freisteht sich einzuschreiben, mittelst eines vorläufigen Einschusses von fünf, zehn oder zwanzig Procent. Der Tag der Eröffnung der Bücher ist ein Fest. Bei uns findet man an den Thüren der Theater einen langen Menschenschweif; in den Vereinigten Staaten drängten so sich die Menschen an der Thür des Heiligthums, wo die Subscriptionsbücher niedergelegt waren, mit der größten Angst, daß sie zu spät kommen möchten. Zu Baltimore sind Listen für die Creirung einer neuen Bank (merchants-bank) mit zwei Millionen Capital (man rechnet hier nach Millionen Dollars *)) eröffnet worden; die Subscription hat sich bis nahe an funfzig belaufen. Zu Charlestown hat die Subscription für dasselbe Capital von zwei Millionen in neunzig bestanden; und da zu Charlestown der nach dem Gesetz erforderliche Einschuß, wenn ich mich recht erinnere, vier und zwanzig Procent betrug, so hat die wirkliche Einzahlung, zwar in Papiergeld, was aber pari steht, in der Summe von zwei und zwanzig Millionen Dollars (ungefähr hundert und achtzehn Millionen Franken, oder eilfmal so viel als das verlangte Capital) bestanden. Diese Wuth nach Bank-Actien ist leicht zu erklären. Die meisten Banken hier sind Etablissements, nicht verantwortlich der That nach, die das Privilegium haben, Münzen zu schlagen ohne Barren. Die Actionaire der Banken ziehen Zinsen zu acht, neun, zehn und zwölf Procent von Capitalien, die, durch sinnreiche Combinationen, sie überhoben seyn können, zu besitzen, und das in einem Lande, wo die fünfprocentigen Staatspapiere von Pennsylvanien, New-York und Ohio mit 110 und 115 notirt werden. Die fünfprocentigen des Staates Ohio! Was würden die Helden des Forts Duquesne, wenn sie jetzt zurückkämen, davon denken?

Die mehresten dieser Speculationen sind übertrieben, viele sind unklug; manche thöricht. Dem heutigen Steigen kann und muß zuweilen morgen eine Krisis folgen. Großes Vermögen ist seit dem Frühling so zu sagen aus der Erde gewachsen; manches davon aber wird vor dem Falle der Blätter dahin zurückkehren. Das verschlägt dem Amerikaner wenig. Um seine starken Fibern zu reizen, bedarf er gewaltsamer Empfindungen. Die öffentliche Meynung und die Kanzel versagen ihm die sinnlichen Befriedigungen, den Wein, Gemeinschaft mit Frauen, die Entwickelung eines fürstlichen Aufwandes, verbieten ihm Karten und Würfel; der Amerikaner verlangt daher von den Geschäften die starken Anregungen, deren er bedarf, um zu fühlen, daß er lebt. Er überläßt sich mit Entzücken dem beweglichen Meer der Speculationen. Heute hebt ihn die Welle bis zu den Wolken; er genießt in der Eil dieses Augenblickes des Triumphes. Morgen verschwindet er zwischen Klippen und Untiefen; er beunruhigt sich darüber nicht; er wartet phlegmatisch und tröstet sich mit der Hoffnung einer bessern Zukunft. Und während man speculirt, die einen reich werden, die andern sich ruiniren, entstehen die Banken, Eisenbahnen und Canäle, und verbreiten Credit; Dampfboote laufen ab von ihren Werften in die Flüsse, Seen und den Ocean; und so bereitet sich eine neue Laufbahn für die Speculanten, die Eisenbahnen, die Canäle, die Dampfboote, die Banken vor. Einige Individuen haben wohl verlieren können, aber das Land hat gewonnen, das Land entwickelt sich. Go ahead!

Wenn die Bewegung, wenn die schnelle Folge der Gefühle und Ideen das Leben constituiren, so lebt man hier hundertfach; alles ist Circulation, Regung, Beweglichkeit. Erfahrung folgt auf Erfahrung, Unternehmung auf Unternehmung. Reichthum und Armuth folgen sich auf dem Fuße und delogiren sich wechselsweise. Während die großen Männer des Tages die Männer von gestern entthronen, werden sie durch die großen Männer von morgen schon halb gestürzt. Das Vermögen währt eine Saison, der Ruf hat die Dauer eines Blitzes. Ein unwiderstehlicher Strom reißt alles mit sich fort, zertrümmert alles und stellt alles unter neuen Formen wieder her. Die Menschen ändern Haus, Klima, Gewerbe, Stand, Partei, Secte; die Staaten ändern Gesetze, Beamte, Constitution. Der Boden selbst oder mindestens die Gebäude nehmen Theil an der allgemeinen Unbeständigkeit. Die Existenz einer sociellen Ordnung mitten in diesem Wirbelwind, scheint ein Wunder, eine unerklärliche Anomalie. Man möchte sagen, daß, gebildet aus heterogenen Elementen, die der Zufall zusammen gewürfelt hat, und wo jeder nur seiner Laune und seinem Interesse folgt, diese Gesellschaft, nachdem sie sich einen Augenblick zum Himmel erhoben, wie eine Wasserhose, unvermeidlich wieder fallen und in Staub zerrinnen müsse; das wird aber dennoch nicht ihr Schicksal seyn. Mitten in diesem beweglichen System ist ein fester Punct: das ist der häusliche Heerd. Eine strenge Wache, scharf bisweilen bis zum Fanatismus entfernt von diesem geheiligten Puncte alles, was ihn erschüttern könnte: das ist das religiöse Gefühl. So lange dieser bestimmte und feste Punct unverletzlich seyn wird, so lange wird das System, ohne ernstliche Gefahr, neue Wendungen nehmen, neuen Veränderungen unterliegen, von neuen Stürmen getroffen werden können und doch, vermöge seiner Elasticität, sich immer über Wasser erhalten. Es wird sich selbst in verschiedene von einander unabhängige Gruppen theilen können, aber es wird sich auf der Erde verbreiten, wird an Ausdehnung, Hülfsquellen und Kraft immer wachsen.

Der Einfluß der Demokratie ist so universell in diesem Lande, daß es ganz natürlich ist, daß sie auch auf die Speculation und Speculanten influirte; es sind daher Coalitionen unter den Handwerkern und Arbeitern entstanden, die am Gewinn (der Kaufleute, Manufacturisten und Ackerbauer) haben Theil nehmen wollen, dadurch, daß sie Verminderung der Arbeit und Vermehrung des Lohnes verlangt haben. Der zweite Punct war gerecht bis auf eine gewisse Beschränkung, denn bei dem allgemeinen Aufschlag ist auch der Preis aller Lebensmittel und aller Gegenstände der Consumtion gestiegen. Hierin ist die Coalition nicht furchtsam; sie hat zunächst die Gewohnheit, wie in England, auf öffentlichen Plätzen zu sprechen und Umzüge zu halten. Die arbeitende Classe fühlt ihre Kraft und macht davon Gebrauch. Die verschiedenen Handwerks-Vereine haben sich zu New-York, zu Philadelphia und anderwärts versammelt; sie haben

*) Der Dollar gilt gewöhnlich, in Wechselgeschäften, 5 Franken 32 Cent.

Digitized by Google

öffentlich deliberirt und ihre Ansprüche auseinandergesetzt. Die Frauen haben ihre Meetings so gut wie die Männer gehabt. Der der Näherinnen von Philadelphia hat Aufsehen gemacht. Den Vorsitz darin führete ein Oekonomist, Herr Mathieu Carey, welchem zwei Geistliche, als Vice-Präsidenten assistirten. Unter den Reclamationen, die sich erhoben haben, hat sich auch die der Bäckerburschen bemerklich gemacht, die gestützt auf die Menschenrechte und die Heiligkeit des siebenten Tages, Sonntags kein Brod backen wollten. Die vorzüglichsten Corporationen der Handwerker und Manufacturisten haben beschlossen, daß jede Arbeit suspendirt bleiben solle, bis die Meister, *) wenn dieser Name anders als zum Spotte angewendet werden kann, ihr Ultimatum bewilligt haben würden. Damit niemand in Unwissenheit sey, haben sie ihre Beschlüsse in Journalen bekannt machen lassen, unterzeichnet von dem Präsidenten und den Secretairen des Meetings. Diese Beschlüsse erklären, daß diejenigen, die sich denselben nicht unterwürfen, die Folgen ihrer Weigerung empfinden sollten. Die Folgen sind gewesen, daß die widerspenstigen Arbeiter, die nicht arbeiten wollten, aus ihren Werften und Werkstätten mit Stöcken und Steinen weggejagt worden sind, ohne daß die Autorität geglaubt hat, ein Lebenszeichen geben zu müssen. Die Folge ist, daß in diesem Augenblicke längs des Kanals des Schuylkil eine Hand voll Kahnführer die mit Kohlen beladenen Boote hindern, nach Philadelphia herabzufahren, sie in einem Embargo halten und so einen der Lebenszweige des Handels von Pennsylvanien unterbrechen, die Seeleute und Schiffe von Philadelphia der Thätigkeit entziehend, welche das kostbare Brennmaterial auf dem Littorale der Union vertheilen und die Bergleute der Gefahr aussetzend, verabschiedet zu werden. Die Miliz sieht diesem Treiben ruhig zu; der Sheriff desgleichen mit untergeschlagenen Armen. Wenn die Minorität der Kahnführer darin beharrt, denn diese Unordnungen sind das Werk einer schwachen Minorität, so ist zu fürchten, daß ein ernsthafter, vielleicht blutiger Kampf zwischen ihnen und den Bergleuten entstehen wird. Zu Philadelphia ist noch die Folge gewesen, daß die Zimmerleute, um einige sich widersetzende Unternehmer zur Vernunft zu bringen, mehrere Häuser, die diese Unternehmer bauten, in Brand gesteckt haben. Diesmal hat die Autorität sich in Bewegung gesetzt; der Maire hat ein Placat anschlagen lassen, worin er, in Betracht, daß Gründe vorhanden seyen, zu glauben, daß diese Feuersbrünste das Werk der Böswilligkeit wären, tausend Dollars Belohnung für denjenigen aussetzt, der die Urheber, d. h. die Brandstifter, bezeichnen wird. Aber es ist zu spät. Man sagt, daß die Municipalität, in der Absicht, der Opposition, die sie unterhält, einige Stimmen zu gewinnen, die sie doch wahrscheinlich nicht erlangen wird, statt vermittelnd zwischen die Arbeiter und die Herren und Meister zu treten, sich anfänglich beeifert habe, den ersteren Recht zu geben, indem sie in alle ihre Bedingungen für die Arbeiten der Stadt einging.

Der Philosoph, für welchen die Gegenwart nur ein Punct ist, kann, indem er diese Thatsachen aus einem höheren Gesichtspuncte betrachtet, darin Stoff zur Freude finden. Die Arbeiter und Domestiquen leben in Europa in einer Lage fast unbeschränkter Abhängigkeit, die nur für den bequem ist, der befiehlt. Legitimisten, Republikaner, juste milieu, alle handeln auf dieselbe Weise gegen den Arbeiter, den sie anstellen, gegen den Domestiquen, der sie bedient. Es ist erlaubt, es ist schön, sociale Combinationen herbeizuwünschen, die ein billiges Verhältniß zwischen Rechten und Pflichten herstellen. In Amerika ist das absolute Princip der Volks-Souverainität auf die Beziehungen zwischen Herrn und Diener, Bürger und Arbeiter oder Taglöhner angewendet worden. Der Fabrikant, der Unternehmer, welchem die Arbeiter Gesetze vorschreiben, sucht so viel wie möglich, sie entbehren zu können, und setzt an ihre Stelle mehr und mehr die Gewalt von Maschinen mit Menschenkraft und so lasten die härtesten und beschwerlichsten industriellen Arbeiten mit jedem Tage weniger auf dem Menschengeschlecht. Der Herr, dem seine Domestiquen gehorchen, so weit es ihnen gefällt, und der sie theuer bezahlt, *) um schlecht und unartig bedient zu werden, begünstigt, so viel er kann, das Maschinenwesen, was die Bedürfnisse vereinfacht und Arbeit und Diener spart.

Unter diesem Gesichtspuncte trägt das, was hier zwischen Herrn und Diener, zwischen Bürger und Arbeiter vorgeht, viel dazu bei, eine Zukunft zu beschleunigen, die ein Philosoph und Freund der Menschheit aus vollem Herzen wünschen muß. Aber wenn die philosophische Genugthuung groß ist, so fehlt dagegen die materielle Befriedigung gänzlich. Für jeden, der nicht Arbeiter oder Diener ist, für jeden vor Allem, der das Leben der gebildeten Classen Europa's gekostet hat, besteht das dortige practische und materielle Leben, das Leben von Fleisch und Bein aus einer Reihefolge von Ungewißheiten, Verdrießlichkeiten und ich möchte fast sagen Demüthigungen. Die Unabhängigkeit der Arbeiter ist sehr oft der Ruin der Fabrikherren und Vorsteher industrieller Unternehmungen; die Unabhängigkeit der Domestiquen zieht die Abhängigkeit der Frauen nach sich, nöthigt sie in ihrer Wirthschaft zu Beschäftigungen, die wenig in Uebereinstimmung mit der sorgfältigen Erziehung stehen, die viele von ihnen empfangen haben, und hält sie da verschlossen und angenagelt vom Tage ihrer Verheirathung an bis zu dem ihres Todes.

Ja man kann noch mehr sagen. Oft wirkt die Kraft der Neuerungssucht, die gar kein Gegengewicht hat, bis zur höchsten Ueberspannung. Dann wird nicht nur die Existenz der Classen, die man in Europa die höhern nennt, und die hier einen andern Namen annehmen müssen, der tausend kleinen Genüsse beraubt, die zu verachten man zwar in Büchern und Reden übereingekommen ist, die aber doch in der Wirklichkeit und im Stillen jedermann schätzt; sondern die sociale Maschine tritt auch aus den Fugen, das Uebelbefinden wird allgemein, die ungemessenen Forderungen dessen, den ich, um auf europäische Weise mich auszudrücken, den Niedrigern oder Geringern nennen will, fallen lastend auf die höhere Classe zurück. In diesem Moment z. B. sind die Sybariten von Philadelphia, die darauf bestehen, Sonntags frisches Brod zu essen, nicht die einzigen, die leiden oder von Entbehrungen bedroht sind. In Folge der übertriebenen Prätentionen der Arbeiter vermindern sich die Bestellungen und die Arbeit wird weniger gesucht. Die Speculationen, wenn die Arbeit sie nicht consolidirt, müssen wie Seifenblasen zerfließen, und wenn die Reaction kommen wird, so wird der Arbeiter, der eben nicht spart, sie empfindlicher fühlen als jede andere Classe.

Die Bekanntmachung der letzten Note des Herrn Livingston und seine Correspondenz mit dem Staatssecretair, Herrn Forsyth, hat wenig oder keine Sensation in der Welt der Speculanten erregt, aus welcher in diesem Augenblicke fast die ganze amerikanische Bevölkerung besteht. Die Geschäfte haben nichts dadurch gelitten. Alle Geschäftsleute wollen den Frieden und glauben daran. Sie fühlen, daß seit der Abstimmung der Deputirtenkammer das Schwierigste gethan ist. Sie begreifen Herrn Van Büren und sie wissen, daß die notabelsten Männer der demokratischen Partei, im Einklange mit ihm, die amerikanische Regierung auf den Weg der Versöhnung führen, und das genügt ihnen. M. C.

*) Das Wort Meister ist hier nicht im Gebrauch. Man bediene sich des Wortes employeur.

*) In den meisten Provinzen Frankreichs beträgt der jährliche Lohn eines Domestiquen 50 bis 80 Franken. Hier ist er 30 bis 40 Franken monatlich und ein französischer Diener arbeitet mehr als zwei Hasige.

Digitized by Google

Die Schweiz.

(L.)

Unter der General-Rubrik „Zustand von Europa" liest man im Temps auch unter andern nachstehenden speciellen Artikel über die Schweiz:

Es giebt eine zwiefache Schweiz: eine Schweiz der Reisebeschreiber, geschildert, lithographirt und besucht von allen denjenigen, die die Unruhe ihrer langen Weile bis an die Gränze des ewigen Schnee's tragen; die andere, nicht minder interessant, dem Reisenden fast unsichtbar, aber würdig der forschenden Blicke des Staatsmannes, vielleicht eben so sehr, als bei Weitem größere Staaten.

Es ist die Verschiedenheit der Constitutionen und Institutionen, es ist die Intensität des socialen Lebens, die uns vor Allem interessirt. Reich und arm, Hirt und Manufacturist, Katholik und Calvinist, Deutscher, Franzose und Italiener, hartnäckig in den Mißbräuchen einer veralteten und bis zu den Gränzen des Excesses fortschreitenden Freiheit wird sich die Schweiz dem Auge bei jedem Schritte so verschiedenartig, so schwer aufzufassen in seinem Ensemble, wie das Münz-System, darstellen. Es ist eine Experimental-Politik, mit Spaziergängen verziert. Wir werden nie hinlänglich verstehen, was ist, ohne zu wissen, was gewesen ist, und durch welche Mittel der größte aller Revolutionaire, die Zeit, die Veränderungen herbeigeführt hat, die nur als unauflösbare Probleme erscheinen, wenn wir sie nicht an Vergangenheit und Zukunft anzuknüpfen wissen.

Die Schweiz verbarg die Auflösung ihrer alten Bande unter der Passivität ihres materiellen Wohlseyns. Sie gab ihre Vertheidiger zur Uebung jedem, der sie besolden wollte, und lieferte England, Rußland und Deutschland Lehrer und Hofmeister. Es war, im Vorbeigehen sey es gesagt, eine große Huldigung, die ihr die großen Herren brachten — die Wahl freier Männer, die sie vorzugsweise trafen, um ihre Thürsteher zu seyn und ihre Kinder zu erziehen.

Die französische Revolution spaltete die Schweiz in zwei Theile in einem andern Sinne, als die Reformation und die Ligue zu ihrer Zeit schon gethan hatten. Die alten Kantone fanden es ganz natürlich, Unterthanen zu haben. Bern hatte deren, ohne daran zu denken, die Notabilitäten der Walliser und Argauer in seinen großen Rath aufzunehmen. Zürich unterdrückte die seinigen durch das Verbot, irgend ein Handwerk außerhalb der Stadt zu treiben und die kleinen Kantone verstrigerten die Beamten-Stellen in den Ländern, die ihnen gehorchten. Die Revolution von 1798 machte tabula rasa und die Vermittelungs-Acte trat ein und machte (für den Augenblick) dem Zwist ein Ende. Wenn Napoleon immer im wahren Interesse der Völker gehandelt hätte, wie damals, *) so würde er ein goldnes Zeitalter geschaffen haben.

Das Uebergewicht der Städte, mit ihren übertriebenen Privilegien, war nicht vernichtet und dieses setzte die Schweiz fortdauernd von 1814 bis 1830 in unruhige Bewegung. Man sieht, daß in der Schweiz, wie überall anderwärts, alles bereit war, um eine totale Veränderung zu bewirken und daß die Explosion von Paris auf die überall vorhandenen analogen Elemente wirkte. Da, wo die Kraft des Widerstandes schwächer war, als der Impuls, fand die Veränderung statt, und die Schweizer Regierungen führten sie aus.

Die Sympathie würde noch viel größer gewesen seyn, ohne den unglücklichen Umstand, der aus den Söhnen der Schweiz zum Theil Stützen des zerfallenden Despotismus machte. Es war vor der Revolution natürlich, daß Frankreich Schweizer in Sold nahm. Das waren eben so viele Geißeln, und die Neutralität der Schweiz ersparte Frankreich Festungen, Garnisonen ꝛc. Aber seit Frankreich National-Armeen hat, seit die strategische Entwickelung eines Krieges eine ganze Hemisphäre umfaßt, so treiben solche Truppen ein Handwerk, das der europäischen Civilisation und der Lage ihres Vaterlandes sehr wenig würdig ist.

Was sonderbar erscheint, ist, daß gerade die demokratischen, die kleinen Kantone, wie man sie nennt, es sind, wo das demokratische, oder vielmehr das oligarchische Princip noch in seiner ganzen Kraft besteht. Sie setzen sich jedem Fortschritte entgegen und, nach sieben und dreißig Jahren von Revolutionen und friedlichen Veränderungen, wollen sie ihre ehemaligen Unterthanen noch immer nicht als ihres Gleichen ansehen. In den vormals aristokratischen Kantonen dagegen, in Bern, Zürich und Solothurn, ist die Wiedergeburt fast völlig vollendet, und Basel hat sich von der Landschaft trennen müssen, um nicht die Reinheit des conservativen Princips zu beflecken. Die neuen Kantone, Wallis, Argau, Thurgau und St. Gallen, gehen friedlich den Weg, den ihnen die Revolution von 1798 eröffnet hat.

Nach diesem ist der Unterschied der Religion in Anschlag zu bringen. Man findet nicht nur zwei verschiedene Confessionen, sondern man findet auch in jeder derselben die äußersten Gegensätze und Nuancen. Die Jesuiten haben ihr Hauptquartier zu Freyburg aufgeschlagen, und ihre Vorposten stehen zu Estavayer und Sion. Von da aus beobachten sie Frankreich und einen Theil von Deutschland. Im Norden der Schweiz hat der vormalige Bischof von Constanz eine Geistlichkeit hinterlassen, die gegen die römische Curie und gegen das Cölibat gestimmt ist. Es wäre wohl möglich, daß man ihr späterhin die ersten energischen Schritte verdankte, welche die jetzige Lage der römischen Kirche erheischt, um in ihre vormalige und wahre Stellung zurückzukehren. Die Reformirten, ihrerseits, haben ihre Mommiers und ihre Rationalisten bis in das Weichbild ihrer heiligen Stadt, Genf.

Aber was die Schweiz für den Augenblick am meisten in Bewegung setzt, das sind die commerciellen Interessen. Umgeben von vier Prohibitiv-Systemen, treibt ihre Industrie und der Austausch ihrer Manufactur-Waaren gegen die wichtigsten Artikel der Consumtion sie mehr zu dem elastischen System des preußischen Zollverbandes, als zu der ausschließenden Douanen-Gesetzgebung Piemonts, Oesterreichs und Frankreichs.

Groß in der Vertheidigung, schwach für den Angriff, frei nach historischen Grundlagen wird die Schweiz vielleicht in der Zukunft eine Art von Kristallisation der Gegenwart liefern können. So wie sich ihre Berge zuerst über die Sündfluth erhoben, so wie ihre Völker zuerst die Freiheit erobert haben, so wie man sie damals verstand, so werden die Völker Europa's vielleicht einst an den Quellen ihrer Flüsse die einfache und ursprüngliche Form ihrer Vorfahren suchen, nachdem sie noch andere Revolutionen, andere Despotismen, andere Widersprüche und Verirrungen erfahren und überstanden haben werden, als diejenigen sind, wozu die jetzige Generation verdammt gewesen ist.

*) Ohne ablengnen zu wollen, daß die Vermittelungs-Acte ein sinnreicher Versuch war, die einander gegenüberstehenden Interessen, so weit es nach Zeit und Umständen möglich war, zu vereinigen, so fehlte es doch nicht an antinationalen Elementen darin; sie war zu sichtlich auf Abhängigkeit der Schweiz von Frankreich berechnet und war in dieser Hinsicht weit entfernt, die allgemeine Zufriedenheit bewirkt zu haben. So verletzte er sehr natürlich das Selbstgefühl des tapfern Volkes dadurch, daß, während die Schweiz unbedingt für Frankreichs Kriege und zu seiner Verfügung ein bedeutendes Contingent (von 16,000 Mann) stellen mußte, jedem Kanton eine bestimmte, sehr geringe Truppenzahl für den inneren Dienst vorgeschrieben war, die keine Regierung überschreiten durfte. Wir hörten darüber im Jahre 1808 laute und wie Indignation, besonders von den Bergbewohnern der deutschen Schweiz, klagen. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Deutsche Literatur.

Vaterländische Berichte,
für das Großherzogthum Hessen und die übrigen Staaten des deutschen Handels-Vereins.

Herausgegeben
von
G. W. Freiherrn von Wedekind.

Sechs Hefte, Januar bis Juny 1835.

Darmstadt, Diugeldey, 365 u. 74 S. Gros Octav.

Eintracht und Einigkeit über alle Gegenstände des allgemeinen Besten sind vereinbar mit Aufrechthaltung der Verfassung, welche sich die wohlberathenen Staaten des deutschen Bundes gegeben haben, nachdem sie im langen glorreichen Kampf das drückende Joch der Fremde von ihrem Nacken geschüttelt; aber auch unzertrennlich von deren gewissenhafter Aufrechthaltung, und müßten unvermeidlich verloren gehen, wenn statt ihrer Einheit und Gleichförmigkeit ihnen aufgedrungen würde. Mächtig genug ist der Bund, um seinen Bestand gegen jeden Angriff des Auslandes zu schützen, und durch Gründe der Staatsklugheit bewahrt, keine Vergrößerungssucht, keine begehrliche Eroberungslust in sich aufkeimen zu lassen. Eine Art stillschweigender Hegemonie ist allen Staaten-Verbindungen eigenthümlich, mitunter wohlthätig; eine durch Verträge anerkannte könnte den Mächtigeren verleiten, als Recht zu fordern und zu befehlen, was er jetzt als nachbarliche Gefügigkeit aufnimmt, und um an Großmuth nicht zurückzubleiben, mittelbar oder unmittelbar zu vergelten, nicht unterlassen wird. Denn gegenseitige Gefälligkeit der mächtigeren und größeren Staaten, wie der minder mächtigeren und kleineren, ist den Vortheilen beider angemessen; und so können Mißverständnisse, die in jeden menschlichen Verhältnissen von Zeit zu Zeit auftauchen, auf friedlichem Wege ausgeglichen werden, ohne in verderbliche Fehden auszubrechen.

Es giebt reichere, ausgedehntere, bevölkertere Staaten als Deutschland; es giebt kein Land in der Welt, und kann den Umständen nach kaum eines geben, das eine solche Fülle, Abwechselung und Verschiedenheit von merkwürdigen Städten, Residenzen, Handelsplätzen und Betriebsorten, eine solche durch die Natur veranlaßte Mannichfaltigkeit der Cultur, so viel wissenschaftliche Thätigkeit im Großen und Kleinen, so viel Unterrichtete und Gebildete unter allen Ständen darbietet.

Ohne sich an seine Heimath zu binden, wenn sie seinen Ansprüchen, Wünschen und Vorurtheilen nicht entspricht, darf der jugendkräftige Deutsche nicht verzweifeln, im großen Vaterlande die Stätte zu finden, die seinen religiösen, philosophischen oder politischen Begriffen besser zusagt, und wird sich gar bald mit den Verwandten seines Stammes befreunden, wenn er Bescheidenheit mit Tauglichkeit verbindet. Das könnte nicht geschehen, wenn nicht jede Provinz, jeder einigermaßen bedeutende Bezirk, seine eigenthümlichen, zum Theil seit Jahrhunderten herkömmlichen, oder doch nur sehr allmählig, und nicht ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse, Sitten und Gewöhnungen der Eingesessenen herbeigeführten Einrichtungen hätte, über welche eine naheliegende, und durch unzählige Bande der Rücksicht verknüpfte Oberbehörde waltet. Ein Monarch, erblich oder gewählt, der über mehr als 29 Millionen Menschen, an Religion, an geistigen und materiellen Bedürfnissen jeglicher Art, an Sitten, an Mundart und Bildung unendlich verschieden, auf einem Umfange von 11,600 Quadrat-Meilen zu schalten hätte, könnte es ihnen nicht zu Dank machen, wenn er auch ein Engel vom Himmel wäre. Das bezeugt die Geschichte aller Völker und Zeiten, besonders Deutschlands, mit Flammenzügen. Er würde immer das Gute, häufig das Bessere wollen: wer zweifelt daran? Daß seine Statthalter, wie vollkommen sie auch wären, wie umsichtig sie auch die Wissenden ihres Kreises zu Rathe zögen, das Vertrauen und die Folgsamkeit der Eingesessenen erwerben und festhalten könnten, was ihnen jetzt ihre eingeborenen Fürsten und Obrigkeiten einflößen, ungeachtet aller Mängel, die von der Menschlichkeit unzertrennlich sind, verneinen wir mit Ueberzeugung.

Das gegenwärtige Verhältniß, welches jede ausführbare Verbesserung dem gesunden Sinn der Eingesessenen nahe bringt, jedem erlaubt, sich nach seiner Decke zu strecken, und Verfügungen zu treffen, welche die Eintracht und Sicherheit des Gesammtbundes nicht untergraben, scheint uns ungleich vorzüglicher als alles, was man an dessen Stelle setzen möchte. Die unabhängigen erblichen Fürsten, die abhängigeren Standesherren, die freien Hansestädte, unter gesetzlicher milder Obhut und Aufsicht des Staatenbundes und Bundesgerichts, die mehr oder weniger demokratisch gemodelten Municipalitäten, die größeren und kleineren Universitäten, verbreiten Wohlhabenheit und Aufklärung, ökonomische, wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit, welche nach und nach gelähmt worden, und endlich ganz verschwinden mußte, wenn eine von der Unbesonnenheit laut geforderte Centralisirung und Einförmigkeit diese wohlthätige Mannichfaltigkeit verdrängte. Darum ist dem Deutschen von ächtem Schroot und Korn die Kunde seines großen Vaterlandes willkommen und wichtig; darum blickt er mit brüderlicher Theilnahme auf jeden seiner Bezirke, und empfindet weder Neid noch Groll, wenn diesem eine Weise gefällt, in die er sich nicht zu finden wußte. Der Eigensinn möchte alles gleichförmig, die Natur will, daß alles verschieden sey!

In solcher Stimmung haben wir die Vaterländischen Berichte des Herrn Oberforstraths von Wedekind zur Hand genommen, und sind dadurch um manche angenehme Erfahrung bereichert. Der Herausgeber zeigt sich wohlwollend, uneigennützig, unterrichtet, freiheitliebend und freimüthig, nie schmeichelnd, aber auch nie vorwitzig tadelnd, befähigt Gutes zur Sprache zu bringen, und die Keime des Besseren zu entdecken und nachzuweisen.

Das Großherzogthum Hessen liegt bekanntlich im schönen Herzen von Deutschland, wo das südliche anhebt, ernährt auf einer Fläche von 185 Quadrat-Meilen gegen 750,000 Menschen, ist von 14 Flüssen bewässert, worunter der Rhein, Main und Neckar sich befinden, hat 65 Städte, wovon Mainz, Darmstadt, Offenbach und Gießen hervorragen, Gewerbe, Ackerbau und Kunstanstalten. Die vorliegende Zeitschrift enthält immer zuverlässige, oft ausführliche Auskunft über alle diese Gegenstände; verbreitet sich über Landeskunde, Landesverschönerung und Civilbauwesen, Anlagen und Unternehmungen für den Verkehr und Gewerbfleiß, Fabriken und technische Gewerbe, Handel, Real- und Gewerbschulen, Hülfswissenschaften technischer Gewerbe und des Handels, National-Oekonomie und schöne Künste. Eigentliche Politik und Rechtsgelehrsamkeit sind ausgeschlossen. Jedem Heft ist eine Beilage hinzugefügt, die neuerschienene Schriften verwandten Inhalts kundiger und billiger Prüfung unterzieht. Statistische Aufsätze, von denen keiner unverdienstlich und nichtunterhaltend ist, keiner Ueberflüssiges und Ungehöriges enthält, sind keines Auszugs fähig. Diese Blätter begnügen sich, einiger allgemein ansprechenden zu erwähnen.

Zur Landeskunde gehörig: Verhältnisse der Bevölkerung und Sterblichkeit im Großherzogthum Hessen, von Herrn Oberfinanzrath Schmidt. Mundart, Idiotismen und Redensarten in dortiger Gegend, woraus wir ersehen, daß sie mit dem niedersächsischen Sprachgebrauch viel Gemeinschaftliches haben. Rhein- und Mainschiffahrt. Die Messen zu Offenbach. Berichte aus dem nicht genug bekannten Odenwalde zeugen, daß sein Name keineswegs einen öden, sondern einen dem Odin gewidmeten Bezirk bezeichnet.

Unter mehreren Aufsätzen über das bedeutende Mainz, hat uns besonders der erste vortrefflich geschriebene, von Herrn Professor Reeb, sehr

Digitized by Google

erfreut, aus dem wir erfahren, daß der Wohlstand der Stadt, seitdem der Chur-Erzkanzler sich daraus entfernen müssen, keineswegs gelitten, vielmehr gewonnen hat.

Das Zucht- und Besserungshaus zu Marienschloß wird musterhaft verwaltet, und bedarf nur einer Erweiterung seines Umfangs, um den eigensinnigsten Ansprüchen zu genügen.

Landesverschönerung: Baudenkmäler in Hessen.

Unternehmungen für den Gewerbfleiß: Empfehlung bedeckter hölzerner Brücken. Postwesen. Spar-Kassen zu Aachen, Mainz und Frankfurt. Credit-Anstalten im Großherzogthum.

Gründliche und klare Belehrungen über das Bankwesen, in welchen uns nur (S. 323) die sonderbare Aufforderung an das höchlich geliebkoste Königreich Belgien befremdet hat, zum deutschen Handels-Vereine zu treten, und Deutschland an Frankreich wegen seines feindseligen Prohibitiv-Systems zu rächen. Entweder alle Zeitungen des In- und Auslandes haben, seit der Trennung Belgiens von Holland, lauter Unwahrheiten berichtet, oder Belgien befindet sich geradezu in der Unmöglichkeit, den Unwillen Frankreichs reizen zu dürfen. Das höchste Verdienst, was sich seine Regierung erwerben kann, besteht darin, nicht ausdrücklich der bereitwillige Verfechter seines übermächtigen Nachbarstaates zu seyn, und wenigstens den Schein der Unabhängigkeit zu retten. Welche Sicherheit könnte Deutschland dem abtrünnigen Schützling gewähren, die seinen schnellen Untergang zu hemmen vermöchte, und die eignen Kräfte nicht nutzlos verschwendete? Das Benehmen des französischen Ministeriums gegen Belgien ist ein nicht zu übertreffendes Meisterstück staatskluger Leitung, das Benehmen des englischen — ein Werk ohne Namen!

Aufsätze über die Gewerb-Vereine Deutschlands enthalten viel Gutes und Beherzigungswerthes, obgleich wir uns verpflichtet fühlen, dem besonnenen Gutachten des Herrn Professor Fr. Bülau, in seinem, von unsern vorjährigen kritischen Blättern mit gerechtem Lobe erwähnten Werke, der Staat und die Industrie, beizustimmen, daß unbeschränkte Gewerbfreiheit, in technischer und ethischer Hinsicht, jedem Staat zum Nachtheil gereichen müsse.

Sämmtliche den Handel betreffende Aufsätze sind bedeutend.

Der Herausgeber gehört zu den ehrenwerthen Vertheidigern des geschlossenen Zoll-Vereins. Was dagegen von nicht minder verständigen, nicht minder vaterlandsliebenden Männern vorgebracht worden, besonders von Herrn Karl Murhard in seiner klassischen Theorie und Politik der Besteuerung, scheint uns unwiderleglich. Auf unserm Standpuncte erblicken wir, in dem empfohlnen deutschen Prohibitiv-System, diese Treibhaus-Anstalt zur Beförderung heimischer Erzeugnisse, das französische Continental-System ins preußische übersetzt. Wir bestreiten nicht, daß einem einzelnen Staat, seinen besondern Verhältnissen nach, in finanzieller und ökonomischer Hinsicht zusagen könne, was einen andern zerrütten würde; aber die Sache hat auch eine sehr wichtige politische Seite, die nicht übersehen werden darf. Es ist überaus gefährlich und nicht selten unthunlich, einen einmal abgeschlossenen Vertrag aufzuheben, und weit unbeleidigender sich dessen zu enthalten. Vestigia terreant! Repressalien, Abwehr fremden Unrechts, war von jeher das Loosungswort derer, welche der Einführung eines hohen Zoll-Tarifs, das Lotto, der öffentlichen Verpachtung höllischer Spielhäuser, oder eine sonstige Pest des Auslandes, die den Wohlstand und die Sittlichkeit der Bürger vergiftet, das Wort redeten, und sie übersahen, weil sie übersehen wollten, daß Uebel, die sie zu bekämpfen vorgaben, gerade dadurch vermehrt und heimisch wurden.

Höchst belehrende und erfreuliche Berichte über Real- und Gewerbschulen: Buchdruckerschulen, das ehemalige Handels-Seminar in Darmstadt, die polytechnische Schule zu Würzburg, die Sonntags- und Armenschulen zu Mainz und Frankfurt am Main, und die Gewerb- und Sonntagsschulen in Sachsen.

Nationalökonomie und Polizei: Mangel und Ueberfluß an Capital, Credit-Anstalten, Verwandlung und Ablösung des Zehnten, Dienstboten-Ordnung zu Mainz, Gesinde-Ordnung für das Königreich Sachsen, Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit im Regierungsbezirk Aachen.

Schöne Künste: In Darmstadt erwarb sich vorzüglich die Familie Schleiermacher, Großvater, Vater und Sohn, bei welcher Kunstliebe und umsichtsvolle Pflege erblich zu seyn scheint, um das sehenswürdige Museum zu Darmstadt große Verdienste. Das eine Zeitlang glänzende Hoftheater ist jetzt nicht viel mehr als ein Nebenzweig des Mainzer, und der Leitung des dortigen Unternehmers Remin untergeordnet. Verbesserung des Volksgesanges. Erhaltungswerthe Baudenkmäler aus dem Mittelalter. Kunst-Vereine zu Mainz.

Der Umschlag des letzten Heftes berichtet leider, daß vermehrte Dienstgeschäfte den verdienten Herausgeber nöthigten, wenigstens einige Monate damit einzuhalten, und ihm der Vorschlag zugekommen sey, sie künftig in vierteljäheigen Abtheilungen erscheinen zu lassen. Es wäre Vermessenheit, wenn wir uns über Bedürfnisse äußern wollten, die ihm besser bekannt sind als uns; aber wir sind gewiß, den Wunsch aller Gebildeten auszusprechen, indem wir ihn ersuchen, wo möglich seine leitende Hand einer Zeitschrift nicht zu entziehen, die sich unter ihm so vortheilhaft auszeichnet, und wenn sie gleich seiner Umgebung vorzüglich wichtig ist, doch dem gesammten Deutschlande willkommen seyn muß.

Umfassenderen Inhalts ist eine seit Anfang dieses Jahres begonnene Zeitschrift, zu bedeutend und werthvoll um übergangen werden zu dürfen:

Das Vaterland.

Blätter für deutsches Volks- und Staatsleben.

Verantwortliche Redactoren:

Professor Fr. Bülau und Professor J. Waiske.

Nr. 1—27.

Leipzig, Göschen, 1835. Klein Folio.

Schon der Titel besagt, daß Beförderung politischer Aufklärung ihr Zweck ist, und der Name des Herausgebers verbürgt bescheidene Freimüthigkeit. Gleich der erste Aufsatz, über den Zeitgeist, enthält ein treffendes Gemälde. Daß Männer wie Krug und Klüber sich als Mitarbeiter nennen wollen, muß den Gebildetsten überzeugen, er befinde sich in guter Gesellschaft, und unter den Ungenannten, aus verschiedenen Theilen des großen Vaterlandes, tritt keiner auf, der das wohlgegründete Vorurtheil widerlegt. Auch neuere Erzeugnisse der staatswissenschaftlichen Literatur, erhalten unbefangene Würdigung. Einseitigkeit läßt sich dieser Zeitschrift nicht vorwerfen, vielmehr bringt sie entgegengesetzte Ansichten zur Sprache, und überläßt dem Leser das Urtheil. Er muß ihr Dank wissen, auch solche kennen zu lernen, die nicht die seinigen sind, und die ehrenwerthen Gründe ihrer Vertheidiger zu erfahren, ohne durch einen Ton beleidigt zu werden, der den Anstand verletzt. Welcher Denker hätte nicht der Meynung eines Andern etwas beizufügen oder abzudingen? Deutlich gedacht und faßlich ausgedrückt ist alles, was ihm vorgelegt wird, einiges musterhaft, nichts weitläufig und gedehnt.

Wir sind überzeugt, daß Blätter, die Belehrung mit Anstand verbinden, und der Schadenfreude und Verfinsterung nirgends Vorschub leisten, überall mit Beifall aufgenommen, und in ihrer Fortdauer an Gediegenheit gewinnen werden; und fügen nur noch hinzu, daß sie zweimal wöchentlich erscheinen, und wie sich von der Verlagshandlung erwarten ließ, durch schönen leserlichen und wohlgepflegten Druck sich dem Auge empfehlen.

Fr.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1100. Hamburg. Sonnabend, den 26. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Die Königsmörder in Frankreich, seit Heinrich III. bis zu Ludwig Philipp. (Beschluß.) . . . . . Seite 913
Rußland während der Kriege des Kaiserreiches. Historische Erinnerungen von Armand Domergue. Herausgegeben von Melchior Tiran. . . . . " 916
Geschichte von Wodenblock. Eine holländische Sage. . . . . " 918
Gedichte von E. Ferrand. Neue Sammlung. . . . . " 919
Novellen von E. Ferrand. . . . . " 920

Die Königsmörder in Frankreich, seit Heinrich III. bis zu Ludwig Philipp.

(Aus dem Impartial.)

(Beschluß.)

(R.)

Dergleichen Todesstrafen sind so widerwärtig, daß sie dem Delinquenten, der sie erduldet, bei der Nachwelt leicht Bedauern und Verzeihung erwerben. Sich solchen schauerlichen Excessen hingeben und das Volk in ein Raffinement von Grausamkeit einweihen, um welches eine in der Wildheit lebende Nation die damalige Civilisation hätte beneiden können, hieß gewissermaßen den Königsmord rechtfertigen. (?) Man hätte glauben sollen, daß jene Epoche des Fanatismus und der barbarischen Büßungen von den politischen Verbrechen weit mehr hätte zurückschrecken sollen, als die jetzige, und doch sind nicht weniger als vier und zwanzig Mordversuche auf Heinrich IV. gemacht worden!

Mögen unsere Minister fleißig die Geschichte studiren, verständige Vergleichungen anstellen, zu den Urquellen der Verbrechen und der Revolutionen zurückgehen, um aus dem Abgrunde der Vergangenheit den Abgrund der Gegenwart zu erkennen.

Seit die Königsmörder eben so wie andere Mörder bestraft werden, seit die Tortur abgeschafft worden ist, hat sich die Zahl der Königsmörder nicht vermehrt, sondern vielmehr verringert.

Zu den Zeiten der vorerwähnten Religions- und Freiheitskriege verfuhren die Fürsten selten glimpflich mit den Individuen, welche einen Angriff auf ihre Person gemacht hatten; doch weiset die Chronik vom Anfang des eilften Jahrhunderts davon folgende Ausnahme nach.

Als der König Robert zu Compiegne weilte, wo er mit seinem ganzen Hofe das Osterfest feiern wollte, erfuhr er am Gründonnerstage, daß sich zwölf Männer wider sein Leben verschworen hätten. Er ließ sie sofort festnehmen und im Pallast bewachen, befahl aber zugleich, daß man sie gut behandeln und ihnen am Ostertage heimlich das heilige Abendmahl reichen lassen sollte.

Am Sonnabend nach Ostern wurden diese Verschwornen vor den König gebracht, als derselbe zu Gericht saß. Sie alle wurden von den Richtern einstimmig für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt; der König aber begnadigte sie unter der Erklärung, daß er nicht Menschen wollte tödten lassen, die erst eben communicirt hätten; auch ließ er sie nach einer kurzen und kräftigen Ermahnung sogleich in Freiheit setzen. Robert hat seine Milde nicht zu bereuen gehabt und ist mehrere Jahre darnach ruhig in seinem Bette verblichen, ohne daß ein neuer Anschlag auf sein Leben seine Ruhe gestört hätte.

Wir wollen nun zu der Geschichte der Mordversuche übergehen, die unter Napoleon, Ludwig XVIII. und Ludwig Philipp stattgefunden haben.

Es ist ein trauriger Zustand für ein Volk, wenn es jeden Morgen zu sich selber sagen kann: „Was würde aus uns werden, wenn der König sterben sollte?“. In diesem Zustande aber befand sich Frankreich während der ganzen Dauer der Regierung von Napoleon, selbst nach der Geburt des Königs von Rom.

Fast funfzehn Jahre lang hing die französische Regierung von dem Ungefähr einer Kugel, eines Dolches oder einer Krankheit ab. . . . Die zahlreichen Feinde Bonaparte's wußten das wohl, auch versuchten sie es mehreremale, seine Dynastie mit ihm selbst durch einen einzigen Streich über den Haufen zu werfen.

Daher die vielen Verschwörungen und geheimen Umtriebe, die selbst dann noch wider ihn angesponnen wurden, als er die höchste Stufe seiner Macht erstiegen hatte. Man weiß, daß mehrere Mordversuche von der Polizei und dem Zufall, welcher bei diesem Manne die Rolle der Vorsehung übernommen zu haben schien, vereitelt wurden. Das Glück des Zufalls schien sich auch über Bonaparte's Familie zu erstrecken, indem Murat zu Neapel, als er eben Musterung hielt, einen seiner Generale neben sich erdolchen sah, weil der Mörder, der es auf ihn selber abgesehen gehabt, durch den glänzenden Anzug des andern irregeleitet worden war.

Die Haupt-Mordversuche, die auf Bonaparte gemacht worden sind, waren: die Höllenmaschine, der deutsche Student und der junge Sachse Ernst von Sabla. Man spricht von dreizehn Attentaten, deren Richtigkeit aber keineswegs erwiesen ist.

Als die Royalisten sich des gräulichen Complotts der Höllenmaschine angeschuldigt sahen, da suchten sie die Beschuldigung von sich ab- und auf die Republikaner zu wälzen. Wie sie behaupteten, war ein gewisser Chevalier, der unter dem Heils-Ausschusse eine lange Zeit in der Pulverfabrik zu Meudon angestellt gewesen, zuerst darauf verfallen, Bonaparte durch eine Maschine in die andre Welt zu befördern, die er mit Hülfe eines gewissen Verger angefertigt hatte. Es war dies ein mit Pulver gefülltes Faß, das mit eisernen Reifen umgeben und voller Nägel war, und dessen Zündmaschine man vermittelst eines Bindfadens agiren machen konnte. Eine damit angestellte Probe machte aber einen so furchtbaren Lärm, daß die Republikaner auf eine fernere Anwendung verzichteten.

Digitized by Google

Diese Maschine soll aber, den Royalisten zufolge, den Republikanern die Idee zum Bau der Höllenmaschine gegeben haben, indem sie, eben so wie Fieschi, sich kein Gewissen daraus machten, außer dem erkorenen Opfer noch eine Menge anderer Menschen ums Leben zu bringen.

Jedermann weiß, wie Bonaparte damals einem fast unvermeidlichen Tode entging. Der 28. July d. J. hat zugleich jene furchtbare Vorrichtung, die man mit Recht eine Höllenmaschine nannte, und das Wunder, dem Frankreich die Rettung seines Königs verdankt, in Erinnerung gebracht.

Man hat das Geschick des jungen Mädchens, das am 28. July in seinem Feststaate ein Opfer fiel und dann mit den andern Opfern glorreich im Hôtel der Invaliden beigesetzt worden ist, in Prosa und noch mehr in Versen beklagt; aber es ist niemandem eingefallen, dabei an den armen kleinen Savoyarden, den zehnjährigen Knaben zu denken, den die Verschwörer selbst aufgeopfert, als sie ihr scheußliches Attentat wider den ersten Consul ausführen wollten.

Man hörte von weitem ein Wagengerassel; es waren Wagen, die nach der Oper fuhren, wo Bonaparte Haydn's Oratorium hören wollte. Da ging ein kleiner Savoyarde, sein Murmelthierchen unterm Arm, fröhlichen Herzens und mit Lächeln auf den Lippen — er sollte ja einen Wagenzug passiren sehen — durch die Straße St. Nicaise.

Da hielt ein Wasserwagen queer über der Straße, zur Hälfte noch unter dem Gange eines Hauses stehend.

„Platz! Platz!" schrie man, „der erste Consul kömmt!" — „Fasse einmal das Pferd dort am Zügel," sagte ein Mann, der neben dem Wasserwagen stand, „Du sollst auch zwei Sous haben." Froh bei dieser Aussicht auf einen unverhofften Verdienst und dabei vielleicht an seine Mutter denkend, griff er dem Pferde in die Zügel. Zwei Minuten später kamen die Wagen im Galopp herangesprengt und es ward von allen Seiten geschrieen: „Auf die Seite mit Deinem Pferde, Du Hundsfott!" Plötzlich erfolgte ein donnerndes, Alles betäubendes Krachen, und Pferd, Wagen, Savoyarde flogen, in Fetzen zerrissen, durch die von einem dicken Pulverdampfe verfinsterte Luft.

Armer Kleiner! Dir ward der Tod statt der zwei Sous, auf die Du Dir Hoffnung gemacht hattest, und niemand hat Deiner gedacht, niemand das arme Kind bedauert, das aus Savoyen gekommen war, um zu einem Verbrechen mitzuwirken, während es etwas Gutes zu thun geglaubt; seinen zerrissenen und umhergeschleuderten Ueberresten ist nicht einmal die Ehre eines Begräbnisses zu Theil geworden!

Georg Cadoudal, der späterhin dieses Verbrechens bezüchtigt ward, hat dessen nie überführt werden können; er hat bis zu seinem letzten Augenblick betheuert, daß er nicht allein das Complott dieser Höllenmaschine nicht geleitet, sondern auch selbst nicht seine Autorisation dazu gegeben habe. Nur Carbon und Saint-Regent wurden nach gerichtlicher Untersuchung überwiesen, verurtheilt und am 6. April 1801 hingerichtet.

Einige Jahre später, als der erste Consul Kaiser geworden war und zu Schönbrunn Musterung hielt, suchte ein junger Mann, von schöner und edler Gestalt, aber im inneren Gemüthe tief aufgeregt, sich bis zu ihm durchzudrängen. Man faßte Argwohn wider ihn, man achtete auf seine Bewegungen, man hielt ihn an. Es ward ein Dolch bei ihm gefunden, und nun ertönte der Ausruf: Mörder!

Der Kaiser befahl, die Musterung auszusetzen, kehrte zurück nach dem Pallast, schloß sich dort mit dem Herzog von Cadore ein, und sagte: „Champagny, es muß um jeden Preis Frieden gemacht werden; ich bleibe hier nicht."

Es giebt zwei Arten Muthes: der eine macht, daß man ohne zu erbleichen jedem Zufall, allen Kriegsgefahren trotz bieten kann — das war der Muth, in welchem Napoleon den höchsten Grad der Kraft und des Umfangs erreicht hatte. Der andere, seltner und schwieriger, macht, daß man der unerwartetsten Gefahr die Spitze bieten, so zu sagen mit ihr eingen, und ein ruhiges und unerschrockenes Gesicht zeigen kann, wo der Ausdruck der stärksten Aufregung zu erwarten wäre: dieser Muth ist Ludwig Philipp eigen, das kann niemand in Abrede stellen.

Die Massacre rund um ihn her, deren Opfer auch er jeden Augenblick werden konnte, da er ja nicht sicher war, daß noch aus einem andern Fenster, aus einem andern Hause auf ihn geschossen würde, war etwas anderes als der Dolch, den der junge Staabs in seinem Busen versteckt hatte; dennoch hat Ludwig Philipp die Revue nicht eingestellt, sondern ist mit anscheinender Ruhe im Schritt die Reihen entlang geritten, eher noch sein Volk beruhigend, als er die Seinigen an sein Herz drückte.

Napoleon bot dem Friederich Staabs eine volle und gänzliche Begnadigung an; er wollte an ihm den Zauber seines Ruhmes und seiner Beredtsamkeit versuchen; aber der Fanatismus sprach lauter als seine Stimme zu dem Herzen des jungen Mannes. Er antwortete kalt, daß der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machen würde, der seyn sollte, ihn zu tödten. Da ward er füsilirt.

Bald darnach faßte ein junger Mann, Ernst von la Sabla, denselben Vorsatz wie Friederich Staabs: er ging nach Paris, um ihn in Ausführung zu bringen, und als er verhaftet wurde, hatte er dessen kein Hehl. Gerührt von seiner Jugend, und dem Sinn der Milde nachgebend, der bei ihm stärker war als man es glaubt, ließ Napoleon den jungen de la Sabla zu Vincennes festsetzen, nachdem er ihm, jedoch vergebens, unter der Bedingung, daß er in sein Vaterland zurückkehrte und nie wieder einen Mordanschlag wider ihn unternähme, die Freiheit hatte anbieten lassen. Der junge Sachse ist drei Jahre lang zu Vincennes in Haft gewesen, jedoch immer gut behandelt worden. Seine Landsleute haben ihn im Jahre 1814 befreit.

Wir wollen des Mallet'schen Complotts, des kranken Gefangenen, der mit 18 Franken in der Tasche und zwei oder drei durch ihn verführten Complicen fast einen Kaiser entthront hätte, nicht gedenken.

Napoleon entging allen diesen Complotten, und nur die wider ihn verbündeten Armee'n von ganz Europa und zwei Invasionen in Frankreich waren im Stande, seinen Thron umzustürzen.

Da Napoleon meistens in den Lagern lebte, so haben die wider ihn geschmiedeten Complotte nur zweimal Mörder aufs Schaffott gebracht, die andern sind fast immer ohne eine weitere Förmlichkeit, als vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden, erschossen worden.

Ludwig XVIII. war gleich Ludwig Philipp mit dem bürgerlichen Muthe begabt, dessen wir bereits erwähnt haben. Er hat dies während seines langen Exils oft bewiesen. Sein Aufenthalt im Auslande schirmte ihn nicht vor Complotten, die wider sein Leben geschmiedet wurden.

Als er eines Tages am Fenster stand, fiel ein Schuß, und die Kugel sauste ihm durch das Haar; er griff mit der Hand nach der Stirn und sagte bloß: „ein paar Linien niedriger, und der Thron von Frankreich wäre erledigt gewesen."

In dem Schlosse zu Mitau, wo der Czar dem Könige von Frankreich und seiner Familie eine Zufluchtsstätte gegeben hatte, ward zweimal Feuer angelegt, aber noch zeitig genug entdeckt, um nicht schaden zu können.

Nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien, die auch für einen Mord anderer Art gelten kann, war Ludwig XVIII. darauf gefaßt, unter dem Dolche eines Meuchelmörders zu fallen, und am 24. July 1801 entging er und alle die Seinigen nur wie durch ein Wunder einer Vergiftung.

Zwei Emissarien, die aus Frankreich nach Warschau gekommen waren, hatten sich hier an einen Caffeewirth, Namens Coulon, der früher

Digitized by Google

bei einem Stallmeister der Königin in Diensten gestanden, und bei der Dienerschaft des Königs Zutritt hatte, gewendet, um ihn vermittelst einer ansehnlichen Geldsumme zum Werkzeug eines Verbrechens zu machen. Sie hatten ihm 400 Louisd'or zugesagt, wenn er sich in die Küche des Königs schleichen und ein Pulver, das man ihm geben würde, in die Suppe schütten wollte. Coulon eilte aber, seinen vormaligen Herrn von diesem Anschlag zu benachrichtigen, und dieser rieth ihm, dem Anschein nach darauf einzugehen. So begab Coulon sich denn am andern Tag nach dem verabredeten Stelldichein außerhalb der Stadt, wo ihm außer dem fraglichen Pulver auch noch ein in Weiden geflochtenes Fläschen übergeben wurde, dessen Inhalt ihn, wie man sagte, stärken würde, damit er sich nicht durch irgend eine Aengstlichkeit in seinem Wesen verriethe. Aber nicht bloß Versprechungen wurden dem Coulon gemacht, sondern man drohte ihm auch, daß der kleinste Verrath ihm das Leben kosten würde.

Als der König von diesem Allen Kunde bekommen hatte, zeigte er die größte Besorglichkeit für seine Familie, blieb aber hinsichtlich seiner selbst vollkommen ruhig. Er beschied den Präsidenten der preußischen Kammer zu Warschau, Herrn Heym, auf den Abend zu sich, und verlangte die Verhaftung der von Coulon nachgewiesenen beiden Emissarien; aber die preußische Polizei nahm damals Anstand, auf dies Verlangen einzugehen, obgleich eine nachherige Untersuchung ergab, daß das Pulver, welches dem Coulon gegeben worden war, Arsenik enthielt.

Ludwigs XVIII. Regierung weiset wenig Mordversuche nach, enthält aber eins der blutigsten Blätter der Geschichte, den Tod des Herzogs von Berry, dieses präsumtiven Thronerben und Stammhalters einer ganzen Monarchie.

Ludwig Peter Louvel, 37 Jahre alt, aus Versailles gebürtig, und Sattlergeselle, hatte sich schon seit sechs Jahren mit dem Wunsch herumgetragen, den Herzog von Berry zu ermorden; es ist allbekannt, in welcher Weise Louvel sein Verbrechen vollführte, und wie edel und rührend der Tod des Herzogs von Berry war. „Was habe ich diesem Manne denn gethan," sagte er sterbend; „sollte ich ihn etwa unwissend beleidigt haben?" — Mein Sohn, antwortete der Graf von Artois ihm, Du hast ihn nicht einmal gesehen! — „So ist es denn ein Verrückter? Aber grausam ist es, daß ich von der Hand eines Franzosen sterben muß!" Gern hätte der Herzog seinem Mörder das Leben erhalten.

Es ist bemerkt worden, daß die Matratzen, auf welchen man den Prinzen in den Saal der Opern-Administration getragen, dieselben gewesen sind, auf welchen er die erste Nacht nach seiner Landung in Frankreich geschlafen hat. Sie gehörten nämlich dem Herrn Grandsire, Secretair der königlichen Musik-Academie zu, der, da er im Jahre 1814 zu Cherbourg anwesend war, seine Möbeln zur Ausmöblirung der für den Prinzen bestimmten Zimmer hergegeben hatte.

Louvel hatte keine Mitschuldige; er hatte, indem er die ganze königliche Familie ausrottete, Napoleon rächen wollen, zu dessen enthusiastischen Verehrern er gehörte und dem er nach Waterloo, nach der Insel Elba und nach Rochefort gefolgt war. Nach der Abreise des Kaisers nach St. Helena nach Paris zurückgekehrt, faßte er den Plan, die königliche Familie umzubringen, und ließ sich, um dazu jede Gelegenheit benutzen zu können, in dem Sattler-Atelier anstellen, das für das königliche Haus arbeitete.

„Ich habe mich für Frankreich aufgeopfert!" sagte er unter andern in seinem letzten Verhör.

„Es ist merkwürdig," äußerte sich Herr E. von Pianard, „wie sehr die politischen Stürme in denselben Herzen, in denselben Gemüthern abweichende Meynungen erzeugen, denn dieselben Schriftsteller, welche so gern behaupten möchten, daß die Mörder Heinrichs III. und Heinrichs IV. einen zahlreichen Anhang gehabt hätten, bieten alles auf, jeden Zweifel an der isolirten Stellung Louvels zu beseitigen."

Die Bemerkung des Herrn de Pianard ließe sich diesen Augenblick auf viele Dinge und Menschen anwenden; haben doch dieselben Leute, welche die Minister der Restauration im Fort Ham gefangen gesetzt, dieselben Gesetze wieder hervorgesucht und in Kraft treten lassen, die sie vor fünf Jahren verdammten.

Louvel zeigte im ganzen Verlaufe seines Processes eine große Unempfindlichkeit. Am 14. Februar, den Tag nach dem Mordanfall auf den Herzog von Berry, setzte eine königliche Ordonnanz den Pairshof als Gerichtshof ein, um unverzüglich Louvel den Proceß zu machen.

Louvels Advocat, Herr Bonnet, zog die Competenz des Gerichts in Zweifel. „Die Pairs," sagte er, „sind außergewöhnliche Richter von hohem Range, deren Competenz nur selten statthaft ist; dieselbe wird in dem 33sten Artikel der constitutionnellen Charte folgendermaßen definirt: Die Pairskammer soll über Hochverraths-Verbrechen und über Attentate auf die Sicherheit des Staates, wie sie im Gesetze definirt sind, richten.

„Waltet nun aber bei diesem Verbrechen Hochverrath ob, da er weder den Staat noch dessen Geheimnisse oder Pläne verrathen hat? Es hieße das Verbrechen des Hochverraths heruntersetzen, falls ein Verbrechen herunterzusetzen ist, wenn man es auf ein einzelnes Individuum in Anwendung bringen wollte."

Louvel ward am 6. Juny 1820 verurtheilt und am 7ten um 6 Uhr Abends hingerichtet. Er hatte kleine, tiefliegende, aber feurige und Hartherzigkeit aussprechende Augen, dünne Lippen, einen großen, gewöhnlich geschlossenen und oft eingekniffenen Mund, eine fast starre Physiognomie, eine ungewöhnliche Blässe und einen dicken schwarzen Bart.

Es scheint ihn einen Augenblick gereut zu haben, daß er den Herzog von Berry getödtet, und seine letzten Worte waren:

„Es thut mir leid; aber nur zu, man erwartet uns oben!"

Das Attentat Graviers, welches für eine Folge der Ermordung des Herzogs von Berry gehalten wurde, fand einige Zeit darnach statt.

In der Nacht vom 27. zum 28. April ward unter dem einen Thorwege der neuen Gallerie des Louvre, 50 bis 60 Klafter weit von dem Gemache, welches die Herzogin von Berry im Pavillon Marsan bewohnte, eine Petarde losgebrannt. Die Erschütterung war so gewaltsam, daß man wohl annehmen durfte, es sey darauf abgesehen gewesen, der Herzogin durch den Schrecken eine vorzeitige Geburt zuzuziehen.

Der Schuldige entging allen Nachforschungen, war aber so vermessen, sich nach acht Tagen des Nachts mit einer zweiten und noch stärkeren Petarde, die in aufrührerische Lieder eingeschlagen war, wieder einzufinden. Gravier ward ergriffen, als er sie eben placiren wollte, und ward von dem Assisenhofe zum Tode verurtheilt, so wie auch ein gewisser Bouton, der beide Petarden angefertigt hatte.

Auf Verwendung der Herzogin von Berry ward die Todesstrafe auf zwanzigjährige Galerenstrafe gemildert. Gravier ist im Bagno und Bouton in einer Irren-Anstalt gestorben.

Am 27. Januar 1822 gegen 5 Uhr Abends hörte man mit Schrecken im Tuilerieen-Viertel einen starken Knall, der aus dem Innern des Schlosses zu kommen schien; auch hatte die Detonation wirklich neben den Gemächern des Königs und Madame stattgefunden; indessen war niemand verwundet worden. Dieser heftige Knall rührte von einem Fäßchen mit etwa 6 Pfund Pulver her, das zwischen der Mauer und einem hölzernen Kasten, der bei einer geheimen Treppe Behufs des Dienstes von Madame stand, in die Luft gesprengt worden war. Der Frevler ist nie entdeckt worden.

Ludwig XVIII. hatte diese Explosion mit dem größten Phlegma angehört, und bloß gesagt: „Nun, das ist eine recht insolente Petarde!"

Digitized by Google

Nur ein einziges Individuum, Namens Reveu, ward verhaftet; er schnitt sich im Gefängniß mit einem Rasirmesser die Kehle ab und die Betreibung dieser Sache ward dann nach einigen Formalitäten plötzlich eingestellt.

Die Epoche von 1820 bis 1823 zeichnet sich durch die Menge von Revolutionen aus, welche fast mit einemmale die gesammte Oberfläche des Erdballs änderten.

Vom Pindus bis zu den Cordilleras erscholl der Ruf von Unabhängigkeit und rief die Völker zu den Waffen! Die alten Institutionen wurden von den geheimen Gesellschaften überall im Stillen untergraben. Der Carbonarismus drang in Frankreich ein, wühlte überall, wo er passirte, den Boden auf und warf in die tiefen Furchen, die er hinterließ, den Keim der July-Revolution.

Und während die Liebe zur Freiheit, dies zweite Leben des Menschen, Europa und Amerika umwühlte, während Griechenland, Italien, Spanien, Portugal, Mexiko und Brasilien sich unter dem Ausruf Freiheit! erhoben, ward Frankreich, das sich, von seinen Kriegen erschöpft, gern der Ruhe hingab, von Zeit zu Zeit durch mehr als ein Dutzend wahre oder falsche Complotte erschreckt, welche den Umsturz des schlecht festgestellten Thrones Ludwigs XVIII. beabsichtigten.

Die schwarze Nadel, das Complott von Plaigner zu Paris, die Complotte von Grenoble, Lyon, Thouars, Saumur, Befort, Colmar und La Rochelle sind zu bekannt, als daß ich ihrer weiter zu erwähnen nöthig hätte.

Carls X. Regierung hat sich lediglich durch die July-Revolution ausgezeichnet.

Ludwig Philipp hat den Thron erst seit fünf Jahren inne, dennoch zählt man schon fünf bis sechs Mordversuche auf seine erlauchte Person. Man weiß nicht recht, wem das zuzuschreiben ist, und klagt so alle Parteien, die Sittenlosigkeit, die Schwäche der Gesetze, die Institutionen, die Vereine, die Declamationen der Presse und den Mangel jedes Glaubens an.

Man kann unsre jetzige Lage der von Frankreich unter Heinrich IV., nach dem Mordversuche Johann Chatels, vergleichen.

Es existirt unter den Manuscripten der königlichen Bibliothek ein Brief von 1605, von zehn Seiten, von einem Kecken; aber getreuen und ergebenen Diener an Heinrich IV. gerichtet. Derselbe setzt dem Könige auseinander, was den Barriere und den Johann Chatel hat verleiten können, ihn ermorden zu wollen, und schließt damit, ihm ein trauriges Ende zu prophezeihen, wenn er nicht eine andere Regierungs- und Lebensweise annähme.

Dieser Brief, ein höchst seltenes Denkmal des Muthes, ist die stärkste Satyre, die sich auf die Regierung eines Königs und auf seine Person selbst machen läßt.

Napoleon pflegte, als er noch Consul war, in den Salons das Gerücht ausspreugen zu lassen, daß man ihm ans Leben welle und zu dem Ende complottire.

Diese Gerüchte, welche das Volk für baare Münze nahm, waren nur ein Spiel seiner Politik, um eine allgemeine Theilnahme für ihn zu erwecken und so eine Macht zu befestigen, die er unbegränzt zu machen suchte.

Man hat diese Kunstgriffe auch in neueren Zeit wiederholt; aber das Volk glaubt nicht mehr daran, denn nichts nutzt sich leichter ab als die politischen Springfedern, wenn sie zu oft gebraucht werden, und der unbehagliche Zustand einer Nation sich eher mehrt als mindert.

Rußland während der Kriege des Kaiserreiches.

Historische Erinnerungen von Armand Domergue.

Herausgegeben von

Melchior Tiran.

(2.)

Der Feldzug von 1812, welcher auf eine so unheilbringende Weise den Verfall des Kriegsglückes Napoleons bezeichnete, ist vielleicht, durch die Kühnheit der Unternehmung, die Größe der Mittel, die Entfernung vom Vaterlande und auch durch die Dazwischenkunft eines sichtlichen Fatums, diejenige von allen seinen Expeditionen, die das Siegel des epischesten Charakters trägt. Es ist nicht mehr, wie in Italien, der impetuose Aufflug und die unwiderstehliche Thätigkeit des jungen Hauptmanns, welchem die Augenblicke kostbar sind und der, indem er sein Glück zu machen und Frankreich wieder zu heben hat, drei Armeen in einem Feldzuge vernichtet, durch die Schnelligkeit seines Marsches die Zahl seiner Soldaten vermehrt und, sie mit seinem Jugendfeuer beseelend, durch sie und mit ihnen übermenschliche Dinge vollbringt, wie z. B. zu Rivoli das Corps Massena's, statt der Nachtruhe, sich durch forcirte Märsche von den Treffen erholt, die es während des Tages geliefert hat. Es ist eben so wenig der ritterliche und abenteuerliche Feldzug von Aegypten, der Traum der Eroberungen im Orient, dem selbst die englischen Besitzungen nicht zu fern scheinen, oder eine nicht minder wunderbare Rückkehr durch Constantinopel über Wien, mehr geträumte als gedachte Plane, unberührt gebliebene Utopien, Dank den Hindernissen der Wirklichkeit, den Zwistigkeiten des Directoriums und den Bewegungen im Innern.

Hier ist der Entwurf nicht minder groß, sondern, was mehr ist, er verwirklicht sich auch. Es handelt sich davon, Frankreich zu verlassen, das gewohnt ist, den kaiserlichen Zügel zu fühlen, und 800 französische Meilen weit von seinen Gränzen eine aus den Contingenten aller besiegten Nationen gebildete Armee von 600,000 Mann zu transportiren, in die öden Gegenden Rußlands zu bringen, unter einem mörderischen Himmel, hinter sich einen in Spanien thätig geführten Krieg lassend und zwischen Frankreich, wo die kaiserliche Dynastie noch keine Wurzeln hat und der zu zweifelhaften Eroberungen verwendeten Armee, zwei mehr als laue Alliirte, noch voll von dem bittern Andenken an Wagram und Jena, hingegeben den Einflüsterungen Englands und den Bemühungen seines industriösen und ausdauernden Hasses. Und dieser Entwurf, ich wiederhole es, ist kein Traum; es hat einen Menschen gegeben, der seine Ausführung versuchte. Nie hatte eine glänzendere Armee Europa in Erstaunen gesetzt; es waren nicht raub- und eroberungssüchtige Horden, sondern Truppen, bewundernswerth durch Ordnung, Disciplin, geübt in Riesenkämpfen oder mindestens directe Erben der größten Militair-Traditionen der Geschichte; ihr Oberfeldherr war ein Kaiser, unter ihm zwei Könige, Prinzen, Marschälle des Reichs. Der Anführer des kleinsten Armee-Corps hatte allein für seine Person Schlachten gewonnen. Sechshundert Kanonen, unermeßliche Equipagen folgen der Armee, deren Leitung und Aufsicht dem Kaiser noch die Zeit lassen, die Geschäfte des Reichs zu verfolgen und von seinem Feldlager aus die Fragen der Civil-Administration zu entscheiden, die ihm von Paris aus vorgelegt werden.

Am 24. Juny 1812 geht die Armee über den Niemen ohne Hinderniß; am 10. July ist sie zu Wilna, den 17ten zu Smolensk und der Feind, mit welchem sich zu messen sie brennt, weicht jeden Tag vor ihr zurück, verweigert herausgefordert die Schlacht, läßt sie Flüsse, Defilem, alle natürlichen Barrieren überschreiten, diesem schnellen Marsche nur Verwü-

Digitized by Google

stung und Hunger entgegensteuernd, sich darauf beschränkend, auf die Flanken der französischen Armee Wolken von Kosaken zu werfen, welche die Transporte plünderten, die Nachzügler wegnahmen, den Marsch auf alle Weise erschwerten, ohne je Stand zu halten und sich auszusetzen, dem Zorn unserer Soldaten zu trotzen. Vergebens hofft Napoleon eine entscheidende Schlacht; durch eine neue Tactik scheint die Armee von Barclay de Tolly, 150,000 Mann, uns nur entgegengekommen zu seyn, um uns einzuführen und ins Herz des Reiches zu leiten. Einige partielle Treffen, wie zu Wolontina, führen nur wechselseitige Verluste ohne ernsthaftes Resultat herbei; der Feind weicht immer.

Inzwischen ist Napoleon nicht der einzige, der sich über diese organisirte Flucht, welche ihm den Sieg entzieht, ergrimmt; die nationelle Eigenliebe der Russen empört sich gegen die Tactik Barclay's; Kutusof wird zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt, Kutusof, der alte Tartar, der einstige Waffenbruder Suwarows. Von diesem Augenblicke an ist es beschlossen, daß man den Feind bekämpfen will und Barclay ist, mit edler und patriotischer Verleugnung seiner eigenen Ideen, der erste, der sich unter die Befehle seines ehemaligen Lieutenants stellt.

Zu Borodino, an den Ufern der Moskwa, einige Meilen von der alten Hauptstadt Rußlands, wird endlich die so ersehnte Schlacht geliefert; auch bleiben, um diesen Riesenkampf zwischen dem Norden und Westen zu bezeichnen, 80,000 Leichname auf dem Schlachtfelde liegen; die beiden Nationen haben jede ihr Contingent von 40,000 Todten geliefert; und nach dieser ungeheuern Anstrengung ist noch nichts entschieden. Napoleon, krank, sagt man, und durch Schmerzen geschwächt, hat seine Garde nicht daran wagen wollen; jedes Corps ist gezwungen gewesen, durch verzweifelte Anstrengungen den Sieg zu beginnen und zu vollenden: Eugen, Ney, Murat haben jeder eine Schlacht gewonnen, aber sie hat kein allgemeines Resultat gehabt und der Besiegte, fast nicht übler daran als der Sieger, hat sich gesammelt und in guter Ordnung vier Stunden vom Schlachtfelde übernachtet. Inzwischen zieht Napoleon sechs Tage darauf in Moskau ein.

Moskau war für Napoleon das gelobte Land. Zu Moskau sollte er Lebensmittel für seine Armee finden, die seit dem Niemen fast nur von einem Tage zum andern gelebt hatte, indem sich jeder Soldat auf seine eigne Weise zu versorgen suchte; zu Moskau konnte er hoffen, treffliche Winterquartiere zu finden, in dem unwahrscheinlichen Falle, wo Alexander, erschreckt durch die Einnahme seiner zweiten Hauptstadt, nicht Frieden machen wollte. So zog er denn in Moskau ein.

Aber in dieser Stadt mit den reichen vergoldeten Kuppeln, in der Stadt von dreimalhunderttausend Einwohnern, in der reichen Stadt, Niederlage von zwei Continenten, findet er nur leere Häuser und verlassene Straßen; einige schmutzige Mugiks erscheinen allein in der Ferne. Zuerst fürchtete man einen Faustrich; als die Wahrheit bekannt wurde, als man sah, daß Rostopschin die ganze Bevölkerung vertrieben d. h. die Stadt hatte räumen lassen, war man erstaunt und erschreckt von einem so energischen Entschlusse. Inzwischen werden mitten in der Nacht die Soldaten von dem Schein des flammenbedeckten Horizonts aufgeschreckt, ein furchtbarer Sturmwind verbreitet den Brand über Moskau, mit einem feurigen Vorhang. Außerdem keine einzige Spritze in der Stadt und, Dank den höllischen Combinationen Rostopschins, brach das Feuer aus Kellern und Häusern hervor und zeigte sich in einem Augenblicke auf den entgegengesetztesten Punkten zugleich. Der Kaiser entkam mit Mühe aus dem Kreml mitten durch Pulverwagen, auf welche der Wind tausend Feuerbrände trieb. Da wurde die Plünderung organisirt und jedes Corps versuchte auf eigne Hand, den Flammen einige Reichthümer der Stadt zu entreißen, wo sie vergebens gehofft hatten, Obdach und üppige Winterquartiere zu finden, und die jetzt nur noch ein Aschenhaufe war.

Der Brand von Moskau, eingegeben durch einen zugleich grausamen und erhabenen Fanatismus, war der Anfang der ruhmvollen Agonie, welcher Napoleon drei Jahre später unwiderbringlich erliegen sollte. Von diesem Augenblicke an war die ganze Physiognomie des Feldzugs verändert. Er war gekommen, mit allen seinen Streitkräften Rußland am Herzen anzugreifen; und obgleich sein auf gewisse Weise durch die Schöpfung dieser furchtbaren Armee erschöpftes Genie vielleicht nicht hingereicht hätte, sie hinlänglich mit seinem Hauch zu beseelen, so hatte nichts desto weniger die Gewohnheit des Sieges, der Schimmer seines Namens, das Vertrauen und das Gewicht seiner Armee einen gewissen Triumph zu verkündigen geschienen. Als er sich nun ohne Hülfsquellen, ohne Mundvorrath, mitten in einem öden Lande, auf den Ruinen einer Hauptstadt, umgeben von einem fanatisirten Volke, in der gebieterischen Nothwendigkeit eines Rückzugs sah, sträubte sich sein Stolz; er wollte die Macht seines Namens versuchen, er heuchelte ein Vertrauen, das er nicht hatte, schrieb an Alexander, um zu bewirken, daß er um Frieden bitte, sprach von einem Marsche nach St. Petersburg und wollte, mit einem Worte, sich nicht für überwunden halten oder bekennen. Endlich nach einem Monat unnützer Erwartung entschließt er sich zum Abmarsch; aber diesen Rückzug, der sobald eine Niederlage und Auflösung werden sollte, verbirgt er noch unter falschem Anschein der Offensive, er weicht drohend zurück, wie Ajax. Da kömmt die Kälte, der Schnee, der das Gesicht der Soldaten peitscht, denen die Hände an ihren Flinten erfrieren; endlich, als wenn sich alles vereinigen sollte, ihn zu Boden zu drücken, erfährt er, an demselben Tage, wo der Schnee zu fallen anfängt, daß in Paris Mallet, ein Gefangener ohne Mitschuldige, zu conspiriren gewagt hat, um ihn vom Throne zu stoßen, und daß der Zufall, der allein die Unternehmung scheitern gemacht hat, mindestens den Hellsehenden die Gebrechlichkeit seiner kolossalen Macht gezeigt hat. Inzwischen sieht man, mitten unter diesen Unfällen ohne Ende und Maaß, von dieser decimirten, erfrorenen und fast aufgelösten Armee Züge eines verzweifelten Heroismus. Murat treibt die Kosacken mit Peitschenhieben (!) zurück und seine gebieterische Haltung bringt sie zur Flucht; Eugen und Davoust wetteifern an Muth und Ausdauer und feuern ihre halbtodten Soldaten durch ihr Beispiel an; Ney endlich, so groß in diesem ganzen Feldzuge, Ney, der, an der Moskwa seinen Titel als Fürst so glorreich gewonnen, er, der den Nachtrab befehligt, isolirt von der Hauptarmee, verloren zwischen den Russen; Ney, den der Kaiser schon beweint, bahnt sich einen Weg durch die feindliche Armee durch Riesenkämpfe, am Tage sich schlagend, die Nacht marschirend, und geht über den Dniepr, den er mitten im Schnee wieder zu finden gewußt hat, auf Eisschollen, die noch schwimmen, und woraus er sich eine Brücke zu machen wagt, ein wahres Wunder, wovon die Kriegsgeschichte wohl kein zweites Beispiel darbieten dürfte. Der Uebergang über die Beresina beschloß das erste Buch dieser furchtbaren Epopee. Europa hatte gelernt, daß Napoleon besiegt werden könne.

Zahlreiche Berichte haben im Detail die Unfälle dieses Rückzugs bekannt gemacht, wovon die Tradition das Andenken auf eine so lebendige Art unter dem Volke verewigt hat. Was mich betrifft, so erinnere ich mich im Jahre 1820, noch in meiner Kindheit, einen Soldaten, ein edles Ueberbleibsel der großen Armee, gesehen zu haben, der während des Rückzugs zum Gefangenen gemacht, und erst einige Jahre später losgelassen, von Siberien auf Krücken ankam. Der Unglückliche mit einem gelähmten Beine, erfrorenen Fingern und unter den Schultern wund von den Krücken, hatte Europa bettelnd durchzogen; nachdem er uns seine Papiere und eine Militair-Decoration gezeigt, die er als sein Kostbarstes sorglich verborgen und bewahrt hatte, kam er an die Thür unserer Fabriken, um das Mitleiden der Arbeiter anzusprechen und ich erinnere mich noch jetzt nicht ohne Rührung, des ehrfurchtsvollen Schweigens, mit

Digitized by Google

welchem man seine Erzählung anhörte und der edlen Achtung, mit welcher die Arbeiter einer nach dem andern mit gezogenem Hute kamen, und ihre bescheidene Gabe in die Mütze des alten Invaliden legten.

Die Erinnerungen, die jetzt Herr Domergue herausgegeben, beziehen sich auf diese denkwürdige Epoche. Regisseur des kaiserlichen Theaters von Moskau, bewohnte Herr Domergue Rußland seit 7 Jahren und seine Stellung hatte ihn mit vielen ausgezeichneten Personen in Berührung gebracht; dennungeachtet wurde er 1812, wie alle seine Landsleute, ein Opfer des übelwollenden Mißtrauens der Russen. Wenige Tage vor der Ankunft der Franzosen ließ ihn Rostopschin verhaften; unter dem Geheul des Pöbels von Moskau wurde er mit 39 Unglücksgefährten auf dem Oka eingeschifft, einem kleinen Flusse, der in die Wolga ausmündet, und auf diese Weise bis nach Makarino transportirt, wo er mit den übrigen bis nach dem Abmarsch der Franzosen gefangen gehalten wurde. Dieses Buch, welches eine anekdotische Form hat, verstattet keine Analyse, enthält aber sehr merkwürdige Details über die meisten ausgezeichneten Personen Rußlands: Alexander, Constantin, Rostopschin; der letztere, um dies im Vorübergehen zu erwähnen, giebt dem Herrn Domergue Anlaß, die Behauptungen zu berichtigen, die Herr von Segur von ihm aufgestellt und die, nach ihm, viel zu günstig für Rostopschin lauten. Er schildert ihn grausam und listig und führt, er, der die Sachen in der Nähe gesehen, mehrere Züge an, die dem Verwüster von Moskau keine Ehre machen.

Eine andere Stelle dieser Erinnerungen, die man mit Interesse lesen wird, ist die, wo Madame Domergue, gezwungen den Franzosen auf ihrem unglücklichen Rückzuge zu folgen, um dem mörderischen Klima zu entgehen, die unerhörten Gefahren und Strapatzen erzählt, die sie ausgestanden. Allein mit ihrem Kinde, mitten in dieser aufgelösten Armee, beunruhigt jeden Augenblick durch die Kosacken, aufgenommen von mehreren Generalen, die aber die Nothwendigkeit zwang, sie wieder zu verlassen, ist ihre wunderbare Erhaltung, unter solchen Gefahren und Entbehrungen, ein neues Beispiel der übernatürlichen Kraft, welche die Mutterliebe den Frauen verleiht.

Jedenfalls können wir indessen nicht verschweigen, daß in diesen beiden Bänden nicht immer dasselbe Interesse herrscht, daß manche schleppende Stellen, manche überflüssige Details darin vorkommen, daß der Verfasser mit einem Worte nicht alles so zum Unterricht und zur Unterhaltung des Lesers benutzt hat, als er, bei einem zehnjährigen Aufenthalt in Rußland unter den interessantesten Ereignissen der Zeit im Stande gewesen wäre.

Eine Einleitung von Herrn Capefigue geht dem Buche voran. Geschrieben aus einem mehr europäischen als französischen Gesichtspuncte enthält sie das Versprechen einer Geschichte des Kaiserreichs. Wenn Herr Capefigue zu diesem neuen Werke den Reichthum an Documenten und die klare Darstellung mitbringt, welche seine Geschichte der Restauration empfehlen, so können wir nicht anders als ihn in seinem Vorsatze ermuthigen.

Ad. Geroult.

Geschichte von Wodenblock.

Eine holländische Sage.

(Aus Chambers Magazine.)

(2.)

Derjenige, welcher in Rotterdam gewesen ist, wird sich wohl eines Hauses von zwei Stockwerken erinnern, das in der Vorstadt liegt, gerade dem Bassin des Canals gegenüber, der durch diese Stadt geht und nach dem Haag, Leyden und andern Städten führt. Er wird sich dieses Hauses erinnern, sagen wir, denn wir sind gewiß, daß man es ihm als die einstige Wohnung des geschicktesten Mechanikers bezeichnet haben wird, der in Holland geboren worden, ohne von seiner Tochter Bianca zu sprechen, deren Schönheit zu ihrer Zeit so berühmt war. Unglücklicherweise haben wir uns hier nicht mit der schönen Bianca zu beschäftigen, sondern mit ihrem Herrn Vater. Man weiß, daß er mit ungemeiner Geschicklichkeit chirurgische Instrumente verfertigte und das, was ihm vor Allem seinen großen Ruf erworben, die bewundernswerthe Fertigkeit war, mit welcher er Beine von Holz und Kork machte. Auch nahmen alle diejenigen, welche das Unglück hatten, ein Glied zu verlieren, ihre Zuflucht zu seiner wunderbaren Wissenschaft; und, wie verzweifelt auch ihr Zustand seyn mochte, so wurden sie doch bald von ihm, wie man sagte, wieder auf die Beine gebracht. Gebrechliche, Lahme, an den Beinen Verkrüppelte, die man seit langer Zeit für unheilbar hielt, befanden sich so wohl und bequem mit Beinen, die Herr Turningvort fabricirt hatte, daß man sich bisweilen über die Vorsehung beklagte, daß sie einem einfachen Sterblichen eine Aufgabe dieser Natur vertraute und daß man zu zweifeln anfing, ob nicht Beine von Kork oder Holz den Beinen von Knochen, Fleisch und Blut vorzuziehen seyen. Und offenherzig, wenn man gesehen hätte, wie geschickt die Beine des Herrn Turningvorts gearbeitet waren, welche sinnreiche Springfedern er anwendete, so würde man sehr verlegen gewesen seyn, die Frage zu entscheiden, vor Allem jeder, dessen Füße an Podagra, oder dessen Zehen an Hühneraugen litten.

Eines Morgens, als Herr Turningvort beschäftigt war, einer Wade und einem Knöchel die Leichtigkeit und Politur zu geben, die sie auszeichneten, so meldete man ihm, daß er zu Herrn von Wodenblock gerufen worden wäre. Herr von Wodenblock war der reichste Banquier von Rotterdam. Es ist daher nicht nöthig zu sagen, daß unser Künstler unmittelbar seine Arbeit einstellte, seinen besten Rock anzog, die beste Perruque aufsetzte und ins Hôtel des Herrn von Wodenblock eilte, seinen dreieckigen Hut und seinen Stock mit dem silbernen Knopf in der Hand.

Wir müssen übrigens vor Allem dem Leser berichten, daß einige Tage vorher Herr von Wodenblock, indem er, nach seiner Gewohnheit, einen armen Verwandten, der ihn besuchen wollte, ohne Umstände aus der Thür warf und ihm noch einen Fußtritt geben wollte, um ihn schneller zur Treppe hinunterzufordern, das Gleichgewicht verlor, die Treppe hinunterstürzte und bewußtlos am Fuße derselben liegen blieb. Die Diener eilten herbei ihm zu Hülfe, hoben ihn auf und trugen ihn in sein Bett. Als Herr Wodenblock wieder zu sich kam, erkannte er unter den heftigsten Schmerzen, daß er das rechte Bein gebrochen und sich drei Zähne eingeschlagen habe. Er hätte seinen Verwandten, der die Ursache seines Unglücks war, des Mordversuchs anklagen können; aber da er (wie man aus Obigem ersehen kann) von Natur sanft und zum Verzeihen geneigt war, so begnügte er sich damit, ihn ins Gefängniß werfen zu lassen.

Ein Zahnarzt hatte bald die drei eingestoßenen Zähne ersetzt durch drei Zähne, die er einem Dichter ausgerissen, für den Preis von zehn Sous das Stück; aber er trug Sorge, sie sich mit fünfhundert Franken von dem reichen Banquier bezahlen zu lassen. Der Wundarzt, welcher gerufen wurde, erklärte, nachdem er das Bein mit der größten Aufmerksamkeit untersucht, daß die Herstellung unmöglich sey, wenn das Bein nicht amputirt würde. Der Kranke mußte sich folglich der Operation unterwerfen. Der Wundarzt nahm das abgelöste Glied mit, um am folgenden Tage zum Gegenstande seiner Vorlesung zu dienen. Unter diesen Umständen ließ Herr Wodenblock, in Betracht, daß er sich gewöhnt hatte, auf zwei Beinen zu gehen und nicht, auf einem zu hüpfen, und ohne Zweifel für die erste Art von Ortsveränderung eingenommen, unsern Freund rufen, welcher dem Bassin des Canals gegenüber wohnte, um ein Bein bei ihm zu bestellen, das ihm das verlorene ersetzen könnte.

Digitized by Google

Herr Turningvort wurde daher in das prächtige Zimmer des reichen Banquiers eingeführt, den er auf seinem Bette ausgestreckt fand. Sein linkes Bein spielte zwar eine sehr gute Figur, aber der Stumpf, der ihm vom rechten Beine übrig blieb, war mit Bandagen umwickelt. „Sie haben das Unglück gehört, das mir begegnet ist, Turningvort," sagte er zu ihm, sobald er ihn erblickte; „Sie wissen, daß ich zwei Finger breit vom Grabe gewesen bin. Ganz Rotterdam hat es erfahren und Theil daran genommen. Sie müssen mir daher ein Bein machen; aber das vollkommenste Bein, das bis jetzt aus Ihren Händen hervorgegangen ist." Der Künstler antwortete auf diese Worte durch einen einfachen Gruß. „Sie fühlen wohl, daß ich nicht um den Preis handle," fuhr der Banquier fort; ich werde geben, was sie fordern, unter der Bedingung, daß Sie bei dieser Gelegenheit mehr leisten, als Sie in Ihrem Leben gethan haben." Turningvort verbeugte sich abermals ehrfurchtsvoll. „Ich will kein Bein von Holz in Form eines Klöppels. Ich will ein Bein von Kork; ich will, daß es leicht und elastisch sey und daß es so viele Federn enthalte, wie ein Uhrwerk. Es ist mir unmöglich, mich deutlicher zu erklären, fuhr der Kranke fort, denn sehen Sie, ich verstehe von Ihrem Fache nichts. Aber was ich von Ihnen fordere, ist ein so gutes Bein, als das, was ich verloren habe. Ich weiß, daß es Ihnen nicht unmöglich ist, dieses Resultat zu erreichen. Wenn ich mit Ihrer Arbeit zufrieden bin, so sollen Sie 25,000 Franken Belohnung erhalten."

Der holländische Prometheus erklärte, daß er für Herrn von Wodenblock alles übertreffen würde, wessen die Geschicklichkeit der Menschen nur immer fähig sey; und er versprach, in acht Tagen ein Bein zu bringen, welches in allen Stücken den Beinen von Fleisch und Knochen gleich käme.

Man möchte versucht seyn, Turningvort der Prahlerei anzuklagen; aber unser Künstler glaubte sich befugt, diese Worte, wie stolz sie auch scheinen mochten, auszusprechen. Eben so sehr Theoretiker als Practiker hatte er lange Zeit über einer Entdeckung gebrütet, die er endlich am Morgen desselben Tages gemacht hatte, wo er zu Herrn von Wodenblock eingeladen worden war.

Wie alle die andern Mechaniker, die hölzerne Beine machten, hatte sich Turningvort immer durch die Schwierigkeit gehemmt gesehen, in dem Bein Springfedern oder irgend eine Vorrichtung anzubringen, die so wirkte, daß sie durch den Willen geleitet werden und den bewundernswerthen Mechanismus ersetzen könnte, welchen das Knie und der Knöchel in der Natur constituiren. Ob er gleich in seiner Kunst weiter als irgend einer seiner Collegen vorgerückt war, so waren doch mehrere Jahre unter fruchtlosen Versuchen, diese Schwierigkeit zu besiegen, verflossen; und, wie wir gesagt haben, an demselben Morgen erst war es ihm gelungen, dieses große Geheimniß zu entdecken. Das Bein, das Herr von Wodenblock bei ihm bestellte, sollte nun nach dem neuentdeckten Systeme verfertigt werden.

Am achten Tage, wie man übereingekommen war, erschien unser Künstler bei dem ungeduldig harrenden Kranken, mit seinem mägischen, sorgfältig eingewickelten Beine. Das stolze Blinzeln mit dem Auge, das leicht an dem Künstler zu bemerken war, gab zur Genüge zu erkennen, daß er die 25,000 Franken, die einen Theil des Heirathsgutes seiner geliebten Bianca ausmachen sollten, kaum für hinreichend hielt, sein Werk zu bezahlen, das endlich ihm die Celebrität sicherte, den Ruhm, die Unsterblichkeit, die der Zweck aller seiner Arbeiten, der Traum seines ganzen Lebens war. (Der Beschluß folgt.)

Deutsche Literatur.

Gedichte
von
E. Ferrand.
Neue Sammlung.

[Berlin, Stuhr, 1835. X. u. 300 S. Octav.

Gegen zweihundert Lieder, der Geliebten gewidmet, und einer schönen Geliebten würdig. Leicht, zart, glücklich versifficirt, heiter, tändelnd, mitunter schwermüthig, immer schonend, nie anstößig, nie unartig. Sie dürfen den gelungensten Erzeugnissen witziger französischer Sänger verglichen werden, und wer geliebt und geliebelt hat, oder sich in diesen beneidenswerthen Verirrungen befindet, wird ihnen innere Wahrheit nicht absprechen.

(S. 1.) Die Lieder.

Kühler ziehn die Abendwinde
Durch das stille Blüthenthal,
In dem frischen Laub der Linde
Zittert hell der Sonnenstrahl.

Bienchen, Käfer summen, schwirren
Um die Blüthenzweige dicht,
Baden, spielen, gaukeln, irren
In dem Meer von Duft und Licht.

Ach, der Tag hat euch erschaffen,
Und der Tag, der euch gebracht,
Wird euch sterbend mit sich raffen
In die dunkle Todesnacht.

Im Genuß des Augenblickes
Denkt ihr nicht der nahen Zeit,
Die nach kurzem Rausch des Glückes
Schnell euch der Vernichtung weiht.

Und nach wenig Tagen stehet
Ohne Blüthen schon der Baum.
Ach! derselbe Sturm verwehet
Euch und euren Wonnetraum.

Und mit stillem, bangem Sinnen
Schau' ich euer heitres Spiel;
Aber tief im Herzen innen
Lebt ein leises Wehgefühl.

Wie ihr gaukelt auf und nieder,
Süß berauscht von Duft und Licht,
Gaukeln meine kleinen Lieder
Um ihr Blumenangesicht.

Bebst du Herz? — Ich lächle wieder,
Will mich freun so lang' es geht,
Bis der Sturm einst meine Lieder,
Lieb' und Schönheit kalt verweht.

Digitized by Google

(S. 29.) **Weshalb.**

Immer muß ich seltsam träumen,
Immer wenn ich bei ihr bin:
Zu der schönen, weitentlegnen
Süßen Kindheit spricht mein Sinn.

Trägt der Traum mich deshalb immer
In das Land der Kindheit hin,
Weil so kindlich ist die Holde,
Oder — weil ich kindisch bin?

(S. 90.) **Weg!**

Weg mit den düstern Träumen!
Aus halt' ichs länger nicht;
Das Auge dunkeln Thränen,
Und trübe brennt das Licht.

Was dunkler ist von beiden
Das weiß ich wahrlich nicht!
Trockn' ich mir erst das Auge,
Oder putz' ich das Licht?

Worte des Abschieds aus der (S. 295) **Liederweihe.**

Dies Buch es ist ein Strauß von bunten Blumen,
Die ich in schönen Tagen einst gepflückt,
Als ich an Deinem Arm im sel'gen Traume,
Durch's heitre frühlingsvolle Leben schritt.
Jetzt ist der bunte Strauß verdorrt und welk,
Doch diese welken Blüthen mahnen ja
An jene längst verrauschten Stunden Dich;
Und weilt auf ihrem Kranz Dein süßer Blick,
So regt es sich wie neues Frühlingsleben:
Es knospt und schwiert, und Blüthen drängen sich
Aus frischen Knospen schwellend an das Licht.
Ein junger Frühling blüht in frischen Keimen
In Deines Auges Frühlingssonnenblick,
Wo jedes andre welke Blätter sieht
Die längst im rauhen Zeitensturm erstarben.

So nimm dies Buch mit seinen leichten Liedern,
Die ich für dich zum bunten Kranze wand.
Doch wird nicht alles süßbekannt dir klingen,
Denn manches hallt aus alten Zeiten nach,
Und selten nicht schlingt sich ein welkes Blatt
Mit in den Reihen junger Liebesblumen. —

Ob wohl ein Andrer Antheil nehmen wird
An meiner Liebe wicht'gen Nichtigkeiten,
An eitler Lust und lächerlichem Schmerz,
An vielen heißen Thränen um ein Nichts,
An hellem Freudejauchzen um ein Nichts,
An starrem Grimm, der kalt die Brust durchkrampft,
An stillem Weh, das leis' am Herzen nagt,
An stiller Lust mit ihrem Frühlingslächeln,
Und wie sich Liebe sonst noch zeigen mag?
Ob Andre auch erfreun und schmerzen wird,
Was oft mein Herz mit Lust und Leid erfüllt?
Ich wünsch' es wohl, doch ich erwart' es kaum.

Dir weih' ich dieses Buch mit seinen Liedern
In denen meines Lebens Fülle pulst.
Mein Herz es liebt und träumt in diesen Liedern,
In diesen Liedern biet' ich dir mein Herz.

Von dem nämlichen Dichter sind uns gleichzeitig zugekommen:

Novellen

von

E. Ferrand.

Berlin, Stuhr, 1835. 216 S. Octav.

Acht Erzählungen, jede für sich anziehend, nicht gedehnt, nicht unwahrscheinlich, anschaulich und seelenkundig, aber in trüber Stimmung entworfen, und das Thema der Selbstpeinigung, in wenig abwechselnden Variationen, wiederholend. In allen ist der Hauptcharakter ein vom Schicksal begünstigter junger Mann, der sich nicht vergeblich um die Liebe seiner Braut, Gattin oder einer freien Schönheit aus der großen Welt beworben hat, die ihm alles gewährt, was einem unverschrobenen und gesunden Liebling beglücken würde, aber niemals genügt, weil er sie zu natürlich, zu wenig überspannt, zu sinnlich findet; so daß er damit endet, sich, sie und einen vertrauten Freund, durch Undank, Vorwürfe und Quälereien, mitunter bis zum Doppelmord und zur Giftmischerei gesteigert, ins Verderben zu stürzen.

Ob ein Lebender dieser Art des Dichters Aufmerksamkeit erregt, ob er, wie Goethe in seinem Werther, für gut gefunden hat, ein solches Bild recht lebendig auszumalen, um ähnliche Verstimmung von sich abzuhalten, wissen wir nicht, und machen keinen Anspruch darauf, es zu erfahren. Nur so viel ist uns klar, daß Ein solcher Charakter, in einen größeren Roman verflochten, Wirkung hervorbringen kann; daß Eine Novelle ihn zur Hauptperson wählen darf; daß hingegen eine Sammlung von Gemälden, die sich ausschließlich mit seines Gleichen beschäftigt, dem Gefühlvollen wie ein Irrenhaus erscheinen dürfe, in welchem er ungern länger verweilt, als die Pflicht ihm befiehlt. Die seltsame Krankheit Eines unheilbaren Unbekannten mag die Aufmerksamkeit des Laien fesseln; werden ihm aber noch sieben andere Berichte ähnlichen Verlaufs, unter den nämlichen, und mehr oder weniger fürchterlichen und erschütternden Symptomen zugeschoben, so meynen wir, er werde sie dem Gesundheitsrathe zuweisen, und dem Schicksal danken, daß ihm nicht die Last auflegt, sie zu vernehmen. Indessen ist über den Geschmack nicht zu streiten: die Schriftsteller jeder Zeit fertigen ihre Erzeugnisse nach den Bedürfnissen ihrer Befewalt; und darf man die Mehrheit derselben als Maaßstab annehmen, so befindet sich die unsrige, vor der Folter und auf der Folter, so wohl wie der Fisch im Wasser. Fr.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1101. Hamburg. Montag, den 28. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Beiruth. Von Jules Amic. . . . . Seite 921
Geschichte von Wodenblock. Eine holländische Sage. (Beschluß.) „ 922
Das Haus von Bonaparte zu Ajaccio. . . . . „ 924
Jaques Permanon oder der Vertheiler des Weihwassers. . . „ 925
Nachtstationen eines Reisenden. Von E. M. Salinger. . . . „ 926
Poesie und Kritik, von E. Janinski. . . . . „ 927

Beiruth.

Von

Jules Amic.

(Aus der Revue de Paris.)

(R.)

Beiruth ist amphitheatralisch auf einem Erdvorsprunge gebauet, den der Berg Libanon bildet. Die Gärten, welche es von allen Seiten in Absätzen umgeben, verleihen ihm ein Aeußeres, das zugleich malerisch und elegant ist, und wenn man, auf der schmalen Terrasse abgesetzt, die seinen kleinen Hafen einschließt, hinter sich schaut, so weiß man nicht, was man am meisten bewundern soll, ob den weiten Horizont der Gewässer, die sich von Westen nach Norden ausdehnen, oder den engeren Horizont der Gebirge, welche die Aussicht auf der östlichen Seite begränzen. Der, zehn Schritte vom Ufer, auf Pfeilern erbauete armselige Divan bietet eine köstliche Lage dar, dies Schauspiel zu betrachten, und wenn man ein Dutzend Paras daran wenden will, so kann man diesen Genuß aufs höchste steigern, indem man sich zugleich Caffee und Pfeife geben läßt.

Ein hundert Personen, Lastträger oder Kaufleute, Fremde oder Eingeborne, drängen sich auf der vorbesagten Terrasse durch einander und könnten schon allein die Circulation erschweren, ohne daß dies noch durch die Zollbeamten zu geschehen brauchte, welche überall dem Durchbringen der Waaren jeder Art in die Quere kommen und den allgemeinen Lärm noch durch ihre Gesten und ihr betäubendes Geschrei vermehren.

Die Wohnung des Gouverneurs liegt nicht weit vom Zollamte ab; sie bildet fast den Winkel der Straße, die zu dem Frankenquartier führt und die Hauptverbindung mit dem übrigen Theile der Stadt unterhält, wo kleine Gassen und irregulaire Gänge, bizarre Häuser, die meistens nach Außen keine Fenster haben, einige Bazars, als Rotunden oder Gallerieen geformt, und zwei oder drei elende Moscheen keinesweges der Meynung entsprechen, die man sich von ihr gemacht hatte, ehe man ans Land gegangen war. Doch herrscht trotz dieses ärmlichen Aeußern, des auffallenden Verfalles mehrerer Plätze und des Liegenlassens mehrerer Etablissements überall ein Ansehn der Wohlhabenheit und Sauberkeit, wie man es in den andern Factoreien der Levante nicht antrifft, und welches dem Reisenden in der doppelten Beziehung des Wohlseyns und des persönlichen Interesses zusagt.

Die Einwohner von Beiruth scheinen die Wucht der ottomannischen Tyrannei mit ziemlichem Muthe zu ertragen. Alle betreiben Handel oder Agiotage mit vieler Thätigkeit, wenn auch nicht mit dem Drange, den man dabei in den nördlichen Ländern wahrnimmt, und die Gesundheit, deren sie genießen, beweist mehr als alles, was man sagen könnte, in welchem Maaße sie die materiellen Lebensbedürfnisse zu befriedigen im Stande sind. Freilich sind diese Lebensbedürfnisse unter Syriens herrlichem Himmel so sehr zahlreich nicht, und das Leben muß schlichten und unwissenden Menschen schon sorglos hinfließen, deren ganze Weisheit darin besteht, ihre gegenseitigen Zahlmittel zu kennen; die nichts über ihr Land und über den übrigen Theil der Erde wissen; die ihre Ohren den Reisebeschreibungen verschließen, und die endlich die Möglichkeit nicht begreifen werden, daß Paris volkreicher sey als ihre eigne Stadt.

Es hält wahrlich schwer, da, wo nur die Sterbefälle und nicht die Geburten eingetragen werden, wo von den Fremden, die ab- und zureisen, keine Notiz genommen wird, die Zahl der Bevölkerung anzugeben; doch dürfte, wenn man die von Beiruth auf 6000 Seelen schätzte, der Irrthum, falls ein Irrthum vorwaltete, nur in der Ueberschätzung zu suchen seyn.

Die Tracht ist nicht immer ein sicherer Wegweiser, das genaue Verhältniß der Einheimischen zu ermitteln, vor allem wenn das Volk einer Stadt aus verschiedenen Menschenracen besteht, die von ihrem ursprünglichen Wesen, von ihrer ursprünglichen Kleidung nichts aufgegeben haben. Zu Beiruth würde jedoch der ungeschickteste Beobachter die Einheimischen bald von den Auswärtigen unterscheiden können. Seine Aufmerksamkeit, die Anfangs durch einige Aegypter, die man auf den ersten Blick erkennt, und durch einige europäische Schiffsmannschaft, welche mit dem Laden von Baumwolle, Indigo, Canehl oder Seide beschäftigt ist, in Anspruch genommen worden, geht bald auf kräftige Männer über, deren athletische Formen gleich Reliefs aus der gleichförmigeren Masse des großen Haufens hervortreten. Es sind dieses Maroniten und Druſen, durch welche der ganze auswärtige Handel betrieben wird, und die nicht nur die Erzeugnisse ihrer Berge, sondern auch die tausenderlei Artikel colportiren, die sie zu Damascus, diesem zweiten Stapelplatze der indischen Reichthümer, erhandelt haben.

Beiruth hat eine lange Zeit den Druſen zugehört, die unter der Anführung ihrer Emire, tapfere und geschickte Fürsten, sich so gut wider die wiederholten Angriffe der Türken zu vertheidigen wußten. So gelegen, daß sie unmittelbar mit dem Mittelpuncte ihres Gebietes correspondirte, diente diese Stadt in ihrer Eigenschaft als Seehafen zum Absatz von Waaren, die fast sämmtlich nach Aegypten bestimmt waren, aus welcher

Digitized by Google

Provinz ihr wieder die Gegenstände zugingen, welche im Austausch derselben gegeben wurden. Die Maroniten, die ein gleiches Interesse hatten, und die überdem mit ihren Nachbaren stets einverstanden waren, wenn es galt, die Armee'n des Sultans zu bekämpfen, unterstützten den Widerstand der Druſen aus allen Kräften und ernteten auch den Vortheil davon ein. Erſt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fiel Beiruth ſeinen Feinden in die Hände. Sie erreichten dies durch Bestechung, da ſie es mit Waffengewalt nicht hatten durchſetzen können. *) Dieſe wichtige Eroberung eröffnete ihnen die Pforten des Gebirges, und ſo fanden ſich die Schwierigkeiten, die ihr Muth nicht hatte überwinden können, plötzlich beſeitigt.

Die Druſen und ihre Verbündeten konnten, um zu exiſtiren, der Verbindung nach Außen nicht entbehren; ſie mußten ſich nun dem unterwerfen, was die Türken von ihnen verlangten, und einen Tribut bezahlen um als Unterthanen nach einem Platz zurückzukehren, in welchem ſie als Herren geboten hatten. Seitdem hat ihr Handel ſehr gelitten, und wenn er gegenwärtig wieder mehr in Aufnahme kömmt, ſo iſt dies weniger dem guten Vernehmen zwiſchen den Siegern und den beſiegten Völkerſchaften, als dem ſchlechten Zuſtande, in welchem ſich alle die anderen Häfen der Küſte befinden, zuzuſchreiben. Beiruth hat keine Mitbewerber mehr an St. Jean d'Acre, Saide oder Tripolis; ſeine Rhede iſt für die Kauffahrteiſchiffe minder gefährlich als die Ankerplätze der genannten Häfen, und ſchon dieſerhalb wird ihm der Vorzug gegeben. Doch hat der Umſtand, eben ſo, wie zur Zeit ihres Flores, verkaufen und Handel treiben zu können, nicht alle Bergbewohner angelockt, und die Zahl der Maroniten, welche die Stadt beſuchen, iſt jetzt viel größer als die der Druſen. Dieſe, von Natur ſtolzer und unabhängiger, drängen ſich nicht mehr ſo eifrig zu ihrer vormaligen Induſtrie als zur Zeit des Emirs Fakreldin, des Fürſten, der durch ſeinen langen Aufenthalt am Hofe der Mediciis ſo berühmt geworden iſt, von wo er aber einen Hang zum Müſſiggang mit zurückbrachte, den man bei ſeinen Vorweſern nicht gekannt hatte. Von ſeiner Reiſe nach Italien zurückgekehrt, verſchönerte Fakreldin Beiruth durch mehrere ausgezeichnete Monumente, von welchen noch jetzt geſprochen wird, aber nichts mehr vorhanden iſt, entweder weil Sultan Amurat IV., der den Fakreldin bekriegte, eiferſüchtig auf einen ſolchen Luxus, ſie von Grund aus zerſtört hat, oder auch weil ſie an und für ſich zu gebrechlich waren, um ſich zwei Jahrhunderte hindurch erhalten zu können.

Ein anderes, eben ſo mächtiges Motiv als das, Geld zu gewinnen, zieht die Maroniten nach Beiruth, nämlich das der freien Ausübung der chriſtlichen Religion. Obgleich jedes Dorf, jeder Weiler in ihrem Lande eine Kirche hat, gehen doch viele von ihnen lieber nach der Stadt, um dort die Meſſe zu hören und ihr Gebet zu verrichten, in der Meinung, daß dieſes Angeſichts der Mahomedaner verdienſtlicher ſey. Letztere können dies nicht verhindern, indem das Maroniten-Kloſter von dem Großherrn autoriſiet iſt und gleich all den Klöſtern in Paläſtina unter Frankreichs unmittelbarem Schutze ſteht. Aber der dergeſtalt vor den Plackereien der Türken geſicherte Friede, iſt es nicht in gleichem Grade vor den Anſprüchen der Europäer, unter welchen zu Beiruth ſelten Einigkeit herrſcht; auch iſt der Gottesdienſt zum öftern durch diejenigen geſtört worden, die eben für ſeine Sicherheit hätten ſorgen ſollen. Während unſers Aufenthaltes in Syrien fiel ein großer Scandal vor, wozu ein italieniſcher Conſul Anlaß gab, der unſerm Repräſentanten aus eigner Machtvollkommenheit den Vortritt bei den religiöſen Ceremonieen ſtreitig machen wollte.

In dem aus ſo vielen verſchiedenen Nationen beſtehenden ottomanniſchen Reiche, ſind alle öffentlichen Aemter in den Händen der Türken; die Türken haben allein die militairiſche Laufbahn, von welcher jedes Vorrecht ausgeht, und die bürgerliche Verwaltung, die über allen Credit gebietet, inne. Vermöge des Eroberungsrechtes Herren eines unermeßlichen Landſtriches, haben ſie für ſich aus dem Monopol ein Princip und eine Bedingung des Seyns gemacht. In Syrien z. B. iſt ihnen dieſe Richtſchnur des Benehmens durch ihre Lage ſelbſt vorgeſchrieben. Dort ſind, die Maroniten und Druſen nicht mit eingerechnet, die ein paar ganz verſchiedene Raçen bilden, gegen welche man ſchonend verfährt, alle Städte der Küſte mit ſchismatiſchen oder papiſtiſchen Chriſten bevölkert, die im Durchſchnitt nebſt einer guten Anzahl Juden und Kophten in der gemeinſchaftlichen Benennung Raya's, d. h. Unterthanen, einbegriffen ſind. Die Mitglieder der großen türkiſchen Familie ſind dort nicht ſo häufig als in Kleinaſien, doch zeigen ſie dieſerhalb keine Beſorgniß, es ſcheint vielmehr als ob ihr Vertrauen nur um ſo ſtärker würde, je ſchwächer ſie der Zahl nach ſind, und zu Beiruth wie zu Damascus, zu Damascus wie zu Stambul ſind die Erpreſſungen und die Hudeleien über denſelben Leiſten des Deſpotismus und der Habgier geſchlagen. In den Augen des Muſelmannes ſind die Verehrer von Chriſto oder Moſes darum, daß ſie zahlreicher ſind, nicht minder des Namens von Menſchen unwürdig. Wir könnten übrigens ſchon nachweiſen, wie die Verachtung der Raya's keineswegs ſo grundlos iſt, wie es gewiſſen Verfechtern des Chriſtenthums zu behaupten beliebt hat; wir könnten, wenn wir auch die Verderbtheit und die Laſter, welche eine endloſe und ſyſtematiſche Verfolgung den Herzen der Opfer hat einimpfen müſſen, in Abrechnung bringen wollten, dennoch den gänzlichen Mangel jeden Gefühls von Würde und Muth beweiſen, vor allem unter der dritten Claſſe Chriſten, die man Levantiner nennt, und die den Türken und den Raya's gleich ſehr feindſelig ſind.

Man nennt jedes Individuum Levantiner, das in der Levante von europäiſchen Aeltern oder von Aeltern europäiſchen Urſprungs geboren iſt. Der Levantiner kann Franzoſe, Engländer, Ruſſe, Deutſcher, Spanier oder Italiener ſeyn. Er hat die Natur des Kreolen in den Colonieen, nur daß er weniger Anlaß hat, eitel zu ſeyn, und minder eine Gelegenheit findet, ſeine Eitelkeit auszuüben. Da der Handel faſt der einzige Weg iſt, der ihm offen ſteht, um ſein Glück zu machen, ſo widmet er ſich ihm frühzeitig, und ſein eigenthümliches geſellſchaftliches Verhältniß, vermittelſt deſſen er in den Stand geſetzt wird eine Menge von Sprachen zu ſprechen, giebt ihm ein großes Uebergewicht über die gewöhnlichen Kaufleute. Da er in der Türkei kein Beſitzthum haben kann, ſo bekümmert er ſich auch nicht um die türkiſchen Geſetze und Gebräuche, ja er gewahrt nicht einmal die charakteriſtiſchen Züge ihrer Sitten, und eben deshalb iſt er um ſo ſchroffer von den Mahomedanern abgeſchieden.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Die Stadt Beiruth ward im Jahre 1763 durch einen gewiſſen Daszar überliefert, der zum Lohn ſeiner Verrätherei zum Gouverneur von St. Jean d'Acre ernannt wurde, in welchem Poſten er eine Menge Verbrechen verübte, die noch jetzt in friſchem Andenken ſind.

Geſchichte von Wodenblock.

Eine holländiſche Sage.

(Aus Chambers Magazine.)

(Beſchluß.)

(2.)

Turningvort enthüllte allmählig ſeinen koſtbaren Schatz und legte dem Banquier das ihm beſtimmte Bein vor. Mehrere Stunden lang zählte er die zahlreichen Zugaben auf, die er bei ſeiner Arbeit gemacht; er erklärte ihm den Gebrauch und die Function jeder Feder. Die Nacht brach an und der Künſtler und der Banquier waren noch in nicht endende Dis-

Digitized by Google

cussionen versunken über die Bewegungen der Räder, der Federn, die Schwere, das Gleichgewicht und das ganze der zahlreichen Theile der Maschine. Herr von Wodenblock war außer sich vor Freude, so zufrieden war er mit der Arbeit des Künstlers. Aber es war ihm unmöglich, in diesem Augenblick sein neues Bein zu probiren. Es war schon spät und und unser Banquier wurde schläfrig. Inzwischen bat er, um am folgenden Morgen den Versuch so bald als möglich machen zu können, Turningvort, die Nacht in seinem Hôtel zuzubringen, was dieser gefällig annahm.

Am folgenden Tage wurden die Vorbereitungen früh vollendet und Herr von Wodenblock war von den mechanischen Eigenschaften seines Beines vollkommen befriedigt. Wir wollen nicht versuchen, einen Begriff von seiner Freude zu geben; sein Glück war vollkommen. Er ging mit großen Schritten auf und nieder, ging und kam, drückte Turningvort die Hände und wurde nicht müde, seine bewundernswerthe Arbeit zu loben. Die Maschine wirkte in der That auf eine überraschende Weise. In dem Gange des Banquiers bemerkte man keine Anstrengung, keinen Zwang, keine Verlegenheit; alle Bewegungen waren natürlich und die wirklichen Organe, Nerven und Muskeln hätten nicht mehr leisten können. Niemand, selbst ein Unglücksgenosse des Banquiers hätte ahnen können, daß dieses Bein seine Thätigkeit mechanischen Vorrichtungen verdankte, die unter dem weiten Pantalon des dicken Holländers verborgen waren. Hatte auch eine zu schnelle Bewegung bisweilen eine unmerkliche Schwankung zur Folge, und hörte man auch ein kleines Geräusch, wie den Anschlag einer gehenden Uhr, wenn gleich etwas stärker, so hatte doch Herr von Wodenblock gänzlich vergessen, daß er ein so großes Unglück gehabt und daß er in einem andern Zustande gewesen war, bevor er sein rechtes Bein erhoben, um, wie er sagte, seinem geliebten Neffen seinen Segen zu geben, als er von seinem Oheim Abschied nahm.

So ging denn Herr von Wodenblock ganz bezaubert aus und nachdem er lange in der ganzen Stadt umher gewandert, schlug er den Weg nach dem Stadthause ein. Als er die Stufen hinaufstieg, die zur Hauptthür führen, bemerkte er oben auf der Treppe seinen Freund, Vanoutren, der ihn erkannte und ihm die Arme entgegenstreckte. Er beschleunigte daher seinen Gang, glücklich, seinen Freund zu umarmen. Aber wie groß war das Erstaunen des guten Vanoutren, als er seinen Freund vor sich vorüberschreiten sah, ohne anzuhalten und ohne ihm selbst nur ein „Wie geht es?" zu sagen. Inzwischen muß man dem Herrn von Wodenblock diese Unhöflichkeit nicht zum Verbrechen machen. Seine Verwunderung war noch hundertmal größer, als die des Herrn Vanoutren, indem er sah, daß es nicht in seiner Gewalt stand, zu bestimmen, wann und wie er die Bewegung seines Beines aufhalten könne. So lange seine Wünsche mit der Einrichtung im Einklange waren, welche die Maschine in Bewegung setzte, war alles aufs Beste gegangen; jetzt aber, da er still stehen wollte, entdeckte er, daß dies nicht von seinem Willen abhing.

Er wollte sich so gern mit seinem Freunde Vanoutren unterhalten; aber, trotz all seiner Bestrebungen, fuhr sein Bein fort, zu gehen, trieb ihn vorwärts und er sah sich gezwungen, zu gehorchen. Alle Mühe, mindestens nur die Schnelligkeit seines Ganges zu vermindern, war vergebens. Er klammerte sich an die Eisengitter, an Mauern und Thüren an; aber sein Bein bewegte sich so gewaltsam, und machte so auffallende Sprünge, daß er fürchtete, die Arme zu brechen, und überließ sich daher dem Impuls. Jetzt aber fing er an, zu schaudern; sein Bein trieb ihn unaufhaltsam vorwärts und die einzige Hoffnung, die ihm jetzt übrig blieb, war, daß die übernatürliche Kraft, welche die Federn dieser außerordentlichen Maschine besaßen, sich ohne Zweifel von selbst erschöpfen würde. Inzwischen fühlte er kein Abnehmen in der Bewegung der Mechanik.

Er wurde in der Richtung des Kanals von Leyden fortgetrieben. Als er vor das Haus Turningvorts kam, rief er ihm, in Verzweiflung zu, ihm zu Hülfe zu kommen. Unser Künstler sah aus dem Fenster: „Spitzbube," rief der unglückliche Banquier, „komm geschwind. Das Bein, das Du mir gemacht hast, scheint vom Geiste der Rache beseelt zu seyn. Es erlaubt mir nicht, still zu stehen, zieht mich fort und immer weiter. Ohne Rast bin ich gegangen, seit ich das Haus verlassen, und wenn Du mich nicht aufhältst, so mag Gott wissen, wie lange ich noch laufen muß. Was thust Du denn? warum starrst Du mich mit offenem Munde an? Komme mir geschwind zu Hülfe, oder in einem Augenblicke werde ich aus Deinen Augen verschwunden, und es wird unmöglich seyn, mich einzuholen."

Der herzzerreißende Ton, mit welchem diese Worte ausgesprochen wurden, bewiesen die Verzweiflung und die grausame Angst, welche den unglücklichen Banquier quälten. Unser Mechaniker stand bei diesem Anblick starr vor Schrecken; offenbar hatte er diese Folge nicht vorausgesehen und er kannte kein Mittel, sie zu hemmen. Nichts desto weniger kam er schnell herab, um dem Unglücklichen zu helfen, noch mit der Hoffnung, ihn seinem traurigen Geschicke zu entreißen. Aber Herr von Wodenblock war schon weit. Turningvort lief ihm nach, hatte aber, ob er gleich noch im kräftigsten Alter war, alle Mühe von der Welt, ihn einzuholen. Sogleich faßte er ihn kräftig und hob ihn mit nervigem Arme in die Höhe, um zu verhindern, daß die Füße des Banquiers die Erde berührten. Aber dieses Stratagem (wenn man sich so ausdrücken darf) war ohne Resultat; denn die locomotiven Kräfte des Instruments behielten ihre ganze Wirksamkeit und zogen den Künstler, sammt der Bürde, die er aufgehoben, fort. Er setzte daher den Unglücklichen auf die Erde, bückte sich und drückte stark an einer der Springfedern der Maschine, in der Hoffnung, sie zum Stillstehen zu bringen, oder mindestens die Schnelligkeit ihres Laufes zu hemmen. Aber ach! wie groß war sein Schmerz und seine Verzweifelung, als er Herrn von Wodenblock pfeilschnell fliehen sah und nur noch seine klagende Stimme hörte: „Ich bin verloren! ich bin vom Satan besessen! Haltet mich auf, um Gottes willen haltet mich auf! Ich sterbe; kann denn niemand dies verfluchte Bein in Stücke schlagen? Turningvort! Du bist mein Mörder!" Und der Unglückliche, erschöpft, blaß wie der Tod, wurde mit furchtbarer Schnelligkeit, wie durch eine übernatürliche Gewalt, fortgeführt. Der Künstler war dabei auch in einer wahrlich nicht beneidenswerthen Lage. Man hätte sagen mögen, daß ihn der Blitz getroffen habe: ohne Stimme, ohne Bewegung stand er da und konnte das Phänomen nicht begreifen, wovon er eben Zeuge gewesen. Er fiel auf die Knee, faltete die Hände und seine starren Blicke folgten dem Opfer, das mit der Schnelligkeit eines wüthenden Büffels längs des Canals von Leyden fortrannte, immer um Hülfe flehend mit einer Stimme, welche Verzweiflung, Anstrengung und Erschöpfung kaum noch hörbar machten.

Leyden ist mehr als zwanzig englische Meilen von Rotterdam; die Sonne war noch nicht untergegangen, als die Fräuleins Barkneider, die in diesem Augenblicke am Fenster ihres Salons Thee tranken, dem goldenen Löwen gegenüber, die auf der Straße vorübergehenden Bekannten freundlich grüßend, einen Menschen gewahrten, der mit unglaublicher Schnelligkeit herbeirannte. Das Gesicht dieses Menschen war von fürchterlicher Blässe, seine Stirn mit Schweiß bedeckt und er schien ganz erschöpft und außer Athem. Bald war er unter ihrem Fenster angekommen und setzte, ohne rechts und ohne links zu schauen, seinen Lauf mit derselben Geschwindigkeit fort; er war selbst ihren Blicken schon wieder entschwunden, bevor sie die Zeit der Besinnung hatten, um auszurufen: „Allmächtiger Gott! ist das nicht Herr von Wodenblock, der reiche Banquier von Rotterdam?"

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Einwohner von Haarlem gingen in ihrem Sonntagsputz zur Kirche, um ihr Gebet zu verrichten

Digitized by Google

und ihre Orgel zu hören, als ein Mensch, der kaum noch eine menschliche Gestalt hatte, plötzlich auf dem Markt erschien und Schrecken unter diesen armen Leuten verbreitete. Diejenigen, die ihre Blicke auf dieses außerordentliche Wesen zu heften wagten, erschraken vor der matten Blässe und Todtenähnlichkeit des ganzen Gesichts. Die tiefliegenden Augen waren ganz erloschen, die Lippen schwarzblau und der Mund ohne Stimme. Die kraftlos herabhängenden Finger schienen sich von den Händen lösen zu wollen. Der ganze Körper schien des Lebens beraubt und willenlos vorwärts getrieben zu werden. Jeder wich aus, um ihm Platz zu machen, und ganz Haarlem glaubte, daß es der Schatten eines Todten sey, dem nur noch wunderbarerweise die Fähigkeit der Bewegung geblieben.

Das nämliche Gespenst erschien auch in den andern Dörfern und Städten der Provinz und dann in den Städten und großen Wäldern Deutschlands. Wochen, Monate, Jahre vergingen; aber von Zeit zu Zeit zeigte sich diese Erscheinung fortdauernd in den verschiedenen Gegenden des nördlichen Europa's. Zwar waren bald die Kleider, die der getragen, welcher einst Herr von Wodenblock war, verschwunden; auch hatte das Fleisch die Knochen verlassen und man sah nur noch ein furchtbares Gerippe, an welchem jedoch fortdauernd das Bein von Kork hing, das, in ewiger Bewegung, die Reste dessen fortreißt, der einst der reichste Mann in Rotterdam war.

Mögen Gott und seine Heiligen unsere Leser vor solch traurigem Loose behüten! Mögen sie nie künstlicher Beine bedürfen und dann mindestens keinen so großen Mechaniker, wie Turningport, finden, dessen Beine so viel mehr thun, als sie sollen, und mit einer so geheimnißvollen und unseligen Macht begabt sind!

Das Haus von Bonaparte zu Ajaccio.

(2.)

Wir saßen mit dem Capitain der Goelette la Coureuse, auf welcher wir uns als Passagiere befanden, auf dem Verdeck; in unserer Mitte saß ein Mann, der die ganze Aufmerksamkeit der Zuhörenden in Anspruch nahm.

Sie werden, sagte er, das Haus der Bonaparteschen Familie zu Ajaccio sehen; es war zu seiner Zeit das schönste Haus der Stadt. Denn die Bonaparte's datiren nicht erst von Napoleon, wie die Feinde des großen Mannes behauptet haben. —

Und was wäre denn dabei für ein großes Unglück?

Gleichviel, es ist doch nicht so. Die Familie Bonaparte war eine der ersten und geachtetsten im Lande, bevor sie von dem patricischen Ruhme zum Glanze der Throne sich erhob. Ihr Adel verlor sich in graue Vergangenheit. Wenn wir zu Ajaccio angekommen seyn werden, wenn der maestrale uns endlich dahin gelangen lassen wird, so werde ich Ihnen in den Archiven der Stadt ein authentisches Aktenstück zeigen, welches Ihnen das, was ich Ihnen sage und was man auf der ganzen Insel weiß, bestätigen wird. Es enthält eine Volksberathung aus dem vierzehnten Jahrhundert. Wir waren zu jener Zeit weder Genueser noch Franzosen; wir waren Corsen und vertheidigten unsere Unabhängigkeit gegen die Unterdrückung der Republik Genua. In dieser Berathung ernennt das Volk zwölf Herren, um die Miliz zu befehligen. Unter diesen zwölf Namen findet sich der eines Bonaparte.

Der Mann, welcher mit so vieler Wärme das Alterthum und den Adel der Bonaparte's vertheidigte, war der Signor Berettoni, einer der funfzehn Passagiere am Bord der Goelette la Coureuse, die von Marseille nach Ajaccio, Civita-Vecchia und Palermo segelte.

Signor Berettoni war einer der corsischen Priester, die sich schaarenweise auf dem Continent verbreiten, um da Messe zu lesen, Dorfpfarrer zu werden, Unterricht im Italienischen zu geben, Todte zu begraben und alle die untergeordneten priesterlichen Geschäfte zu versehen, die die Aristokratie unserer Geistlichkeit verschmäht und endlich von Napoleon zu sprechen mit Allen, die sie anhören wollen.

Die Unterhaltung fand an einem schönen und warmen September-Abend statt, auf der Höhe des Cap Corse und jeder von uns sehnte sich in Ajaccio anzukommen, um das Stammhaus des Mannes zu sehen, der nachher die Paläste aller Könige von Europa bewohnte.

Ein alter Matrose, der seine letzte Wohnung zu St. Helena gesehen hatte und von Ile de France zurückkam, nahm nach Signor Berettoni den Faden der Unterhaltung auf und füllte den Abend mit seinen naiven Berichten über das große Gefängniß aus. Unser Genuß bei diesen Erzählungen war um so größer, je seltener so schöne Abende und so ruhiges Wetter für uns seit unserer Abfahrt gewesen waren.

Nach zweimaliger gezwungenen Rückkehr nach Marseille hatte uns ein neuer Sturm an die Küste von Toulon geworfen und von da in die kleine Rhede, die damals von den beiden Inseln Pomegue und Ratonneau gebildet wurde. Jetzt ist diese Rhede der Hafen eines Lazareths. Die Manie des Südens für Quarantaine hat ihn mit Hülfe von Felsen, Cement und Millionen gebaut, um da die Schiffe aufzunehmen, die zu dieser langen und nutzlosen Gefangenschaft bestimmt sind. Dieser barbarische Aufenthalt, Carcere duro, dauert bisweilen fünf, manchmal dreißig Tage. Ja, ich habe oft, bei der Rückkehr aus Aegypten oder von Smyrna sechszig Tage Quarantaine halten müssen.

An einem schönen Morgen erhob sich der Mistral und wir segelten rasch an den südlichen Ufern Frankreichs, darauf an den hyerischen Inseln vorüber und bald erhob sich vor unserm Schiffe eine schwarze Masse. Es war das Cap Corse, das wir vor Augen hatten. Es war um 7 Uhr Abends, die Goelette hatte sechszig französische Meilen in neun Stunden gemacht; das wiegt beinah die Eisenbahn auf. Diese Entdeckung, die Magie dieser plötzlichen Erscheinung, der Duft der corsischen Erde vermochten nicht, den Gedanken an Napoleon zu verdrängen; wir träumten von dem ersten Hause der Bonaparte zu Ajaccio.

Am folgenden Tage lagen wir in dem prächtigen Golf vor Ajaccio, am Fuße der Stadt, die sich amphitheatralisch erhebt, vor Anker. Wir hatten hier den Himmel Italiens, italienische Erde, italienische Vegetation; alles war italienisch.

Sehen Sie, sagte Berettoni, die schönen und geschmackvollen Häuser! es ist doch eine prächtige Stadt, unser Ajaccio!

In der That prächtig! Aber das versprochene Haus, das wir so gern sehen wollen, das unter allen Häusern Ajaccio's vorzugsweise merkwürdige Haus, wo ist das?

Ach, ich verstehe; verlassen wir den Quai und schlagen diese gekrümmte Straße ein.

Signor Berettoni war wie alle seine Landsleute; es war hinreichend von Napoleon zu sprechen, um seiner nationellen Eigenliebe zu schmeicheln; er gab sich gern zu meinem Führer durch die Straßen der corsischen Hauptstadt her.

Alles dieses existirte nicht, sagte er, als wir den großen Eingang des Quai hinter uns ließen; das Haus, das wir eben besuchen wollen, war das glänzendste der Stadt zu der Zeit, wo Frankreich uns seinen ersten Gouverneur gab; die Familie, die es bewohnte, Sie wissen, diese Familie — —

Digitized by Google

Die Familie Bonaparte?

Schauen Sie auf, das ist ihr Haus!

Dieses Wort weckte uns plötzlich aus unserm Nachdenken, in welches uns die durch den Namen Napoleon geweckten Erinnerungen versenkt hatten. Der General B. . . der mich auf dieser historischen Wallfahrt begleitete, athmete fast nicht mehr, so sehr war er ergriffen.

Was! Dieses gelbe Haus, mit neugemalten Fensterladen?

Es ist es. Drei Stockwerke, vier Fenster breit, ein wahrer corsischer Pallast im Jahre 1768. Der gegenwärtige Eigenthümer dieser berühmten Reliquie ist ein respectabler Greis, das einzige Mitglied der Familie, das auf der Insel wohnt. Man kann nicht verbindlicher gegen Fremde seyn; er wird Sie auf die herzlichste Weise empfangen; nur ist er immer ein wenig verwundert von der Eil der Fremden, seine Wohnung zu besuchen; er begreift kaum, wie man so viel Wichtigkeit auf Zimmer legen kann, wo ein Mann geboren, dessen Oheim er ist.

Der Greis trat in diesem Augenblick aus dem Hause. Er nahm unser höfliches Pilgrims-Gesuch mit unzweideutigem Wohlwollen auf und setzte hinzu, daß er uns selbst als Führer dienen wolle. Der alte General B... traute seinen Augen kaum; er zitterte vor innerer Bewegung, zitterte, ich glaube zum erstenmale in seinem Leben; an seinen Wimpern hingen Thränen — ein einziger Gedanke beherrschte unsere Seele.

Wir betraten das Haus mit der frommen Stimmung, wie man die Schwelle eines hochverehrten Tempels betritt: es war die Wiege des größten Mannes neuerer Zeit, die wir mit unsern Händen berühren sollten.

Ich bitte Sie um Verzeihung, meine Herren, sprach der Greis, denn die Mode hat ohne Zweifel seit meiner Abreise von Paris gewechselt und Sie, die eben von dort ankommen, müssen wohl größere Forderungen machen. Dennoch war dieses Ameublement vom besten Geschmacke im Jahre 1818; ich habe es selbst gekauft, als ich, durch das Vertrauen meiner Mitbürger und vielleicht auch in Folge des Reflexes, welchen der Ruf meines Verwandten auf mich warf, zum Deputirten erwählt wurde. Der Oheim eines Kaisers kann wohl Deputirter seyn.

Wir waren erstaunt über diese Rede, wagten aber doch nicht, sie zu unterbrechen.

Ich sehe Ihre Ungeduld, sagte er, indem er die Lippen zusammenzog, um ein etwas ironisches Lächeln zu unterdrücken. Sie sehnen sich nach meinen Alterthümern! Dazu müssen Sie aber ein wenig hoch steigen. Sogleich können Sie sie untersuchen.

Der General B. . . warf ihm einen wüthenden Blick zu, als er diese Worte einer fast blasphemischen Verachtung für seinen Fanatismus eines alten kaiserlichen Soldaten hörte. Der Greis achtete nicht darauf und fuhr fort:

Hier sehen Sie das Zimmer meiner sehr erlauchten Schwester, Ihrer Majestät der Kaiserin Mutter. Hier wurde eine Generation von Königen geboren, spielte und wurde groß; ganz (?) Europa hat sich in dieser Stube mit Souverains versorgt.

Dies ist das Zimmer, welches die ersten Jahre des größten unter seinen Brüdern gesehen hat. Es war sein Zimmer bis zu der Zeit, wo die Protection des Gouverneurs seine Aufnahme in die Schule von Brienne bewirkte. Steigen wir jetzt noch höher herauf.

Wir kamen auf den Boden. Scandalisiren Sie sich nicht; ich habe später die reiche Wiege des Königs von Rom auf einen andern Boden des Pallastes der Marie Louise von Parma verwiesen gesehen.

Hier, sprach der Greis, sehen Sie einen alten Armstuhl und einen Tisch von Nußbaumholz. In diesem Stuhle hat er gesessen, an diesem Tische seine ersten Studien gemacht. Eine große Kluft liegt zwischen diesen wurmstichigen Mobilien und dem vergoldeten Bureau seines Cabinets in den Tuilerieen.

Der General B. . . küßte ehrfurchtsvoll den Tisch, oder mindestens die Reste des Tisches, denn er war verstümmelt und durch Incisionen in jedem Sinne zerschnitten.

Sie sehen, daß die Besuchenden Spuren ihres Daseyns hinterlassen haben, sagte uns der Eigenthümer des Hauses in einem Tone der Sorglosigkeit, der uns fast unangenehm berührte; machen Sie es, wie sie, wenn Sie glauben, daß es der Mühe lohnt.

Der General machte von der Erlaubniß Gebrauch mit dem ganzen Eifer einer andächtigen Ehrfurcht. Wir nahmen unsern Theil von diesen kostbaren Reliquien mit fort; wenn anders in materiellen Reliquien noch etwas anderes kostbares liegt, als der Gedanke, den sie wecken. Einige Monate später waren die beiden Meublen ihren Parcelen auf den Continent gefolgt, zur großen Verzweiflung der englischen Reisenden.

Als wir das Haus verlassen hatten, blieben wir schweigsam und in einem einzigen Gedanken versunken, in einer einzigen Bewegung bis ans Meer. Wir waren am Bord, wir lichteten die Anker, wir fuhren mit frischem Winde aus dem Golf von Ajaccio, und immer wendeten wir uns noch nach dem gelben Hause mit drei Stockwerken und vier Fenstern. Noch in offener See sendeten wir ihm unsern geistigen Gruß zu.

Der Wind schwellte die breiten Segel der Goelette, das Meer trug sie auf seinen Wellen, froh sie wieder zu sehen, denn sie war schön und leicht, die Goelette la Coureuse. Wir ließen Corsika hinter uns, und segelten gerade auf den Leuchtthum von Civita-Vecchia los, ein Licht, das in dunkeln Herbstnächten zu schwanken und zu flattern scheint, wie eine leuchtende Ankertonne oder eine verirrte Lampe auf den Wellen des schwarzen Meeres. —

Einen Monat nach unserm Besuche im Hause von Ajaccio berührte die Goelette auf ihrem Wege die Insel Elba, und nachdem sie die von Eisen ganz glänzenden Küsten von Rio Longone umschifft, wiegte sie sich bald vor dem Amphitheater, worin sich die von den Bergen der Insel beherrschte Stadt Porto-Ferrajo erhebt. Die elbischen Boote, die Gras und Heu nach Livorno und Piombino bringen, die mit Fischen schwer beladenen Fischerbarken salutirten im Vorüberfahren die französische Flagge, die ja auch die ihrige war. Der Capitain ließ die Schaluppe ins Meer und in einem Augenblicke waren wir auf dem Boden der Insel Elba, die der erste Kerker des großen Gefangenen von Europa war. Welche Entfernung, welche Kluft zwischen den beiden Häusern von Ajaccio und Porto-Ferrajo, die doch einander so nah sind! Brienne, Toulon, die Pyramiden, Austerlitz, die Tuilerieen, der Kreml, Fontainebleau, die Insel Elba; welcher Ausgangspunct, welcher Zwischenraum, welcher Ruheplatz und welches traurige Ziel! Von dem Hause von Ajaccio ging Bonaparte aus, um den Thron von Frankreich und die Herrschaft von Europa zu erobern; aus dem Hause von Porto-Ferrajo entwischte Napoleon, um in Waterloo zu fallen und in Longwood zu sterben!

Leon Vidal.

Jaques Permanon oder der Vertheiler des Weihwassers.

(Aus dem Courier de l'Ain.)

(2.)

An der Hauptthür der Kirche Notre Dame in Paris stand viele Jahre lang ein kleiner, buckeliger, zwergartiger Mensch, höchstens dritthalb Fuß hoch, mit einem enormen Kopfe und langen Armen an einem kleinen Körper; dieser Körper hatte keine eigentlichen Beine, aber riesen-

Digitized by Google

mäßige Füße. Stehend auf einem Fußschemel, der ihn vor der Kälte bewahrte und ihn zugleich bemerklich machte, denn oft würde man ihn sonst gar nicht bemerkt, d. h. im eigentlichen Sinne des Wortes übersehen haben, sprach Jaques Permanon seine Gebete mit einer Eleganz der Diction und einer Reinheit der Latinität, die unter den Vertheilern des Weihwassers selten genug war. Man hörte an seinem Credo, daß er verstand, was er sagte. Ebenfalls reichte er mit einer gewissen Grazie den Damen seinen Weihwedel mit einem Stiele von Ebenholz mit Silber eingelegt. Sein Haar war sorgfältig geordnet, seine Kleidung reinlich.

Unter den Personen, welche ihre Fingerspitzen an seinem Wedel mit dem geweihten Wasser benetzten und ihm dann ein Almosen gaben, erschienen öfter die jungen Mädchen einer Pensions-Anstalt. Von ihnen zeichnete sich besonders eine junge Engländerin aus, blond, blaß, dessen schöne Haare in prächtigen Locken sich unter dem Hute hervordrängten, wie viele Mühe sie sich auch gegeben haben mochte, sie darunter zu verbergen. Es war eine arme Waise, für welche von unbekannter Hand funfzehn Jahre lang die ziemlich bedeutende Pension und überdies noch eine Summe bezahlt worden war, um ihre persönlichen Bedürfnisse zu bestreiten und ihr Unterricht auf dem Piano zu verschaffen, worin sie Meisterin geworden war.

Die Musik hatte sich der jungen, zärtlichen Seele, die sich in dieser öffentlichen Erziehung sehr verlassen fühlte, ganz bemächtigt, und Miß Jenny vergaß an ihrem Piano, daß sie nie den süßen Mutternamen hatte nennen, noch den tröstenden Ton: Meine Tochter! hatte vernehmen können.

Man hatte ihr auch ein kleines Taschengeld ausgesetzt; von diesem bekam Jaques Permanon einen großen Theil, denn ihm wendete sie ihre vorzügliche Gunst zu. Sie, die niemand auf der Welt hatte, der ihr angehörte, selbst nicht einen Hund, der sie liebte, neigte sich unwillkührlich zu diesem von der Natur so vernachlässigten Wesen, das, so wie sie, verlassen dastand; außer 10 Sous, die sie ihm jeden Sonntag gab, erhielt Permanon von Miß Jenny Hemden, Taschentücher und tausend kleine Bedürfnisse, die die Pensionairinnen in ihrer Einsamkeit und in ihren müssigen Stunden zu verfertigen pflegten.

Sagen, wie sehr Permanon die junge Engländerin liebte, wäre unmöglich; denn er fühlte für sie mehr als Dankbarkeit und Zärtlichkeit, er vergötterte sie. Wenn die Stunde nahte, wo sie zu erscheinen pflegte, sah man ihn erblassen und sich unruhig auf seinem Schemel bewegen; er vergaß, den Weihwedel darzureichen, den Kopf nach der Straße neigend, um die Mädchen zu erspähen. Vernahm er endlich den Schall ihrer Tritte und das Murmeln ihrer Stimme, so färbte sich sein Gesicht mit sanftem Purpur und er zitterte an allen Gliedern. Erschien nun Miß Jenny und sagte ihm mit ihrer süßen Stimme einen freundlichen guten Morgen, so schlug sein Herz stürmisch; er kniete nieder und wußte nicht, ob es ein Engel des Himmels war, den er anbetete.

Eines Tages kam Miß Jenny mit verweinten Augen und wie von einem tiefen Schmerz gebeugt.

Jaques, sagte sie, ich kann Dir künftig nichts mehr geben, denn ich bin jetzt ärmer als Du. Seit einem Jahre hat die Vorsteherin unserer Pensions-Anstalt nichts mehr von meinen unbekannten Beschützern gehört. Sie hatte es mir bisher verschwiegen; der Zufall hat mich gestern zu der Entdeckung geführt. Ich bin ein armes Mädchen, von christlicher Liebe unterhalten und ich habe bereits auf das mir Liebste auf der Welt, auf meine Musikstunden, verzichten müssen.

Am andern Morgen wurden bei der Thürsteherin des Instituts 3000 Franken von einem Unbekannten abgegeben. Auf dem Geldsack war die Aufschrift

Für Miß Jenny R. . .

Das dauerte vier Jahre, während welcher Miß Jenny, wieder ruhig und sorglos lebend, nie verfehlte, Permanon jeden Sonntag seine 10 Sous zu geben, sammt den übrigen kleinen Geschenken, an welche sie ihn gewöhnt hatte.

Nach dieser Zeit wurde Permanon krank und erschien nicht mehr in der Kirche. Besorgt eilte Miß Jenny, sich nach ihm zu erkundigen. Nachdem sie mit vieler Mühe seine Wohnung erforscht, stieg sie zu seinem einsamen Dachstübchen hinauf, wo sie den Kranken auf einer elenden Stroh-Matratze liegend fand.

Permanon war vor Freude außer sich, als er sie erblickte. „Mein Kind, sprach er, es ist Jesus und die heilige Jungfrau, die Sie hierhersenden, um mir meine Todesstunde zu versüßen. Hätte ich Sie nicht mehr gesehen, so würde ich in Verzweiflung gestorben seyn; jetzt segne ich Sie und Gottes unendliche Barmherzigkeit."

Dann zog er ein versiegeltes Papier unter seinem Kopfkissen hervor, übergab es dem Mädchen gegen das Versprechen, es nicht eher als nach seinem Tode zu öffnen. „Es ist mein letzter Wille," setzte er hinzu; „wer, außer Ihnen, würde daran denken, den letzten Willen eines armen Bettlers zu vollziehen?"

Jenny versprach alles, was er wollte und am andern Morgen, als sie wiederkam, ihn zu besuchen, fand sie ihn im Todeskampfe. Einige Augenblicke nachher verschied er, Miß Jenny's Hand in der seinigen festhaltend.

Da öffnete sie unter vielen Thränen das geheimnißvolle Papier. Es enthielt die Worte: „Begeben Sie sich unverzüglich zu dem Notar, Herrn M... in die Straße Montmartre; er wird Ihnen ein wichtiges Papier mittheilen."

Dies Papier war ein Vermächtniß von hunderttausend Franken, welches Permanon vierzehn Tage vor seinem Tode, als er sich krank fühlte, bei dem Notar niedergelegt hatte.

Deutsche Literatur.

Nachtstationen eines Reisenden.

Von

E. M. Salinger.

Wien, Wallishauser, 1835. VIII. und 199 S. Groß Octav.

Was der Verfasser auf einer Reise durch einen Theil Deutschlands und Italiens dachte oder empfand, schrieb er gewöhnlich auf seinen Nachtstationen nieder. Seine Gedanken stehen nicht immer in nothwendiger Beziehung zum angegebenen Ort, und betreffen mitunter auch das Benehmen der Menschen, die ihm aufstießen. Länderbeschreibung war seine Absicht nicht. Seine moralischen Betrachtungen sind durchaus nicht anstößig, nicht gedehnt, und recht verständig, aber eben deswegen selten überraschend und neu. Wir verweilen daher nur bei flüchtiger Andeutung dessen, worauf er selbst das wenigste Gewicht legt, und was uns der unterhaltendste Theil des Buchs scheint; indem wir bevorworten, daß die Ausbeute jeder Station sich auf wenige Blätter beschränkt, mithin das Buch ganz eigentlich tauglich macht, im Vorzimmer angetroffen zu werden, dort die Zeit auszufüllen, bis die Gesellschaft beisammen ist, und Stoff zum Ge-

Digitized by Google

sprach darzubieten. Mehr Ansprüche machte Sterne für seinen Tristram Shandy nicht.

Nach dem Leben geschildert ist (S. 17) das rege Leben im Hafen von Triest. Im Salone dei Serabini in Venedig befindet sich (S. 81) ein Gemälde des jüngsten Gerichts von Giacomo Palma. Eine ideale weibliche Gestalt, mit dem Ausdruck überschwenglichen Wonnegefühls, schwebt im Chor der Seligen; aber es ist befremdend, dieselbe Gestalt, mit dem Ausdruck erschütternder Reue und trostloser Verzweiflung, unter den unglücklichen Ausgeschiedenen wahrzunehmen. Die Geliebte ward dem Maler untreu, während er sie unter die Seligen versetzte, und er rächte sich dadurch, daß er ihr Doppelbild den Verworfenen zugesellte. Ein Glück für die schönen Ungetreuen, daß nicht alle ihre Liebhaber reizbare Künstler sind.

(S. 37.) In einer Seitenhalle des armenischen Klosters zu Venedig sieht man das Monument eines Engländers, der nach dem Tode seine Gebeine in die stillen Mauern des Klosters übertragen wissen will. Man kennt den Namen und Stand des Mannes noch nicht, und weiß vor der Hand nur so viel, daß er entschlossen ist, das Kloster auf eine ausgezeichnete Weise in seinem letzten Willen zu bedenken. Bekanntlich ruhen die Gebeine Romeo's und Giulia's in einem abgelegenen Franziskaner-Kloster Verona's; minder bekannt ist vielleicht, (S. 57) daß der ehemalige Pallast der Capuletti jetzt eine gemeine Fuhrmanns-Herberge in der Contrada Sabino geworden.

(S. 81.) Einen entzückenden Anblick der lombardischen Ebene bietet der Thurm der Domkirche zu Cremona.

(S. 85.) Das Friedenstheater zu Mailand ist ein großartiges Werk neuerer Kunst, welches eine lange Zeit hindurch ganzen Künstlerfamilien Beschäftigung und Unterhalt gewährt hat. Eine derselben nährt sich seit drei Jahrhunderten davon. Der Italiener lebt und athmet unter Werken der Kunst, überall vernimmt er Gesänge von Dante und Ariost, von Petrarca und Tasso. Eine Wahrnehmung, die Herr Gustav Nicolai nicht zu machen verstanden.

(S. 97.) Sehr gelungene Schilderung des entzückenden Lago maggiore, der Natur- und Kunstschönheiten der lieblichen Isola bella, und der romantischen Isola madre, mit ihren ewig grünenden Bäumen und Stauden, unter denen sich mehr als dreihundert verschiedene Rosenarten, auch dornenlose, von hoher Schönheit befinden.

(S. 105.) Belebte Feier des heiligen Abondio zu Como, bis tief in die Nacht. Der See, einst durch die Villa des Plinius geheiligt, ist noch mit Villen umgeben, reich an vorzüglicher und unvergänglicher Kunst.

(S. 117.) Muntere und aufgeregte Messe zu Legnano.

(S. 125.) Der herrliche Lago di Garda.

(S. 129.) Im nicht minder ansprechenden Tyrol verschwinden Rebe, Olive und Maulbeerbaum, aber die kräftige Tanne, die schlanke Lerche und die trotzige Fichte treten auf. Die Natur hat das Gewand der Heiterkeit und der Laune abgelegt, und statt ihrer Ernst und Feierlichkeit angenommen. Auch der Mensch wird allmählig ernst und besonnen, allein die Grundbedingungen des innern Glückes finden sich unter den Tannen des Nordens, wie unter den Palmen des Südens.

(S. 136.) Fryher Kirmeßtag in Kemmeten, am rechten Ufer des Inn.

(S. 147.) Des sehenswürdigen Salzburgs Riesenthor, mit seiner 400 Fuß langen Wölbung, dem Brustbilde des Erbauers, Erzbischofs Sigismund Grafen von Schrottenbach, und der treffenden Inschrift: Te saxa loquuntur!

Doch warum sollten wir den Reisenden durch Linz, München, Lindau, Weimar begleiten, wo er liebend und dankbar verweilt? Wir haben genug gesagt, um bei dem verständigen Leser keine getäuschte Erwartung zu erregen, und nicht zu verläumden, was der Billige finden wird.

Fr.

Poesie und Kritik,

von

E. Janinski.

In Beurtheilung von Kunst- und Dichterwerken, darf keine individuelle Meynung oder Ansicht, sondern allein ein gereiftes Kunst-Urtheil gelten. Die Kritik darf also nichts weniger als willkührlich seyn; sie muß auf die ewigen Grundsäulen, was in allen Zeiten die Völker und Nationen als groß und schön anerkannt haben, fußen; sie muß aus der Poesie oder der Kunst des Vortrags die Regeln ziehen, wornach sie richtet.

Findet sich weder Geist, noch Gemüth, noch Vortrag in einem Buche, so ist es wenig werth; denn vom Stoff läßt sich überall keine Notiz nehmen. Der Stoff mag freilich für das Publicum die Hauptsache seyn; der Kritiker darf sich daran nicht binden, er beurtheilt bloß das Talent wie es mit dem Stoff umgegangen ist, und hat nur die beiden Fragen zu thun: „Was hast du dir selbst aufgegeben, aus dem Stoff zu machen?" und: „Wie hast du diese Aufgabe gelöst?" In dieser Hinsicht aber richtet der Dichter sich selbst, wenn er seinen Stoff nicht zu beherrschen vermag, denn nirgends schlägt sich der Verfasser eines Buches mehr, als in Mißgriffen des Stoffes, durch Ueberschätzung seiner Kraft.

Ein gerundeter klarer Styl, ist das erste Bedingniß von allem, was geschrieben wird; kein Buch, dem es daran fehlt, sollte zu unserer Zeit mehr gedruckt werden. Der Verstand aber soll sein endloses Reich in einer vollendeten Sprache aufschließen; das Genie soll uns in die abgeschlossene Welt seines Gefühls und Geistes führen, es soll wie die Sonne, seine Farben in alle Schöpfungen legen und seinen ewigen Ursprung von Gott legitimiren.

Die Poesie ist das Ewige, Unvergängliche aller Zeiten, sie ist es allein, die Verehrung der Mitwelt und Bewunderung der Nachwelt verdient; sie ist der Lebensathem in allem, was geschaffen worden, und der Bürge unsrer eignen Dauer; wie die ganze Schöpfung ein Gedanke Gottes ist, so ist es jede Schöpfung des Genies. Gedanken, Gefühle und Weltanschauung, die vorher nicht da waren, wachsen gleich Blumen aus der Tiefe seines inneren Wesens empor.

Deshalb aber, weil die Poesie die heiligste Kraft der Menschennatur ist, kann sich keiner selbst sie geben; kein Fleiß und kein Studium sie erwerben und erringen. Mit der Geburt empfangen wir sie als Keim in unserm Wesen, und ihr eigner Trieb lehrt sie, sich wie die Blume zu entwickeln, und Reife und Vollendung zu erlangen.

In dieser Beziehung kann man nur tadelnd gegen die Richtung der jetzigen Literatur und Kritik auftreten, weil sie das ewige Princip des Höchsten unterdrückt und vernichtet, und nur das Gemeine und Alltägliche von ihr beachtet und getragen wird. Gleichen Vorwurf verdient die deutsche Kritik, wenn wir oft ein und dasselbe Buch so verschieden beurtheilt sehen, indem der Eine das als schön und groß erhebt, was ein Andrer in den Koth tritt und auf die niedrigste Stufe stellt. Poesie ist aber doch nur ein Wesen, und in allen Formen unverkennbar; wer dies nicht zu fassen und zu fühlen vermag, der kann sonst ein recht gelehrter Mann seyn, doch Kritiker ist er nicht, und ein Urtheil steht ihm durchaus nicht zu. Wer also kein Kunsturtheil hat, soll sich auch über Werke der

Digitized by Google

Kunst und Poesie nicht aussprechen; denn jede in dieser Beziehung öffentlich ausgesprochene Meynung ist ein Urtheil; wie unbillig sind also alle die guten bescheidenen Leute, die selbst fühlen, sie haben nur eine Meynung, und diese doch durch die Autorität ihrer Stellung als Urtheil geltend machen.

Von einem Kritiker darf man fordern, daß sein Verstand scharf und erleuchtet sey, daß sein Herz gebildet und human empfinde und vor allem, daß er selbst Genie besitze. Mit seinem Verstand muß er den Verstand des Dichters beleuchten, und ist sein Licht nicht heller, so stehen beide im Dunkeln. Mit seinem Herzen muß er alle Gefühle der Menschheit zu würdigen wissen, denn der ächte Dichter ist ein Weltbürger, und alle Leiden und Freuden der Menschheit finden in seiner Brust einen Anklang. Keinem Kunstrichter ist es erlaubt, die Persönlichkeit des Dichters in Conflict mit seinen Werken zu bringen, und es verräth die Anmaßung einer gemeinen Seele, die sich selbst einem Genie gegenüber ohnmächtig und beschämt fühlt, wenn sie den Tadel auf den moralischen Charakter eines Autors überträgt, um ihren niedrigen Zweck zu erreichen. Mit der Humanität des Herzens soll der Kritiker aber auch die strengste Wahrhaftigkeit verbinden, denn sie ist seine unverletzbare Achilles-Rüstung, und führt ihn ungefährdet aus jedem Treffen. Wer die Wahrheit gegen Jeden ohne Unterschied und Rücksichten frei und offen ausspricht, mag manche niedre Seele als Feind gegen sich haben; allein keine Intrigue und Chicane können das Recht je verunglimpfen oder unterdrücken.

Genie ist aber gleichfalls eine unerläßliche Bedingung. Soll das Urtheil sich nicht auf rein-wissenschaftliche Arbeiten beschränken, so darf dem Kritiker nicht der Blitz des Geistes und die Glut des Gefühls mangeln, womit er allein dem Genie in Höhe und Tiefe zu folgen vermag; keine bloße gelehrte Bildung und Kenntnisse geben das Recht ein poetisches Werk zu beurtheilen; der bloß gelehrte Mann ist dazu so wenig fähig, wie der starre Fels, das geheime Leben der Rose zu würdigen.

Die Herrschaft der ältern Schule ist freilich beinah ganz in sich selbst zerfallen; allein ihre Vorurtheile sind in das Volk übergegangen und halten sich noch in diesem. Die Manie, sich ein Kalb zur Verehrung auszuersehen, es vergoldet auf ein hohes Piedestal zu stellen und dann von der ganzen Welt einen gleichen einfältigen Köhlerglauben zu fordern, übt noch immer ihren Einfluß zum Nachtheil der Wahrheit und Poesie. Mit diesen guten Altgläubigen hat also die jetzige Kunst auch noch ihren Kampf zu bestehen, da sie die Flügel des Genie's zu binden versuchen, es blind und hart beurtheilen, und in ihrer Einfalt und Beschränktheit es als Frevel gegen ihren Götzen betrachten, wenn die frische Lebenskraft sich über ihn fortschwingen will. Von allen jenen Altgläubigen kann aber unsere Zeit nicht begriffen, folglich auch nicht beurtheilt werden; denn das Genie tritt jetzt mit einem ganz anderen Streben und mit viel höheren und ernsteren Zwecken auf, als zu den Tagen der müssigen Bewunderung des Volkes. Die Köpfe dieser jetzt aufstrebenden Geister sind daher auch nicht mehr mit Vorurtheils-Nebeln umhüllt, sie heben das Haupt hoch in den Sonnenschein der ewigen Wahrheit empor, und als Lieblingskinder der Natur saugen sie an ihrer Brust die höhere Vernunft und Lebenskraft ein, und mit dem lautersten Born des Lichts getränkt, wachsen und reifen sie ihrer ewigen Bestimmung immer herrlicher entgegen.

Die Masse hat von diesen heiligen Bestrebungen keinen Begriff, wie sie überhaupt sich in der Beziehung zu der gegenwärtigen Welt nicht begreift, sondern das Leben und sich nur in der Vergangenheit zu fassen und zu erkennen fähig ist. Deshalb sondert sie die Gedanken von sich, und kann das Buch oder die Schrift nicht mit ihrem Leben verbinden. Sie stellt das Buch oder die Schrift freilich oft höher, aber auch ferner, und begreift nicht, daß sie, wie sie sich als Erscheinung in der Gegenwart darstellt, bloß und allein durch die Schrift oder den Geist, der sich im Buche ausspricht, so geworden ist. Daher ist die Schrift der Verstand der Weisesten, der bescheidene Lehrmeister, der dann seinen Unterricht und die innere Bildung des Menschen beginnt, wenn die Schule ihn entlassen hat. Der ächte Schriftsteller ist im eigentlichen Sinne des Wortes Nation- und Volkslehrer, und was er einmal ausgesprochen, kann nur mit der Menschheit untergehen.

Alle Künste, Religionen und Staatsgesetze, alle Cultur und Industrie, verdanken der Schrift ihren gegenwärtigen Standpunct. Aber das Streben der neuern Zeit geht noch einen Schritt über das bisher bestehende Verhältniß hinaus; sie erkennt mit hellen Augen die Vergangenheit in der Gegenwart und will nur das Bessere von jener in sich aufnehmen, damit durch das todte Formenwesen ihre eigne lebendige Kraft, die aufblühen und wachsen will, nicht beengt werde. Hier beginnt nun der Kampf des Dichters, um in der Gegenwart zu wirken, um die Gegenwart zu geben, damit er von ihr empfange, da sie allein Eigenthum und unschätzbares Gut des Lebenden ist und mit seiner Existenz ewig verloren geht.

Von diesem Standpuncte aus darf man also nur das Streben der neueren Dichter beurtheilen; sie wollen mit ihren Kunstleistungen nicht allein ein müssiges Volk amüsiren; sondern den tieferen Sinn wiedergeben, der aus der Zeit spricht, denn diese ist mannbar geworden und reift ihrer Naturbestimmung entgegen, deshalb ist sie so ernst und in so dunkelm Streben befangen. Das Genie der Gegenwart hat ein anderes Ziel vor Augen, es tritt auf eine Bahn, die keiner gewandelt ist, daher fügt es sich auch nicht in den Geist der Kalbs-Anbeter, sondern belächelt ihre kindische Befangenheit. — Goethe und Schiller werden ewig große Dichter bleiben; aber unerreichbar sind sie nicht; sie haben die Bahn gebrochen, sie haben Wahrheit, Natur und Poesie wieder hergestellt, und uns die Aussicht und den Weg zu der höchsten Kunst gezeigt; aber damit schließt auch ihr Genie und nur die Einfalt kann ihnen Motive unterlegen, an die sie nie dachten; nämlich, daß mit ihren Bestrebungen alles Große erreicht und abgeschlossen sey, und sie nun allein von Ewigkeit zu Ewigkeit Verehrung und Anbetung verdienten.

Wir wollen diese Zeilen mit den schönen Worten Goethe's schließen, die erkennen lassen, daß ein ächtes Genie nie von so armseliger Eitelkeit und Ueberschätzung seines Talentes befangen ist. Zu seinem siebenzigsten Geburtstag singt er:

„Erwachse Baum, erwachs zum Weltvergnügen,
Schon seh' ich junge Sonnen-Aare fliegen!"

In diesen Worten liegt das schönste Vermächtniß seines großen edlen Herzens. Die feurige Begristerung für das ewig Schöne ist auch selbst mit dem Alter, das sonst alle zarten Gefühle verknöchert, noch wach und rege in ihm. Er denkt sich als wiederkehrende Erscheinung in die Zeit, und sieht den Eichensprößling, den er der Erde anvertraut, zum mächtigen Baum erwachsen; mit tiefer Bedeutung wünscht er „zum Weltvergnügen." — Die Poesie ist, wie die Schönheit, nicht das Kind eines Landes, ja nicht einmal der Erde, sondern des Alls; in diesem großen Weltsinn, soll unsere Poesie nicht allein zu einer Deutschen sondern zu einer ewigen aufwachsen, die unter allen Erden-Zonen schön und jung bleibt.

Dies Streben der Zeit erkennt aber Goethe mit den treffendsten Worten an, indem er den jungen Dichtern zuruft:

„Schon seh' ich junge Sonnen-Aare fliegen!"

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Digitized by Google

Literarische und Kritische Blätter der Börsen-Halle.

№ 1102. Hamburg. Mittwoch, den 30. September. 1835.

Herausgegeben von Gerhard von Hosstrup. Redigirt von F. Riebour und Rath, Dr. Ludwig.

Inhalt.

Beiruth. Von Jules Amic. (Beschluß.) . . . . . Seite 929
Paul Lander. Eine Geschichte, dreißig Jahr alt. . . . . „ 930

Beiruth.

Von

Jules Amic.

(Aus der Revue de Paris.)

(Beschluß.)

(R.)

Der Levantiner, welcher zu Beiruth als Consular-Agent fungirte, war von spanischer Abkunft und Quasi-Europäer. Dies Amt ist zwar gratis, aber dennoch in mercantilischer und politischer Hinsicht höchst werthvoll, daher die christlichen Unterthanen sehr darnach geizen. Der beiruther Agent, dem es vor allem darum zu thun war, Geld zu verdienen, beschäftigte sich nebenbei auch mit Discontiren, oder, richtiger gesagt, mit Leihen auf Pfänder, und in den Mußestunden, die ihm dann noch blieben, verschmähete er es nicht, den Kranken des Landes mit Rath und That an die Hand zu gehen, wofür er sich übrigens im Voraus bezahlen ließ. Die von ihm angenommene Qualification als Arzt erhöhte sein Ansehn unter den Syriern, die nur demjenigen, der schon nach sieben Monaten seit der Empfängniß auf die Welt gekommen ist, oder auch dem ersten dem besten Abenteurer, der aus Europa kömmt und mit einem fränkischen Hute und in fränkischer Tracht auftritt, die Eigenschaft, zu curiren, zutrauen, bedeutend. *)

Andererseits hatte die Sucht, sich in allen Stücken geltend zu machen und sich zu bereichern, diesem Agenten den Tadel und selbst die Verachtung all der Europäer zugezogen, die sich in der Stadt befanden. Aber den Spanier kümmerte diese Isolirung und diese kränkende Nichtbeachtung wenig, weil er sah, wie diejenigen, die sich über ihn erheben wollten, stets unter einander uneins und der Annehmlichkeiten des vertraulichen Umgangs beraubt waren, welche das Leben unter civilisirten Menschen in barbarischen Ländern ansprechender und sicherer machen; denn zu Beiruth ist es noch ein Anderes als in gewissen kleinen Städten unserer Provinzen: außer der gemeinen Rivalität, welche die einzige Beschäftigung derer ist, die im Müssiggang leben, giebt es noch etwas, das mächtig und unwiderstehlich ist, das diejenigen hassen macht, die man beneidet, und diejenigen beneiden, die man haßt; etwas mit einem Worte, das dahin wirkt, dem Nächsten zu fluchen. Selbst die Mahomedaner leben unter dem Einflusse dieses Phänomens, das sich über die ganze Türkei erstreckt, sie erfahren dessen Wirkungen trotz ihrer entschiedenen Liebe zur Ruhe und ihrer religiösen Discretion für Alles, was Privat-Angelegenheiten betrifft.

Nachdem wir das physische Aeußere von Beiruth beschrieben, und erwähnt haben, was den Charakter seiner gemischten Bevölkerung am meisten auszeichnet, haben wir nun noch der Nährquellen zu gedenken, die es darbietet, und der leicht zu erlangenden Mittel, welche den Aufenthalt dort unsers Bedünkens trotz Allem angenehm machen.

Man lebt, Dank der Ergiebigkeit des Bodens und der speculativen Aufmerksamkeit einiger fremden Kaufleute, im Durchschnitt gut zu Beiruth. Die nothdürftigsten Lebensmittel sind im Ueberfluß vorhanden, und auch die minder nothdürftigen, die im Orient durchaus als Luxus gelten, sind dort nicht selten. Das Volk consumirt von Letzterem gerade nicht viel, denn es kann für das mäßigste auf Erden gelten, indem es lediglich von Brod, Reis und Oliven lebt; aber die anwesenden europäischen Consuln, und die Reisenden, die sich nach einer stürmischen Fahrt oder nach einer beschwerlichen Route durch das Gebirge erquicken und stärken wollen, machen die Einfuhr der ausgesuchtesten und substantiellsten Speisen schon erklärlich. Mit Ausnahme von Zwiebeln, entbehrt dies Land all die Gartenfrüchte, die man bei uns findet. Vielleicht lernt man hier nun bald die Kartoffeln kennen, indem ein französischer Kaufmann deren dies Jahr mit Erfolg in der Umgegend von Tripolis gepflanzt hat, was nicht weit von hier ist. *) Für diese Entbehrung wird man aber durch einen gewissen Ueberfluß von auserlesenem Obst entschädigt, das in Europa wenig oder gar nicht bekannt ist. Die Orangen, Apfelsinen, Citronen, Granatäpfel, Paradiesfeigen und Datteln wären schon hinreichend, unsre Birnen, Aepfel, Aprikosen **) und selbst Pfirsiche in Schatten zu stellen, wenn nicht alle diese nördlichen Producte allein durch die Gebirgstraube hinlänglich ersetzt würden. Eine, nach der Oertlichkeit modificirte, verschiedene Temperatur zeitigt dort den Weinstock des Littorale, während er in den höheren Lagen später zur Reife kömmt. Jeder Tag giebt eine neue Ernte, und man kann fast sagen, daß die Traube an einem und demselben Tage blüht ***) und gepflückt wird. Demzufolge ist der Markt von Beiruth fast immer mit Trauben versorgt, und wenn sie auch nicht nach ihren verschiedenen Arten classificirt sind, so übertrifft doch die geringste darunter unsre Fontainebleau in demselben Grade, wie diese den Vorrang vor der Surene hat.

*) Das Hauptmittel des einen dieser Hippokraten, und das er bei jeglicher Krankheit anwandte, bestand aus einem Decoct von Hühnerfedern, die dem Thier, das er dann für sich behielt, in seiner Gegenwart ausgerupft wurden.

*) Tripolis ist drei Tagereisen von Beiruth entfernt.

**) Aprikosen giebt es auch in Syrien, aber sie kommen sämmtlich aus den Gärten von Damascus.

***) Plinius der Naturforscher macht viel Rühmens von den guten Eigenschaften, die zu seiner Zeit der Weinblüthe zugeschrieben wurden. Die Amanthe, sagt er, die in Syrien und besonders auf den Gebirgen von Antiochien und Laodicea wächst, wird am höchsten geschätzt.

Digitized by Google

Uebrigens ist es allbekannt, wie sehr die Weine des Berges Libanon vor Zeiten geschätzt worden sind. Derjenige, den man heutzutage zu Bicharai gewinnt, ist noch dem Cyperwein der Comthurei zu vergleichen, nur daß er sich minder lange hält. Diesem Fehler würde sicher auch abzuhelfen seyn, wenn die Türken, von welchen man doch sagt, daß sie sich auf dem Wege der Civilisation befinden, es über sich gewinnen könnten, einen Handelszweig zu cultiviren, der von dem Koran verpönt worden ist. Bis dahin werden sie die Maroniten Wein machen lassen, weil sie sie nicht daran verhindern können, und diese werden, mehr zum Zeichen ihrer Unabhängigkeit, als um ihre Genüsse zu mehren, damit fortfahren; denn sie behelfen sich mit Wasser, obgleich dasselbe von den vielen Quellen, besonders von denjenigen, welche Beiruth versorgen, einen brackigten und eisenhaltigen Geschmack hat.

Aber man ist stolz darauf, daß dem anders gewesen ist, als die Phönizier, welche sich auf dem Libanon niedergelassen hatten, den Saft der Trauben ausdrückten und, als eine ihren Gottheiten besonders liebe Gabe, auf den Altar sprengten; man ist stolz darauf, daß dem anders gewesen ist, als der prunkliebende Salomo seinen Lieblingen den köstlichen goldenen Gebirgswein vorsetzte; als Syrien, eine römische Provinz geworden, die Lucullusse seiner Metropole labte *); als die proconsularischen Legionen, wenn sie einmal auf den Küsten von Beiruth gelandet waren, sich empörten, um nicht wieder nach ihrem Vaterlande zurückzukehren. Der mächtige Einfluß des Weins war zu jenen fernen Zeiten so groß, daß ein griechischer Autor (Asklepiades) sagte: Es fehlt wenig daran, daß er nicht mächtiger ist als die Götter selbst!

Es war den Gläubigen Mohameds vorbehalten, das reichste Land auf Erden zu Grunde zu richten, so, daß es späterhin nur in christlichen Händen wieder wird gedeihen können. Die Völker dürfen sich weder von den Türken, noch von den Arabern etwas versprechen, und wenn wir unser Urtheil nach der Stadt fällen, die wir vor Augen haben, so würde die Gesammtmasse des syrischen Volkes, eine heterogene und träge Masse, um sich wieder zu heben, in eine einzige Nation verschmolzen, für ein gleiches Interesse erwärmt, und auf ein gleiches Ziel zugeführt werden müssen.

Wie sehr ein solcher Zustand nun auch zu beklagen ist, so hat doch Beiruth, so wie die älteren Revolutionen und die neueren Kriege es gestaltet haben, dennoch Annehmlichkeiten genug, um die Ausländer anzuziehen und ihnen zu gefallen; dies kömmt daher, daß die Natur vorbedächtig Wohlthaten spendet, welche die Hand der Menschen nicht vertilgen kann, und Vortheile, die ihre Laune nicht über den Haufen zu werfen vermag. Diese Vortheile und diese Wohlthaten beruhen hier in der bewundernswürdigen Lage der Häuser, die insgesammt die Aussicht auf das Meer haben; in einem reichen und üppigen Boden, der wider die Einbrüche der Beduinen und wider die unbeständige Temperatur der Wüste geschirmt ist, und endlich in der unschätzbaren Beschaffenheit der Atmosphäre, welche die Wechselfieber abhält, die in den benachbarten Städten, wo sie sich zu bestimmten Zeiten einstellen, so häufig sind. **)

Wenn man nun noch die Aussicht, sein Glück zu machen, welche ein vielbesuchter Hafen darbietet, und die Vortheile gewisser Prärogative, die man den Consuln dieses Hafens verdankt, in Anschlag bringt, so findet man es schon erklärlich, daß so viele morgenländische Christen gern dahin kommen und manche unter ihnen sich mit ihren Familien dort ansiedeln.

Sie können, ohne vom Fleck zu gehen, die Sitten von zwanzig Nationen studiren, die Typen von zwanzig verschiedenen Geschlechtern vergleichen; sie können den elementarischen Forschungen von syrischen Alterthümern obliegen, und, an den neueren Mauern der jetzigen Stadt, die Gränzen der alten Stadt berechnen, welche früher so berühmt war als die reichen und mächtigen Republiken Tyrus und Sidon. ***) Sie können ferner die Geheimnisse der Natur sondiren oder sich von deren Schöpfungen Raths erholen, denn selten möchten sie anderswo mit einem Blick eine so weite Wasserfläche, eine so lange Folge von Bergen übersehen und es mit ihrer Untersuchung so leicht haben.

Leider ist jedoch das Lebensziel der Europäer wie der Asiaten hier sehr ungewiß, indem sie beide gleich sehr den Angriffen der Pest erliegen, welcher Würgengel oft sehr arg hauset.

Indessen ist diese Plage, die zuweilen im Innern von Syrien selbst ausbricht, jedoch häufiger aus Aegypten oder Klein-Asien eingeführt wird, zu Beiruth minder bösartig, als in jeder andern türkischen Stadt, weil die Einwohner hier vermöge ihrer allgemeinen Wohlhabenheit mehr dazu thun können, sich zu schirmen, und ihnen im schlimmsten Falle der Rückzug in die Steppen des Libanon bleibt, wo sie vollkommen sicher sind.

*) Volney sucht in einer langen Note im zweiten Bande seines Werkes den Geschmack der Alten, durch die Behauptung zu verdächtigen, daß der Wein vom Libanon nicht lieblich sey. Er sagt, er wäre zu gezuckert, widerspricht sich aber selbst und bringt den Geschmack der griechischen und römischen Feinschmecker wieder zu Ehren, indem er andern Orts zugiebt, die Weine des Libanons wären in einigen Cantonen fast von derselben Qualität wie unsere Bordeauxweine.

Auch müssen wir der Meynung desselben Verfassers, als hätten die Alten, von deren Vervollkommnung und Delicatesse noch so viele Spuren vorhanden sind, zum Auspressen der Trauben keine bessere Methode gehabt als die jetzigen Bewohner des Berges Libanon, rohe und ungeschickte Menschen, fast alle von den mahomedanischen Sitten angesteckt und nicht einmal mit den Mitteln bekannt, um ihre Producte zur Ausfuhr cächig zu machen, widersprechen.

Aus allem diesen muß man folgern, daß Volney ein Wassertrinker war, und daß er im Verhältniß des geringen Drangs, den er hatte, unter einem glühenden Himmelsstriche geistige Getränke zu genießen, den ihm eignen Widerwillen dagegen auf Rechnung der Qualität derselben brachte. Er würde schon anders gesprochen haben, wenn man ihm die weißen Weine vom Goug oder die rothen Weine vom Bicharai in Frankreich vorgesetzt hätte.

**) Einige Reisende behaupten, daß diese Krankheiten zu Beiruth seit der Zeit aufgehört haben, wo auf den Anhöhen, die es beherrschen, auf Befehl des Emirs Fakreldin, Anpflanzungen von großen Fichtenwäldern gemacht worden sind.

***) Sur und Saide, die man an der Küste, zwischen Beiruth und St. Jean d'Acre vorfindet.

Paul Lander.

Eine Geschichte, dreißig Jahre alt.

(Aus The Analyst)

(I.)

Die Wahrheit ist wunderbar, wunderbarer oft als die Dichtung.

In einem Dorfe, entfernt von dem Tumult von London, lag in der Tiefe eines schönen Thales eine der reizenden englischen Hütten, die unter dem Namen cottages bekannt sind. Die sie umgebende Natur bot die wildeste Fruchtbarkeit dar; hohe Bäume beschatteten mit ihren verflochtenen Kronen einen Bach, in dessen Wellen sich Lilien, Narcissen und Angley spiegelten. Zuweilen erleuchtete ein durch dieses Laubdach dringender Sonnenstrahl plötzlich die silberne Oberfläche. Da vernahm man den lieblichen Gesang der da friedlich weilenden Vögel und die Felder waren mit dem glänzendesten Grün bedeckt. Die Stille dieser einladenden Wohnung wurde während des Tages nur durch den Ton der Kirchenglocken und des Nachts durch das Lied der Nachtigall unterbrochen.

Digitized by Google

Diese Hütte, auf welcher der Segen des Friedens und sanfter Freude ruhte, gehörte Luke Lander. Es lag in der That ein unendlicher Reiz in diesen mit Jasmin und Geisblatt bedeckten Mauern, worin die Bienen Honig sammelnd umherschwärmten.

Luke Lander war ein glücklicher Mann, zufrieden mit dem, was er besaß. Er war es nicht minder durch die Empfindungen und Neigungen seines Herzens. Er liebte seine Frau, eine gute und einfache Wirthschafterin, mehr noch die beiden Söhne, die sie ihm gegeben; er genoß der Früchte seiner Arbeit, Gott in Demuth dankend und voll Vertrauen in seine Güte, und die Furcht vor der Zukunft trübte nie sein gegenwärtiges Glück.

Mehrere Jahre lang lebte so Luke Lander und seine Frau beneidenswerth in ihrer angenehmen Zurückgezogenheit; ihre Kinder wurden groß und erfüllten ihr Herz mit Freude. Der Charakter dieser beiden Söhne war völlig verschieden: Eduard, der jüngste von beiden, ein robuster und schöner Knabe, war ganz Thätigkeit; heiter und keck schien er dem Schmerz fremd zu seyn, obgleich sein Herz gut und gefühlvoll war; der ältere, Paul, war im Gegentheil ein ernstes Kind, sanft und bedacht; er brachte ganze Stunden damit zu, seine Schulbücher zu lesen und sehr selten hatte sein Lehrer über seine Trägheit zu klagen. Jeden Morgen verließen die beiden Brüder früh das Thal, mit ihren Büchern beladen; aber kaum hatten sie die Hütte aus dem Gesichte verloren, daß Eduard auf die Bäume kletterte, über die Graben sprang ꝛc. und der Lehrer konnte sich sehr glücklich schätzen, wenn der ungelehrige Schüler nicht ganz hinter der Schule wegblieb. Er war in dieser Hinsicht unverbesserlich und der Lehrer ganz müde, ihn wiederzunehmen und zu strafen. Paul war Zeuge aller lustigen Streiche seines Bruders, die er zuweilen belachte, aber niemals theilte. Er studirte ohne Unterlaß und wenn es ihm gelang, seinem wilden Bruder zu entwischen und sich an einen einsamen Ort zurückzuziehen, so vergingen oft mehrere Stunden, ehe er daran dachte, seine geliebten Bücher zu verlassen. Dieser Geschmack wurde eine wahre Leidenschaft, die ihn alles übrige vernachlässigen ließ, selbst seine Aeltern, die sich im Stillen über seine Gleichgültigkeit beklagten. Einer seiner Freunde verschaffte ihm einige wissenschaftliche Bücher und mit diesen Büchern, ohne Hülfe irgend eines Lehrers, erlangte Paul bald tiefe Kenntnisse.

Der junge gelehrte Bauer liebte früh Anna Gadsbill, Tochter eines Dorfbewohners; er sagte es ihr und das einfache Mädchen schenkte ihm ihre Gegenliebe. Zuweilen gingen sie zusammen spazieren und die naive Anna hörte ihn gern von Allem reden, was ihn beschäftigte; dann, wenn er geendigt hatte, strich sie ihrem Geliebten die Locken aus der Stirn, die sie beschatteten und betrachtete ihn mit Bewunderung, glücklich über alle die sonderbaren Sachen, die er ihr gesagt. Dann hörte sie ihn wieder und glaubte alles, was er ihr sagte, selbst wenn sie es nicht verstanden hatte: für sie war Paul das Orakel der Wahrheit; der Grund ihres Glaubens war die Liebe; aber wenn sie bemerkte, daß selbst neben ihr die Einbildungskraft ihres Geliebten in der Ferne schweifte, so rief sie ihn durch einen Kuß in das wirkliche Leben zurück.

Nach einigen Jahren ungetrübten Glückes wurde die Ruhe Luke Landers gestört. Mehrere Ursachen vereinigten sich zu seinem Ruin; ein Unglück kommt selten allein. Die Treulosigkeit eines Freundes vollendete seinen Sturz. Dieser Freund, für den er wegen einer bedeutenden Summe gebürgt hatte, verließ das Land vor der Verfallzeit der Zahlung und ließ die ganze Verantwortlichkeit auf Lander lasten, der, niedergedrückt von diesem Schlag, seine ganze Energie verlor; das Betragen Pauls, das er nicht begreifen konnte, erhöhte noch seinen Kummer.

Oft saß der arme Greis mehrere Stunden lang unbeweglich, seufzend und Thränen vergießend, ohne selbst seine Frau und seinen Sohn, die um ihn waren, zu bemerken. Gott schien den Armen in seinem Alter zu verlassen; er konnte noch weinen, aber er konnte nicht mehr beten. Dann nahte sich seine Frau, ihn mit unaussprechlichem Schmerze betrachtend, und wenn sie sanft die Hand auf seine Schulter legte, so fuhr er zusammen, als wenn er aus einem schweren Traum erwachte, sah sie starr an und wenn sie ihm mit schmeichelnder Stimme sagte: Luke, Deine Frau bleibt Dir noch, so schien sein Herz brechen zu wollen. Dann nahm sie seine Hand, sie weinten zusammen und theilten den Schmerz, wie sie ehedem ihr Glück getheilt hatten. Nicht minder redete ihm sein jüngerer Sohn zu, machte ihm sanfte Vorwürfe, daß er sich so ganz der Verzweiflung überließ, bat ihn, Hoffnung auf ihn zu setzen und sagte, daß er Kraft in sich fühle und für Alle arbeiten würde; und wenn er so sprach, so rötheten sich seine Wangen, seine Augen glänzten und er drückte sanft des Vaters Hand. Paul sagte nichts; seine Augen füllten sich mit Thränen und er ging hinaus, um zu weinen.

Mitten unter dieser trostlosen Umgebung war er stets mit seinen Büchern beschäftigt; die Morgenröthe und der Abendstern fanden ihn immer in seinen Studien versenkt und er schrieb ohne Unterlaß. — Inzwischen nahte die entscheidende Epoche, wo die verbürgte Summe bezahlt werden mußte, und der Greis hatte keine Ruhe mehr. Eine Nacht, wo ihn der Schlaf floh, ging er, wie von einer Ahnung getrieben, nach dem Zimmer seiner Söhne; Eduard lag in tiefem Schlafe, aber Paul war verschwunden; die Papiere, die sonst in Masse aufgehäuft lagen, waren fort; nicht ein Blatt war mehr zu sehen. Der erschrockene Vater weckte seinen jüngern Sohn und fragte ihn vergebens: als er einschlief, saß sein Bruder am Tisch und schrieb; er hatte sein Weggehen nicht bemerkt. Der Tag verging und Paul kam nicht wieder, und als der Abend kam, suchten ihn Vater und Bruder vergebens an seinen Lieblingsorten. Die Nacht kam und der Mond, der ihn sonst arbeitend in seinem Zimmer fand, beleuchtete diesmal ein verlassenes Gemach. Die Berge und Thäler wiederhallten vergebens seinen Namen; er antwortete nicht.

Luke war untröstlich, trotz der Sonderbarkeiten und scheinbaren Gleichgültigkeit Pauls; er war stolz auf sein blasses und trauriges Gesicht, ohne sich sagen zu können warum; es lag ein geheimer Zauber darin, der ihn ihm lieber machte, als Eduard. Kaum beleuchteten die ersten Strahlen der Morgensonne die Hütte, wo die trauernde Familie beisammensaß, als man an der noch verschlossenen Thür klopfen hörte. „Mein Sohn Paul," rief der Greis und stürzte nach der Thür; er drückte ihn an sein Herz und murmelte: „Nun fürchte ich nichts mehr." Dann betrachtete er ihn ängstlich und strich ihm das Haar aus der blassen Stirn. Alle weinten lindernde, wohlthuende Thränen; Paul allein weinte nicht, sprach nicht; er schien mit ganz etwas anderem beschäftigt. „Paul, mein Sohn Paul," flüsterten Vater und Mutter und berührten ihn mit den Händen, gleichsam um sich zu vergewissern, daß er es wirklich sey. Da sprach Paul, ihre Hände sanft wegschiebend: „Liebe Aeltern! ich bin sehr müde; der Kopf schwindelt mir, ich erkenne Euch kaum; der Schlaf wird mich herstellen."

Ungefähr acht Tage darauf empfing Luke einen Brief, durch welchen man ihn benachrichtigte, daß wenn der von ihm verbürgte Schuldschein binnen drei Tagen nicht bezahlt würde, man sich seiner Person und seiner Güter nach der Strenge der Gesetze bemächtigen werde. Was nun thun? Keine Freunde, keine Hoffnung, kein Mittel, einem Loose zu entgehen, das schlimmer war, als der Tod. Gefängniß! in einen dunkeln Kerker eingesperrt zu werden und sich dem Auswurf der Menschen beigesellt oder doch gleichgestellt zu sehen ohne ein Verbrechen begangen zu haben, ohne sich nur etwas Unmoralisches vorwerfen zu können; ins Grab hinabzusteigen, ohne sich von diesem Schimpf wieder erheben zu können. „Das ist zu viel, o Gott! rief der Greis aus, nimm mir das Leben, bevor die Verzweiflung mich wahnsinnig macht."

Digitized by Google

Am Abend des zweiten Tages war die ganze Familie versammelt und sah, in schweigendem Schmerz verloren dem Scheiden von der einst so glücklichen Hütte, von Allem, was sie umgab, entgegen; das Feuer war erloschen, alles war in Unordnung. Der arme Luke war in Verzweiflung; seine Frau schien den Tod zu erwarten. Paul warf von Zeit zu Zeit einen ängstlichen Blick durch das offene Fenster und schien ganz von einem der ihn umgebenden traurigen Szene fremdem Gedanken absorbirt zu seyn; er lauschte jedem Laut, der von Außen kam und senkte dann niedergeschlagen das Haupt, wenn er erkannte, daß es nur der Wind oder das Geräusch der Blätter gewesen war. Auch der lebendige Eduard war ganz verändert und seine sonst so freie Brust von Schmerz überwältigt. Aber wer schildert den Schrecken Aller, als der Greis ausrief: „Sie kommen" und ohnmächtig auf den Boden sank. „Ja, sie kommen," sagte Paul, „sie kommen." Ein Wagen hielt; zwei Personen stiegen aus und klopften lebhaft an die Thür der Hütte. Eduard ging ans Fenster und fragte mit trockener Stimme, was man wolle? — „Wohnt hier nicht Luke Lander?" fragten die Unbekannten. — „Ach," sagte Eduard, „ihr kommt, und wie Vögel in der Schlinge zu fangen; wir wissen, wer ihr seyd." — Die Frage wiederholte sich: „Wohnt hier Luke Lander?" — „Nun, und wenn es wäre" stammelte Eduard zitternd und mit kaum noch hörbarer Stimme.

Die Fremden flutten einen Augenblick, dann wendete sich einer von ihnen an Eduard und sagte mit sanfter Stimme: „Es ist ein Freund, der zu Ihnen spricht." — „Ein Freund?" wiederholte der Jüngling zweifelnd. Bevor er von seinem Erstaunen zurückkommen konnte, eilte Paul nach der Thür, öffnete sie und stand vor den Fremden. Die Dämmerung machte sein Gesicht noch blasser, als es war; aber auf seiner erhabenen Stirn lag unverkennbare Hoheit. Er wartete mit Ruhe, daß die Fremden das Motiv ihres Besuches sagten. „Mein Herr," sagte der eine von ihnen, sichtlich ergriffen von seinem Anblick, „ich suche Paul, Sohn von Luke Lander, und er soll nicht bange seyn, wenn ihm Sir James Westbery die Hand reicht." Bei diesen Worten neigte sich der Fremde. — „Mein Herr," erwiederte Paul hierauf, „ich bin Paul Lander." — „Nein, nein," rief der arme Vater, indem er sich zwischen seinen Sohn und den Fremden drängte, den er mit verirrten Blicken anstarrte, „ich bin Luke Lander, der arme Schuldner; verstehen Sie mich?"

Der Fremde that einen Schritt zurück; aber einen Theil der Wahrheit errathend trat er in die Hütte, nachdem er seinen Bedienten befohlen, sich in einiger Entfernung zu halten. Der arme Vater wankte und schien zitternd zu erwarten, was da kommen würde. Der Unbekannte ergriff die Hand des Jünglings und wiederholte mit Herzlichkeit die Frage: „Sind Sie Paul Lander?" — „Ja." — „Sind Sie der Verfasser der Arbeit, die mir an dem und dem Tage zugeschickt worden ist?" — „Ja," antwortete Paul halblaut. — „So fühle ich mich glücklich, Sie kennen zu lernen und komme, Ihnen meine Freundschaft und meinen Schutz anzubieten, der Ihnen vielleicht nicht unnütz seyn wird und Zufriedenheit und Glück in ein Haus zurückführen kann, wo ich deutliche Spuren von Unglück sehe." — „Glück? Glück?" murmelte Luke zweifelnd und nicht zu begreifen scheinend, was um ihn vorging: „wer spricht hier von Glück?" — „Ruhe, mein Vater, Ruhe," sprach Paul, ihn liebkosend. — „Ja Glück," fuhr der Fremde fort, indem er sich gegen den Greis wendete; „Ihr Sohn ist einer der merkwürdigsten Menschen unserer Zeit." — Paul stand, bei diesen Worten von freudiger Ahnung ergriffen, bewegungslos da; da trat der Fremde zu ihm und fuhr fort: „Die Comitee der Lords-Commissaire der Admiralität hat erkannt und erklärt, daß Ihre Entdeckungen und Erfindungen der Marine und dem königlichen Dienste von großem Nutzen seyn können, und hat mich beauftragt, Ihnen zweihundert Pfund Sterling anzubieten und Ihnen anzuzeigen, daß Ihnen eine lebenslängliche Pension von gleichem Betrag angewiesen und geschert worden ist."

„Zweihundert Pfund Sterling!" rief der Greis aus. „Mein Gott, mein Herr, spotten Sie unserer nicht; ich bin ein ruinirter Mann und bereit, mich meinem Schicksal zu unterwerfen; aber schonen Sie diesen Jüngling, er wollte nichts Böses thun, dessen können Sie gewiß seyn." — „Dann, als leuchtete ihm plötzlich ein Strahl von Hoffnung, murmelte er: „Glück! zweihundert Pfund!" — Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Fremde die Hand des Greises und legte so viele Goldstück hinein, als sie fassen konnte. Luke sah das Gold an, gleichsam als wolle er sich erst ganz überzeugen, daß es keine Täuschung sey, dann den Fremden, seine Söhne, seine Frau und endlich seine liebe Hütte: „Ich Paul, mein geliebter Sohn! welch ein Glück! o mein Weib! meine Kinder!" Mehr vermochte er im Uebermaaß des Entzückens nicht hervorzubringen. Es war ein rührendes, entzückendes Schauspiel und der gefühlvolle, theilnehmende Fremde genoß es in vollen Zügen.

Nach und nach gewöhnte sich die arme Familie an die Wahrheit und vergoß Thränen der Freude und der Dankbarkeit. Paul stand da blaß, unbeweglich, mit kaltem Schweiße bedeckt, ohne Thränen und fast ohne Leben, als man ein leichtes Geräusch vernahm; ein Mädchen drang in die Hütte — ohne um sich zu schauen, ohne zu sprechen, kniete sie vor Paul nieder, ergriff seine Hand und preßte sie gegen ihre Lippen. Er sah in ihre Augen voll Thränen, in ihr von schönen locken umflossenes bleiches Gesicht und erkannte seine geliebte Anna; schweigend lagen sie einander in den Armen und nun löste sich auch seine stumme Freude in süße Thränen der Liebe und des Entzückens auf.

So zog das Glück wieder, schöner als zuvor, *in die* erigende Hütte ein, welcher es den Rücken kehren zu wollen eine kurze Zeit geschienen hatte. Es war nur eine kurze Prüfung der Tugend gewesen, und Luke dankte auch dafür Gott in Demuth, festes Vertrauen für die Zukunft gelobend.

Was Paul betrifft, so ist sein Name jetzt einer der berühmtesten von Großbritannien.

Wir können uns zu vorstehendem Aufsatze einer kurzen Nachrede nicht enthalten. Wir glauben, daß er die Theilnahme unserer Leser, besonders derer, die den Wechsel irdischen Glückes aus Erfahrung kennen, in Anspruch nehmen wird; nichts desto weniger befindet man sich bei Beurtheilung desselben in einer eigenen Lage — man fühlt sich trotz des erwünschten Ausgangs nicht ganz befriedigt. Ist die Geschichte buchstäblich wahr, so läßt sich dabei nichts thun und in dieser Voraussetzung haben wir den treu wiedergegebenen Thatsachen nichts hinzugesetzt; ist aber Dichtung dabei, so ist sie mangelhaft. Der Stoff taugte zu einem Drama und besser noch zu einer Novelle; darin müßte aber die Geliebte Pauls nicht so müssig und überflüssig stehen und Eduard, für welchen die erste Beschreibung Erwartung und Theilnahme erregt, müßte handelnd eingreifen auf seine Weise und nach seinem Charakter, wie Paul nach dem seinigen. Auch der treulose oder nur treulos scheinende Freund (zu welchem von beiden ihn der Dichter nun immer machen möchte) müßte nicht ganz verschwinden; vielleicht könnte sein Wiedererscheinen oder seine Wiederauffindung Eduards Werk seyn.

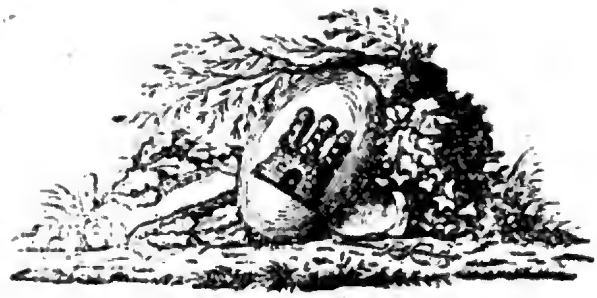
D. Red.

Gedruckt in der Börsen-Halle.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Buchbinderei
H. Pantele
8012 Riemerling/Mü
Telefon 6 01 63 20